# Die Zukunft

Herausgeber:

## Maximilian Harden.

Sechsundachtzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1914.

Go gle

Rec. Hist.
Harrass
4-23-31
23211

# Inhalt.

1813 s. Kaiserland.
1814 s. Weltbrand.
1864 . . . . . 403
AEG s. Zinsgarantie.
Aktien s. Zinsgarantie.
Aktionärwünsche . . . . . 270
Amerika s. Deutsch-Amerika, s. a. 1913.
Anfang, der . . . . . 360
Anleihen s. Orientgeschäfte.
Antwort . . . . . 268
Balkanwirrniß . . . . . 95
Ballade der Witwe . . . . 230
Bankabschlüsse . . . . . 338
Banken s. 1913, s. a. Groß und Klein.
Berliner Osthafen . . . . 255
Brief, ein . . . . . 401
Brief eines Dichters . . . . 196
Briefe . . . . . 163
Bulgarische Anleihen siehe Orientgeschäfte.
China s. Orientgeschäfte.
Danzig s. Virement.
Déroulède s. Virement.
Deutsch-Amerika . . . . . 33
Deutschlands Reichthum s. Ist Deutschland reich?
Diamantenmarkt s. Fiskus und Geschäft.
Dichter, ein vergessener . . . 83
Diskont s. 1913.
Dresdener Theater . . . . 252
Dublin . . . . . 149
Dynastie s. Nation.
Eisenindustrie . . . . . 153
Elsaß-Lothringen s. Kaiserland, s. a. Löschgranaten.
England s. Liquidation.
Erkenntnißkritik . . . . . 294
Ernten und Handelsbilanz s. 1913.
Fiskus und Geschäft . . . . 66
Genesis s. Kaiserland.
Germanische Lehren aus Amerika 323, s. a. Brief, ein 401
Geschäft s. Fiskus und Geschäft.
Glaube . . . . . 90
Goldreserven s. Reserven.
Gottsucher . . . . . 231
Groß, Otto, der Fall . . . . 304
Groß und Klein . . . . . 370
Gruppes Erweckung . . . . 14
Gruppe s. Briefe . . . . 167
Hamburg-Amerika-Linie siehe Aktionärwünsche.
Hohenstoffeln s. Briefe . . 168
v. Jagow s. Kaiserland.
Jenseits . . . . . 141
Illusion . . . . . 236
Industrie s. 1913.
Ist Deutschland reich? . . . 391
Judicum s. Kaiserland.
Kaiserland, das . . . . . 1
Kaligesetz s. Fiskus und Geschäft.
Kaufmann von Venedig siehe Theater.
Kokowzew s. Russensteine.
König Lear s. Theater II.
Kurse s. 1913.
Leibpage, der . . . . . 356
Leiden, wie das, in die Welt kam. . . . . 185
Liquidation . . . . . 35
Lissauers Gedichtwerk . . . . 257
Löschgranaten . . . . . 69

Google

b. Mackensen s. Virement.
Mann, der, ohne Ohren . . . 63
Maria Stein . . . . . 266
Mexikos Bankerot . . . . . 134
Napoleon Bonaparte siehe Weltbrand.
Nation und Dynastie . . . . 116
1913 . . . . . 20
Nietzsche, der einsame . . . . 298
Norddeutscher Lloyd siehe Aktionärwünsche.
Oculi . . . . . 341
Orientgeschäfte . . . . . 300
Osthafen s. Berliner.
Paris s. Virement.
Preußen. . . . . 132
Preußenspiegel . . . . . 103
Preußische Konsols siehe Illusion.
Reichsbank s. Reserven.
Reichelbräu s. Aktionärwünsche.
Reserven . . . . . 202
Rombach s. Zinsgarantie.
Romeo und Julia siehe Theater III.
Ruhm . . . . . 80
Russensteine . . . . . 307
Russische Finanzen siehe Russensteine.
Rüstungen s. Oculi.
Scheidemandel . . . . . 100
Schiffahrt s. 1913.
Schmoller als Lehrer . . . 122
Schwarze Seelen . . . . 352
Selbstanzeigen . . 198, 261, 333
Serbische Anleihen s. Orientgeschäfte.
Shakespeare-Cyklus siehe Theater.
Sommernachtstraum, ein siehe Theater.
Staatspapiere s. 1913.
Stein, Freiherr vom und zum s. Kaiserland.
Stille Gesellschaft s. Liquidation.
Stralzio s. Liquidation.
Straßburg s. Virement.
Theater I . . . . . 205
Theater II . . . . . 239
Theater III . . . . . 273
Türkische Anleihen s. Orientgeschäfte.
Türkische Heer, das, und Deutsche Offiziere s. Russensteine.
Villiers de l'Isle Adam siehe Dichter, ein vergessener.
Virement . . . . . 171
Volksschulordnung in Großberlin . . . . . 126
Waarenhaus, das, der vernünftigen Menschen . . . 137
Wechselzinsfuß s. Fiskus u. Geschäft.
Weihnachtmessen, die drei . . 16
Weltbrand . . . . . 373
Worte vor dem Leben . . . 362
Zabern s. Reichsland, s. a. Löschgranaten.
Zinsgarantie . . . . . 398

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 3. Januar 1914.

# Das Kaiserland.

## Genesis.

Herrschsucht und Lauheit, Genußliebe und Aufgeblasenheit nennt, an Jonathans Tag im schwindenden Jahr 1813, Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein in einem an Gneisenau gerichteten Brief die Merkmale kleindeutscher Regirungpolitik; ihre Souverainetät, stöhnt er, habe sie ja stets nur mit dem Aufwand von Unterthanenblut und Niederträchtigkeit erhalten. Dem Sechsundfünfzigjährigen, in schmerzender Erfahrung Gereiften darf man glauben. Sechs Jahre ists her, seit ihn, weil er schon Verwesendes einscharren, Preußen zum Kampf um die Freiheit stärken wollte, sein König barsch aus dem Ministerium wies; seit er in Friedrich Wilhelms Kabinetsordre las: „Ich habe zu meinem Leidwesen gesehen, daß Sie als ein widerspänstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und sein Talent pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft, persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Wenn Sie nicht Ihr respektwidriges Benehmen zu ändern Willens sind, kann der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen.“ Auch von seinem Schicksal gilt der Satz, den Treitschke 1894 drucken ließ: „Die Undankbarkeit der Hohenzollern sollte er gründlich kennen lernen, den unschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preußischen Königen

Google

allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm der Erste ganz frei geblieben sind.“ Stein hat sein Lebenswerk ohne den König (der ihn einmal noch zurückholte, doch bald wieder, zaghaft, fallen ließ), gegen den König erwirkt und leidlich gesichert. Auf Monarchen hat er nie mehr hoffen gelernt; niemals sich aber aus dem Glauben an seines Volkes Zukunft gelockert. Und zwei Tage nach dem Muthbrief an Gneisenau kann er an seine Frau schreiben: „In wenigen Stunden ist ein Jahr verflossen, das nach elf blutigen Schlachten Deutschland vom französischen Joch befreite; möge das folgende uns den Untergang des Tyrannen und das Wiederaufblühen eines glücklichen Vaterlandes herbeiführen!“ Deutschland, schreibt in der selben Stunde Johann von Oesterreich, „das herrliche Land, dieses erste Volk durch Herz und Gemüth und Wissenschaft, durch Kraft und Willen, erhebt sich und glänzt da, wo ihm sein Platz gebührt. Frei lebe ich nun mit meinem Vaterland und brauche nicht mehr Uebermuth zu dulden.“ Silvesterabend 1813. In der Neujahrsnacht überschreitet Blücher den Rhein. Jetzt, spaßt er, „sollt Ihr alten Pommern Französisch lernen“. Noch Einer, der gegen Wetterwechsel früh abgehärtet ward. König Fritz hat ihn eingesperrt und weggejagt, weil der störrige Husar zu ihm aufzubrüllen wagte: „Der Von Jägersfeld, der kein anderes Verdienst hat als das, der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen worden. Ich bitte Eure Majestät um meinen Abschied.“ Antwort: „Der Rittmeister von Blücher soll sich zum Teufel scheren.“ Jetzt: Marschall; Abgott des Heeres, Hoffnung des Hofes. Doch dem Einundsiebenzigjährigen sitzt noch der Hitzkopf des Rittmeisters auf dem stämmigen Rumpf. Orden und Ehren? „Wie ein altes Kutschpferd sehe ich mit dem vielen Zeug aus; und Alles bringt bis dato nichts ein. Ich bin in meine alte Krankheit verfallen, bin verliebt, und zwar in die Großfürstin Katharina; diese liebenswürdige Fürstin hat mich den Namen ‚Der deutsche Suworow‘ gegeben“. Ein Glück, daß die Zeit faulen Friedens und frankfurter Festseligkeit vorüber ist; dem „lieben Malchen“, das nun wieder alle Weibsen der Erde überstrahlt, kann er melden, daß seine Truppen jenseits vom Rhein mit Freudenthränen empfangen wurden, und noch aus Nancy berichten: „Das Volk ist hier arm und unter dem grausamsten Druck der Abgaben; sie segnen mich, da ich alle Douaniers, em-

Google

ployés und Gendarmen zum Teufel gejagt und ihnen freien Handel und Verkehr erlaubt habe.“ Auch hinter ihm läuten aus dem ersten Schnee schon die Glöckchen der Lenzeshoffnung. Aus dem badischen Freiburg schreibt Prinz Wilhelm von Preußen an die Schwester Charlotte: „In der Neujahrsnacht fuhren wir nach Mannheim, um dem Uebergang des Corps Sacken über den Rhein beizuwohnen. Gegenüber der Neckarmündung lag eine sehr feste Redoute. Diese mußte genommen werden, ehe man die Schiffbrücke aus dem Neckar rausbringen konnte, um sie zu schlagen. Die Redoute war durchaus mit Sturmpfählen frisirt und theils mit Palissaden. Ohne einen einzigen Sturmpfahl auszureißen, nahmen die russischen Truppen die Redoute mit der ungeheuersten Bravour. Ein eigener Neujahrsanfang, aber ein ewig unvergeßlicher Tag für mich. Nie vergesse ich den Anblick, als wir bei den Truppen ankamen und sie uns mit dem ungeheuersten Hurra empfingen. Sie standen dicht am Rhein; nun wurden sie übergesetzt. Papa und wir folgten ihnen und kamen glücklich am linken Rheinufer an. Als wir landeten, erscholl aufs Neue von Allen Hurra! Bei der Schanze blieb man nicht so heiter, wenn man die vielen Toten, Sterbenden und Blessirten sah. Zum Andenken nahm ich einen französischen Czakoadler mit, den ich in der Redoute fand; auch vom linken Rheinufer einige Steine, die ich übersende, und aus Mannheim Bonbons.“ Noch glaubt er „bestimmt“, daß die verbündeten Heere nicht bis nach Paris, „nach dem wahren moralischen Sumpf“, marschiren werden. Schon aus Chaumont aber kommt, im Januar, der Ruf: „Unser Marsch geht gerade auf Paris. Merkwürdig ist es, daß uns die Schlacht von Leipzig bis nach Paris bringt; es kommt mir vor wie beim Post- und Reisespiel: bei Leipzig warfen wir einen glücklichen Pasch und der bringt uns nun hierher!“ Am Tag des Einzuges in Paris spricht Zar Alexander: Wir geben den Franzosen das alte Königthum und die alten Grenzen zurück. Der Staatskanzler Hardenberg fordert Straßburg und Landau für Deutschland. Vergebens. Talleyrand betheuert, der Friede werde, könne nur dauern, wenn die Sieger auf jede Entehrung Frankreichs verzichten. Und die Verbündeten stemmen sich, Metternich vornan, gegen den preußischen Anspruch. Nur Kaiserslautern wird, weil Wilhelm Humboldt von diesem Posten nicht weicht, gerettet; das ganze Moseldepartement aber,



Google

der Elsaß, sogar Saarbrücken dem König von Frankreich zurückgegeben. Von den blutigen Feldern haben die deutschen Völker weder Einheit noch Freiheit geerntet; nach wie vor dem Krieg werden sie von „dreißig Despoten“ beherrscht und ihr altes Reichsland, die avulsa imperii, ist wieder französisch. „Die Deutschen allein sehen sich einer eben so erniedrigenden wie lächerlichen Tyrannei unterworfen. Glaubt man, daß ihre Zungen, ihre Federn gefesselt, ihre Arme gelähmt sind?“ An den Selbstherrscher aller Reussen wagt Stein solche Frage zu richten. Von diesem Alexander hofft er auch Hilfe zur Wiederherstellung des deutschen Kaiserthumes. (Woher, hatte der Zar ihn gefragt, nähme ich, wenn Eure Kleinstaaten verschwunden wären, für meine Großfürsten Frauen? Und die Antwort gehört: „Ich wußte nicht, daß Eure Majestät Deutschland als ein russisches Gestüt betrachten.“) Schutt hemmt den Fuß. Auf Steins Wunsch hat, im Dezember 1813, Arndt geschrieben: „Wenn Frankreich den Rheinstrom mit seinen Landen behält, so behält es nicht nur sein Uebergewicht über Deutschland, sondern auch über Europa.“ Worte. Der Freiherr kann die Aechtung Bonapartes, nach dessen heimlicher Flucht aus Elba, durchdrücken; doch nicht hindern, daß Ludwig der Achtzehnte an Land reicher wird, als vor ihm die Bourbons gewesen waren. Den Deutschen den Elsaß und Lothringen zu gönnen, konnten Briten und Russen auch 1815 sich nicht entschließen. Stein, der selbst, seit er die Luft Frankreichs geathmet hat, jede Annexion großer Landstücke gefährlich findet, muß zufrieden sein, da er im zweiten Pariser Frieden Saarbrücken und Saarlouis für Preußen erlangt. Mehr war nicht zu haben; auch Metternich predigte ja, der Feldzug habe mit der Niederwerfung des bewaffneten Jakobinerthums sein Ziel erreicht und dürfe nicht in einen Eroberkrieg ausarten. In der letzten Stunde versucht Gneisenau, Mißtrauen zwischen Preußens kalte Freunde zu säen; bleibt Frankreichs Grenze unverändert (schreibt er an den Zaren), „so wird man allgemein sagen, England wolle den Kontinent in neue Wirren stürzen, damit er nicht Zeit habe, sich gegen die britische Handelspolitik zur Wehr zu setzen.“ Der Same keimt nicht; und Preußens König bringt aus Paris zwar die Akte der Heiligen Alliance, doch nicht die Erfüllung des heißesten Nationalwunsches über den Rhein. Dort aber, im Elsaß, in Lothringen und Burgund, jubelt die Menge den

Go gle

Diplomaten zu, die sie vor dem Rückfall an Deutschland bewahrt haben. „Wird unser Siegszug denn zur Flucht? Ganz Frankreich höhnt uns nach. Und Elsaß, Du entdeutschte Zucht, höhnst auch! O ärgste Schmach!“ Aus Rückerts Zorn gellt der Ruf. Und unter Blüchers Schnauzbart wetterts: „Vor der ganzen Welt steht Preußen, trotz seiner Anstrengung, als der Betrogene.“

Fünfundfünfzig Jahre danach haben die deutschen Stämme aus eigener Kraft errungen, was die Verbündeten ihnen geweigert hatten. „Wir haben Elsaß-Lothringen an uns genommen, damit die Franzosen bei ihrem nächsten Angriff, den Gott lange hinausschieben möge, den sie aber doch planen, die Spitze von Weißenburg nicht zu ihrem Ausgangspunkt, sondern damit wir ein Glacis haben, auf dem wir uns wehren können, bevor sie an den Rhein kommen. Wir haben uns nicht geschmeichelt, daß uns rasch gelingen werde, die Herren aus dem Elsaß glücklich zu machen, und wir haben auch nicht darum die Annexion betrieben. Wir haben ein Bollwerk gebaut gegen die Irruptionen, die seit zweihundert Jahren diese leidenschaftliche, kriegerische Völkerschaft unternimmt, deren alleiniger, direkt ausgesetzter Nachbar zu sein Deutschland das Unglück und die Unannehmlichkeit hat. Diesen Kriegen gegenüber haben wir die Spitze von Weißenburg, die tief in unser Fleisch hineinragte, abbrechen müssen; und gerade in dieser elsässischen Spitze wohnt ein Theil der früher französischen Bevölkerung, der an Kriegslust, an Haß gegen den deutschen Nachbarstamm den Galliern in keiner Weise Etwas nachgiebt.“ (Bismarck 1874 im Reichstag.) Preußen konnte das Land haben. Im Bericht des Bundesrathes vom zwanzigsten April 1871 stehen die Sätze: „Ob durchschlagende und dauernde Gründe gegen die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit der preußischen Monarchie vorliegen, darüber hat selbstverständlich das Ermessen der preußischen Regirung zu entscheiden. Hier sollte nur festgestellt werden, daß mindestens kein Widerstreben einer solchen Lösung entgegentreten würde.“ Mindestens: das Wort ließ keinen Zweifel; dem Bundesrath wäre Preußens Zugriff, als die einfachste Lösung des Problems, willkommen gewesen. Bismarck wollte sie nicht. Weder selbst, für seinen König, das Land einstecken noch es unter die drei Grenzstaaten vertheilen. Wars klug, aus zwei seit den Tagen Ludwigs des Frommen einander entfremdeten Be-

Google

zirken, deren Volkheiten sich wie Süddeutsche von Nordfranzosen unterscheiden, ein Bündel zu machen und sie, ohne das Leitseil der Stammverwandtschaft, als ein „Reichsland“ ins Nebelmeer staatsrechtlicher Begriffe zu stoßen? Ein Fehler? Heute sieht es so aus. Doch dem Staatsmann, der in der Wochenstube für gute Stimmung sorgen mußte, blieb vielleicht keine Wahl. In der Geburtstunde des Ewigen Bundes durfte weder die Präsidialmacht noch ein Theil der süddeutschen Staaten einen Gebietszuwachs erlangen, der den Neid der Bundesgenossen wecken konnte. Die Transplantation von Haut- und Knochenstückchen gelingt aber nur, wenn für die Möglichkeit der Einheilung in eine bestimmte Körperstelle vorgesorgt worden ist; und die Vorstellung einer seit der Zeit Ludwigs des Vierzehnten auf Deutschlands Westflanke granulirenden Wundfläche, der das Elsaß und Lothringen, als der deutschen Haut gleichartiges Gewebe, rasch einwachsen werde, hat sich als Trugbild erwiesen. Altdeutsches Land: Das klang einlullend ins Ohr. Doch dieses Landes Bewohner hatten die Schmach des Rheinbundes als Nachbarn gesehen; die Norddeutschen als eine Barbarenhorde hassen, die geknechteten oder zuchtlos bedrohten Süddeutschen bedauern, die troisième Allemagne als den Stammsitz des Volksverrathes mißachten gelernt. Woher käme ihnen die Sehnsucht, Deutsche zu heißen? Ihren Ahnen war das Evangelium von den Menschenrechten gekündet worden; noch ihren Vätern Frankreichs Sache Lebensinhalt und Schicksal gewesen. Bismarck, der weder wissen konnte, wie lange der Friede währen, noch, ob der Wille zur Einheit nicht irgendwo rosten werde, wollte (und mußte wohl) im Süden eine Festung haben, die nicht schwarzweiß angestrichen sein, aber eine starke preußische Besatzung herbergen sollte. Die besonderen Umstände der Reichsgründung zwangen zu einer Unwahrhaftigkeit, deren Brut uns längst unfreundlich anschielt. Das erste Haupt der Reichslandesverwaltung wurde Eduard von Möller; weil er sich als Oberpräsident der neuen Provinz Hessen-Nassau bewährt hatte und sich nur als preußischen Beamten fühlen konnte. Dann kam, 1879, die Verfassung, die das Reichskanzleramt für, das Oberpräsidium in Elsaß-Lothringen auflöste, dem Reichsland aber einen Statthalter, einen Staatssekretär, ein Ministerium, einen Staatsrath bescherte und dem Landesausschuß eine größere Mitgliederzahl zusprach. Kaiser,

Google

Bundesrath, Reichstag hatten, natürlich, auch noch mitzureden. Ein Dickicht; jeder muthige Schritt konnte gegen die Wurzel eines Kompetenzkonfliktes stoßen. Der Statthalter, dem „landesherrliche Befugnisse“ (in einem vom Kaiser je nach dem Augenblicksbedürfniß zu ermessenden Umfang) übertragen werden, steht, von Verfassungrechtes wegen, nicht unter, sondern aufrecht neben dem Reichskanzler; ist von ihm unabhängig. Wars je einer? Edwin Manteuffel vielleicht; so lange Bismarck nicht Zeit genug fand, sich um den westlichsten Winkel recht zu kümmern. Die beiden Hohenlohe, Chlowig und Herrmann, richteten sich behaglich ein, fühlten sich aber dem Kanzler untergeben. Der Kaiser hält sich, wenn er nach Straßburg oder Metz kommt, an seinen Statthalter. Der, denkt er, kennt den Kram bis ins Kleinste. Die Beamten schmunzeln; erzählen lächelnd, wie die Durchlaucht oder Excellenz sich unter den Fragen des Allerhöchsten gewunden habe; und schließen den Bericht mit dem Satz: „Wedel kam mit einem Fuder Mißtrauen und mit dem Vorsatz, die Ohren zu spitzen; auf seinem Stuhl aber wäre Keiner vor Bemogelung sicher.“ Der Staatssekretär regirt; nur er. Das machte Max von Puttkamer ungemein gut, machte Herr von Köller schließlich nicht schlecht. Unter Beiden war fast immer Ruhe, war enge Eintracht mit der Militärbehörde; und Beide waren beliebt. Daß zur Nachfolge des kräftigen Junkers Köller just Hugo Freiherr Zorn von Bulach, der den Krieg noch als Franzosenlieutenant mitgemacht hat, berufen und sein Bruder Franz, der so oft in Paris sein muß, in den straßburger Bischofspalast gesetzt wurde, galt den Altdeutschen stets als ein Mißgriff. Mußten gerade die Söhne eines französirten deutschen Freiherrn, der unter Louis Napoleon Kammerherr und Mitglied des Corps Législatif gewesen war, auf so schwierigem Boden die Geschäfte des Staates und der Kirche leiten? In einer Zeit, die das Deutsche Reich vom Argwohn eingekesselt, Frankreich umworben und in West und Ost von stark scheinenden Großmächten gehätschelt sah? Der Zustand des Landes, die Stimmung des Volkes ward dem Kaiser wohl in rosigem Licht gezeigt. Und die Parole lautete: Versöhnung; S. M. braucht Sonne.

„Auf die Stirn französischer Grenzwächter strahlt die Gnadensonne hernieder; mancher gute Deutsche aber friert im Schatten. In Allem wittert man das Geständniß deutscher Schwachheit; und

Google

wagt endlich wieder den derben Gestus übermüthigen Feindschaft. Seit ein Hauptmann des Königsregimentes einen franzelnden jungen Lothringer, der sich wider besseres Wissen gerühmt hatte, den Deutschen in einem Wirthshaus geschlagen zu haben, im Zweikampf mit der ersten Kugel tot in den Sand gestreckt hat, haben die nächtlichen Belästigungen der Offiziere aufgehört. In Metz aber ists so weit gekommen, daß ganze Horden am hellen Tag bis vor die Hauptwache gezogen sind und ‚Vive la France!' gerufen haben. Dreimal mußte die Wache den Platz räumen: dann erst zerstob die Schaar, die nicht etwa nur aus Strolchen und Bummlern bestand." Das war im Februar 1911 hier zu lesen. Weiter: „Die Frage nach der Zukunft des Reichslandes gehört in den Bezirk der internationalen Politik und darf nicht ohne Mitwirkung des Großen Generalstabes beantwortet werden. Im Kriegsfall wären starke, in der Grenzgegend rasch ergänzte Truppen vor den Thoren Lothringens, ehe unser Nachschub aus Westfalen angelangt sein könnte. Leben im Reichslande den Franzosen Freunde, die Schienenstränge zerstören und Telephondrähte zerschneiden, dann können die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz uns ungünstig lauten und noch zaudernde Gegner Deutschlands aus vorsichtiger Neutralität locken. Mit unerbittlicher, unerschreckbarer Kraft muß deshalb jeder Auflehnungversuch niedergezwungen werden. Ist die Autorität des Reiches wieder hergestellt und enthebt Deutschland sich dem weichen Pfühl passiver Politik, die sich mit friedseligem Verzicht noch brüstet, dann darf es Elsässern und Lothringern gewähren, was sie wünschen. Was sie wünschen: nicht weniger; sonst ists vernünftiger, das Gewordene nicht erst anzutasten. Ein im unzufriedenen Reichsland lärmendes Parlament würde zur nationalen Gefahr." Solches Parlament zu schaffen, hält Herr von Bethmann, der ewig Blinde, für seines Amtes höchste Pflichtschuld. Da er keinen Blutstropfen eines Politikers in den Adern hat, merkt er nicht, daß sein übler Verfassungentwurf durch die Pfuscharbeit der Fraktionen völlig unbrauchbar wird. Ist gar noch stolz darauf. Hier wird vorausgesagt, was kommen muß: „Konflikte, Lärm, wüster Zank und Schimpf." Wird dem Pyrrhus von Hohenfinow bescheinigt: „Er hat das Feuer geschürt, das er ersticken sollte. Um eine Lebensfrage des Deutschen Reiches, um den Sitz seiner reizbarsten

Google

Schwäche hat sichs gehandelt. Wer da nicht vor dem ersten Schritt genau weiß, wie weit er gehen will, wer sich über die allen Blicken entschleierte Grenze seines Wollens hinausdrängen läßt und das gestern als unannehmbar Abgelehnte heute, mit dankbar devotem Lächeln, annimmt, Der hat, all in seiner menschlichen Rechtschaffenheit, die Achtung verscherzt, ohne die ein Kanzler nicht wirken kann." Siegesfeier. Die Hammannei sorgt für Hymnen, Trompetenstöße, Paukengedröhn. Heil uns: das Reichsland ist uns zum Kaiserland geworden! Kommt aber nicht wieder in Ruhe. Und Wilhelm droht, „die ganze Verfassung in Scherben zu schlagen".

## Judicum.

Am neunten Dezember lasen wir, Freiherr Zorn von Bulach habe zum Botschafter einer berliner Zeitung gesagt: „In Elsaß-Lothringen wird die Autorität so geachtet wie in keinem anderen Land. Beleidigung seiner Ehre läßt sich unser Volk freilich nicht gefallen. Die aber liegt hier vor. Die ungezogenen und beleidigenden Worte des Freiherrn von Forstner mußten sofort gesühnt werden. In Zabern hat die Civilverwaltung ihre Pflicht erfüllt, das Militär aber ungesetzlich gehandelt." Und in Straßburg der Staatssekretär? Ungehörig; als Chef der Civilverwaltung ist er Partei und hatte drum schweigend den Spruch der Gerichte abzuwarten. Dazu ist der den Vorgängen innerlich Ferne nicht verpflichtet; auch nicht durch irgendwelches Anstandsbedenken. Er kann reden, schreiben, drucken lassen, was ihn nöthig, was nur nützlich dünkt. Die Warnung vor dem „Eingriff in ein schwebendes Gerichtsverfahren" ist nur da berechtigt, wo sie Einem gilt, der „einzugreifen" vermag und versucht: einem der zuständigen Instanz Vorgesetzten oder an Staatsmacht Ueberlegenen; sonst ist sie sinnlos (und ihre stete Wiederholung nur durch die Hast des Preßbetriebes zu erklären, die auf die Haschjagd nach alten Phrasen drängt). Eine Rede, ein Brief oder Artikel über ein schwebendes Verfahren ist kein Eingriff; kann nur morsche oder verlumpte Richter aus ihrer Ueberzeugung schleudern; kann nöthig sein und nützlich werden. Jedem an der zu beurtheilenden Sache Unbetheiligten ist freier Ausdruck seiner Meinung erlaubt. Deshalb war auch kein Grund zu wüthendem Aufschrei, als bekannt wurde, der berliner Polizeipräsident habe in einem Offenen Brief das Verfahren und

Google

Urtheil im Fall Forstner getadelt. Das durfte er thun. Doch der Brief ist dann, leider, gedruckt worden; hier folgt sein Wortlaut:

Militärische Uebungen sind Akte der Staatshoheit. Werden ihnen Hindernisse bereitet, wie in Dettweiler, so gilt für deren Beseitigung das Gleiche. Strafverfolgung wegen eines Aktes der Staatshoheit ist unzulässig, ein selbstverständlicher Rechtsgrundsatz, betreffend die Konflikte bei gerichtlichen Verfolgungen, der übrigens im § 7 des Preußischen Gesetzes wegen Amts- und Diensthandlungen vom dreizehnten Februar 1854 (Gesetzsammlung, Seite 86) für Beamte auch ausdrückliche Anerkennung gefunden hat. Also durfte gegen den Lieutenant von Forstner Anklage nicht erhoben werden, geschweige denn Verurtheilung erfolgen. Anscheinend hat das Gericht Erster Instanz diesen Gesichtspunkt nicht geprüft; die Berufunginstanz wird ihn der Berathung vorweg zu Grunde zu legen haben. Wäre die Rechtslage anders, so bedürfte sie schleunigster Aenderung. Denn wenn unsere Offiziere, noch dazu solche, die fast in Feindesland stehen, die Gefahr einer custodia inhonesta laufen, weil sie für Ausübung des königlichen Dienstes freie Bahn schaffen, dann erwächst dem vornehmsten Beruf Schande. Ein sie schützendes Reichsgesetz, nachgebildet dem genannten preußischen Gesetz, wäre dann dringende politische Nothwendigkeit.

Dr. juris von Jagow.

Das angeführte preußische Gesetz vom dreizehnten Februar 1854 sagt: „Wenn gegen einen Beamten wegen einer in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Amtes vorgenommenen Handlung oder wegen Unterlassung einer Amtshandlung eine gerichtliche Verfolgung im Weg des Civil- oder Strafprozesses stattfindet, so kann die vorgesetzte Provinzial- oder Centralbehörde des Beamten, falls sie glaubt, daß dem Beamten eine Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse oder Unterlassung einer ihm obliegenden Amtshandlung nicht zur Last fällt, den Konflikt erheben. Zur Entscheidung dieser Vorfrage (des Konfliktes) ist das Oberverwaltungsgericht zuständig.“ Nach dem Einführungsgesetz zum GVG. (§ 11[1]) ist „die Vorentscheidung auf die Feststellung beschränkt, ob der Beamte sich einer Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse oder der Unterlassung einer ihm obliegenden Amtshandlung schuldig gemacht habe“. Auf „Personen des Soldatenstandes findet die Bestimmung (von 1854) Anwendung“, wenn diese Personen „bei anderen als Militärgerichten belangt werden und der vorgesetzte Kommandeur den Konflikt erhebt.“ Daß ein preußisches Gesetz mit seiner Rechtskraft nicht

Google

bis nach Elsaß-Lothringen reicht, ist klar. Daß Herr von Jagow die Paragraphen dieses Gesetzes verwechselt hat, ist ein Zeichen betrübender Nachlässigkeit. Daß der Konflikt, für dessen Austrag dieses Gesetz Vorschriften giebt, im Bezirk des Militärstrafrechtes undenkbar ist, muß Jeder wissen, der auch nur die Grundlage der Militärgerichtsverfassung kennt. Da das Recht, ein Verfahren anzuordnen, den Schuldigen auf dem Disziplinarweg zu strafen, gegen den schwererer Schuld Verdächtigen die Anklage zu verfügen, nur dem Gerichtsherrn zusteht, müßte dessen Brust, Seele, Hirn (nennts, wie Ihr wollt) der Schauplatz des Konfliktes gewesen sein. Wenn eine Civilbehörde glaubt, ein ihr unterstellter Beamter werde wegen eines Handelns oder Unterlassens, das mit seiner Amtspflicht vereinbar war, gerichtlich verfolgt, wenn sie ihn also für in ihrem Sinn unschuldig hält, kann (nicht: muß) sie „den Konflikt erheben“: durch eine Vorentscheidung feststellen lassen, ob ihre, ob die gerichtliche Auffassung vom Geist des Gesetzes erfüllt ist. Wenn ein Gerichtsherr die Anklageverfügung unterschreibt, ist er gewiß, daß die Handlung oder Unterlassung, die im Hauptverfahren erwiesen werden soll, durch die Amtspflicht und Amtsbefugniß des Angeklagten ihrer Strafbarkeit nicht entkleidet werden könnte. Ueber solche in der Stolpersprache eines kecken Schülers vorgebrachten Irrthümer dürfte man lächeln; allenfalls auch über das dem „vornehmsten Beruf“ gewundene Kränzlein und die Weisung an den Gesetzgeber, mal jefälligst dem Reich, aber 'n Bischen plötzlich, die Wohlthat der preußischen Bestimmung zu sichern. Doch Herr von Jagow sagt und meint Anderes: wer die einem von ihm auszuführenden Akt der Staatshoheit bereiteten Hindernisse beseitigt, dürfe nicht gerichtlich verfolgt werden. Das ist ihm „ein selbstverständlicher Rechtsgrundsatz“. Wie, mit welchen Mitteln, die Hindernisse beseitigt werden, ob ein Offizier oder Schutzmann dreinhaut, ein Untersuchungrichter einem ungeberdigen Zeugen in gerechtem Zorn ein paar Zahnkronen zerschlägt: Akte der Staatshoheit; Anklage, „geschweige denn Verurtheilung“ unmöglich. Da hört der Spaß und das Lächeln auf. Nicht ein Satzknäuel des Briefes ist haltbar; der hochfahrende Ton, der den Spruch eines Kriegsgerichtes wie eine Schrulle alberner Kinder wegfegt, ziemt am Wenigsten einem Rüger, dessen Gesetzkenntniß nicht für eine ernsthafte Erste Staatsprüfung ausreichen würde; und

Go gle

daß ein Königlicher Polizeipräsident (der blieb er, wie der Gekrönte im Märchen König, noch in Unterhosen; und nur, weil ers blieb, wurde die wirre Epistel gedruckt) die Französische Republik, mit der wir in Frieden leben, öffentlich „Feindesland“ nennt, nimmt uns das Recht, pariser Taktmängel hart zu tadeln. Entscheidend ist aber: wo in anderen Menschenköpfen das Rechtsgefühl wurzelt, ist in diesem Haupt kein Fäserchen dieser köstlichen Pflanze zu spüren. Schade um den Mann. Er schien vom Liebreiz seines Wesens oft allzu innig überzeugt und stellte sich gern drum ins Schaufenster; doch manchmal hat er sich als tüchtigen Praktiker gezeigt. Er durfte schreiben, was ihm beliebte, und unter das schroffste Urtheil seinen Titel setzen. Nur: als unwissenden Menschen ohne den einfachsten Sinn für Logik, ohne ein Fünkchen des Rechtsgefühles, das im Herzen seines Amtsbewußtseins glühen müßte, durfte er sich dem Volk nicht enthüllen. Ein Polizeipräsident, der nicht weiß, daß, wann, wo Akte der Staatshoheit gerichtlich verfolgbar sind: ein Feiertagsbraten für den Tisch der rothen Genossenschaft. Nie ist aus dem Hirn eines höheren deutschen Beamten solches Zeugniß wüster Unwissenheit gekommen. Der es morgens von sich gab, mußte abends dem Amt enthoben sein. (Er schrieb als Privatmann? Unsinn; ein Rechtsanwalt, der sich, nach grimmen Ausfällen gegen Beselers verwitterte Majestät oder eine andere Dauereinrichtung Preußens, so zu halbiren trachtete, würde vom Hohn gestäupt; und ist kein Königlicher.) Daß dieser Doktor eine „Rechtsbelehrung“, die der jüngste Gerichtsschreiber verlacht, im Amt überleben konnte, ist das Symptom eines Staatszustandes, der erst unter dem Herrn von Bethmann möglich wurde.

Symptom; wie Alles, was aus Zabern und Straßburg jetzt unholden Duft über den Rhein herweht. Das vom Kriegsgericht der Dreißigsten Division gegen den Lieutenant von Forstner gefällte Urtheil schien Manchem zu hart. Ist aber nicht anzunehmen, daß die Richter (Oberstlieutenant, Major, Hauptmann, Oberlieutenant, Kriegsgerichtsrath) dem blutjungen Kameraden gern Gefängniß und Abschied erspart hätten? Daß nur Gewissen es ihnen wehrte? In finsterer Frühe führt der Lieutenant einen Zug durch Dettweiler. Die Truppe singt; häßliche Lieder. Arbeiter, die in die Schuhfabrik gehen, erkennen Forstner; den Mann, der sein Laken beschmutzt, den Elsässerstamm oft gekränkt, Rekruten für jedes Wackesleiche

Google

zehn Mark verheißen und ihnen (so ists beschworen worden) empfohlen hat, die Tricolore Frankreichs, hinterrücks, mit der Farbe zu tünchen, deren Stoff ihm, während er schlief, ins Bettzeug entfuhr; den Mann, den Cassagnac und ein lothringischer Graf, weil er ihrer Herausforderung sich nicht stellte, in hundert Zeitungen mit den gröbsten Schimpfwörtern gestriemt haben. Gelächter; Spottrufe; Schimpf und Drohung. Der da hat besonders laut gedroht (der lahme Schuster Blank). Er leugnet; will nicht verhaftet sein; wehrt sich gegen Kolbenstöße. Forstner meint, Blank wolle ihn mißhandeln; und schlägt ihm mit dem Degen über den Kopf. Die Wunde ist nur zehn Centimeter lang; doch der Schuster acht Tage zur Arbeit unfähig. Kein Prozeßbericht kann, gerade in diesem Fall, den Eindruck der Persönlichkeit ersetzen. Wie giebt sich der Lieutenant? Scheint der Schuster ein ruhiger Mensch oder ein böser Bruder? Den Richtern drückte sich die Ueberzeugung ein: Gegen Blank, der unter dem Zeugeneid, gemächlich, bestreitet, gerufen, gedroht zu haben, ist Sicheres nicht zu erweisen; Forstner durfte sich, in einer Soldatenhecke, nicht in Nothstand oder Ehrenothwehrrecht wähnen; der ganze Auflauf war nicht so arg, wie er im Dunkel auf überreizte Nerven wirkte; der Hieb unnöthig. Rechtswidriger Waffengebrauch und Körperverletzung mit einer Waffe. Die Strafart ist vorgeschrieben; das Maß nehmen wir so kurz, wie das Gesetz irgend erlaubt. So haben (nach einer Berathung, die fünfzehn Minuten währte: offenbar also einstimmig) vier Offiziere geurtheilt, die dem armen Freiherrlein das Mitleid wohl nicht knickerten. Wer darf den Spruch schelten? Aus der Ferne nur der Befangene. Der das Kaiserland als ein Biribi, eine Lümmelherberge mindestens sieht und am Stammtisch schnauzt: „Die Bande hat unseren Offizieren das Leben immer zur Hölle gemacht.“ Das ist nicht wahr. Blume und Gilgenheimb waren, als Kommandirende, auch bei den kleinen Leuten beliebt und Gottlieb Haeseler wurde, sogar in Metz, wie ein gütiger Vater umjauchzt. Symptome; mit ihnen brauchte die Ursache des Uebels noch nicht zu schwinden. Suchet sie in dem Buch der Genesis. Dreiundvierzig Jahre ungefährdeten Besitzes; kerndeutsches Volk. Oesterreich war mit bosnischen Serben rascher in Ordnung. Weil die Verwaltungmächte nicht wider einander wirken. Und weil der Wunsch, die Kraft in anmuthige Form zu kleiden, nicht als Weichlingsschwachheit mißachtet wird.

Go gle

# Gruppes Erweckung.

Mit größtem Interesse habe ich den sehr interessanten Artikel von Fritz Mauthner über Otto Friedrich Gruppe in der „Zukunft“ vom sechsten Dezember gelesen. Die Wiedererweckung dieses lang vergessenen Denkers ist überaus erfreulich und um so bemerkenswerther, als sie von drei verschiedenen Seiten aus gänzlich unabhängig erfolgt. Vor Kurzem hat, wie Herr Mauthner selbst erwähnt, Herr Arthur Trebitsch auf Gruppe als einen „vergessenen Philosophen“ in einem eigenen Artikel hingewiesen. Ich selbst habe, wie ich hinzufügen darf, schon vor zwei Jahren in meiner 1911 erschienenen „Philosophie des Als Ob“ (die seitdem in zweiter Auflage erschienen ist), mich sehr eingehend mit Gruppe beschäftigt, in zwei Kapiteln über die abstrakten und über die allgemeinen Begriffe, Kapiteln, in denen ich viele Auszüge aus Gruppes philosophischen Werken mittheilte und diesen der jetzigen Generation ganz unbekannten Denker wieder zu Ehren brachte. Gruppe hat schon erkannt, daß die wichtigsten unserer Begriffe bloße Hilfskonstruktionen sind, deren Falschheit wir mit voller Klarheit einsehen können, ohne sie jedoch entbehren zu können. Also bewußt falsche Annahmen, die aber für unser Denken unumgänglich nothwendig sind, um so mehr, als sie durch die Sprache so fixirt wurden, daß wir ohne sie nicht sprechen, also auch nicht denken können. Auch ich kam, wie Mauthner, im Frühjahr 1876 nach Berlin. Mir war das philosophische Erstlingwerk von Gruppe, der „Antaeus“, schon in einem antiquarischen Katalog durch seinen Titel aufgefallen. „Antaeus, ein Briefwechsel über spekulative Philosophie in ihrem Konflikt mit Wissenschaft und Sprache.“ (1831.) Da das Buch in Berlin erschienen war, erkundigte ich mich dort nach dem mir sonst unbekannten Namen und erfuhr durch den damals schon sehr bejahrten Universitätprofessor Maercker Einiges über die Person und das Leben von Gruppe. Ich verschaffte mir dann den „Antaeus“ und später auch noch ein anderes Werk von Gruppe und schöpfte daraus reiche Belehrung, die meiner damals im Entstehen begriffenen „Philosophie des Als Ob“ zu Gut gekommen ist. Später hatte ich die Absicht, über Gruppe eine Dissertation oder Monographie von einem meiner Schüler schreiben zu lassen, doch wurde die Ausführung des Planes durch ein Augenleiden verhindert, das mich nöthigte, meine Amtsthätigkeit vorzeitig einzustellen.

Es ist sehr verdienstlich, daß Mauthner über das Leben Gruppes das Nöthigste zusammengestellt hat, was sicher sehr mühsam war, aber um so anerkennenswerther ist. Mauthner hat es übel ver-

Google

merkt, daß Gruppe, trotz seinen radikalen Anschauungen, dem konservativen Regime nach 1848 seine Dienste zur Verfügung stellte. Mauthner hat Das zwar schon selbst zu entschuldigen versucht, doch möchte ich noch Einiges zu diesem Punkt bemerken. In weiten Kreisen ist die Anschauung verbreitet, daß Männer, die in philosophischer Hinsicht radikal denken, auch in politischer Hinsicht radikal sein müßten. Das trifft zwar sehr oft, aber nicht immer zu. Ich erinnere an Hobbes, den radikalsten Philosophen aller Zeiten. Er war der Neubegründer des Materialismus und der mechanischen Weltauffassung, die er auch auf die Erklärung des Geisteslebens übertrug; aber er zog hieraus politische Konsequenzen, die ihn gleichzeitig zum Begründer des monarchischen Absolutismus machten. Friedrich David Strauß, der wegen seines theologischen und philosophischen Radikalismus als Fahnenträger des modernen Geistes galt, schloß sich, als er in das frankfurter Parlament gewählt wurde, der Rechten an und blieb sein Leben lang in politischen Dingen im Wesentlichen konservativ; ich habe noch kurz vor seinem Tode in Ludwigsburg mit ihm ein interessantes Gespräch darüber gehabt. Endlich sei noch Taine genannt, ein Anhänger und Fortbildner des englischen Empirismus, der aber in seiner Geschichte der Französischen Revolution sich auf die Seite des ancien régime stellte. Daraus mag man schließen, daß innere Gründe und rein theoretische Gedankengänge vorhanden sein müssen, welche die politisch konservative Stellung einzelner philosophisch radikalen Männer hinreichend erklären, ohne daß man solche Stellungnahme auf äußere und minder edle Motive zurückzuführen braucht.

Interessant ist es, zu sehen, wie jetzt, unabhängig von einander, drei ganz verschiedene Männer, die von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen, fast gleichzeitig öffentlich auf den mit Unrecht längst vergessenen Mann wieder hingewiesen haben. Seine Auferstehung, die Neuausgabe seines „Antaeus“ in Mauthners „Bibliothek der Philosophen“ ist freudig zu begrüßen. Der vorurtheillose Geist dieses Mannes, der durch Begriffs- und Wortnebel nicht zu täuschen war, ist sehr geeignet, dem Wiedererwachen der spekulativen Philosophie in der Gegenwart als ein Gegengewicht zu dienen. Die Neu-Romantik, die seit einem Jahrzehnt immer mehr in Deutschland um sich greift, hat dazu geführt, daß die spekulative Philosophie Fichtes, Schellings und Hegels wieder erneuert wird. Nicht das Große, was diese Männer dem deutschen Geistesleben zugeführt haben, wird erneuert, sondern ihre Schwächen sind es, an denen sich jetzt die unerfahrene Jugend begeistert. Schon bemerkt man an den Universitäten das Eindringen dieses

Google

romantischen Geistes, der bewirkt, daß manche junge Leute an die Stelle solider methodischer Arbeit in den geschichtlichen, selbst in naturwissenschaftlichen Fächern aprioriſche Konstruktion und willkürliche Intuition setzen wollen. Solcher die Wissenschaft gefährdenden Romantik gegenüber ist die Erweckung des unbestechlichen, nüchternen, antiromantischen Gruppe ein großes Verdienst, ja, eine dringende Nothwendigkeit.

Halle a. S. Professor Dr. Hans Vaihinger.

# Die drei Weihnachtmessen.

Gegen die Dogmen, mit denen Theologie die eucharistische Feier umhegt hat, bäumen sich im modernen Denker Vernunft und Gefühl mit gleicher Entschiedenheit auf; doch der naiv Gläubige, der Trost und Erbauung daraus schöpft, empfindet nicht die Dornenstiche des Dogmengestrüppes und dem Wissenden bleibt die Messe ehrwürdig als Repräsentation des Dramas der leidenden, kämpfenden und siegenden Menschheit, als Einladung zur Vereinigung mit Gott und als der Mutterschoß, aus dem unsere Bildenden Künste und die Musik geboren sind. Zweimal am selben Tage zu celebriren, ist dem Geistlichen nur in Nothfällen, mit besonderer bischöflicher Erlaubniß, gestattet; aber am Tage der Weihnachtfeier soll er drei Messen lesen.

Die erste in finsterer Mitternacht zu Ehren der ewigen Geburt des Gottsohnes aus dem Vater. Jedes irdische Geschöpf verkörpert einen Gedanken, ein Wort Gottes. In den Menschen bleibt die Geistnatur des Schöpferwortes erhalten; in keinem reiner und voller als in Jesus. Darum sahen die Theologen der Urkirche in ihm den Logos, den Gottsohn der Zeitphilosophie. Nur Diesen behielt die Kirche von allen den Emanationen, mit denen Theosophie die Kluft zwischen der reinen Geistigkeit des Urwesens und dem Erdenschmutz zu überbrücken versuchte, und fügte den Heiligen Geist hinzu, der, vom Vater und dem Sohne ausgehend, den Kreisprozeß des göttlichen Selbstbewußtseins schließt. Wir wissen heute, daß wir weder die Psychologie der Gottheit ergrübeln noch die Entstehung der Welt beschreiben, was wir von beiden Geheimnissen ahnen, nur

Go gle

in Bildern ausdrücken können; aber gern lassen wir uns in dieser Heiligen Nacht daran erinnern, daß alles körperliche und geistige Licht, dessen wir uns erfreuen, dem göttlichen Lichtmeer entquillt, das, dem geschöpflichen Auge unzugänglich, uns in Finsterniß gehüllt erscheint. Und noch an eine andere Nacht erinnern wir uns: die Nacht des Elends der Menschheit und die geistig-sittliche Finsterniß, in welche die frohe Botschaft von der zweiten Geburt des Gottsohnes, der im Stalle zu Bethlehem, hineinleuchtete.

Drum soll die zweite Messe in der Morgendämmerung gelesen werden. Diese Geburt beendet die Nacht, deren die Gemeinde in ihrem Adventslied gedenkt: „Thauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab, rief das Volk in bangen Nächten, dem Gott die Verheißung gab.“ Houston Stewart Chamberlain predigt: Die historische Religion ist gar keine Religion; den Namen Religion verdient nur jene mystische Vermählung mit Gott, die von der einzelnen Menschenseele aus eigenem Antrieb und aus eigener Kraft vollzogen wird, ohne Mitwirkung irgendeiner geschichtlichen Ueberlieferung oder Belehrung. Ungefähr das Selbe, wie wenn Jedem die Kultur abgesprochen würde, der nicht alle Kulturgüter vom Feuerquirl bis zu Kants Vernunftkritik und zum Telephon selbst erfunden hätte. Aber der Deutschengländer hat Apostel gefunden, die, im Widerspruch zu ihrem Dogma, ihre vermeintlich echte Religion als Volksreligion verbreiten wollen (als welche sie ja eine von den Stiftern empfangene, historische Religion sein würde) und die deshalb, die Einen einen neuen Mythus, die Anderen eine neue kirchliche Organisation ersehnen. Wie hängen denn diese Dinge zusammen? Im achten Jahrhundert vor Christus hat Jesaja, mitten unter scheusäligen Moloch- und Astartekulten, den einen geistigen Gott, den Weltschöpfer und Leiter der Völkerschicksale, die Weltvernunft und allgestaltende Liebe verkündet, den Gott, der nur durch gottähnliches Denken, Wollen, Fühlen und Handeln verehrt werden will. Diese Religion hat Christus zur Weltreligion erhoben. Sie ist die Religion der Kulturwelt und keine andere ist möglich; wer sie nicht mag, muß auf Religion verzichten. Daran kann die dem Judenhaß entstammende Schwärmerei für Wotan so wenig Etwas ändern, wie die Sehnsucht nach den Tempeln der Venus Amathusia dagegen vermocht hat, von der sich unsere großen Dichter in Perioden des Jünglingsrausches angewandelt fühlten. Die Kirche Christi hat den Germanenstämmen, aus denen die heutige Kulturwelt erwachsen ist, die Kultur des untergegangenen Alterthumes übermittelt und, so lange und so weit es nöthig war, den Staat ersetzt; und heute noch danken ihr viele Millionen, daß sie



Google

dem Leben einen Sinn gebe, dem Streben ein klares Ziel setze, in der Pflichterfüllung Ausdauer, im Unglück und Leiden Muth und Trost, zu heroischer Aufopferung für den Nächsten Kraft und Begeisterung, auch Freudigkeit zum Sterben verleihe. Das sind keine Mythen, sondern geschichtliche Thatsachen. Und von dieser historischen Religion ist die Religion, welche heutige Gottsucher für ihre eigene originale Schöpfung halten, ein Restchen. Alle Religion ist, gleich jedem anderen Kulturgut, Produkt der von Gott geleiteten geschichtlichen Entwickelung. Darum dürfen wir mit dem Eintritt Christi in die Welt den Morgen des Seelenlebens anbrechen lassen. Ich weiß nicht, ob heute noch im breslauer Dom zur Adventszeit das Ecce, Dominus veniet gesungen wird, ob es so gesungen wird wie vor sechzig Jahren, ich weiß nur, daß bei den Worten et erit in die illa lux magna es licht wurde in meiner Seele; wie ich denn überhaupt immer die Kirchenmusik als eine Erleuchtung, eine Offenbarung Gottes empfunden habe. So sehr ich die Hellenen liebe, bin ich doch überzeugt: Melodien, wie unsere von der Offenbarung Christi durchleuchteten und durchglühten Tondichter, haben sie nicht gefunden.

Der Morgen ist lang geworden, die Mittaghöhe noch nicht erreicht, wohl im Diesseits gar nicht zu erwarten; und immer wieder wird die Sonne von den aus Unwissenheit und niederen Trieben aufsteigenden Nebeln verhüllt. Die Priester und Bischöfe sind Menschen, sind von Unwissenheit, Irrthum und Laster, von dem in die Kirche eingeschleppten Rabbinismus, Pharisäismus und heidnischen Aberglauben nicht frei geblieben; und so folgt dem heilvollen Wirken der Kirche als Schatten die im Ablauf der Jahrhunderte riesengroß anschwellende Schuld, deren Zergliederung heute die dem lieblichen Feste des göttlichen Kindes gebührende Stimmung verbietet. Ganze Völker haben, von dem Treiben der Hierarchie abgestoßen, die alte Kirche verlassen; und weniger edle Bewegründe, die sich einmischten, haben die Abneigung gegen die Hierarchie in grimmigen Haß gegen das Christenthum verkehrt. Aber diese Feindseligkeit hat die Kirche gerettet. Aufklärung und eine außerhalb der Kirche aufblühende Humanität fördernd, hat sie es der Hierarchie unmöglich gemacht, noch einmal in verderblichen Aberglauben und in hassenswerthe Formen gewaltsamer Selbstbehauptung zurückzusinken; und die fortschreitende Säkularisation, die übrigens auch ohne alle Feindschaft als Wirkung einer natürlichen Entwickelung eingetreten sein würde, überhob die Päpste und Bischöfe der traurigen Nothwendigkeit, Todesurtheile zu fällen, Gefängnisse zu bauen, Kriege zu führen, Diplomatenkünste zu üben und andere mit

Google

ihrem heiligen Amte nicht vereinbare Pflichten zu erfüllen; ſie dürfen nun wieder Organe ſein, in denen der Geiſt Chriſti, der göttliche Geiſt, ſich rein auswirkt.

Die dritte Meſſe, am hellen Tag, iſt der Geburt des Gottſohns im Menſchenherzen gewidmet, dem Zweck ſeiner Herabkunft, der ſich täglich überall verwirklicht. Laß uns, lehrt die Kirche beten, der Gottheit Deſſen theilhaft werden, der unſere Menſchheit angenommen hat. Menſchwerdung Gottes und Vergottung des Menſchen: Das iſt der Inhalt des Weihnachtmyſteriums. Da haben unſere Myſtiker, was ſie fordern. Aber während Jeder von ihnen ſein individuelles Herzensbedürfniß im Auge hat, befriedigt die Kirche auch die ſpekulativ gerichteten Geiſter und die Bedürfniſſe des Volkes. So Vieles, ſo Alles umfaſſend, würde ſie den Namen der katholiſchen, der wahrhaft allgemeinen, verdienen, wenn ſie darauf verzichtete, alle die Männer auszuſtoßen, die, vom Geiſt Jeſu erfüllt, aus vollwichtigen Gründen die dogmatiſchen Formulirungen, zum Theil Verunſtaltungen, der chriſtlichen Ideen ablehnen, die zu ſchaffen, Theologengrübelei, wirthſchaftliche und politiſche Entwickelung und hierarchiſche Selbſtſucht zuſammengewirkt haben; wenn ſie ferner anerkennen wollte, daß ihr urſprünglich eigener, der Geiſt Jeſu es iſt, der in den bürgerlichen Ordnungen und in den außerkirchlichen humanen Strömungen unſerer Zeit waltet; wenn ſie endlich aufhörte, klagend und ſcheltend die Rolle des Erziehers zu ſpielen, der ſich nicht drein finden kann, daß er ſeine Aufgaben gelöſt und ſich ſelbſt überflüſſig gemacht hat. Ganz überflüſſig wird ſie ja niemals werden, denn es iſt ihr das Charisma verliehen, die Herzen der Ihren den aus dem göttlichen Quellborn alles Lebens ſtrömenden Waſſern offen zu halten, während die draußen Weilenden, von den Leiſtungen des Menſchengeiſtes überwältigt, nur allzu leicht einer Diesſeitigkeit anheimfallen, die das innerſte Sehnen des Herzens nicht zu ſtillen vermag und es austrocknet. Und eines zweiten, der Kulturwelt unentbehrlichen Charismas erfreut ſie ſich: ſie verfügt über eine ſolche Fülle ethiſcher Motive, Antriebe und Lockungen in Wort, Bild und Tönen, in zweckmäßigen ſeelſorglichen und kultiſchen Einrichtungen, daß alle anderen, ethiſchen Zielen zuſtrebenden Gemeinſchaften neben ihr arm erſcheinen, wie ſie denn auch gewöhnlich geneigt ſind, die Bändigung der Maſſen allein noch von der Militärgewalt zu erhoffen.

Neiſſe. Dr. Karl Jentſch.



Google

# 1913.

## Hintergrund.

Der italienische Minister des Aeußeren, Marchese di San Guiliano, sprach im Dezember zu dem neu gewählten Parlament: „In diesem Augenblick, wo eine der größten internationalen Krisen der Geschichte noch nicht vollständig überwunden ist, schweben viele wichtige Fragen; und viele wichtige Interessen unseres Landes, Lebensinteressen, stehen auf dem Spiel.“ So sah es 1913 überall aus. Für die Wirthschaft ein ewiger Kampf gegen politische Sorgen; ein gefährliches Schaukeln zwischen dem Tiefpunkt der letzten Friedenchance und dem Hochgefühl der Befreiung aus aller Noth; und schließlich völlige Gleichgiltigkeit gegen jede neue Färbung des Weltbildes. Die erste Hälfte des Januarmonats schimmerte rosenroth; und die Friedensglocken waren schon in leise Schwingung gebracht, um mit vollen Akkorden in die Verkündung des Friedens auf Erden einzufallen. Da krachte der Sturz, der das Ministerium Kiamil vertrieb. Das Ringen um Adrianopel begann; und endete erst, als Bulgarien den größeren Theil seiner Beute wieder verloren hatte. Der Friede von Bukarest wurde am sechsten August unterzeichnet. Was der Krieg zerstört hat, ist noch nicht berechnet. Die Liquidation des blutigen Balkangeschäftes fängt erst an. Die verwüsteten Länder brauchen sehr viel Geld, um Vernichtetes zu ersetzen, Gewonnenes fruchtbar zu machen. Serbien allein hat sein Gebiet um fast die Hälfte des alten Territoriums vergrößert. Der Boden aber muß mit Geld gedüngt werden, wenn er Ernten tragen soll. Die Moratorien wurden über den festgesetzten Endtermin verlängert. Zahlungen können erst geleistet werden, wenn neues Geld da ist. Mehr als Vorschüsse haben die Balkanier im alten Jahr nicht erreicht. Den besten Standard hat Rumänien. Die Kosten seines kurzen Feldzuges werden auf 200 Millionen Francs geschätzt. Doch die Ernten (Weizen und Mais) waren gut und eine Anleihe war im Ausland leicht unterzubringen. Die 8000 Quadratkilometer, um die das Königreich seine Grenzen erweiterte, bilden eine gewichtige Reserve. Die Türkei erhielt sich das geschäftliche Ansehen durch die Wahrung der normalen Zahlungbedingungen. Sie deckte sich nicht durch ein Moratorium. Unter den Großstaaten litt Oesterreich-Ungarn am Meisten durch den Krieg. Was über das Geschäft berichtet wurde, war mehr schwarz als gelb gerändert. Kanonendonner aus weiter Ferne traf kaum das von den Balkangeschützen betäubte Ohr. Im Osten tobte noch immer der Aufruhr um die neue chinesische Republik; und im Westen blies Mexikos Diktator Huerta die Kriegsfanfare. Sir Edward Grey aber pries den europäischen Frieden; Sir Winston Churchill forderte das Weltfeierjahr im Flottenbau; und der Schatzsekretär Kühn den Wehrring von einer Milliarde: Deutschlands Tribut für den Balkankrieg.

Google

## Ernten und Handelsbilanz.

Wichtiger als die Politik ist das Brot. Aber Korn wächst nur auf Fluren, die der Mensch nicht zerstampft. Und der Boden hat gezeigt, was ihm friedliche Arbeit abzugewinnen vermag. In Deutschland gabs wieder eine vorzügliche Ernte: 4,65 (4,36) Millionen Tonnen Weizen, 12,22 (11,59) Millionen Tonnen Roggen, 3,67 (3,48) Millionen Tonnen Gerste, 9,71 (8,52) Millionen Tonnen Hafer und 54,12 (50,21) Millionen Tonnen Kartoffeln. Auch die Zuckerproduktion wird in ihrem Jahresertrag sogar vom Reichsschatzsekretär gepriesen. Der rühmte sie in seiner Etatrede und that mehr Zucker in den Reichshaushalt, als man dort zu finden gewöhnt ist. Deutschland produzirte 27 Millionen Doppelcentner, 7 Millionen mehr, als der Durchschnitt der letzten zehn Jahre betragen hatte. Die Leistung fiel besonders im Vergleich mit den Darbietungen anderer Länder auf. Rußland blieb so weit zurück, daß es (zum Glück für Deutschland und Oesterreich-Ungarn) die ihm durch die Brüsseler Konvention gebotene Ausfuhrgrenze nicht erreichte. Aber der deutsche Export stieg von 2,8 Millionen Doppelcentnern (1911/12) auf 14,3 Millionen (1912/13); und da der Verbrauch im Inland sich zu nie gesehener Höhe erhob, konnte man beinahe günstige Schlüsse auf die Lebenshaltung des deutschen Volkes ziehen. Aber die Zahl der Arbeitlosen ist groß; und aus den Bureaux der Gewerkschaften drangen in den letzten Wochen des Jahres erschreckende Ziffern in das neugierige Ohr. Ihre Sprache ist so gellend, daß sie den Wohllaut der Jubiläumstatistiken, die 1913 auch für die wirthschaftliche Entwickelung aufgemacht wurden, verschlang. Der berechtigte Stolz auf den ökonomische Erfolg und auf die 330 Milliarden des deutschen Nationalvermögens verstummt vor dem Jammer der Armuthstatistik. Auch in der Mittellage verschlechtern sich die Existenzmöglichkeiten durch die zähe Theuerung der Lebensmittel. Erstaunliches vollbrachte der deutsche Außenhandel. Zweimal (März und September) hatte die Ausfuhr den Import geschlagen. Das war seit 1881 nicht mehr erlebt worden. Die Ausfuhr stieg, der Menge nach, von 593 auf 671 Millionen Doppelcentner (in den ersten elf Monaten 1913), dem Werth nach von 8019 auf 9122 Millionen Mark; die Einfuhr nur von 655 auf 670 Millionen Doppelcentner, während sich ihr Werth von 9779 auf 9760 Millionen Mark erniedrigte. In der Quantität hatte der Export einen Aktivüberschuß von 520000 Doppelcentnern. Der Passivsaldo der Handelsbilanz aber, der im Vorjahr noch 1759 Millionen Mark betrug, schrumpfte auf 638 zusammen. Die Differenz von 1121 Millionen kommt natürlich der deutschen Zahlungbilanz zu Gut, deren Aktivität erhalten blieb. Das Steigen des Exports braucht keine symptomatische Bedeutung zu haben, kann zum kleinen Theil Besserungen der statistischen Technik, zum großen Theil den Folgen der verschlechterten Inlandkonjunktur zuzuschreiben sein: wichtig ist, daß sie die Möglichkeiten eines intensiv betriebenen Auslandgeschäfts kennen lehrte. Und die 18882 (17798) Millionen Mark

Google

des deutschen Außenhandels dürfen sich neben den 25800 (24580) Millionen der Engländer sehen lassen. In Frankreich, das eine schroffe Abwehr deutscher und österreichischer Waaren versuchte, dehnte sich der Werth des internationalen Handels von 15155 auf 15588 Millionen Francs (in den ersten zehn Monaten). Wenig erbaut sind die französischen Nationalisten von der statistischen Veränderung in ihren Handelsbeziehungen zu Deutschland. Früher war ihr Export auf die Märkte des Erbfeindes der bessere Theil; seit einigen Jahren ist es umgekehrt. Und dieser Wechsel vertieft sich noch immer. Die Gestaltung der Handelsziffern im Habsburgerland spiegelt das Bild des ganzen Geschäftes wider: kleinere Einfuhr, größerer Export. Verminderte Kauflust, gesteigertes Ausfuhrbedürfniß. Von Januar bis Oktober bewerthete sich der Außenhandel auf 5049 Millionen Kronen (4938). Das Passivum der Handelsbilanz sank von 741 auf 490 Millionen.

## Vereinigte Staaten.

Auch in den Vereinigten Staaten sank die Wagschale des Exports und der Aktivsaldo der Handelsbilanz vergrößerte sich: von September 1912 bis Ende August 1913 (um 175) auf 711,4 Millionen Dollars bei einem Gesammtwerth von 4284 (3962) Millionen. Die Union verlor Morgan und bekam Wilson. Der brachte ihr einen neuen Zolltarif mit erniedrigten Sätzen und dem Wunsch, daß Amerika zeige, welcher Leistungen es fähig sei. Das Jahr 1913 sah einen Niedergang der Konjunktur, obwohl die Ernte zur Mehrung des Reichthums beitrug. Für Weizen gab es, mit 763 (730) Millionen Bushels, einen Rekord; das Ergebniß der Maisernte blieb hinter dem der letzten Jahre zurück: 2447 (3125) Millionen Bushels. Bei der Wichtigkeit dieses Produkts für die Vereinigten Staaten drückte schon das erste Gerücht von einem schlechten Ernteresultat (die Taxen sprachen von 2300 Millionen Bushels) die Preise aller Bodenfrüchte. Auch das Ergebniß der Baumwollernte befriedigte nicht. Es war, nach dem letzten amtlichen Ausweis, mit 13,67 Millionen Ballen niedriger als in den beiden Vorjahren (13,82 und 14,88) und hatte schon durch die Schätzungen die Börsentendenz gestört. Die Preise fanden keinen Punkt, wo sie stehen konnten. Die Dispositionen der Verarbeiter des Rohstoffes wurden gehemmt; und die Wirkungen eines unsicheren amerikanischen Baumwolljahres reichen in die Spinnereien beider Hemisphären. Das deutsche Baumwollengewerbe kann ein Lied davon singen. Die Wollbranche hofft Gutes von den geänderten Zöllen. Spezialitäten, besonders Tricotagen, werden vielleicht mehr Boden auf den amerikanischen Märkten gewinnen. Nur im Textilbereich und im Lager der Kleineisenindustrie freut man sich der Tarifreform. Sonst herrscht noch der Zweifel. Die Steel Corporation hatte seit Juni eine gleitende Skala in ihren Aufträgen. Und das Minus gegen das Vorjahr wurde von Monat zu Monat größer. Im November war es auf 3,5 Millionen Tons gewachsen. Ein Auftragbestand von 4,39 Millionen Tonnen, wie ihn der

Google

November aufwies, war seit November 1911 nicht mehr gesehen worden. Der November 1912 brachte 7,85 Millionen Tonnen. Der Stahltrust sitzt noch immer auf der Sünderbank; mit ihm die International Harvester Co., deren Gründer, die McCormicks, zur guten newyorker Gesellschaft gehören. Wilson läßt das Wesen jedes einzelnen Trusts durchforschen, um Schwarz von Weiß zu sondern. Eine neu zu errichtende Interstate Trade Commission soll die Oberaufsicht über den Monopolbereich führen. Von dem dazu gehörenden Zwilling, der Interstate Commerce Commission, erwarteten die Eisenbahnen vergebens ein Votum zu Gunsten höherer Tarifsätze. Die Bahnen schickten Petitionen, weil ihnen die Ausgaben (hohe Löhne, theure Materialpreise) über den Kopf wuchsen und der Betriebskoeffizient sich merkbar verschlechterte. Die Dringlichkeit einer Sanirung ist durch die Daten des vorigen Jahres nachzuweisen. Man braucht nicht einmal an die dem Receiver verfallene Friscobahn zu denken. Die New York, New Haven and Hartford-Bahn blieb zum ersten Mal ohne Dividende. Die Bahn, eine der größten des Landes, hatte seit fast zwanzig Jahren regelmäßig 8 Prozent im Jahr vertheilt und einen guten Kursstand gehalten. In Folge der schlechten Beziehungen des Geldkapitals zu den Eisenbahnen und einer rücksichtlos betriebenen Expansion gerieth das stolze System in Verfall. Die Shermanbill wurde aufgefahren und der erste Schuß traf die Dividende. Das Aktienkapital ist um den besten Theil seiner Errungenschaften gebracht. Aber die Hauptsache ist, daß dem Gesetz Respekt verschafft wird. Pereat mundus. Die Pennsylvaniabahn, die an der verwundeten Gesellschaft betheiligt ist, braucht Geld. (Welche Bahn nicht?) Sie erhöhte ihr Kapital um 45 Millionen Dollars. Die Chicago Milwaukee aber will 470 Millionen Dollars allgemeiner Refundingbonds ausgeben, um ihre Anleihen in bessere Form zu bringen. Der Geldbedarf wurde durch kurzfristige Notes, die hohe Zinsen trugen, gedeckt. Im In- und Ausland. Daß in den letzten Wochen des Jahres diese Schuldverschreibungen in London aufgekauft wurden, galt als Ankündung einer neuen Finanzaera für die Yankeebahnen. Daß die Union von der Southern Pacific geschieden wurde, machte mehr Umstände, als der praktische Erfolg werth ist. Insolvenzen im Bankenviertel waren nicht selten. In New York stellte die Bankfirma H. B. Hollins & Co., deren Beziehungen bis Berlin reichten, die Zahlungen ein. Die New York Real Estate Security Co. kam unter Zwangsverwaltung. Vier Banken in Pittsburg, eine Trustbank in Chicago, die Atlantic National Bank in Providence und die Trades National Bank in Lowell (Ma.) mit 3 Millionen Dollar Depositen machten die Schalter zu. Diese Unfälle riethen zu schleuniger Erledigung der Currency-Bill, die dem Land ein besseres Geldsystem bringen soll. Jakob H. Schiff prophezeite eine schwere Krisis, falls das Gesetz nicht bald in Kraft trete. Wilson gab sich Mühe, noch 1913 auch unter diese Bill seinen Namen zu setzen. Aber die Senatoren und Repräsentanten beeilten sich nicht. Die amerikanische Wirthschaft ist mit einer

Google

Schuld von rund 1000 Millionen Dollar belastet. Die Hälfte davon muß 1914 zurückgezahlt werden; und die unbedeutenden Hilfen, die das Schatzamt giebt, machen den Geldumlauf nicht flott.

## Amerika und Asien.

In Kanada entstand eine Spannung, die zum Theil durch große Landspekulationen verursacht war. Hypotheken für kanadische Grundstücke werden in der ganzen zahlungfähigen Welt gesucht. Und die Canadian Pacific möchte eine seccessio plebis aus Europa bewirken, um den nöthigen Menschendünger zu gewinnen. Mit der triester Linie hatte sie Pech. Nachdem sechs Armeecorps hinübergeschifft waren, kam dieses militärische Theilungsystem heraus. Oesterreich vermißte seine Rekruten. Die Agenten der Canadian geriethen in einen bösen Wirbel allgemeiner Entrüstung; und im Reichsrath sprach man mehr von der Dominion Canada mit ihren hübschen Aussichtwagen als vom Budget. Auch die deutschen Rhedereien bekamen Etwas ab; und die österreichische Regirung soll beabsichtigen, den im Besitz der HAL und unseres Lloyd befindlichen Theil des Aktienkapitals der Austro-Americana, der großen triester Gesellschaft, selbst zu übernehmen. Die Canadian Pacific kündete eine Finanztransaktion an; um ihren Aktionären eine Freude zu machen. Die kam aber nicht. Der berühmte bonus entpuppte sich, wie die berliner Börsenphilosophen witzelten, als onus. Der große Landbesitz der Bahn soll in der Bilanz zu klarerem Ausdruck kommen. Davon haben die Aktionäre nicht viel. Wenn sie auch wissen, wie groß der Erlös aus den Terrainverkäufen und wie hoch die Restzahlungen sind, so erlangen sie damit noch keine höheren Dividende. Und die sechsprozentigen Notes, die ihnen zu 80 angeboten werden, kosten Geld, wenn sie auch billig sind. Schlimmer als Kanada ging es den großen südamerikanischen Republiken. In Brasilien gab es eine Gummikrisis; in Argentinien eine Reaktion auf spekulative Ausschreitungen. Im Kern sind die Länder gesund; nur das europäische Geld hat ihnen falsche Maßstäbe gegeben und zum Schluß die Mittel versagt, um in den alten Umfängen weiterzuleben. So entstanden Schwierigkeiten auf dem Geldmarkt und in den Möglichkeiten des Kredits; aber die südamerikanischen Dinge waren ein Kinderspiel im Vergleich mit der mexikanischen Katastrophe. Zusammenbruch der Landeswährung; Zwangskurs; Run auf die Centralbank. Ob der Diktator Huerta oder Präsident Wilson das letzte Wort haben soll, wird sich vielleicht 1914 entscheiden. Das Oel hat die Wogen nicht geglättet, sondern thurmhoch emporgeworfen. Hie Standard Oil! Hie Parson! England wiegelte ab, als man den Verdacht aussprach, seine Intervention habe öligen Geschmack. Immerhin ist das mexikanische Petroleum ein Besitz, um dessen Herrschaft sich ein Kampf lohnt. Auch für die Besitzer mexikanischer Papiere? Fünfprozentige Mexikaner minus 11, vierprozentige minus 13. Und der Werthverlust bei den Shares und Obligationen der National Railways

Google

of Mexico ist noch größer. Auch Indien hatte Unglück. Die Eingeborenenbanken litten unter einer durch mißglückte Spekulationen entstandenen Spannung. Silber und Perlen reizen die Phantasie der indischen Haussiers; und zwischen Wollen und Können entsteht leicht ein Mißverhältniß. Die Inder werfen den Engländern vor, daß sie die Nothwendigkeiten des Kredits nicht europäisch genug behandeln. Einige indische Finanzinstitute fallirten; und die Wirrniß erreichte ihren Höhepunkt, als Chunilal Saraya, der Chef der Indian Specie Bank, sich nach verfehlten Spekulationen tötete. Saraya war der erste Mann im Silberring. Er bestimmte von Bombay aus die Preise und drückte London auf den zweiten Platz. 1912 hatte er den Silberpreis auf $29^{11}/_{16}$ d getrieben. Er konnte die Engagements, die er gehäuft hatte, nicht halten, seit durch die Verschlechterung der Wirthschaftkonjunktur der Silberwerth sich verringert hatte. Die großen Lager wurden von den londoner Silberleuten übernommen und der Preis, der sich bis $25^{15}/_{16}$ gesenkt hatte (die Schwankungen reichen, in normalen Tagen, selten über $^{1}/_{16}$ Penny hinaus), konnte wieder gehoben werden. Die übrigen Metalle, die in London ihren Hauptmarkt haben, standen im Zeichen der Baisse. Kupfer büßte im Lauf des Jahres 13 £ (die erste Jahresnotiz war 77 £) ein, nachdem im Oktober die höchste Spitze ($73^{1}/_{8}$) erreicht worden war. Zinn verlor mehr als 59 £ (von $229^{3}/_{4}$ bis $169^{7}/_{8}$), Zink 5, Blei hatte ziemlich gleichen Anfang- und Endkurs, verlor aber von der besten Notiz des Jahres 3 £. Die Taktik der Spekulation und das Verhalten des Konsums bestimmten gemeinsam die Entwickelung der Metallpreise.

## Diskont.

Eins der wichtigsten Wirthschaftlebenszeichen bietet die Statistik des südafrikanischen Goldes. Sie brachte für 1913 zum ersten Mal einen Minusvergleich: in den ersten elf Monaten wurde für 34,49 Millionen £ Gold produzirt (gegen 35,46 im Vorjahr). Die Goldausbeute in den Transvaalminen ist eng mit der Arbeiterfrage verwachsen. Die ist für die Ergiebigkeit der Bergwerke fast von der selben Bedeutung wie Technik und Kapital. Die Welt steht noch nicht auf Stützen. Sie hat sogar die 6 Prozent ausgehalten, die ihr die Reichsbank auferlegte. Die hatte im November 1912 ihre Rate von 5 auf 6 Prozent erhöht und sie da gehalten. Am siebenunzwanzigsten Oktober 1913 erniedrigte sie den Wechselzinsfuß auf $5^{1}/_{2}$, am zwölften Dezember auf 5 Prozent. In den ersten Monaten des Jahres stand die Reichsbank noch ganz unter dem Druck der Politik, der internationalen Geldverhältnisse und der Lebhaftigkeit des Begehrens aller Geschäftskreise. Das änderte sich früh und man erhoffte schon für den Mai eine Diskontänderung. Zum Halbjahreswechsel gerieth die Bank mit 175 Millionen (gegen 64) in die Steuerpflicht. Die Belastung durch Wechsel und Lombarddarlehen betrug 1633 (gegen 1580) Millionen, aber der Goldvorrath war mit 1081 um fast 200 Millionen größer als im Vor-

Google

jahr. Zwischen den Diskontsätzen beider Jahre bestand eine Spannung von 1½ Prozent; und es gab Leute, die meinten, durch diese Differenz sei der Unterschied in der Geldlage reichlich ausgedrückt. Im Centralausschuß wurde Ende August die Möglichkeit einer Diskontkürzung im Prinzip entschieden. Sorge machte nur der Blick aufs Jahresende. (Unnöthige, wie sich gezeigt hat.) Am dreißigsten September hatte sich die Steuerpflicht zu Gunsten dieses Jahres geändert: 246 gegen 339 Miktionen. Gold: 1143 gegen 836 Millionen. Die Diskonterniedrigung fiel im Oktober wie eine überreife Frucht vom Baum. Der Goldschatz der Reichsbank wuchs auf 300 Millionen. Die neue Goldrüstung der Wehrgesetze soll durch 120 Millionen Reichskassenscheine aufgebracht werden. In diesen zweiten Reichskriegschatz sind schon mehr als 75 Millionen geflossen. Die hohe Bankrate hat sich gelohnt. 120 Millionen neuer Silbermünzen, die den Hunger nach Hartgeld in Nothtagen stillen sollen, sind cura posterior. Nur sechzehnmal war die Reichsbank in der Steuerpflicht. Der Privatsatz, der 1912 einen Durchschnitt von 4,22 Prozent hatte, wird 1913 auf wenigstens 5 Prozent kommen. Ultimogeld war bis Oktober theurer als im Vorjahr. Die höchste Leistung im März: 8¼ gegen 7 Prozent. Im November aber 4⅝ gegen 6, im Dezember 6½ gegen 8¾. Der internationale Geldmarkt war ein Gegenstand der Sorge. Das englische Barometer wurde ängstlich beobachtet. Egypten lag an der Goldkrippe, um seine Baumwollernte zu reguliren; Indien brauchte britisches Gold als Arzenei; Amerika schickte Baumwolltratten und Finanzwechsel. Die Bank von England hatte im Oktober 1912 den Zinsfuß auf 5 Prozent gesetzt, im April 1913 4½ Prozent normirt, war aber am zweiten Oktober gezwungen, wieder auf 5 Prozent zu gehen, und bedrohte die Diskontatmosphäre mit neuen Gewittern. Die verzogen sich wieder. Die Banque de France, die sich eifrig um südamerikanisches Gold bemühte, war trotzdem und trotz der Doppelwährung nicht im Stande, den Rekordsatz von 4 Prozent, der seit dem ersten November 1912 galt, zu beseitigen. Man ist in Geldsachen etwas bescheidener geworden. In Oesterreich-Ungarn war mans immer. Die Habsburger gingen bis Ende Oktober mit den deutschen Zeltgenossen, hielten aber ihre 6 Prozent Bankdiskont einen ganzen Monat länger und sind schließlich, mit 5½, noch über dem deutschen Zinsfuß geblieben. Vielleicht wäre die hohe Bankrate nicht geändert worden, wenn das Beispiel des Nachbars nicht zur Nachahmung gelockt hätte.

## Staatspapiere.

Daß die Staatspapiere nicht von der Verbilligung des Geldes profitirten, lag an den Ursachen, die dem Kapital den Weg bestimmt halten. Die Kriegsfurcht hatte aus Effektenkapital Bargeld gemacht und der Wehrbeitrag diese Metamorphose nicht aufgehoben. So blieb es bis zum Jahresende; und es ist noch nicht sicher, ob die Aera „leichteren“ Geldes, die für 1914 prophezeit ist, gerade dem Renten-

Google

markt Segen bringen wird. Der Reichsbanksatz hatte 1913 im Durchschnitt 5,90 Prozent (4,92) betragen. Um mit ihm wirksam konkurriren zu können, hätten die Staatspapiere einen noch niedrigeren Kurs haben müssen, als sie hatten. Die dreiprozentige Reichsanleihe stand im Juli auf 73,80. Das war weniger, als der Normalzinsfuß von 4 Prozent erfordert hätte. Am Anfang des Jahres hatte die Reichsanleihe 78½ gekostet und am Ende steht sie auf 76. Bei der vierprozentigen Reichsanleihe beträgt die Kursdifferenz 2 Prozent: 98 gegen 100; bei der 3½prozentigen 3: 85,50 gegen 88,60. Im Februar wurden 100 Millionen vierprozentiger Konsols, 50 Millionen Reichsanleihe, 400 Millionen vierprozentiger preußischer Schatzanweisungen emittirt. (Geplant waren 250 Millionen fundirter Anleihen, wurden aber vom Konsortium abgelehnt.) Ausgabekurs: 93,40 für die Anleihen, 99 für die Schatzanweisungen. Resultat: 150 Millionen Anleihen fast ganz durch Schuldbucheintragungen gedeckt; die Schatzanweisungen nur zur Hälfte gezeichnet und mit etwa 80 Millionen noch im Besitz der Konsortialen. Im Juni 50 Millionen Reichsanleihe, 175 Millionen Konsols, 75 Millionen preußischer Schatzwechsel, die (mit einjähriger Laufzeit) von den Banken fest übernommen wurden und vom Fiskus mit 5½ Prozent verzinst werden. Ausgabekurs: 97,90 (½ Prozent weniger als im Februar). Resultat: Reichsanleihe ganz, Konsols zum Theil gezeichnet. Der Rest war erst Ende Oktober ausverkauft. Wie es 1914 kommen wird, weiß man noch nicht. Wahrscheinlich wird das Reich, das mit dem Wehrbeitrag satt gemacht wird, auf eine neue Anleihe verzichten und Preußen Mitte Januar sein übliches Geschäft erledigen. Die Summe der in- und ausländischen Staatspapiere, die im ersten Halbjahr 1913 emittirt worden sind, war größer als in den drei Vorjahren: 1240 Millionen im Kurswerth (gegen 908, 853 und 1160). An ausländischen Neuheiten herrschte kein Mangel. Oesterreich brachte eine 4½prozentige Eisenbahninvestitionanleihe von 122,8 Millionen Mark zu 93. Ungarn 150 Millionen Kronen 4½prozentiger Rente (so dick überzeichnet, daß in Deutschland nicht einmal die Sperrzeichnungen voll berücksichtigt werden konnten) und 550 Millionen 4½prozentiger Schatzscheine. Diese Tratten, die so verführerisch Schuldner und Gläubiger locken, waren 1913 der Modeartikel. Geld war theuer und selten, aber heißer begehrt als je. Der Pulverdampf auf dem Balkan hatte die Kehlen getrocknet. Um rasch und sicher zu Barmitteln zu kommen, mußte man den kürzesten Weg nehmen; und da die Weltmächte nicht zögerten, ihre schwebenden Schulden, durch neue Schatzscheinemissionen, zu vergrößern, so hatten die dii minorum gentium erst recht keinen Grund, sich zu sträuben. Alles ging wie geschmiert. In London wurden englische Schatzwechsel zu 4 Prozent aufgelegt; in Paris französische. Der schneidige Finanzgeneral Caillaux will die 3 Milliarden, die Frankreich fürs Heer und zur Deckung des Budgetdefizits braucht, durch Schatzanweisungen aufbringen. Sein Vorgänger Dumont, der nur 130 Millionen haben

Google

wollte, hatte einen Hymnus auf die ewige Rente gesungen. Tempora mutantur; manchmal über Nacht. Die angebetete Dreiprozentige ist das Opfer des Szenenwechsels. Sie begann das Jahr mit einem Kurs von 89,25, senkte sich bis 83,35 (im Juli), kletterte, mit Nachhilfe der Regirung, auf 91 und quittirt die Schatzscheincampagne mit 85. Jahresverlust: rund eine Milliarde. Die schlimmste Sensation erlebte England. Die Konsols geriethen noch vor Jahresende unter die Räder. Sie hatten mit $71^1/_4$ den schlechtesten Preis, den sie je verzeichneten. Man bot fünfprozentige amerikanische Eisenbahnnotes zu 97 an; und dieser Konkurrenz waren die Goldgeränderten nicht gewachsen. Sie wurden in Massen angeboten, weil die Besitzer sich die feinen Yankeewerthe anschaffen wollten. Zwischen Anfang und Ende des Jahres bestand für die Konsols ein Preisunterschied von 4 Prozent. Der nahe und der ferne Osten waren sehr aktiv; mit ungleichem Erfolg. Die chinesische Republik fand, trotz ständigem Erdbeben, gläubige Geldleute. Die fünf Mächte (ohne Amerika, das, aus Rücksicht auf die Gefühle des gelben Mannes, dem Syndikat den Rücken gekehrt hatte) geben eine $5^1/_2$prozentige Reorganisationanleihe von 510 Millionen Mark. Die war schneller verbraucht als errungen. Ihr folgten die obligaten Vorschußgeschäfte, nachdem das Fünferkonsortium sich entschlossen hatte, nur noch für Anleihen „zu Staatszwecken“ aufzukommen. Oesterreichische Firmen gaben 3,20 Millionen £; die Banque Industrielle de Chine in Paris stiftete eine Anleihe von 180 Millionen Francs. Der Balkan hat noch nicht viel Bargeld erlangt. Rumänien blieb hors concours. Im Januar wurden 150 Millionen $4^1/_2$prozentiger Schatzscheine (von Diskontogesellschaft-Bleichroeder) in Deutschland untergebracht, im Herbst folgte eine $4^1/_2$prozentige Staatsanleihe von 250 Millionen, aus der 80 Millionen Schatzscheine getilgt werden sollen. Für die Türkei hatte Dschawid Bey, als Agent, 700 Millionen Francs in Paris abgeschlossen. Nicht viel mehr als die Hälfte des Gesammtbedarfes, der auf 1200 Millionen geschätzt wird. Aber die Politik störte das Geschäft. Die Türken mußten von Vorschüssen leben. 100 Millionen Francs gab das pariser Bankhaus Périer (trotz Rußlands und der Nationalbank of Turkey Protest), 15 Millionen Francs die Banque Française und 10 Millionen die Deutsche Orientbank. Alles auf Schatzwechsel zu 6 Prozent. Bulgarien bekommt 25 Millionen in Paris, 30 in Wien und konnte achtprozentige Schatzscheine in Berlin unterbringen. Die große Anleihe brachte ihm 1913 noch nicht. Auch Serbien, das mit der Banque Franco-Serbe eine fünfprozentige Anleihe von 125 Millionen abschloß, mußte sich mit Vorschüssen behelfen. In Paris wurden, statt geforderter 30, nur 10 Millionen gelockert; und die Schatzwechsel zu 7 Prozent, die Mitte Dezember zur Einlösung fällig waren, mußten prolongirt werden. Griechenland fand bei dem schon genannten Bankhaus Périer einen Vorschuß von 10 Millionen Francs zu 6 Prozent. Im neuen Jahr wird ein großes Rennen um den Geldmarkt anheben. Um alle Mitläufer zu schlagen, hat Bayern,

Google

wider jede Gewohnheit, seine Anleihe schon Mitte Dezember begeben: 80 Millionen zu 96,75 und 4 Prozent Zinsen.

## Banken.

Nicht besser als den Staatspapieren erging es den Hypothekenpfandbriefen. Auch da unaufhaltsamer Kursfall. Am dreißigsten Juni hatte sich der Umlauf von Obligationen der deutschen Pfandbriefinstitute (um 40) auf 11 450 Millionen erhöht (gegen 195 im ersten Semester 1912). Die Summe der Hypotheken wuchs in der selben Zeit (um 31) auf 11881 Millionen. Die Banken hatten sich mit Neuausleihungen nicht zu plagen und konnten dafür um so höhere Provisionen und Zinsen bei den Prolongationen nehmen. Ihre Dividenden sind also nicht in Gefahr. Sie stehen sicherer als die Dividenden der anderen Banken. Nicht alle werden ihre Quoten von 1912 halten können. Das Jahr gehört nicht zu den fetten. Im Effekten- und Emissiongeschäfte schon gar nicht. Das reguläre Bankgeschäft aber hielt sich gut. Der Kredit, den die Banken gaben, war theuer, wurde aber trotzdem gesucht. Die Wechselportefeuilles bauschten sich, während sie bei der Reichsbank einschrumpften. An Provisionen brachte das Kreditgeschäft mehr als die Effektenvermittlung. Durch das Konditionenkartell konnten die Gebühren, besonders im Acceptverkehr, erhöht werden. Daß die Unkosten größer geworden sind, ist nicht anzunehmen. Auch die Verluste aus zweifelhaften Forderungen waren 1913 geringer als 1912. Am Schlimmsten erging es dem Schaafhausenschen Bankverein. Der mußte schon 1912 die Dividende von 7½ auf 5 Prozent erniedrigen, weil er gezwungen war, mehr als 3 Millionen auf Verlust abzubuchen. Und 1913 wird der Schnitt ins Fleisch noch tiefer. Mindestens 13 Millionen werden für eine neue Sanirung aufgewandt; und die Aktionäre müssen sich mit einer Dividende von 3 Prozent begnügen. Der Kurs der Bankvereinsaktie hatte sich, unter dem Druck von Angstverkäufen, schon unter den Paristrich gesenkt. Man denke: die Aktie einer deutschen Großbank unter Pari! Neues von Belang gabs im Großbankenbezirk nicht. Die Darmstädter Bank vollendete die Fusion mit der Breslauer Diskontobank und übernahm das Bankgeschäft J. E. Levinthal in Breslau. Außerdem eine Bankfirma in Mainz, wo eine Niederlassung errichtet wurde. Die Dresdener Bank erweiterte ihre breslauer Beziehungen durch ein Abkommen mit der Firma Gebrüder Guttentag; der Schlesische Bankverein (Concern Deutsche Bank) durch die Angliederung des Bankhauses S. L. Landsberger. Die Deutsche Bank eröffnete Filialen in Offenbach, Hanau, Darmstadt; die Mitteldeutsche Kreditbank in Hannover, Baden-Baden und Mainz. In der Provinz wurde die Fusion zwischen dem Essener Bankverein und der Essener Kreditanstalt zu Ende geführt und der Göttinger Bankverein mit 6 Millionen Mark Aktienkapital durch die Hildesheimer Bank (Deutsche Bank) neu begründet. Die Deutsche Nationalbank in Bremen (33 Millionen Aktienkapital)

Google

gliederte sich die Leher Bank (2,5 Millionen) an; und die größte selbständige Provinzbank, die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, betheiligte sich kommanditarisch mit 2 Millionen bei dem angesehenen Bankhaus Deichmann & Co. in Köln. Die Bank für Thüringen (Strupp) erhöhte ihr Aktienkapital (um 5) auf 15 Millionen. Die Zahl der Insolvenzen war nicht so groß wie 1912. Im bayerischen Allgäu gabs harte Bankierfälle; in Küstrin erregte der Millionenkonkurs des Bankhauses Gustav Puppe schmerzhafte Ueberraschung. Der Prozeß gegen die 1910 zusammengebrochene Niederdeutsche Bank wurde, nach 114 Verhandlungtagen, mit der Verurtheilung der Mehrzahl der Angeklagten (Direktoren und Aufsichtrathmitglieder) zu Gefängniß- oder Geldstrafen beendet.

## Industrie.

Die Produzenten von Kohle und Eisen gehören zu der wichtigsten Bankenkundschaft. Der Montanbericht ließ den Rückgang der Konjunktur spät erkennen. Die Erträge, die für das im Juni endende Geschäftsjahr ausgewiesen wurden, deuteten nicht auf Anwandlungen von Schwäche. Unter den großen westdeutschen Werken blieb nur Deutsch-Lux mit der Dividende (10 gegen 11) zurück, obwohl der Betriebsüberschuß um 7 Millionen größer war als im Vorjahr. Aber die Vorsicht zwang zu hohen Abschreibungen. Bescheidenheit gebot auch die Finanzlage, die zur Aufnahme eines Bankenkredits von 15 Millionen zwang. Besser als in Deutsch-Lux ging es in Gelsenkirchen. Dort verzeichnet man für die ersten neun Monate des Betriebsjahres einen Mehrgewinn von 9 Millionen und das Fehlen jeglichen Geldbedarfs. Phönix blieb bei 18 Prozent, ängstete aber durch eine getrübte Prognose, die später berichtigt wurde. Melancholische Gesänge wollte die Börse nicht hören. Krupp trumpfte mit einem Dividendenaufschlag von 2 (auf 14) gegen seine Widersacher. Hoesch ging mit der Dividende von 22 auf 24, Harpen von 9 auf 11, Eschweiler von 8 auf 10. Im Osten: Bismarckhütte von 0 auf 9, Laurahütte von 6 auf 8, Kattowitzer Bergbau von 14 auf 15. Die Eroberungen des Herrn Petschek im mitteldeutschen und oberschlesischen Kohlenrevier weckten nicht überall Begeisterung. Neben dem Fürsten Christian Kraft zu Hohenlohe befiehlt er im ostdeutschen Kohlenbereich; und das Jahr 1914 wird zeigen, welchen Einfluß er übt. Sein Eintritt in die Hohenlohewerke gehört zu den Folgen der Liquidirung des Fürstenconcern. Daß Der 1913 sein ruhmloses Leben abschloß, ist ein Glück. Was das wirthschaftliche Ingenium wirklich leisten kann, zeigt das Montangebiet. Die Roheisenproduktion wird 1913 mehr als 19 Millionen (17,8) Tonnen betragen. Eins der schönsten Zeugnisse deutscher Industrie. Dazu die Ausfuhr, die die Vormacht der deutschen Eisen- und Stahlprodukte auf dem Weltmarkt unterstreicht: in den ersten elf Monaten des Jahres 5,91 (gegen 5,45) Millionen Tonnen im Werth von gut 1200 Millionen Mark. Ein ansehnliches Stück des

Google

deutschen Einkommens. Der essener Roheisenverband wurde bis Ende 1917 verlängert. Zugleich das Abkommen mit den lothringisch-luxemburgischen Hochofenwerken. Das war nicht der einzige Erfolg im Syndikatbezirk. Nach mühsamer Bauarbeit wurde ein Röhrensyndikat unter Dach gebracht. Der Röhrenmarkt war seit 1910 ohne Kartell. Schließlich trieb die Haltlosigkeit des Geschäfts zu Sonderaktionen: der Concern der Mannesmannwerke entstand; und die großen Gemischtbetriebe (Gelsenkirchen, Phoenix, Thyssen) gliederten sich Röhrenwerke an. Zwischen diesen Repräsentanten war eine Konvention geschlossen worden, die nicht lange hielt. Ihr folgte das Syndikat, das als wichtige Errungenschaft des alten Jahres gepriesen wird. Das Stabeisensyndikat kam nicht. Die Erkenntniß des Nothwendigen war nicht so stark wie die Hemmungen des Entschlusses. So blieb es bei der erwähnten „Bewegungfreiheit", also bei Schleuderpreisen. Um den Stabeisenpreis, den wichtigsten der B-Produkte, drehte sich alles Interesse. Von 125 Mark zu Anfang des Jahres hatte er sich bis Mitte Oktober auf 93 (ab Oberhausen) gesenkt. Da war natürlich an Verdienst nicht mehr zu denken. Kaum wurden die Selbstkosten gedeckt. Erst in den letzten Wochen kletterte der Preis wieder in die Höhe und bestätigte die helleren Berichte von der düsseldorfer Montanbörse. Vielleicht wirds wirklich besser. Auch der Roheisenverband berichtete von regerer Nachfrage, fand aber keinen begeisterten Applaus, weil er die Ausfuhrvergütung kürzte. Die war auf 6 Mark für die Tonne erhöht worden und wurde für den ersten Januar 1914 auf 4¾ Mark erniedrigt, weil dann die im September ermäßigten Preise in Kraft treten. Ein Ausgleich also, dem die Verbraucher nur ungern zustimmten. Aehnlich wurde das Verhalten des Kohlensyndikates beurtheilt; es mußte hören, daß es die Nachwirkungen der Hochkonjunktur zu weit ausgedehnt habe. Bis August war das Verhältniß zwischen Betheiligung und Absatz gegen das Vorjahr gesteigert worden. Im Januar 1913 waren es 111 Prozent (gegen 95). Im Durchschnitt der ersten sechs Monate 107 Prozent. Ein außergewöhnlich hoher Standard. Kein Wunder, daß das Syndikat lange nichts von einer Preisänderung wissen wollte. Im November erst entschloß es sich dazu: für den ersten Januar und ersten April 1914. Um den selben Betrag (1 bis 1½ Mark), der vom ersten April 1913 ab den Preisen zugeschlagen worden war. Aber die Exportprämie wurde zugleich (um 1) auf 2½ Mark gekürzt. Mit dem preußischen Bergfiskus kam das Syndikat wieder ins Reine und gewann gute Chancen für die Erneuerung. Die deutsche Kohlenproduktion brachte, bis Ende Oktober, 160,6 Millionen Tonnen (147). Daß in Oberschlesien, von April bis Mai, 38000 Arbeiter ausständig waren, glitt am deutschen Montanmarkt eben so rasch vorüber wie der Kurssturz am glasgower Warrantmarkt, der die Eisenhandelsfirma James Watson & Co. begrub.

Auch die Elektroindustrie hatte nicht zu klagen. Die großen Werke blieben bei ihren Dividenden (A E G 14, Siemens & Halske 12, Sie-

Google

mens-Schuckert 10, Schuckert 8) und waren mit Umsatz und Auftragbestand zufrieden. Die A E G verzeichnete von Juli bis November Umsätze im Werth von 193 (170) Millionen; und die Aufträge für 1913 ergaben eine Summe von 318 (gegen 288) Millionen. Im Bericht von Siemens-Schuckert wurde konstatirt, das neue Geschäftsjahr habe eine Wendung zum Besseren gebracht. Der Geldbedarf hört nicht auf.

## Schiffahrt.

In der Schiffahrt gabs reichen Ertrag und erbitterten Kampf. H A L und Lloyd seit Juli in offener Fehde; und jedes freundliche Gerücht wurde hastig dementirt. Am ersten Januar treten die Kampfpreise für die nordatlantische Fahrt in Kraft. Die Zwischendeckraten (um 40) auf 120 Mark erniedrigt. Das ist keine Bagatelle. Die H A L weicht nicht von ihren Hauptforderungen: Quotenerhöhung und Extrapreise für Zwischendeck der Imperatoren. Sie erhöhte ihr Aktienkapital (um 30) auf 180 Millionen, um, nach bedeutenden Aufwendungen für Schiffbauten (87 Millionen aus den Erträgen), die Liquidität auf die alte Höhe zu bringen. Die großen Dampfergesellschaften hatten das letzte Geschäftsjahr mit reichen Gewinnen beendet. Höhere Dividenden zahlten: H A L (10 gegen 9), Lloyd (7 gegen 5), Hansa (20 gegen 15), Hamburg-Südamerikanische (14 gegen 10), Deutsch-Australische (14 gegen 11). Der Kampf gegen die Canadian Pacific, die Anfang April die Linie Triest-Quebec eröffnete, war ein Kinderspiel im Vergleich mit dem Duell zwischen den beiden deutschen Ozeanriesen. Die nordatlantischen Pools hören natürlich am Ende des Jahres auf. Nur der Passagepool wurde, auf Wunsch der englischen Cunard-Line, bis Ende Januar verlängert. Provisorisch; denn ein Kartell ist zwecklos, wenn H A L und Lloyd nicht, Beide, dabei sind. In der Ostasienfahrt bleibts bei offener Konkurrenz, trotz der Nachricht, daß der ostasiatische Dampferpool, dem die H A L nicht angehört, bis März erneuert wurde. Die H A L hat bereits erklärt, daß sie für 1913 wieder 10 Prozent Dividende geben werde.

## Kurse.

Die Börse konnte von der Konjunkturänderung nicht unberührt bleiben. Ihr fehlte das Geld, der Wagemuth der Spekulation und das Publikum. Am zweiundzwanzigsten Januar gabs eine stürmische Hausse in Erwartung des Friedens, am vierundzwanzigsten eine Panik, nach dem Sturz Kiamils, am zwölften März neue Hausse auf Demobilisirung an der galizischen Grenze, Mitte April und Anfang Mai Deckungskäufe der Spekulation und wieder erwachende Neigung des Publikums. Der erste Balkanfriede, Ende Mai, wurde mit einer Baisse begrüßt. Und dieser Pessimismus wich nicht mehr. Was an Begeisterung aufgebracht werden konnte, wurde einzelnen Favoriten gespendet: Bremer Hansa, Deutsche Waffen, Naphtha Nobel, Braunkohlen und Petroleum (Kapitalserhöhung der Steaua Romana von 50 auf 100 Millionen Lei), Orientbahnen. Aber die Gluth blieb nur bei einzelnen Papieren tiefroth. Ein paar Vergleiche mögen als Illustration dienen. Am ersten Januar 1913 traten die neuen Börsenusancen

Google

in Kraft: Abtrennung der Dividendenscheine nach der Generalversammlung; keine Berechnung von Stückzinsen mehr. Bei Phoenix, Deutsch-Luxemburg, A E G kommt also die Beseitigung der Dividendenscheine in Betracht.

| | 2. Januar | 6. August | 31. Oktober | 22. Dezember |
|---|---|---|---|---|
| Deutsche Bank | 254,50 | 245,62 | 247,— | 248,50 |
| Diskontogesellschaft | 1?8,25 | 182,62 | 183,— | 185,37 |
| Dresdener Bank | 156,25 | 150,50 | 149,— | 150,— |
| Handelsgesellschaft | 163,37 | 159,75 | 158,75 | 155,— |
| Schaaffhausen | 118,75 | 108,62 | 106,25 | 100,62 |
| Phoenix | 263,50 | 255,25 | 250,37 | 233,75 |
| Laurahütte | 167,— | 168,62 | 151,— | 149,62 |
| Gelsenkirchen | 198,37 | 183,25 | 172,75 | 180,25 |
| Harpener | 188,50 | 191,87 | 174,50 | 173,37 |
| Deutsch-Luxemburg | 167,75 | 145,12 | 136,25 | 130,50 |
| A E G | 241,75 | 243,75 | 242,50 | 234,12 |
| Siemens & Halske | 229,25 | 217,50 | 213,75 | 217,50 |
| Hamburg-Amerika-Linie | 163,75 | 140,25 | 138,25 | 132,12 |
| Hansa | 298,87 | 296,25 | 274,25 | 268,25 |
| Canadian Pacific | 264,12 | 216,12 | 228,67 | 219,50 |
| Orientbahnen | 157,50 | 179,12 | 178,67 | 198,— |
| Naphtha-Nobel | 336,— | 360,50 | 397,— | 394,— |
| Norddeutscher Lloyd | 126,50 | 117,75 | 120,12 | 116,62 |
| 4% Administr. Türken | 78,40 | 77,— | 79,70 | 78,30 |
| 4% Oesterr. Goldrente | 92,50 | 91,— | 88,40 | 87,90 |
| Deutsche Waffen | 567,— | 610,25 | 594,— | 566,— |
| Deutsche Glasglühlicht | 695,— | 466,75 | 494,50 | 529,— |

1914 hat Chancen: billigeres Geld und Befreiung von der schlimmsten Kriegsgefahr. Weissagung der Konjunktur?. Lieber nicht. L a d o n.

# Deutsch-Amerika.

## Ein Brief.

Eine in der „Zukunft“ geführte Diskussion bestimmt auch mich zu dem Versuch, Einiges zum besseren Verständniß der deutsch-amerikanischen Verhältnisse beizutragen. Man braucht durchaus nicht Optimist zu sein, um zu behaupten, daß das Deutschthum in den Vereinigten Staaten sich langsam, aber sicher durchsetzt und, trotz der engherzigen Schroffheit anglomaner Kreise, immer mehr Anerkennung und Achtung gewinnt. Es ist wahr (und gut), daß der Deutsche sich hier rasch assimilirt; nur so kann er ein wirklich geeigneter Bürger der neuen Heimath werden. Es ist wahr, daß er seinen Vornamen, oft auch seinen Vatersnamen ins Englische überträgt; doch legt er mit dem Kleid nicht auch die deutsche Gesinnung ab. Die Zeiten sind vorüber, wo man es in New York kaum wagen durfte, sich der deutschen Muttersprache zu bedienen, ohne als „Dutchman“ verhöhnt zu werden. Und Präsidenten, die, wie Benjamin Franklin, gegen die deutsche Sprache kämpfen, haben wir „ins Fabelbuch geschrieben“. Wilson, der moderne Gelehrte und Politiker, würde Solches nicht nur nicht wagen, sondern als unverzeihliche Dummheit betrachten. In den



Google

Cafés (im deutschen, nicht im amerikanischen Sinn des Ausdrucks), wo überhaupt Zeitungen ausliegen, erhält man nicht nur die New Yorker Staatszeitung, sondern auch deutsche Blätter; und auf den Hoch-, Tief- und Straßenbahnen New Yorks findet man Fahrgäste, die in ihre deutsche Zeitung vertieft sind. Der Deutsche in Amerika schämt sich seiner deutschen Abkunft nicht mehr, denn er fühlt sich als Mitglied einer großen, über alle Staaten der Union verbreiteten Macht, mit deren wirthschaftlicher und politischer Bedeutung der Amerikaner des zwanzigsten Jahrhunderts rechnen muß. Wenn von Zeit zu Zeit (ob absichtlich oder aus Unwissenheit, bleibe dahingestellt) versucht wird, das Deutschthum lächerlich zu machen, so bleibt es gewöhnlich bei dem bloßen Versuch; und meist hat der Schuldige auch noch die Suppe auszuessen, die er sich so unbedacht selbst eingebrockt hat. Noch im Oktober hat ein Berichterstatter des New York Herald einen solchen faux pas gethan; in seinen englischen Bericht über die alle deutschen Elemente der Stadt New York vereinigende Feier des „Deutschen Tages" streute er abfällig witzelnde Bemerkungen, wahrscheinlich, um die Lachmuskeln einiger Yankee-Chauvinisten zu reizen. Gegen diese Art von Berichterstattung gingen jedoch deutsche Vereine so energisch vor, daß die Redaktion des Blattes in höflichster Form um Entschuldigung bat und mit dem Herrn Berichterstatter recht unsanft verfuhr. Das ist nur ein kleines Beispiel, aber es ist lehrreich genug. Eine andere Thatsache, von der wir uns für die Zukunft viel versprechen, ist die Gründung des Bundes „Jung-Deutsch-Amerika", an dem ich als Staatsführer von New York persönlich betheiligt bin. Dieser Bund, der sich nach und nach über die ganzen Vereinigten Staaten erstrecken soll, bezweckt, die Nachkommen deutscher Eltern zur Pflege deutscher Sprache und Sitte anzuhalten, und die Mitglieder (die entweder das Abgangszeugniß einer Elementarschule besitzen oder mindestens sechzehn Jahre alt sein müssen) verpflichten sich, wo es irgend möglich ist, in deutscher Zunge zu reden. In manchen „Gauen" dieses Jugendbundes sind Kinder nichtdeutscher Abstammung eifrige Mitglieder geworden, weil sie hoffen, auf diese Weise ihre Kenntniß der deutschen Sprache zu vertiefen. Damit ist der Anfang gemacht, deutsche Eltern in ihrem Bestreben, deutsches Wesen und deutsche Sprache auf ihre Kinder zu übertragen, wirksam zu unterstützen. Wenn nun auch die deutsche Einwanderung in letzter Zeit zurückgegangen ist, so soll doch das Deutschthum darunter nicht zu leiden haben; wir wollen den Rückgang durch den Leistungwerth ausgleichen. So stehen wir heute fest auf dem Boden unserer neuen Heimath, doch unsere Wurzeln reichen hinüber ins liebe Vaterland. Und unser angestammter Idealismus hilft uns über so manches Hinderniß hinweg. Leicht ist unsere Arbeit hier in Amerika nicht, aber Pioniere sind wir, Gott sei Dank, nicht mehr.

New York. Dr. phil. F. C. De Walsh.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

# Die Zukunft.

**Berlin, den 10. Januar 1914.**


## Liquidation.

### Stille Gesellschaft.

Um die Inseln der Engländer, Schotten, Iren, am Horizont des Weltreiches, das der unzermorschbar zähe Wille dieser Inselmenschheit schuf, dämmert, aus Wintermorgensgrau, seit dem Schwinden des Julmondes die Hoffnung, den letzten Traum Eduards des Siebenten in den Bodengrund lebendiger Wirklichkeit zu rammen. Oft genug wurde, da dieser König-Kaufmann noch, wie Faustens Helena einst bewundert viel und viel gescholten, in niemals unmännlicher Anmuth unter uns wandelte, das von dichten, mit Blümchen durchstickten Schleiern eingehüllte Ziel seines Wunsches hier gezeigt: nach der Sicherung des (nicht ins Ungeheure, nur ins Nothwendige abzurundenden) Britenbesitzes die Wehrkräfte der europäischen Großstaaten in unverrückbare Grenzen zu zwingen oder zu schmeicheln, zu überreden oder zu pferchen. Immer wieder wurde auf die Stunde hingewiesen, aus deren Nebeln der Ruf zur Wehrmachtbegrenzung über den Aermelkanal tönen müsse; immer wieder, Manchem allzu oft, gewarnt, ohne den Kompaß eines nicht von Wetterlaune beirrbaren Wollens, ohne den zur Speisung einer Riesenmaschine gestapelten Heizstoff in unsichtige Luftschicht hinauszudampfen. Schlug nun die Stunde und wirkt Eduards gar nicht titanischer, nur flink aus Erfahrung belehrter Geist noch aus dem Grab? Herr Lloyd George, Britaniens Schatzkanzler und stärkster Agitator, glaubt, die Um-



Google

wandlung der Oligarchie, des von nobility und gentry, als den Landeigenthümern, beherrschten Staates anglo-normannischer Eroberer, in eine friedliche, der Masse dienstbare, von der Massenempfindung bestimmte Gemeinschaft dürfe nicht länger verzaubert werden; bereitet drum, mit schrofferem Zugriff, als, im London der verblühenden Victoria, der Romantiker Karl Marx zu ahnen wagte, die „Expropriation der Expropriateurs" vor; lugt nach den Milliarden aus, mit denen des selbstbewußt erwachenden Volkes Frühhunger zu sättigen wäre; und ruft die Vorkämpfer der Demokratie, deren Alltagsstimmung stets friedlich, von heroischer Lebensauffassung abgeneigt ist, zum Kampf wider „den organisirten Wahnsinn übertriebener Rüstung". Die durch Herkunft und Gewohnheit so derben Mitteln fernen Kollegen, die sich eher noch im Ministerium Seiner Huldvollen Majestät als des grilligen Demos fühlen, blinzeln und schwichtigen mit der Wimper: Nehmet seine Rede, des Walisers, nicht gar so feierlich ernst; er plant a new departure (nach dem Wort seines Vorbildes Gladstone, der freilich weniger munter, mehr Presbyter als Marktschreier war) und späht nach dem Pfahl, an den er seinen Kahn, bis die Mannschaft geheuert, die Ladung gespeichert ist, ketten könnte. Auch sie aber dulden gern, daß Sendboten Britaniens das Festland abtasten und (ohne irgendwelche Vollmacht, versteht sich) in den Hauptstädten der vom Wehraufwand wundgedrückten Staaten leis fragen: Hättet Ihr Lust zu einem fürs Erste unverbindlichen Geplauder über die Möglichkeit, die Rüstunglast zu erleichtern? Nur aus Britanien konnte die Frage kommen; erst nach dem ohne Blutverlust in Südosteuropa erfochtenen Sieg, der das auf einer Halbinsel (Liautung) begonnene Werk auf einer Halbinsel (Balkan) krönt. Auf dem Wappenschild des Geeinten Königreiches blinkt, unter dem gekrönten Goldlöwen, in sanfterem Glanz Davids Harfe. Deren Silbersaiten rührt nun der sonst so Wilde, der in der Taufe den Namen David empfing (und vor dem die Goliaths so zittern, daß sie, um nicht in die Zange seines Enteignerwillens geklemmt zu werden, ihren Landbesitz, den uralten der Bedford sogar, zu leidlichem Preis losschlagen), und läßt sie tönen, wie Jubals einst sang. „Noch vor einem Jahr durften wir einen so kühnen Schritt nicht wagen; jeder Versuch zur Wehrmachtbegrenzung hätte damals einen gefährlichen Rückschlag gebracht. Jetzt erst schlug die günstige Stunde;

Google

und die heiligsten Interessen der Menschlichkeit und Gesittung mahnen uns, diese Stunde nicht zu versäumen." Honny soit qui mal y pense: auf blauem Band schlingt der Spruch sich um Britaniens Raubthierschild. Weh dem Zweifler, der keusche Tugend mit loser Verdächtigung kränkt! Nur lehrt jedes Buch der Geschichte, daß Englands Weltgeschäft immer am Besten rentirte, wenn Menschlichkeit, Gesittung und anderes heiliges Gut als seines Trachtens höchstes Ziel den Gläubigen gezeigt worden war.

Die Zeit, jubelt David, ward nun erfüllt. Ein Jahr lang hat, mit Greys Zunge, England als Weltenrichter gesprochen. Offenbar ward der Christenheit, dem Islam, den Hindu, Buddhisten, Shintoisten, daß die gewaltigste Westmacht die Geschicke des Erdballes lenkt; daß ihrer Office, wie einem Delphoi, die Rathsucher zuströmen; daß sie Mohammeds Reich vernichten und in neues Leben retten konnte, heute noch aushungern und ernähren kann. Offenbar, daß sie ihre Freunde reichlich (kostenlos: Mongolei) zu belohnen, die ihr Verfeindeten in Sanftmuth zu bändigen und die gezähmten mit Zuckerstückchen (kostenlos: Angola) zu beglücken vermag. Ihr Wille gebietet, wie weit in Südost der Slavenwall sich strecken, nach welchem Beutetheil Hellas greifen, was vom Albanerland ohne Fremdherrn bleiben darf. Und den Richterstuhl umjauchzt die Dankbarkeit der Mächte, die in Geduld, Demuth, Opferbereitschaft der weisen Leitung Britaniens gefolgt sind und das mit dem Glück der Menschheit befrachtete Schiff vom londoner Lotsen durch Klippen, über Untiefen hinweg steuern ließen. Der Blödeste müßte nun, endlich, merken, was geschehen ist; welches Geschehen von den unthätig scheinenden Häuptern Europas abgewartet wurde. England glaubt, den Bilanzgewinn des Jahres 1913, der durch den Sommerkrieg, den vom gewissenlosen Uebermuth des koburgischen Bulgaren heraufbeschworenen, gefährdet schien, an dem Tag, der ihm ein neues Häuflein internationaler Verträge schichtet, in seine Münzstätte schleppen und in Umlauf durch das weiträumige Imperium bringen zu können, das nach stärkender Nahrung lechzt. Wozu noch säumen? Die Spesen thürmen sich in Firnhöhe. Und keine Nothwendigkeit befiehlt noch, den zu Britaniens Gunsten gebuchten Saldo dem Blick Europens zu verhängen. Jetzt darf jedes Auge merken, daß aus dem Zeitabschnitt, der Millionen ein Unheilsjahr (ein alten, vor der Zahl



Google

Dreizehn scheuen Aberglauben bestätigendes) dünkte, der Löwe des in dunkler Stille erlisteten Nutzens Löwentheil heimtrug. Auch das Auge des Gefährten, der im Gewölb dieses Jahres seiner eigenen Sache, der ihm heiligsten, den Sieg zu erstreiten wähnte. Irrthum, laß los der Augen Band! Das freie Gesichtsfeld erlaubt, klar zu erkennen, wer Sieger ward, wer ohne Mühensertrag oder mit blankem Scheingewinn nach Haus schleicht, wer sich mit schmalem Profit begnügen muß. Wird Rußland, wenn auch aus seiner Schneenacht der Morgen des Abrechnungtages graut, mit dem Senior-Partner zufrieden sein und den Minister, der es in solche Partnership drängte und, wenn er auch nicht mehr für die Firma zeichnet, doch für die Lustralbilanz verantwortlich bleibt, aus freudigem Gemüthswillen in den Rang großer Staatsmänner heben?

Wenn Alexander Petrowitsch Iswolskij, der den Gossudar aller Reussen in Paris, am Zahlschalter des Zarenreiches, vertritt, morgen aus dem Amtsbezirk schiede, wäre die Namensdauer, die erst den an der Wirkensmöglichkeit verzweifelnden Magister Faust Trug dünkt, im Erinnern ihm für eine lange Wegstrecke gewiß. Dem Mann, der zwei Jahre nach dem Frieden von Portsmouth (der einen von England mit Japans Waffen gegen Rußland geführten Krieg endet) über Persien, Afghanistan, Tibet sich mit Britanien verständigt und damit der Triple-Entente aus Traumgebilden in greifbare Wirklichkeit hilft. Der Oesterreich-Ungarn demüthigen will und nicht nur auf des Trachtens Ausführung verzichten, sondern auch vor Europens Ohr gestehen muß, daß es niemals in einen Rechtsgrund verankert war. Dann mit Japan den Vertrag schließt, der als ein Schutz- und Trutzbündniß gegen das sich sacht regende China gedacht ist. Er schürt, noch vielleicht nicht mit ganz wachem Bewußtsein, das Feuer, in dessen Gluth das morsche Gebälk der alten Türkei verbrennt. Nach heimlich geschäftigem Weben schwenkt er das Flaggentuch italo-russischer Freundschaft, deren Ziel kurzsichtigen Augen allzu lange unerkennbar bleibt. Im Südostwinkel unseres Erdtheils hobelt sein Arm hastig die scharfen Kanten weg, die den Juchtengurt eines Balkanbundes zerschrammen oder durchscheuern könnten. Hic et ubique. Zu jedem Film, den unser inneres Auge seit 1906 sah, hat er die Gruppen gestellt; oft auch die Kurbel gedreht. Der Walfisch tätschelt mit der Schwanzflosse zärtlich den Bären, den die

Google

Wasserkunst der Spritzlöcher zu ergötzen scheint. Ehe die Wunden von Mukden und Tsushima verharscht sind, ist Rußland den Briten, sogar den Japanern verbündet. Trotz den schmerzhaften Enttäuschungen eines Jahrhunderts wieder dicht von dem frommen Wahn umnebelt, die Dankbarkeit der befreiten Balkanvölker werde sich vor dem Zaren als dem willkommenen Nachfolger des Khalifen-Sultans in jauchzender Andacht beugen. Zwischen Serben, Griechen, Bulgaren scheint das Unkraut uralten Haders, wie von einer Maschinenhacke, über Nacht ausgejätet; und der Wladika von Cetinje, der einst der Connetable des Osmanenheeres werden wollte, zückt wider den Großherrn das Schwert. Zu all diesem Geschehen hat Alexander Petrowitsch Iswolskij Beträchtliches mitgewirkt. Er hat nichts allein „gemacht“; ohne ihn aber ward nichts. Dem Erdboden haben die Zacken seines Wesens sich tief eingefurcht. Und er hat, von Amtes wegen, doch kaum vier Jahre lang das internationale Geschäft Rußlands geleitet. Die Behauptung, daß er von der petersburger Sängerbrücke die Macht, nur nicht deren Blinkschein, ins pariser Botschafterviertel mitgenommen und unterwegs kein Fädchen von seiner Kunkel verloren habe, wurde von Offiziellen und Offiziösen mit eifernder Biederkeit bestritten. Sasonow, heißts, gebietet hier, nicht Iswolskij. Natürlich. Verrieth das Garn je die Spindel, von der es kam?

1906. Der unselige berliner Einfall, dem Westnachbar, weil er für die süßeste Naschwaare nur mit frostigem Lächeln gedankt hat, nun die Faust hinzurecken und ihm, bis er artig geworden sei, Marokko, den Preis für Egypten, für den Sudan und anderen Verzicht, zu sperren, hat den Schlaf der Welt gestört. Der Zorn, der aus der Erkenntniß wächst, daß Frankreich nicht zur Kraftprobe bereit, daß die Heeresintendantur und das Festungwesen verlüdert war, wirbelt aus fast schon verglimmenden Funken ein neues Nationalempfinden auf, dessen Brunst in der Jugend, auch in der kindlich treu, ohne Gewissenskrupel, der Republik anhangenden, rasch den Entschluß zu mannhafter Hingebung ans Vaterland reift. Die Zeit russischer Ohnmacht, grollt es von Calais bis nach Marseille, soll zur Demüthigung Frankreichs benutzt werden; in keiner anderen Zeit hätte Deutschland solche Zumuthung gewagt. Dem Volksglauben steigt der Bündnißwerth Rußlands ins Unermeßliche. Bricht, so nah am Herzen Europas, die alte

Google

Wunde wieder auf und sehen wir, nach fünfunddreißig Jahren läßlichen Friedens, die Heere Deutschlands und Frankreichs noch einmal im Schlachtendrang? Der Einspruch, dem Bismarcks majestätischer Menschenverstand 1871 auszubiegen wußte, wäre jetzt gewiß; mindestens eine Großmacht dürfte nicht warten, bis ihr Schicksal am Willen des Deutschen Reiches hing, das der Republik das Rückgrat gebrochen hat. In Berlin und in Wien gilt den Meisten Rußlands mandschurische Niederlage noch als Glücksbürgschaft. Ist noch nicht erkannt, daß der kühnste Britenkopf nicht hoffen durfte, den Kolossus von Moskau zu zertrümmern, sondern nur, ihn von Südostasien nach Europa zurückzukehren; daß darum die Nachbarn, denen Rußland lästig werden könnte, ihm entweder in Asien helfen oder das dort verwundete Reich auf seinem europäischen Boden für die Zeitspanne eines Menschenalters lähmen mußten. Niemand hat Lust, die Verantwortung großer, vielleicht mit dem Schwert auszufechtender Beschlüsse auf sich zu nehmen. In den Kanzleien wird mit dem Glauben gerechnet, daß Rußland in langes Siechthum sinken und sich still bescheiden werde. Und muß es den Nachbarn nicht dankbar sein, die ihm gestatteten, seine zuverlässigen Truppen von den Westgrenzen wegzuziehen? Seit dem fünfzehnten Januartag wird in Algesiras verhandelt. Laut über Marokko: leise über größere Gegenstände. Vor dem Beginn der Konferenz hat König Eduard zu Frankreichs Botschafter Paul Cambon fast genau so gesprochen wie ein Vierteljahrhundert zuvor Bismarck zu dem berliner Vertreter der Republik: „Sagen Sie uns, was Sie wollen: wir werden für jeden Ihrer Wünsche eintreten.“ An der spanischen Küste ist Eduards Vertrauensmann Sir Donald Mackenzie Wallace betriebsam; oft zwischen Englands und Rußlands Bevollmächtigten Sir Arthur Nicolson und dem Grafen Cassini zu sehen (denen sich manchmal auch der Geschäftsträger Cartwright gesellt). Daß sie sich nur mit Cassinis weißem Hündchen beschäftigen und an des Grafen Witzen über die „großen Ohnmächte“ und die schlechte Küche freuen, ist nicht anzunehmen. Warum sind denn die Großen nicht stark genug, dem Scherifenkram ein rasches Ende zu bereiten? Weil zwischen Britanien und Rußland noch nicht Alles in reinlicher Ordnung ist. „Wir Russen haben in Asien eine Dummheit gemacht. Li-Hung-Tschang hatte, als er zur Zarenkrönung nach Rußland gekommen

Google

war, dem Finanzminister Witte gerathen, die Bahngleise nur bis Wladiwostok zu legen und sich nicht ins Dickicht des Südens locken zu lassen. Alexejew, Bezobrazow, Plehwe und Andere eiusdem farinae hatten das Ohr des Kaisers: und die Warnung wurde überhört. Wir haben es bitter gebüßt. Aber Ihr Briten seid nicht gescheiter, wenn Ihr meint, unsere Schwächung müsse Euch nützen. Asiens Erde hat Raum für Alle; und in Europa würde durch unsere Entkräftung Deutschlands Hegemonie gesichert. Das Wachsthum deutscher Menschen- und Vermögensziffer, den Neubau deutscher Kriegsschiffe könnt Ihr nicht hemmen. Aber der Gefahr vorbeugen, daß an den empfindlichsten Stellen Eures Reichsleibes, in Egypten und Indien, auf den Wink des den Deutschen befreundeten Khalifen der Islam sich wider Eure Vormundschaft empört und in der selben Stunde vom Endstück des Bagdadbahnstranges aus ein deutsches Heer nach Indien marschirt. Muß Frankreich sich unter die Wucht deutscher Drohung ducken und Rußland auf schnelle Erneuung seines Prestige verzichten, dann bleibt Ihr mit Deutschland allein, das Armee und Flotte verstärken und die Mohammedaner gegen Euch hetzen wird. Einigt Ihr Euch mit uns und reißen wir, Beide vereint, Frankreich aus der Klemme, dann ist dieser Dreibund unüberwindlich. Ihr habt die größte Flotte, wir haben das größte Landheer, Frankreich hat den größten Bargeldvorrath: Woher käme die Koalition, die uns widerstünde?" So könnte Cassini gesprochen haben. Allerlei schlimmes Gerücht ängstet die Pariser. Rußland zeige sich in Algesiras lau, England eiskalt; Beide seien bereit, in Casablanca die Polizei so zu organisiren, wie der österreichische Vermittlungvorschlag empfehle. Schon hat in der Deputirtenkammer Herr Doumergue (der jetzt Ministerpräsident ist) die Russen, weil sie dem Freund und Gläubiger nicht genug Waaren abkaufen, derb zu schelten gewagt. Schon flüstern Furchtsame, Frankreich werde auf der Konferenz einsam bleiben. Da giebt im März die Triple-Entente ihr erstes Lebenszeichen. Sir Edward Grey und Graf Lamsdorf erklären, daß sie auch in puncto Casablanca Frankreichs Willen stützen; unterstreichen dieses Gelübde dicker, als Diplomaten zu thun pflegen. Von dem Brustkorb der Republikaner löst sich der Alb. König Eduard hat Herrn Bourgeois das Wort gehalten, daß er den Herren Delcassé und Paul Cambon gab; und in Peterhof

Google

scheint die Gruppe, die der englischen die deutsche Freundschaft vorzog, des fruchtlosen Wortkampfes satt. Lamsdorf ist kränklich, müde, nicht der Ferge für den Kahn, der neue Ufer sucht. Die Cirkularnote, die, am neunzehnten März, jede Verdächtigung russischer Bündnißtreue schroff abwehrt, ist seine letzte sichtbare Leistung im Auswärtigen Amt. Im Mai geht er und sein Nachfolger wird der fünzigjährige Herr Iswolskij, der im Vatikan, in Japan, zuletzt in Dänemark als Gesandter des Zaren beglaubigt war.

Hohe Excellenz, Erbe der Nesselrode, Gortschakow, Giers, Lobanow, Gebieter zwischen dem Winterpalast und dem Generalstab: zügelloser Ehrgeiz konnte in Kopenhagen nicht rascheren Vorsprung träumen. Witte, der dem schwachen Lamsdorf gern dreinredete, ist fort und Stolypin dem internationalen Geschäft fremd. Der neue Herr kann schalten, wie ihm beliebt. So lange des Kaisers Gnade ihm lächelt. Nur ist, leider, das Feld, auf dem sein Wille sich auswirken könnte, von Schranken verengt. Der asiatische Acker ist im Süden verloren und braucht im Norden Ruhe; und in Europa stieße jeder kräftig vordrängende Wunsch, mag er nach Skandinavien oder nach dem Balkan langen, nicht nur auf österreichischen und deutschen, sondern wohl auch noch auf britischen Widerstand. Wenn man mit England einig würde, ließe sich leben. Nach den Niederlagen und Putschen muß Rußland einen Erfolg illuminiren und, zunächst seiner eigenen Menschheit, zeigen, daß es noch immer von zärtlichen Freiern umworben ist. Seit es vom Stillen Ozean abgedrängt wurde, ist es für Indien nicht mehr eine nahe Gefahr. Darf England aber wünschen, daß sich das Slaventhum, eine Glaubensgemeinschaft, ein Islam von hundertfünfundvierzig Millionen Menschen, wieder gen Asien wende oder muß ihm, neben dem auf allen Meeren und Märkten Deutschland heranwächst, lieber sein, daß die Slavenfluth in Südosteuropa die Deiche bricht und ein Gelände germanischer Hoffnung überschwemmt? Die alte Frage, die vor und nach Moriers petersburger Botschafterzeit manches Britenhirn beschäftigt hat, heischt endlich Antwort. Wo ist, in Europa oder in Asien, das Slaventhum der englischen Weltmacht gefährlicher und wo kann es ihr nützlich werden? Zwei Willenstriebe suchen einander. Als Iswolskij fünfzehn Monate im Amt ist, kann jedes unverstopfte Ohr ahnen, welche Antwort der Frage gefunden ward. Der letzte Juli-

Google

tag des Jahres 1907 bringt das (später auszubauende) russo-japanische, der letzte Augusttag das anglo-russische Abkommen. Am vierten Juni 1908 spricht Sir Edward Grey im Parlament: „Ich bin dafür, daß England und Rußland sich auf der Basis der Vernunft und der Ehrlichkeit über alle Fragen, die ein gemeinsames Interesse berühren, verständigen, und werde mit diesem Wunsch fallen, wenn das Unterhaus ihm die Erfüllung versagt.“ Die Mehrheit stimmt ihm zu. Am zehnten Juni empfängt Kaiser Nikolai Alexandrowitsch (mit Frau und Mutter) im revaler Hafen den König und die Königin von England; die Regirungen sind durch Iswolskij (den die Huld der Schwestern Maria Feodorowna und Alexandra schon am dänischen Hof begnadet hat) und Sir Charles Hardinge vertreten. Eduard ruft über die Ostsee: „Ich bin gewiß, daß der neue Vertrag das Band, das die beiden Völker umschlingt, noch fester knüpfen und uns gestatten wird, wichtigen Zukunftfragen in Freundschaft eine befriedigende Antwort zu finden.“ Fürs Erste gestattet er, dem Sultan für Makedonien das anglo-russische Reformprogramm aufzuzwingen, dessen Ausführung er als allmächtiger Großherr nicht überleben konnte. Auch nicht überleben soll: denn Abd ul Hamid scheint dem Deutschen Reich zugethan und des Willens verdächtig, in der Stunde englischer Noth die indischen Muſulmanen wider Britaniens Ostflanke zu hetzen. Dreiunddreißig Tage nach Eduards Abfahrt aus der revaler Bucht kommt es im Dritten (makedonischen) Corps des Türkenheeres zu offenem Aufruhr. Von Saloniki und Monastir frißt der Brand mit hastiger Gier weiter. Abd ul Hamid wird entmachtet, verschwindet; die Stunde der Jungtürken schlägt. Gläubige Gemüther sehen der Völkerfreiheit im Ost einen neuen Morgen dämmern. Doch aus fahler Röthe steigt kein junges Himmelslicht; und der Herrschaftbereich der Mondsichel wird schmaler, als er seit den Siegertagen des zweiten Mohammed war. Im April 1909 schwelgen die Jungtürken im Triumph. Im November 1912 haben sie den afrikanischen Besitz und drei Viertel des europäischen verloren. „Ils n'ont pas su faire“, sagt der abgesetzte Sultan, den die „Loreley“ an den Bosporus zurückbringt. Er staunt nicht, hat nichts Anderes erwartet; fragt nur immer wieder: „Wie haben sie es angestellt, daß Griechen und Bulgaren einig wurden? Diese Leistung hätte selbst er den Leuten nicht zugetraut, unter de-

Google

ren Kolbenstößen sein Thron zerbrochen war. Auch in dem weißen Schlaukopf des Gefangenen leuchtete nicht die Erkenntniß, daß in allen Zonen der Politik, weil gegen Wahrscheinliches Jeder sich rüstet und manchmal doppelt versichert, das Ziel listiger Kühnheit sein muß, Unwahrscheinliches Wirklichkeit werden zu lassen.

England, Frankreich, Rußland: zwanzig Jahre zuvor wäre diese Trias nicht nur unwahrscheinlich, wäre sie unmöglich genannt worden. Nun ist sie Ereigniß. Rußlands Palaeologenadler wendet sich wieder westwärts; und durch sein Gefieder ist eine Wundspur vom schärfsten Auge nicht zu erspähen. Fast schämt man sich schon, über die russische Niederlage, Revolution, Geldsorge noch zu reden. Zwischen dem Weißen und dem Gelben Meer keimt Lenzeshoffnung auf eine helle Zukunft und der Erdkreis lauscht, wie in der Zeit Nikolais des Ersten, der leisesten Willensregung, deren Hall aus Petersburg kommt. Iswolskijs Werk? Er hatte King Edward und zwei gekrönte Damen in seinem Spiel, das von feinen Köpfen vorbereitet war; aber seine Anfangszüge waren wirksam und unter Dutzenddiplomaten ist er eine Figur. Er hat in der richtigen Stunde die richtige Frage gestellt: „Asien oder Europa?“ Und daß ihm beim Abschluß des Perservertrages als Prämie die Oeffnung der Meerengen zugesagt worden ist, gilt als sicher. (Alexej Suworin, der Besitzer der „Nowoje Wremja“, erfragte damals mein Urtheil über den Vertrag; als ich geantwortet hatte, das Wichtigste werde wohl eine geheime Bosporusklausel sein, sagte er: „Seltsam; Das hat mir Iswolskij auch angedeutet.“) Mit solchem Ertrag zweijähriger Arbeit darf Einer sich brüsten. Wenn der Mann nur nicht im Rausch übermüthig wird, im Durst der Ruhmsucht unreife Birnen pflücken will und in Gortschakows Sanguinismus ausgleitet!

Seine Freunde lernen es fürchten. Hat er Gortschakows bösen Groll gegen Oesterreich geerbt? Mit dem Botschafter Grafen Berchtold verkehrt er intimer, als nach der Norm nöthig wäre. Er hat auch, im Februar 1907, den Pakt verlängert, den „pour le maintien du statu quo et de la paix générale“ Oesterreich-Ungarn 1897 mit Rußland geschlossen hat. Seitdem aber sind am Westhimmel Windwölkchen sichtbar geworden. Freiherr von Aehrenthal, der ein paar Monate nach Iswolskij ins Ministeramt gekommen ist, scheint schwieriger als Graf Goluchowski; kein so bequemer Partner. Als Botschaftrath und Botschafter galt er in Petersburg als

Google

Rußlands treuster und klügster Freund und wurde nicht nur von Schwanebach in überschwingenden Hymnen gefeiert. Am Ballhausplatz, als selbständiger und verantwortlicher Staatsmann, sieht er ganz anders aus. In aller Stille hat er von der Hohen Pforte die Konzession zum Bau der Sandschakbahn erlangt. Am siebenundzwanzigsten Januar 1908 sagt ers. Das, pfauchen wüthende Russen, ist das Ende des Statusquo, also auch unserer Vertragspflicht. Aus Rom und Athen, Belgrad und Sofia prasseln neue Verkehrsprojekte aufs Jungtürkendach. Lästig, denkt Iswolskij; den guten Baron läßt mein Ruhm nicht schlafen; auch von ihm soll man reden. Doch am Ende ists gut, daß wir der Fesseln ledig sind und allein für die Zukunft unserer südslavischen Freunde vorsorgen können. Die Hohe Excellenz darf den Verdruß nicht zeigen; denn die stambuler Wirrniß kann morgen zum Eingriff zwingen: und dazu ist Oesterreichs Zustimmung nöthig. Die braucht man auch, wenn der Meerengenvertrag geändert wird. Vernunft warnt, das winzigste Brückentheilchen abzubrechen. Briefwechsel Iswolskij-Aehrenthal. In Buchlau sind Beide am fünzehnten September Gäste des Grafen Berchtold. (Schade, daß uns nicht ein Rembrandt die drei Gildenmeister, drei Temperamente gemalt hat: den glanzlos schwerfälligen, ohne Scheinsucht ins Wesen seiner Aufgabe versenkten Staatsgeschäftsmann, den hitzig assoziirenden und kombinirenden Erhascher jeder möglichen Minutenwirkung und die im Frost reinen, nie stürmenden Empfindens gekühlte Noblesse des Wirthes, der noch im Drang der Berufsarbeit ein Genießer bleibt, eines schön gegliederten Satzes sich wie einer Patriotenthat freut und am Liebsten die Kanzlistenleistung auf die Wägschale der Aesthetik höbe.) Der ganze Berliner Vertrag wird durchgesprochen, jede mögliche Wandlung türkischen Besitzstandes erörtert, die, in Bosnien, Makedonien, im Pontus, zu Aenderung oder Ergänzung nöthigen müßte. Ueber dieses Gespräch ist viel offenbar Falsches, manches Glaubliche berichtet worden; ehe der Herr von Buchlau, der lügen nie lernte, als Ohrenzeuge ausgesagt hat, wird der schlauste Ermittler durch Dunkel tappen. Daß Aehrenthal nicht deutlich sprechen wollte, daß Iswolskij, weil er spitzige Repliken besann, nicht so scharf aufhorchte wie sonst, ist wahrscheinlich. Gewiß aber, daß der kluge Freiherr diesmal klug genug war, nicht klug zu sein. Wenn er seinen Mann

Google

genau kannte, machte er ihn zum Vertrauten. „Sie sind der Einzige. Wir müssen jetzt annektiren, ehe die Jungtürken Wahlen ausschreiben und .. Ein Staatsmann Ihres Kalibers wittert die Gründe. Meerengenöffnung? Russischer Verschluß des Schwarzen Meeres? Wann Sie wollen. Wir müssen und werden ja noch eine weite Strecke mit einander gehen. Möchten Sie es Ihren Freunden in London, Paris, Rom sagen? Ich kann mir nichts Nützlicheres denken; den Tag verabreden wir. Und, nicht wahr, Sie halten auch die Serben von Thorheiten ab? Auf die beiden Provinzen, die uns von Rußland selbst schon in Reichstadt, 76, zugesprochen worden sind, konnten sie als ernsthafte Leute doch nicht zählen; und ihnen bleibt von der Türkenbeute ja genug. Den Sandschak räumen wir. Fließen die beiden Serbenströme zusammen und mündet so, endlich, auch der Hauptarm ins Meer: meinetwegen; wenn der Lauf nicht zu tief ins Albanesische führt." Aehrenthal hätte sich einen eifernden Helfer geworben; ohne großes Risiko: die Annexion war ja beschlossen. Daß er, dem schon der Schein fremder Hilfe (Bülow-Pourtalès: der avis amical, der die Russenwuth dämpfte) widrig war, den Versuch nicht machen wollte, ist theuer geworden.

Ists schon vergessen? Rußland hatte geglaubt, über die makedonische Justizreform mit Oesterreich einig zu sein, und nicht geahnt, daß Aehrenthal entschlossen war, diesen (den Türken unbequemen) Plan um den Preis der Sandschakbahnkonzession aufzugeben. Die Meldung, daß die Botschafter Marschall und Markgraf Pallavicini (Franz Josephs Vertreter am Goldenen Horn) den auf dem Boden des mürzsteger Programmes gewachsenen Entwurf türkischem Einspruch geopfert haben, wirkt mit der Macht nächtigen Feuerschreckens. Läßt sich aber als das Zufallsprodukt eines Mißverständnisses bemänteln. Und am Vorabend einer muslimischen Revolution darf ein moralisch verantwortlicher Minister sich den Luxus der Empfindlichkeit nicht gestatten. Iswolskij beißt die Lippe; und schreibt dem wiener Kollegen einen netten Brief. Ungefähr: Wir müssen zusammengehen und, für alle Fälle, schon jetzt uns über das zur Kooperation taugliche Gebäude verständigen; Rußland könnte durch nahe Ereignisse ja genöthigt werden, Stambul und Galata zu besetzen, um sich Forts gegen den rebellirenden Islam zu schaffen; was würden Sie dann thun? Schwer vorauszusagen, lieber Kollege; zunächst müßte Oesterreich-

Google

Ungarn wohl seine Kriegsflagge im Bosporus zeigen; ob es durch die Pflicht zur Ansehenswahrung auch gezwungen würde, au delà de Mitrovitza nach Saloniki zu marschiren, ist heute noch nicht erkennbar. Dieser Briefwechsel (dessen Veröffentlichung das russische Eifern für die Unantastbarkeit der Türkei seltsam beleuchtet hätte) geht dem Aufruhr im makedonischen Corps, dem Rebellenmarsch in die Hauptstadt, der Revolution Mahmuds voran. Zwei Monate danach ist die Summe des Möglichen, aus der das Nothwendige zu errechnen wäre, kleiner geworden. Die Türkensache (ungefähr so mag in Buchlau das Gespräch begonnen haben) hat sich anders gewendet und rascher entwickelt, als wir in der Zeit unserer Korrespondenz vermuthen mußten; jetzt bleibt uns, Beiden, nicht viel mehr als der Wunsch nach einem guten Verhältniß zu den neuen Machthabern. Versteht sich. Auch wir Oesterreicher denken nicht an eine Gebietserweiterung auf Kosten der Türkei; sind sogar bereit, ihr den Sandschak zu räumen. (In einer Denkschrift, deren Inhalt Graf Berchtold am fünfzehnten Dezember 1913 der Oesterreichischen Delegation andeutete, sagt Aehrenthal, der Sandschak wäre, weil er starke Befestigung forderte, zu theuer, auch, weil er in seinem Engpaß ein Armeecorps unter drei Feuerfronten festgehalten hätte, im Kriegsfall gefährlich geworden und hätte, als Fremdkörper zwischen Serbien und Montenegro, die Einigung zweier orthodoxen Slavenstaaten gegen Oesterreich erwirkt: also nur Rußland genützt. Welchem Auge die Denkschrift zugedacht war, wissen wir nicht; dürfen aber bezweifeln, daß sie Aehrenthals Meinung ganz aussprach.) Da Oesterreich aber nicht duiden kann, daß in den seit dreißig Jahren von ihm okkupirten Provinzen Wahlen fürs türkische Parlament angeordnet werden, läßt die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina sich wahrscheinlich nicht mehr lange vermeiden. Diese formale Aenderung des Besitzverhältnisses ist für Rußland ja belanglos; auch in unseren Geheimverträgen vorgesehen und seit der Reichstädter Konvention vom fünfzehnten Januar 1877 von uns mit der Neutralität im Türkenkrieg anständig bezahlt. Assurément, cher baron; trotzdem würde in dieser kritischen Stunde, die den Südslaven neue Gefahr zeigt, die Annexion in Rußland Aergerniß geben; und ohne einen Europäischen Kongreß ginge es wohl kaum. Nicht meine Ansicht, sagt Aehrenthal; Rußland hat vor dreißig Jahren zugestimmt, mit

Go gle

der Türkei werden wir uns verständigen und die Anderen haben nicht dreinzureden; immerhin würde ich einen Kongreß, der die Einverleibung nur registrirt und unser Besitzrecht nicht erst erörtert, ohne Zaudern beschicken. Die Stirn des Russen ist noch umwölkt. Aus dem Sorgendunst zuckt die Frage (die ihn nach Mähren geführt hat): Würde Oesterreich uns Schwierigkeiten machen, wenn wir die Oeffnungen der Meerengen forderten? Nicht die geringsten. Schön; einstweilen sind wir ja noch nicht so weit; ich bin auf Urlaub, als Gast unseres lieben Grafen ein Privatmann ohne Vollmacht, werde nach meiner Rückkehr in die Heimath dem Zaren über unser Gespräch berichten und bitte nur, den Entschluß zur Annexion, wenn er Ihnen unaufschiebbar scheint, mir früher als allen Anderen mitzutheilen. Zugesagt? Ehe drei Wochen verstrichen sind, hat der Botschafter Graf Khevenhüller dem Präsidenten der Französischen Republik, Graf Mensdorf-Pouilly dem König von England (der ihn, zum ersten Mal, unfreundlich empfängt und ohne Einladung zur Hoftafel entläßt) die Thatsache der Annexion angezeigt. Vielleicht hat Aehrental gefürchtet, ein sentimentalisch beschwörender Brief Nikolais könne seinen greisen Herrn zu einem Zögern stimmen; vielleicht auch bedacht, daß ein der Höflichkeit des Tischgenossen abgezwungenes Wort das Handeln des für ein Reichsschicksal verantwortlichen Staatsmannes nicht binden dürfe. Er griff nach dem Luntenstock.

In Paris hört Iswolskij: Oesterreich hat annektirt; die Staatshäupter haben die Briefe des Kaisers Franz Josef empfangen. Und er hat nichts gewußt. Sechzehn Tage ist es her, seit er aus Buchlau abreiste: und er hat nichts gewußt! Er reist während der Wehen solchen Geschehens in der Welt herum. Wie steht er morgen vor seinem Herrn? Vor den Genossen des Bündnisses und der Entente, den Südslaven, die ihn als Schutzpatron ehrten, dem Neid überflügelter Diplomaten, vor der emsig sonst von seiner Hand gebürsteten und gekämmten Oeffentlichen Meinung und der selbstbewußten „Gesellschaft“ in Peters Stadt? Er ist um allen Kredit. Ein Blender, wirds heißen. „Das blinde Huhn, das ein Korn aufgepickt hat. Der Erfolg hüpfte ihm in den Schoß. Jetzt zeigt sich, daß er nichts kann. Der kalte Lexa hat den Tölpel übertölpelt. Bis nach Mähren fuhr Alexander Petrowitsch, um sich einseifen und barbiren zu lassen.“ Unerträglich. Doch immer noch

Google

nicht das Schlimmste; auch aus Südost hagelt Unheil. Fürst Ferdinand hat sich zum Zaren der Bulgaren ernannt (nicht: von Bulgarien; die Makedonen sollen sich gewöhnen, in ihm den Gebieter und Hort zu sehen). Vorher war er in Wien, in Ungarn, wurde schon wie ein König behandelt, hat wohl heimlich Alles vereinbart: und der Minister des Slavenpapstes hat nichts geahnt. Zar! Gestern gab es nur einen, heute sind ihrer zwei. Und der Koburger, der Oesterreichs Reiterrock trug, fühlt sich vielleicht gar auch schon als Erben und Nachfolger des Caesars von Byzantion. Die Stirn, der, mit der Mütze des Monomachos, die Krone Konstantins gebührt, runzelt sich und das Russenvolk knirscht zürnig, als hätte Frevel ihm ein Heiligthum bespien. Wer trägt die Schuldlast? Der in Buchlau Gefoppte, den man nie von Kopenhagens Langer Linie wegholen durfte. Nein, kreischt der Angeklagte: Aehrenthal, den man aus der Gemeinschaft der Ehrlichen stoßen muß. Iswolskij rast durch Europa, will durch raschen und günstigen Abschluß des Meerengenhandels erweisen, was er vermag, und, vor der Heimkunft, die allzu breit klaffende Wunde überpflastern. Vergebens. Bosnien-Herzegowina auch nach Formalrecht zu Oesterreich-Ungarn gehörig; Bulgarien ein vom letzten Vasallenband gelöstes Zarthum; Kreta proklamirt sich als einen Theil des Hellenenstaates; Montenegro entkettet sich der Sperrpflicht, die Artikel 29 des Berliner Vertrages ihm aufzwang. Bricht das Chaos herein? Wer den Jungtürken, deren Nothbau in allen Fugen kracht, jetzt neuen Verzicht auf altes Recht zumuthet, weckt gefährliche Sehnsucht nach der hamidischen Zeit. Schon droht die Möglichkeit ihrer Rückkehr (der April bringt die Gegenrevolution). Grey, der nie matt, nie von Leidenschaft verwirrt ist, hebt die Achseln. „Möchten Sie, daß mit Hamid die Deutschen wieder zur Herrschaft kommen? Rußland muß warten; und ist so stark, daß es warten kann.“ Nichts zu erlangen; nirgends. Iswolskij sinnt Rache; brütet, lechzt, schnaubt, siedet; und wird mit seinem Gefuchtel ein Bischen komisch. Er wähnt, ins weiße Kleid der Unschuld schlüpfen zu können, wenn er Aehrenthal pechschwarz angepinselt hat. Den nennt er nur noch „perfid“. Dessen Tücke will er überall herausschnüffeln. „C'est une obsession“, sagen die Zunftgenossen. Persönlicher Groll hat, gerade im Diplomatenbereich, oft Schaden gestiftet. Selbst Bismarck rief, als er hörte, daß Gort-

Google

schakow zum Kongreß nach Berlin kommen werde, aus jäher Zornwallung: „Nun sieht Alles anders aus! Zum zweiten Mal soll der Eitle meinen Rücken nicht als Piedestal benutzen.“ Wenn er nur mit Schuwalow zu thun gehabt hätte, wäre Rußland mit dem Ergebniß des Kongresses vielleicht nicht ganz so unzufrieden gewesen. Kaum je aber eiterte aus einer Wunde der Eitelkeit schlimmeres Gift als im Winter und Frühling nach der Annexion. Gortschakows Minenkrieg gegen den Grafen Thun scheint harmloses Geplänkel, wenn man ihn der wüsten Tobsucht vergleicht, die den Grafen Aehrenthal umheulte. Der Minister und das Land, für das er, mit sauberer Waffe, focht. Oesterreich-Ungarn hatte den Russen nichts genommen, nichts zu schmälern getrachtet, keine Kränkung angethan; nur sein zehnfach verbrieftes Recht gewahrt. Dennoch wurde die Stimmung im Nordostreich nun wieder, wie sie war, als Bismarck aus Petersburg an seinen Chef Schleinitz schrieb: „Oesterreich zu hassen, ist im Geist des gemeinen Russen zu einer Glaubenssache geworden.“ Trotzdem dieses Oesterreich soeben durch Hingabe des Sandschaks verbürgt hatte, daß es nicht den Weg nach Saloniki beschreiten wolle. Trotzdem Iswolskij nicht leugnen konnte, daß in Buchlau die Möglichkeit naher Annexion, in aller Ruhe, besprochen worden war. Und trotzdem er schon in seines Zornes erster Hitze, am siebenten Oktober 1908, im „Temps“ offen gesagt hatte, die bosnische Sache könne Rußland nicht bestimmen, einen Krieg gegen Oesterreich-Ungarn zu führen.

Aus dem Köcher der Rede, die seinen Rückzug meldete, schwirrten zwei Pfeile: die Ankündung des Balkanbundes (damals noch eines der Serbenstaaten mit Bulgarien und der Türkei; System Tscharykow) und die laute Betonung des Werthes, der aus Rußlands freundschaftlichem Verhältniß zu Italien entstehen werde. (Auch Herr Tittoni sprach in der Kammer: „Die italorussische Verständigung ist ein Ereigniß, dessen ganze Wichtigkeit erst die Zukunft entschleiern wird.“) Im Oktober 1909 hat Iswolskij auf einem Umweg, der österreichisches Gebiet meidet, den Zaren nach Racconigi geleitet. Danach festigt er noch den Bund mit Japan und schickt den als Leiter der Politischen Abtheilung bewährten Herrn von Hartwig nach Belgrad. Dann geht er als Botschafter Nikolais nach Paris. Um den Westmächten näher, dem Schauplatz seiner ersten Schlappe, der einzigen, die sichtbar wurde, fer-

Google

ner zu sein. Er hat aus überschäumenden Bechern den Trank der Rache geschlürft; den Mann, den er als Erzschelm verschrien hatte, überlebt; zu allen Geheimverträgen und Anschlägen mitgewirkt; und, nicht ohne Grund, den Ruf eines klugen, zähen, odyssisch verschlagenen Diplomaten erworben. Er hat sich, wenn er im Amtsbezirk handeln muß, jetzt am Zügel und würde nicht mehr so reden, nicht solche Briefe schreiben wie vor fünf Jahren. Nur, so rühmlich sein Lerntrieb ist: in die Schlichtheit geradlinigen, nicht um die Ecke schielenden Denkens hat er sich noch nicht geläutert. Wie hat er geschwitzt, gekeucht, sich geärgert und Andere zu ärgern versucht! Nicht sein Vaterland hat von all diesen Mühen den Hauptvortheil eingeheimst. Wenn ihn morgen ein Einfältiger aus alter Schule fragt, ob es nicht doch klüger gewesen wäre, die Türkenliquidation bis in den Tag hinauszuschieben, der Rußland zu starker und schneller Aktion eben so fähig findet wie Großbritanien: nur Iswolskijs Mund, nicht sein Hirn könnte antworten: Nein.

Er hat, weil ihm Wuth allzu lange des Denkens Fäden verwirrte, das zwiefache Hemmniß russischer Politik nicht erkannt, nicht den Doppelriegel gesehen, der sich vor den Entschluß zu starkem Handeln schob. Ein allgemeiner (nur in England, seit ein paar Jahren auch in Italien nicht fühlbarer) Mangel der heute im Diplomatendienst thätigen Männer ist: sie kennen ihr Vaterland nicht gründlich genug, um in jeder Stunde zu ermessen, was es zu leisten vermag, was ihm nicht zugemuthet werden darf. Auch die tüchtigsten Missionchefs, die sich ernsthaft um die Erforschung der Wirthschaft und Kultur, des Willens und Vermögens der Völker, bei deren Regirung sie beglaubigt sind, mühen (ihre Zahl ist nicht groß und wir haben nicht nur im Orient Gesandte, die über die Hauptstadt und deren hübsche Ausflugsvororte nie hinauskamen), selbst diese seltenen Zugvögel kennen oft das Nest nicht genau, in dem sie flügge wurden. Solchen Kenntnißmangel kann das kräftigste Talent nicht ersetzen. Wer die Leistungfähigkeit und die Schwächen seiner Firma nicht am Schnürchen hat, bringt ihr nicht die Aufträge, die sie braucht, erspart ihr nicht Unternehmungen, die über ihre Kraft gingen. Dem Diplomaten ist heute die Schulung im inneren Dienst, civilen und militärischen, unentbehrlich; und eine „Reform“, die diese Lücke nicht füllt, wird niemals nützen. Iswolskij wußte, wie man in Rom, Tokio, Kopen-



Google

hagen die Worte ſetzen, die Dinge drehen müſſe. Das Werden, die Entwickelung ſeiner Heimath ſah er nicht. Vielleicht noch das alte Rußland des üppig toſenden Hof- und fromm ſchatzenden Landadels, der ungeheuren Bauernſchaar, die ſtill iſt wie ein ſangloſer Wintermorgen, der Gildenkaufleute, die ihr Geld mißtrauiſch in Eiſentruhen verſchließen, des ungeberdigen, doch von einer grob zupackenden Hand lenkſamen Großſtadtgewimmels. Dieſes Rußland nahm jeden von ſeinem Batjuſhka, dem Papſt-Kaiſer, gewollten Krieg ſtumm, wie Himmelsſchickung, auf ſich. Das iſt nicht mehr. Rußland wird reich, verbürgerlicht ſich und ſeine Bourgeoiſie, die ſo raſch aufſchoß wie auf ſeinen Wieſen aus ſchmelzendem Schnee das bunte Gepräng, läßt das Erworbene nach pfiffiger Europäer Art „arbeiten“. Die Machtbezirke ſind umgepflügt und die Willensrichtung wird nicht mehr von dem Mythos, dem Gefühlstrieb eines Bauernſtaates beſtimmt. Weil Europa nur aufhorcht, wenn von Oſt ein elender Putſchlärm oder albern wüſter Ritualmordprozeß widerhallt, wird dieſer Wandel noch nicht gemerkt; er müßte aus jeder Rechnung europäiſcher Politik einen alten Zähler ſtreichen, in jede einen neuen einſtellen. Die Bereicherungſucht junger Bourgeoiſien, ihre Angſt vor jähem Eingriff in ihr profitliches Gewerbe, gar vor Waffengeklirr iſt die feſteſte Stütze der Friedenswahrer. „Der Krieg würde Alles zerſtören, was wir in mühſäliger Haſt aufgebaut haben.“ Bankiers, Induſtrielle, Kaufleute rangen die Hände. Damit hatte Iswolſkij nicht gerechnet. Auch nicht früh genug mit der Unfertigkeit der Rüſtung. Der ruſſiſche Generalſtab rühmt ſich heute einer Friedenspräſenz von faſt anderthalb Millionen Mann und der Möglichkeit, nach der Mobilmachung 5600000 Mann an die Grenzen zu ſchicken; er behauptet, das Netz der ſtrategiſchen Bahnſtränge beträchtlich gefördert, alle Waffengattungen, beſonders die Artillerie, auf den Gipfelpunkt der erreichbaren Leiſtung gebracht und für Technik und Intendantur, Nachrichtendienſt und Ernährung ſo gewiſſenhaft vorgeſorgt zu haben wie irgendeine andere Macht. Wahrheit oder Dichtung? Frankreich fürchtet noch immer, im Drang des Kriegsanfanges mindeſtens zwei Monate lang allein fechten zu müſſen. Vor fünf Jahren, noch im Winter des Balkanbrandes konnte Rußland einen Krieg gegen verbündete Großmächte nicht wagen. Und was Iswolſkijs erſter Zorn zu er-

Google

langen strebte, konnte weder ein Notenberg noch ein Kongreß je gebären. Sein Rechtsanspruch war lahm. Denn seit der Zeit Katharinens und Josephs des Zweiten hatten die Erben Romanows den Westbalkan oft als Einflußzone der Habsburg-Lothringer anerkannt. Und da das Heer nicht bereit, die Stimmung, trotz der Wuth über die „Perfidie", gerade im Geldquellengebiet dem Krieg unhold war, wich Iswoiskij, ohne auch nur die Meinung Greys und Pichons zu erfragen, von der unhaltbaren Schanze. Auf den Wall des Balkanbundes. Daß er die Aussicht nach Südostasien vermauern ließ, durch die Verträge mit England und Japan aber die Wege nach Nordpersien und in die Aeußere Mongolei ebnete, bleibt seine nützlichste That. Ein Aktivum (das morgen münzbar werden kann) auch die Verständigung mit Italien, die in den neunziger Jahren schon der alte Giers in den Gesprächen mit Rudini vorbereitet hatte, deren Grundriß aber erst in Racconigi endgiltig bestätigt wurde. Serbiens Ministerpräsident darf sich der Kunde freuen, weil sie lehrt, daß Rom und Petersburg über die Zukunft Albaniens einig sind. Alle anderen Erträge schwanken. Oesterreich-Ungarn wird bis aufs Blut geärgert und in seiner Wirthschaft geschwächt, doch nicht im Lebensnerv verwundet. England hat, mit dem kleinsten Kraftaufwand, das Meiste erworben. Rußland? Nicht den eisfreien Hafen. Nicht den Verschluß des Schwarzen Meeres. Nur: zum Raum die Zeit, ihn zu bestellen.

## Stralzio.

„Bulgarien, Serbien und Montenegro müssen die Nothwendigkeit ihrer Einigung erkennen lernen. Rußlands Wunsch ist, diese Staaten mit der Türkei in einen Bund zu knüpfen, der allen davon umschlungenen Reichen die nationale und die wirthschaftliche Selbständigkeit verbürgt. Wenn wir Russen diesen Wunsch erfüllt sehen wollen, müssen wir den Türken beweisen, daß wir, fern von jeder Absicht auf Gefährdung ihrer Ruhe, ihrem Streben nach festerer Ordnung und kräftiger Verjüngung des Staatswesens mit dem Gefühl ehrlicher Sympathie zusehen." In der Weihnachtrede, die seinen Rückzug aus der bosnischen Sackgasse anzeigte, sprach Iswolskij diese Worte. Weil kein lauter Ton sie ins Ohr hämmert, werden sie nicht sogleich beachtet. Dann heißts: „Der alte Traum von einem Balkanbund. Kinderei. Mit dieser



Google

harten Speise hat Milan, hat vor ihm schon Mancher sich den Magen verdorben.“ Nimmt der Russe den Plan, wie er zuerst war, mit nach Paris? In Konstantinopel betreibt ihn der Botschafter Tscharykow; empfiehlt den Türken, den freien Balkanvölkern von dem Verfügungrecht über die Balkanländer nichts abzuknausern, und den Slaven, auf den Sturmlauf gegen die Hohe Pforte zu verzichten. „Wenn Rußland, die Türkei, Italien für Euch sind, kann Oesterreich Euch nichts versagen.“ König Peter von Serbien wird in Konstantinopel wie das Haupt einer Großmacht behandelt und auf dem sonst gesperrten Weg durch Makedonien heimgeschickt. Der bulgarische Ministerpräsident Geschow, der als Türkenfreund ins Amt gesetzt ward, spricht in der Sobranje aus, daß sein Handeln von dem Willen gelenkt ist, die aufrichtige Freundschaft mit dem Osmanenreich zu sichern. Ferdinands Söhne besuchen den Sultan. Doch die Jungtürken, die Männer des Ausschusses für Einheit und Fortschritt, sind zu übermüthig, im Wägen der Gewinnmöglichkeit zu lüderlich. Artiger Rede antworten sie mit Frechheit. Mit ihnen ist kein Bund zu flechten. Ohne sie? In Tripolitanien sind sie bedrängt. Jetzt oder nie. Die Makedonen wollen nicht länger warten und drohen dem leicht zu schreckenden Zaren Ferdinand. Der hat, für alle Fälle, einen neuen Verfassungartikel durchgedrückt, der seinen Ministern erlaubt, der Sobranje, wenn die Wohlfahrt des Staates dazu räth, jeden mit einer anderen Macht geschlossenen Vertrag zu verschweigen. Er darf fortan also ohne Zustimmung des Parlamentes Geheimverträge unterzeichnen und ist Herr der internationalen Politik. Am neunundzwanzigsten Februar 1912 wird in Sofia der bulgaro-serbische Bündnißvertrag unterschrieben, der dem Russenkaiser das Schiedsrichteramt einräumt und dessen Militärkonvention die Spitze nicht nur gegen die Türkei, sondern auch gegen deren Schützer Oesterreich und Rumänien kehrt. Der Vater dieser Verträge ist nicht, wie Ferdinands Kawassen ausschreien, der täppisch eitle Herr Stojan Dancw: ist der Bulgarenzar selbst; über dessen Arbeitleistung aus dieser Spükezeit noch Allerlei ans Tageslicht kommen wird. Iswolskij ist, natürlich, im Geheimniß; hat seinen Balkanbundesplan also neuem Bedürfniß angepaßt. Vierzehn Tage nach dem Vertragsabschluß wird Tscharykow, der in das veränderte Bild nicht taugt, aus Konstantinopel abberufen. Ferdinandus geht, mit die-

Google

sem Vertrag in der Tasche, nach Wien und umwinselt, im Rock des ungarischen Offiziers, mit Schmeichelrede den Kaiser Franz Joseph, gegen den er sich heimlich den Serben verbündet hat. Ruft, ein römischer Katholik, im Herbst die Christenheit der vom Papst abtrünnigen Orientkirche zum Kreuzzug wider die Ungläubigen. Bleibt vorsichtig zu Haus, kränzt die bleichende Schläfe aber mit dem Lorber, den sein Herr in Thrakien gepflückt hat. Läßt sich im Festkleid des Oströmerkaisers photographiren, besinnt seinen Einzug in die Sophienkathedrale und wärmt sich an der Vorstellung, wie pfiffig er die Kontrahenten, Serben und Griechen, um ihren Beutetheil prellen werde. Gipfelwahn. Dem der Absturz folgt.

Folgen mußte. Wer in der langen, vom londoner bis an den bukarester Konferenztisch reichenden Kausalkette noch nicht alle Glieder sah, lernt sie aus dem Grünbuch des rumänischen Auswärtigen Amtes erkennen. Dieses Buch („Documents diplomatiques; les événements de la péninsule balcanique; l'action de la Roumanie") bietet dem Leser die beste, klarste und deshalb nützlichste Dokumentensammlung der letzten Jahre und ist, in seiner Schlichtheit, das würdigste Denkmal für Herrn Titus Majoresku, der in der Kriegszeit Rumäniens Staatsgeschäft führte. Mit einer stillen Kraft, einem sicheren Blick für das an jedem Tag Mögliche und Nothwendige, mit einer des nationalen Verlangens und Könnens stets eingedenken Selbstzucht, die noch vom Spröden Bewunderung erzwingt. Auch auf den Vorposten scheint Rumänien ungemein tüchtige Wächter zu haben. Einen will, in Petersburg, Oesterreichs Botschafter einschüchtern; er hat mit Sasonow gesprochen und Beide „fürchten", daß Rumäniens Versuch, den bei Tschataldscha beschäftigten Bulgaren Silistria zu nehmen, die Großmächte in den Krieg reißen werde. „Die Russen wären genöthigt, den Bulgaren zu helfen, auch wir Oesterreicher müßten dann marschiren und der europäische Krieg begönne. So viel ist doch Silistria wirklich nicht werth." Der Gesandte Nanu läßt sich nicht schrecken; findet die Warnerrede des Botschafters, nach einem Gespräch mit dem Minister Sasonow, nur „höchst bezeichnend"; und wird für seine Nervenruhe mit dem Auftrag belohnt, zu melden, daß Rumänien in London, Sofia, Bukarest, nicht an anderer Stelle, mit Bulgarien verhandelt. In Wien kann der Gesandte Mavrokordato (dem, leider, der Deutsche Botschafter den

Google

Verzicht auf die Stadt Silistria empfiehlt) dem Diplomatencorps aus dem „Lehrbuch für bulgarische Rekruten“ nachweisen, daß auf amtlich gebilligten Karten die Dobrudscha ein „noch nicht befreiter Theil des Bulgarenstaates“ genannt wird und daß Ferdinands Vertreter, als er das Dasein solcher Karten leugnete, Unwahrheit aussprach. In Belgrad war der Gesandte Filality mit dem Ministerpräsidenten längst einig, als Oesterreichs Ugron mißtrauisch wurde (und auf die Frage, was Paschitsch denn gestern spät noch von dem Rumänen gewollt habe, die Antwort hörte: „Die Adresse meines Schneiders“). Majoresku setzt seine Höchstforderung durch, weil er nicht ungeduldig von der geraden Willenslinie abbiegt, auch nicht, als die Regirung des Sultans ihm den nahen Einmarsch der Bulgaren in Konstantinopel anzeigt, und weil er seinen stärksten Trumpf, fünf Corps sorgsam ausgebildeter und frischer Truppen, für die Stunde aufspart, die den arglistigen Feind vereinsamt, wund, von drei Seiten bedroht sieht. Iswolskij, Delcassé, der nur für die Frist dieser Auseinandersetzung das Legatenamt in Petersburg übernommen hatte, und der Französische Gesandte Blondel, der Doyen und Volksgünstling in Bukarest, haben wacker mitgearbeitet. Der Hellsichtige merkt, wie Rumänien sich leise der Wollensphäre der Westmächte, endlich auch wieder Rußlands nähert, und manchmal, daß noch Italiens Wort die Wägschale tiefer senkt als Deutschlands. Bulgarien muß in Schmach und Noth seines Zaren Sünde abbüßen. Rumänien hebt sich für eine Weile in den Rang der Balkanvormacht. Aber der Bund, den die Stille Gesellschaft fest geknüpft wähnte, ist zerrissen.

Einerlei. Für den geplatzten Gurt giebts bald Ersatz. Daß der Bulgare sich heute nicht mehr gern gegen Slaven wendet und, wenn ihn Befehl dazu zwingt, ohne inbrünstige Glaubenswuth, das Schwert des Tataren, kämpft, ward erwiesen; und daß dem Balkanwinkelzarthum (dem die holdeste Mär der „Carnegie-Kommission“ das Schandmal hunnischer Kriegführung nicht abwüsche) der Hochmuth ausgeprügelt wurde, preist im trauten Kreise sogar mancher Panslavist als ein Glück. Rumänien die deutsch-österreichische Schildwache an der Unteren Donau: Das war einmal. Nach dem Rückfall in solchen Zustand verlören die Walachen ihren Vorrang, die lateinischen Freunde, das Zutrauen der unter Habsburgs Szeptern verkümmernden Söhne und wären nicht nur zwischen Negotin und Baltschik gefährdet. Eben so unnöthig ist, fürs

Google

Erste, die Sorge, Oesterreich-Ungarn werde die Wandlung der südslavischen Königreiche in republikanisch Vereinigte Staaten begünstigen. Dadurch würden diese Staaten zwar von der Oberhoheit Rußlands gelöst und allmählich in die Vorstellung eines mit Oesterreich-Ungarn zu vereinbarenden Wirthschaftkartells gewöhnt; doch der Aberglaube an die „Pflicht innerer Politik", der die Doppelmonarchie hindert, ihre Zukunftaufgabe als der west- und südslavischen Vormacht zu erkennen, lähmt auch, in Budapest mehr noch als in Wien, den Muth zur Ausfuhr von Saatgut, das dem Geistesacker der Nachbarn rothe Blüthen entlocken könnte. Und schon glimmt um die Ukraine, wo einst die Willkür polnischer Wojwoden gebot, ein Funkenreif, der, wenn er in Wirbeln aufflammt, die Brandmauer zwischen Rußland und Oesterreich rascher zerfressen könnte als der hitzigste Streit um serbischen oder albanischen Volksthumsbezirk. Morgen dämmert wieder ein Tag. Der mag sein Sorgenbündel in neue Nacht tragen. Heute will Jeder aufathmen und sein Liquidum in Sicherheit bringen. Freuet Euch des Lebens; und lasset Güte die Abrechnung ordnen.

Ein Kongreß? Damit hat sonst der Hader geendet; pompös. Jetzt hat Keiner rechte Lust zu solchem altmodischen Kram. So viele Mächte, groß und klein, verärgerte und vom Sieg trunkene; fast alle in weitmaschige Lügennetze eingefädelt, die eines Streichhölzchens Feuer, ein brenzliches Wort in Zunder zerqualmen ließe. „Nicht rathsam." Auch fehlt der Präsident, vor dem Jeder sich beugt und dessen wuchtige Persönlichkeit splitternde Meinungen in die Stahlzwinge eines Entschlusses nietet; der Präsident, der nicht erwählt zu werden braucht, weil ers, sobald er den Saal betritt, ist. Und die Scheckigen, denen von langer Arbeit im Dunkel der Schweiß rann, dürften nicht einmal vornan auf der Weide der Eitelkeit grasen. Säkularerinnerung an den Wiener Kongreß? Der Vergleich könnte nur lehren, wie herrlich weit auf dem Festlande die Personalauslese gediehen ist. Nein. In enger Zelle verhandelt sichs traulicher. In der höchsten, reinlichsten wird die anglo-deutsche Freundschaft für das breite Schaufenster appretirt. (Beim Noppen, Stärken, Moiriren sind Mißgriffe nicht imm r zu meiden. Neulich wurde, mit offiziösem Behagen, gemeldet, Britanien erhalte aus der Portugiesenmasse zwar Mozambique, Deutschland aber nicht nur Angola, sondern auch die Erlaubniß, „mit seinem Kapital sich in hervorragendem Maß an der Ben-

Go gle

guellabahn zu betheiligen, die bestimmt ist, die an Mineralschätzen reiche Katangaprovinz wirthschaftlich zu erschließen und deren Produkte dem Weltmarkt zuzuführen." Ohne ein „hervorragendes Maß" wird es kaum zu machen sein; denn die Benguellabahn ist als die übelste Gründung des Herrn Robert Williams und seiner Tanganijka Concessions Co. verrufen. Deshalb wars nicht möglich, für diese Bahn, deren Strang zwölfhundert Meilen lang werden und in Katangas Kupferbauch führen soll, Geld aufzubringen. Die Erlaubniß zur Sanirung eines im Kern siechen, von der City für unheilbar gehaltenen Unternehmens: ein Witz, der einen neuen Swift loben würde. Fehlt nur noch, daß dieser Einlaß in den kupfernen Wurstkessel als vollgiltige Gegenleistung Englands für die Gewähr seiner Herrschaft über die persisch-mesopotamischen Petroleumquellen einem hohen Adel und verehrlichen Publikum angeschmiert wird.) Aber auch in den anderen Kämmerchen wird emsig gefeilscht und gekritzelt. Rußland will das Thor nach Armenien aufstoßen, weil in Transkaukasien und Nordpersien das Leben dann lustiger würde. Oesterreich fände den Sandschak von Tekke wohnlicher als den von Nowibazar und schickt in das Hafenstädtchen Adalia einen Konsul, der ihm einen Ausfuhrmarkt abstecken und belegen soll. Auf den selben Mutessarifat, den selben Marktplatz blickt aber Italien; obendrein hat England in dieser Zone sich ein Einspruchsrecht (gegen Bahnbauten) vorbehalten, das einer Option ähnelt; und jeder neue Kundenfänger käme der deutschen Linie Adana-Mersina ins Gleisgehege. Ein Knoten im himmelblauen Dreibund! Bei Alledem handelt sichs nur um Asien. Auch in Europa aber ist die Rechnung noch lange nicht glatt.

Griechenland hat sein Gebiet um das Anderthalbfache, seine Volkszahl ums Dreifache vergrößert. Trotzdem kommt es nicht in Ruhe. Damit aus der Retorte das Kunstgebild Albanien erstehe, sollen die Griechen viele mit sauberen Waffen erkämpfte Städte räumen; sollen tapfere Epiroten an alten Stätten hellenischer Kultur sich unter das Joch wilder Gebirgsräuber beugen, die sich, ohne Gemeinschaft des Glaubens, der Sitte und Sprache, nun Albaner nennen. Auch wer den Willen zu politischem Handeln nicht von sentimentalen Bedenken ankränkeln läßt, muß in dieser Forderung eine Schande und eine Dummheit Europas spüren. Eine Schande: weil die großen Zeichen der Zeit vor dem Frevel warnen, den Menschen höherer Zucht dem Barbaren unter-

Google

than werden zu lassen. Eine Dummheit: weil der Blutdunst, der aus dem Opfer eines Rassetheiles aufsteigt, nicht ungerochen bleiben kann. Die weise Menschlichkeit der Großmächte schafft ein neues Kreta. Eins nur? Die Inseln sind zwischen Griechenland, der Türkei und Italien noch immer streitig; die von dem Namen Dodekanesos umspannte aegaeische Gruppe, spricht Italien, nur zwischen mir und der Türkei. Und diese Inseln gebe ich nur der Türkei zurück; auch ihr erst, wenn sie jeder Bedingung des Friedensvertrages von Ouchy (Lausanne) gerecht geworden ist. Also noch nicht: denn aus Tripolitanien und der Kyrenaika ist der Rest türkischer Truppen nicht abmarschirt. Schlauer Zauber. Die Feinde von gestern lassen dünne Banden auf Afrikas Erde vagabundiren, um sagen zu können, die Vertragspflicht sei nicht erfüllt, Italien drum nicht zur Räumung des Dodekanesos genöthigt. Inzwischen stellt die Türkei das Riesenschiff „Rio de Janeiro“ (Supradreadnought), das sie den Brasilianern abgekauft hat, als „Sultan Osman“ in ihren Dienst und kann, wenn die italische Besatzung endlich abgezogen ist, den Griechen die Inseln sperren. Einstweilen weigert sie ihnen sogar Chios und Lesbos (Mytilene). Lesbos ist uralter Jonier-, alter Athenerbesitz; die Heimath Arions und der Sappho, ein Ehrenhain hellenischer Wissenschaft und Kunst. Chios war den Hellenen oft untreu, blieb stets aber von ihrer Kultur getränkt; durch seine Flur wandelten die Homeriden, an seiner Küste zerstörte Alexej Orlow, den Katharina den Griechen als Nothhelfer gesandt hatte, die Türkenflotte. Ists klug, dem Groll der Römer (die für ihren Schieberdienst in Anatolien bezahlt sein wollen) sich zu verloben? Würdig, vor jeder Laune des Dreibundesgenossen, damit der Glanz der Eintracht nicht roste, wider den eigenen Vortheil sich zu beugen? Das Deutsche Reich hat Ursache, den Griechen ein kräftig aufblühendes Leben zu wünschen; und müßte mindestens dem Inselprogramm Englands zustimmen, das den Griechen Chios und Mytilene, den Türken Imbros und Tenedos lassen und der noch von Italien besetzten Gruppe, unter formaler Oberhoheit des Sultans, das Recht zur Selbstverwaltung gewähren will. Wer den Hellenen weniger bietet, bereitet neuen Krieg (zu dem der Kreuzfahrer Ferdinand sich dem Sultan verbünden kann).

Dem Sultan, der nur den Titel, nicht das Amt des Feldherrn und Hordenführers noch hat. Der auch längst nicht mehr regirt; die Puppe des Ausschusses für Einheit und Fortschritt ist.

Google

Erfährt Abd ul Hamid, seit er aus dem Käfig von Saloniki in einen am Marmarameer geschleppt worden ist, was, nah bei ihm, geschieht? Dann muß in diesem Hirn sich ein Erlebniß malen, das dantischer Dichtung nicht unwerth wäre, das ganz aber, all in seiner grellbunten Mischung von Schwärmertölpelei und Graus, nur ein unter dem Himmel Scheherzads erwachsener Cervantes zu gestalten vermöchte. Der bleiche, im Planen tollkühne, im persönlichen Verkehr kindisch furchtsame Khalif hat den Westen nie verstehen gelernt. Andere Mentalität; im Seelengehäus ein anderes Auge als des Orientalen. Und hätte er jemals einen Zipfel des Schleiers gehoben: er stünde jetzt wieder in unverständlicher Welt und müßte sich blind, taub, einen spukenden Leichnam glauben. Hatte Europa nicht gewollt, daß von ihrer Erde die Monsichelfahne ostwärts weiche? Nein? Dann durfte sie die Verschwörung, den überrumpelnden Angriff der Balkanvölker nicht dulden. Ja? Dann durfte sie den Brückenkopf nicht verbreitern, der zurückströmenden Horde nicht im Archipelagus Herrschaftrechte erschachern. Was will das alte Weib? Warum tummelt es sich, ohne Scham, mit nacktem Gesicht, mit dem bethulichen Grinsen einer Kupplerin, als wäre dem hehrsten Fürsten, dem von Ritterruhm zwiefach gekrönten, die Bettstatt zu rüsten? Welche Hoffnung trieb sie, vor dem Bastard islamischen und judenchristlichen Pöbels, vor dem Affen ihrer aussätzigen Kinder in Ehrerbietung zu scharwenzeln? Ein Jüngerer, nicht vor allem Lebendigen so Scheuer stünde vor Räthseln; würde am hellen Tag vergebens nach Schlüsseln und Schrauben blinzeln. Gräuel und Schade schwollen ins Ungeheure: und nun wird der Türke in neue Wonnen gekitzelt.

Mit Lügen begann das Spiel; und endet in wüstes Lügengestrüpp. Reform: war das Losungwort; trotzdem es unter der Mondsichel hundertmal zum Kinderspott geworden war. Im Buch der Menschheit lebt der Türke nur als Krieger; mit Spaten oder Griffel, Phantasie oder Verstand schuf er niemals erstrebenswerthen, dauerbaren Werth; er lagerte; baute nur der Gottheit des Propheten ein Heim; unter seinem Tritt verdorrte das üppigste Land, drüber die von jungem Saft straffe Frucht. Der Glaube nur, der Wahn, jede Rajah verachten zu dürfen, ist die Scholle, die ihn hält. Wird er ihr entwurzelt: wovon soll er leben, wofür gar kämpfen? Ein Jahrfünft hat, noch einmal, erwiesen, was von wurzellosen Osmanen zu hoffen ist. In Schmutz und Schwach-

Go gle

heit, auch im Märchenschimmer des Irrationalen würde die alte Türkei ihr Leben noch heute fristen. Den Reformatoren wurde Besitz, der völlig gesichert schien, zwischen zwei Sonnen zu Plunder. Die letzte Parzelle in Afrika, die weite Balkanhalbinsel; so wars überall, in Egypten, Tunis, Marokko, Persien, gewesen. Kein Schöpfervermögen; und kein Glaubensgut mehr, an das der Krieger in froher Inbrunst sein Leben hängt. Will Europa nicht lernen? Die Jungtürken, die Männer des Ausschusses hatten prassend alle Trügerkünste verbraucht. Ihr Anhang ist winzig; geköderte, gedungene Leute. Die besten Geister und die Massen werden durch Schreckensgewalt in Stummheit gezwungen; als Bettler gestäupt, als Hochverräther gemartert, getötet, wenn ihre Lippe, ihre Wimper nur andeutet, wie ihre Musulmanenseele die Enver und Dschavid haßt und verflucht. Will Europa nicht hören? Grüfte brüllen, was der Mund Lebender verschweigen muß. Wahlrecht? Ruchlose Gaukelei. Parlament? Spielzeug für Kinder; denen jetzt auch noch die (sogar dem Deutschen Reichstag nicht verschränkte) Erlaubniß entzogen ist, der Regirung ihr Mißtrauen auszudrücken. Diese ehrenwerthe Regirung schaltet, wie ihrer Willkür just beliebt; kann so schalten, weil Europa ihr glaubt (oder zu glauben scheint). Enver Bey wurde, Enver Pascha wird wie ein Mythenheld gefeiert. Er mag den Muth der Physis haben; auch eine polirte, schillernde Umgangsform. Seine Leistung? Er war der Kopf des Leibes, dem Osmans Erbe, Stück vor Stück, entschält wurde. Aus der Amtspflicht rennt er, um, als Offizier, seinen Sultan und Khalifen vom Thron zu stoßen. Er winkt dem Henker: Hurtig; jeder Verdächtige werde gewürgt. Nach dem Römereinbruch schwört er, überlaut, nur als Sieger oder unter dem letzten Hauch den Kampf aufzugeben. Er verlängert eine Guerilla, die den Türken nicht nützt, den Italienern nicht ernstlich schadet; und kehrt mit billigem Marktruhm heim. Dort schießt er, im Korridor, den ahnunglos von der Arbeit herausspringenden Kriegsminister, den tüchtigen General Nasim, nieder (als feigen Mord würde der Westen die schmähliche That strafen); zwingt mit der Waffe dann den greisen Kiamil zum Rücktritt aus dem Großwesirat. Gegen die Bulgaren, Serben, Griechen hat er nichts als Geplänkel vermocht. Adrianopel war schutzlos, als er mit seinen Kumpanen hineinspazirte; und kann die Zukunft des bröckelnden Reiches mit gefährlicher Bürde belasten. Ein kleiner Dutzend-

Google

major war er 1908; ist nun Schwiegersohn des Sultans, Pascha, General, Kriegsminister, endlich auch sichtbares Haupt der Regirung, deren Willen er immer am Draht lenkte, und an Ehrenzierrath reicher als je ein Saladin oder Bayard. Seiner Heimath ist das Lustrum nicht so gut bekommen. Die ist zersetzt, verhert, geschändet. Und die Diktatoren können sich nur hinter geliehenem Panzer noch halten. Diese Musterbürger, die gelobt hatten, keine Fußbreite vom heiligen Osmanenboden hinzugeben, die von der Gluth ihres Patriotismus zu fiebern schienen und im Harnisch des Islamerlösers durch die Provinzen stolzirten, werfen die Kleinodien und die Würde des Reiches nun dem Fremden hin, der den höchsten Preis bietet. Die Flotte den Briten, die Gendarmerie den Franzosen, das Heer, die Hauptstadt, das Meerengenschloß den Deutschen, die Transportmittel und Ausbeutungrechte Jedem, der zahlen kann. Weil der Fremde, der sich in die Türkei einkauft oder einnistet, Alles dran setzen muß, die Leute, die ihm in den Vertrag oder auf den grünen Zweig halfen, nicht von der Machtzinne stürzen zu lassen. Ohne den Britenadmiral und die deutschen Generale, die gemeinsam, einstweilen, über alle Wehrkräfte des Rumpfstaates verfügen, wäre der Kriegsminister Enver Pascha unmöglich; thäte ihm, den die Armee als an ihrer Schmach Mitschuldigen haßt, morgen ein Kamerad, was Oberst Enver dem General Nasim that. Weil sie ihm und seinem Klüngel die Bleibsel der Reichsgewalt nicht anvertrauen mag, murrte sie wider die Deutschen, die ihr als Lehrer, als Erzieher stets willkommen waren. Um die Suppennäpfe Oeffentlicher Meinung aber braust, abermals, ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall...

Wirthschaft. Da der Kurs nicht die für die Liquidation gewünschte Höhe erklimmen wollte, soll der gütliche Ausgleich die Kelle füllen. Hellas, Christenheit, Kultur: Weihnacht ist ja gewesen; und Münze riecht niemals schlecht. Abd ul Hamid versteht den Weltwesten nicht. David Lloyd George versteht ihn so gründlich, daß er meint, in solcher Hochzeit geschniegelter Lüge brauche Britania sich nicht mit den Düften Arabiens und dem Petroleum Kleinasiens zu begnügen. Bald rauft ihn Troll. Deutschlands Wehrzeichen blitzen am Bosporus. Horchet: im verschneiten Eichenwald pocht ein Specht gegen eines welken Gewissens Rinde.

Google

# Der Mann ohne Ohren.

Ich habe keine Ohren.

Versteht mich nicht falsch, liebe Leser; glaubt nicht, die Natur habe mir diese zierlichen Auswüchse oder, architektonisch gesprochen, die Voluten unseres Kapitäls versagt. Besser, meine Mutter hätte mich nie geboren! Ja, ich möchte lieber zu spärlich als zu verschwenderisch mit diesen Labyrinthen bedacht sein. Was diesen Punkt betrifft, so beneide ich keinen Esel.

Ich habe mich nie ähnlichen Vergehens schuldig gemacht wie der große Defoe, dem dafür die Ohren gestutzt wurden. Ich habe nie mit abgeschnittenen Ohren am Pranger stehen müssen, noch lese ich in den Sternen, daß mir Aehnliches je bevorstehe. Wenn ich behaupte, keine Ohren zu haben, so soll Das, wohlverstanden, nichts Anderes heißen als: Ich habe keine Ohren für die Musik. Freilich wäre es ein Unrecht gegen mich selbst, wenn ich sagen wollte, mein Herz sei nie vom süßen Wohllaut schmelzender Töne gerührt worden. Das Lied „Eh' trennt das Wasser sich vom Meer" hat mich immer wieder seltsam bewegt; eben so „O Jugendzeit". Aber diese Lieder wurden zum Spinett gesungen und dazu von der süßesten und edelsten Frau, die je so genannt zu werden verdiente. Warum soll ich nicht gestehen, daß es Frau S. war, dereinst die blühende Fanny Weatheral aus der Universität, die Elias Herz gefangen nahm, daß er in den Tiefen seiner Seele erschauerte, obwohl er noch ein blutjunger Bursche im Studentenrock war; daß er brannte und zitterte und erglühte von einer Leidenschaft, die das ferne Heraufdämmern eines verzehrenden Gefühls ankündigte, das später seine ganze Natur überfluthen und versinken lassen sollte: seine Liebe zu Alice W.?

Ich glaube, mein Gefühl ist zur Aufnahme schöner Harmonien vorbestimmt, während meinen Organen leider versagt ist, auch nur einen richtigen Ton hervorzubringen. Mein ganzes Leben lang habe ich versucht, die Nationalhymne auswendig zu lernen. Sobald ich außer der Hörweite anderer Menschen bin, pfeife und summe ich sie vor mich hin; und doch sagt man mir, ich sei noch weit davon entfernt, sie nur einigermaßen zu beherrschen. Trotzdem zweifelt, zu meinem Glück, Niemand an meiner patriotischen Gesinnung. Man hat versucht, mir auf wissenschaftlichem Weg begreiflich zu machen, was eine Note bedeutet oder wie sich eine von der anderen unterscheidet. Der Versuch mißlang, obgleich ich mir die größte Mühe gab. Noch weniger kann ich Sopran von Tenor unterscheiden. Nur manchmal gelingt mir, den Generalbaß herauszufinden, weil er so unangenehm und aufdringlich ist. Die Bezeichnungen Sostenuto und Adagio sind für mich unergründlich wie die Nacht und sol, fa, mi, re klingt mir geheimnißvoll wie eine Zauberformel.

Es ist ein hartes Schicksal, einsam in einer Zeit zu leben, die, wie unsere, ein rascheres Auffassungvermögen für die Musik verlangt als

Google

irgendeine andere Epoche seit Jubals Zeit. Soll doch die Musik die übernatürliche Kraft besitzen, unsere Leidenschaften zu sänftigen und zu läutern. Aber ich muß es gestehen: mir hat diese gepriesene Heilkraft von je her mehr Qual als Erquickung gebracht. Ich bin von Natur empfänglich für Geräusche. Das Hämmern eines Zimmermannes an einem heißen Sommernachmittag ist mir lästiger als der tollste Sommernachtspuk. Trotzdem sind solche unzusammenhängende, willkürliche Laute nichts gegen die abgefeimte Tücke der Musik. Den Hammerschlägen gegenüber verhält sich unser Ohr passiv, weil es nicht gezwungen ist, sie sich zu merken. Bei der Musik ist es anders. Mit ihr sucht das Ohr, wenigstens meins, zu wetteifern, obwohl es sich nicht in dem Gewirr von Tönen zurechtzufinden vermag, so wenig wie ein unkundiges Auge, das sich mit der Entzifferung von Hieroglyphen abquält. Ich habe einst eine ganze italienische Oper über mich ergehen lassen, bis ich es nicht mehr aushielt und in meiner Verzweiflung auf die lautesten Plätze und die belebtesten Straßen hinausstürzte. In ihrem Lärm suchte ich Erholung und Befreiung von der Tortur einer unfruchtbaren und erschöpfenden Aufmerksamkeit, die mich dem Wahnsinn nah gebracht hatte. Bei den ehrlichen, anspruchlosen Werktagsgeräuschen suche ich meine Zuflucht; was einem rechten Musiker die Hölle ist, wird mir zum Paradies.

Einst hörte ich ein Oratorium und beachtete dabei die Gesichter des Publikums im Parterre. Sie blieben gleichmäßig ausdruckslos und ohne die geringste Gemüthsbewegung. Das „lachende Auditorium“ von Hogarth fiel mir ein. Welch ein Unterschied! Beim Anblick der Zuhörer um mich her hatte ich das Gefühl, im Theater der Toten zu sitzen, wo man sich zwingt, einige Geberden des Lebens nachzuahmen, unter denen jedoch die der Freude fehlt. „Sie saßen beisammen am Theetisch stumm und starr und verdammt.“ Worte sind Etwas, etwas wirklich Vorhandenes. Aber man denke sich Zucker auf Honig und Honig auf Zucker! Eine grenzenlos langweilige Süßigkeit! Und dennoch ist sie nichts im Vergleich zu Dem, was ich durch leere Instrumentalmusik erlitten habe. Sie wirkt auf mich, wie ein leerer Rahmen, zu dem ich das Bild malen soll, wie ein ganzes Buch voll Interpunktionen, zu dem ich die Sätze bilden soll.

Burton schildert einmal das Aufdämmern der Melancholie unter der Einwirkung der Musik: „Köstlich ist es für Den, der sich der Schwermuth ergeben hat, in stillen Hainen zwischen Wald und Wasser zu wandeln und den Gedanken nachzuhängen, die seine Seele mit Rausch und Entzücken erfüllen. Was gleicht der Seligkeit, in stillverklärtem Lächeln dahinzugehen, die unendliche Vielfältigkeit des Lebens zu fühlen und doch nicht zu wissen, ob dies Alles Wirklichkeit oder Phantasie ist? Im Anfang nimmt dies Spiel ihn so gefangen, daß er Tage und schlaflose Nächte ihm widmet, daß er Jahre in seinen phantastischen Betrachtungen hinzuleben glaubt wie ein Träumender und kein anderes Ergötzen kennt als den wechselnden Rhythmus des eige-

Google

nen Gefühls. Doch plötzlich verwandelt sich die Szene. Er, der Einsame, aller Gesellschaft Entwöhnte, sieht nichts mehr in der Welt als Etwas, das ihm das Leben trüb und unfroh macht. Furcht, Sorge, Mißtrauen und Lebensüberdruß fallen plötzlich über ihn her. Ein unbezwinglicher Argwohn öffnet ihm die Augen und erfüllt seine Seele mit düsteren Schreckbildern, vor denen es kein Entrinnen giebt, weder durch Arbeit noch durch Selbstbeschwichtigung, keine Erlösung, keine Rettung.“ Etwas Aehnliches wie diesen Szenenwechsel habe ich bei den Abendunterhaltungen im Haus meines Freundes N., eines guten Katholiken, an mir selbst erlebt. Mein Freund pflegte durch sein vollendetes Spiel auf einer herrlichen Orgel seinen Salon in eine Kapelle zu verwandeln, seine Wochentage in Sonntage und diese wiederum in kleine Himmel. Wenn er mit ein paar feierlichen Akkorden beginnt, die wie zufällig und ohne den Anspruch, beachtet zu werden, an mein Ohr klingen, so fühle ich mich um fünfunddreißig Jahre zurückversetzt, in die Zeit, da ich noch in den Seitenschiffen von Westminster den Chorälen lauschte. Der Geist einer alten Religion nahm damals von meinem jungen Herzen Besitz. Das erhabene Pathos des Psalmisten, der, von der Verfolgung böser Menschen in den Tod gehetzt, sich Taubenflügel wünscht, durchdrang mich mit heiliger Ruhe. So bin ich auch jetzt, während ich dem Spiel meines Freundes lausche: ‚Hoch über Irdisches entrückt, von ungeahnter Seligkeit begnadet.‘ Aber wenn mein Freund, dieser gefährliche Zauberer, nicht zufrieden damit, eine Seele bezwungen zu haben, seine Macht noch weiter steigert, indem er dieser Seele eine größere Last von Glückseligkeit aufzubürden versucht, als sie ertragen kann, wenn er Stunde auf Stunde immer neue Wellen aus dem unerschöpflichen Ozean deutscher Musik über sie ausgießt, aus jenem Meer von Klängen, auf dem im Triumph, vom Delphin getragen, der Arion Bach mit seinen Tritonen Haydn, Mozart und Beethoven daherzieht, dann droht mir das Schicksal, unter der Wucht der Harmonien zu wanken, zu taumeln, zusammenzubrechen. Schwere Wolken hüllen mich ein wie Weihrauch, Priester, Altäre und Räuchergefäße tanzen mir vor den Augen: nun ist es der Genius seiner Religion, der mich umstrickt hält, es ist, als ob die Tiara, die edle Stirn meines Freundes beschatte: er ist Papst und neben ihm sitzt mit der trügerischen Wirklichkeit des Traumes die Päpstin, dreigekrönt wie er. Ich bin bekehrt und doch noch Protestant, der große Erzketzer und mehr noch: drei Ketzer bin ich in einer Person, die Seele der Ketzerei von Jahrhunderten, der Antichrist selber ... Da tritt der Diener mit dem Servirbrett ein. Der Zauber zerstiebt und ein Schluck echten lutherischen Bieres, bei dessen Genuß mein Freund sich durchaus nicht scheinheilig zeigt, versöhnt mich wieder mit meiner Religion der reinen Vernunft und giebt meinen Wirthen ihre liebenswürdigen und gar nicht geisterhaften Gesichtszüge zurück.

Charles Lamb.

(Deutsch von Klara Heuser.)

Google

# Fiskus und Geschäft.

Je heftiger sich der Geschäftsgeist gegen die Fesseln der Oeffentlichen Gewalt sträubt, desto tiefer schneiden sie ihm in die Epidermis. Die Geschichte der letzten zwanzig Jahre deutscher Wirthschaftentwickelung zeigt das Wachsthum des Staatseinflusses. Grauer Doktrinarismus lehrte, daß die Kultur des Kapitals stärker sein werde als die Tradition des Regirens. Die Erfahrung brachte andere Erkenntniß. Börse und Banken mußten sich der höheren Einsicht fügen und hören nun den Lobspruch, daß sie sich gut gehalten haben. Als das Reichsbankdirektorium sich entschloß, die Folgerung aus seinem Goldüberfluß zu ziehen, wurde der Börse eine Lehre beschert. Sie sollte sich nicht etwa einbilden, daß man den Zinsfuß ihretwegen herabsetze, und nicht in Optimismus ausschweifen. Der niedrigere Banksatz sei nur für die legitimen Gewerbe. Die Effektenspekulation gehört nicht zu ihnen. Hätte sies nicht gewußt, so müßten die Kritiken, die seit Jahr und Tag im Sitzungzimmer der Reichsbank an ihr geübt werden, ihr die Augen geöffnet haben. Das Register ihrer Sünden ist gewiß nicht klein. Aber darf man Politik, die der Allgemeinwirthschaft dienen soll, nach einem begrenzten Ausschnitt gewerblicher Thätigkeit bestimmen? Die Reichsbank kontrolirt den Geldmarkt. (Nicht so sehr den Kredit, dem sie mehr passiv als aktiv gegenüber steht.) Darf sie diese Aufsicht so führen, daß man den Eindruck hat, nur auf die Durchdrückung eines Grundsatzes sei es abgesehen? Durfte man den schon seit Wochen lauten Wunsch nach einer Diskontänderung als einen Traum der Börsenjobber verrufen oder hatte man ihn, objektiv, je nach der Finanzbereitschaft des Institutes und den Bedürfnissen des Geschäftes, zu prüfen? Publikum und Banken wären nicht böse, wenn die Kurse stiegen. Aber es ist besser, daß der Gerechte leide, als daß dem Diskontsatz ein Schade zugefügt werde. (Uebrigens kümmert sich die Börse nie um den amtlichen Wechselzinsfuß.)

Die Finanz hat sich in der Gewährung von Börsenkredit beschränkt. Einschuß und Nachschuß waren nicht Chimaere; und mancher gläubige Kunde ist abgeschossen worden. Die Reports und Lombards hatten, bei den acht Großbanken mit Zwischenbilanzen, im Oktober 1913 700 Millionen betragen, gegen 859 im Dezember 1912 und 900 Millionen im Oktober 1912. Beweis, daß die Kredite zum Ankauf von Werthpapieren eingeschrumpft sind. Die Wechselbestände der acht Banken stiegen (von Ultimo Oktober 1912 bis 1913) von 1728 auf 1896 Millionen. Bei der Reichsbank bringen die beiden Vergleichtermine eine Minderung: von 1475 auf 1002 Millionen. Was folgt daraus? Daß die „Belastung“ der Banken durch Wechsel zunahm, während die der Centralbank kleiner wurde. Die berliner Großfinanz hat die Effektengeschäfte der Kundschaft also beschnitten, zugleich aber einen breiten Arm des Wechselstromes von der Reichsbank zu sich abgelenkt. Kann man mehr verlangen? Dennoch hat ein

Google

Mitglied des Reichsbankdirektoriums neulich gesagt, das Centralinstitut müsse gegen das Andrängen der Banken besser geschützt werden; und ein Antrag mehrerer Volksvertreter forderte die Regirung auf, endlich ein Depositenbankgesetz vorzulegen. Hier wie dort: die Banken sollen in ihrer Freiheit beschränkt werden; trotz ihren Leistungen.

Freilich sieht man auch heute noch Regirung und Banken in einer Front kämpfen. Der Diamantenkrieg brachte sie in die selbe Schlachtreihe. Staat und Finanz werden von den Produzenten als gemeinsame Gegner bekämpft. Seit Karl Fürstenberg den Marschallstab aus der Hand legte, tobt der Grimm noch lauter. Scipio Africanus zieht gegen die Karthager zu Feld. Die Lüderitzbuchter haben den Reichstag gegen die Gewaltthat des Fiskus aufgerufen; sie bestreiten die Nothwendigkeit einer Kontingentirung. Da die englischen Minen ihre Produktion um das Vierfache gesteigert haben, sei die Aufnahmefähigkeit des Marktes bewiesen. Aus Antwerpen aber wurde gemeldet, die „dauernde Geschäftsstockung“ habe das londoner Diamantensyndikat gehindert, auch nur einen Bruchtheil der Dezemberlieferung von Jagersfontein abzusetzen. Das ganze Shipment dieser Steine ist der Debeers Company geblieben; seit zwanzig Jahren sei Aehnliches nicht mehr geschehen. Spricht die Meldung wahr (und wer wäre so thöricht, seinen Markt zu diskreditiren?), dann ist zu Hoffnungseligkeit kein Anlaß. Das Reichskolonialamt meint, daß die Bankengruppe, mit Fürstenberg an der Spitze, die Ereignisse richtig gesehen und kaufmännisch gewerthet habe. Die Förderer wehren sich gegen den Beschluß, der in der letzten Regiesitzung gefaßt wurde. Auf der Tagesordnung der außerordentlichen Generalversammlung stand die Liquidation der Diamantenregie. Gegen sie wollten die Produzenten stimmen und rechneten damit, daß sie, mit einer Zweidrittelmehrheit, den Beschluß umstürzen würden. Es kam anders. Den versammelten Mitgliedern der Regie wurde mitgetheilt, daß das Reichskolonialamt mehr als die Hälfte der Regieantheile für den Fiskus erworben habe. Die Förderer behaupten, die Regirung habe nicht das Recht gehabt, die Antheile zu erwerben, da Paragraph 51 des Statutes den Eintritt des Fiskus in den Besitz von dem allgemein gefaßten Beschluß, die Gesellschaft aufzulösen, abhängig mache. Dadurch, daß die Liquidation auf die Tagesordnung der Generalversammlung gestellt wurde, sei die Bedingung des Statutes nicht erfüllt. Fiskus und Banken haben diesmal das selbe Ziel: sie wollen den Werth der deutschen Diamanten vor üblen Folgen einer Marktkrisis schützen. Und welchen Grund hätten die antwerpener Händler, um langsamere Lieferung der Steine zu bitten, wenn der Absatz nicht schwierig wäre? Der Reichskommissar bezeugte den Banken, daß sie für die Regie nur im öffentlichen Interesse thätig waren, und dankte ganz besonders dem Vorsitzenden, Carolo Fürstenberg. Der aber hat, zu freundlicher Kenntnißnahme, erklärt, daß die Berliner Handelsgesellschaft niemals irgendwelche Geschäfte mit dem antwerpener Syndikat gemacht



Google

habe. Die Kontingentirung ist übrigens schon im März 1913, nicht von Fürstenberg, sondern von einem Mitglied der Produzentenpartei, angeregt worden: wegen der erheblicheren Verschlechterung des Marktes. Die scheint also doch nicht erfunden zu sein. Die Regirung hat angeordnet, daß die Diamantenproduktion im nächsten Jahr um ein Drittel gekürzt werde. Ein Theil der Produzenten hat sie schon freiwillig eingeschränkt. Der Diamantenmarkt verträgt Experimente weniger als jeder andere Geschäftsbereich. Käme es zu einem Preissturz, weil der Markt mit angebotener Waare überschwemmt wurde, dann wäre die Rentabilität der Minen für lange Zeit vernichtet. Neben solcher Gefahr ist die zeitweilige Kürzung der Einnahmen das kleinere Uebel. Jeder Betrieb, dem man die Freiheit der Produktion beschneidet, leidet natürlich, weil die Unkosten viel zäher am Boden haften als die Erträge. Aber der Werth des südwestafrikanischen Diamantenbesitzes wird nicht durch langsamere Produktion, wohl aber durch eine allgemeine Verkaufkatastrophe verkleinert. Was der Privatwirthschaft wehthut, ist hier der Volkswirthschaft nützlich.

Zur Rettung des gefährdeten Kohlenstoffes ist der Fiskus herbeigeeilt. Beim Stickstoff zögert er. Die Novelle zum Kaligesetz ist gezückt; aber die Kalileute wehren mit Händen und Füßen die drohende Geste des Fiskus ab. In einer Versammlung des Kalisyndikates wurde beschlossen, der bedrängten Industrie, die mit einer Förder-einschränkung von 70 Prozent arbeitet, Nothhilfe zu bringen; das Recht zur Kündigung des Syndikatvertrages zum Dezemberultimo 1915 aufzugeben und bis 1920 keine neuen Schachte anzulegen. Diese Verpflichtung soll für die Mitglieder des Syndikates und für die Außenseiter gelten; wenn die ihr zustimmen. An dieser Selbstentäußerung hat es eben bisher gefehlt. Weil sie fehlte, sind alle Sanirungversuche unwirksam geblieben. Käme es zur Kündigung des Kartells, so würde der Staat wieder, wie 1910, eingreifen. Daß es dem Kalibergbau schlecht geht, wird nicht bestritten; wird ja auch durch die niedrige Rente bezeugt; und die Produzenten sagen es selbst. Das im Kaliberbgau angelegte Kapital (viel mehr als eine Milliarde Mark) hat sich noch nicht einmal mit 3½ Prozent verzinst. Hier deckt sich privates und volkswirthschaftliches Interesse. Die gewerbliche Arbeit muß reichere Früchte tragen, als man sie vom Spalter des Anlagekapitals pflückte. Der Kalibergbau hat die Produktionleistung ohne Beachtung der Aufnahmefähigkeit gesteigert. Die Gegner der staatlichen Heilkur glauben nicht, daß ein neues Gesetz die Bewegung hemmen könne. Was da sei, lasse sich nicht beseitigen; und die Ankündung der Novelle hat den Eifer der Schachtbauer nur noch gespornt. Daß so lange mit dem Gesetz nur gedroht wurde, war falsch. Jetzt soll gar noch die Abgabe an die Reichskasse erhöht werden. Cui bono? Mit den Geldern, welche die Industrie zum Zweck der Propaganda aufgebracht hat, ist ihr nicht so gedient worden, wie sie verlangen durfte. Zu neuen Opfern hat sie seitdem keine Lust.

Lado n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

# Die Zukunft.

**Berlin, den 17. Januar 1914.**


## Löschgranaten.

"Frankreich hat sich mit neuen Lasten und Fronpflichten bepackt, die ihm Willen und Kraft für die wichtigste Arbeit lähmen und deren Zweck doch nur sein kann, den Schein emsiger Rachebereitung zu wahren. Was können wir dagegen thun? Nicht viel. Ohne Gebrüst zeigen, daß unser Kraftaufwand den französischen zu überbieten vermöchte. Unwürdige Zumuthung mit der Wucht des in Ruhe Starken abwehren. Unter dem Alltagshimmel aber höflich sein und eine Nation, die sich gern einer schönen Frau aus vornehmem Haus vergleicht, nicht wie ein Hürchen behandeln, das sich vom Pächter im Wohnzimmer prügeln, im Bett mit süßen Katzenzungen füttern läßt. Und (die Hauptsache) jeden erfüllbaren Wunsch unseres Reichslandes erfüllen. Dem hat unverzeihliche Dummheit nun einmal das Allen gemeine, für Alle gleiche Wahlrecht beschert. Dem müssen wir endlich in dauerbare Ordnung helfen, aus der Zufriedenheit aufsprießen kann. Jede Volksabstimmung würde erweisen, daß Elsässer und Lothringer nicht den Rückfall an Frankreich wünschen; jede, daß sie in die Selbständigkeit eines von eigenem Recht lebenden Bundesstaates hinstreben. Dieses Wunsches Erfüllung wird allgemach möglich (und würde uns, wie von anderem Elend, auch von der schmählichen Entwerthung preußischer Bundesrathsstimmen erlösen). Preußen kann viel, hat, für sich und für Deutschland, Unvergängliches geleistet, strotzt heute noch in ungestümem Jugendmuth und braucht gegen Anwürfe keine



Google

andere Wehr als den Stahlpanzer seines Genius, der aus stolz lächelndem Auge das Schmutzgerinnsel wegtropfen sieht. In elsässische, gar in lothringische Stammesart sich einfühlen: Das kann Preußen nicht. Dazu wäre eine Hingabe nöthig, die der männischen Borussenpersönlichkeit nicht abzutrotzen noch abzuschmeicheln ist. So lange ein Zwang in Fürsorgeerziehung, ins ungewohnt rauhe Reichsgewand unentbehrlich war, stand der preußische Landpfleger, Waibel, Büttel auf ihm gebührendem Platz. Jetzt ist zwischen Mosel und Rhein, zwischen Diedenhofen und Mülhausen das Volk in mündiges Selbstgefühl erwachsen. Im Reichsverband will es bleiben, doch seine Sonderheit auch, wie Bayern, Sachsen, Schwaben, Badener, drin zu ziemlicher Geltung bringen; und neun Zehntel aller Schwierigkeit kommen aus dem unklugen Versuch, dieses Volk in die preußische Wolljacke zu zwängen. Drum ist der Rath schädlich, die Nachfolge des Grafen Wedel (der alt ist und die hastige berliner Ablehnung seines Ausnahmegesetzentwurfes im Amt, ohne neue Ansehensminderung, nicht lange überleben kann) dem Prinzen August Wilhelm von Preußen anzuvertrauen. Dieser Prinz mag Manches gelernt haben, bescheiden und liebenswürdig geblieben sein: auf die Zinne des Reichslandes taugt er nicht; taugt kein Sohn des Kaisers. Der wäre, noch in der Rüstung mit bestem Willen, dort ein Fremdkörper, wie im ergrauten Straßburg, Kolmar, Metz berliner Stuckprunk; müßte, in einem an altem und wohlhabendem Adel armen Land, seinen Verkehr fast völlig auf den mitgebrachten Hofstaat und die Oberschicht der Offiziere und Beamten beschränken und würde so zum lebenden, ragenden Wahrzeichen der Scheidung in einheimische und eingewanderte Menschheit. Er könnte, wenn ihn Gewissenspflicht, nicht die Lust an der fast einzigen dem Civilprinzen zugänglichen Pfründe stimmt, des Lebens, des Wirkens niemals froh werden; auf diesem Vorposten, von dem er nur nach staatsrechtlicher Theorie absetzbar wäre, dem Deutschen Reich niemals nützen. Dessen Südwestecke ersehnt nicht eine preußische Sekundogenitur (die von allen Bundesstaaten, großen und kleinen, ungern geduldet würde), sondern die ihrem eigensinnigen Wesen, wie die Schale dem Fruchtkern, angepaßte Staatsform, die ihr gestattet, von dem aus der Wurzel steigenden Saft die Wölbung der Blüthenkrone zu hoffen. Republik (warum nicht, da die Hansestädte gedeihen und in zärtlichem

Google

Hätschelverhältniß zum Kaiser stehen?) oder eine aus der Scholle süddeutsch-katholischen Empfindens erwachsene Dynastie, der rasche Einfühlung ins Allemannenthum gelingt und die sich an der Schärfe des Lothringertones nicht wundreibt. Wird das Reichsland aus der unfruchtbaren Zwieherrschaft importirter Preußen und strebsamer, scheel angeschauter Notablen erlöst, wird es, im vierundvierzigsten Lebensjahr, ein in sich freier, zufriedener Bundesstaat, dann ersucht es sehr bald die Franzosen, ihr Werben, Trösten, Wühlen einzustellen und den Rächerdurst aus anderem Born zu stillen; dann seht Ihr die Elsässer und Lothringer sogar, die heute lieber noch Französlinge als Preußens Fürsorgezöglinge und Nachäffer scheinen, von Stolz und Nutztrieb fest in die fröhliche Empfindung unausrodbarer Urdeutschheit gerammt. Was bliebe danach dem Nachbar? Soll er Wohlthat aufzuzwingen trachten, die nicht gewünscht, deren dreifarbiges Gewimpel schon als Belästigung empfunden wird? Alles in vier Kontinenten Erworbene an einen Krieg setzen, aus dem er als Sieger zwei ihm entwöhnte, ihm widerspänstige Provinzen und die Totfeindschaft von sechsundsechzig Millionen Menschen heimbrächte? Nein. Frankreich war oft jäh, hat oft sich fesselnder Vernunft entrafft, doch nie in plumpe Aufdringlichkeit verpöbelt. Neben einem zufriedenen Allemannenstaat (dessen Eisengurt nicht leichter, nicht weicher werden dürfte) würde es sich schnell in den Umstand neuer Zeit schicken; neuer Lebensart, die es aufathmen ließe. Honoris causa zwischen Hardt und Meurthe eine winzige Grenzregulirung mit einfacher, von behutsamem Taktgefühl ersonnener Gedächtnißfeier. Ein der Aequatorialprovinz nützlicher Ausgleich in West- und Mittelafrika. Austausch des Anspruches auf Syrien gegen deutsche Verbürgung des Gesammtbesitzstandes der Republik (der so groß ist, daß er einem Volk von viel höherer Kopfzahl auf ein Jahrhundert hinaus reichlich lohnende Arbeit böte und der Weitung nach Kleinasien wahrlich nicht bedarf). Am nächsten Tag könnte die Heeresziffer herabgesetzt, von dem überschüssigen Haushaltsgeld Marine, Luftschiffahrt, Kolonialverwaltung genährt werden. Deutscher Wucht sich Frankreichs Flamme vermählen."

Seit diese Sätze hier gelesen wurden, ist ein Halbjahr vergangen. Und fast drei Jahre ists her, seit, in den ersten Tagen des Kampfes um die Reichslandesverfassung, hier gewarnt wurde:



Google

„Den Elsässern und Lothringern konnte man Allerlei geben; aber nur, wenn sie laut sagten: ‚Damit sind wir zufrieden; mehr fordern wir nicht von dem Deutschen Reich, dem wir uns froh und stolz von heute an zurechnen.‘ Nach solcher Erklärung müßten die Franzosen Reugeld zahlen und die Hetzhunde zurückpfeifen. In einem unzufriedenen Grenzland ein Parlament, das als Abschlagsrate genommen wird: da könnten wir Niedliches erleben.“ Als Herr von Bethmann dann ungefähr alles von seinem Mund „unannehmbar“ Genannte angenommen und sich dadurch einen Sieg erhandelt hatte, stand hier über den neuen Pyrrhus das Urtheil: „Was er zerstört hat, ersteht nicht leicht aus den Trümmern. Seiner Geschicklichkeit darf er sich rühmen. Doch die Nation wird ihm nicht verzeihen. Auch der Kaiser nicht, dessen Auge die Folgen erblickt.“ Die sind länger nun nicht zu verhüllen. Geschehenes aber läßt sich weder wegschwatzen noch mit der Bayonnettespitze aus der Erde jäten. Zurück in Diktatur, Paßzwang, Absperrung? Das wäre, weil das junge Verfassungrecht, wie Schutt, fortgekarrt werden müßte, erst nach einer Aenderung des Reichswahlrechtes möglich; und weil schon der Entschluß zu solchem Rückzug das Geständniß kläglichster Ohnmacht wäre, dürfte ein deutscher Staatsmann niemals dazu rathen. Noch sind, nach langwieriger Nervenaufpeitschung, die Sinne wirr und mancher redliche Deutsche meint, die wichtigste Pflicht dränge jetzt in den Beweis, daß wir das knirschende, pfauchende Reichsland in Ruhe bändigen können. Solcher Beweis wäre noch heute nicht schwer; doch ertraglos. Ohne Minderung der Reichskraft Elsaß-Lothringen in Zufriedenheit einzuwurzeln: da ist die Aufgabe; eine noch zu bewältigende. Aus drei französischen Departements, die nie in Staatseinheit gegürtet waren und in denen völlig im Wesen verschiedene Stämme, Süddeutsche und Nordfranzosen, neben einander lebten, ist ein Staat gemacht worden. Dessen Vertheilung an die drei Nachbarn ist nicht mehr möglich. Die Fürsorgeerziehung, die bald ein Halbjahrhundert währt, muß einmal enden. Die Staatshülse braucht einen Kern, die künstlich aus einander fremden Volksthumsstoffen geschweißte Nation der Elsaß-Lothringer das Bewußtsein der Gemeinschaft und Verantwortlichkeit. Diese Menschen müssen empfinden, daß sie, politisch und wirthschaftlich, für sich selbst arbeiten; von eigenem Recht leben und nicht, hinter der Fassade einer straßburger Re-

Google

girung, vom Wink der Berliner geleitet werden. Sie müſſen ſich, mit einem Senat oder (was ihnen bekömmlicher wäre) mit einer reichen Dynaſtie, die anſtändig Hof hielte, nach ihrem Belieben einrichten, dem Reich das ihm von jedem Bundesſtaat Geſchuldete geben, aber aus dem Mißgefühl erlöſt werden, daß ſie, unter allen deutſchen Volkheiten nur ſie, ſich als eigenſinnige Individualität nicht durchſetzen dürfen. Sonſt kommen wir nicht in Ordnung. Iſt Elſaß-Lothringen im Reichsgebiet zufrieden, dann muß Frankreich, endlich, den Trauerflor ablegen. Und Deutſchlands europäiſche Stellung wäre, mit kleinerem Aufwand, feſter geſichert als je.

Bis das Licht ſolcher Erkenntniß den Reichsgipfeln tagt, muß neuem Fehl, neuer Unheilsſtiftung vorgebeugt werden. Nur ſchwachgemuthe Thorheit kann rathen, den nöthigen Perſonenwechſel aufzuſchieben. Je ſchneller die Trias Wedel-Bulach-Mandel verſchwindet, deſto beſſer. Mit dem Erweis ihrer Mißgriffe, ihres Irrthums würde koſtbare Zeit vergeudet; und noch im Gewande der Unſchuld wären die Drei um das zur Regirung gerade dort nöthige Anſehen. Die ganze Summe der Eigenſchaften, die der Statthalter heute braucht, hat unter allen Sichtbaren nur Einer: Fürſt Bülow. Jedes ſeiner Talente wäre da recht am Ort. Er würde den Corpsführern und den Leuten der Wilhelmſtraße imponiren, jede ſcharf hervorſtehende Kante behend abhobeln, dem gemeinen Mann und der Oberſchicht liebenswürdig ſcheinen und Berlin dem Glauben entwöhnen, daß es in allen Kram des Reichslandes dreinzureden habe. Schöpferkraft fordert der Poſten nicht. Und dem Fürſten iſt nicht zuzutrauen, daß er, nach kleiner Pedanten Unart, fragen werde, ob er auch nicht um ein Leiterſprößlein herunterſteige. Er kann (und muß) ſeinen Machtbezirk deutlich (und nicht zu eng) abgrenzen; und fände die Möglichkeit, ſeinem Vaterland aus einer finſteren Stunde zu helfen. Ehe das Spektakel von Zabern zu ahnen war, habe ich auf ihn als den für das Amt Tauglichſten gewieſen. Heute iſt es wichtiger als je zuvor in der Reichsgeſchichte. Will ers (oder der Kaiſer ihn) nicht, dann wäre, zunächſt, an den Freiherrn von Schorlemer-Lieſer zu denken. Für die Landwirthſchaft kann, im Kampf um neue Handelsverträge, auch ein Anderer ſorgen. Für das Kanzleramt, das ihm (weil Herr von Tirpitz auf ſeiner Weigerung ſteht, die Kandidatur Lichnowſky nicht ernſt genommen und gegen den Grafen Bernſtorff mit allen Liſten des

Google

Himmels und der Hölle gearbeitet wird) noch zugedacht scheint, fehlt ihm die Erfahrung in internationalem Geschäft und die Vorschulung zu innerlich freier Herrschaft über Menschen und Umstände. In Straßburg hätte er Muße und Gelegenheit zu stärkerer Wesensrüstung. Und er ist sehr reich, Katholik, nicht fraktionell abgestempelt, nicht barsch und stachelig, aber auch nicht leicht knetbaren Willens. Wird noch einmal der Falsche an die Ill geschickt, dann keimt uns böse Gefahr. Noch braucht Wilhelm keinen Alba. Nur Einen, der Mann ist, seine Helfer menschenkundig zu wählen und sich in das Wesen der Elsässer und Lothringer einzufühlen weiß. Die sind nicht so pechschwarz, wie der Groll enttäuschter Preußen sie jetzt malt. Ihre Geschichte erklärt das wunderliche, den fremden Betrachter oft ärgernde Gemisch ihrer Wesenszüge. Römer und Goten, Alanen und Allemannen, die Häupter des Ostfränkischen und des Austrasischen Reiches, Frankreichs und Spaniens haben den Bewohnern dieser Landfetzen befohlen. Ein Halbjahrtausend lang sahen sie wechselnde Staatshoheitzeichen. Ein Deutscher, ein Egon von Fürstenberg, verrieth ihre Heimath und Hauptstadt dem Franzosenkönig. Im achtzehnten Jahrhundert schanzten sie sich in das Hochgefühl, Franzosen zu heißen; wurde ihren kräftigsten Söhnen, den Kleber und Rapp, Kellermann und Ney, die Sache Frankreichs, der Weltbefreierin, Weltherrscherin, Lebensinhalt und Schicksal. Im Westen Rousseau, Robespierre, Bonaparte, Menschenrecht, Freiheit, Ruhm, im Osten der Jammer des zerfallenden Reiches, die Schmach des Rheinbundes, die Schande fortwährenden Volksverrathes. Dennoch fanden die gegen Napoleon Verbündeten (deren Sechstes Corps am neunten Januar 1813 zwei Reiterregimenter nach Zabern vorschickte) im Elsaß, unter buntem Behang, noch das Kleid deutscher Kultur. Zwei Jahre danach weissagte Rückerts Gedicht den Tag, „da wohnen wird und wachen ein Fürst auf deutscher Flur“. Ueber die Stimmung des Jahres 1825 schreibt Graf Ferdinand von Dürckheim-Montmartin: „So deutsch war noch Alles im Elsaß, daß wir vom Franzosenthum nur das Gute, Edle spürten; höchstens beleidigten die französischen Spottnamen (Allemand, tête carrée) das elsässische Ohr.“ Als dieser Graf 1840 Unterpräfekt von Weißenburg geworden war, zeigten Bürger, Beamte, Bauern, „daß sie froh waren, zum ersten Mal einen Unterpräfekten zu besitzen, der Deutsch spreche und ihre Gewohnheiten und Sitten besser verstehen werde als ein

Google

Stockfranzose. Die Regirung wollte durchaus, daß die französische Sprache in der Volksschule herrsche; den armen Kindern vom Land wurde es aber sehr schwer, sich auch nur die nöthigsten welschen Worte einzuprägen, und ihre Aussprache blieb immer fast unverständlich.“ Als gar aus dem pariser Kultusministerium die Weisung kam, in den Religionstunden Französisch zu sprechen, sträubten Katholiken und Protestanten sich heftig wider den Befehl und der Bischof Raes antwortete, sein Gewissen gebiete ihm, die Grundbegriffe des Glaubens und der Sittlichkeit den Kindern nur in ihrer Muttersprache zu künden. Der selbe Graf Dürckheim, der unter Louis Philippe und Louis Napoleon gedient und sein Schloß Fröschweiler mit den in Malmaison von Bonaparte und Josephine benutzten Möbeln geschmückt hatte, erlebte dann, daß die geistlichen Herren die deutsche Regirung verdammten, weil sie im Elsaß den Kindern die Muttersprache raube; und wurde von den Stammesgenossen wie ein Verräther geächtet, weil er an seine Abkunft aus einem deutschen Edelmannshaus zu erinnern wagte. Im März 1872 hörte er aus Bismarcks Mund die Sätze: „Die Elsässer galten mir immer als die Elite Frankreichs; sie waren dessen beste Soldaten und vereinen die guten Eigenschaften beider Völker. Ihren Gewohnheiten und Bedürfnissen müssen die neuen Einrichtungen sich anpassen. Das Land braucht Arbeiter, nicht Fürsten und Hofchargen. Fürsten wollen sich amusiren: und dazu fehlt bei Ihnen die Gelegenheit. Das Wichtigste ist mir, daß möglichst viele Elsässer an der Verwaltung ihrer Heimath mitwirken.“ Dürckheim sagt: „Unter den Kindern der selben Mutter, des selben Vaters sind bei uns deutsche und französische Gemüther.“ Er sieht noch den schwunglos fleißigen Bureaukraten Möller, den geschäftigen, doch von Beifallsucht geblendeten Marschall Manteuffel am Werk. Und schreibt, 1887, als Greis: „Windthorst ist im Elsaß mächtiger als Möller, Manteuffel und Bismarck zusammen.“ Fraget Euch, wessen Stern, Frankreichs oder Deutschlands, seitdem an Leuchtkraft gewann; und wohin aus dem Elsaß die Viertelmilliarde floh.

Im Preußenlandtag hat ein Abgeordneter gestöhnt, das Elend sei entstanden, weil „in der Beamtenschaft des Reichslandes das preußische Element ganz fehle“; deshalb müsse sie schlechter arbeiten als die Militärbehörde. Der, Herr Abgeordneter, steht ein aus Baden stammender General vor; und das Haupt der Civilverwaltung ist ein preußischer Graf. Richtig ist (und hier mehr

Google

als einmal erwähnt worden), daß der Nothbau nicht so übel aussah, als die Preußen Puttkamer und Köller im Amt des Hauswartes saßen; richtig, daß ein preußisches System unmöglich wird, wenn mans nicht mehr von der zähen Tüchtigkeit robuster Preußen, sondern von strebsamen Notablen leidlichen Mittelmaßes bedienen läßt. Erstens aber ist, seit nur auf einem höheren Stuhl noch, im kolmarer Bezirkspräsidium, ein Altpreuße thront, die allgemeine, gleiche, direkte Wahl bewilligt und die Konstitution des Landes vom Grundgebälk bis an den Giebel geändert worden; in solchem Parlament würde einem dem Land Fremden die Führung ungemein schwer und Vernunft müßte drum auch dem nächsten Statthalter rathen, das Staatssekretariat einem Sohn des Reichslandes (nicht eines pariser Höflings) zu öffnen. Zweitens: Dürften wir aus stolzem Vertrauen auf ein Reichsland blicken, das im vierundvierzigsten Jahr deutscher Herrschaft nur, wie eine Strafkolonie, von importirten Beamten in Ruhe zu halten wäre? Und muß, drittens, ein vom Volk Abgeordneter mit dem schrillen Ausgeklingel preußischer Ueberlegenheit jeden anderen deutschen Stamm bis ins Blut hinein kränken? „Alles verkümmert, verrostet, weil auch in Südwest eben nur der Preuße regiren kann.“ Die milde Seele des Mannheimers Bassermann mag vom Parteigenossen solches Urtheil hinnehmen. In Bayern, Baden, Württemberg, Sachsen und in den kleineren Bundesstaaten wird mans nicht gern hören. Falsch und gefährlich: in einem Satz war kaum mehr zu leisten. Spricht denn und regt sich nirgends im Lande der klügsten Händler noch der Sinn, der politisch Nothwendiges wittert?

Das Schauspiel der zweiten Januarwoche lehrt es uns fürchten. Oberst von Reuter und seine Lieutenants sind von aller Schuld freigesprochen worden. Dieser Freispruch wird gepriesen, bejubelt, als habe er das Deutsche Reich mit Segensfülle begnadet; und dem Volk, den Verwaltern und Richtern von Elsaß-Lothringen wird schimpflicher Verdacht ans Zeug geflickt. Rohes, tückisches, feiges Gesindel, das allem Deutschthum Todfeindschaft geschworen hat; unfähige, gewissenlose Schlemmer, die, trotz dem Beamteneid, mit dem Pöbel gegen die Obrigkeit paktiren; Richter, denen Wuth das Pflichtgefühl zerfressen hat und die für trügende Gedächtnißbilder dreist den Zeugeneid einsetzen. Wäre der Zustand so, dann geböte das Reichsinteresse, ihn höchstens behutsam anzudeuten. Wie die Kunde von hehrem Triumph Germaniens aber

Google

wird der neuste, allerneuste Fund durch die Straßen geschleppt. Gestern: „Säbelherrschaft verwilderter Soldateska; Alles kaput; zum Heulen.“ Heute: „Verseuchung eines ganzen Beamtenkörpers; schmählichste Anarchie; zum Rasen.“ Heute wie gestern: Kinderei; unwürdig eines ernsten, reifen Volkes. Das jetzt dem Erdkreis gezeigte Ergebniß ist das schlimmste, das zu erdenken war; das dem Ansehen Deutschlands schädlichste. Einen täppischen Lieutenant, einen im Diensteifer über die Grenze seiner Befehlsgewalt hinauslangenden Regimentskommandeur: jedes Heer hat irgendwo solche Gestalten; ihrer braucht das tüchtigste sich nicht zu schämen. Freunden und Feinden wird nun aber zugeschrien: „Im Reichsland werden die Vertreter und Bürger des Reiches grimmig gehaßt und mit allen Listen schnöder Niedertracht angefeindet; gegen diese Schmach versagt die Beamtenschaft völlig und nur Bayonnette, Säbel, Maschinengewehr vermag die Ruhe zu sichern.“ Ist der Instinkt aus Politikerköpfen in Zuchtbullen gefahren? Herr Chauvin selbst konnte sich frohere Botschaft nicht erwünschen.

Ueber die straßburger Kriegsgerichtsverhandlungen ausführlich zu reden, wäre bequem; noch aber nicht nützlich. Was ist Wahrheit? Was Recht? Am neunzehnten Dezember 1913 haben vier Offiziere und zwei Kriegsgerichtsräthe den Lieutenant Freiherrn von Forstner des rechtswidrigen Waffengebrauches und der Körperverletzung mit einer Waffe schuldig gefunden. Am zehnten Januar fanden fünf Offiziere und drei Kriegsgerichtsräthe sein Handeln löblich. Denn der lahme Schuster, den er verhaften ließ, hatte, obwohl ihn vier Soldaten hielten, für eines Augenblickes Dauer „einen Arm freibekommen und eine verdächtige Bewegung gemacht“: also durfte der Lieutenant, „an sich schon gereizt und in einer Verfassung, die ihn überall Angriffe fürchten ließ“, glauben, der Schuster werde ein Messer zücken und ihn verwunden; „er konnte nicht warten, bis ihm das Messer zwischen den Rippen saß, sondern mußte sofort mit dem Säbel zuschlagen.“ Der Schuster hatte nicht geschimpft, nicht gedroht, nur um sich geschlagen, als vier Mann und ein Fähnrich ihn abführen wollten; in seiner Hand war nicht die kleinste Waffe. Aber der Lieutenant „hatte gehört, daß man die Messer gebrauchen wolle“. Er konnte zurücktreten und seinen Leuten zurufen: „Haltet des Mannes Arme fest!“ Nein: „er hat dem Schuster mit dem Säbel Eins über den Kopf gegeben und die Kopfhaut durchtrennt; aber die Wunde

Go gle

brauchte nicht vernäht zu werden und ist jetzt wieder völlig verheilt" (sechs Wochen nach dem Hieb). „Diese Art der Vertheidigung war nach der Ansicht des Oberkriegsgerichtes durchaus angebracht." Der Vertheidigung eines bewaffneten Soldatenzugführers gegen die von ihm nur vermuthete Absicht (eines schuldlos Verhafteten) auf thätlichen Angriff. Der Schuster sagt, daß er solche Absicht nicht hatte (und wäre der Tollheit nah gewesen, wenn er einen bewaffneten Offizier im Kreise seiner Mannschaft geschlagen oder mit einem Taschenmesser gestochen hätte). Das Oberkriegsgericht (das einem preußischen Lieutenant „Bestürzung, Furcht oder Schrecken", die, nach dem Gesetz, die Strafe ausschließenden Merkmale, nicht zutraut): „Die Grenze der Nothwehr ist nicht überschritten." Das Reichsgericht: „Ob die Art der Vertheidigung zur Abwehr geboten war, ist nach der objektiven Sachlage, nicht nach der subjektiven Anschauung des Handelnden, zu beurtheilen. Wesentlich ist auch, ob die Hilfbereitschaft Dritter zur Stelle war und der Angegriffene sich fest auf sie verlassen konnte." Freiherr von Forstner war nicht angegriffen; hatte weder Grund, selbst den Ungeberdigen zu packen noch sich in dessen Armbereich zu halten; und konnte sich auf jeden Mann seines Zuges fest verlassen. Ein Kriminalanwalt, der unter solchen Umständen den Strafausschluß des Nothwehrparagraphen heischte, hätte in Moabit keinen leichten Stand. Oberst von Reuter, dessen Rede und Haltung vor dem Kriegsgericht so würdig war, wie man sie von dem Kommandeur eines Regimentes erwarten durfte, wurde freigesprochen, weil Polizei und Gendarmerie die Ruhe, nach seiner Meinung, nicht gesichert hatten und er, nach der Kabinetsordre vom siebenzehnten Oktober 1820, „befugt und verpflichtet war, auch ohne Requisition der Civilbehörde einzugreifen und den Befehl, dem diese Behörde sich zu fügen hat, zu übernehmen." Wie diese Befugniß und Pflicht mit dem Artikel 36 der preußischen Verfassung, nach dem „die bewaffnete Macht zur Unterdrückung innerer Unruhen nur auf Requisition der Civilbehörde verwendet werden kann", in Willenseinklang zu bringen wäre, brauchte die Kriegsgerichte nicht zu kümmern; ihre Urtheile erwähnen auch nur Forstners, nicht Preußens Verfassung. War aber der Befehl, dem Herr von Reuter (daran dürfte selbst der wildeste Armeefeind nicht zweifeln) blind-folgen mußte, nicht schon im Ermittlungverfahren „festzustellen" und die Eröffnung des Hauptver-

Google

fahrens zu vermeiden? Wozu wurde der Oberst der Amtsanmaßung, Freiheitberaubung, Nöthigung angeklagt, da er sich gewiß doch sofort auf den Befehl des Kriegsherrn berufen hatte? Wen wollte man treffen? Das ist eine Frage von vielen. Wozu im Reichstag der ekle Lärm, des Kanzlers Zugeständniß, daß wider den Geist des Gesetzes gehandelt worden sei, der Depeschensturm auf, die lange Reise nach, das kurze Kolloquium in Donaueschingen? Was nun festgestellt worden ist, träger Wille und Unzulänglichkeit der Kreisbehörden, Recht und Pflicht des Truppenkommandos, war an einem Vormittag zu ergründen. Und den Interpellanten im Reichstag zu antworten: „Aufläufe; Offiziere beschimpft und mit Steinen beworfen; Polizei und Gendarmen boten nicht ausreichende Sicherung; Militär griff, nach der Vorschrift, ein; wer sich verletzt glaubt, wende sich ans zuständige Gericht.“ Hier aber gähnt nächtiges Dunkel. Unbestreitbar ist nur, daß im Dezember, auch „an den maßgebenden Stellen“, der ganze Handel anders beurtheilt worden sein muß als im Januar. Als Generalmajor Kühn in Zabern Offiziere und Beamte, der Kaiser im Schloß des Oesterreichers Max Egon Fürstenberg den Kanzler, Statthalter, Kommandirenden General verhört hatte, wurde Reuter mit seinem Regiment auf den Uebungplatz quartirt; kam aus der Statthalterei ein Zettel, der nur als Urkunde des Sieges zu deuten war; sprach der Staatssekretär Zorn von Bulach: „Die Civilverwaltung hat ihre Pflicht erfüllt, das Militär aber ungesetzlich gehandelt“; und telegraphirte an eine berliner Zeitung: „Habe jetzt keinen Grund mehr, Abschied zu erbitten.“ Was ist seitdem geschehen? Warum ist Herr von Reuter nicht gefragt worden, ob er zwischen dem achten und dem neunundzwanzigsten November tag weder den Befehl eines Vorgesetzten erbeten noch über die Lässigkeit der Ortsbehörde Beschwerde geführt habe? Warum nicht, ob hier, in diesem langwierigen Gassenhader, das Verfassungrecht, das so gewichtige Entschlüsse nicht an die Willkür eines Hirnes hängen will, weichen mußte? Ein Strafmandat, die Konfiskation einer zotigen Karte muß ein unbefangener Richter bestätigen. Diese Rechtsbürgschaft ward erkämpft. Ob Bürger verhaftet, eingesperrt, verwundet, getötet werden dürfen, entscheidet, auch wenn die Erwägungfrist drei Wochen währt, ein von gerechtem Zorn Lodernder allein?

Noch glimmt es. „Beitrag zur Deckung der Kosten der Wehrvorlage.“ Nicht dem Reichsland nur droht Feuersgefahr.

Google

# Ruhm.

Der Ruhm ist durchweg gerecht und kommt nach der Wichtigkeit der Menschen. Je berühmter Einer ist, desto mächtiger ist er unter den Menschen, desto mehr werth für sie; denn Ruhm ist Macht über viele Menschen durch den Werth von Leistungen. So daß sich nach dem Stufenrang der Berühmtheiten nun auch erkennen läßt, was der Menschheit zuletzt das Werthvollste gilt. Und dabei kommt man, wie bei allem Letzten, auf die Tiefe.

Als Resultat nämlich stellt sich heraus, daß der Menschheit ihr ganzes relatives Sein, ihre gesammte Lebensfürsorge nicht so bedeutend erscheint wie das ihrer Relativität zu Grunde liegende Wesen, die absolute Wahrheit; oder Das, was dafür gehalten wird, die fiktiv absolute Wahrheit; daher, je mehr eines Mannes Natur mit der einen oder der anderen Verbindung hat, in dem selben Maß und nach der Kraft, wie sein Werk und Leben die Einigkeit mit der absoluten Wahrheit oder mit der fiktiv absoluten Wahrheit, mit dem Aberglauben, bezeugt, auch sein Ruhm unter den Menschen desto größer und dauernder wird. Ganz allgemein großen und bleibenden Ruhm finden die Erwecker des Ewigkeit-Bewußtseins, die großen Sprecher der Liebe, die Philosophen, die Künstler; deren Namen auch von der Menge, vom Volk auf das Höchste geehrt wird. Trotzdem durch sie das Volk niemals zur reinen geistigen, zur wirklich absoluten Wahrheit geführt werden kann, sondern immer nur zur fiktiv absoluten Wahrheit, die ihm statt der eigentlichen Wahrheit gegeben ist. Aber diese fiktiv absolute Wahrheit gilt dem Volke höher als irgendwelche Leistung für die Lebensfürsorge, für die Relativität; und die Heroen der wirklich absoluten Wahrheit des Geistes werden vom Volk nach dem Sinn seiner Fiktionen aufgefaßt. Dafür das überwältigende Beispiel bietet Christus, der absolut berühmte Mann: die Großthat seiner allergrößten Weise, zu reden, hat ihn unter sämmtlichen Volksindividuen so berühmt gemacht wie unter den geistig Denkenden; er ist aber ein verschiedener Christus hier und dort.

Also nur die Repräsentanten der Wahrheit und des Aberglaubens gewinnen allgemeinen Ruhm, Nachruhm, Unsterblichkeit, wie die Sterblichen sagen: die bedeutendsten Entdecker, Erfinder, Naturforscher, ob auch durch sie das menschliche Leben mit Glück bereichert worden ist, stehen zurück.*) Nur wenige von ihnen haben

*) Die Namen der ausgezeichnetsten Erfinder bleiben unbekannt. Wie Viele wissen, welchen Männern wir das Telephon verdanken?

Google

immerhin ansehnlichen Ruhm erlangt: Kolumbus, Copernicus, Galilei, deren Leistungen bedeutend waren für die erfahrunggemäße Verifikation der Erkenntniß von der Relativität unserer Welt, also für die absolute Wahrheit. Empiriker mögen über das hier Gesagte nachdenken, auch einmal zusammenrechnen und staunen, wie sich so wenige Empiriker (mit den zu ihrer Zeit allerglänzendsten Namen) gehalten haben; Einer sollte das nützliche Buch schreiben „Ueber den Ruhm der Vergessenen", worin die berühmten vergessenen Empiriker einen breiten Raum einnehmen würden. Die lebenden können daraus lernen, daß sie der Menschheit nicht so viel werth sind, wie etwa Zeitruhm sie glauben macht, und mögen endlich von ihrem lächerlichen Hochmuth gegen die Philosophie und gegen alles Geistige ablassen. Auf einen einzigen Mann von originaler Bedeutung und bleibender Wirkung kommen Schaaren schnell vergessener Empiriker, die ihn während ihres und seines Lebens nicht genug verachten konnten.

Der Zeitruhm hat nichts zu thun mit dem wirklichen Ruhm in der Menschheit, der von der Zeit versagt werden kann. Die Zeit kann ungerecht sein; die Menschheit ist es nicht. Die Zeit vermag nicht zu unterscheiden zwischen den Nachahmern der Genies und den Genies selber; und wirklich können ja selbst die Nachahmer, ob sie auch abhängig sind von den originalen Geistern, zu ihrer Zeit und an ihrem Ort Etwas sein und wirken. Mondlicht ist auch nütz, und so lange die Sonnen da sind, werden, wie die Planeten, so auch ihre Satelliten laufen.

Ganz und gar schlimm ist es natürlich mit dem Zeitruhm Solcher, die nicht einmal zu ihrer Zeit und an ihrem Ort wirklich nützen und kein Licht sind, oft genug sogar Wolken, die das Licht am Scheinen verhindern; aber auch, wie Wolken, schnell wieder zergehen. Ich rede von den Künstlern und Metaphysikern, die ihre Werke dem Pöbel auf den Leib zuschneiden und denen Dies natürlich ist, weil sie zum Pöbel gehören, auch mit ihrer Ruhmsucht, die zuweilen gar nicht wesentlich verschieden ist von der Ruhmsucht des gemeinen Mannes und gemeinen Weibes: beneidet zu werden; während die Anderen, denen wahrhafter Ruhm zu Theil wird, nur aus Anlaß eigener innerlicher oder allgemeiner Noth sich regen, niemals des Geschäftes und der Ehre wegen, und weit entfernt davon bleiben, nach Ruhm zu streben. Spinoza, der

---

Obwohl das mehr gebraucht wird als die Religion. Und wo die Erfindungen nach den Erfindern genannt werden, vergißt man, daß es sich um Namen der Erfinder handelt; wie es vielleicht auch mit Zeppelin gehen wird, wenn es überhaupt mit ihm gehen wird.

Google

höchste aller geistigen Menschen, hat nicht gewollt, daß sein Name vor sein Werk gesetzt werde. Jene Ruhmsüchtigen freilich plustern ebenfalls idealistisch gar gewaltig sich auf, aber man weiß, wo sie in Wahrheit zu Hause sind und ihre Freuden finden, und mag an die Mönchs- und Nonnenklöster denken, die nach oben hin durch ihre Gebete mit der himmlischen Seligkeit in Verbindung standen, nach unten hin aber, durch unterirdische Gänge, mit anderer. Was Die thun, ist schlimmer, als ob sie gar kein Werk unter den Menschen vollführten, indem sie nicht nur nichts bessern, keine Seele bewußt machen und emporziehen und die Wirkung des Guten aufhalten, sondern geradezu den Pöbel in Bornirtheit und Unsitten bestärken und damit ihr allerdings schnell wieder von kimmerischer Finsterniß verschlungenes Rühmchen und Anderes verdienen. Rühmchen, und wenn ganze Papierfabriken im Gang sein müssen, dem Bedarf Europas zu genügen. Europa bedarf immer eines bedenklichen Gegenstandes seiner Liebe; Europa hat noch nie von seiner alten Gewohnheit gelassen, ein Rindvieh zu lieben. Große Quantität des Bedarfes in einer Zeit weist hier mit ziemlicher Sicherheit auf schlechte Qualität der bedürfenden Zeitgenossen, auf kurzes Leben des Ruhmes und bloße Scheinlebendigkeit; es giebt Scheinlebendigkeit wie Scheintod. Es giebt Scheinlebendigkeit auch des Ruhmes; der wahrhaft Denkende läßt sich da nicht täuschen und bei ihm sind die Berühmten, deren Ruhm nicht ihren Werth und die Macht dieses Werthes offenbart, sondern die Macht des Nichtsnutzigen in der Allgemeinheit, bei wahrhaft Denkenden sind solche Berühmheiten berüchtigt.

Damit sind wir nun doch noch bei dem einzigen Nutzen angelangt, den sie und ihre Produktionen auch für Andere haben; für die erst noch Ringenden. Offenbart sich ihnen bei einem Werk von der bezeichneten Art, welches ungemeinen Beifall der Zeitgenossen findet, auch nichts durch den Autor (außer dem nicht Wichtigen, daß von ihm bewußt oder unbewußt die allgemeine Nichtsnutzigkeit zu seinem Vortheil und Ehrgeiz ausgenützt wird), so offenbart sich ihnen doch Etwas durch das Publikum, so offenbart sich ihnen das große gebildete Publikum nach seiner wahren Beschaffenheit. Und solche Belehrung thut dem besseren Geist immer von Neuem noth, bis darüber, über Publikum und Bildung, das grenzenlos wichtige Urtheil ihm fest geworden und er hinter die Wahrheit der Lehre von den Geistigen und vom Volk gekommen ist; hinter den natürlichen Unterschied zwischen den beiderlei Menschen, der durch allen Wandel der Zeiten steht, auch heute bei allgemeiner Bildung wie gestern bei allgemeiner Religion.

Potsdam. Konstantin Brunner.

Google

# Ein vergessener Dichter.

Als ich den Namen des Grafen Villiers de l'Isle Adam zuerst hörte, that ich, was ein moderner Deutscher immer thut: ich schlug das Konversation-Lexikon nach. Unter V, unter I, unter A: Alles umsonst. Schließlich kam ich auf die Idee, man möge diesen seltsamen Menschen nicht nach seinem Namen, sondern nach seinem Titel eingereiht haben; und da schien die Lösung des Räthsels zu sein: ich fand einen Leconte de Lisle, war erleichtert und beruhigt, daß mein guter Brockhaus sich auch hier als zuverlässig erwies und die entlegensten Ecken der Kultur- und Kunstgeschichte mit seinem unwiderstehlichen Licht durchleuchtete. Aber ich hatte zu früh triumphirt: der Verfasser der „Poèmes et poésies", der „Poèmes tragiques", der Parnassien, der kalte, korrekte Formkünstler, der Nachfolger Hugos auf dem Sitz der Unsterblichkeit, war und ist nicht mein De l'Isle. Graf Philipp Matthias Villiers de l'Isle Adam war dem Brockhaus noch fremd. Anfragen bei französischen Buchhändlern erwiesen sich als nutzlos: die meisten Bücher, deren Titel mich besonders interessirten, waren längst vergriffen und nur zu lächerlich hohen Preisen antiquarisch zu haben, andere bei vielen Verlegern verstreut; ich sah keine Möglichkeit, mir ein Bild von der künstlerischen Individualität dieses außerordentlichen Menschen zu machen.

Der Verlag Georg Müller in München darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die erste Gesammtausgabe Villiers veranstaltet zu haben: die ersten Bände sind, in einer vortrefflichen Uebersetzung von Hanns Heinz Ewers, erschienen. Ewers ist ein Schüler Hoffmanns und Poes, erreicht aber die überwältigende und dämonische Kraft seiner Vorbilder nicht. Der echte und rechte Thronerbe Hoffmanns und Poes ist Villiers de l'Isle Adam selbst. Er war der Abkömmling eines alten und erlauchten Geschlechtes. Schon im Jahre 1067 finden wir den Stammvater, Rudolph den Schönen, Herrn von Villiers und Dormans; 1324 vermählte sich Jean de Villiers mit Marie de l'Isle Adam; Beider Sohn, Peter, ist der erste Villiers de l'Isle Adam. Sein Sohn Jean, Marschall von Frankreich, fiel 1437 bei Brügge. Philipp war der erste Großmeister des Ordens auf Malta. Philipp August kam 1862 nach Paris, um in den Tuilerien uralte Ansprüche seiner Familie auf den griechischen Königsthron geltend zu machen; aber es ging ihm wie Saul, der auszog, um seines Vaters Eselin zu suchen: statt des erhofften Königreiches fand er ein anderes: das Königreich der Kunst, in dem er mit der ganzen Glorie des geborenen Monarchen herrschen sollte. Die Krone dieses Reiches hat ihm freilich die Stirn blutig gedrückt; sie war die schmerzhafteste Dornenkrone, die je eines Menschen Schläfe umfangen hat. Das Leben dieses Königs war ein einziger Verzweiflungskampf gegen äußere Noth und innere Vereinsamung, gegen die fürchterliche und herzzerreißende Einsamkeit des Genies, das seine

Google

Epoche wie eine lächerlich kleine Phgmäenwelt unter sich sieht, vor dessen erstauntem und geblendetem Auge Länder und Welten offen daliegen, die Niemand seiner dumpf dahinträumenden Mitmenschen auch nur zu ahnen vermochte. Sein Los glich ganz dem Edgar Allan Poes: Einsamkeit, Noth, Armuth war sein Theil. Von wenigen erlauchten Geistern abgesehen (nur Verlaine, Gautier, Baudelaire und Banville können in diesem Zusammenhang genannt werden), war die französische Literatur der sechziger bis achtziger Jahre arm, platt und im traurigsten Sinn des Wortes realistisch: das bürgerliche Sitten- und Rührstück beherrschte die Bühne, und als Villiers im Jahre 1870 in seiner „Révolte“ (die erst 1896 ihre Auferstehung auf der Bühne feiern konnte) dem pariser Publikum mit einem Problem entgegentrat, das aus Ibsens Geist heraus geboren und trotz aller Verschiedenheit des Stoffes doch als Prototyp des neun Jahre später zu internationaler Berühmtheit gelangten Puppenheimes gelten darf, wandte die Masse sich empört weg. Die Stelle in der Vorrede zur „Révolte“, in der Villiers sich mit seinen Kritikern auseinandersetzt, ist für das ganze Verhältniß seiner Kunst zu seiner Epoche im Besonderen und zur Menschheit im Allgemeinen so außerordentlich charakteristisch, daß sie hier ungekürzt folgen mag: „Jene Leute sind es, die das Publikum beherrschen. Das muß ohne Bedauern zugegeben werden. So ist es stets gewesen, weil diese lächelnden Leute die einzigen dem ‚Gesunden Menschenverstand‘ sympathischen Apostel sind. Dieser würdige (so genannte) gesunde Menschenverstand, der in jedem Zeitalter seine Meinung gewechselt hat, der Spielball der Meinung eines Landes oder einer Mode ist, ‚die hohen Berge nicht liebt‘, der durch seinen Spott der Entwickelung der menschlichen Intelligenz stets Fesseln aufzuerlegen wußte und der doch stets nur darauf wartet, sich den Ruhm und die Früchte der fortschreitenden Entwickelung anzueignen! Er ist die Waffe Derer, die unfähig sind, eigene Gedanken zu haben. Er ist nichts Anderes als ein entwickelter Instinkt, der durch eine seltsame Krankheit irrgeführt wurde und der nun den menschlichen Geist blind beleidigt, obwohl er den Weg verfolgt, den dieser Geist ihm vorzeichnet und weist. Aber der menschliche Geist nimmt so wenig Notiz von den Sarkasmen des gesunden Menschenverstandes wie der Hirt von den Klagen der Heerde, die er an den ruhigen Ort des Todes oder des Schlafes führt. Mögen also die Apostel des gesunden Menschenverstandes fortfahren, uns zu kritisiren!“

Dieser gesunde Menschenverstand ist wirklich der Gegenpol des künstlerischen Schaffens unseres Dichters. Sein großer Roman „Tribulat Bonhomet“, ist die geistreiche Verspottung dieses platten Rationalismus. Der superkluge Doktor, der sich selbst für „den innersten Gedanken des modernen Menschen“ erklärt, wird durch ein höchst seltsames Erlebniß ad absurdum geführt. Die Frau des ihm befreundeten Arztes César Lenoir hat sich eines Ehebruches schuldig ge-

Google

macht. Lenoir stirbt; einige Monate nach seinem Tode erscheint er seiner Gattin in Gestalt eines australischen Kanibalen, der ihren Geliebten erwürgt. Bonhomet, der der sterbenden Frau die letzte Hilfe erweist, findet auf der Regenbogenhaut ihrer Pupillen das entsetzliche Bild mit aller Deutlichkeit fixirt. Diese dürftige Inhaltsangabe weckt die Vorstellung einer spiritistischen Durchschnittsnovelle; man muß Villiers selbst lesen, um einen Begriff von der dämonischen Kraft seines Stils, der glänzenden Ueberlegenheit seiner metaphysischen Deduktionen und seiner unheimlichen Fähigkeit in der Hervorzauberung gespenstischer Stimmungen zu empfangen. Der Dichter legt die Grundzüge seines philosophischen Glaubensbekenntnisses der unglücklichen Frau Lenoir in den Mund: eine durchaus dualistische Metaphysik beherrscht ihn und quält seine Seele mit schmerzhafter Süßigkeit. Eine geheimnißvolle Geisterwelt, die von dieser irdischen Atmosphäre durch unüberbrückbare Abgründe getrennt ist, thut sich auf: hinter den scheinbar realen Dingen und Phänomenen lauert ein entsetzliches und spukhaftes Etwas, dessen Anblick uns das Blut gerinnen und unser Haar sich sträuben läßt. Aber der Dichter kennt keine Furcht und kein Ermatten ... Mit unaufhaltsamer und düsterer Leidenschaft dringt er vorwärts, seine kühne Hand zerreißt einen Vorhang nach dem anderen in dem schauerlichen Heiligthum der Erkenntniß, er hat den verhängnißvollen Muth zu jeder Frage an die räthselhafte Sphinx, die schweigend vor ihm in ewiger Dämmerung liegt. Ihm ist, wie Baudelaire in der „Mort des Artistes“ andeutet:

„Nous userons notre âme en de subtils complots
Et nous démolirons mainte lourde armature,
Avant de contempler la grande Créature
Dont l'infernal désir nous remplit de sanglots.“

Auch Villiers ringt mit den gewaltigsten Stoffen und Problemen, an die sich je ein Mensch gewagt hat, er erhebt sich mit dem Feuer eines Ikarus, um alle Himmel zu durchqueren und den goldenen Kranz der Erkenntniß von den Sternen herabzureißen, aber endlich sinkt er mit gebrochenen Flügeln und verstörtem Herzen zu Boden. Ein titanischer Kampf wird vor uns ausgefochten: der Dichter sieht zu seinen Füßen eine in Haß und Qual umhergetriebene Welt, das Geschrei gemarterter, elender Geschöpfe, die einander zerfleischen und foltern, dringt zu ihm empor, tolle und groteske Fratzen irren in einem entfesselten Reigen an ihm vorbei, aber er sucht mit verzweifelter Leidenschaft eine letzte Hoffnung, eine letzte Liebe, eine letzte Güte hinter den Dingen, er baut eine blühende Welt seliger Träume und himmlischen Entzückens über all dem nächtlichen Grauen auf, er spannt über die dunklen Leiden und die angstvollen Zuckungen unseres hinfälligen Geschlechtes einen leuchtenden Regenbogen. Doch plötzlich ist wieder Nacht, die Formen und Farben zerfließen und erbleichen und wir strecken in fürchterlicher Dunkelheit die Hände aus, während uns grinsende Gespenster auf allen Seiten umgeben.



Google

Nur den Größten unter den Großen ward vergönnt, aus den Erscheinungen, die vor Aller Augen liegen und zunächst durchaus nichts Furchtbares oder Uebernatürliches haben, das metaphysische Entsetzen langsam, langsam und unwiderstehlich hervorsteigen zu lassen. Einzelne Gedichte Poes, ein paar Novellen (vielleicht der „Schwarze Kater“ und „Das verrätherische Herz“), einzelne Stellen aus den Erzählungen Hoffmanns wären hier zu nennen; außer ihnen noch die Werke der Droste, bei der sich das Gefühl des übernatürlichen Grauens mit bezwingender Gewalt ausprägt. Wir sind hier an den letzten Gründen der Dinge; das metaphysische Grauen bildet den Gegenpol zu dem verzückten, alle Individuationen aufhebenden Schauen des Mystikers, es verhält sich zu diesem gewissermaßen wie die Schwarze zur Weißen Magie: der Mystiker dringt in die verborgensten Winkel alles Seins und Erlebens, um sich endlich mit Gott vereint zu finden, der Geisterseher erblickt an dieser letzten dunklen Grenze statt der beseligenden Einheit eine fürchterliche Zweiheit, einen grauenvollen Gegensatz zwischen den beiden Grundprinzipien der Existenz, zwischen Gott und dem Teufel; während er schon Gottes Nähe ahnt und fühlt, grinst ihm plötzlich eine verzerrte Teufelsfratze entgegen.

Dieses metaphysische Grauen haben wenige Geister tiefer und eindringlicher empfunden als Villiers. Während er uns die bunten Wege eines höchst bewegten und farbenprächtigen Lebens führt, taucht es plötzlich auf: zwischen die rauschenden Seidenroben und die flimmernden Lichter des „Letzten Festes“ schiebt sich die finstere Gestalt des furchtbaren, bleichen Henkers; den jungen blühenden Herzog von Portland packt es mit unwiderstehlicher Gewalt, ein düsteres unheimliches Schicksal; über der Gestalt des Doktor Le Pommerais, der auf dem Schaffot erproben will, ob seine Gehirnnerven nach der Exekution noch zu funktioniren vermögen, liegt es wie ein blutiger Schleier; an den jungen Marineoffizier, der in der Hafenschänke das hübsche Kreolenmädchen im verschwiegenen Gemach liebkost und, von Wein und Liebe übermüdet, einen traumlosen Schlaf schläft, kriecht es heran in Gestalt der grausigen Pythonschlange. Und es ist überall, das Grauen, kein Schloß, kein Riegel sperrt es aus; es beherrscht die Welt und klingt wie ein verhaltener Unterton durch alle Stimmen des bunten und bewegten Lebens.

Aber das Genie von Villiers ist zu allumfassend, als daß man es nur von diesem Gesichtspunkt aus betrachten dürfte. Wenn wir das Metaphysische als eine bewegende Kraft seiner künstlerischen Persönlichkeit erkannten, so dürfen wir darüber nicht vergessen, daß das Physische, die dunkle und glänzende, heitere und traurige Fülle der rein natürlichen Erscheinungen, ihm eben so vertraut ist. Die „Grausamen Geschichten“ und die „Geschichten vom Jenseits“ können in ihrer prachtvollen Lebendigkeit, ihrer gesättigten Kraft und überlegenen Heiterkeit nur mit Balzacs unsterblicher Komoedie verglichen wer-

Google

den: während sich in ihr das Bild der Welt in unendlicher Fülle aufthut und eine Schaar von mehr als zweitausend Personen chaotisch an uns vorüberwirbelt, greift Villiers mit kühner Hand ins Leben, hebt einzelne Figuren aus dem Wirrwarr heraus und rückt sie in das Licht der Sonne: aber in jeder ist die ganze Summe unserer Existenz enthalten, jede stellt einen wundervollen Mikroskosmos dar, Geschicke, die, rein äußerlich gesehen, fast nichts bedeuten, werden uns zum Symbol alles menschlichen Seins und Bestrebens und alle geheimen Quellen und Brunnen rauschen vor unseren Ohren. Wenn ein Vergleich zwischen Balzac und Villiers gestattet ist, so darf man sagen: Balzacs Kunst gleicht einem gewaltigen Strom, der den Ozean sucht und auf dessen Fluthen wir Menschen rastlos und unaufhaltsam dahintreiben. Hier ist die höchste kosmische Fülle, die jemals erreicht worden ist: aus den Tiefen klingt es hervor, wie ein gewaltiges Brausen, wirre Schreie erfüllen die Luft und der Strom wälzt seine Wogen weiter, weiter. In Villiers' Kunst fehlt diese ungeheure Einheit, er ist, ähnlich wie Maupassant, dem Leben gegenüber mehr Eklektiker: seine Technik gleicht einem Scheinwerfer, der auf einzelne Stellen des grenzenlosen dunklen Blachfeldes dieser Welt seine Strahlen wirft, plötzlich, unwiderstehlich, mit schreckhafter Gewalt.

Villiers ist, ganz wie Nietzsche, ein überzeugter und leidenschaftlicher Gegner der „modernen Ideen"; er haßt den „gesunden Menschenverstand", haßt den „Fortschritt", dieses verbrauchte Schlagwort aller thörichten und schwachen Geister, haßt den dumpfen und sklavischen Nützlichkeitgeist, das Bildungphilisterthum und die sich bis an die letzten Probleme heranwagende Pseudowissenschaft mit der ganzen Inbrunst eines tiefen und metaphysisch gerichteten Geistes. So nehmen scharfe Satiren einen breiten Raum in seinem Werk ein; Wissenschaft, Politik, Gesellschaftleben: er schont nichts; und so bieten seine unter metaphysischen Zeichen stehenden Novellen zugleich kulturgeschichtliche Skizzen von ganz besonderem Reiz. Auch das moderne Geschäftsleben, das den stillsten Winkel mit Lärm und Geschrei erfüllt, empfängt seine Abfertigung: in den Skizzen „Der Himmel als Reklameraum" und „Die Liebe zum Natürlichen." Ein tiefer und leidenschaftlicher Pessimismus spricht aus diesen Dichtungen; ein Ekel vor der lügnerischen Kultur, die uns verwirrt und verdirbt. Aber Villiers ist von der unkritischen Naturschwärmerei Rousseaus weit entfernt; Daphnis und Chloe sind bei ihm ein paar höchst spöttische junge Menschenkinder, die überall in der Natur die Entstellungen und Fälschungen der modernen Kultur bemerken und belächeln und die schließlich zu dem Entschluß kommen „der allgemeinen Bewegung zu folgen, zu leben wie die Anderen, sich also etwa ganz der Politik zu widmen, was viel einbringt." „Was gehört denn heute dazu," meint Chloe, „um die Majorität der Wähler für sich zu gewinnen und das Mandat eines Abgeordneten zu erreichen? Vor allen Dingen darf man kein gutes Buch geschrieben haben oder planen; dann darf man kein Talent



Google

haben, einerlei, zu welcher Kunst; man muß thun, als verachte man alle Schöpfungen der Intelligenz und darf nur in protegirendem Ton, mit zerstreutem, gleichgiltigen Lächeln von solchen Dingen reden. Man muß verstehen, selbst nach jeder Richtung hin den Eindruck einer gesunden Mittelmäßigkeit zu machen; man muß wohlgemuth mit den zweihundert Kollegen täglich die Zeit totzuschlagen wissen, entweder auf Kommando seine Stimme abgeben oder den Nachbar davon überzeugen, daß man in einer Gesellschaft von traurigen Schwätzern sitzt, die mit sehr wenigen Ausnahmen eben so parteiisch wie bestechlich sind; abends kaut man dann an seinem Zahnstocher herum, läßt das Auge flüchtig über die Menge gleiten und murmelt: ‚Bah! Das wird sich schon machen lassen! Alles wird gemacht!‘“ Hält man hiermit noch die Geständnisse zusammen, die in den „Beiden Auguren“ der Direktor der großen Zeitung dem vermeintlichen Literaturkandidaten macht und die in der esoterischen Weisheit gipfeln, daß man ein vollendeter Schafskopf sein müsse, um literarischen Erfolg zu haben, so wird uns völlig klar geworden sein, mit welcher Verachtung Villiers Politik, Zeitungwesen, Industrie, alle „modernen Errungenschaften“ behandelt.

Aber während dieser große Dichter die Oberfläche der Erde mit dem eisernen Besen seiner Satire reinfegt, dringt er tief in den geheimnißvollen Grund aller Dinge ein; die großen Probleme der menschlichen Seele öffnen sich vor ihm und hier ist nichts Literatur, sondern Alles ist Leben. Das Leben selbst rauscht an uns vorbei und der Dichter wirft die goldenen Strahlen seiner reifen Kunst über alles Menschliche, allzu Menschliche: die erhabene Narrheit der Liebe, die bizarren Umkehrungen der natürlichen Instinkte, die Philosophie der großen Welt und der Courtisanen, das heimliche Leiden des einsamen Künstlers, die groteske Wohlanständigkeit der kleinen Bourgeoisie, die Seligkeit der phantastischen Träume eines weltabgeschiedenen Sonderlings, das Leben und Treiben auf den Champs-Elysées, auf denen die verschiedenen Herrschaftsysteme Frankreichs in schneller Folge dahinrollen, während die Stimme des alten hilflosen Mannes jahraus, jahrein in müder Eintönigkeit bittet: „Habt Mitleid mit einem armen Blinden!“ Hier ist eine Fülle der Gesichte, die berauscht und betäubt, und zugleich ein document humain von erschütterndem Nachdruck. In einzelnen Erzählungen zittert die qualvolle Noth nach, die der Dichter selbst bis in die letzten Winkel hinein kennen gelernt hat; ich denke an den „Auserwählten der Träume,“ diese ergreifende Geschichte des armen Dichters, der von dem sterbenden Geizhals zum Erben seiner Schätze eingesetzt wird, weil er als Einziger die Träume des einsamen Mannes nachgefühlt hat. Dann die Töchter Miltons; ein erschütternder Weihgesang auf den einsam hungernden blinden Dichter, der, von den Seinen verspottet und geschmäht, sich aus der Tiefe seines Elends zu dem unsterblichen Hymnus auf das Licht emporringt. Ueber dieser knappen Skizze liegt die höchste Weihe unpathetischer Erhabenheit. Und das Leben, mit seiner öden,

Google

trostlosen Monotonie, thut sich uns auf, in der ergreifenden Skizze „Zum Verwechseln ähnlich“, in der die Paralelle zwischen dem Leichenschauhaus und der Börse mit einer bis in die kleinsten Einzelheiten gehenden Treue durchgeführt wird. Die wörtliche Wiederholung der Ortsbeschreibung ist ein Virtuosenstück ersten Ranges und dabei von homerischer Einfalt. Diese knappe, nur wenige Seiten umfassende Skizze gehört zu den erschütterndsten Ausbrüchen der Verzweiflung und des Ekels, zu den stärksten Miniaturbildern des Lebens, die uns die Weltliteratur geschenkt hat.

Und nun erst das „wunderlichste Buch der Bücher“: Die Liebe! Sie glitzert und leuchtet in sprühenden Farben, sie wirft die dunkelsten Schatten über diese Blätter. Da ist die schauervoll geheime Geschichte der Liebenden, die auch im Tode Eins sind: die Gräfin Vera wird durch den Alles bezwingenden Glauben ihres Gatten aus dem Grab hervorgerufen und lebt mit ihm und schmiegt sich selig in seine Arme, bis der graue Tag diesem himmlichen Nachtzauber ein Ende macht. Da ist das Schicksal des Dichters, der, von seiner Geliebten verlassen, mit lächelnden Lippen in den Tod geht, nachdem er zuvor spöttisch und überlegen über die psychische Struktur des Künstlers auf erotischem Gebiet philosophirt hat: eine wundervolle Abfertigung des Gemeinplatzes von der Kälte und Empfindungslosigkeit des Künstlers. Und dann die seltsamen Cocotten-Raisonnements, die an graziöser Feinheit die Hetärengespräche Lukians weit hinter sich lassen: „Marhelle“ und die „Pensionfreundinnen“; allerliebste Skizzen, hinter deren lässiger Anmuth sich der tiefste Sinn birgt. Besonders wirken die „Fräulein von Bienfilâtre“, zwei sehr harmlose Geschöpfe, die ihr Gewerbe optima fide zur Ehre und zur Ernährung ihrer alten Eltern betreiben und einen Rückfall in die „Liebe“ als eine Pflichtvergessenheit schlimmster Art empfinden. Aber plötzlich taucht dann die Liebe wieder auf und breitet in „Paul und Virginie“, dieser bezaubernden Kinderidylle, ihre rosenfarbigen Flügel über uns. Aber auch die reizvolle Karikatur der Erotik fehlt nicht: die „Erlesene Liebe“ ist eine entzückende Satire auf den saft- und kraftlosen Platonismus, womit überspannte Geister die lebendige Neigung zu fälschen geneigt sind; es gehört zu den lustigsten Skizzen der Weltliteratur, wie Friederike und Benedikt, statt in zärtlicher Umarmung, betend auf dem Balkon überrascht werden. Daran schließen sich psychopathische Studien: die „Unverstandene“ (eine masochistische Weltdame) und „Sylvabel“, die ungefähr der selben Gattung angehört; hier ist aber alles Pathologische mit so feiner Anmuth und graziöser Lässigkeit behandelt, daß keinen Augenblick lang uns die Atmosphäre der Klinik und des Krankenzimmers umdunstet.

Daneben fesseln dann wieder kleine reizvolle Anekdoten, wie der „Scharfsinn der Aspasia“, die, um den Alkibiades unsterblich zu machen, seinem Hunde den Schwanz abschneidet, in der richtigen Erkenntniß, daß eine kleine Lächerlichkeit mehr Ruhm erwirken werde

Google

als alle Großthaten und Heldenstücke der Geschichte. Dann das „Schönste Mittagessen“; hier übertrumpft ein Feinschmecker den anderen in dem Bestreben, das schönste Diner zu geben, ganz einfach dadurch, daß er das Gastmahl seines Rivalen unverändert wiederholt und für jeden Gast ein Zwanzigfrancsstück unter der Serviette hinzufügt. Unendliche Schwermuth geht von der kleinen Skizze „Kirchhofsblumen“ aus: es sind die Blumen der Kirchhöfe, die von den Händlern geraubt und den jungen Mädchen zum Schmuck angeboten werden.

Man darf sich der deutschen Ausgabe freuen. Hier sind „des livres divins, livres royaux“, nach dem Grußwort Verlaines. Er, der es wohl wissen mußte, hat Villiers zu den „poètes maudits“ gerechnet, zu den unseligen Dichtern, die das Kainszeichen ihrer gewaltigen Kunst auf der Stirn tragen. Aber dem Fluch der Hölle fehlt der Segen des Himmels nicht: und Villiers selbst hat geahnt, daß ihm nach der qualvollen Enge einer gedrückten und verwirrten Existenz die geweihte Ruhe der seligen Geister beschieden sein werde.

Schlachtensee. Herbert Stegemann

# Glaube.

Tannenluft und Blumenduft durchzogen das Pfarrhaus. Im Studirzimmer standen und lagen auf Schreibtisch, Bücherschränken, Tischen, selbst auf der Erde, Blumensträuße von ländlicher Buntheit. Sie galten dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum, das der im ganzen Dorf beliebte Seelsorger heute gefeiert hatte.

Die Besucher und Gratulanten waren gegangen. Nur des Pfarrers Neffe hatte gezögert. Nach längerem Schweigen und Brüten hob er jetzt endlich den Kopf mit einem Ausdruck der Entschlossenheit. „Ich muß Dir noch Etwas sagen, Onkel.“

Der alte Pfarrer nickte und sah theilnehmend auf das erregte Gesicht des Studenten, der ihm gegenübersaß.

„Ich glaube, ich weiß schon, was Du mir anvertrauen willst: Du meinst, nicht Geistlicher werden zu können, gelt?“

„Ja. Woher weißt Du?“

„Ich merkte Dir an, daß Du mit einem schweren Entschluß kämpftest. Und was konnte Das sonst sein? Es fällt Dir doch schwer, nehme ich an.“

Google

„Nicht eigentlich die That“, erwiderte der junge Mann zögernd, „ich habe sie lange überdacht. Doch Dir, dem Ueberzeugten, den ich enttäuschen muß, mein Schwanken zu gestehen, fiel mir schwer.“

„Ja, es ist Manches auch leichter gethan als gesagt“, brummte der Alte vor sich hin und begann, in dem kleinen Zimmer auf- und abzugehen. „Was ist der Grund?“ fragte er, nach einer Weile, vor dem Jungen stehen bleibend.

„Ich habe den Glauben verloren.“

„Also keine Weibergeschichten?“

„Nein.“

„Hast Du schon darüber nachgedacht, was Du werden willst?“

„Noch nicht. Ich fühle nur, daß ich ins Leben hinaus muß, weiter lernen, forschen....“

„Statt Anderen zu helfen, brauchst Du also ihre Hilfe. Und was giebst Du ihnen dafür?“

„Das weiß ich noch nicht. Zuerst muß ich an mich selbst denken; denn nur ein innerlich Befriedigter kann Etwas leisten.“

„Da willst Du zuerst die Zufriedenheit und dann das Leisten? Bequemer wärs freilich als umgekehrt: erst eine Leistung, die Einen dann befriedigt.“

„Du mißverstehst mich. Zur Arbeit muß ich aus mir selbst die beste Kraft schöpfen. Wie könnte ich als Geistlicher taugen, wenn mir der Glaube fehlt?“

„Das kommt nur auf Deine Stärke an. Sage mir nichts!“ Ungeduldig wehrte der Pfarrer dem erregt Auffahrenden die Rede. „Ich kenne Deine Einwände. Hab' sie mir alle selber gemacht, ehe...“ Wieder ging er, mit sich kämpfend, auf und ab. „Höre, Leo,“ sagte er dann, ohne den Neffen anzusehen, „Du sollst wissen, was Keiner wissen durfte. Möglich, daß es Dir nützen kann: mir ists, in meiner Jugend, wie Dir gegangen.“

„Dir auch? Dann mußt Du mich ja verstehen. Aber Du hast wieder zurückgefunden, bist im Glauben stark geworden.“

„Wer sagt Dir Das?“ unterbrach ihn der alte Mann ruhig. Mußte ich denn Das verlassen und verschmähen und Andere zu lehren aufgeben, was ich verlor und nicht mehr fand? Ich habe erkennen gelernt, daß es etwas Großes, Herrliches ist um den Glauben. Daß ich mehr Gutes thun und mehr Glück in meine kleine Welt bringen kann, wenn ich ihn zu verbreiten suche, als mit aller Weisheit der Erde. Und Das war der Glaube, der mich stark gemacht hat.“

„Onkel!“ Empört, entsetzt starrte der junge Mann ihn an. „Wie konntest Du? Dann war ja Dein ganzes Leben eine ... eine Sünde gegen die heilige Wahrheit.“

„Eine ‚Lüge‘, hattest Du wohl sagen wollen? Frage meine Pfarrkinder; sie werden anders von meinem Leben sprechen. Die ‚Sünde‘, was man so darunter versteht, brauchte mich nicht mehr abzuschrecken. Und was ist denn Deine ‚heilige Wahrheit‘? Jedem nur Das, woran

Google

er glaubt. Darum ist so ein ‚wahrer Heiliger' (wie Du mich heute nennen hörtest), der das Glauben lehrt, stets weiser und mächtiger als alle Anderen...

Siehst Du, damals, als es mir ging wie Dir (ich stand knapp vor der Priesterweihe), hatte ich Keinen, der für mich sorgte. Mußte mir über meine Zukunft klar werden, ehe ich den eingeschlagenen Weg verließ. Auf einem langen Spazirgang habe ich nochmals meine Lage überdacht. Meinem Gewissen nach hätte ich gar nicht schwanken dürfen; nicht? Hätte mir sagen müssen: Dir ist nur leere Form, was Du hörst, siehst, nachsprichst und später lehren sollst, darum mußt du den Priesterberuf aufgeben. Aber was dann? Da stand die Noth. Mein Bruder, der Einzige, auf den ich rechnen konnte, hat, mühsam genug, seine Familie durchgebracht und für die Mutter gesorgt. Ich war immer Freischüler gewesen. Das Letzte, was der Vater noch für mich erreicht hatte, ehe er starb. Was sollte ich thun? Handwerker werden, Bauernknecht? Wäre schade um meinen Kopf gewesen, der mehr taugte als der Körper. Also: studiren und nebenbei meinen Lebensunterhalt erwerben. Die Zahl der Hungernden vermehren, statt, wie ich geträumt hatte, ein Gebender zu werden.

Meine Neigungen und Talente habe ich bedacht. Da waren keine mich leitenden. Ganz wie bei Dir. Ein gutes Gedächtniß. Und reden konnte ich, daß meine Kameraden immer voll Verwunderung und Neid waren. Advokat werden: Das wäre gegangen. Wenn ich bis dahin nicht verhungerte. Unter Umständen heißt es auch da, Menschen, Thaten, Ueberzeugungen vertreten, die mich durchaus nicht überzeugen. Warum konnte ich denn nicht eben so Vertreter einer höheren Macht bleiben, die für mich nicht existirte?"

„Und einen Glauben heucheln, den Du nicht hattest? Nein, tausendmal lieber im Elend zu Grunde gehen!"

„Das sind die großen Worte, die doch nur zu kleinen Thaten führen. Lieber Junge, Du wirst im Leben und Beruf noch oft genug Wahrheit und Aufrichtigkeit im Vorzimmer lassen; und Dein Gewissen wird es sogar billigen müssen. Die nackte Wahrheit kann gegen die Moral verstoßen, wie jede andere Nacktheit, der man Das nachgesagt. Welch ödes Jammerthal wäre die Erde ohne die Lüge! Auf dem Rückweg bin ich damals dann noch in eine Kirche eingetreten. Sie war leer und hat mir nichts gesagt. Gar nichts. Nach einer Weile ist eine alte Bäuerin gekommen. Kein stumpfsinniges Gesicht, wie ich es so oft treffen muß; ein unglückliches, verzweifeltes. Auch sonst hat sie verzweifelt ausgesehen. Vor einem Seitenaltar hat sie sich auf die Knie geworfen. Lange ist sie unbeweglich geblieben. Ich glaubte schon, sie sei eingeschlafen. Aber dann ist sie aufgestanden und ich sah wieder ihr Gesicht. Die Veränderung hat mir zu denken gegeben. In dem Augenblick hat die Alte nichts mehr von ihrem Elend gewußt. Sie war überhaupt nicht auf der für sie armsäligen Erde. Du weißt, wie ich sonst über Weltentrücktheit denke. ‚Stelle die

Google

Füße auf die Erde und bleibe ihr treu': ist mein Wort. Aber dieser Frau konnte man nicht besser helfen als dadurch, daß man ihr die Welt nahm. Und mancher jungen auch, sage ich heute.

Die Kirche ist wie ein Automat. Giebt nur Dem, der Etwas hineinbringt. Der nöthige Pfennig ist der Glaube. Ich hatte ihn nicht. Aber wenn ich Herr des Automaten wurde, dann konnte ich mit dafür sorgen, daß Jedem, der da kommt, reichlich das Seine wird. War Das nicht besserer Reichthum, ein schönerer Lebenszweck, als die Welt einem armen Mittelmaß-Studenten sonst zu bieten vermag? Mein Entschluß war fertig. Und ich habe ihn nicht nur meiner Noth gedankt. Das Weib, diese einzige Klippe, an der auch starker Manneswille leicht scheitert, hoffte ich, meiner Naturanlage nach, entbehren zu können. Und dann mußte ich schweigen lernen. Schweigen von mir selbst. So bin ich über mich hinausgewachsen. ‚Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch die anderen Seelen.“

„Du hasts nie bereut? Oder hast Du den Glauben wenigstens wiederzufinden gehofft?“

„Nie und nein.“

„Aber wie konnte Dich befriedigen, zu lehren, wovon Du nicht überzeugt bist?“

„Warum nicht? Es giebt keinen stärkeren Halt als die Religion, mit ihrer unkontrolirbaren Gerechtigkeit von Lohn und Strafe im Jenseits, kein echteres Glück als den Glauben. Die Ueberzeugung hatte ich und für die bin ich eingetreten. Das ist ja Eure Thorheit, daß Ihr, was erworbenes Endziel sein sollte, die innere Befriedigung, im Voraus haben wollt. Den Weg dahin scheut Ihr. Den Glauben hat Keiner, daß man auch ein Ziel erreichen kann, das nicht vor Augen steht.“

„Wenn Du den Menschen helfen wolltest, gab es doch noch andere Wege. Hat es Dich denn nicht gelockt, Wissen und Erkenntniß im Volk zu verbreiten? Einengende Mauern niederzureißen?“

„Kindern Waffen in die Hand zu geben? Nein. Die ‚einengenden Mauern‘ niederreißen? Und später wahrscheinlich entdecken, daß dadurch nur der Ausblick auf eine weite öde Fläche gewonnen wurde? Daß der Kopf zu unklar, das Auge zu trüb ist, um richtig in die Ferne sehen zu können? Während früher die Mauern ein kleines Besitzthum umschlossen hatten. Altes Gerümpel vielleicht. Dennoch ein Heim, das die Unzufriedenheit noch nicht zerrissen hatte.

Persönlich hat mir Lernen und Lesen sogar mehr bedeutet, als Du Dir vorstellen kannst, der Du schon mit diesen Dingen aufgewachsen bist. Jedes Buch war ein stolz erobertes Neugebiet. Dennoch: versuche es nur einmal, mit allem Wissen, einem Sterbenden zu helfen, einen Schuldigen zu bessern, einem Verzweifelnden die Hoffnung aufzuthun, einem geistig Armen den Begriff von Schönheit und Erbauung zu geben. Einer verzweifelten Frau erklärte ich einmal, sie sei von Gott ausersehen, Anderen ein Beispiel gläubiger Ergebung

Google

zu werden. Ihr letzter Sohn war als Opfer seines Lebenswandels gestorben, ein anderer im Duell gefallen. Mann und Tochter ertranken bei einer muthwilligen Segelfahrt. Alles kam, zur Läuterung ihrer Seele, von ‚Gottes Hand', als Prüfung. Was hätte ihr die Aufklärung geholfen? Wie eine Krone hat sie ihr Leid getragen und ist Vielen ein Beispiel gewesen. Alles wanket, wo der Glaube fehlt."

Der Junge lächelte. Auch diese Freude an Citaten kennzeichnete den nicht von Hause aus an Bildung Gewöhnten.

„Diesen ‚Glauben' muß doch erst Dein Wort, das aus gläubigem Verstehen kommt, beseelen, wenn Du ihm genügen willst. Sonst ist es, verzeih, Onkel, sonst ists Schauspielerthum."

„Und willst Du von Dem gering denken? Wenn von der Bühne Dichterworte auf Dich wirken, wirst Du Den, der sie spricht, wohl nicht einen Lügner nennen. Eher: einen Priester der Kunst. Und ist es wirklich so, kann er Dich eben so an einen Schurken glauben lassen wie an die edelsten Empfindungen, die seinem Inneren vielleicht ganz fremd sind. Mein Leben hat ununterbrochen der selben Darstellung gedient: ein Diener Gottes zu sein. Und ich bin stolz darauf. Ich konnte die Wirkungen meines Wortes beobachten, habe in den Gesichtern und Seelen der Menschen gelesen, zu denen ich sprach, und nur daran gedacht, was sie brauchten und ersehnten. Ein Ueberlegender mit starkem Wollen kann mehr Macht über die Gemüther bekommen als Einer, der auch für seine Worte und Thaten immer die Billigung eines Höheren sucht."

„Wie gefährlich kann solche Macht werden!"

„Ja. Wenn sie nicht in der rechten Weise gebraucht wird. Bei einem Abtrünnigen, zum Beispiel, der niederreißt, was Andere aufbauten. Ich bin der Diener eines Herrn, der für mich ein bloßer Name ist. Aber wenn er über uns wäre, müßte er zufriedener sein mit mir, der ihn nur im Munde führt, als mit Vielen, die ihn im Herzen tragen. Glaube mir, es gewährt einige Befriedigung, Denen, die kommen, das Beste schenken zu können: Trost und Hoffnung. Und selbst das Schönste zu gewinnen: Vertrauen.

Mein Lebensgeheimniß habe ich Dir entschleiert. Vielleicht stärkt es Dich, auf Deinem Weg zu bleiben, — auch ohne Führer."

Der Junge stöhnte. „Ich kann nicht. Nur das Bild, das ich von Dir hatte, hast Du mir zerstört. Lebe wohl."

— — — — — — — — — — — — — —

Der alte Pfarrer stand am Fenster, ließ seinen Blick dem Neffen folgen und besann, wie seltsam es sei, daß der einzige Mensch, der ihm nicht mehr vertraute, gerade Der sein mußte, dem er die Wahrheit gesagt hatte.

Wien. Helene Migerka.

Google

# Balkanwirrniß.*)

Die Koalition der Mächte hat uns auf dem Berliner Kongreß nicht nur verhindert, eine wirkliche Entschädigung für die gebrachten Opfer zu erhalten, sondern sie hat sogar noch den Plan der Kompensationen für die slavischen Völker auf dem Balkan beschnitten, den selben Plan, mit dem die diplomatische Konferenz in Konstantinopel 1876, also vor dem Krieg, einverstanden war.

Das Bulgarien des Friedens von San Stefano, das vom Meer bis ans Meer reichte, wurde in drei Stücke gespalten. Ein Theil wurde ganz der Türkei zurückgegeben, der andere bildete ein autonomes Gebiet, das unter dem Namen Ostrumelien unter der Oberhoheit des Sultans blieb, und nur der dritte Theil wurde als Fürstenthum Bulgarien, freilich auch dem Sultan unterthan, anerkannt. Zwischen die zwei Theile des einen serbischen Stammes, zwischen Serbien und Montenegro, wurde der Sandschak Nowibazar als Keil geschoben und Oesterreich das Recht gegeben, dort Garnisonen zu halten. Und das selbe Oesterreich erhielt „zur Wiederherstellung des Gleichgewichts“ den Auftrag, zwei Provinzen zu besetzen: Bosnien und Herzegowina. Noch mehr: Spizza ging an Oesterreich über; sowohl die See- als die sanitäre Polizeiaufsicht in Antivari und längs der ganzen montenegrinischen Küste wurden Oesterreich-Ungarn überlassen; das unabhängige Montenegro verpflichtete sich, das in Dalmatien geltende Seerecht einzuführen, der montenegrinische Handel wurde dem Schutz der österreichisch-ungarischen Konsuln unterstellt. Diese Mißachtung nationaler Schicksale und Strömungen hatte die Wirkung, die man von ihr erwartet hat. Serbien fühlte sich im Norden von dem eisernen Ring der österreichischen Besitzungen umklammert, die es von der See abschnitten. In seinem politischen Bewußtsein schwoll das bittere Gefühl an, einsam, von Rußland verlassen zu sein. Machtlos, gegen Oesterreich anzukämpfen, gerieth es zeitweilig unter dessen wirthschaftlichen und politischen Einfluß. Der Möglichkeit beraubt, seine unvortheilhafte geographische Lage auf Kosten der von Oesterreich gewaltsam an sich gerissenen Territorien zu verbessern, wandte es sich, weil es mußte, nach dem Süden hin, indem es den Blick über Altserbien in das Wardarthal und weiter nach Saloniki richtete. Hier stieß es natürlich mit der bulgarischen Propaganda zusammen. Der Kampf beider slavischen Völker war eine unvermeidliche Folge der Lage, die unsere Diplomatie in Berlin nicht abzuwenden vermochte. Einer ihrer ärgsten Fehler war das übermäßige Streben nach Befriedigung der Eigenliebe: sie nahm Rumänien den Theil Bessarabiens, der uns bis

---

*) Ein paar Stückchen aus dem lesenswerthen Buch „Rußland als Großmacht“ (vom Fürsten Trubetzkoi), das eine wichtige Zeitspanne russischer Geschichte umfaßt; die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart giebt es heraus. Vergiß nicht, deutscher Leser, daß ein Russe es schrieb!

Google

zum Pariſer Frieden gehört hatte, und gab ihm dafür die Dobrudſcha. Durch dieſen Akt ſtießen wir von uns ein Land zurück, mit dem uns früher ſo viele von Rußland erwieſene Wohlthaten verbanden und deſſen Truppen noch ſoeben muthig in einer Reihe mit unſeren gekämpft hatten. Für den Dreibund wurde ein neuer Verbündeter geſchaffen, wir aber verſperrten unſeren Truppen den Zutritt in die europäiſche Türkei.

Der ſelbe Stempel der Unfähigkeit kennzeichnet die Aktionen der ruſſiſchen Diplomatie auch nach dem Berliner Kongreß. Die „eigenwillige“ Einverleibung Oſtrumeliens in Bulgarien, die ja einen Theil des Friedenspaktes von San Stefano verwirklichte, rief unſeren Proteſt hervor und führte zur Entfernung Alexanders von Battenberg aus Sofia. Die ruſſiſchen Generale, die das junge Fürſtenthum bevormundeten, erreichten, daß die ſoeben von uns befreiten Bulgaren darüber nachzudenken anfingen, wie ſie ſich von ihren Wohlthätern befreien könnten. Endlich vollzog ſich der langjährige Bruch der Beziehungen zwiſchen Rußland und dem Fürſtenthum.

England übernahm die Rolle Rußlands und begünſtigte die Slaven. In dieſe Zeit fällt ein intereſſantes Schreiben des Engliſchen Botſchafters in Petersburg, Sir Robert Morier, an ſeinen Kollegen in Konſtantinopel, Sir William White; am ſiebenundzwanzigſten Dezember 1885 ſchrieb Morier: „Die Thatſache ignoriren (wie es in England von jeder offiziellen und nichtoffiziellen Perſon, von jeder Zeitung und jedem Verein geſchieht), daß die Bulgaren und die anderen Balkanvölker ihre Unabhängigkeit von der Türkei dem Blut und dem Geld Rußlands verdanken, iſt der Gipfel der Ungerechtigkeit und von meinem Standpunkt aus zugleich auch dumm. Was kann daraus Gutes entſtehen, daß man ſich weigert, den Thatſachen ins Geſicht zu ſehen? Vor dem Wort Panſlavismus allein, wie manche Leute thun, in Hyſterie zu gerathen, ſcheint mir der höchſte Wahnſinn. Der Panſlavismus iſt eine Macht und kann, wie jede andere Macht, nützen oder ſchaden. Wird er im großen Kapf ums Daſein Stand halten? Oder wird er von dem Germanismus niedergedrückt werden? Fordert unſer Intereſſe, daß er ſeine Kraft in Europa entfaltet oder daß er ſeine Kraft in Aſien entwickelt? Das ſind die Fragen, die mich intereſſiren und die ich mir zu beantworten ſuche; oder ich will mich wenigſtens überzeugen, wie weit ſie zu ergründen ſind. Weil nur Sie mir richtigen Aufſchluß gewähren können, möchte ich gern mit Ihnen darüber ausführlich ſprechen. Mit Ihnen theile ich den Glauben: Für uns iſt es ſehr gut, daß die idiotiſchen ruſſiſchen Bureaukraten, die auf dem Balkan das Blut von Hunderttauſenden unſchuldiger Bauern vergoſſen, in dem Volk, das ſie mit dieſem Blut befreiten, den bitterſten Haß erzeugt haben. Wenn es Ihnen möglich iſt, aus dieſen Völkern eine Barriere zu machen, unabhängige Staaten zu ſchaffen, die den Kranken Mann in Konſtantinopel vor dem Raſen der Stürme aus dem Norden ſchützen, ſo thun Sie es um Gottes

Google

willen. Wenn sich diese Möglichkeit Ihnen in der natürlichen Entwickelung der Angelegenheiten von selbst ergiebt, wozu Sie als Vertreter einer der großen europäischen Signatarmächte und nicht als Vertreter britischer Sonderinteressen berufen sind. Nur betrachten Sie Dies nicht als das einzige Ziel Ihrer Politik. Gehen Sie nicht übereilt vor. Vergessen Sie nicht, daß schließlich die Hauptsache für uns Indien ist und daß wir niemals in europäischen Angelegenheiten versumpfen und dadurch die Handlungfreiheit in Asien verlieren dürfen. Mit anderen Worten: wir können endgiltig mit Rußland die Rechnung begleichen entweder durch einen Krieg von den allerungeheuerlichsten Dimensionen oder durch ein Abkommen, das Jedem giebt, was ihm gebührt."

Unsere Gesellschaft, die nicht richtig zu unterscheiden vermochte, wer an dem Fiasko der slavischen Illusionen schuld sei, nach dessen Enthüllung sich in Serbien die Schutzherrschaft Oesterreichs festsetzte und Bulgarien Rußland ignorirte, unsere Gesellschaft erkaltete allmählich vollkommen dem Schicksal der „undankbaren Slaven" gegenüber. Die Gleichgiltigkeit gegen die äußere Politik entsprach der allgemeinen Reaktion und Apathie, die Rußland in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ergriffen hatten. Nur in den Volksniederungen auf dem Balkan, wohin die Nachrichten über die diplomatische Kurpfuscherei nicht gedrungen waren, fuhr man fort, alle Unbill den Türken oder den Schwaben zuzuschreiben, und das Bild Rußlands strahlte fleckenlos nach wie vor. Diesen Zauber förderte die uneigennützige und edle Arbeit der russischen Konsuln, bei denen auch weiterhin die Bedrängten und Beleidigten Hilfe und Schutz fanden. Und unser komplizirter diplomatischer Apparat im nahen Osten, der auf einen ganz anderen Schwung und auf andere Arbeit berechnet war, gehorchte dem Gesetz der Trägheit: er produzirte viel Papier und führte selten eine That herbei. Aus diesem Grund übte die Erinnerung an unsere Traditionen und Interessen im nahen Osten, als unter der Regirung Alexanders des Dritten die Idee vom Bau der sibirischen Eisenbahn entstanden war, gar keinen Einfluß auf diese Pläne, deren Verwirklichung eine Ablenkung unserer Kräfte von Europa nach Asien für lange Jahre erforderte.

Der Entschluß der russischen Regirung, die Verbindung von Europäisch-Rußland mit der Küste des Stillen Ozeans zu Ende zu führen, und insbesondere unser aktives Hervortreten in der Rolle eines Schiedsrichters zwischen Japan und China im Jahr 1895 stellte dem damaligen Minister der äußeren Angelegenheiten, dem Fürsten Lobanow-Rostowskij, die Aufgabe, sich für die nächsten Jahre vor allen Zufälligkeiten in unserer europäischen Front, besonders also im nahen Osten, zu sichern. Von seinem Aufenthalt auf dem Botschafterposten in Wien brachte Fürst Lobanow den Eindruck mit, daß die innere Lage der Habsburgermonarchie ihr den selben Wunsch eingab: die nahöstliche Frage fürs Erste „einfrieren" zu lassen und sich vor allen Ueber-

Google

raschungen auf dem Balkan zu sichern. So entstand das austro-russische Uebereinkommen vom Jahr 1897, das man sowohl in Wien als in Petersburg als eine Versicherung vor gegenseitigen Umtrieben betrachtete, als protocole de désintéressement, wie es der frühere Minister des Aeußeren bezeichnet hat. Die Aufgabe wurde jedoch durch die Erregung der Christen gegen die Uebergriffe der türkischen Gewalt und durch die Propaganda der Balkanstaaten, die diese Erregung wach erhielten, erschwert. Weil sie im Osmanischen Reich Symptome der Zersetzung und des Verfalls sahen, bemühten sie sich um die Wette, ihre Rechte auf die Erbschaft des Kranken Mannes zu befestigen, wobei sie kein Mittel verschmähten und in gleichem Maße das Kreuz, das Buch und den Dolch im Kampf gegen einander benutzten.

Zum Zweck der Beruhigung und zugleich der Erhaltung des Prinzips der territorialen Unantastbarkeit der Türkei und der Hoheitrechte des Sultans unternahmen Rußland und Oesterreich ein großes Reformwerk in Makedonien, dem sich zum Theil auch die anderen Mächte anschlossen. Die unmittelbare Aufgabe, die sie bewältigen wollten, die Besserung der Lage der christlichen Bevölkerung Makedoniens und die Beruhigung der Provinz, wurde durch die Abhängigkeit der örtlichen Verwaltung und des Gerichts von der Pforte und dem Sultan, aber auch durch die unaufhörlichen Kämpfe der Banden erschwert, denen die Türken gleichgiltig zusahen, die sie sogar manchmal schürten, weil sie in dieser gegenseitigen Ausrottung der kämpfenden Nationalitäten einen gewissen Vortheil erblickten.

Noch schwerer als in Makedonien konnte man das Uebereinkommen in den Balkanstaaten durchführen, wo der traditionelle Gegensatz in den Anschauungen und in den Zielen der russischen und der österreichischen Politik noch schärfer hervortrat. Dieser Gegensatz äußerte sich mit besonderer Kraft in Serbien nach der Thronbesteigung der Karageorgewitsch im Jahr 1903. Die Oeffentliche Meinung war von einer Reaktion gegen Alles erfaßt, was unter den Obrenowitsch geschehen war, insbesondere gegen den österreichischen Einfluß. Den hatte König Milan verbreitert, seit er 1882 einen Geheimvertrag mit Wien abgeschlossen hatte. Als unser Krieg im fernen Osten aufloderte und die Nachrichten über die russischen Niederlagen einander folgten, erschrak man in Belgrad und Sofia vor der Rückwirkung, die diese Ereignisse auf dem Balkan haben könnten. Das austro-russische Uebereinkommen war bei den Slaven niemals populär, aber sie erblickten immerhin in ihm eine gewisse Garantie gegen die Machenschaften Oesterreichs. Nach der Schwächung Rußlands entstand die Furcht, daß dieses Uebereinkommen seine Kraft einbüßen werde; deshalb blitzte endlich in Belgrad und Sofia das Bewußtsein der Nothwendigkeit auf, den brudermörderischen Kampf einzustellen und sich einander zu nähern, um aus der Einigung Kraft zu schöpfen. Das Ergebniß dieser Erkenntniß waren die Unterhandlungen über eine serbisch-bulgarische Zollunion. Leider wurde im letzten Augenblick mehr politisirt als ver-

Google

nünftige Politik getrieben; und die vorzeitige Veröffentlichung des Ergebnisses der Unterhandlungen verhinderte den günstigen Abschluß. Oesterreich protestirte energisch gegen den Plan, durch dessen Ausführung es gehindert worden wäre, die Slaven noch länger gegen einander zu hetzen. Die Beziehungen zwischen Wien und Belgrad verschlechterten sich und bald kam es zum Zollkrieg. Für die Serben war dieser Umstand, trotz den zeitweilig erheblichen Verlusten, die sie zu tragen hatten, der erste Antrieb zur Erweckung des nationalen Gefühls und der produktiven Kraft.

Die Blicke der Leiter der belgrader Politik richteten sich natürlich, Unterstützung und Sympathie suchend, nach Petersburg; aber nicht von dort aus erfolgte der Schlag, der den ersten, aber verhängnißvollen Riß im austro-russischen Abkommen bewirkte. Die Behauptung des Fürsten Bismarck, daß die internationalen Bündnisse und Verpflichtungen nur unter dem Vorbehalt „rebus sic stantibus“ gelten, erhielt am Beispiel dieses Abkommens eine glänzende Bestätigung. Die Bedingungen, unter denen es 1897 abgeschlossen wurde, hatten sich schon im Jahr 1908 erheblich verändert. Oesterreich hatte soeben das Abkommen mit Ungarn für zehn Jahre geschlossen. Der neue Minister des Aeußeren, Baron Aehrenthal, wollte die Eintracht zwischen beiden Hälften der Monarchie durch die Rückkehr zur aktiven äußeren Politik, die sich als das beste Reizmittel des austro-ungarischen Patriotismus empfahl, noch mehr befestigen. Wenn man dazu noch den rein persönlichen Beweggrund, „einen kleinen Parlamentserfolg zu erlangen“, fügt, so wird uns sein Auftreten in den Delegationen verständlich; er kündet den Bau einer Eisenbahn an, die von der bosnischen Grenze über den Sandschak Nowibazar bis Mitrowitza führen sollte. Eigentlich hatte dieses Projekt eine mehr symbolische als reale Bedeutung. Es erinnerte Oesterreich-Ungarn an den traditionellen Drang nach der Küste des Aegaeischen Meeres (Saloniki); aber die geplante schmalspurige Bahn, die beträchtliche Bergeshöhen durchschneiden mußte, konnte an und für sich kaum eine ernste praktische Bedeutung in wirthschaftlicher oder in militärischer Beziehung haben. Thatsächlich blieb der alte Weg über Belgrad und Nisch die kürzeste Verbindung zwischen Wien, Budapest und den makedonischen Mittelpunkten. Man konnte nur durch eine künstliche Kombination der Tarife den Waaren eine andere Richtung geben, aber man durfte dabei nicht die gefährliche Konkurrenz der südlichen Wege aus dem Auge verlieren. Auch konnte Oesterreich im Fall eines Krieges seine Truppen kaum nach der Türkei hinüberwerfen, ohne sich eine Verbindung mit seiner Basis über Serbien zu sichern. Also führte in Friedens- wie in Kriegszeit der Hauptweg nach Saloniki für Oesterreich über Belgrad und nicht über Mitrowitza.

Der Lärm, den das Auftreten des Herrn von Aehrenthal bewirkte, hatte ein Ergebniß, das sein Urheber wohl nicht erwartet hatte: er weckte den eingeschlafenen Trieb zur allgemeinen Slaveneinigung.

Fürst Trubetzkoi.

Google

# Scheidemandel.

Von der Aktiengesellschaft für chemische Produkte vormals L. Scheidemandel in Berlin wird schon seit Jahren gesprochen. Nicht, weil wichtige Börsenereignisse auf sie hinwiesen (die Aktie wird nur in München amtlich gehandelt und hat kein großes Publikum gefunden), sondern, weil die Gesellschaft den amerikanischen Trustgedanken besser als irgendein anderes deutsches Unternehmen verkörpert. Aus einer Fabrik in Landshut entwickelte sich der deutsche Leimtrust, der ein die Welt umspannendes Monopol erworben hat. Der Gedanke war furchtbar, wurde aber durch die Schwierigkeiten der Struktur gehemmt. Eine Monopolisirung ist auf dem Knochenmarkt nicht denkbar. Die Eigenart des Produktes und seines Handels läßt konkurrenzlose Beherrschung des Einkaufs nicht zu. Weil die Unternehmer sich darüber täuschten, mußte das System scheitern. Scheidemandel hat in den letzten Jahren hohe Dividenden (dreimal je 15 Prozent) vertheilt; in den siebenzehn Jahren niemals weniger als 5 und im Durchschnitt fast 13 Prozent. Das letzte Arbeitjahr blieb dividendenlos; brachte nur das für Abschreibungen Nöthige. Zwingt solcher Sturz nicht zu der Annahme, daß die Finanztaktik der Gesellschaft schon lange falsch war?

In Landshut hatte sie ein solides und ruhiges Dasein geführt. Ein gut aufgebautes Unternehmen, das sein Kapital anständig verzinste. Fünfmal wurden je 18 Prozent vertheilt. Dann fing die neue Aera an: Berlin. Der Schwerpunkt des Geschäftes glitt nach Norddeutschland. Um den Hauptsitz gruppirten sich, außer den landshuter Stammbetrieben, fünfzehn Fabriken. Das neue Kapitel begann 1905. Mit einem Dividendenrückgang auf sieben und fünf Prozent. Damals wurde zuerst der Name des Mannes genannt, der auf die Entwickelung des Unternehmens den größten Einfluß gewann: Alois Löw. Ihm gehörten drei Chemische Fabriken (Lüneburg, Ohlau, Berlin-Heiligensee), die 1904 von Scheidemandel übernommen wurden. Löw bekam einen großen Posten Aktien und dadurch im Concern eine starke Stellung. Er stellte seine Energie und sein Geld zur Verfügung und die Verluste des Unternehmens haben ihn und die übrigen Großaktionäre hart betroffen. Aber es handelt sich nicht nur um Privatschmerzen. Daß die einst auf 300 Prozent bewerthetete Aktie jüngst zu 90 Prozent notirt wurde, daß ein von der Börse auf 30 Millionen geschätztes Kapital plötzlich nur noch 10 Millionen werth war, ist nicht so wichtig wie der Mißerfolg eines geschäftlichen Systems. Ein Aktienunternehmen muß mit der Oeffentlichkeit rechnen, selbst wenn der größte Theil der Aktien Leuten gehört, die der Gesellschaft nah stehen. Als die Aktie stürzte, war Niemand da, sie aufzuhalten. Auch hat die Gesellschaft Obligationen ausgegeben, die in Berlin notirt und gehandelt werden: 3,20 Millionen fünfprozentiger Schuldverschreibungen; 1909 von der Dresdener Bank zu 102 herausgebracht. Wie viele von diesen Stücken dem Emissionhaus geblieben sind, weiß man nicht. Aber sie sind natürlich auch ins Publikum gekommen; wieder ein Grund zu öffentlicher Betrachtung.

Go gle

Der Kurs der Obligationen, der im Vorjahr zwischen 104 und 100 schwankte, sank in der Zeit des Aktiensturzes ziemlich schnell auf 92. Die Dresdener Bank hat offenbar nicht viel gethan, um das zum Verkauf angebotene Material aufzunehmen. Oder sie kaufte nur zu den niedrigsten Preisen zurück. Außerdem hat Scheidemandel eine Bankschuld von acht Millionen. Kreditgeber waren: Dresdener Bank, Allgemeine Verkehrsbank in Wien, Oesterreichische Länderbank und die wiener Bankfirma Gebrüder S. & M. Reitzes. Dieses Haus gehört zu den reichsten Geldmächten Oesterreichs und man sah in seiner Zugehörigkeit zum Scheidemandelconcern dessen festeste Stütze. Reitzes hatte aber schon ein Optionrecht auf drei Millionen Mark neuer Aktien, deren Ausgabe im März 1913 beschlossen war, nicht ausgeübt. Damals glaubte man noch an das Glück des Knochenleims; denn die Jungen Aktien sollten nicht unter 220 Prozent begeben werden. (Vorher waren, im November 1911, drei Millionen Mark zu 250 Prozent emittirt worden; und seit 1908 brachte jedes Jahr eine Kapitalserhöhung.) Man brauchte neue Betriebsmittel und wollte einen Theil der Bankenschuld tilgen. Aber die Transaktion unterblieb; und Reitzes kündigte Scheidemandel den Kredit. Sah er das Unheil schon nahen?

Die Gesellschaft hat erklärt, daß ihr Fabrikationgeschäft gesund sei und gut arbeite. Der Minderertrag des letzten Jahres sei durch die verschlechterte Konjunktur, die hohen Preise des Rohmaterials, die drückende Zinsenlast bewirkt worden. Aber es kommt nicht auf die Details des Geschäftes, sondern auf die Lösung des Finanzproblems an. Wird es gelingen, die schwere Rüstung weiterzutragen? Ein Riesenapparat kann nichts ausrichten, wenn ihm das Geld fehlt. Seit dem Jahr 1909 hat sich Scheidemandels Machtbereich um rund 50 Gesellschaften und Fabriken erweitert. Von diesen Unternehmen sind einzelne in Liquidation gekommen, andere abgetrennt worden. Aber die Verschachtelung wurde dadurch nur um ein paar Nebenfächer verringert. Die Freunde sagen, die Gesellschaft sei gezwungen worden, Fabriken anzukaufen, um die Führung in ihrer Industrie, in der Knochenverwerthung, zu behalten. Dann haben die Herren die Folgen ihres Handelns eben nicht klar erkannt; und deshalb werden sie mit Recht getadelt. Die Scheidemandelgruppe glaubte, die besten Verfahren für Leimgewinnung zu besitzen (die Ungläubigen warnten, auf den „Wunderleim“ zu gehen), und erstrebte ein Monopol. Sie gründete die Rohprodukten-Handelsgesellschaft m. b. H., die in Berlin die Knochenlieferung für die Fabriken des Leimtrust centralisiren sollte. Daß es trotzdem nicht gelang, den Preis des Rohmaterials auf ausreichende Höhe zu bringen, ist ein Beweis für die Fehler in der Konstruktion. Der starke Concern konnte die Preisbewegung nicht so ordnen, wie ers, im Interesse seiner eigenen Fabrikation, wünschen mußte. Und dabei sollte das Trustprogramm nicht nur Leim, Knochenfett und Knochendünger, sondern auch den Rohhäutehandel, die Beinwaren- und Gelatineindustrie umfassen.

Daß es ein Fehler war, nicht zunächst den Aktien einen breiten Markt zu sichern, ist schließlich erkannt worden. Scheidemandel blieb

Google

auf die paar Hauptaktionäre und auf die Banken angewiesen; aus den großen Strombetten des Geldes floß ihm nichts zu. Um sich von den Lasten der Finanzirung zu befreien, gründete man im Juni 1912 eine Trustgesellschaft und holding company: die Société Auxiliaire de l'Industrie Chimique in Antwerpen. Von dem 12 Millionen Francs betragenden Aktienkapital übernahm Scheidemandel die Hälfte. Mitgründer waren: Reitzes; Seligmann Frères & Cie. in Paris; die Compagnie Commerciale Française in Paris; die Banque de Reports, de Fonds Publics et de Depots in Antwerpen. Zweck: Betheiligung an Unternehmungen der Chemischen Industrie in Europa und Uebersee; Erwerb und Ausbeutung der Patente und Verfahren Scheidemandels. Die Entlastung auf dem Betheiligungskonto war nicht beträchtlich. Am dreißigsten September 1912 war es noch mit 16,50 Millionen (bei 11 Millionen Aktienkapital) ausgewiesen. Ueber den Ertrag der Betheiligungen hat man schon im letzten Geschäftsbericht nichts mehr erfahren. Das gab Gewinne aus „Fabrikation und Betheiligungen" in einer Summe an; und in der Generalversammlung wurde, der Konkurrenz wegen, die Auskunft verweigert. Bis Mai 1913 war Herr Friedrich Müller Generaldirektor; dann hieß es, daß er „in Folge freundschaftlichen Uebereinkommens im Lauf des Jahres aus seiner Stellung scheiden werde, um als Ordentliches Mitglied in den Vorstand der Auergesellschaft einzutreten"; in den Aufsichtrathsstellen des Scheidemandelconcern werde er bleiben. Herr Müller hatte die Taktik der Gesellschaft stets mit besonderem Eifer vertheidigt; ob sie noch jetzt für richtig gehalten wird?

Die Entscheidung muß von Wien kommen. In der Bilanz ist, nach der Bankschuld, der Hauptfaktor: das Aktienkapital der Gesellschaft für Chemische Industrie in Wien. Diese Gesellschaft sollte mit Scheidemandel verschmolzen werden; da die österreichische Regirung diese Fusion nicht wollte, begnügte man sich mit einem Aktienaustausch, der von 14 Millionen Kronen 13,78 in den Besitz der Berliner brachte. Diese Betheiligung steht bei Scheidemandel mit etwa 3 Millionen Mark zu Buch. Eine Dividende hat das österreichische Unternehmen noch nie gegeben; es hat sogar einen Verlustvortrag von 450000 Kronen zu tilgen. Neben der Länderbank ist eine „Erzherzogliche Vermögensverwaltung" an dem Schicksal der Gesellschaften interessirt. An die Ausgabe neuer Aktien oder Obligationen ist einstweilen nicht zu denken. Die Gesellschaft muß ihre Lebensmöglichkeit erst wieder glaubhaft machen, ehe sie Emissionen wagen kann. Die schönen Tage hoher Dividenden und hohen Agios sind vorüber. Bewiesen ist aber, daß die Finanzpolitik solcher Gesellschaften die Weite des Börsenmarktes zum Leben braucht. Nun müßte zunächst die Bankschuld getilgt werden. Daran scheint die Gesellschaft zu denken. Sie hat schon zwei Fabriken (Neukranz und Heiligensee) verkauft. Eine „Mobilisirung" dieser Art ist mit dem Trustprogramm unvereinbar. Scheidemandel konzentrirt sich rückwärts. Und die Moral der Geschichte ist: Den Kredit beim Publikum, der Emissionen ermöglicht, kann kein Bankenkredit ersetzen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

# Die Zukunft.

**Berlin, den 24. Januar 1914.**


## Preußenspiegel.

Muß ein vom Volk Abgeordneter mit dem schrillen Ausgeklingel preußischer Ueberlegenheit jeden anderen deutschen Stamm bis ins Blut hinein kränken? Vor acht Tagen wurde hier die Frage gestellt; ein Fibelknabe brauchte die Antwort nicht schuldig zu bleiben. Dennoch ist seitdem das Geklingel noch schriller, der Widerhall drum noch unholder geworden. Irgendeine erlangbare Thorheit nicht bis ins dünnste Fäserchen auszunützen, scheint unseren instinktlosen Politikmächlern nachgerade unmöglich geworden zu sein. Die unkluge, unwahrhaftige Behandlung des elsässischen Spektakels hat zwischen Heer und Nation zum ersten Mal wieder die gefährliche Kluft aufgerissen, die seit fünfzig Jahren, seit Bismarck die um Sobbe und Putzki heulende Wuth zum Schweigen brachte, für Aeonen geschlossen schien. Nun auch noch Zank über die Leistung, den Muth, die Kulturzeugerkraft der einzelnen Stämme? Das alte Preußen steigt nicht aus der Gruft; ist weder aus Rednerbombast noch aus cadiner Kacheln nachzukünsteln. Wer ihm Liebe werben will, kann heute, leider, nur die Toten zum Zeugniß aufrufen. Doch lasset Euch, Neupreußen, nicht vom Ekel die Kehle würgen. Schauet aus Wintersnacht auf ein paar Spiegelungen des Preußenwesens, das in heroischem Aufschwung noch nüchtern bleibt und, wenn es die Werthsumme vaterländischer Macht zu höhen trachtet, nie den eigener Tüchtigkeit ziemenden Nutzen vergißt.

### I.

Die wahrhaft monarchische Regirung ist die schlimmste oder die beste von allen, je nachdem sie geführt wird. Wir wissen aus der Geschichte, daß die Bürger Einem ihresgleichen nur um der Dienste willen, die sie von ihm erwarteten, den Vorrang eingeräumt haben; diese Dienste sind: die Aufrechterhaltung der Ge-



Google

setze, der strenge Schutz der Gerechtsamen und der Justiz, der äußerste Widerstand gegen die Verderbniß der Sitten, die Vertheidigung des Staates gegen seine Feinde. Der Souverain muß die Bestellung des Bodens im Auge behalten; er muß dafür sorgen, daß die Gesellschaft Ueberfluß an Lebensmitteln hat, muß Industrie und Handel fördern; er ist wie ein Posten, der über die Nächsten, die in seiner Obhut sind, und über das Verhalten der Feinde des Staates wachen muß und der nicht abgelöst wird. Es wird erfordert, daß seine Voraussicht und seine Klugheit zur rechten Zeit Bündnisse schließt und solche zu Verbündeten wählt, die den Interessen der Gesellschaft, die er leitet, jeweils am Besten dienen. Man ersieht aus dieser kurzen Zusammenfassung, welche Fülle von Kenntnissen jeder dieser Punkte für sich fordert. Dazu muß eine tiefgehende Kenntniß der örtlichen Beschaffenheit des Landes, das der Souverain lenken soll, kommen und er muß sich gut auf den Geist des Volkes verstehen; denn wenn der Herrscher durch Unwissenheit sündigt, macht er sich eben so schuldig wie durch Sünden, die er etwa aus Bösartigkeit beginge: die einen sind Fehler der Trägheit, die anderen die Laster des Herzens; aber der Schade, der sich ergiebt, ist für die Gesellschaft der selbe. Die Fürsten, die Könige sind also nicht mit der höchsten Gewalt bekleidet, um sich ungestraft der Ausschweifung und dem Luxus hinzugeben; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Hochmuth in äußerlichem Glanz einherstolzirt und die Einfachheit der Sitten, die Armuth, das Elend mit ihrer Ueberhebung kränkt; sie stehen nicht an der Spitze des Staates, damit sie sich um ihre Person einen Haufen Nichtsthuer halten, deren Müßiggang und Nichtsnutzigkeit die Quelle aller Laster ist. Damit ein König seine Pflichten nie vernachlässigt, soll er sich oft ins Gedächtniß rufen, daß er ein Mensch ist wie der geringste seiner Unterthanen; wenn er der oberste Richter, der höchste Kriegsherr, der erste Finanzmann, der Premierminister der Gesellschaft ist, so ist er es nicht dazu, daß er großartig auftritt, sondern, damit er seine Pflichten erfüllt. Er ist nur der erste Diener des Staates und ist verpflichtet, rechtlich, klug und gänzlich uneigennützig zu handeln, wie wenn er in jedem Augenblick seinen Bürgern von seinem Regiment Rechenschaft geben müßte. Daher macht er sich schuldig, wenn er das Geld des Volkes, den Ertrag der Steuern für Luxus, für Prunk, für Schlemmereien vergeudet, während er über die guten Sitten, die die Bewahrer der Gesetze sind, wachen soll, während er die Bildung des Volkes erhöhen und nicht durch schlechtes Beispiel verderben soll. Die Erhaltung der guten Sitten in ihrer Reinheit ist eine der wichtig-

Go gle

sten Aufgaben; der Herrscher kann viel dazu beitragen, wenn er die Bürger, die tugendhaft gehandelt haben, auszeichnet und belohnt, und denen, die so verderbt sind, daß sie über ihre Zuchtlosigkeit nicht mehr erröthen, Verachtung bezeigt. Der Fürst soll jede unehrenhafte Handlung deutlich mißbilligen und denen, die unverbesserlich sind, jede Auszeichnung verweigern. Es giebt eine weitere wichtige Sache, die man nicht aus dem Auge verlieren soll und die, wenn sie vernachlässigt würde, den guten Sitten einen Schaden thäte, der nicht wieder gut zu machen ist: wenn nämlich der Fürst Personen, die kein Verdienst haben, aber großen Reichthum besitzen, zu sehr auszeichnet. Diese an falschem Platz verschwendeten Ehren bestärken die Oeffentlichkeit in dem herkömmlichen Vorurtheil, es genüge, reich zu sein, um geachtet zu werden. Nun werfen der Eigennutz und die Habgier den Zügel ab, der sie zurückhielt; Jeder will Reichthum häufen; man benutzt die schändlichsten Wege, um zu ihm zu kommen; die Verderbniß greift um sich, sie faßt Wurzel, sie wird allgemein; die Begabten, die Tugendhaften werden verachtet und das Publikum ehrt nur noch diese Bastarde des Midas, deren große Ausgaben und Prunksucht es blenden. Um zu verhindern, daß die Sitten der Nation bis zu diesem furchtbaren Uebermaß verderbt werden, soll der Fürst unablässig darauf achten, nur das persönliche Verdienst auszuzeichnen und dem Reichthum ohne Sitten und ohne Tugenden nur Verachtung zu zeigen. Im Uebrigen soll der Herrscher, da er recht eigentlich der Familienvorstand der Bürger, der Vater seines Volkes ist, bei allen Gelegenheiten die letzte Zuflucht der Unglücklichen sein, soll an den Waisen Vaterstelle vertreten, den Witwen beistehen, soll für den letzten Unglücklichen wie für den ersten Höfling ein Herz haben und soll Freigiebigkeit gegen Die üben, die jeder Hilfe beraubt sind und denen nur durch seine Wohlthaten geholfen werden kann. (König Fritz von Preußen.)

II.

„In dem Zeitpunkt, in welchem das Schicksal sowie die Zukunft einer ganzen Familie entschieden werden soll, ist es, glaube ich, erlaubt, einen Augenblick aus den Schranken einer allzu ängstlichen Bescheidenheit und Selbstverleugnung herauszutreten und Rechte geltend zu machen, die zum Theil unbeachtet geblieben, zum Theil durch das große Drängen von Begebenheiten in Vergessenheit gekommen sind. Eure Fürstliche Durchlaucht erlauben mir daher gütigst, Ihnen hier einige Gegenstände vorzulegen, die, wie ich, ohne zu sehr Egoist zu sein, glaube, einige Beachtung verdienen.



Go gle

Seine Majestät der König haben die Gnade gehabt, in dem Kabinetsschreiben vom dritten Juni, durch welches ich zum Grafen von Wartenburg erhoben wurde, die Dotation einiger Güter zu verheißen. Diese Dotationen werden jetzt bestimmt, und wie ich vernommen, sind gleiche Quanta für die fünf Generale, so sie erhalten sollen, ausgesetzt worden. Ich verkenne nicht, daß es schon eine große Begünstigung des Schicksals ist, unter der Zahl derjenigen Diener des Königs zu sein, die öffentlich genannt und belohnt werden. Bei einer öffentlichen Anerkennung und Belohnung entsteht aber natürlich jedesmal die Frage: Warum? Und der Maßstab der Belohnung entscheidet hier ganz allein, über das Allgemeine und über das Besondere.

Die Eigenliebe, die allen Menschen eigen ist, verleitet oft zu ungerechten Prätensionen. Ich glaube daher, diese Klippe zu vermeiden, wenn ich nichts als aktenmäßige Wahrheiten sprechen lasse.

Ich übergehe die Epoche des unglücklichen Krieges vom Jahr 1806. Während Erbärmlichkeit, Kapitulations, Stumpfsinn, Unwissenheit und kleinmüthiges Stillschweigen in entscheidenden Momenten allgemein war, schlug sich ein kleines Corps unter meinem Befehl heldenmüthig bei Altenzaun an der Elbe und rettete zwanzigtausend Mann. Der Herzog von Weimar muß es bezeugen; der Armee ist es allgemein bekannt.

Nach dem Frieden von Tilsit erhielt ich das Gouvernement von Preußen. Eure Durchlaucht können die peinliche Lage, in der ich mich in jenen Zeiten befand, am Besten und Richtigsten beurtheilen. Ich provozire auf Ihr eigenes Zeugniß, ob ich nicht in jener kritischen Epoche mit Besonnenheit, aber auch kraftvoll gehandelt habe; freilich ohne Geschwätz, aber mit rastloser Thätigkeit. Immer nur das wahre Interesse des Königs und des Vaterlandes im Auge habend, ließ ich mich von den damaligen Kraftrednern nicht impulsiren, nicht irreführen, aber auch durch Kleinmuth nicht lähmen. Die ausgedehnten Vollmachten, die, wie Eure Durchlaucht sich erinnern werden, mir damals einen Wirkungskreis bestimmten, wie ihn noch kein General vor mir gehabt hatte, waren für einen Mann, der gegen Ruhm und Namen nicht unempfindlich ist, ein anziehender Köder. Wohl dem König und dem Vaterland: ich habe die Sache zu würdigen gewußt und die Probe bestanden. General von Knesebeck ist hier mein Zeuge und in Händen habende Aktenstücke jeder Art sind meine Beweise.

Der Zeitpunkt trat ein, wo Preußen ein Corps gegen Rußland an Napoleon gab. Während meine Kameraden große Worte sprachen und sich der Gnade des Königs durch ansehnliche Ge-

Google

schenke von Klostergütern erfreuten, mußte ich ins Feld rücken, in einen Kampf gegen mein Gefühl und unter so widrigen Verhältnissen, daß nur meine Unterwürfigkeit in den mir stets heiligen Willen meines Königs mir Gehorsam gebot. Der erste Theil des Feldzuges von 1812 war sehr niederdrückend für mich. Mein Obergeneral hatte ganz andere und leidenschaftliche Ansichten über die öffentlichen Verhältnisse als ich. Er sah in Napoleon und dessen Handlungen etwas Uebermenschliches und in den Feldherren Davout und Macdonald die Jünger eines Propheten. Meine Weigerung, die Festung Pillau in französische Hände zu geben, zog mir schon damals Unannehmlichkeiten zu; und Napoleon äußerte sich sehr ungünstig gegen meine Person an der Tafel auf dem Schloß zu Königsberg. Das Oberkommando des Hilfcops kam endlich in meine Hände. Vernünftiger Weise kann wohl Niemand leugnen, daß in diesem Corps zuerst der alte kriegerische Sinn, den die Schlaffheit der Anführer erdrückt hatte, wieder glänzend hervorgehoben wurde und daß der später in der Armee allgemein herrschende heroische Geist von diesem Corps ausging. Die Führung eines preußischen Hilfcorps war unter den damaligen Verhältnissen nicht so leicht, wie es unsere Kraftmänner meinten. Ich glaube, dieses schwierige Räthsel mit aller Besonnenheit gelöst zu haben; denn die Führung des Krieges geschah mit Würde, aber ohne Animosität. Freund und Feind mußten hohe Achtung für das preußische Corps haben. Der französische Marschall konnte sich nie über Lauheit in den Operationen, der Feind sich nie über Acharnement beklagen. Die Schonung und Erhaltung der Truppen, nicht mein persönlicher Ruhm, den ich leicht hätte glänzend heben können, war mein Zweck; ich glaube, das Vaterland ist mir für diese Resignation Dank schuldig. Die Schlacht von Bauske am neunundzwanzigsten September 1812 und die mit ihr verbundenen fünftägigen Gefechte und Operationen waren für Preußens Politik von der höchsten Wichtigkeit. Für mich waren diese Kriegsbegebenheiten genugthuend; sie zwangen Napoleon, der mich haßte, zur Anerkennung, daß ich Soldat sei. Er bestimmte, daß ich ein eigenes Corps führen sollte, und setzte mir mit dem Offizierkreuz der Légion d'honneur eine Dotation von zwanzigtausend Franken Renten aus; General von Krusemark und der Graf Saint-Marsan werden Eurer Durchlaucht damals die Anzeige davon gemacht haben. Beide sind noch lebende Zeugen; mir wurde die Bekanntmachung davon offiziell durch den Marschall Macdonald.

Wenn der Sieg des preußischen Corps in Kurland für Napo-

Google

leon damals von Wichtigkeit war, indem durch ihn der ganze Belagerungtrain und hundertzehn Kanonen gerettet wurden, so ist auch die Anerkennung und Belohnung dafür wahrhaft königlich; und ich frage Eure Durchlaucht, was ich wohl nach diesem Maßstab und nach Dem, wie Napoleon seine Generale belohnte, zu erwarten hatte, wenn ich seiner Sache anhing und mich in seine Politik gefügt hätte. Die Beantwortung dieser Frage, die ich von Eurer Durchlaucht erwarte, ist wichtig für meine Persönlichkeit, denn sie stellt meine Uneigennützigkeit in ein helles Licht.

Mein Benehmen vor, während und nach der großen Begebenheit in Rußland ist Eurer Durchlaucht hinlänglich bekannt. Ohne Anmaßung glaube ich sagen zu können: Alles was ich that, war gut und mit kalter Vernunft berechnet. Mein letzter Schritt, der Abschluß der Konvention, war gewagt, aber entscheidend; entscheidend für den Staat, denn bei der Ohnmacht, in der die Russen an dem Niemen ankamen, hing die Politik von Europa von der ersten Streitkraft ab, die aufgestellt werden konnte, und diese Streitkraft lag in meiner Hand. Die Vereinigung meines Corps mit dem von Macdonald war mehr als hinlänglich, um alle Russen, die sich näherten, zurückzuweisen. Zwei Tage vor der Konvention hieb meine Kavallerie die russischen Infanteriemassen nieder und nahm die Kanonen aus ihrer Mitte weg. Die russischen Corps konnten nicht einmal das Feld gegen Macdonald allein behaupten; sie wurden aus Tilsit hinausgeworfen und konnten seinen Rückzug, obgleich er keinen Mann Kavallerie hatte, nicht hindern. Was wäre also geschehen, wenn ich nicht that, was ich gethan habe? Ich frage Eure Durchlaucht, was hätte das preußische Kabinet thun müssen, wenn ich die Russen (was als mathematisch gewiß anzunehmen ist) bei Koltiniani und bei Tauroggen geschlagen hätte? Hätte nicht die ganze preußische Streitkraft, so wie die festen Plätze, in Napoleons Hand gelegt werden müssen? Hätte das österreichische Hilfcorps den Muth gehabt, einen Entschluß zu fassen, wenn ich nicht voranging? Was Anderes als mein Benehmen konnte verhindern, daß der Schauplatz des Krieges nicht wieder in unser schon ohnehin unglückliches Vaterland gelegt wurde? Und endlich, wenn der Schritt, den ich that, nachtheilig für unsere Politik gewesen wäre, war in diesem Fall nicht Alles so gestellt, daß mit dem Fall meines Kopfes der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten wieder freies Feld hatte? Eure Durchlaucht bitet ich, sich des Briefes zu erinnern, den ich damals an Seine Majestät schrieb und den Sie wahrscheinlich gelesen haben. Gewagt und kühn war also die ausgeführte That nur für meine Persönlichkeit, nie für den Staat.

Google

Mit Stolz, mit Selbstzufriedenheit blicke ich auf jenen Zeitpunkt zurück. In einem Zeitalter, wo Eigennutz und Selbstsucht so sehr vorherrschend ist, habe ich das wohlthuende Gefühl, daß ich, ohne zu wanken, hingab, was mir in fünfundvierzigjährigem Dienst zu erwerben so sauer geworden war, nämlich meinen Ruhm, meinen Namen, mein Vermögen (denn schon hatte ich von dem Eroberer die Zusicherung jener Dotation von zwanzigtausend Franken Einkünfte). Alles gab ich preis; selbst meinen Kopf wagte ich für mein Vaterland, wenn sein Fall nothwendig war.

Daß ich im Lauf des jetzt beendeten Krieges das begonnene Werk mit aller Kraft durchgeführt habe, darüber wird der Neid selbst mir Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen; daß ich aber manche Kränkung ertragen, daß ich nach blutigen, ehrenvollen Kämpfen, die ich durchgefochten, in den Hintergrund gestellt und daß ich die höchste Resignation zum Wohl des Ganzen überall bethätigt habe: davon kann ich Eure Durchlaucht nur durch mein auf Aktenstücken begründetes Tagebuch überzeugen, welches ich Ihnen, sobald meine Papiere herangezogen und geordnet sind, mitzutheilen nicht verfehlen werde. Immer treu dem Grundsatz, meine Persönlichkeit dem Interesse des Allgemeinen unterzuordnen, habe ich dieses Tagebuch noch nicht in Druck geben wollen. Manches würde dadurch in ein anderes Licht gestellt werden und manches Helleuchtende sich in dunklem Schatten verlieren. Bis zu diesem Zeitpunkt aber glaube ich doch Eurer Durchlaucht sagen zu müssen, daß ich keck Jeden auffordere, mir auf folgende Fragen zu antworten: Welches Corps war das letzte auf dem Schlachtfeld bei Groß-Görschen? Wer sammelte die preußischen Corps bei Frohburg und ordnete den Rückzug an? Wer deckte den Rückzug nach der Schlacht von Bautzen? Wer disponirte den Rückzug nach dem schlecht eingeleiteten Gefecht von Löwenberg? Wo ist die Disposition zur Schlacht an der Katzbach? Und wo die zu den Schlachten von Möckern und Laon?

Wenn Jemand auftreten kann, der mir sagt: Hier hat General Yorck nur als braver Soldat geschlagen, hier hat er nur die Dispositionen befolgt, die ihm gegeben wurden, so bin ich der Ehrenräuber, der sich mit dem Verdienst eines Anderen brüstet, und ich selbst will mich zum Verlust der öffentlichen Achtung verurtheilen.

So steht die Sache. Das ist heilige Wahrheit, eine Wahrheit, die ich an das Licht stellen kann, so hell wie die Sonne, die am Firmament steht.

Größere Details über diesen Gegenstand würden dies Schrei-

Google

ben unnöthig verlängern; schon das Gesagte niederzuschreiben würde ich unterlassen haben, wenn Eure Durchlaucht mich nicht in London ausdrücklich dazu aufzufordern die Güte gehabt hätten. Ich habe dieser Aufforderung gewissenhaft und treu genügt und erlaube mir nur, Eurer Durchlaucht die Frage vorzulegen:

Ist es ungerecht und unbillig, wenn ich wünsche und erwarte, daß der Staat neben der Dotation, die Seine Majestät der König im Allgemeinen den fünf Generalen bestimmt haben, mir insbesondere einen Ersatz für die Dotation leistet, die mir von Napoleon schon bewilligt war, ehe noch die allgemeine Gelegenheit eintrat, sich Verdienste um das Vaterland zu erwerben?

Von Eurer Durchlaucht gerechter Beurtheilung erwarte ich die Prüfung dieser Frage sowie ihre Beantwortung und schließe mit der Bitte, die Gesinnungen der höchsten Achtung und treusten Ergebenheit zu genehmigen, mit welchen ich stets zu verharren die Ehre habe

Eurer Durchlaucht
ganz gehorsamer Diener
Yorck.

(An Hardenberg; 1814.)

III.

Papa hat mich heute äußerst glücklich gemacht, indem er mir das Eiserne Kreuz gegeben hat. Nur wünschte ich, es verdient zu haben; dann würde es mir noch viel mehr Freude gemacht haben. So kann ich es nur als eine große Gnade und als ein Andenken an diese Zeit betrachten. Indessen hoffe ich, noch Gelegenheit zu haben, mich dieser Auszeichnung würdig zu zeigen. Papa rief mir aus der anderen Stube zu, ich solle Plotho petersburger Zeitungen bringen; ich ging also rein, um sie zu holen; als ich wieder 'raus ging und so in die Zeitung 'rein sah, hielt er mir das Kreuz hin. Ich war ordentlich erschrocken; dann konnte ich aber meine Thränen nicht mehr verbergen, als ich ihm dankte; auch dafür, daß er gerade den heutigen Tag gewählt habe (den Geburtstag der Königin Luise). Er sagte, er habe es mit Fleiß gethan, um so mehr, da das Kreuz gerade heute vor einem Jahr gestiftet worden sei. Dann ermahnte mich Papa noch, in allen Stücken Fortschritte zu machen, wie er so oft und liebevoll thut, und gab mir noch seine Zufriedenheit wegen meines Betragens zu erkennen. Ein gutes Geburtstagsgeschenk für mich wäre Band zum Eisernen Kreuz, zum Rothen Adler (kleinen) und Georg-Orden. An der Medaille für den Krieg arbeiten wir jetzt Alle. Auf der vorderen Seite wird wahrscheinlich zu stehen kommen, rund herum oder auch nur halb

Google

herum: Preußens tapferen Kriegern; in der Mitte ein halb Lorber- und halb Eichenkranz. Auf der hinteren Seite wird ungefähr kommen: Gott war mit uns; ihm sei die Ehre. Aber ich bitte, hiervon nicht zu sprechen, weil es noch geheim sein soll und mir also sehr übel zu stehen kommen würde, wenn es durch mich 'raus käme. (Prinz Wilhelm von Preußen an seine Schwester Charlotte; aus Frankreich im März 1814.)

IV.

Malinka, ich zeige Dir nunmehr alles Ernstes meine Verlobung an, die kein Geheimniß mehr ist. Ich erhielt in der vorigen Woche einen Brief von hier, der mir freistellte, herzukommen und die Antwort hier zu hören. Am Montag früh kam ich durch Angermünde, fuhr spurlos durch Naugard und Dinstag um Mittag war ich verlobt. Alles Nähere, das maßlose Erstaunen der Kassuben, von denen die, welche nicht gleich rundum überschlugen, noch immer haufenweis auf dem Rücken liegen, den Verdruß der alten Damen, daß auch keine sagen kann: „Ich habe eine Silbe davon geahnt u. s. w.“, will ich Dir mündlich erzählen. Einstweilen bitte ich nur Dich und Oskar, Euch in wohlwollende Verfassung für meine zukünftige Frau zu setzen, die Dir selbst noch schreiben wird. Reinfeld liegt hier dicht bei Polen, Bütow ist die nächste Stadt, man hört die Wölfe und die Kassuben allnächtlich heulen und in diesem und den sechs nächsten Kreisen wohnen achthundert Menschen auf der Quadratmeile; polish spoken here. Ein sehr freundlich Ländchen...

Zu dem großen Landtag in Berlin werde ich wohl nicht gewünscht werden, da ich in Pommern freiwillig ausgeschieden bin und hier die erwartete Vakanz nicht eintritt, indem der Oberpräsident Bonin selbst sein Licht als Redner glänzen lassen will. An und für sich würde ich der farce sehr gern beiwohnen; unter jetzigen Umständen ist es mir aber recht lieb, daß ich nicht brauche und dafür in Reinfeld sein kann. Vor dem zwanzigsten März kann ich hier wegen verschiedener Geschäfte nicht gut fortgehen, wenn auch das Wasser vorbei wäre, und dann hätte ich bis zum achten April nur Zeit und müßte am Ende bis zum Wollmarkt in Berlin sitzen; denn so lange, meint man, wird das Stück spielen, da die Provinziallandtage dieses Jahr ausfallen und dort zum Theil mit abgemacht werden.

(An die Schwester Malwine; 1847.)

Die Diplomaten sind hier sonderbare Käutze, die nach Hause berichten, was für Cigarren man raucht, nie aus der diplomatischen Fechterstellung kommen und auch im bloßen Hemde das

Google

Bewußtsein, Bundestagsgesandter zu sein, niemals verlieren. Der gesellige Verkehr mit ihnen wird dadurch lästig und insipide. Meine Stellung ist hier eine lediglich zuschauerliche und ex post kritisirende, da die wichtigeren Sachen fertig aus Berlin kommen, die übrigen meist mündlich und gelegentlich abgeredet werden, was doch nur Einer besorgen kann. Von österreichischer Seite bemüht man sich, meine Ernennung zu hintertreiben; geschieht Das mit Erfolg, so werde ich vor Ablauf des Sommers die Freude haben, mich dem harmlosen ländlichen Leben zurückgegeben zu sehen, denn in meiner jetzigen Stellung fühle ich mich überflüssig und meine Ernennung nach Stuttgart oder so Etwas, für wie auszeichnend ich sie auch vor drei Monaten gehalten hätte, würde jetzt nicht viel Anderes als ein Testimonium meiner Unbrauchbarkeit für die hiesige Stelle sein, nachdem man die Absicht, mich als Bundesgesandten anzustellen, einmal auf glaubwürdige Weise ins Publikum gebracht und mir die bündigsten Zusicherungen von höchster Stelle darüber ertheilt hat. Außerdem weiß ich nicht, ob und wie weit ich mich mit unserer deutschen Politik identifiziren kann, wenn nicht der Hauptfaden durch meine Hand geht; jedenfalls will ich hier nicht Hütten bauen, ehe ich nicht selbständig und klar sehe und genau weiß, welche Stelle man mir der arroganten Pfiffigkeit unserer „ehrlichen Halters“ gegenüber zumuthet. . . Ich bombardire von hier aus, daß sie in der inneren Politik sich klar machen, wo sie hinauswollen, und sich nicht zwischen zwei Stühle setzen. Wenn sie die Stände zu weiter nichts als zu einem interimistischen Einschätzung-Organ aufrufen, so heißt Das mit Kanonen auf die Hühnerjagd gehen; und wenn sie nicht aufhören, die wichtigsten amtlichen Funktionen durch Leute üben zu lassen, denen ihr Amt nur eine Waffe gegen die Regirung ist, so können sie nichts durchführen. In acht Tagen kommt der Prinz von Preußen her; er hat sich, wie ich erfahre, schon überzeugt, daß seine erste Ansicht, meine Ernennung sei eine Mediatisirung unter Oesterreich, nicht richtig gewesen, und scheint mit uns oder doch mit meiner Person ganz ausgesöhnt. Im August erwarten wir den König hier auf dem Wege von Königsberg, wo er am Dritten eintrifft, nach Hohenzollern. Weißt Du keinen Finanzminister? Zuletzt wird Hermann mein Rabe wohl ruhig wieder eintreten. . . Die Besuche lassen mir keine Ruhe und ich mag die Thür nicht schließen, weil so oft schnell Durchreisende kommen, die man gern gesehen hätte. Seit ich an diesem Briefe schreibe, habe ich drei oder vier deutsche Kleinstädter, einen magyarischen Magnaten,

Go gle

einen stockrussischen hazardspielenden Diplomaten, den alten Radziwill und einen berliner Geheimen Rath hier gehabt und sie alle in Unterhosen und dem Dir bekannten schwarzgelben Schlafrock empfangen, da ich noch jetzt, um vier Uhr, nicht zum Anziehen gelangt bin.

Ich benutze die Zeit, während eben so voluminöse wie insipide Abstimmungen über Regulirung des Vereinswesens verlesen werden, um Dir, lieber Bruder, einmal Nachricht von unserem Ergehen zu geben. Ich habe Dir zuletzt aus irgendeinem italienischen Neste einige Zeilen geschrieben, von denen ich nicht weiß, ob Du sie bei der fabelhaften Lüderlichkeit des piemonteser Postwesens erhalten hast. Ich wurde aus Genua durch Vorspiegelung wichtiger und dringlicher Geschäfte zurückcitirt, und da ich seit vier Wochen keine Zeitung gelesen hatte, hielt ich Alles für möglich, ließ Frau und Kinder zurück und reiste, mit Kolik behaftet, Tag und Nacht bis Frankfurt, wo ich schon merkte, daß es sehr thöricht von mir war, den diplomatischen Dienst mit militärischer Pünktlichkeit zu behandeln. Es war offenbar blos Futterneid hochgestellter Personen, die sich ärgerten, daß ich mich umhertrieb und sie nicht. Indessen gab mir meine Eile wenigstens noch Gelegenheit, die Jagd in Letzlingen mitzumachen und einigen inzwischen in Berlin aufgetauchten leichtsinnigen Projekten ein Bein zu stellen, die allerdings mir wichtig genug scheinen, um mich über meine Couriereile zu freuen, trotz mancher Noth, die ich vermöge meiner italienischen Bauchverfassung unterwegs erlitten habe...

Das Leben ist wie ein geschicktes Zahnausziehen; man denkt, das Eigentliche soll erst kommen, bis man mit Verwunderung sieht, daß es schon vorbei ist; oder ich wollte es, meiner hiesigen Beschäftigung entsprechend, lieber mit einem Diner vergleichen, bei dem das unerwartet frühe Erscheinen von Braten und Salat auf den Gesichtern der Gäste den Ausdruck der Enttäuschung hervorruft. Möge sich für uns Beide die Aehnlichkeit mit dem Diner dadurch vervollständigen, daß nach dem Braten nur noch süße Speisen folgen. Ich werde wahrscheinlich einige Wochen nach Kissingen gehen und dann ins Seebad; Leber und dickes Blut reden mir die Aerzte vor; um Fünf soll ich aufstehen und in nasse Tücher wickeln wollen sie mich; ich aber ziehe eine natürlichere Todesart vor, wenns einmal sein soll; le reméde ést pire que le mal... Die Oesterreicher sind sehr thöricht, daß sie Prokesch wieder hergeschickt haben; man sagt, Buol habe dringend gewünscht, ihn aus Wien los zu sein, und nichts Anderes gewußt als Frankfurt. Ich scheine der Einzige zu sein, der ihn verdauen kann; ich wünsche mir gar

Google

keinen Anderen. Ueberhaupt ist dienstlich meine Stellung ganz meinem Geschmack entsprechend und die Vertheilung der Stimmen zwischen uns und Oesterreich jetzt, Gott sei Dank, eine andere als vor drei Jahren. In Berlin ist man seit Monaten fest und gut in der europäischen Politik und wird es hoffentlich bleiben, da allmählich auch die Gegner der bisherigen Politik sich bekehren.

(Aus Frankfurt an den külzer Bruder Bernhard.)

Hier in Petersburg habe ich einen Geschäftsverkehr, wie er so heftig hoffentlich nicht bald wiederkehrt. Die laufenden Sachen bestehen in dem polizeilichen und gerichtlichen Schutz von etwa vierzigtausend Preußen, die in Rußland leben, und in Besorgung preußischer Prozesse gegen russische Unterthanen. Man ist Advokat, Polizei, Landrath, Ersatz-Kommission für alle diese Leute und korrespondirt für sie direkt mit allen Behörden des russischen Reichs von Weichsel bis Ural. Ich habe oft über hundert Unterschriften den Tag. Da war wenig Zeit zum Briefschreiben; seit sie (Franzosen und Sardinier gegen die Oesterreicher) sich schlagen, kann man sich etwas erholen. Ich bin nur in großer Sorge, daß wir uns schließlich mit dem nachgemachten 1813er von Oesterreich besoffen machen lassen und Thorheiten begehen. Sobald wir uns einmischen, wird natürlich für Frankreich der deutsche Krieg Haupt- und der italienische Nebensache und die Parteinahme Rußlands für Frankreich unvermeidlich. Dann bricht der Tanz an allen Ecken los, auch im Orient und in Ungarn. Ich glaube, daß wir es in der Hand haben, den Krieg auf Italien einzuschränken und auch Oesterreichs deutsche Besitzungen davor zu sichern. Thun wirs nicht, so mag Gott ein Einsehen haben und uns den gesunden Menschenverstand wieder verleihen, der wenigstens unserer Partei für die Beurtheilung auswärtiger Verhältnisse abhanden gekommen sein muß, wenn die blödsinnigen Elukubrationen der Kreuzzeitung über die europäische „Situation“ die Ansichten ihrer Leser ausdrücken sollten. Wenn wir Oesterreich zum Siege verhülfen, so würden wir ihm eine Stellung verschaffen, wie es sie in Italien nie und in Deutschland seit dem Restitution-Edikt im Dreißigjährigen Krieg nicht gehabt hat; dann brauchen wir einen neuen Gustav Adolph oder Friedrich den Zweiten, um uns erst wieder zu emanzipiren. Bisher haben wir uns nicht dumm machen lassen; und ich hoffe, wir bleiben fest. Wir sind nicht reich genug, um unsre Kräfte in Kriegen aufzureiben, die uns nichts einbringen.

In Baden habe ich dem verrückten Attentat (Beckers) beinah beigewohnt. Ich suchte den König gerade auf der Promenade und fand ihn eine Viertelstunde nach dem Vorfall etwas verdrießlich

Google

über das Aufsehen und die Störung, das Unterfutter aus dem Rockkragen hängend, sonst aber ganz heiter gestimmt, im Gegensatz zu der entsetzten Umgebung, bestehend aus der Königin, Großfürstin Helene und deren Damen. Meine Abreise wurde dadurch noch einige Tage verzögert, so daß ich es nun sehr eilig habe. Bernstorff kommt an Schleinitz' Stelle, der Hausminister wird. London soll vor der Hand offen bleiben, setzt aber viel Begehrlichkeiten in Bewegung; die meinige nicht, ich bleibe lieber in Petersburg und ziehe ungern um. Beinah wär ich Minister des Innern geworden, aber die Sache hat doch sehr ihre Haken, besonders wegen der vielen schlimmen Landräthe, in die man einen ganz neuen Zug bringen müßte. Einstweilen bleibt nun das ganze Ministerium am Platz außer Schleinitz und ich richte mich für den Winter in Petersburg ein.

Meine amtliche Stellung ist bei allem äußeren Glanz dornenvoller als Jemand außer mir weiß, und meine körperliche Fähigkeit, alle die Galle zu verdauen, die mir das Leben hinter den Coulissen ins Blut treibt, ist nahezu erschöpft, meine Arbeitkraft den Ansprüchen nicht mehr gewachsen. In meinen eigenen Geldangelegenheiten habe ich kein Glück, vielleicht kein Geschick, jedenfalls nicht die Zeit, mich darum zu kümmern. Ich war in guter Lage, bevor ich die erste Dotation bekam; seitdem geht Alles in Varzin auf; ich habe außer meinem Gehalt und der Pacht von Schönhausen nicht einen Groschen Einnahme, nur Zuschüsse zu Selitz, Misdow, der Forst und den Bauten; die ganzen Pachterträge bleiben hier und reichen nicht. Die Zukunft wird das Alles wohl ins Gleise bringen; ob zu richtigen Zinsen, Das weiß ich nicht. Die neue Dotation ist, wie ich denke, sehr werthvoll, bisher aber brachte sie mir nur eine Ausgabe von 85 000 Thalern, die ich aufgenommen habe, um eine veräußerte Parzelle mitten darin zu kaufen, den einzigen Fleck, wo man sich etabliren kann, wenn man nicht in einem verwunschenen Jagdschloß im wüsten Walde wohnen will. Die Einnahmen waren bisher 34 000 Reichsthaler netto, darunter 3500 Thaler Jagdpacht und 2 bis 3000 Thaler für Mahl-, Brau- und Brennzwang. Beides fällt künftig fort, das Zweite durch die Gesetzgebung, und die Jagd kann ich doch nicht dauernd den Hamburgern lassen. Die Einnahmen stehen mir erst vom ersten Januar 72 an zu. Bis dahin mache ich Schulden. Immer wären 30 000 Thaler eine schöne Revenue, nur muß man nicht Fürst dabei sein. Auf diesen Schwindel werde ich mich wohl nicht mehr recht einleben.

Dein treuer Bruder

(An Bernhard.) Bismarck.

Google

# Nation und Dynastie.

Ohne auf den Streit um den Begriff der Nation einzugehen, konstatire ich: daß Nation, Volk, Rasse immer als die natürliche Grundlage des Staates gegolten haben, daß die aus der bekannten Mischung entstandenen fünf großen Nationen des eigentlichen Europas Rassen sind, weil ihre Angehörigen gemeinsame körperliche und seelische Merkmale haben, in denen die Merkmale der gemischten Bestandtheile erkennbar sind, daß bei den Deutschen der Charakter des Hauptbestandtheils, den man an den Skandinaven beobachten kann, durch die Mischung mit Slaven und einer alpinen Urbevölkerung wenig alterirt erscheint und daß jede dieser fünf Nationen, sobald sie fertig war, einen mit ihr sich deckenden Staat erstrebt hat. Die „schweizer Nation“ und die „österreichische Nation“ sind Abnormitäten und können eine Regel des Verhaltens für andere Völker nicht bilden. Günstige geographische und geschichtliche Verhältnisse haben die drei westlichen Nationen ziemlich früh ans Ziel gelangen lassen, zuerst die Engländer, dann die Franzosen, dann die Spanier. In Italien wurde die Einigung, wie zuvor in Griechenland, durch die starke politische Anlage rivalisirender Städte, deren Macht später auf Fürsten überging, verhindert. Macchiavelli klagt (im zwölften Kapitel des ersten Buches der Discorsi) als Hauptschuldige die römische Kurie an (la Chiesa schreibt er und verleiht damit Klassizität dem falschen Ausdruck, der, zum Schaden der Kirche, diese Begriffsverwechselung verewigt); sie sei nicht stark genug gewesen, ganz Italien ihrer Herrschaft zu unterwerfen, aber doch stark genug, ihre Unabhängigkeit dadurch zu behaupten, daß sie fremde Mächte ins Land rief, so oft sie sich von einem italienischen Staat bedroht sah. Daß Deutschland statt eines Einigung- einen Auflösungprozeß erlebte, daran waren schuld: die stark ausgeprägte Eigenart der deutschen Stämme; das aus der Naturalwirthschaft hervorgegangene Feudalsystem, das Territorialstaaten entstehen ließ; die im Mittelalter schwer zu überwindenden großen Entfernungen der Glieder des alten Reiches von einander; die centrale Lage, die jeden der Grenzstaaten zu einer durch Beziehungen zu ausländischen Nachbarn gebotenen Sonderpolitik zwang; vom sechzehnten Jahrhundert an kam, als Vorwand oder als wirklicher Entzweiungsgrund, die kirchliche Spaltung hinzu.

Als sich nun zuletzt dennoch das Einigungstreben mächtig regte, ward der Widerstand dagegen nicht wenig durch eine ideale Empfindung verstärkt: durch die altdeutsche Tugend der Mannen-

Google

treue, die in der modernen Form der Anhänglichkeit an Dynastien zum politischen Laster wurde. Sie wirkt heute noch im Westen wie im Osten fort. Im Westen erhält sie eine Anzahl überflüssiger Kleinstaaten am Leben. Der Bundesstaat hat an sich große Vorzüge vor dem Einheitstaat, nur könnte er, sollte man meinen, vernünftiger gestaltet werden: jeder der großen deutschen Stämme sollte seine Kulturangelegenheiten für sich besorgen, unabhängig von der Centralgewalt, der die Landesvertheidigung, der Verkehr, die wirthschaftlichen und sozialen Angelegenheiten obliegen. Danach müßte es keine Miniaturstaaten mehr, sondern nur noch einen preußischen, einen brandenburgisch-pommerschen, einen schleswig-holsteinischen (einschließlich Mecklenburg), einen schlesischen, einen sächsischen (im Umfang des alten Kurfürstenthumes Sachsen), einen hannoverschen, einen westfälischen, einen rheinfränkischen, einen hessischen, einen allemannischen und einen bayerischen Staat geben. Die Anhänglichkeit an die Dynastie ist heute wohl nur noch Maske des Stammespartikularismus: der Monarch wird geschätzt, weil er die Fortdauer des Sonderstaates verbürgt; nicht die Anhänglichkeit an die Welfen erhält das Welfenthum am Leben, sondern die Abneigung der Hannoveraner gegen Preußen, von dem sie sich ihre Eigenart nicht wollen rauben lassen. Indeß, da an die Durchführbarkeit dieses Neugestaltungplanes nicht zu denken ist, wollen wir dieses scheinbar Vernünftige als ein bloß Ervernünfteltes bei Seite lassen; wir können Das auch leichten Herzens, weil das Dasein von einem Dutzend winziger Scheinsouverainetäten nur ein Schönheitfehler am neuen Reich ist, der weder der Politik noch der Verwaltung ernsthafte Schwierigkeiten bereitet.

Im Osten aber hindert der Legitimismus die Wiedervereinigung der Deutschösterreicher mit dem deutschen Volkskörper. Legitimismus wird das Dogma genannt, für dessen Ausbildung die deutsche Mannentreue benutzt worden ist: die Ansicht, daß der Dynastie die Herrschaft über das Land, in dem sie regirt, bis zum Jüngsten Tage gehöre; eine Ansicht, die aus der Feudalität erwachsen ist, aus der Zeit, wo die fürstlichen Territorien Landgüterkomplexe, also Privateigenthum waren. Und nachdem einige Bischöfe und Monarchen aus frommer Demuth das Dei gratia ihrem Amtstitel vorangesetzt hatten, entwickelte sich aus dieser Formel durch Mißdeutung die Idee des Gottesgnadenthumes, die den Anspruch der Dynastie auf den ewigen Besitz ihrer Herrschaft heiligte und unantastbar machte. Heute hält nun Niemand mehr das Staatsgebiet für das Eigenthum der Dynastie; dem Volk,

Go gle

der Nation gehört es: und darum hat das Volk auch über die Regirungform und über die Besetzung des höchsten Staatsamtes zu entscheiden. Wählt ein Volk die republikanische Form, so wird die neue Republik von allen Mächten, auch den monarchischen, anerkannt. Der Legitimismus und das mystische Gottesgnadentum sind keine Rechtsinstitutionen mehr. Der Deutsche zieht die Monarchie vor, nicht als Legitimist, sondern, weil sich die Besetzung der höchsten Stelle im Staat durch Erbgang besser bewährt hat als der oftmalige Wechsel und die Wahl des Staatsoberhauptes. Und der Deutsche weiß den Werth einer tüchtigen Dynastie zu schätzen. Ist er fromm, so fühlt er sich Gott zu Dank verpflichtet für diese Gnadengabe. Das ist ungefähr das Gegentheil von dem Gottesgnadenthum, das in der Einbildung des Monarchen besteht, Gott habe aus Gnade ihm und seinen Nachkommen auf ewige Zeiten das Land als Eigenthum verliehen, das seinen Ahnen ein König zu Lehen gegeben hatte. Der verständige Deutsche macht also nicht die Thorheit, eine bewährte Dynastie zu verjagen und sich eine Republik beizulegen. Aber die Vernunft würde in Unvernunft umschlagen, wenn er um der Erhaltung einer Dynastie willen den Staatszweck und den politischen Bestand der Nation preisgeben wollte, was geschehen würde, wenn er eine Dynastie fortregiren ließe, die der nationalen Einigung hartnäckig widerstrebt. Man sucht, trotz 1866, den Legitimismus mit der Behauptung zu retten, den Fürsten sei erlaubt, was göttliches Gesetz den Völkern verbiete; nur Fürsten dürften auf Grund des Kriegsrechts andere Fürsten absetzen und deren Länder annektiren. Die hessischen und hannöverschen Sonderlinge, die aus fanatischer Schwärmerei fürs unverjährbare fürstliche Erbrecht die Weltgeschichte zurückschrauben wollen, haben ganz Recht, wenn sie diese sophistische Unterscheidung nicht gelten lassen. Entweder jede Dynastie hat ein unantastbares Besitzrecht: dann darf es auch der König von Preußen nicht antasten; oder sie hat es nicht: dann darf auch die Nation thun, was ein preußischer König als Vollstrecker ihres Willens gethan hat; um der Ordnung willen ist es in solchen Fällen allerdings besser, die Nation handelt durch ihr Oberhaupt als ohne oder gegen dieses.

Durch legitimistische Bedenken also dürfen sich die Deutschen diesseits und jenseits von den Sudeten von der Wiedervereinigung nicht zurückschrecken lassen. Man hält den Großdeutschen entgegen: das Grundgesetz des politischen Nationalismus fordere nicht, daß die Grenze des Staates genau mit der Sprachgrenze zusammenfalle. Sehr richtig; aber es ist thöricht, die zwölf Millionen Deutschen der Donaumonarchie auf eine Stufe zu stellen

Go gle

mit der Irredenta im Trentino und im Litorale; doppelte Thorheit, weil es sich nicht nur um eine so große Menschenzahl handelt, sondern auch um ein Land; ein Land, das eine Schöpfung deutscher Kulturarbeit und die Heimath großer deutscher Genien ist; ein Land, das aus militärischen und wirthschaftlichen Gründen als integrirender Theil zum deutschen Vaterland gehört, welches durchs Herausschneiden dieses Theils, wie ein Blick auf die Landkarte lehrt, grausam verstümmelt worden ist; ein Land, das dem Deutschen den Zugang zum Mittelmeer erschließt und zu den Brücken, die in sein Kolonialreich hinüberführen. Oft wurde behauptet, die Angliederung Cisleithaniens ans Deutsche Reich würde eine Schwächung des Deutschthums bedeuten, weil dann die jetzt vor der Donaumonarchie gebundenen Nationalitäten unter die Herrschaft Rußlands gerathen würden; ich fordere aber gerade, daß sich die (einerlei, in welcher Form) geeinten Deutschen die Oberhoheit über alle Westslaven sichern.

Mit Alledem will ich nicht etwa die Verjagung der Habsburger durch eine von Schoenerianern zu unternehmende Revolution empfohlen haben. Ich schätze die Habsburger sehr hoch, wegen ihres Charakters, wie wegen ihrer Verdienste um Deutschland; und ich bin kein Freund von Gewaltsamkeiten und Katastrophen. Ich will die Entwickelung ihren natürlichen Verlauf nehmen lassen und wünsche, daß die Habsburger dabei nicht allzu schlecht fahren. Aber da bei der Entwickelung menschlicher Zustände doch eben menschliches Wollen und menschliche Ueberlegung mitwirken, so möchte ich Etwas dazu beitragen, dieser Mitwirkung die rechte Richtung zu geben, indem ich die Ueberzeugung zu verbreiten suche: jede deutsche Politik, die nicht Großdeutschland als nächstes Ziel ins Auge faßt, ist verkehrt orientirt, und sollte sich die Dynastie der Habsburger als ein Hinderniß in den Weg stellen, dann dürfen legitimistische Bedenken auf dem Weg zum Ziel nicht aufhalten. Sollte, sage ich, denn es muß nicht etwa so sein. Es ist sogar möglich, daß die Dynastie, deren Lage von Tag zu Tag unbequemer wird, sich durch engsten Anschluß an das Deutsche Reich zu retten suchen wird, wie denn auch jetzt schon viele Deutsche Oesterreichs, an ihrer Kraft zur Selbsthilfe verzweifelnd, nach Hilfe von außen schauen. Die Italiener haben es nicht zu bereuen, daß sie den Muth hatten, mit ihren Angestamenten aufzuräumen; nach einer schweren Uebergangszeit sind sie (nicht zu gedenken der Befriedigung ihres nationalen Ehrgefühls) in einer viel besseren Lage als ihre Väter und Großväter unter den alten Regirungen.

Da ich Machiavelli erwähnt habe, füge ich noch bei, daß



Google

ihn vor einiger Zeit Martin Hobohm in der „Frankfurter Zeitung“ gegen die preußische Polen- und Dänenpolitik angerufen hat: innere Feinde vernichten oder versöhnen, nicht einen Mittelweg einschlagen, am Allerwenigsten den elenden der Chicanen; in einer eroberten Provinz alle zu ihrer Behauptung nothwendigen Grausamkeiten rasch verüben, dann aber Milde walten und sich davon nicht abbringen lassen, räth die Weisheit des großen Florentiners, den die Staatsmänner viel zu wenig studiren.

Diesem Nachtrag zum ersten Polenartikel füge ich noch einige Ergänzungen des zweiten bei. Lists Programm: die Besiedelung des Balkan durch Deutsche, ist durch die letzten Ereignisse doch nicht so undurchführbar geworden, wie es mir im Juni schien. Die Kriege haben das Land so entvölkert und wirthschaftlich geschwächt, daß finanzielle Hilfe allein nicht genügen wird, die Wunden zu heilen; ein mäßiger Zufluß von Menschen, natürlich tüchtigen Menschen, also Deutschen, wird den Balkanvölkern sehr dienlich sein. Ferner erinnert mich eine staatswissenschaftliche Abhandlung in den „Grenzboten“ daran, daß meine Unterscheidung der Staaten in solche, für die es Thorheit und Verbrechen sein würde, Krieg gegen einander zu führen, und in solche, die sehr leicht mit einander sowohl als mit einem der Kulturstaaten in Krieg gerathen können, längst vom Völkerrecht anerkannt ist. Dieses Recht scheidet die Gemeinschaft der Kulturmächte, die im Verkehr mit einander an Regeln und Pflichten gebunden sind, von den übrigen Staaten oder Völkern, denen gegenüber solche Rücksichten nicht zu beobachten sind. Man kann den Unterschied definiren: das Prozeßverfahren der Barbaren ist im privaten wie im Staatenverkehr der Hieb und der Schuß; die Staaten dagegen, die innerlich befriedet sind, so daß gewaltthätige Selbsthilfe als Verbrechen gilt, haben auch ihre internationalen Zwistigkeiten vor einem Schiedsgericht statt mit der Waffe zu schlichten. Der Fall, daß einer von ihnen zu den Waffen greifen muß, weil andere ihn überfallen, ist bei der von mir beschriebenen heutigen Lage nicht leicht denkbar. Nur in der Umgrenzung der Kulturstaatengemeinschaft weiche ich von den Diplomaten ab. Diese haben die Türkei in die Gemeinschaft aufgenommen, die aber nicht hinein gehört, eben so wenig wie die übrigen Balkanstaaten, denen mörderische Selbsthilfe noch als der natürliche Zustand gilt; sie sollten der Gemeinschaft nur als Schützlinge Oesterreichs oder der vereinigten Mächte Deutschland und Oesterreich angegliedert werden; für ihr Wohlverhalten hätten sich die Schutzmächte zu verbürgen.

Google

Dann habe ich einen Irrthum einzugestehen. Ich hatte geschrieben, die deutschen Landarbeiter in den östlichen Provinzen würden von den Russen und Galiziern nicht verdrängt, sondern diese würden nur hereingerufen, um die Lücken zu füllen, welche die abgewanderten Deutschen ließen. Nun hat der Amtsrath Kayser im Maibande des Jahrbuchs der Deutschen Landwirthschaftlichen Gesellschaft einen Vortrag veröffentlicht, in welchem er sich schuldig bekennt, als junger Anfänger zur Abwanderung der Deutschen aus seiner Gegend den Anstoß gegeben zu haben. Seine Arbeiter hätten eine Lohnerhöhung gefordert; er habe sie nicht bewilligt, sondern russische Wanderarbeiter berufen, die damals billiger waren (jetzt seien sie es nicht mehr). Als er nun vor sechs Jahren den noch vorhandenen deutschen Tagelöhnern, um sie zu halten, angeboten habe, sie seßhaft zu machen, seien diese darauf nicht eingegangen; sie hätten gesagt: sie seien ja nicht davor sicher, daß er bei vorkommender Gelegenheit wieder Ausländer annehme; dann verlören sie den Tagelohn und wären an die kleine Scholle gebunden, von der allein sie doch nicht leben könnten. Rittergutsbesitzer scheinen also in der That durch ihr Verhalten zur Abwanderung den Anstoß gegeben oder wenigstens sie befördert zu haben. Doch ist ja der Zug vom Dorf in die Stadt eine ganz allgemeine, nicht auf Ostelbien beschränkte Erscheinung, die überall und immer eintritt, wo und wann Volksbildung und sogenannte Kultur auf dem Dorf verbreitet werden und der Verkehr (sammt dem Militärdienst) die Landleute das Stadtleben kennen lehrt. Das unkluge, unsoziale und unpatriotische Verhalten einzelner Rittergutsbesitzer ist darum nicht als die einzige oder Haupt- und Grundursache, sondern nur als eine Mitursache des Uebels anzusehen.

Endlich will ich natürlich nicht, daß über die äußere Kolonisation, wenn sie einmal in Gang kommen sollte, die innere vernachlässigt werde, und wünsche darum Verbreitung in weitesten Kreisen den Vorschlägen, die Dr. Georg Wilhelm Schiele in Naumburg macht.*) Alle Vorschläge dieses warmherzigen, mit scharfem, nüchternen Verstand und klarem Blick für Wirklichkeiten ausgerüsteten Patrioten und Menschenfreundes beruhen auf

*) Eine Sammlung seiner Aufsätze ist als Heft Nr. 12 „Ueber innere Kolonisation und städtische Wohnungfrage“ im Verlag des Schutzverbands fur deutschen Grundbesitz erschienen. Nebenbei: Das hier über eine Zertheilung Deutschlands in Stammstaaten Gesagte war schon gesetzt, als im Berliner Tageblatt der osnabrücker Pfarrer Dr. Pfannkuche einen ähnlichen Gedanken aussprach.



Google

reichen Erfahrungen, die er aus seiner Praxis als Arzt und Stadtverordneter zu schöpfen Gelegenheit hatte. Zum Schluß die Bemerkung, daß leider, was auf der einen Seite durch innere Kolonisation gewonnen wird, an anderen Stellen durch die moderne Form des Bauernlegens verloren geht. So kaufen, wie eine Zuschrift an die „Schlesische Volkszeitung“ klagt, in den Kreisen Münsterberg und Nimptsch ein paar Magnaten Bauerngüter in solcher Zahl zusammen, daß wohlhabende Dörfer ganz verschwinden. Giebt es dagegen keine gesetzliche Hilfe?

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

# Schmoller als Lehrer.

Schmoller als Politiker ward in der „Zukunft“ schon gewürdigt. Hier ist angestrebt, ihn als Lehrer zu zeigen.

„Im Folgenden übergebe ich der Oeffentlichkeit den Versuch, in grundrißartiger Form zusammenzufassen, was ich seit sechsunddreißig Jahren in meinen Vorlesungen über allgemeine Volkswirthschaftlehre vorzutragen pflege. Nach fast siebenzehn Jahren überwiegend angestrengter archivalischer Arbeit überfiel mich eine Sehnsucht nach der Beschäftigung mit den großen allgemeinen Fragen unserer Wissenschaft. Ich spürte, daß ich mir Klarheit in diesen Fragen verschaffen müßte, gerade um auch das Detail der archivalischen Forschung zum höchsten Ertrag zu bringen. Meine alte Liebe zu philosophischen und psychologischen Studien war mit neuer Kraft erwacht. Ich fühlte, daß vor Allem meine Vorlesungen dadurch sehr gewännen, daß die stärkste Anspannung der geistigen Kräfte doch bei der Vorbereitung auf die Vorlesung stattfinde, daß meine besten allgemeinen Gedanken mir dabei kämen, daß deshalb auch der Versuch, Das zu fixiren, was ich den Studirenden sage, berechtigt und heilsam sei, obwohl er den Autor nöthigt, die Bruchstücke seines Wissens unter dem Gesichtspunkt seiner geschlossenen Weltanschauung zu einem Ganzen zu vereinigen.“ So begründete Schmoller um die Jahrhundertwende die Herausgabe seines „Grundriß der allgemeinen Volkswirthschaftlehre“. Man sieht: die Vorlesungen sind ihm treibende Kräfte. Nicht nur im äußeren Sinn ist er Dozent vor

Google

dem Autor. Ueber vierzig Jahre (mit siebenundzwanzig ward er Ordentlicher Professor) übte er das Lehramt, ohne je in seinem inneren Antheil zu erlahmen.

Schulte im Hofe schuf zu Schmollers siebenzigstem Geburtstag eine Steinradirung des Altmeisters; Schmollers beste Wesenheit trifft sie. Allzumenschliches ausgelöscht von bewußtem Wollen. Den spürenden Forscher, den rastlosen Arbeiter, den spendenden Lehrer bannte der Künstler mit dem Blick für das Wesentliche, für die Quintessenz der Persönlichkeit. Den Schmoller gab er, der vortrug, erfüllt vom Gegenstand, beseelt vom Wunsch einprägsamen Wirkens. In der großen Aula oder im engen staatswissenschaftlichen Seminar: stets drängten sich die Hörer.

In süddeutscher Klangfarbe spannen sich die weitausholenden, sicher sich vollendenden Perioden. Langsam, bedächtig, sonder Erregung. Kaum unterbrach je ein stärkerer Tonfall den gleichmäßigen Redefluß, kaum je ließ eine heftige Geste die ruhig taktirende Hand stärker schwingen. Hier sprach Jemand, der über einen gewaltigen, glänzend geschichteten Stoff souverain verfügt, dessen Wissen eine gefaßte Weltanschauung fest untermauert. Lehrer und Gelehrter im guten Sinn beider Worte. Lehrer: dem Sämann gleich, der aus vollen Händen reiche Saat streut. Gelehrter: der an stets erneuter Quellenforschung originales Denken bietet. Die Schöpferfreude gab diesen gelassenen Vorlesungen das pulsirende Leben und die eigene Heiterkeit, die an den Reiz alpiner Spazirgänge erinnert, wo man hoch oben, mit weiten Ausblicken, so still und sicher schreitet wie selten in der Ebene.

Schmoller besitzt den Fleiß des Genies. Auch die Zeit für sein Kolleg bemaß der Vielbeanspruchte überaus reichlich. Der Erste zu Semesterbeginn, der Letzte am Schluß; peinlich hielt er seine Unterrichtsstunden ein. Trotzdem: „Alle meine Vorlesunghefte enthalten den doppelten oder dreifachen Umfang Dessen, was ich vortragen konnte.“ Als geborener Lehrer resumirte er oft. So straften gelegentliches Abschweifen des Hörers kaum je unausfüllbare Lücken. Fast mühelos ward er für selbstständige wissenschaftliche Arbeit gerüstet. Namentlich auch im Seminar, beim Lesen von Quellen und Gesetzestexten. Dem Psychologen bot sich dort ein noch interessanteres Studium: Schmoller selbst. Im Seminar gab er sich freier als im Kolleg. Bei guter Laune fand er Ziele für seine Bosheiten; in Grund und Boden konnte er seine Opfer lächeln. Bei schlechter Laune verriethen herbe Ausfälle die Gefahr seiner Ungnade, verrieth Gereiztheit über Widerspruch den eingeborenen, nur gedanklich überwundenen Autokraten. Wider-

Google

willen gegen Unterbrechungen beleuchtete wurzelechte Selbstherrlichkeit. Zu seinen üblichen Redewendungen gehörte: „Hat Jemand hierzu Etwas zu bemerken?“ Dann, ohne Hauch einer Pause, ohne leiseste Möglichkeit der Beantwortung dieser rhetorischsten aller Fragen: „Ist Das nicht der Fall, so fahre ich fort.“

War gleich seine Richtung unverkennbar, so trifft doch der oft geäußerte Vorwurf: er habe „Richtungen gezüchtet“, nur höchst bedingt zu. Er unterschlug, auch darin ganz Gelehrter, nie eine Wesensseite des Gegenstandes, kehrte die Medaille um und um bis zur ermüdenden Gewissenhaftigkeit, bis zur Bläße angestrengten Objektivismus. Als Häuptling der „historisch-ethischen“ Auffassung ökonomischen Geschehens machte er Schule wie jede starke Persönlichkeit. Meist sogar im guten Sinn redlich-nützlichen Kärrnerthumes. Aber aus Schmollers Seminar zogen auch die unabhängigsten, geistig selbständigen Professoren, die Bahnbrecher neuer Erkenntniß und Forschungmethode.

Ein Wort muß über seine Stellung zum Frauenstudium gesagt werden. Die Volkswirthschaft (noch die zünftigste) erwies dem Weib früh Gastlichkeit. Neben sachlichen Gründen mag persönliche Entscheidung führender Nationalökonomen betheiligt sein. Schmoller hat Beatrice Webbs „Englische Genossenschaftbewegung“ hoch gewerthet. Vielleicht bestimmte ihn dieses Werk, Arbeiten von Anfängerinnen auf ihre Tauglichkeit für sein Jahrbuch zu prüfen. Sein Scharfblick erkannte Elisabeth Gnauck-Kühnes soziologische Begabung; mit sicherer Hand wies er der Suchenden gemäße Bahnen. Auch mich, die ich seiner Auffassung ferner stand, eine gänzlich Unbekannte zu ihm kam, berieth er in werthvollster Art. Auf die einzige Empfehlung einer Erstlingarbeit hin erschloß er mir, wie sein Jahrbuch, Universität und Seminar. Solche an einem Mann seiner Generation bewundernswerthe Hilfbereitschaft kam sicher nicht aus einer Vorliebe für das Frauenstudium, sondern war durch ein feines Gehör für Zeiterfordernisse erwirkt. Schmoller widerstrebt jeder nur gefühlmäßigen Zurücksetzung. Als einzige Frau unter fünfzig Studirenden empfand ich seinen ungewöhnlichen, jede Befangenheit bannenden Takt.

Es ist am letzten Semestertag, am Schluß eines besonders ausgedehnten Kollegs. Da freut sich Schmoller an der Vollzahl der Hörer, namentlich auch der Hörerinnen. Zum ersten Mal beginnt sein Dank an die treue Schaar nicht mit den Worten „Meine Herren“; diesmal heißt die Anrede: „Meine Damen und Herren.“ Wüthendes Gescharre und Getrampel. Schmoller übertönt den Lärm. Erneutes Getrampel; zornige Zurufe. Den überlegen

Go gle

lächelnden Blick in die Menge gebohrt, wiederholt der Bändiger hallend die Anredeworte; wiederholt sie bis zum völligen Verstummen des Aufstandes; schleudert sie nochmals in die erzielte lautlose Stille. In seinem Lächeln liegt Drohung: Hütet Euch!

Man sagt, daß Schmoller ein gefährlicher Gegner sei. Doch über die Person stellt er stets wohl die Sache.

Mit der Bewußtheit des wesentlich unnaiven Menschen giebt er eine Selbstanalyse seines Lehrerthumes, die ins Schwarze trifft: „Die Gesichtspunkte, welche mich bei meinen Vorlesungen beseelen, sind immer die gewesen: so anschaulich zu sein, daß Der, welcher die Dinge noch nicht kennt, sie einigermaßen sehen und erfassen kann; den Studirenden neben den allgemeinen gesicherten Wahrheiten den Gang beizubringen, auf dem sie gefunden sind, die Zweifel darzulegen, welche sie eingeben, die empirischen Grundlagen so im Detail darzulegen, daß er sie sich selbst ableiten kann. Ich weiß wohl, daß es auch eine andere Methode giebt, daß sie zum Theil für den Anfänger vorzuziehen ist. Auch in der Nationalökonomie (und gerade auch in der historischen) wird eine konstruirende Methode von mehreren meiner Kollegen mit Virtuosität gehandhabt: man geht von wenigen klaren Sätzen und Formeln, von präzisen Definitionen aus und bringt damit Einfachheit und Klarheit in Alles; ich möchte sagen, zu viel Einfachheit und oft nur eine scheinbare Klarheit. Ich fand im Leben immer, daß der Hauptfehler in der praktischen Anwendung staatswissenschaftlichen Wissens der sei, daß die der Universität Entwachsenen die gesellschaftlichen Erscheinungen für viel zu einfach halten; sie glauben, diese Erscheinungen mit wenigen Definitionen und Formeln bemeistern zu können. Meiner Auffassung und Anlage entspricht es, den Anfänger stets auf die Komplizirtheit und Schwierigkeit der Erscheinungen und Probleme aufmerksam zu machen.“ Dies ist Schmoller als Lehrer wie in seiner ganzen Wesenheit. Der Mann wägender Besonnenheit, dem Temperament kaum je die Richtlinien verwirrt; der bei aller Bedingtheit und Vielfältigkeit doch fest auf der wohlgerundeten Erde steht, der, überzeugt von der wissenschaftlichen Zuständigkeit sittlicher Werthurtheile, zum Firmament der Hoffnungen aufblickt.

Nach einem zu Glück und Erfolg gleichsam vorbestimmten Leben, schwindelfrei, unbeirrt vom Anrücken zweiflerischer Jugend, ragt er in eine auch im Soziologisch-Wirthschaftlichen filmartig zuckende Gegenwart.

Helene Simon.

Go gle

# Volksschulordnung in Großberlin.

(Für die Oberklasse.)

Die Verschiedenheit der Lehrpläne und der Klassenzahl in den Gemeindeschulen von Großberlin bereitet der Bevölkerung beim Wechsel des Wohnsitzes und Aufsuchen von Lehrstellen so vielerlei Mißstände, daß eine Aenderung des Zustandes seit Jahren allgemein als nothwendig empfunden wird. Das Kultusministerium berief deshalb Anfang 1912 einen Ausschuß aus Vertretern der Aufsichtbehörden, der betheiligten Gemeinden und der Lehrerschaft, um die Aufstellung eines einheitlichen Lehrplanes für die Gemeindeschulen von Großberlin zu berathen. Die Verhandlungen wurden vertraulich geführt, die einleitenden Sätze des neuen Einrichtungplanes sind aber zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden. Sie lauten: 1. Die Gemeindeschulen von Großberlin umfassen acht aufsteigende Klassen, jedoch ist bereits in der Klasse des siebenten Schuljahres wegen der aus dieser Klasse abgehenden Kinder ein Abschluß vorgesehen. 2. Es bleibt den Gemeinden von Großberlin überlassen, die Klassen von 8 bis 1 oder von 7 bis 1 und 1a zu zählen. Die acht Klassen der berliner Gemeindeschule sind also erhalten geblieben und werden auch in den Vororten, die bisher nur über sieben Klassen verfügten, zum Theil eingeführt. Dafür ist aber in der Klasse des siebenten Schuljahres ein Abschluß der Ausbildung vorgesehen; ganz allgemein, also auch in Berlin, wo er bisher fehlte. Dieser Einigungversuch wird ungetheilten Beifall finden.

Erheblichen Bedenken aber muß der zweite Satz unterliegen. Er trägt alle Merkmale der im Ausschuß herrschenden Meinungverschiedenheiten, geht aber ihrer Lösung aus dem Weg. Denn mit Sicherheit läßt sich voraussehen, daß Berlin bei seiner Benennung 8 bis 1 bleiben, die meisten Vororte aber ihre Klassen von 7 bis 1 und 1a zählen würden. Damit wäre die Verschiedenheit, die der Ausschuß endgiltig beseitigen sollte, amtlich festgelegt. Die unausbleiblichen Irrthümer bei den Kindern, die umgeschult werden, bei ihren Angehörigen und den Geschäftsleuten, die für zwei benachbarte Ortschaften Schulbücher und andere Lehrmittel vorräthig halten, mag mancher Lehrer gering einschätzen. Aber nie wird man über den Mißstand hinwegkommen, daß eine der wichtigsten Abgangsklassen in den Vororten als erste, in Berlin als zweite gezählt werden soll. Rund 7000 Kinder gehen jährlich in Berlin aus der Klasse des siebenten Schuljahres, der Zweiten, ab. Sie alle müßten beim Aufsuchen einer Lehrstelle hinter ihren Gefährten, die aus der gleich hohen Ersten Klasse des Vorortes abgehen, zurückstehen. Denn wenn man die Bevölkerung auch noch so oft über die verschiedene Klassenbezeichnung aufklärt, der Handwerksmeister, der kleine Kaufmann und Gewerbetreibende wird das Abgangszeugniß der Ersten Klasse höher bewerthen als das der Zweiten, ohne lange zu bedenken, ob das eine Zeugniß in Wilmersdorf, das andere in Berlin ausgestellt ist. Diese Ungerechtigkeit durfte nicht bestehen bleiben; und da im Lehr-

Google

plan-Ausschuß keine Einigung über eine gleichmäßige Bezeichnung erzielt wurde, war es Recht und Pflicht des Ministeriums, die durchgehend gleiche Bezeichnung vorzuschreiben. Eine erneute Anfrage bei den betheiligten Gemeinden war zwecklos, denn deren Auffassungen waren in den Jahre lang gepflogenen Verhandlungen, zuletzt noch im Lehrplan-Ausschuß, zum Ausdruck gebracht worden.

Aber ließ sich die Einheitlichkeit nicht herstellen, indem man die berliner Zählweise allgemein vorschrieb? Gewiß: wenn es sich bei der Bezeichnung nur um eine gleichgiltige äußere Form handelte, wäre es billig gewesen, den Wünschen Berlins, das die meisten Schulen besitzt und in ihnen bereits acht aufsteigende Klassen eingerichtet hat, Rechnung zu tragen. Aber für die Entscheidung mußten innere Gründe maßgebend sein. Die Bezeichnung durfte nicht einer Ortschaft zu Liebe gewählt werden, sondern sie mußte dem neuen Unterrichtungplan entsprechen, die Vertheilung des Stoffes auf die einzelnen Jahrgänge und vor Allem den in der Siebenten Klasse vorgesehenen Abschluß zu richtigem Ausdruck bringen.

In der Festsetzung dieses Abschlusses ist die wesentliche Bedeutung der Neuordnung zu suchen. In ihr liegt das Zugeständniß, daß für die meisten Kinder, die von sechs bis vierzehn Jahren die Schulen besuchen, sieben aufsteigende Klassen die angemessene Zahl bilden, die sie ganz überwinden können. In der Verkennung dieser Thatsache durch Lehrervereine und Gemeindeverwaltungen liegt der Grundfehler, der bei der Erörterung der Frage gemacht wird. Der Satz „Für jedes Schuljahr eine besondere Klasse“ klingt selbstverständlich, ist aber entweder nichtssagend oder irreführend. An seine Stelle hat der für alle Schulen gleichmäßig geltende Erfahrungsatz zu treten, daß für eine bestimmte größere Anzahl von Klassen eine Lebenszeit von mindestens einem Jahr mehr zur Verfügung stehen muß.

Von den Volksschülern treten in Berlin mehr als zehn Prozent wegen körperlicher oder geistiger Schwäche verspätet in die Schule ein. Ein großer Theil der Kinder wird dann gelegentlich durch eigene länger dauernde Krankheit oder durch ansteckende Krankheiten der Geschwister und Hausgenossen vom Unterricht fern gehalten. Andere werden durch mangelnde Begabung, unglückliche häusliche Verhältnisse und verfrühte Heranziehung zum Gelderwerb in ihrer geistigen Entwickelung so gehemmt, daß sie nicht alle Klassen in der vorgeschriebenen Zeit durchmachen. Thatsächlich erreicht nicht ganz die Hälfte aller Schulkinder die Erste Klasse und wenig mehr als ein Drittel macht sie ganz durch. Wollte man also einer nennenswerthen Mehrheit der Volksschüler eine auf acht Klassen vertheilte Ausbildung sichern, so müßte man sie neun und mehr Lebensjahre in der Schule behalten können. Für die höheren Schulen gilt das Selbe. Obgleich hier die häuslichen Verhältnisse ungleich günstiger liegen, wurde doch, wie, zum Beispiel, eine statistische Zusammenstellung des Jahres 1912 ergiebt, die Abiturientenprüfung im Durchschnitt nicht mit 18 Jahren, sondern auf

Google

den preußischen Gymnasien mit 19,7 Jahren, auf den Realgymnasien mit 19,5 Jahren und auf den Oberrealschulen mit 19,6 Jahren abgelegt, das Einjährigenzeugniß auf den Realschulen nicht mit 15 Jahren, sondern erst mit 16,8 Jahren erworben. Ueberall ist also die Anzahl der Klassen geringer als die der Lebensjahre. Aber dieser Satz hat für höhere und niedere Schulen verschiedene Bedeutung. Denn die Schüler höherer Anstalten sind in ihrer Zeit kaum beschränkt; für sie ist es weniger wichtig, ob sie ein Jahr oder zwei auf die Schulzeit zulegen. Man kann deshalb getrost die Zahl der Gymnasialklassen nach erziehlichen und wissenschaftlichen Grundsätzen bestimmen und den Eltern überlassen, wie viele Lebensjahre mehr sie ihren Kindern für die Schule zugestehen wollen. Bei den Schichten aber, aus denen die Volksschule ihre Zöglinge bezieht, ist die wirthschaftliche Nothwendigkeit, die Kinder so früh wie möglich ins Erwerbsleben zu führen, so zwingend, daß nur in Ausnahmefällen der Schulbesuch über die gesetzliche Zeit hinaus fortgesetzt wird. Auf hundert Kinder kommt in Berlin immer nur eins, das über das vierzehnte Jahr in der Volksschule bleibt. Man kann deshalb den Unterrichtsplan der Volksschulen nicht auf irgendein theoretisch erwünschtes System gründen, sondern muß als Ausgangspunkt die festbegrenzte Spanne von acht Jahren nehmen und danach die Klassenzahl für den Durchschnittsschüler um eins geringer bestimmen. Wenn der Gymnasiast durch einen Druck von gleicher Stärke, wie ihn die wirthschaftlichen Verhältnisse auf den vierzehnjährigen Volksschüler ausüben, im achtzehnten Jahre zum Verlassen der Schule gezwungen wäre, wenn etwa die Universität den Besuch der Vorlesungen davon abhängig machte, daß er die Reifeprüfung schon mit achtzehn Jahren bestanden hätte, so würde keine Behörde auf den Gedanken verfallen, zwölf aufsteigende Schulstufen einzurichten, sondern sie würde weniger Stufen anordnen, um nicht die Mehrzahl der Tauglichen von der Universität auszuschließen.

Die Mißachtung dieser Erfahrungthatsachen hat verschuldet, daß viele Zehntausende von berliner Volksschülern ins Leben treten mußten, ohne den Abschluß ihrer allgemein für erforderlich erachteten Schulbildung empfangen zu haben. Freilich pflegen manche Lehrer die abgeschlossene Schulbildung ja gern zu bespötteln; und auch die von der berliner Lehrerschaft im Jahr 1911 ausgearbeiteten Vorschläge für die neuen Lehrpläne wollen von einem Abschluß nach dem siebenten Schuljahr nichts wissen. Sie ordnen vielmehr den ganzen Wissensstoff in acht Stufen ein und legen auf die letzte Stufe gerade die wichtigsten Abschnitte, die jedes Unterrichtsfach erst beenden und krönen. Die Achte Klasse bringt zum ersten Mal in der Religion die Gleichnisse Jesu und die Bergpredigt, in der Geschichte die ganze Zeit nach Friedrich dem Großen, also die Französische Revolution, die Befreiungskriege und die Begründung des Deutschen Reiches. Alle diese wichtigen Abschnitte würden der Hälfte der berliner Volksschüler, da sie die Erste Klasse nicht erreichen,

Google

vorenthalten und weiteren fünfzehn Prozent, die nur ein halbes Jahr der Ersten Klasse angehören, in Bruchstücken übermittelt werden. Dadurch wird der Werth und die Verwendbarkeit des Entwurfes, an dem die gediegensten Kräfte der Lehrerschaft gearbeitet haben und in dem reiche Unterrichtserfahrungen niedergelegt sind, wesentlich beeinträchtigt. Ohne in die Beschlüsse des Lehrplan-Ausschusses eingeweiht zu sein, kann man mit Sicherheit erwarten, daß die hervorgehobenen Abschnitte und andere gleich unentbehrliche der Klasse des siebenten Schuljahres zugewiesen sind, so daß dort ein Abschluß erreicht wird.

Hiernach läßt sich die Stellung, die der Klasse des siebenten und achten Schuljahres in dem neuen Einrichtungplan zukommen wird, richtig beurtheilen und danach die vom Minister festgesetzte Zählweise würdigen. Die Siebente Klasse ist die höchste, die von der Mehrzahl der Schüler vollständig durchgemacht wird; in dieser Siebenten Klasse findet ferner der Lehrstoff, den man den Volksschülern für das Leben mitzugeben sittlich verpflichtet ist, seinen Abschluß. Die Schüler, die aus ihr abgehen, haben ein Anrecht, auf dem Entlassungzeugniß die Bestätigung zu erhalten, daß sie ihre Pflicht gethan und ihre Schulbildung abgeschlossen haben. Die Klasse des achten Schuljahres nimmt nur eine kleine Minderheit körperlich und geistig besonders beanlagter Kinder für ein Jahr auf und bietet ihnen eine über das unbedingt Nothwendige hinausgehende Erweiterung und Vertiefung des Wissens. Diese bevorzugte Stellung wird treffend durch den Namen „Ia“ oder „Oberklasse“ bezeichnet. Ihre Schüler werden, wie sie es verdienen, über die des Durchschnittes herausgehoben, ohne daß Diese unverdient hinabgedrückt werden.

Die Berechtigung der neuen Stoffvertheilung und die Folgerichtigkeit der Zählweise steht also fest. Dennoch wurde die ministerielle Verfügung mit den Ausdrücken der Entrüstung als neues Glied in der Kette von Maßnahmen hingestellt, die die Volksbildung hinunterschrauben sollen. Zu der Schwere und Leidenschaftlichkeit dieser Beschuldigungen stehen freilich die sachlichen Einwände, die man einzeln angeführt hat, in auffallendem Gegensatz. Selbst wenn sie berechtigt wären, würden sie ziemlich bedeutunglos sein. Der Berliner Lehrer- und Lehrerinnenverein hat die vermeintlichen Gefahren der neuen Zählweise in einer Bittschrift an den Minister zusammengestellt und zugleich der Oeffentlichkeit vors Auge geführt. Alle aufgezählten Bedenken laufen auf die Befürchtung hinaus, daß die Bezeichnung der Achten Klasse als Oberklasse dazu führen müsse, sie allmählich ganz zu beseitigen und damit die achtstufige Gemeindeschule zur siebenstufigen, die bekanntlich minderwerthig sei, zu erniedrigen. Zunächst würde, wie die Eingabe meint, die freiwillige Ausdehnung des Schulbesuches über das vierzehnte Jahr allmählich ganz schwinden. Unter den rund 224 000 Kindern, die die Gemeindeschule besuchten, und den 25 000, die aus ihr abgingen, waren aber im Jahr 1911 nur 250, deren Schulpflicht von den Angehörigen verlängert worden war. Diese Zahl ist,

Google

an sich betrachtet und mit den anderen verglichen, so gering, daß sie bei der Bedeutung der ganzen Frage gar nicht ins Gewicht fällt. Die Zahl hat übrigens in den letzten Jahren auch unter den bestehenden Verhältnissen ständig abgenommen und hängt nicht vom Schulsystem, sondern nur von der wirthschaftlichen Lage ab.

Auch die weitere Befürchtung, daß mehr Gesuche um vorzeitige Befreiung vom Schulunterricht einlaufen werden, sobald die Erste Klasse bereits nach sieben Jahren durchgemacht sein kann, ist belanglos. Denn der bloße Wunsch der Eltern genügt nicht, und da Schule und Aufsichtbehörde ihre Entscheidung nach den selben Grundsätzen wie bisher treffen werden, wird das jetzige Verhältniß, wonach unter den 224 000 Schülern etwa 2000 vorzeitig vom Unterricht befreit werden, unverändert bleiben.

Eine stärkere Entvölkerung der obersten Klasse als jetzt ist also nicht zu erwarten. Die selben Schüler, die unter den heutigen Verhältnissen die Erste Klasse erreichen, gelangen später auch in die Oberklasse. Ob jede Schule eine eigene Oberklasse besitzen wird oder ob bei geringerer Schülerzahl die Oberklassen benachbarter Schulen zusammengelegt werden: Das entscheidet später jede Gemeinde nach eigenem Ermessen. Berlin kann grundsätzlich in jeder Schule eine Oberklasse einrichten. Wenn aber in den Vororten mehrere Schulen eine gemeinsame Oberklasse besitzen und Berlin später (die Anschauungen wechseln ja) den selben Weg beschreiten sollte, so entstünde dadurch kein Schade. Eine ähnliche Einrichtung besteht auch an den höheren Schulen Berlins, wo auf vierzehn Realschulen drei Oberrealschulen kommen. Nicht nur wirthschaftliche Gründe, sondern auch unterrichtliche Erwägungen sprechen dafür. Bei kleinen Kindern kann allerdings die häufige Umschulung mitten im Schuljahr und mitten in der Aneignung des fortlaufenden Lehrstoffes mancherlei Schaden bringen; aber die beweglichen Klagen des Lehrervereins treffen auf die dreizehnjährigen Kinder nicht mehr zu. Die werden, nachdem sie in der Ersten Klasse den festgesetzten Abschluß ihrer Ausbildung erhalten haben, gemeinsam mit ihren begabtesten Klassengefährten, denen sie seit Jahren nah stehen, gern in die einige Straßenzüge entfernte Oberklasse einziehen, um dort ihre Kräfte mit den besten Schülern des Stadtviertels oder der ganzen Ortschaft zu messen. Ihre Lehrer hätten sie auch in der alten Schule zum großen Theil gewechselt, denn die Weiterführung von Klassen durch den selben Lehrer findet man meist nur unten, während für die obersten Klassen stets bestimmte, besonders kenntnißreiche Lehrer verwendet werden. Die einzelne Schule, der die Oberklasse fehlt, wird auch keineswegs die besten Schüler für sich in der Ersten Klasse zurückbehalten (was mit der Pflichttreue der Lehrer und Rektoren eben so wie mit den Aufsichtbefugnissen der Behörden unvereinbar ist), sondern sie wird ihren Ehrgeiz darein setzen, in die gemeinsame Oberklasse immer möglichst viele ihrer gut vorgebildeten Schüler zu entsenden.

Go gle

Und nun möge zum Schluß noch ein Blick auf den Unterrichtsbetrieb dieser geplanten Oberklasse geworfen werden, damit man beurtheilen könne, ob sie den Vergleich mit der jetzigen Ersten Klasse zu scheuen hat. Berlin verfügte im Jahre 1911/12 über 620 Zweite Klassen, besaß aber nur 324 Erste Klassen. Deren Zahl ist deshalb so gering, weil zu Ostern und Michaelis bekanntlich eingeschult wird und diese Oster- und Michaeliscoeten bis zur Zweiten Klasse durchgeführt werden, aber nicht weiter. Dann werden beide Coeten fast durchgängig wegen der geringen Schülerzahl zu einer einzigen Ersten Klasse vereinigt, so daß diese Klasse zwei verschieden vorgebildete Abtheilungen enthält. Die zu Michaelis aus der Zweiten nach der Ersten Klasse versetzten Schüler treffen hier eine Abtheilung an, die im Sommerhalbjahr schon den Unterricht genossen hat, den sie selbst im kommenden Winter empfangen sollen. Ein gemeinsamer Unterricht beider Abtheilungen ist also, da der Lehrstoff fortlaufend ist, in vielen Fächern bisher unmöglich; und eine Abtheilung muß sich selbst überlassen bleiben, während der Lehrer mit der anderen arbeitet. Man braucht nicht Fachmann zu sein, um die Mängel dieser Unterrichtsweise zu erkennen, und mit Sicherheit darf erwartet werden, daß in den neuen Lehrplänen dieser Fehler vermieden und getrennter Unterricht an die einzelnen Abtheilungen der Oberklasse nicht mehr zugelassen wird. Die Aufgabe läßt sich gerade bei der neuen Eintheilung leicht lösen. Denn da in der Klasse des siebenten Schuljahres, der neuen Ersten, bereits ein Abschluß erreicht sein soll, bleiben der Oberklasse viele ausgewählte Abschnitte aus allen Wissensgebieten vorbehalten, die unabhängig von einander sind und deshalb mit beiden Abtheilungen gemeinsam durchgearbeitet werden können, nicht nur aus den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst, wo es bisher schon möglich war, sondern auch aus der Glaubenslehre und Kirchengeschichte, aus Bürgerkunde, Handel, Weltverkehr und Naturwissenschaft.

Bedeutet hiernach die neue Lehrstoffvertheilung und die ihr folgerichtig angepaßte Klassenbezeichnung wirklich einen Rückschritt in der Entwickelung des preußischen Volksschulwesens? Wenn man allen Erwägungen das Dogma voranstellt, daß die rein achtklassige Schule mit Abschluß nach der letzten Stufe das Ideal, jede andere Form minderwerthig sei, dann freilich muß die Frage bejaht werden. Ohne vorgefaßte Meinung ist sie zu verneinen. Auch sämmtliche Gemeinden von Großberlin werden, wenn die noch an einigen Stellen vorherrschende, von Lehrervereinen ausgehende Mißstimmung überwunden ist, die bleibenden Vorzüge des neuen Unterrichtsplanes dankbar anerkennen. Jedenfalls werden die Kinder, die aus der neuen Ersten Klasse abgehen, in ihrer abgeschlossenen Bildung denen der früheren Zweiten vorzuziehen sein. Wer aber der Oberklasse ein Halbjahr oder zwei angehörte, wird mehr Wissen in sich aufgenommen haben, als ihm in der bisherigen Ersten Klasse geboten war.

Wilmersdorf. Dr. Georg Heinitz.

Google

# Preußen.

Es wispert in Rheinsbergs Muschelsaal.
Die Pagen kichern und lachen.
„Seine Hoheit, Prinz Heinrich, sind heute so fahl.
Das giebt wieder reizende Sachen.
Heut kommt ja des Königs Majestät.
Da wird unserem Prinzen der Kopf gedreht.
Denn der König will mit ihm sprechen
Und ihm lustig die Wirbel brechen."

Prinz Heinrich ordnet das Puderhaar
Vor dem Spiegel im Bildersaal.
„Hier spielte er, als er noch Kronprinz war,
Und jetzt ist er Korporal.
Hier war er Genie. Jetzt kennt er nur Pflichten;
Jetzt weiß er nichts mehr von Träumen und Dichten.
Verweht ist die letzte Spur
Von Liebe, Geschmack und Kultur."

Am Nachmittag steht, durchgeistigt und blaß,
Der Prinz vor der Majestät.
In seinen Augen flimmert ein Haß;
Und der große König versteht.
Er sieht sich den Bruder prüfend an
Und endlich bricht er des Schweigens Bann.
Er folgt seiner Hunde Spiel:
„Ihr meditirt zu viel!

Verdrehtes Metier. Ich kenne Das.
Der See, diese Luft giebt Grillen.
Monsieur mon frère sind reichlich blaß
Und leben von Eisenpillen?
Das hat mich schon früh der Vater gelehrt:
Zwei Eisenkuren haben Werth:
Der Krieg, mon prince, und die Pflicht.
Das Andere schert uns nicht.

Ich fand mich ja auch in die Rolle hinein.
Ich sehe nicht mehr, was schön ist;
Ein König, Soldat, für den das Schrein
Der Blessirten das liebste Getön ist.
Ah, blague . . . passé der Jugendtraum . . .
Jetzt spritzt mir der Krieg ans Haus den Schaum
Und würgt meine Monarchie.
Ein Lächeln ist Sanssouci.

Google

Was Geist, was Kunst, Genie, Geschmack?
Schlagt tot! 's ist chamade und Last.
Zum Teufel mit Dichter- und Künstlerpack!
Pardon, ich glaube fast . . ."
Des Königs Blicke scheinen gebannt.
„Nicht wahr? Dies Haar? Diese weiche Hand?"
Er bleibt vor dem Bilde stehn . . .
„Eine reizende Dame. Von Pesne?

Der Blick ist Lenz, die Wange weich
Wie Pfirsich von Versailles.
Die Lippen! Von Pesne! Ich sah es gleich!
Und das Kleid à la rocaille . . ."
Da starrt Prinz Heinrich den Bruder an.
Er begreift und lächelt: „Sie sind ein Mann.
Noch ist es nicht zu spät.
Ich komme, Majestät."

Dann haben die Brüder nichts mehr gesagt,
Von Kunst nicht mehr gesprochen
Und haben sich auch nichts vorgeklagt
Und waren nicht gebrochen.
Sie ritten am Abend nach Berlin.
Dann mußten sie Beide nach Böhmen ziehn
Da sorgten die feindlichen Reiter
Für ihre Belustigung weiter.

Sie haben Sieg auf Sieg gesetzt
Und sprachen immer noch nicht.
Nur fanden sie zuallerletzt
Die harte Freude der Pflicht.
Sie wurden ernst und wurden still.
„Ein Jeder weiß jetzt, was er will."
Der König sprach es einmal;
Es war nach dem freiberger Thal.

Am Abend spielte leis in die Nacht
Der König ein Konzert.
Da hat am Feuer der Prinz gelacht.
Dann hat er sich nicht gesperrt.
Eine Thräne schlich ihm die Wange hinab.
Und er sprach in die Gluthen, scharf und knapp,
Den Text zur Melodie:
„Mourir . . . plaisir . . .
Pour la patrie,
Pour la patrie!"

Werner von der Schulenburg.

Google

# Mexikos Bankerot.

Der schwache Madero, der den starken Porfirio Diaz vom Thron gestoßen hatte, erfreute sich des amerikanischen Schutzes. Er fiel als Opfer der Anarchie und wurde durch den Thatmenschen Huerta abgelöst. Alle echten Mexikaner sehen in Huerta, dem schlauen und zähen Stammesgenossen Chingachcooks, den einzigen Mann, der wieder Ordnung schaffen kann. Aber die Staatsmänner in Washington betrachten Huerta als Rebellen und fordern seinen Rücktritt. Er wehrt sich, bleibt und sperrt dem europäischen Kapital die Zinsen. Europa zahlt die Kosten der washingtoner Politik. England und Frankreich sitzen auf einem Haufen mexikanischer Papiere; auf einem hohen, seit der (sonst nicht so gut berathene) Deutsche sich von seinen Mexikanern getrennt hat, als sie wieder einmal gestiegen waren. Niemand dachte an die Möglichkeit einer Zinsensperre. Mexiko hatte seit Jahrzehnten seine Coupons pünktlich eingelöst und war stark geblieben, als andere Staaten ihren Gläubigern schlimme Pein bereiteten. Argentinien, Brasilien, Portugal, Griechenland. Tempi passati. Die schwarze Liste, die vom Council of foreign bondholders geführt wird, gilt nicht mehr, seit die Vereinigten Staaten Centralamerika saniren. Nun aber macht Mexiko auf das weiße Blatt einen dicken Klecks. Die Erinnerung an die schönen Tage der Diazepoche wird wach. Man hört den Namen des besten Finanzministers, den Mexiko je hatte, Limantours; und jetzt ists blutiger Ernst. Als 1893, nach Silbersturz und schlechten Ernten, vom drohenden Bankerot gesprochen wurde, kam das Gerücht von den Baissiers und Alles ging schließlich gut. Mexiko zahlte seine Zinsen. Müssen wir auf die nächste Zahlung nun warten, bis die Yankees den Rio Grande überschritten und auf die Mauern Mexikos das Sternenbanner gepflanzt haben?

Die Einlösung der Januarzinsscheine war für die Zollanleihe von 1899 und für die innere Anleihe von 1885 gesichert worden. Zwei Wochen danach: Zinsensperre. Zunächst für sechs Monate. Aber in solchem Fall bedeutet eine Frist nicht viel. Dem Zusammenbruch der Staatsfinanzen war der Bankerot der National Railways of Mexiko, des größten Eisenbahnnetzes der Republik, vorangegangen. Der Januarcoupon der auch in Deutschland eingeführten 4½prozentigen Prior Lien Bonds konnte nicht eingelöst werden. Den Obligationären wurde vorgeschlagen, statt der Barzahlung sechsprozentige Notes mit dreijähriger Geltung, verbürgt durch Regirungbonds, zu nehmen. Diesem Anerbieten ist durch den Staatsbankerot die festeste Stütze entzogen. Aber den Besitzern der Bonds bleibt keine Wahl; bares Geld bekommen sie ja nicht. Das Kapital der National Railways of Mexiko, ein Stock von rund 800 mexikanischen Dollars, ist auf ein Drittel seines Werthes zusammengeschrumpft. Noch im Juni 1913 wurden von einem internationalen Konsortium, dem auch deutsche Banken angehörten, 6 Millionen £ 6prozentiger Goldnotes der National Railways

Google

übernommen. Die Zeichnung erfolgte in Paris. Eine Zulassung in Deutschland war ausgeschlossen; die preußische Regirung wollte neue Mexikaner nicht an die Börse lassen. (Das war, nach Chicago-Milwaukee, der zweite Streich. Den dritten brachte der zehnte Januar 1914.) Anlaß: Galizien. Ist es nöthig, daß deutsche Börsen sich den Schuldverschreibungen eines Landes öffnen, das deutsche Waaren boykottirt? Gewiß nicht. Also war der Protest berechtigt. Und die Aktivlegitimation wurde durch die Vorbereitung der preußischen Schatzscheinemission erbracht. Um der Meinung vorzubeugen, das Handelsministerium sei gegen alle ausländischen Geschäfte, müßte es stets sagen, auf welche Scheibe der Pfeil abgeschossen war.)

Die National Railways sind nach nordamerikanischem Muster finanzirt worden. Ein Wolkenkratzer aus Werthpapieren. Durch die Verwässerung des Kapitals wurde die Ertragfähigkeit geschmälert; und der Krieg vernichtete die letzten Reste der Rentabilität. Wirthschaftgüter wurden nicht mehr befördert und die Bahn verlor einen großen Theil ihrer Strecken, Brücken und Wagen. Erst nach Jahren und mit dem Aufwand großer Geldmittel könnte der Bahnkörper geheilt werden. Besser als den National Railways erging es der Tehuantepec-Eisenahn, die ihr Netz weit vom Schuß hat. Güter- und Personentransporte bleiben ungehindert; und die Besitzer der (in Berlin notirten) Schuldverschreibungen dieser Bahn haben, außer dem Kursverlust, keine Gefahr zu fürchten. Wie viele Mexikaner in Deutschland liegen, läßt sich nicht errechnen; nur der Gesammtbetrag der in Berlin, Frankfurt, Hamburg eingeführten Anleihen und das Stück, das vom Kurswerth abgeschmolzen ist. Ohne die Schuldverschreibungen der National Railways hat man einen Stock von rund 875 Millionen Mark. Ein Kursrückgang von 30 Prozent ergiebt einen Verlust von 260 Millionen Mark. Das ist immerhin der Rede werth.

Die schlimmste Schädigung erleidet der mexikanische Kredit durch den Zusammenbruch der Währung. Diese Katastrophe trifft den Hauptnerv der mexikanischen Wirthschaft, den Außenhandel; denn die Republik kann ihre Güter nicht zu normalen Preisen an das Ausland verkaufen, so lange ihr Geld werthlos ist. Die feine Arbeit des klugen und gebildeten Limantour, der eine mitteleuropäischen Mustern nachgebildete Währung vorbereitete, ist zerstört. Huerta verbot, unter Androhung strenger Strafen, die Ausfuhr von Gold- oder Silbermünzen. Dadurch sollte die Metalldecke festgehalten und den Banknoten die erforderliche Schwere gesichert werden. Aber alle Gewalt hat das Edelmetall nicht im Land gehalten; und der mexikanische Silberpeso, der einen bestimmten und anerkannten Werth hatte, ist heute nicht viel mehr als ein monetärer Begriff. Wer Zahlungen in Pesos zu erhalten hat, verliert viel; und das Verbot der Goldausfuhr, das bei der Ankündung des Staatsbankerots wiederholt wurde, hat den mexikanischen Wechselkurs im Ausland in den tiefsten Abgrund gestürzt. Ein Land, das nur noch mit Papiergeld von zweifelhafter Güte zahlt, ist



Go gle

im internationalen Geschäft unmöglich. Die Entwerthung des mexikanischen Geldes drückt natürlich den Vermögensstand der eingeborenen Bevölkerung. Wie groß der Schade war, wird man erst sehen, wenn ein neuer Reformator den Kredit wieder festigt. Für die Amerikaner, deren geschäftliche Interessen in Mexiko durch eine zehnstellige Zahl ausgedrückt werden, müßte sich die Initiative von selbst ergeben. Sie können wünschen, die mexikanische Wirthschaft zu Ramschpreisen zu kaufen; hätten aber keinen Gewinn von einem solchen Erwerb, wenn sie nicht für eine haltbare Vergoldung sorgten.

Die Vereinigten Staaten bezogen im Geschäftsjahr 1912/13 für 225 Millionen Pesos Waaren aus Mexiko, das für 98 Millionen von der Union kaufte. Dann kommt England mit 26 und 31, Deutschland mit 25 und 16 Millionen Pesos. Der Gesammtwerth des mexikanischen Außenhandels betrug 496 Millionen Pesos und das wichtigste Ergebniß war ein Aktivsaldo der Handelsbilanz. Die Hauptlieferanten könnten ohne diese Kundschaft bestehen; aber Mexiko kann den Export seiner Waaren nicht entbehren. Wird ihm die Ausfuhr gehemmt, so vergrößert sich seine Verschuldung ans Ausland noch mehr. Der Weltmarkt nimmt von Mexiko Silber, Gold, Kupfer, Blei. Nun ist die Ausfuhr der Edelmetalle verboten, die Kupferminen arbeiten nur mit halber Kraft und die Bleiproduktion ist eingeschränkt worden. Folgen: Entwerthung des Wechselkurses und Steigerung der Bleipreise. Kupfer ist nicht so empfindlich, weil der Weltmarkt aus mehreren Quellen gespeist wird und Ersatz immer möglich ist. Blei aber wird theurer, sobald ein großer Produzent weniger liefert.

Die Hauptschlacht tobt um das Petroleum. Die Standard Oil war vertreten durch die Waters Pierce Co., die Pierce Oil Corporation heißt, seit sie sich von der Standard Oil getrennt hat. Behauptet wird, Rockefeller habe Mexiko, seit dem Konflikt mit seiner alten Agentin, der Waters Pierce, den Rücken gekehrt; doch giebt es Beziehungen zu dem zweiten großen Petroleumconcern (Mexican Petroleum Co. of Delaware und Petroleum Transport Co.). Noch gebieten die Engländer im mexikanischen Oelreich. Die Firma S. Pearson & Son in London ist nicht nur in Mexiko, sondern auch in den südamerikanischen Republiken eine Großmacht. Lord Cowdray of Midhurst, der geadelte Hauptchef des Hauses, Lord Murray of Elibank, Sir Clarendon Hyde: diese Namen haben südlich vom Rio Grande einen guten Klang. Die Petroleumgesellschaften der Pearsongruppe sind: die Eagle Oil Co. (Rohöl und Raffinerie), die Eagle Oil Transport Co. (Transportdampfer) und die Anglo-Mexican Petroleum Product Co. (Außenhandel). Diese drei Werkzeuge arbeiten gemeinsam für die englischen Petroleuminteressen; und daß sie nicht erfolglos sind, zeigt das Minenspiel der Amerikaner. Die Pearsons kontroliren Eisenbahnen, Elektrizitätgesellschaften, Weißblechfabriken. Am Ende werden John Bull und Uncle Sam sich einigen. Muß zuvor aber Mexiko seinen letzten Peso verlieren und seinen Gläubigern den Schlummer stören?

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 31. Januar 1914.

# Das Waarenhaus der vernünftigen Menschen.

Für den Begriff „vernünftige Menschen“ würde ich die Grenze ziemlich hoch nach oben ziehen und recht viele berliner Excellenzendamen, auch manche Millionärin einschließen. (Mit anderthalb Millionen Vermögen sind kinderreiche Familien heutzutage ja nicht mehr reich; sie müssen sich täglichen Einschränkungen unterziehen.) Menschen dieser Kreise sind Kunden der Waarenhäuser, nicht nur wegen des kleinen Kostenunterschiedes, sondern wegen der Ersparnisse an Zeit. Wegen eben dieser Gründe ist der Kampf gegen Waarenhäuser vergeblich; auch erklärte Gegner benutzen ja Dampffähren, statt den hart unter der Konkurrenz leidenden Ruderknechten ein ehrliches Auskommen zu gewähren. Die meisten Kunden dieser Sorte beschäftigen zwar ihren besonderen Schneider, Handschuhmacher und Schuhmacher, ihre Schneiderin und Putzmacherin, ihre Buchhandlung und ihr Blumengeschäft. Aber mit unserer Liste, unserer Sammelkarte in der Hand kaufen wir etwa wöchentlich im Waarenhaus die verschiedensten kleinen Erfordernisse des Alltags.

Wegen dieser Alltagsbesorgungen nähern wir uns einem Millionen kostenden, reich geschmückten Monumentalbau. Fast jede der gewaltigen Spiegelscheiben-Abtheilungen, in denen londoner und pariser Waarenhäuser allerlei Gegenstände mit Preisangabe zweckgemäß und übersichtlich aufbauten, ist in Stilleben verwandelt, in ein Bild. Sehr beträchtliche Summen werden für diese „Kunst“ ausgeworfen. Stoffe und Kostbarkeiten aller Art werden hierfür preisgegeben. Natürlich kann solche Wachspuppengruppe auch in der verfeinertsten Farbenskala, auch in der

Google

sinnig-sentimentalsten Zusammenstellung nicht künstlerisch befriedigen; immerhin erheitern Stilleben die Straße, haben also Einiges für sich. Warum aber sollen wir Glühstrümpfe in einem Alabasterraum kaufen, Einsatztüll unter dem Schatten eines Simili-Trecento-Reliefs, Gummischuhe an einem von Künstlerhand (schlecht) entworfenen Trophäenbogen, Läufer in einer mit Onyx eingelegten Marmorhalle, Schreibhefte, Kasserollen und Nähnadeln an einer überladenen, verschnörkelten, schmiedeeisernen Balkon-Balustrade? Wollen wir eine Lücke im Wäscheschrank ergänzen, so finden wir einen gewaltigen Aufbau; hunderttausend künstliche Rosen schmücken ihn aus, hunderttausend zu Wasserlilien gedrehte Taschentücher wurden hierzu entwerthet. Auch wenn wir Luxusgegenstände kaufen, brauchen wir dazu doch keine Malachitwände, keine Blumenfülle. Diesen Aufmachungluxus, diese Ausgaben für die Dekoration des uns gleichgiltigen Waarenhauses bezahlen wir vernünftigen Menschen, all unsere Einkäufe werden mit einem nicht unbeträchtlichen Aufschlag belegt; statt die Wohlthaten des Großbetriebes voll auszunutzen, tragen wir die Kosten für diesen unnöthigen Schmuck.

Wer hierüber nachdenkt, zahlt diesen Aufschlag unwillig; und Menschen mit einem kultivirten Geschmack leiden geradezu unter dieser mißlichen Pracht. Denn neun Zehntel der Besucher passen zu diesem Luxus, wie Eisbein auf Meißener Porzellan; sie fallen ohne ihre Schuld in verletzender Weise aus dem Ton. Diese kleinbürgerlichen Menschen wirken richtig, vernünftig, erfreulich in einer Elektrischen im Nordosten der Stadt, an der Familienkaffeeküche von Pichelswerder. Inmitten der Marmorwände, Treibhausblumen und Prachtornamente erhalten sie ein traurig groteskes Aussehen. Diese Dekorationen sind nicht nur überflüssig: sie sind unästhetisch. Schuld daran ist nicht etwa eine Liebhaberei der Waarenhausbesitzer. Die glauben vielmehr, es dem Geschmack der Menge schuldig zu sein. Ueberall würde man das Selbe hören: „Das wird eben heutzutage verlangt.“ Weil diese Anschauung bedrohlich auf die deutsche Kulturentwickelung einwirkt, schreibe ich diese Zeilen.

In Ländern alter Kultur wird dies Alles nicht verlangt. Dort hat man mehr Gefühl für Harmonie und Stil. Die pariser Waarenhäuser sind vorbildlich für unsere gewesen; sie bringen im Ganzen Aehnliches, auf dem Gebiet der Mode Hübscheres. Aber Gebäude und Ausstattung sind dem Zweck gemäß einfach, ohne Stilleben und Märchenschmuck, ohne Alabaster, Kamelien und Plastik. Nur in einem Punkt (und er ist für deutsche Kultur überaus bezeichnend) wird dort und in Waarenhäusern aller

Google

anderen Länder ein größerer Luxus entfaltet: die männlichen Angestellten sind wie bei uns angezogen, die Verkäuferinnen jedoch sehr viel besser gekleidet und frisirt. Auch in den Häusern, wo, wie bei uns, in sozialem Sinn auf das Wohlergehen der Mädchen geachtet, ihnen „ein Nebenverdienst“ also nicht auferzwungen wird. In diesem einen Punkt sind aber bei uns die Ansprüche recht bescheiden. Das kommt zuallerletzt. Wie in Paris, so ists auch in London, dieser reichsten Stadt Europas, dieser vornehmsten Stadt der Welt. Da solche Großgeschäfte für die weitesten Kreise, nicht für den Luxus der Reichen, bestimmt sind, würde man Ausstattungpracht dort unpassend und geschmacklos finden.

Zweckgemäßheit ist das Wesen des Stils. Schmucklosigkeit schadet nie, Schmuck an der unrechten Stelle ist immer unschön. Die Verkennung dieser Binsenwahrheiten hat dem neuen Deutschland den oft beklagten Emporkömmlingsanstrich verliehen. Bei Duval in Paris erhält man für geringen Preis eine leidliche Kost; die Räume sind einfach gehalten. Aehnliche, nur weniger sorgsam bereitete Gerichte zu ähnlichen Preisen erhalten bei uns in Berlin minder elegant gekleidete Schichten der Bevölkerung im Monumentalbau. In von Marmor und Goldbronze strotzenden Hallen, die an Kaiser-Mausoleen, Nibelungenburgen oder überputzte Bankettsäle amerikanischer Trustherrscher gemahnen. In allen Theilen des Reichs baut man auf Kosten der Steuerzahler für unsere Beamten, Bürgermeister und Schullehrer Dienstgebäude, die zu Kohlenmillionären mit Haushofmeistern, Diamanttiaren, Brokatgewändern gehören, in denen die spärlich einfache Dienerschaft, der bürgerliche Zuschnitt der Damen, das Dutzendmobiliar grelle Dissonanzen geben (von dem Mißverhältniß der Pensionirung zu schweigen). Postgebäude, die keiner Repräsentation, auch nicht, wie Justizpaläste und Schulräume, einer ethischen Beeinflussung, sondern nur den einfachen Verkehrsnothwendigkeiten dienen, zeigen einzig und allein in Deutschland architektonische Ueberladung, architektonischen Schmuck. Auch diese stillosen, weil unangebrachten, anspruchvollen Spielereien fallen uns Steuerzahlern zur Last (des Mißverhältnisses zu den Witwen- und Waisengeldern nicht zu gedenken). Ueberall der Fassadenluxus. „Das wird eben heutzutage verlangt.“*).

*) Kleinbürgerkram aber, verehrtes Fräulein von Bunsen, scheinen die üppigsten Postämter und Schulhäuser neben den prangenden Hallen des Reichsmilitärgerichtes und des Reichsmarineamtes. Am Lietzensee könnte ein Vicekönig oder Statthalter thronen und dem Parlament eines mittleren Bundesstaates Obdach gewähren. Marineamt? Tirpitz-Oper. „So siehste aus“: könnte zu diesen auf theuren

Google

Ganz anders geht der geschmackvoll verfeinerte Luxus vor. Erst die Pflege des eigenen Körpers, die gefällig moderne, den Mitteln entsprechende Kleidung, dann die Aesthetik der Tag vor Tag bewohnten Räume. Immer einige Blumen, und wären es nur ganz wenige, zur eigenen Freude, sorgsam abgetönte Plauderecken, Stilleben; individuell und bedeutungvoll als Rahmen, als verkörperter Ausdruck des eigenen Daseins; dazu die ruhige Gediegenheit der Bedienung.

Solche Kulturmenschen wünschen sich schlicht zweckgemäße Großgeschäfte mit mustergiltigem Betrieb. Denn darin sind wir sehr verwöhnt. Die Organisation unserer Waarenhäuser ist noch praktischer, noch besser als die in Paris und erst recht als die in London, wo in der Abfertigung und Zustellung der Waaren eine geradezu unglaubliche Rückständigkeit herrscht. Wir beklagen uns auch nicht über die Inseratenverschwendung; in der ganzen Welt zeigt die Reklame eine aufsteigende Linie, sie wird also wohl ihre durch Ziffern zu erweisende Berechtigung haben. Wir möchten jedoch nicht länger für unharmonischen Schmuck zahlen; man soll uns mit solchem neudeutschen Talmiluxus verschonen.

Natürlich sind diese Kulturkreise zu klein, als daß für sie ein großes gutes Waarenhaus erbaut werden könnte. Weiß man aber erst, daß jeder einzelne Gegenstand sich etwas wohlfeiler als bei den Aufmachungnebenbuhlern stellt, so werden diese Massen ganz gewiß nicht fehlen. Dann könnte bei uns langsam ein Gefühl für das Passende heranwachsen, ein Umschwung in dem „heutzutage Verlangten“ sich vorbereiten.

Marie von Bunsen.

---

Boden hingeräkelten Steinmassen der Berliner sprechen. Wie ein Theater, das große Ausstattungopern, Kerkyra und anderen kunstwidrigen Quark herbergen soll. Ans Wasser mußte das Ding (damit Torpedoboote und übermorgen Dreadnoughts vor seinem Thor ankern können) und der Schiffbauerdamm war wohl nicht fein genug; das Theatralische aber ärgert nur Einzelne und schmeckt den Meisten. Allen, die ihre halbe Portion Rinderbrust gern in einer nachgestümperten Kaiserpfalz zerkauen und in Bräutigamswonne erschauern, wenn sie hören „die größte Bar der Welt“ öffne sich ihrem Tritt. Das für Preußen, fürs Reich Wesentliche wurde in schlichter, oft in dürftiger Enge. Jetzt reckt Alles sich in Palastmaße. Nicht in Waarenhäusern nur heißt die neudeutsche Parole: „Aufmachung“.

Go gle

# Jenseits.

## Novelle.

Wer hat die Macht des Südens nie empfunden,
Der nicht ein Höherer zu werden glaubte,
Wenn ihm der heißern Sonne Licht und Luft,
Der Gärten hängende Gefilde lachten.
Dem Jüngling tanzt im Gold der Strahlengluthen
Der kühnsten Träume kürzeste Erfüllung;
Unmöglich scheint es ihm, daß leichtes Leben
Und hohen Schaffens gradeste Vollendung
Nicht auf dem selben starken Strome brausten,
Der jungen Schicksals schnellen Nachen trägt.

Und selbst der Reife wendet gern die Blicke
Von grauen Zweifeln lähmender Erfahrung
Zu Möglichkeiten neuer Zukunft hin:
Sieht er der Welten nächtliche Konturen
Sich lösen zu des reinen Lichtes Sieg,
Sieht er zur Feier innrer Fröhlichkeiten
Sich noch des Elends Weh-Grimasse retten.
„Was fehlschlug", denkt er, „ward nur falsch begonnen,
Nicht ich, das Außer-mir war schuld,
Gab andrer Himmel mir ein andres Leben,
So jauchzten mir die Volksgenossen zu,
Wo heute nur das träge Schweigen gähnt.
Wir könnten Alles: die Gelegenheit
Allein schlägt uns die Funken aus der Seele,
Die reinern Wesens Flammen lodern machen.
In Reuelosigkeit und Schönheit wären
Die Quellen unsers Innern aufgerauscht,
Kein blindes Vorurtheil, kein Aberwitz
Band uns die Welt der heimlichen Gesichte,
Wenn einmal nur wir in der Freiheit blühten
Der weißen Lüfte und der heißen Völker."

So dacht' auch Ritter Heinrich, der zwei Monde
Bei leichtem Südwein und bei Makkaroni,
Bei Mispeln, Hähnchen, Artischocken
Von dicken Erbsen sich und Bier erholt . . .
Und nun voll Reue hin zum Norden wieder
Der Sehnsucht Purpurwimpel lenken sollte.

Vom Eilzug Syrakus-Girgenti sah er
Ueber des Meers erhabene Prairien
(Voll Duft und Glast im Ahnen Griechenlands)
Der Insel leicht geschweifte Ebenen,

Google

Träumend im Spiel und Flirt berauschter Sonne.
Castrogiovannis fein gezackte Zinnen
Thürmten sich gipfelschreitend ihm vorüber;
Noch einmal, wie im Brennpunkt hingelagert,
Von dreien Küsten, dreien Meeren grüßend,
Erschloß sich Macht und Huld Trinakrias.

Da, leicht und biegsam, wie von schwankem Stahl,
Schlüpft in den Abtheil flink ein junges Weib,
Gefolgt vom Schützer seiner schwachen Jugend.
Wie eine Abgesandte dieses Eilands,
In Form und Farben prunkvoll auferblüht,
Schien dieses Bild. O schlanke junge Hindin,
Gazelle, Antilope, Pinie Du!
Aus ihres Haupthaars nächtiger Wetterwolke,
Das nur ein Etwas wie ein Turban krönte,
Doch nicht zu bändigen vermochte, blickte . . .
Nein, athmete ein dunkelglühend Auge,
Das unter Brauen, wie in Stein gemeißelt,
Wie von assyrschem Stifte scharf gezogen,
Der Nase allzu kühnen Ueberschwang
Nur schien um Gnade, Grazie zu bitten.
Wie von Gesängen bebt' der zarte Mund,
Sprach sie mit dem Begleiter; nur zum Thron
Von Rhythmen konnt' sich diese Lippe wölben.
Als hätten Griechen, Römer, Sarazenen,
Friedrichs des Zweiten Völker und Normannen,
All die verwegenen Geschlechterreihn,
Die dies umkämpfte Feld der Sonnensehnsucht
Mit hohen Tempeln und mit Blut bestellt, —
Als fänden sie sich ein und brächten Jeder
Sein Köstlichstes, um einmal noch das Beste
In diesem süßen Kind herauszubilden.

Herr Heinrich sann. Der Fall traf schwer. Doch plötzlich
Bemerkte er des Mannes Blicke stechend
Auf sich gewandt: so lange und so gründlich,
Der Gegenwart entrückt, war er versunken
Im Anblick von Siziliens Meisterstück.
Gedanken kamen ihm, Gedanken gingen
Von blutigen Rächern der verletzten Ehre,
Und schaudernd mit dem Bohrerblick des Mannes,
Spürt' Heinrichs Geist sich langsam, aber sicher
Ihm drei Zoll Eisen in den Busen graben . . .

Er rafft' sich auf, beherrschte sich, sah wieder
Durchs Fenster in die Landschaft, um mit einmal

Google

Aufs Neue sich ob dem Problem zu finden,
Wie schnell die schönsten Hügelketten, Burgen,
Der Horizonte und der Meere Prangen
Vergehn vor eines Menschenkindes Pracht.
Sein Blick traf jach den ihren; wie ein Streicheln
Gings über seine Seele. Sie hielt Stand;
Und bald war es ein Haschen und ein Fliehn,
Ein Listen um die kurzen Galgenfristen,
Die jenes Andern Argwohn ihnen ließ.
Ihr Schirm sank plötzlich hin, traf Heinrichs Knie;
Der faßte ihn begeistert, um ihn selig
Dem Engel, der ihn ließ, zurückzugeben,
Als fast gewaltsam eine rauhe Faust,
Die Faust des Andern, des Gebieters, „Freundes",
Ihm sein Juwel entwand, es selbst zurückgab
Wie ein gestohlnes, noch erwischtes Gut.
~~Gleich~~ Klingen blitzten unter Heinrichs Augen
~~Briga~~anten-, Wildrer-, Raubthierblicke; Kleinlaut
Wollt' er von Sitten seines Landes sprechen,
Als schon der Andre mit Gepäck und Liebster
Ins Nachbarabtheil umzog, dann zurückkam
Und Heinrich, der zu folgen kaum vermochte,
In wildem Sizilianisch, unter furchtbarn
„Ah, oh" und Augenrollen, mit Geberden,
Die bald die Peitsche, bald des Messers Schneide
Zu führen schienen, seine Unthat nachwies.
„Ist meine Braut, ist meine Braut, per Bacco!"
Der ständige Beschluß durchschnitt die Luft,
Bis vor der allgemach verständnißlosen
Und kühlen Miene Heinrichs der Empörte
Sich endlich forthob. Aber Diesem schien es,
Als sei durch Bäche Blutes er gewatet,
Als sei die Rache aus versehrter Ehre
Soeben seinem Haupt vorbeigerauscht.

Girgenti! Agrigentum! Akragas!
Du, Pindars „Schönste Stadt der Sterblichen",
Von zweien Erden träumend, da Europens
Verwehmte Strenge sich hinübersehnt
Nach weichern Ueppigkeiten Afrikas;
Du heißes Lieb, das seinen Dank dem Himmel
In Schwefelbrodem wild entgegendampft!
Herr Heinrich saß auf der Piazza, fiebernd
Vom Glück des Himmels, unter dem er lebte,
Der seligen Bläue über seinem Haupte
In Wonnen ganz erschlossen. Hin zum Meere

Google

Verdämmerte der griechischen Tempel Andacht
Zu melancholischer Verschollenheit.
Ein Cafe Nero und der Cigarette
Leichtlebig Wolkenvolk umdampften ihn;
Kein Rausch der geistigen Getränke durfte
Die holde Trunkenheit der Lüfte stören,
Die lind auf den erhitzten Wangen buhlte.
„Signore, ah, Signore!“ drang es plötzlich
Erfreut an Heinrichs Ohr: und der Othello,
Der gestern ihn mit Schaudern ahnen ließ,
Wie Messers Schneide auf Gebeinen knirsche,
Stand wieder vor ihm. „Ah, wie gehts? Auch hier?
's ist schön da! O Girgenti!!“ Also sprach er,
Als träfe er den ältesten Bekannten
Und ward nur liebenswürdger, schloß ins Herz
Girgenti, Heinrich, Menschheit, je gedämpfter
Der Gegengruß erfolgte. „Ich erkannte
Sofort Sie wieder“, rief er. „O, ich kenne,
Wer einmal Eindruck mir gemacht!“ Herr Heinrich
Blieb stumm. Nur aufgeknöpfter sprach der Andre:
„Sie staunen! . . . Doch Das gestern war nur Scherz . . .
Es hat auch sie erheitert . . . Ja . . . Sie wissen:
Die Weiber schwelgen, wenn die Männer hadern.“
„Ein Scherz?“ dacht' Heinrich. „Darum Mord und Totschlag?“
„Sie sind von England?“ fuhr Der fort. „Von Deutschland? . . .
Amerikaner?“ Er sann tief, ganz tief.
„Amerikaner! Hm!“ Sein Wort bekam,
Da Heinrich schwieg und Der Amerika
Jetzt wirklich für Herrn Heinrichs Heimland hielt,
Fast feierliche Tönung. Milliarden
Erglosteten vor seinem Blick. Er schrie fast:
„Ist sie nicht schön? Gefällt sie Ihnen?“ „Wer?“
„Die Dame gestern.“ „Ihre Braut?“ „Ja, Braut!“
„O, viel zu schön, um nur ein Weib zu sein,“
Sprach Heinrich, „viel zu schön, ein Kind zu tragen,
Zu welken, hinzuschwinden gleich dem Grase . . .“
„Wollt Ihr sie sehn?“ Ein schurkisch Gaunern spielte
In grauen Falten um den Mund. „Sie sehen?“
Fragt' Heinz. „Ich sagte, sie sei schön; nichts weiter.
Ich, dem Ihr gestern nicht einmal erlaubtet,
Die selbe Luft mit ihr zu athmen . . . soll sehn sie?“
„Die Selbe. Sie gefällt Euch? O, ich glaub' es!
Ich führ' Euch hin. Weil Ihr es seid! Auch Ihr
Gefallet ihr! Nur keine Sorge. Ich . . .
Verschwinde, wenn Ihr da seid. Sie ist lustig,
Noch lustiger als schön . . . Bleibt, wie Ihr wollt

Google

Und . . . könnt!“ Es grinste wieder in den Ecken
Des Angesichts. Ein Mißverständniß war
Unmöglich. „Mensch!“ (Herr Heinrich brüllte fast)
„Ihr seid es selbst, der Eure Braut verkuppelt!“
Ein unnachahmlich Spiel, Verwundrung halb
Und halb Geringschätzung für Schwachbegabte,
Verhuschte über den verschmitzten Zügen.
„Was heißt verkuppeln? Heißt es kuppeln, wenn
Ich sie und mich versorge? Kupple ich,
Wenn ich mit Schmuck und Spitzen sie behänge?
Wir brauchen Geld, Das ists, um anzufangen.
Hier, in Girgenti, o! Wenn Einer ‚wagte . . .!“
Und ganz wie gestern im Coupé des Zuges,
Blutunterlaufnen Auges, racheschnaubend,
Schien er mit Dolchen und mit Gift zu drohn . . .
„Wenn Einer nur von den Bekannten hier,
Von Bürgern sich vermäße, ihr zu nahn,
Er käme lebend nicht vom Platz. Doch Ihr?
Ihr seid ein Fremder, heute hier, dort morgen,
Kein zart Erinnern hält Euch ab, zu scheiden.
In einer andern, fernen Stadt erwartet
Euch neue Gegenwart, der Tod des Gestern.
Ihr kommt, Ihr geht, seid heut geliebt und morgen
Vergessen, übermorgen nie gewesen.
Was thuts? Ich halt' es aus. Auch sie und Ihr!
Wir aber haben, was wir brauchen . . . Kommt Ihr?“
Da packt' die Wuth Herrn Heinrich, daß er selbst
Wie ein Berserker auffuhr und den Andern,
Des Lasters satten Bourgeois, empört
Hinwegwies von dem Tisch.

Ein Ekel faßt' ihn,
Als möcht' die Schönheit, die er heut' getrunken,
Den Flitterwahn der Weltbeseligung,
Des Eins von Für und Wider, Nacht und Licht,
Er hinspein dieser Landschaft, jenen Tempeln,
Der Menschheit um ihn, jedem Lachen, Singen,
Das falsch und frech aus ihren Kehlen schrie.
Der Himmel über ihm schien wie besudelt,
Die selige Bläue glich Coulissenfetzen,
Drauf Affenvolk und Gauklerbanden flirrten
Und niederplärrten in den Lärm der Welt.

Hier war ein Fall von „Reuelosigkeit“.
Den Burschen plagte nie ein Wenn und Aber,
Die große Einheit aller Gegensätze

Google

Vollzog sich restlos in ihm; gut war böse
Und böse gut, sobald es ihm beliebte.
Ein Herrscher, überschritt er jede Grenze,
Unangekränkelt von Bedenken, Zweifeln,
Und sonnig, mit des Träumers süßem Lächeln,
Erfüllt' er jeden Stand der „Unschuld", der
Gewünscht ward und bezahlt . . . „Du Faun, Du Vieh,
Du Sohn von einer Hündin, Schlamm-Schmarutzer!"
So drangs noch von den Lippen Heinz, als langsam
Die Straße er hinabschritt zum Hotel.

Im Schreiten, da er aus der Häuser Reihen
Hinaustrat auf die Wunderstraße, die,
Den ‚Felsen der Athena' schlank umgürtend,
Hinausblickt auf das Meer, stahl sich ihm wieder
Die Pracht und Fülle dieser Welt ins Herz.
Was war ein Mensch vor diesen Traumgewalten,
Was galt sein Schwätzen noch in diesem Schweigen!
Und plötzlich sah er, wie unendlich seltsam
Er selbst sich ausnahm in dem ganzen Spiel.
Unsagbar kindlich schien es ihm auf einmal,
Wie zur Madonna er dies Weib verklärt,
Den Mann als ihren Schutz und Stolz gesehn,
Den selben Mann, der ihm dies selbe Weib
Als Freudenmädchen anbot! Hier Phantom und dort
Der Gleichmuth eines Skrupellosen, dem
Sein Herzton der Entrüstung Phrase war.

War es nicht Dummheit? Wie kam er dazu,
Sich zu entflammen gegen Andere, die
Er kaum verstand? Blieb nicht ein Jeder schließlich,
Der er sein mußte? Blieb er es nicht selbst?
Malt' sich nicht deutlich in des Andern Wesen
Der Südmensch, Mittelländler, während er,
Er, Heinrich, noch in seinem Sonnentaumel
So deutsch, so blau und blond verblieb! War nicht
Sein Schwärmen in der Ursündlosigkeit,
In Schwelgerei geeinter Elemente
Das Erbtheil seines Stamms; wars nicht zugleich
Ganz deutsch, im Drang des Schmückens, des Verklärens
Verdroschnes Stroh für Gold zu halten, nur
Weil irre Sonnensplitter drüber kosten? . . .

Schön wars und heimisch. In ihm lag der Zwiespalt.
Erst spintisiren über Welt und Himmel,
Erwägen, wie man reuelos und heiter

Google

Das ganze Menschenthum zur Schönheit löste,
Und dann sich regen um das erste beste
Ihm ungewohnte Abenteuer, vielleicht
Um Jeden, der sein Credo anders las,
Als Pfaff, Dozenten, Katechismus wollten!

Der Andre lebte praktisch seinen Sünden,
Genoß in Unschuld seine Lust der Schuld;
Doch nannte mans mit Namen, thürmte er
Auf Hügel Berge, Welten zu erdrücken.
War nicht Herr Heinrich nur das Gegenspiel?
Er schluckte Teufel, schrak zurück vor Mücken;
Er spie Vulkane, floh vor feurigen Augen;
Er wollt' und durfte Alles und that nichts . . .
Was war zuletzt denn besser? Ja, was galt
Dem Urgeist mehr, ihm, der doch auch den Andern
Aus Laune an den Lebensstrand gespien?

Wars nicht auch dumm, wo rings das Dasein lockte,
Daß er hier einsam in den Abend schweifte?
Sein dunkles Wirthshauszimmer stand ihm plötzlich
Vor Augen sammt der leuchtenden Piazza
Und staunend fragte er das Abendroth:
„Warum die Heiterkeiten, die ich hege,
Die weiten Seligkeiten, meine Feste,
Verstecken in ein ödes Wirthsgemach?
Warum nicht tragen sie ans Licht der Freiheit?
Warum nicht schenken, nicht verschwenden? Hier
Erwartet mich die Dumpfheit . . . Harrt nicht dort
Vielleicht ein neuer Anreiz, neuer Eindruck,
Erfahrung, die ich nie gepflückt, entschwunden
Auf immer, ließ ich heute sie vorbei?
O, daß auf neue, unerhörte Art
Mir dieser Lande Himmel dufteten,
Herab sie träuften Weisheit Sokrates'
Mit Alkibiades' behender Grazie!
Aspasia aber sollt' voll Maß und Anstand
Erhöhten Gastrechts Arsenale öffnen,
Die in der Völker-Esse dieses Eilands
Der Menschen Witz und Anmuth aufgehäuft!" . . .

Er wandte sich zurück; Bedenken schwanden.
Am Ende, dacht' er plötzlich, log mir Jener!
„Braut" war vielleicht die Schöne deshalb nur,
Um mein „Interesse" zu erhöhn, . . . den Lohn?

Google

Es klang ein Lachen. Der Athenafelsen
Warf es zurück und als Gelächter sprangs
Von Fels zu Thal, als sei der Pan der Schlüfte
Im Dämmern aufgestört und schrillte gellend
Von Stein auf Stein hinab zu Meer und Tempeln.
Herr Heinrich lachte. Lacht', daß hier und da
Die Pärchen stehen blieben, hold sich fragend,
Ob es noch andre Narren geb' als sie.
Heinz lachte über seinen großen Zorn,
Die Welt des Bluffs: So tief ergötzlich wars,
Wie hier die Reihe der Unmöglichkeiten
In bunter Wandelbahn vorüberzog,
Wie flatternd über Fratzen, Gaunern, Trümmern
Sein Wetterbanner der Humor entrollte.
In seiner ungewollten Komik, im
Durchsichtigen Spiel der schlichtesten Instinkte
War auch der „Andere" ihm nicht Mensch mehr, nicht
Persönlichkeit. Er war ein Schauspiel nur.

Und abermals wandt' Heinrich seine Schritte:
Dies war die Lösung!

Bei des Weges Biegung
Sah sein Hotel er flammend rings durchleuchtet,
Aus allen Fenstern schwoll der Schein ins Freie,
Wie eine große Heiterkeit sich lachend
Hervordrängt aus der Seele Ueberfluß.

Galt dieses Lachen ihm? Freigut war Licht!
Er wußte: seine Seligkeiten, Feste,
Kein Andrer, Fremder konnte sie ihm geben.
Die große Reuelosigkeit . . . Auch sie
Besaß allein als Schauspiel Kraft. Das Denken
Vermochte in Gelassenheit zu nehmen
Der Welten Treiben in versöhnten Bildern,
Vermochte Jedem seinen Lauf zu lassen,
Wie es dem Himmel und ihm selbst gefiel.
Begab man sich ins Wirbeln der Atome,
Zur schäbigen Materie, wolkte Staub,
Der lichte Flieger ward ein trüber Sklave
Und tausend Herren tauschte man statt eines.

Westend. Paul Mahn.

Google

# Dublin.*)

In jedem Schulbuch steht, daß Dublin die Hauptstadt von Irland ist. Es ist, wie die meisten Sachen, die apodiktisch in den Schulbüchern stehen, nicht ganz wahr, sondern nur so annähernd. Dublin war einmal die Hauptstadt von Irland. Dublin wird später einmal wieder die Hauptstadt von Irland werden. Heute ist London die Hauptstadt von Irland und Dublin nur eine Art Sub-Hauptstadt. So wie früher die Lord-Statthalter von Irland ruhig in England zu bleiben und nur einen Stellvertreter nach Irland zu schicken pflegten.

Wenn man in Dublin spazirt, sieht, fühlt, riecht man überall: gewesene Hauptstadt. Es giebt imposante öffentliche Paläste im klassizistischen Stil; fünf Schritte weiter balgen sich die zerrissenen Jungen im Schmutz, torkeln die Betrunkenen. Seit einem Jahrhundert giebt es kein irisches Parlament; und seitdem ist Dublin zurückgegangen. Früher war diese Stadt die zweite Stadt des britischen Weltreiches. Die irischen Peers mußten wohl oder übel ihre Paläste in Dublin bewohnen, weil das irische Oberhaus hier tagte. Die reiche Gentry kam nach Dublin, weil ein Mitglied jeder Familie entweder dem Unterhaus angehörte oder angehören wollte. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war Dublin eine von den großen Städten Europas. Heute ist es eine provinzielle Stadt mit großstädtischen, ja, weltstädtischen Ansprüchen; eine sonderbare Kreuzung von Paris und Krähwinkel. Eine Stadt mit wenig Industrie und viel industriellem Proletariat. Die Guinneß-Brauerei ist das größte industrielle Unternehmen; aber der Alkoholkonsum in Dublin muß noch größer sein als die Alkoholproduktion. Der Hafenverkehr ist nicht gering. Das kommt von der Auswanderung. Man sieht in schmutzigen kleinen Geschäften göttliches altes Porzellan, Bilder, Möbel; die Stadt wandert langsam in ihre Trödelläden. Außer in einigen verkehrreichen Hauptstraßen ists überall still, wenn nicht irgendein Betrunkener gröhlt. Dann wieder höchste englische Eleganz, schöne Frauen, edle Pferde. Der Vicekönig hält einen förmlichen Hof und dieser Hof erhält der Stadt Etwas von ihrem einstigen Glanz.

Um zu verstehen, was Dublin ist, muß man wissen, was Dublin war: eine Kolonialhauptstadt. Diese durchaus irische Stadt war die Feste aller Unterdrücker Irlands, zuerst der dänischen Wikinge, dann der Anglonormannen, dann aller englischen Geschlechter. Als Ulster noch den wilden O'Neills gehörte und keltisch war wie der hinterste Winkel der Bretagne, war Dublin schon sicherer Besitz der Engländer. In Dublin war verboten, Irisch zu sprechen. In Dublin war erlaubt,

---

*) Aus dem Band „Irland", der im Hyperionverlag erscheint, Impressionen aus der Landschaft, dem Leben, der Stimmung des umstrittenen Inselstaates bietet und viel dem Deutschen Neues erzählt.

Google

jeden Iren totzuschlagen. Das wurde 1361 in dem „Statut von Kilkenny“ feierlich ausgesprochen. Rings um das Gebiet von Dublin wurden Pfähle aufgepflanzt, damit nur ja nichts Irisches hereinkomme. Durch die Jahrhunderte blieb das Kastell von Dublin das Zwing-Uri von Irland; „Dublin-Castle“ bedeutet in der politischen Phraseologie Irlands so viel wie bureaukratische Unterdrückung, Polizeiherrschaft, Kolonialtyrannei. Wenn man die Patricks-Kathedrale besucht, die wichtigste Kirche der irischen Christenheit, findet man die Denkmale von Männern, die gegen die Iren von Irland gekämpft haben; natürlich ist die Kirche seit der Reformation anglikanisch-protestantisch, also vom irischen Standpunkt aus englisch und anti-irisch. Nicht weit davon steht eine noch schönere alte Kathedrale, Christ-Church. Die ist wenigstens gleich von den normannischen Eroberern erbaut worden und war nie ein nationales Heiligthum der Iren, wie das Gotteshaus des Heiligen Patrick. Auch Christ-Church ist nicht der katholischen Majorität der Bürger geblieben. Die mußten sich im Schatten ihrer entfremdeten Nationalheiligthümer funkelnagelneue Kirchen bauen. Wenn man in Irland in gehobenem Stil von den beiden Konfessionen des Landes spricht, sagt man „Kirche und Kapelle“ und meint mit Kirche die anglikanische. In diesem sonderbaren Land sind die größeren Dome für die Wenigen, die kleineren für die Vielen.

Das Kastell, die Patricks-Kathedrale und Christ-Church liegen nah bei einander in dem alten Stadttheil am rechten Ufer des Liffey; ein Komplex von düsteren Thürmen und Zinnen. Etwas weiter davon steht Trinity-College, die Landeshochschule. Bis 1792 konnte hier kein Katholik einen akademischen Grad erlangen; erst seit 1873 sind auch den katholischen Akademikern alle Privilegien und Vortheile der steinreichen Universität zugänglich; aber Trinity-College ist immer noch eine Hochburg des englischen Protestantismus. Das College schickt einen Abgeordneten nach London; dieser Abgeordnete ist jetzt Sir Edward Carson, der Führer der Ulsterpartei, der hartnäckigste Feind des irischen Volksthums. Wenige Schritte weiter, am College Green, liegt das griechisch aufgeputzte Haus der Bank von Irland. Hier tagte bis 1801 das selbständige irische Parlament, das von den englischen Kolonisten gewählt wurde. Als die Iren eben in dieses Haus Einlaß gefunden hatten, wurde es ihnen vor der Nase zugesperrt; mit allen Mitteln der Bestechung wurde die berühmte Union durchgesetzt. Seitdem ist Dublin nicht mehr die Hauptstadt von Irland.

Diese Stadt hat eine große historische Mission gehabt; von hier aus ist Irland gegen die Iren regirt worden. Und diese Stadt ist immer wieder irisch geworden. Das ist das Sonderbare. Wenige Jahrzehnte nach der Zeit, wo die normannischen Barone die alten keltischen Häuptlinge von ihrem Boden gejagt hatten, sprachen die normannischen Barone Irisch, trugen irische Mäntel und irische Namen. Die Soldaten Cromwells erschlugen die irischen Bauern und wurden (wo sie nicht in geschlossenen Massen saßen) selbst irische Bauern. Am Ende des

Google

siebenzehnten Jahrhundert brach Wilhelm von Oranien den letzten wirklich starken irischen Aufstand (an dessen Spitze der letzte katholische Königy von England stand). Im achtzehnten Jahrhundert wurde Irland irischer denn je; es war eine förmliche irische Renaissance. Während England gegen Amerika und die Französische Revolution kämpfte, konnte es die Iren nicht mehr niederhalten; es mußte dulden, daß sich vierzigtausend irische Freiwillige waffneten, um ihr Land gegen eine französische Invasion zu schützen; es konnte diesen Bewaffneten nichts mehr abschlagen. Und nun kam der Gipfelpunkt der bisherigen irischen Geschichte: das dubliner Parlament, dieses Parlament englisch-protestantischer Kolonisten, war so irisch geworden, daß es alle nationalen Träume verwirklichte, eine Erklärung der nationalen Menschenrechte erließ, die barbarischen Katholikengesetze wegfegte. Von 1782 bis 1801 ist Dublin die irische Hauptstadt eines irischen autonomen Staates gewesen. Und die Stadt blühte auf.

Dann ist der unglückselige Aufstand von 1798 gekommen, ein Nachspiel der Französischen Revolution, ein blutiger Rassenkrieg ohne unmittelbare politische Ursachen. Die Engländer hatten eine Gelegenheit, das befreite Irland mit Gewalt niederzuwerfen, die Autonomie zu vernichten. Seitdem hat sich die irische Geschichte nicht in Dublin, sondern in London abgespielt. Die großen irischen Führer waren Mitglieder des londoner Parlaments. Die Iren errangen sich politische Rechte und mußten sie in London ausüben. Das Land ist seither von London aus regirt worden, obwohl der Vicekönig und die angestammte Bureaukratie in Dublin Castle geblieben sind. Als die Iren in Dublin geknechtet waren, blieben sie Iren und machten ihre Unterdrücker zu Iren. Seit die Iren als freie Staatsbürger Abgeordnete nach London schicken; haben sie ihre nationale Existenz fast verloren.

Die Hauptstraße von Dublin heißt O'Connel-Street. Das steht sogar in gaelischen Lettern auf den Straßentafeln. Die schöne gerade Straße wird durch nationale Denkmale entstellt. Kommt es darauf an? Es kommt darauf an, was in den Geschäften der Hauptstraße verkauft wird. Ueberall: englische Sachen. Die Kolporteure laufen schreiend herum und verkaufen die londoner Morgenblätter. Gewiß: sie verkaufen auch nationalistische Zeitungen, mit den wackersten patriotischen Leitartikeln und geheimnißvollen Paradespalten in gaelischer Sprache. Aber die Berichte über das letzte londoner Rennen werden eifriger gelesen; hinten prangen die Inserate von Lyons Tea und Pears Soap. Der irische Nationalist trägt einen londoner Hut und geht zur londoner Lunchzeit in ein typisches londoner City-Restaurant, wo auch nicht eine spezielle irische Speise auf der Karte steht. Nur der Whisky, der Whisky ist irisch geblieben. Nämlich: der schottische ist nicht so stark. In den Schaufenstern der Buchläden liegen Abhandlungen über Homerule und gaelische Grammatiken; aber gekauft werden die neusten Sixpence-Novellen londoner Unterhaltungschriftsteller. In den Theatern werden während der Saison die neusten

Go gle

londoner Schlager gegeben; die vortrefflichen irischen Dialektschauspieler sind nur in London beliebt und haben in Dublin kein Publikum. Der Ire Bernard Shaw hat seine Tendenzkomoedie „John Bulls andere Insel“ für Dublin geschrieben, aber aufgeführt wurde sie in London.

Dublin ist eine englische Stadt mit mehr Lärm, mehr Schmutz, mehr Whisky als die anderen irischen Städte. Und vielleicht mit mehr Musik und Farbe. Irisch ist an Dublin, ist an der ganzen Insel die Sehnsucht nach einem verschwundenen irischen Volksthum. Der Schmerz über Verschmerztes. Den Iren ist nicht, wie den Polen, ein Nationalstaat vernichtet worden; sie haben nie einen gehabt, wenn man nicht das nebelhafte Königthum des guten Brian Boroimhe rechnen will. Irisch war durch ein Jahrtausend immer nur die Abwehr gegen das Fremde. Jetzt steht nicht eine wirkliche moderne Nation als ethnische Einheit da, sondern nur der Jammer um die verlorene Nationalität. Auch Das verbindet. Aber was die Gaelische Liga sonst für den gemeinsamen Kulturbesitz der Nation ausgeben will, die gaelischen Schriftzüge, das Gerede von Barden, Druiden und alten Königen, Das ist nur eine pietätvolle historische Spielerei. Wenn morgen ein Erdbeben die Hauptstadt Dublin zerstört, alle Denkmale historischer Unterdrückung, alle Zeichen des zähen Kampfes um die Assimilation, wenn dann die neue, einige irische Nation auf den Trümmern eine neue Stadt aufzubauen hat, wird sie eine typisch angelsächsische Stadt aufbauen. Was Dublin heute seinen irischen Charakter giebt, ist nur noch die Erinnerung an den englischen Druck. Die Engländer wissen schon, warum sie Dublin jetzt wieder zur richtigen Hauptstadt eines autonomen britischen Bundesstaates machen wollen. Dublin wird den letzten Winkel von Irland anglisiren, wenn Irland frei ist.

Das neue Irenparlament wird dann gewiß noch zehn patriotische Denkmale aufstellen lassen und für Sockel mit Harfen und gaelischen Inschriften sorgen. Doch jeder Abgeordnete wird sich mit Pears Soap waschen, wird Lyons Tea trinken, die londoner Sixpencebücher lesen und ein richtiger Kolonialengländer sein, mit einer alten sentimentalen Neigung zu etwas Unenglischem im Herzen. Nur eine neue Vereitelung der irischen Autonomie könnte aus Dublin wieder eine gaelisch-keltische Stadt machen; wie diese Wandlung geschehen sollte, ist freilich nicht klar zu erkennen.

Ein Gegner der Iren hat gesagt: „Die Iren wissen nicht, was sie wollen, aber sie werden nicht ruhen, ehe sie es erreicht haben.“ Der ruhelose Drang nach Abwehr ist das vom Wesen der Iren Sichtbarste. Wenn Dublin wieder die Hauptstadt von Irland ist, wird eine interessante Spielart der Engländer einen neuen, anglo-irischen Staat bilden, nicht mehr von den Londonern unterschieden als die Bayern von den Ostpreußen. Dublin wird Englands München. Wenn Homerule die Sehnsucht der Iren nach Irland stillt, giebt es keine Iren mehr.

Richard A. Bermann.

Google

# Eisenindustrie.

Schön hat unsere Eisenindustrie in den letzten Jahren gebaut; schön und gewaltig zugleich. Immer riesiger wurden die Maße genommen; von den Erzbunkern bis zu den Werkstätten und Magazinen. Silos bis zu 300 Meter Länge, zwei- und dreifach neben einander, sind gar nichts Seltenes; so in Hagendingen, auf der Adolf-Emil-Hütte, auf dem neuen Hochofenwerk Patural der De Wendels. Und welche Massen werden mit einem Male auf die Gichtplateaus befördert; in schwindelnder Höhe schwebt der Erzkübel, der selbst seine sieben Tonnen wiegt, mit einem eben so schweren Inhalt an großstückiger Minette. Die Gasreinigungen, vor Jahren kleine Nebenanlagen, sind heute großmächtige Fabriken geworden, in denen ein Dutzend komplizirter Apparate steht; man reinigt das Gichtgas trocken oder naß; man geht bis zum Feingas mit 0,01 Gramm. Die „Centralen“ gelten Etwas erst von 25000 PS an; und zwölf Maschinen ist das Gewöhnliche; manche Centralen bergen vierzehn dieser Ungeheuer mit 40000 PS und mehr; auf der einen Seite die Hochofengebläse mit dem kurzen, stoßenden Athem, auf der anderen Seite die Gasdynamos in Reihe und Glied, die kolossalen Schwungräder bewegend. Hochöfen und Cowpers immer höher und weitbauchiger; der Phoenix baut in Ruhrort einen Hochofen von 500 Tonnen Kapazität. Die Mischer aber, in denen das flüssige Roheisen aufgespeichert wird, thun es, wenn sie Etwas auf sich halten, nicht mehr unter 8 bis 900 Tonnen; 1000 Tonnen ist schon sehr häufig und die Gewerkschaft Deutscher Kaiser hat es sogar auf 1200 Tonnen gebracht. Die kleineren Mischer werden überall auf die großen Kapazitäten umgebaut. Die Thomaswerke sind zu Kolossalbauten geworden; und den 30 Tonnen-Konverter sieht man schon sehr oft. Der Martinofen von 50 bis 60 Tonnen ist die Regel; das düsseldorfer Werk des Phoenix hat sogar einen fünften Martinofen von 110 Tonnen bekommen. Man überwindet bei den großen Oefen auch die Schwierigkeiten in der Herstellung von Qualität. Die Rohblöcke sind bis auf 5 Tonnen das Stück angewachsen. Mit einem Blockwalzwerk kommen die besseren Werke nicht mehr aus; zwei neben einander stehende müssen es sein. Man walzt Längen bis zu 120 Meter, so auf der Adolf-Emil-Hütte. Hallen von 300 Meter sind nichts Außergewöhnliches; in Hagendingen ist die Halle vom Blockwalzwerk bis zur Verladung 530 Meter lang. Die Radiatoren-Fabrik der Abteilung Schalker Gruben- und Hütten-Verein von Gelsenkirchen ist 190 Meter lang und 90 Meter breit; sie fertigt in vierundzwanzig Stunden nicht weniger als 4000 Glieder an. Dieses Werk in Schalke ist die größte Gießerei der Welt, nach Ausdehnung wie nach Umfang des Arbeitprogrammes. Drei Fasson- und drei Röhrengießereien, dazu Radiatoren- und Abflußröhren-Gießerei. Zu den modernen Riesenwerken gehört auch die Walzwerksanlage der Mannstaedt-Werke in Troisdorf; acht Hallen neben einander mit acht Strecken; größte Länge dieser Hallen 300 Meter. Hagendingen und



Google

Adolf-Emil-Hütte bekommen etwa sieben Millionen Kubikmeter Gas pro Tag von den Hochöfen.

Solche Massenräume mit ihren gigantischen Produktionen verlangen Transporteinrichtungen. Man bedenke, daß allein auf dem Hochofenwerk Kneuttingen des Lothringer Hütten-Vereins täglich 1200 Wagons zu befördern sind. Die Erze des Minette-Reviers sind von mäßigem Gehalt. Man braucht große Mengen davon; also auch an Koks. Das Roheisen will zum Mischer und Stahlwerk, der Block zum Walzwerk; Schienen und Träger zur Adjustage. Die Fertigfabrikate und Kommissionen wollen in den Wagon. Man sieht zwar auf einem alten Werk noch einige wohlgenährte Pferdchen Schienen an die Bearbeitungmaschinen ziehen; in dem selben Werk mühen sich auch noch viele Männer ab, um einen Wagen mit Knüppeln zu schieben. Aber Das sind Ausnahmen, die mehr in das Museum gehören und wohl auch bald verschwinden werden. Im Uebrigen hat die Industrie das große Problem der schweren Massenbeförderung in bewundernswerther Weise gelöst. Da ist die elektrische oder feuerlose Lokomotive und, vor Allem, der Kran und die Drahtseilbahn; Kräne bis 55 Meter Spannweite bestreichen die weiten Räume und arbeiten so leicht und geschickt wie eine menschliche Hand. Drahtseilbahnen von Meilenlänge sind keine Seltenheit und gewaltige Hochbahnen wecken unser Erstaunen; der Phoenix hat für die Beförderung seines Roheisens vom hoerder Werk nach der Hermannhütte eine Hochbahn von 5 Kilometer Länge hingestellt; die Dortmunder Union schafft den Koks von den eigenen Zechen auf einer Bahn heran, die einen großen Theil des Weges unter der Erde zurücklegt. Solche Anlagen sind theuer, rentiren aber.

Und dann die Kraft! Dampf: bei den Allermodernsten höchstens noch zur Heizung der Werkstätten zu brauchen; oder für die Reserveturbinen. Aber es giebt doch noch Leute, die an dem Dampf mit Liebe hängen. Die De Wendels arbeiten noch viel mit Dampf, aber François de Wendel, der die Schaar der Techniker dort führt, wird auch darin Wandel schaffen. Beim Blockwalzwerk hat sich der Dampf noch am Besten behauptet, selbst bei ganz neuen Anlagen, obwohl die Elektrizität auch da ihren Siegeslauf längst angetreten hat. Im Ganzen aber sind die modernen Werke auf Gas und Elektrizität aufgebaut. Daß man dem Hochofen den Wind mit Gasgebläsen zuführt, ist nun allgemeiner Brauch, aber auch das Stahlwerksgebläse wird immer mehr mit Gas angetrieben. Beim Martinofen reißt man die Generatoren ab; ein Gemisch von Hochofen- und Koksgas liefert ja eine wohlfeilere Heizung als die Kohle. Auf dem Phoenix in Ruhrort wird man gar nur Koksofengase zur Heizung der Martinöfen verwenden und die Hochofengase unter den Koksöfen verbrennen. In den Gießereien von Schalke-Gelsenkirchen, wie auf der Friedrich-Wilhelms-Hütte, wird das Gas zum Trocknen der Gußstücke benutzt. Die Mannstaedt-Werke haben zwei große Besonderheiten in der Krafterzeugung. In der Maschinenhalle sind nämlich neben vier Gas-Dynamos, die mit Hochofengas gehen,

Google

noch zwei Dieselmotoren von je 2000 PS, die ersten Aggregate dieser Größe in Deutschland; außerdem hat das Werk eine große Braunkohlen-Generator-Anlage; die Eier-Briketts des kölner Reviers sind ja frachtlich bequem zu haben. Das Braunkohlengas wird wie Hochofengas verwendet. Auch die Oelfeuerung hat bei Mannstaedt Eingang gefunden.

Ausschaltung der menschlichen Arbeitkraft ist ein Hauptprinzip. Die Mechanisirung der Arbeit beherrscht die Werke. Du stehst in dem endlos großen Hochofenwerk; von der Möllerei bis zu den Centralen kaum ein Mensch; es donnert und poltert, es braust und zischt, aber das Ganze scheint von unsichtbaren Händen geleitet zu sein. In der Elektrohängebahn, die die Erze auf den Ofen schafft, stehen an den entscheidenden Punkten einzelne Leute, um das weitläufige Getriebe vor Störungen zu bewahren; Lichtsignale erleichtern die Verständigung; in der Möllerei, die sich Hunderte von Metern hinzieht, hat ein Mann einen Motor resp. einige Hebel zu bewegen; auf dem Gichtplateau des modernen Hochofens sieht man aber überhaupt keinen Menschen. Der Erzkübel setzt sich automatisch auf den Hochofen, schließt den Ofen und gießt seinen Inhalt in den Ofenschacht. So geht die Arbeit Tag und Nacht, Jahre hindurch, bis der Ofen seine Reise beendet hat. In der kolossalen Gasvertheilunghalle der Adolf-Emil-Hütte sitzt ein Mann, der mit einer kleinen Apparatur den Betrieb regulirt. Natürlich mußten die Leute auf den sinnreichen Mechanismus erst eingefuchst werden. In den weiten Walzwerkhallen sind einige Leute in Bewegung; der wichtigste Mann ist der Steuermann, der das Ganze mechanisch lenkt. Ganz neuerdings, eigentlich spät, hat man bei den Draht- und Schnellwalzwerken die Führungen eingerichtet. Höchst ingeniöse Gießmaschinen nehmen da, wo man ohne Stahlwerk arbeitet, so in Schalke-Gelsenkirchen und Esch, das flüssige Roheisen auf und machen die Herstellung von Sandformen überflüssig. Eine Schüttelformmaschine zum Stampfen des Lehms für Gußstücke ist in Schalke das Neuste; mechanisch ist da die Beschickung der Kupolöfen; eine einzige Bohrmaschine bohrt acht Löcher auf einmal. Mit einer magnetisch ausgerüsteten Maschine wird in Hamm-Phoenix die Verpackung von Stiften bewirkt.

An Licht und Luft ist nicht gespart. Man geht hoch in die Luft, die nichts kostet. Schön und gewaltig hat man auch für die Arbeiter und Angestellten gebaut. Eine Arbeiter- und Beamtenkolonie ist immer prächtiger als die andere; dazu kommen Kasinos, Konsum-Anstalten, Ledigenheime, Speiseanstalten, Schlafhäuser. Der Mann aus dem Mittelstand kann nicht besser untergebracht sein als die Mehrzahl der Arbeiter und Beamten in den Eisenwerken. So muß es aber auch sein. Man hat schon Sorgen genug, Arbeiter zu bekommen und festzuhalten. Man muß den Leuten Annehmlichkeiten bieten, denn die nächste Stadt ist weit und die Zeit, sie zu besuchen, fehlt. Die Millionen, die für freiwillige Wohlfahrteinrichtungen aufgewendet werden, gehören zu den Unkosten. Daran darf nicht gespart werden. Gerade die neuen Werke spannen die Leute scharf an, und bis die neuen Anlagen flott laufen, muß manche Nacht geopfert werden.



Google

Man wirthschaftet sparsam; kein Abfall kommt um. Bei der Begichtung wird scharf darauf geachtet, daß nichts von dem kostbaren Gas entweicht. Der Gichtstaub wird überall brikettirt. In Kneuttingen fängt man im Stahlwerk die Asche in besonderen Kaminen auf. Die Schlackenwolle, wie sie in Troisdorf bei Mannstaedt entfällt, wird zu Filterzwecken verwendet.

Zwei Gattungen von Werken hat man zu unterscheiden, wenn man von den Neubauten in der Eisenindustrie spricht. Da sind die ganz neuen Werke in Esch und Hagendingen, die überhaupt erst hingestellt wurden; und die alten Werke, die ihre Anlagen nach und nach umgebaut haben. Esch ist ein kleiner Ort im Großherzogthum Luxemburg. Man braucht fast eine Stunde scharfen Autotrabes von Luxemburg bis nach Esch und wird manchmal bös geschüttelt, denn die Wege sind vielfach sehr schlecht. Die Deutschen haben Geld ins Land gebracht. Was haben die neuen Werke allein an Terrain gekauft! Der Millionen-Bauer ist jetzt in Luxemburg zu suchen, denn durch die Grundstückskäufe der Industrie ist der Besitzer des kargen Ertrag bringenden Bodens reich geworden; und die Terrainkäufe dauern noch immer fort. Die Deutschen haben das Land reich machen helfen. Aber beliebt sind sie auch dort nicht. Der Luxemburger neigt mehr nach Frankreich; auch in den Hotels muß mans zu seinem Leidwesen merken. In Esch sind zwei neue große Werke entstanden. Das eine ist die Adolf-Emil-Hütte, errichtet von der Gelsenkirchener Bergerksgesellschaft, und das andere errichtet von dem Concern Burbach-Eich-Düdelingen. Hagendingen dagegen liegt in Lothringen. Vor Jahren wars da noch sehr idyllisch. Man stieg dort um, wenn man die Rombacher Hütte besuchen wollte, und trank morgens früh im Freien seine Milch, während die Vöglein munter zwitscherten. Inzwischen hat dort August Thyssen sein Werk hingestellt, das Stahlwerk Thyssen Aktiengesellschaft firmirt. Das Stahlwerk Thyssen ist aber mehr, als der Name besagt. Mit einer Cementfabrik fing es an. Danach wurde ein Hochofenwerk mit fünf Oefen gebaut; dann folgten Stahl- und Walzwerksanlagen. Gelsenkirchen besitzt bei Esch eigentlich drei Werke; vom Aachener Hütten-Verein her noch das alte Hochofenwerk Esch und das Hochofenwerk Deutsch-Oth, früher Athus. Dazu ist die Adolf-Emil-Hütte (Bergassessor Seidel) gekommen, so genannt nach den Brüdern Adolf und Emil Kirdorf; Hochöfen mit Stahl- und Walzwerk. Esch und Hagendingen, früher kleine, unbekannte Orte, sind heute weltberühmte Industriestätten und die ersten Amerikaner kommen nach Esch, um, des Staunens voll, die neuen Anlagen zu studiren. Das Studium lohnt sich und das Staunen ist berechtigt.

Adolf-Emil-Hütte und Hagendingen zeigen sich dem Laien als Schwesterwerke; der Techniker selbst wird natürlich bei seinem Werk was Besonderes finden, zum Theil sicherlich auch mit Recht. Aber in vielen Grundzügen sind die Werke einander doch sehr ähnlich. Beide sind mit großem Wurf hingestellt. Man hat aus dem Vollen gearbeitet. Raum war da; Geld auch; wo die eigenen Mittel nicht reichten, wurden

Go gle

fremde Gelder benutzt, und sie strömten den beiden Gruppen gern und in Fülle zu, aus Bankkredit, Aktien oder Obligationen; Gelsenkirchen ist auf 180 Millionen Mark Aktienkapital gekommen und hat obendrein 70 Millionen Mark Obligationen. An Thatkraft, an Fähigkeit, zu disponiren, und Technikergabe hats auch nicht gefehlt. So hat man ohne Rücksicht auf die Kosten die modernsten Errungenschaften der Technik herangezogen, um Etwas zu schaffen, nicht für den Augenblick, sondern auf Menschenalter, Etwas, das ohne Beispiel in unserer Industrie ist. Man begegnet denn auch auf Schritt und Tritt irgendeiner Besonderheit. Die Aehnlichkeiten zwischen den beiden großen Anlagen treten uns überall entgegen: Bunkeranlagen, gleiche Größe der Mischer; im Stahlwerk das Gießen ohne Gießgrube; Kübelbeschickung; Schieberleisten beim Blockwalzwerk; die unterirdischen Kanäle für die Leitungen. Diese Kanäle sind besonders interessant: übermannshohe Kanäle, in denen alle Leitungen, so für Elektrizität, Wasser usw., vereinigt sind. Das Werk gleicht durch diese Kanäle, die viele Kilometer lang sind, direkt einer ganzen Stadt. Die Zusammenfassung der Leitungen in den Kanälen bietet den Vortheil, daß man ohne Umstände an die Leitungen heran kann. Natürlich haben die Werke auch ihre Besonderheiten. Die Hagendinger rühmen ihre Wasserversorgung. Gemeinsam ist Beiden die klare Disposition in der Lage der einzelnen Werke zu einander. Das ist ja ein wichtiges Kapitel in dem modernen Eisenhüttenbau. Keine unnützen Transporte. Das Material muß in dem Fortgang der Fabrikation den kürzesten Weg haben. Bei Artikeln von dem Gewicht, das hier in Frage kommt, versteht sich diese Oekonomie des Transportes leicht. Im Einzelnen weichen die Dispositionen bei den zwei Konkurrenzwerken von einander ab; jedes Werk hält seine Disposition für die rationellste. Aber diesen Streit, ob achsialer oder vertikaler Anschluß des Walzwerkes, wollen wir den Technikern überlassen.

Nun muß man nicht glauben, daß Esch und Hagendingen lauter neue Gedanken aus dem Boden gestampft haben. Viele Grundgedanken waren schon von den älteren Werken angewendet; so in der ökonomischen Disposition, in der Stellung der Werke zu einander. Keine Transport- und Wärmeverluste; dieser Grundgedanke begegnet uns schon bei vielen alten Werken; und man kann ruhig sagen, daß auch in Oberschlesien, speziell bei Oberbedarf (Boecker-Niedt) und Bismarckhütte (Max Meier), gar manche Anlage sich sehr gut neben dem Westen sehen lassen kann. Der Phoenix hat in Hoerde Thomas- und Martinwerk rechtwinklig zu einander gestellt, während man sonst diese beiden Werke in einer einzigen Linie aufstellt. Das aber ist den neuen Werken in Esch und Hagendingen eigen, daß sie die Grundgedanken in dem Aufbau und Ausbau mit aller Folgerichtigkeit durchgeführt haben.

So leicht wie den Leuten in Esch und Hagendingen ist den alten Werken das Bauen und Disponiren nicht geworden. Sie mußten sich an vielen Orten doch sehr nach der Decke, in diesem Fall also nach dem Gelände, strecken. Vereinzelt, wie auf der Hütte Friede in Kneuttingen

Google

und auf der Dortmunder Union, mußte man neue Werke über den alten Hütten aufführen; der Betrieb darf ja nicht stillstehen, während gebaut wird. Aber wie das Beispiel gerade in Kneuttingen (Generaldirektor Brennecke und Siewers) zeigt, hat man auch auf dem beschränkten Raum Bedeutendes geleistet. Das neue kneuttinger Stahlwerk (auf der Hütte Friede) gehört zu den schönsten und imposantesten Anlagen in Deutschland; an den Walzwerken ist das umfangreiche Walzprogramm zu rühmen. Erstaunlich ist es, zu sehen, was man in den letzten Jahren aus dem hasper Eisen- und Stahlwerk (Generaldirektor Haenel) gemacht hat. Nach Fertigstellung des neuen Martinwerkes verfügt Haspe in Rohstahl über eine Produktion von 400 000 Tonnen bei einem Aktienkapital von 13 Millionen Mark und bei 4,18 Millionen Mark Obligationen; also ein sehr günstiges Verhältniß. Klug bleibt aber Haspe bei seinen mittleren Profilen; Qualität gilt ihm mehr als Massengewichte. In Preßmuttereisen, wie es bei Mannstaedt verarbeitet wird, hat Haspe eine unangreifbare Position. Das neue Martinwerk, das zunächst mit drei Oefen zu 50 Tonnen ausgerüstet wird, arbeitet nach dem flüssigen Verfahren und stellt Martin-Qualität eben so billig her wie Thomas-Material. Das neue Blechwerk hat auch in den Zeiten der schwersten Depression des Jahres 1913 noch verdient, weil es mit die niedrigsten Selbstkosten unter den deutschen Blechwerken hat. Billig zu arbeiten, ist eben heutzutage die Hauptsache; wers nicht kann, bleibt auf der Strecke.

Die Mannstaedt-Werke sind in den Riesenmaßen und mit der klugen Disposition der ersten südwestdeutschen Werke neu in Troisdorf aufgebaut worden. Sie stellen in ihrer heutigen Gestalt die Vereinigung der Sieg-Rheinischen Hütte und der kalker Mannstaedt-Werke dar. Aber von den alten Werken ist nur noch wenig da; was für Prachtanlagen sind an ihre Stelle getreten; ein imponirender Eingang in das liebliche Sieg-Thal. Die innere Verbindung zwischen Kneuttingen, Haspe, Mannstaedt und der düsseldorfer Eisen- und Draht-Industrie wird durch die Persönlichkeit Peter Klöckners und durch Interessengemeinschaften bewirkt. Der Concern Klöckner hat heute in Roheisen und Rohstahl eine Leistungfähigkeit von 1,2 Millionen Tonnen erreicht; er hat also das Niveau des Tonnenmillionärs schon beträchtlich überschritten. In diesem Concern haben die Mannstaedt-Werke eine Veredlung der Produktion erreicht, die wieder in den weltberühmten Mannstaedt-Profilen ihren Höhepunkt besitzt. Was die Mannstaedt-Werke walzen, läuft schon auf Schmiedekunst hinaus. Die Gesellschaft ist darin ohne Konkurrenz; man begegnet den Mannstaedt-Profilen eben so auf der Untergrundbahn in Berlin wie in Ostasien und Südamerika; auf den Ausstellungen in Brüssel und Leipzig wurden die Mannstaedt-Pavillons von allen Fachleuten bewundert; und erste Künstler sind damit beschäftigt, dem Ziereisen immer neue Formen zu geben. Die Mannstaedt-Werke machen auch Auto-Felgen, wie denn ihr Arbeitprogramm weit über die Spezial-Profile hinausgeht. Gießerei

Go gle

und Maschinenfabrik stellen manches wichtige Stück her; auch Rollgänge für Walzwerksanlagen, große Cementöfen und Ständer für Scheren. Eine eben so hübsche wie leistungfähige Anlage ist die Muttern- und Schraubenfabrik; das Rundeisen dafür kommt aus Kneuttingen. Mannstaedt hat auch eine neue Art, die Hochofenschlacke zu granuliren, herausgefunden; dabei wird die flüssige Schlacke trocken geschleudert; als Abfall entsteht die Schlackenwolle. Zwei junge Herren Mannstaedt leiten heute das Werk; der alte Herr ist gestorben.

Der Concern Klöckner gehört, wie der Phoenix, zu den Gruppen, die im Rahmen des Gegebenen mit ruhiger Stetigkeit neu bauen und moderniſiren. Der Phoenix hat gar nicht den krankhaften Ehrgeiz, in Allem vornan zu sein. Man regt sich da auch nicht auf, wenn der Andere für die Beschickung der Hochöfen eine Elektro-Hängebahn baut, während man selbst vielleicht noch hier und da Steilaufzüge hat. Beukenberg ist sehr für moderne Werke und mancher bedeutende Bau ist in letzter Zeit aufgeführt worden; Beispiele: das neue Schnell-Walzwerk in Ruhrort, das neue elektrische Drahtwalzwerk in Hamm und das neue Martinwerk in Hoerde. Aber über dem Bauen wird das Geldverdienen nicht vergessen. Das Selbe kann man von dem Concern Klöckner sagen. Je größer ein Concern, um so mehr muß der Leiter Selbstbeherrschung genug besitzen, um nicht blindlings nach jeder Neuerung zu greifen. Man muß auch aus den Anlagen erst einmal Etwas herausholen, bevor man sie wieder abwirft.

Der Baufanatiker will unter allen Umständen die neusten Werke und die größten Betheiligungen haben. Die Technik peitscht ihn ja auch ruhelos weiter. Der schärfste Vertreter des Baufanatismus ist Hugo Stinnes, die Montan-Sphinx Deutschlands. Ein kluger Mann; er spricht nur selten. Hat bei Deutsch-Luxemburg kein Geld in der Kasse, ließ aber 12 Millionen Mark an Dividenden ausschütten. Weder in den Aufsichträthen noch bei den Banken ist ein Mann, der diesen ruhelosen Geist bändigen könnte. Höchstens der Geldmarkt wäre stark genug, ihn auf einige Zeit festzuhalten. Wird aber in der Geschichte der deutschen Montan-Industrie ein großer und wird persönlich ein reicher Mann sein, wenn er die schweren Lasten, die er sich aufgebürdet hat, durchträgt. Ein fleißiger Mann; die mitternächtige Stunde soll ihn noch bei der Arbeit finden. In seinen persönlichen Ansprüchen noch immer bescheiden; er will aber, wie die Fama im Revier erzählt, in dem mülheimer Stadtwald ein Schloß mit 200 Zimmern bauen. Der Bau wird ohne Zweifel herrlich werden; denn das Bauen versteht Hugo Stinnes. Das muß ihm auch der Neid lassen. Man betrachte die Dortmunder Union! Ein Anderer hätte die Union gar nicht genommen und Differdingen allein würde heute glänzend dastehen, während das Werk jetzt die anderen mit durchschleppen muß und selbst darüber etwas abmagert. Etwa 40 Millionen Mark hat Hugo Stinnes in die Union gesteckt. Von den alten Anlagen ist nur wenig stehen geblieben. Neu gebaut wurde in gewaltigen Dimensionen das Thomas- und das Mar-

Google

tinwerk; zwei große Universal- und eine neue elektrische Blockstraße, ein Preßwerk mit neun Schmiedeöfen, eine mächtige Radsatzfabrik, eine große Bearbeitungwerkstatt für Stahlformguß, Elektro-Stahlwerk u.a. Die Anlagen für Wagon-, Brücken- und Weichenbau wurden vergrößert. In Transporteinrichtungen wurde geschaffen, was die Zeit überhaupt verlangen kann. In Eisenbahnmaterial, Stabeisen, Stahlformguß und vielen anderen Dingen wurden steigende Produktionen und Qualitäten geleistet. Gas und Elektrizität sind die Grundlagen des ganzen Betriebes. Die Maschinencentrale faßt nach völligem Ausbau 15 Maschinen. Ein starker Zug einheitlichen Schaffens geht durch das große Werk. Die Abtheilung Schiffsbau ist nach Emden verlegt worden, wo ein neuer Werkkomplex im Entstehen begriffen ist. Firmen von Weltruf, wie die Deutsche Maschinenfabrik, auch Demag genannt, Berlin-Anhalt, als Bamag bekannt, Haniel und Lueg, Klein in Dahlbruch führen, in engem Zusammenhang mit den Gesellschaften, alle diese Neuanlagen aus.

Und die Folge dieser ausgedehnten Bauthätigkeit? Wilder Kampf um die Arbeit. Betriebseinschränkungen; manches Schnellwalzwerk könnte jetzt mit besserem Recht Langsam-Walzwerk heißen. Preissturz bis um 35 Mark für die Tonne. Das ganze Verbandswesen über den Haufen geworfen. In Stabeisen, Blechen, Röhren maßlose Unterbietungen. In Draht sieht man ernsthaften Verwickelungen entgegen. Der Weltmarkt in Radsätzen deroutirt. Wie soll man sich aber auch über Verbände, die doch die naturnothwendige Ergänzung des Exports sind, verständigen können, wenn einzelne Werke allein so viel verlangen, wie bisher die ganze deutsche Industrie hergestellt hat. Erst Ende 1913 begann, bei Röhren, ein Umschwung. Dem Niedergang auf dem Eisenmarkt entspricht die Kursverherung an den Börsen. Auch die Bilanzen der einzelnen Gesellschaften zeigen die Wirkung der Bauthätigkeit; wie manche Gesellschaft wartet auf den Augenblick, wo sie sich mit neuen Aktien oder Obligationen liquider machen kann! Phoenix und Hoesch freilich haben die Dividende aus eigenen Mitteln bezahlt und dann sogar noch Geld übrig behalten.

Mußten Sie denn nun so viel bauen? Danach fragte ich einen der Generaldirektoren, der mir mit berechtigtem Stolz alle seine Herrlichkeiten gezeigt hat. Der Mann war über diese Frage so verblüfft, daß er einen Augenblick still war. So selbstverständlich schien ihm das Bauen. Das Grundmotiv für diese ganze Bauthätigkeit ist ja auch gut: man will vorwärts; denn man darf hinter der Konkurrenz nicht zurückbleiben. Man will die Selbstkosten immer weiter verringern; man muß es auch, denn die Unkosten, die nicht zu umgehen sind, steigen in beängstigender Weise.

Emil Kirdorf hat angefangen. Als er die großen Fusionen gemacht hatte, war er ein Riese in Kohlen, aber von mittlerer Statur in Stahl. Und dann die Verbände! Die Hüttenzechenfrage! Harpen ist eine der größten Gruppen unter den Reinen Zechen, aber Müser hat

Google

doch den Anschluß verpaßt. Emil Kirdorf hat die richtigen Konsequenzen aus den Forderungen der Zeit gezogen. Gelsenkirchen kann nicht nur in Kohlen groß sein. Deshalb baut es die Adolf-Emil-Hütte. Man bekommt dadurch auch die Vortheile der flüssigen Verarbeitung des Roheisens. Thyssen widerspricht erst, geht aber dann hin und thut das Selbe. Aber wenn Zwei das Selbe thun, ist es nicht das Selbe. Höhnisch verbreitet die Fama, daß Thyssen in Hagendingen zu theuer arbeite. Die Adolf-Emil-Hütte soll den Stahl so billig machen wie Hagendingen das Roheisen. Das Gerede von den unzulänglichen Erzen für Hagendingen scheint nicht unbegründet zu sein; aber die hagendinger Leute erwidern, daß sie Das durch sonstige Vortheile in ihren Einrichtungen mindestens ausgleichen. Immerhin heißt es von verschiedenen Seiten, daß Thyssen über den Verkauf des hagendinger Werkes verhandelt hat. Namen werden genannt; so habe De Wendel 50 Millionen geboten, während Thyssen 80 verlangt habe. Noch jetzt hält man einen Verkauf des hagendinger Werkes an De Wendel für möglich; und es wäre keine schlechte Lösung nach beiden Seiten hin. De Wendel, wo Generaldirektor Pastor die kaufmännischen und Verbandsfragen leitet, käme in den Besitz eines schönen Werkes und brauchte die jetzt mit großer Energie in Angriff genommene Modernisirung eines Theiles der eigenen Werke nicht fortzuführen. Der finanzielle „Dreh“ wäre dabei doch leicht zu finden.

Adolf-Emil-Hütte und Hagendingen haben dann die Anderen mit fortgerissen. Eins ergab sich aus dem Anderen. Der Eine, der Draht herstellt, will sich sichern für den Fall, daß eine Mißkonjunktur in Draht kommen sollte; er baut also ein Blechwerk. Dazu gehört aber Martinmaterial. Also baut er ein Martinwerk. Martinstahl macht man am Besten bei dem flüssigen Verfahren, wie Phoenix-Hoerde und Haspe es haben. Für das flüssige Verfahren braucht man Roheisen; also baut man einen neuen Hochofen. Weil man größere Längen auswalzen will, muß ein neues Blockwalzwerk gebaut werden. Das elektrische Blockwalzwerk aber verarbeitet große Mengen und rasch; kaum ist der eine Stich beendet, folgt schon der neue Block scharf durch die Walze. Größere Leistungfähigkeit des Blockwalzwerkes oder, wie in den meisten Fällen, der zwei Blockwalzwerke hat größere Stahlwerke und Hochöfen zur Voraussetzung; und so geht es weiter. Phoenix-Hamm kann sich aus seiner Vorrangstellung in dem Weltdrahtgeschäft nicht verdrängen lassen, weil Stinnes in Sankt Ingbert so wild losgegangen ist. Folglich muß Hamm seine Fabrikation auch erweitern.

Das Inland aber kann diese ungeheuer erhöhte Produktion nicht aufnehmen, trotzdem da der Verbrauch an Eisen pro Kopf von 112,2 Kilogramm im Jahr 1904 auf 155 Kilogramm im Jahr 1912 gestiegen ist. Luft aber muß sich die Eisenindustrie schaffen; darum setzte eine gewaltige Exportthätigkeit ein. Wer, wie Klöckner, eine starke Handelsorganisation besitzt, ist den Anderen voraus. Der deutsche Eisenexport hat zum ersten Mal in der Geschichte des neuen Reiches im Jahr 1913 die Milliarde Mark überschritten; und auf dem Weltmarkt erleben wir

Google

in Eisen zwischen den ersten Exportländern vielleicht einen Zusammenstoß, bei dem es Scherben giebt. Nicht die Noth allein ist es, die die Industrie auf den Weltmarkt getrieben hat. Sehr richtig sagt sich die Industrie in ihren erleuchtetsten Köpfen, daß der Eisenexport gute Checks auf das Ausland hereinbringe, also unsere Zahlungbilanz verbessere. Die Eisenindustrie will uns also mit der nachdrücklichen Förderung des Exportes liquider machen, nachdem sie selbst durch die Aufwendungen für die Neubauten so große Theile des Nationalvermögens festgelegt hat. Wird der Geldmarkt leichter, dann wird auf dem Baumarkt eine neue Belebung einsetzen: und damit eröffnen sich der Eisenindustrie neue Hoffnungen. Was will Gelsenkirchen mit seiner Radiatoren-Abtheilung, die gewaltiger ist als die der Nationalen Radiator Co. in Schönebeck, wenn nicht tüchtig gebaut wird? Absatz müssen wir haben. Nach Absatz, Massenabsatz, schreit die ganze moderne Technik. Man stelle sich in eine ganz beliebige Werkstätte, etwa in Hamm-Phoenix, wo Stifte, oder Mannstaedt, wo Schrauben gemacht, oder Kneuttingen, wo Moniereisen gewalzt wird: Absatz, Verkauf ist das Wichtigste. Machen können wir so viel, daß wir die Erde bedecken und versorgen können. Ein ganz besonderer Pfiff bei den letzten Neuanlagen der Eisenindustrie besteht nämlich in ihrer Erweiterungfähigkeit. Die Werke sind auf Zuwachs gebaut. Man kann schon jetzt auf vielen Anlagen bequem das Doppelte leisten und ungezählte Techniker lauern auf den Augenblick, wo sie rechts und links anbauen können; der Platz dafür ist schon vorgesehen. Falsch ist also die Annahme, daß die jetzige Krisis den Eifer der Werke, zu bauen, gedämmt habe. In der Krisis bauen wir billiger, lautet jetzt das Argument; und wer die Mühe nicht scheut, durch die Werke zu wandern, kann an den zahlreichen Baustellen seine Kletterkünste probiren. Auch ganz neue Werke sollen entstehen; die Gutehoffnunghütte scheint an ihrem Plan, bei Diedenhofen zu bauen, festhalten zu wollen. Collart möchte auch endlich das lange erstrebte Stahlwerk haben, obwohl sich Felten und Guilleaume, also die AEG, in diesen Zeiten leicht auf Jahre hinaus mit Halbzeug sichern könnten. Der Phoenix dagegen wird, verständig geleitet, wie er ist, nicht nach dem Südwesten gehen. Auch die Stumms scheinen ihren Plan, in Neckingen zu bauen, fallen zu lassen. Sonst aber sind noch ungezählte Neubauten und Modernisirungen im Gang oder geplant: Hochöfen, Blockstraßen, Schienenwalzwerke, Stahlwerke usw. Es gäbe einen hübschen Berg Papier, wenn man von Dortmund bis Ruhrort, von Düsseldorf bis Hagendingen alle Berechnungen und Pläne von Neubauten und Vergrößerungen auf einander thürmen wollte.

Ein Gutes haben die neuen Werke ohne Zweifel gehabt. Sie haben der Technik die Gelegenheit gegeben, große Aufgaben zu bewältigen. Sie haben die gesammte Eisenindustrie von Neuem in Bewegung gebracht: und dieser beispiellose Wettkampf schuf Deutschlands Eisenindustrie die Aussicht, den ersten Platz in der Welt zu erringen.

Dr. Georg Tischert.

Go gle

# Briefe.

Oft hatte ich Gelegenheit, Ihnen vollständige Uebereinstimmung auszusprechen, wenn Sie in der draußen sehr verbreiteten „Zukunft“ Uebersee- oder Kolonialangelegenheiten behandelten. Mit wirklicher Betrübniß aber haben Ihre zahlreichen Ueberseefreunde von dem Artikel Kenntniß genommen, welchen Herr Dr. Fritz Reck-Malleczewen in der „Zukunft“ über uns veröffentlichte. Ich lebe seit 1895 draußen, war mehrere Jahre an der „Westküste“, sieben Jahre Landwirthschaftlicher Sachverständiger im Ministerium des Fomento in Mexiko und bin jetzt Direktor der Volkswirthschaftlichen Abtheilung bei der hiesigen Provinzialregirung, in einer Stellung, die ich auf Vorschlag der deutschen Regirung unter fünfunddreißig Bewerbern erhielt. Ich erlaube mir, Ihnen Das mitzutheilen, um meine Befähigung zur Beurtheilung von Ueberseeangelegenheiten zu erweisen. Der Deutsche hat sich im Allgemeinen im spanischen Amerika gut bewährt und wird geachtet, weil er geschäftlich tüchtig ist und sich den doch nun einmal gegebenen Verhältnissen anzupassen versteht; er ist, als Mensch, lieber gesehen als ein Engländer oder Nordamerikaner. „La simpática colonia alemana“ ist die ständige Reporterredensart, wenn Festlichkeiten im Deutschen Klub in Mexiko, Lima oder Buenos Aires beschrieben werden sollen. Geliebt werden wir und die anderen der germanischen Rasse Angehörigen hier freilich nicht; man braucht unsere Intelligenz und kauft unsere Waaren, weil man überzeugt ist, daß sie besser sind als die der anbietenden Konkurrenz. Kommen aber öfter solche Zweifel, wie wir sie über die Türkenkanonen und den Kruppskandal in der hiesigen, von Paris, London und New York aus instruirten Presse bis zum Ueberdruß fanden, so wird es bald damit vorbei sein. Die Literatur giebt von der Stimmung der Gebildeten ein gewisses Spiegelbild. Die lateinisch-amerikanischen Schriftsteller sind ja bei uns gar nicht bekannt. Wer kennt in Berlin Ruben Dario oder Vargas Vila, die einen so außerordentlich großen Einfluß auf die zeitgenössische kreolische Literatur üben? Sie und die kleineren Götter sind in Paris in die Schule gegangen und mit französischem Geist getränkt; selbst wenn sie nie in Frankreich waren, sehen sie doch in der Niederwerfung Frankreichs und in der Belagerung der ville lumière eine der gesammten lateinischen Welt angethane Schmach; noch heute, nach vierundvierzig Jahren. Dafür zeugt schon das von Vargas Vila über die germanischen Barbaren Gesagte; dabei ist er, wenn ich nicht irre, Kolumbianer, gehört also einem Volk an, mit dem wir nie das Geringste zu thun hatten. Und wie spricht er über unseren Kaiser, dessen körperliche Fehler er nicht mal verschont! (Dazu muß man allerdings Mestize sein.) Unsere Stellung haben wir uns also, noch dazu gegen die gut eingeführte englische, französische und nordamerikanische Konkur-

Google

renz, nur durch persönliche Eigenschaften erworben. Einer der häufigsten und thörichtesten Vorwürfe, die man uns macht, gilt der Thatsache, daß Mancher seinen Vornamen ablegt oder ins Spanische, Portugiesische umformt. Hier ists aber üblich, im täglichen und geschäftlichen Verkehr den Vornamen zu gebrauchen, mit dem vorgesetzten „Don“; sogar auf der Post, besonders in den vielen Hunderten kleinerer Orte; erhält man seine Briefe leichter, wenn man unter einem spanischem Namen bekannt ist, da das Lesen und Aussprechen der germanischen Namen den doch nur mangelhaft vorgebildeten Postbeamten die größte Schwierigkeit macht. Das kann Ihnen jeder Ueberseeer bestätigen. Also aus rein praktischen Gründen ist dieser Brauch eingeführt und empfehlenswerth. | Der Kunde, der von draußen hereinkommt, findet viel eher das Geschäft (die tienda) von Don Carlos und Don Pablo als von Hagemann & Sommerfeld. In diesen Ländern, in denen Verfassung, Regirung, Beamte und Alles, was zum öffentlichen Leben gehört, einem fortwährenden Wechsel ausgesetzt sind, nützen die persönlichen Beziehungen und intimen Lokalkenntnisse eines kaufmännischen Vicekonsuls viel mehr als die umständliche und amtliche Thätigkeit eines Berufskonsuls. Wie mancher Landsmann ist vor Gewaltthat und Unrecht, besonders im Inneren, bewahrt worden, weil der Konsul im Hauptamt Geschäftsfreund und Gläubiger des Richters oder Jefe Politico war! Das sind doch Thatsachen, die Jeder hier kennt. Mit Phrasen ist hier nichts zu machen. Eine Hand wäscht die andere. Der Berufskonsul, der von einem Ort zum anderen wechselt, nie warm wird, oft kaum die Sprache beherrscht, kann hier nicht den selben Nutzen bringen wie der altansässige, angesehene, begüterte, meist mit den lokalen Machthabern verwandte kaufmännische Konsularvertreter. Wer könnte unseren zahlreichen deutschen Handlungreisenden, diesen unermüdlichen Pionieren unserer Handelsausdehnung, bessere Auskünfte geben? Und für unsere volkswirthschaftliche Entwickelung ist es wichtiger, Konsularvertreter zu haben, die damit Bescheid wissen, als juristisch gebildete Beamte, die wohl einen Globetrotter von der Art des Herrn Reck angenehm empfangen können, aber der Kolonie und dem Handel wenig nützen. Solche Konsuln leisten die besten Dienste auf den großen Plätzen, wo sie volkswirthschaftliche Beobachtungen anstellen und darüber berichten können und wo der vermehrte Geschäftsbetrieb einen Beamten fordert. Aber auf kleineren Plätzen (wo wir, schon der Schiffahrt wegen, Vertreter brauchen) sind kaufmännische Konsuln besser. Auch in die Klagen über die Unzulänglichkeit unserer diplomatischen Vertreter kann ich nicht einstimmen. Unser Material ist nicht schlechter und nicht besser als das anderer Nationen; schädlich ist nur der zu rasche Wechsel der Beamten. Die Herren können ja nie warm werden, und wenn sie anfangen, in ihrem Wirkungskreis Nützliches zu leisten, müssen sie fort. Das müßte geändert werden. Was Herr Dr. Reck über unseren Ueberseehandel sagt, ist mir nicht verständlich. Wem verdanken wir denn unser großes Absatzgebiet? Der

Google

unermüdlichen Arbeit unserer Ueberseekaufleute; denn die englischen und amerikanischen Waaren, die uns zu gleichen und oft besseren Bedingungen angeboten werden, sind in den meisten Branchen von gleicher Qualität, und daß unser Export ungemein rührig ist, beweisen ja die beweglichen Klagen unserer Konkurrenz. Als Musterbeispiel möchte ich die deutsche Kolonie in der Hauptstadt Mexikos und die wundervollen Plantagenkolonien an der Westküste von Guatemala und Südmexiko anführen. Was über das Leben und Treiben unserer jungen kaufmännischen Angestellten gesagt wird, ist recht oberflächlich. In unseren Kreisen wird eben so Sport getrieben und Familienverkehr gepflegt wie bei den Engländern. Auch deren Jugend schlägt manchmal über die Stränge. Daß der Kreis der Vergnügungen eng begrenzt ist und Grobes einschließt, liegt in den gegebenen Verhältnissen. Der Maßstab, den Reck an Alles legt, wird sichtbar, wenn er das betriebsame und für Südchile wichtige Punta Arenas ein Tscherkessendorf nennt. Das aber sind wir von den Grünhörnern gewöhnt. Wir kennen ja diese Herren, die gleich nach der Ankunft sich in dem Café de Diligencias in Veracruz, in Aues Keller in Buenos Aires oder in unseren Klubs in Havana, Santiago oder Lima herumdrücken, mit dem nächsten oder übernächsten Dampfer wieder abfahren und dann über die Länder urtheilen, in denen Millionen unserer Landsleute ein gutes Fortkommen und eine angesehene Lebensstellung finden und nach denen Milliarden unserer Waaren abgesetzt werden. In Centralamerika giebt es keine Niggerexcellenzen, Herr Dr. Reck, sondern Kreolen; und wenn ein deutscher Dampferkapitän dort die Flagge eines Staates setzt, dann gehorcht er der Schiffsetikette. Wie sollen unsere großen und mustergiltigen Schiffahrtgesellschaften ihr großes Kapital verzinsen, wenn sie nicht ausländischen Passagieren den Aufenthalt an Bord angenehm machen? Von den relativ wenigen deutschen Fahrgästen können sie nicht leben. Wenn eine Nachricht nicht ausgehängt war, ists die Schuld der amerikanischen Telegraphenagentur, die sie eben nicht übermittelte. Die Schiffsleitung läßt alle Meldungen sofort in deutscher und englischer (oder spanischer Sprache) veröffentlichen.

Cordoba (Argentinien). Hellmuth Juan Ludewig.

(Was soll ich mit meinem schönen deutschen Vornamen Hellmuth hier anfangen? Der Spanier spricht ihn Eljmus aus: H stumm, ll = lj, th = s. Da scheint mir die Umwandlung meines zweitens Vornamens Hans in Juan immer noch vernünftiger.)

II. Die Aeußerungen über die Ueberseedeutschen, zu denen auch ich als Vertreter deutscher Industrien in Südamerika mich zähle, müssen selbst den tolerantesten Deutschen verletzen, da es sich hier nicht mehr um scharfe Kritik, sondern um eine Entstellung der Thatsachen handelt. Herr Dr. Reck scheint sich vor seiner Reise unter den deutschen Vicekonsulaten in Südamerika Repräsentationstellen großen Stils vorgestellt zu haben, wo man nichts Anderes zu thun hat, als durchfahrende Vergnügungreisende gastfreundlich aufzunehmen, und ihnen

Google

zu ihren Ausflügen „Bärenführer“ zu Verfügung stellt. Dann ist er natürlich enttäuscht worden, als er in den zum Theil noch kulturell recht primitiven Plätzen Vicekonsuln getroffen hat, die außer ihrer Würde noch einen Nebenberuf haben: Kaufleute, die natürlich zunächst ihren Geschäften nachgehen. Ich bereise seit mehreren Jahren die südamerikanischen Republiken, insbesondere Argentinien und Chile, und kann daher aus meiner Erfahrung behaupten, daß gerade wir Deutschen mit unseren Vicekonsuln und Konsuln durchaus zufrieden sein dürfen. Die Vicekonsuln sind nicht im deutschen Sinn Krämer, sondern wirkich Kaufleute, mit reifer Lebenserfahrung, die sich um das Deutschthum hier besondere Verdienste erworben haben. Gerade in Punta Arenas, in der für die Schiffahrt gefährlichen Magelhaensstraße, wo deutsche Dampfer ständig verkehren, ist die Vertretung des Deutschen Reiches unentbehrlich und wir Kaufleute, die wir doch in erster Linie daran interessirt sind, sehen es lieber, wenn der Konsul Kaufmann ist, und danken bestens für den „deutschen Kerl, mit Herz und Maul auf dem rechten Fleck, ehemaligen preußischen Kavallerieoffizier“; die „Krämeralluren“ sagen uns immer noch besser zu als deren schnodderiger Kasernenton. Die Moralpredigt für den deutschen Ueberseehandel konnte sich Herr Dr. Reck auch besser überlegen. Er scheint nicht zu wissen, daß der deutsche Exporthandel den englischen im letzten Jahr bereits an Umfang eingeholt hat und ihn in aller Kürze sicher übertreffen wird. Daß es auch unter den deutschen Commis in Südamerika Sumpfpflanzen giebt, will ich nicht in Abrede stellen; aber nicht nur unter den deutschen. Ich treffe oft genug Engländer, die am Whisky zu Grunde gehen, trotzdem sie „im Frack diniren“. Und daß sich die jungen Deutschen hier nicht auch im Sport bethätigen, ist unzutreffend; sie stehen den Engländern darin nicht so unendlich nach, haben aber auch nebenbei noch Interesse für Literatur und bemühen sich vor allen Dingen, die Landessprache zu lernen. Ist es nicht ein Zeichen von Streben und Intelligenz, wenn der Deutsche hier in wenigen Monaten Spanisch spricht, was der Engländer nicht in Jahren oder nie fertig bringt? Das liegt nicht nur am Talent, sondern an der Willenskraft des Deutschen, der seine freien Abende dazu benützt. Warum übersieht Herr Dr. Reck die Vorzüge der Ueberseedeutschen? Alle Welt beneidet uns um unsere Anpassungfähigkeit, ohne den kindlichen Gedanken, daß wir nachäffen. Warum gehen die großen Aufträge für die Bedarfsartikel des täglichen Lebens nach Deutschland? Weil wir verstehen, den Bedürfnissen des Landes Rechnung zu tragen, weil wir die Verhältnisse studiren und erfassen und unsere Erfahrungen praktisch verwerthen. Herr Dr. Reck wird wohl eine merkwürdige Ausnahme bleiben, wenn er die deutschen Dampfer so sehr tadelt. Ich kenne unzählige Argentinier, Chilenen, Franzosen, Engländer usw., die die deutschen Dampfer allen anderen vorziehen, und es wird wohl keinem Deutschen einfallen, auf englischen Dampfern zu reisen, weil er auf den deutschen Schiffen „zu liebenswürdig“ be-

Google

dient wird. Den Beweis, daß wir Deutschen unser Kaufherrenthum im Ausland zu behaupten vermögen, haben unsere weltmächtigen Ueberseehäuser längst erbracht.

Buenos Aires. Ernst Tichauer.

III. Zwei so gewichtige Männer wie Vaihinger und Fritz Mauthner haben, getrennt von mir, Gruppes Bedeutung zu erkennen gewußt. Vaihinger hat schon 1911 auf Gruppe hingewiesen; von philosophischen Werken war ihm jedoch, wie mir, nur der „Antaeus“ bekannt. Diesen aber citirte er ausführlich und ließ dem Denken des wackeren deutschen Mannes alle Ehre widerfahren. Mauthner aber gebührt das Verdienst, als Erster den ganzen Gruppe erkannt und gewürdigt zu haben. Er war es auch, der mir (da ich ihm, nichts ahnend von seiner Kenntniß Gruppes, den Vorschlag machte, ich wolle in der „Bibliothek der Philosophen“ den „Antaeus“ herausgeben) mittheilte, er selbst sei gerade damit beschäftigt; und er wars, der mich auf die beiden glänzenden und gewichtigen Hauptwerke Gruppes hinwies. All Dies habe ich in dem von beiden Gelehrten erwähnten Artikel erzählt; er lag den beiden Herren als Sonderabdruck vor, so daß die Provenienz nicht zu erkennen war. Der Aufsatz steht in dem „Deutschen Bibliophilenkalender für das Jahr 1914“; wie ich höre, ist dieses hübsch ausgestattete und mit vielen Beiträgen versehene Buch beinahe vergriffen, so daß es schwer sein dürfte, es heute noch zu beschaffen. Das Einzige, was ich noch, als Beitrag zu Gruppes Privatleben, hinzufügen möchte, ist, daß ich sämmtliche Briefe besitze, die dieser Mann in seinen Jahrzehnte währenden Beziehungen zu dem altberühmten Verlag Georg Reimer in Berlin schrieb. Der Chef des Hauses war so liebenswürdig, mir die (mehr als achtzig) Briefe Gruppes aus seinem Verlagsarchiv abschreiben zu lassen. Aus ihnen lernen wir gerade den Philosophen am Wenigsten kennen. Vielleicht eben deshalb, weil Reimer wohl die philosophischen Schriften Gruppes stets anstandlos und gern in Verlag nahm. Sonst aber sehen wir Gruppe gar eifrig bemüht, den Verlag für seinen alljährlich erscheinenden Musenalmanach, für Antologien für Knaben und Mädchen, endlich aber für seine eigenen Dichtungen zu erwärmen. Gerade mit diesen aber hat der Aermste schwere Sorgen; denn Reimer mag nicht viel davon wissen. So erscheint denn eben jener „Firdusi“, den auch Mauthner erwähnt, nach längeren Irrfahrten in Cottas Verlag. Außer der bescheiden geäußerten Hoffnung, endlich werde doch seine Zeit kommen, ist wenig Persönliches diesen ganz konventionellen Briefen zu entnehmen. Eigentlich bot die ganze Sammlung eine Enttäuschung. Das Beste, was Gruppe war und zu sagen hatte, ist eben in seinen Schriften selbst zu suchen; als Menschen haben ihn mannichfache literarische Veranstaltungen zum Zweck eines kleinen Nebenerwerbes zu sehr in Athem gehalten, als daß er zu freier und kühner Aeußerung seiner Persönlichkeit gelangen konnte.

Wien. Arthur Trebitsch.

Google

IV. Vor vielen Jahren erschien in einem illustrirten Blatt eine harmlose Zeichnung, die aber durch ihre Unterschrift: „Wo ist die Katz'?“ alle Deutschen, die sich an öffentlichen Fragen betheiligen, in Unruhe versetzte. Denn die Katz' war erst nach langem Suchen auf einem Baum zu entdecken, dessen Aeste und Blätter die Umrisse ihres luftigen Körpers bildeten. An dieses „Vexirbild“, das den Anstoß zu unzähligen anderen gab, wurde ich erinnert, als ich in einer Wochenschrift neulich einen unscheinbaren Berghügel sah, der als einer der charakteristischsten und schönsten Berge Deutschlands gepriesen wurde. Unter den harmlosen Bildern aber stand ein flammender Artikel, der das deutsche Volk gegen „die drohende Vernichtung des Hohenstoffeln“ durch ein Basaltwerk zu einem lauten und energischen Protest aufrief. „Donnerwetter“, dachte ich mir, „das Alles für den Hügel!“ Wie ists möglich, wenn er auch noch so lieblich ist und an seltenen Tagen den noch selteneren Besuchern durch das Buchendickicht eine prächtige Aussicht gewährt? Das kann doch kein genügender Grund sein, in verbreiteten Blättern für einen so kleinen, dem größten Theil des deutschen Volkes gänzlich unbekannten ... Bei diesem Wort stutzte ich. „Wo ist die Katz'?“ fragte ich mich. Ehe ich aber hier die Antwort darauf gebe, möchte ich an die Leser die Frage stellen: „Wo ist der Hohenstoffeln?“ Nämlich der wirkliche, nicht der phantastische Emporkömmling, der nach Jahrtausenden plötzlich wieder Feuer speit und nur in den Redeblüthen einiger Schaubudenherolde zu finden ist.

Natürlich wird man mir antworten: „Der Hohenstoffeln liegt im Hegau“; weil es nämlich schon in der Ueberschrift der Artikel steht. Aber wo liegt der Hegau? Ich bitte Sie, Herrn Kunze aus Rostock, mir einmal ehrlich zu sagen, ob Sie schon vor dem Protestgeschrei wußten, wo der Hegau liegt. Und wenn Sie es wußten, wenn Sie sogar einmal mit der Bahn durch den lieblichen Gau gekommen sind, wußten Sie, wo der Hohenstoffeln liegt? Sie schweigen. Das haben die biederen Bewohner des Hegaus bis vor einem halben Jahr auch gethan. Und so kam es, daß von dieser wirklich hübschen und eigenartigen Gegend nur wenige Menschen hörten. Erst Scheffels „Ekkehard“ hat einem Theil des lesenden Publikums wenigstens den Klang des Namens „Hohentwiel“ eingeprägt. Aber der Hohenstoffeln? Da mußte erst ein ganz Anderer kommen, der seine Lieder nicht mit Pfeilen abschoß, wie Ekkehard, sondern auf den die Anderen ihre Pfeile schossen, der seinen Namen nicht in die Rinden der Bäume schnitt, sondern in harten jungfräulichen Basalt, dem naturwüchsige Erdarbeiter und Steinbrecher auf seinem Gut poetischer erscheinen und lieber sind (ich glaube, auch der Natur selber) als eifernde Naturschwärmer und geifernde Aestheten; und der trotzdem seine industriellen Drahtgrüße dem liebeseligen Ekkehard und dem weinseligen Josef Viktor mit größter Hochschätzung hinübersendet.

Aber auch dieser Mann hätte noch nicht genügt, um dem glücklichen Bodenseewinkel eine solche Bombenreklame zu verschaffen, wenn

Google

zu dem Unternehmen nicht noch ein Name von besonderem Klang gekommen wäre, ein fürstlicher Zahlendichter großen Stils, der mit einem Basaltwerk auf eigenem Boden schon vor zehn Jahren den Anfang gemacht hatte. Leider ließ man damals die gute Gelegenheit unbenützt vorübergehen. Die Natur mußte sich ja in diesen barbarischen Zeiten noch ohne Schutz behelfen, sogar noch bis in die letzten Jahre, wo die schönen Fälle bei Laufenburg, eine wirkliche Naturschönheit, und so viele Schwarzwaldschönheiten unbeanstandet der Industrie zum Opfer fielen. Aber jetzt hatte man dafür zwei Basaltwerke mit einem Schlag. Darum: Ihr Wald- und Wiesendichter, Ihr Heimathtreuen, Ihr Streber nach der Bürgerkrone, Ihr Reisige und Reisende des Idealismus, auf in den Kampf um die Ehre! Das Land darf nicht mit schwarzem häßlichen Basalt, es muß mit Gold gepflastert werden! Nieder mit den „adeligen Landesverwüstern", hoch die Touristen!

Das größte Unglück für das Land wäre gewesen, wenn die beiden Gesellschafter m. b. H. die idealen Forderungen ihrer Gegner erfüllt, wenn sie auf ihre Einnahmen aus dem Werk verzichtet, die großen Herstellungskosten durch Anleihen und Hypotheken gedeckt und dann freundlich gebeten hätten, auf ihren Besitzungen ruhig und unbescholten ihre Tage beschließen zu dürfen. Erst als diese Gefahr glücklich vorüber war, wurde der Kampfplatz erweitert. Die Lavamasse war in Bewegung und floß als Druckerschwärze über Millionen von Zeitungblättern, neue Gesetze wurden vorgeschlagen und die deutsche Sprache erschien zu arm, um für den „Vandalismus", die „Vernichtung", „Verwüstung" und „Schändung" noch wirksame Bezeichnungen zu finden. Warum der Lärm? Weil an einer Stelle, die von unten kaum zu sehen ist, an einem kleinen Abhang von höchstens drei badischen Morgen ein verkümmerter Waldbestand entfernt wurde, der ohnehin in kurzer Zeit hätte gefällt werden müssen, und weil vielleicht in Zukunft einmal eine unten sichtbare Basaltwand entsteht, die wegen ihrer prächtigen Färbungen auch noch einen malerischen Anblick gewähren würde. Darum tobt der Lärm. Wenn man den groß- und namenszügigen Idealisten, die sich als empörte Protestirer aufgethan haben, einen Einspruch gegen einen Steinbruch auf dem Gralsberg Mont Serrat oder auf der Akropolis zum Unterschreiben gäbe, so würden sie sich auch noch als die Retter Griechenlands und Spaniens betrachten, weil sie nicht wüßten, daß an diesen geheiligten Stätten schon seit langer Zeit Steinbrüche bestehen, und weil es in ganz Deutschland nur einen einzigen Mann gegeben hat, den bekannten Rechtsgelehrten Paul von Roth, der allen idealen Forderungen, die an ihn kamen, unerschütterlich seinen Wahlspruch entgegensetzte: „Ich versammle mich nicht, ich unterschreibe nicht und ich gebe kein Geld her." Nun: in dem letzten Punkt wenigstens sind erfreulicher Weise auch beim Basaltwerk alle Parteien einig, so daß schon der Gedanke auftauchen konnte, die Landesverwüster hätten zu Nutz und Frommen ihrer Heimath in antiker Selbstaufopferung mit ihren Beinigern diesen Geldverweigerungtrust



Google

gegründet. Aber an einen solchen Idealismus kann ich heutzutage nicht mehr glauben. Hat doch auch ohne diesen ethischen Entstehungsgrund des Werkes das badische Land und seine Presse alle Ursache, dem grundherrlichen und besonders dem fürstlichen Unternehmer dankbar zu sein, auf dessen Jagdgründen schon manche deutsche Mücke in kürzester Zeit sich zu einem Riesenungethüm ausgewachsen hat, über dessen Benennung die Parteien noch heute streiten.

München. Ferdinand Freiherr von Hornstein.

Sind die Landsleute, die sich in Südamerika eingelebt haben, nicht allzu empfindlich? Die hier gedruckten Briefe sind die höflichsten und an sachlicher Substanz reichsten aus einem Haufen. Weil in einer Zeitschrift, der man lange gern gelauscht hat, mal Etwas steht, das Einem nicht behagt, taugt sie nicht mehr? Dann, liebe Herren, wählet Euch eine andere; Herrn Allewelt Schmeichelgerichte aufzutischen, ist nicht meine Sache. Möglich, daß der Herr, dessen Artikelchen Euch ärgerte, übertrieben, flüchtig hingesehen, daß seinem Sinn sich allerlei Schiefes eingedrückt hat. Nicht ganz so wahrscheinlich, doch immerhin möglich, daß er gar nichts Richtiges, Beherzigenswerthes ausgesagt hat. Thät mir leid; ist aber da sogar nicht stets zu vermeiden, wo siebenmal geprüfte Mandarinen, höhere und hohe Beamte, Schloßabzug von der Sonnenseite des Lebens, nach geheimräthlichen Vorträgen „das Wort ergriffen“. Da giebts oft genug blanken oder blinden Unsinn. Hier dünkt das Unglück mich nicht so arg. Ihr berichtigt das Falsche, von Eurem Auge für falsch Gehaltene; und habt die erwünschte Gelegenheit, über Euer Wollen und Sinnen, Erleben und Schaffen Allerlei auszusagen, was Bequemlichkeit sonst wohl im dumpfen Brustschrein hängen ließe. Und: daß der Deutsche draußen Tüchtiges, oft Ungemeines leistet, ist auf diesen Blättern nicht allzu selten erwähnt worden. Sat prata biberunt... Freiherr von Hornstein, ein Dichter, ein nach Kunstkultur langender Mann mittleren Vermögens, hat einen Theil seines Geldes, in Gemeinschaft mit dem Fürsten Max Egon Fürstenberg, an eine Basaltwerkanlage gewendet und wird nun beschuldigt, die deutsche Welt zu verwüsten, die deutsche Landschaft zu schänden etc. pp. Ihm wird zugemuthet, den grausen Plan aufzugeben, sein Geld in den Schornstein von Hornstein zu schreiben und auf des Lebens Luxusgüter fromm zu verzichten. Kinderei? Dann: alltägliche. Idealismus m. b. H., der auf Anderer Kosten lebt, nur von Anderen Opfer heischt, ist in der deutschen Mode; die Sucht nach redlichem Gewinn Jedem, der ihn nicht erlangen konnte und kann, ein verächtlicher Gräuel; und „Erklärungen“, die ins Weltblättchen kommen, unterschreibt der Philister gar zu gern: fühlt sich, wenn ers darf, als „hervorragenden Zeitgenossen“. Den Gescholtenen sei die Losung eines lustig arbeitenden berliner Großindustriellen empfohlen: „Ick ärgre mir nicht, ick wundre mir blos.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

# Die Zukunft.

Berlin, den 7. Februar 1914.


## Virement.

### Straßburg.

Der dritte Kaiserliche Statthalter in Elsaß-Lothringen wollte ein paar Wochen länger in Straßburg thronen, als er durfte; der vierte ist gebeten worden, nach der Annahme seines Abschiedsgesuches noch ein paar Wochen im Amt zu bleiben. Hermann Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Graf von Gleichen, der den Waffenrock Oesterreichs, Württembergs, Badens, Preußens getragen und die Würde des preußischen Generals der Kavallerie erlangt hatte, durfte sich als großen Herrn fühlen. Seine Schwester Adelheid war die Mutter der Kaiserin Auguste Victoria, seine Frau Prinzessin von Baden und Base des Großherzogs Friedrich. Aus Straßburg kam über den stillen Herrn kaum je eine Klage. Er repräsentirte anständig, hielt sich, wenns irgend ging, im Hintergrund und ließ den Sachverständigen die Last der Verwaltung. In seinem Erleben spiegelte sich die Internationalität des fränkischen Dynastenhauses; doch im Reichstag war er, als Abgeordneter, früh für das reichsländische Sprachengesetz eingetreten und als Statthalter trachtete er, ohne allzu schweren Müheaufwand die Deutschheit des Reichslandes zu sichern. Kein politischer Kopf von der gefährlichen Fluoreszenz Edwins Manteuffel. Kein Geschichtenträger vom Schlag des ersten straßburger Hohenlohe, des Schillingsfürsten. Nur achtbares Mittelmaß. Seit Chlodwigs schlimme „Denkwürdigkeiten“ ans Licht gekommen waren, stand Hermann im Schatten. Die für die Veröffentlichung der Tagebücher zunächst verantwortlichen Herren, Prinz Alexander Hohenlohe und Kon-



Google

sistorialpräsident Curtius, waren ihm untergeben; manche Leute behaupteten, er hätte die Publikation zu hindern vermocht; und er konnte auch die (vom Kaiser gewünschte) Entamtung des Herrn Curtius nicht erzwingen. Der war und ist der kühl verständige Mann nach dem Herzen der Lutherischen im Unterelsaß; weil er ihre um Dogmen und Kirchenbräuche unbekümmerte Glaubensfreiheit nicht zu schmälern strebt und jeden Versuch landesherrlichen Kirchenregimentes abwehrt. Zweimal wollte er, nach sichtbaren Zeichen Allerhöchster Ungnade, gehen; zweimal ward ihm die Absicht auf Demission ausgeredet. Er wurde nicht an die Galatafel geladen, mußte lesen, daß der Kaiser lange mit dem Bischof und dem Oberrabbiner von Straßburg gesprochen habe; blieb aber, aufrecht und fröhlichen Sinnes, im Amt und kam mählich wieder in die Sonne. Der Langenburger hatte, nach dem Tod Friedrichs von Baden, auf den Wunsch verzichten gelernt, seinen Sohn Ernst als Nachfolger in den straßburger Palast einziehen zu sehen; war Fünfundsiebenzig, fast dreizehn Jahre lang Statthalter und zum Rücktritt bereit. Nach Stand und Lebensleistung meinte er, auf eine Respektsfrist Anspruch zu haben, den Auszugstermin selbst bestimmen zu dürfen: und war ein Bischen ärgerlich, da er schon im Herbst 1907, nicht erst um die Weihnachtzeit, fort mußte. Staatsraison ist unerbittlich. Für Herrn Heinrich von Tschirschky und Bögendorf, der im Staatssekretariat des Auswärtigen Amtes nicht heimisch geworden war, mußte schnell ein guter Posten freigemacht werden; und der sanfte Heinrich wollte nach Wien, von wo ihn, als jungen Sekretär, nach seiner Verlobung mit der Tochter eines geadelten Industriellen, der Botschafter Prinz Reuß versetzen ließ. Graf Karl Wedel wurde der Erbe Hohenlohes. Auch Einer, dem nicht immer die schwarzweiße Fahne voranwehte; ein Oldenburger, der unter dem König Georg von Hannover gedient und als Dragonerlieutenant bei Langensalza gegen die Preußen gefochten hatte. Nach der Annexion Hannovers wurde er ins Preußenheer übernommen. Stand dreiunddreißig Jahre im aktiven Dienst. Generalstab, Militärbevollmächtigter, Flügeladjutant, Brigadier, General à la suite. Als Flügeladjutant Wilhelms hat er, am dritten April 1890, dem Kaiser Franz Joseph ein ungewöhnlich langes Allerhöchstes Handschreiben überbracht, in dem, wie früh nach Friedrichsruh berichtet wurde, der Deutsche Kaiser dem Verbün-

Google

deten erzählte, welche Gründe „zur Entlassung Bismarcks zwangen“. (Chlodwig hat aus dem Mund Franz Josephs nachher über Bismarck das Urtheil gehört: „Es ist traurig, daß ein solcher Mann so tief sinken konnte“.) In die Civilarbeit hatte den Generalmajor Grafen Wedel ein Unfall gedrängt. Im Mai 1891 saß er mit dem Kaiser am Kommerstisch der bonner Borussen. Nach dem Corpsfest wollte Wilhelm den Großherzog von Luxemburg vom Bahnhof abholen. Die Ankunftstunde rückt schon heran, der Kaiser trägt noch Kneipjacke und Stürmer: und Wedel wagt, als Dienst thuender Adjutant, in leiser Ehrfurcht endlich die Frage, welche Uniform Seine Majestät anziehen wolle. Darin sieht der Kaiser eine Lektion; die ungehörige Andeutung, zur Einholung fürstlicher Vettern passe die Borussenjacke nicht. „Sie scheinen Neigung zur Diplomatie zu haben; da kann Ihnen geholfen werden.“ Der Generalmajor kommt als Lehrling ins Auswärtige Amt. Fällt aber nicht in lange Ungnade. Schon im Herbst 1892 wird er als Gesandter in Stockholm beglaubigt. Vermählt sich einem reichen schwedischen Edelfräulein; wird, nach zwei Ruhejahren, wieder Soldat; zum General der Kavallerie und zum Gouverneur von Berlin ernannt; 1899 als Botschafter nach Rom, 1902, als die Diplomatie des Fürsten Philipp zu Eulenburg gar zu phantastisch geworden ist, nach Wien geschickt. Eine wunderliche Laufbahn. In der Metternichgasse war Wedels Wirken anodin; der Mann aber am Hof so beliebt wie in der Preßwelt. Für die dunkle Tonart, in der Frankreichs Botschafter, Marquis de Reverseaux, mit ihm über den Marokkostreit sprach, hatte der Soldat kein Ohr. Daß er im März 1906 Jedem, ders hören wollte, sagte, Deutschland werde in Algesiras fortan nicht mehr die winzigste Konzession machen, war nicht seine Schuld; er konnte nicht wissen, daß man in Berlin zu neuer Nachgiebigkeit entschlossen war. Konnte durch bessere Information über Wesen und Willenshang des Grafen Goluchowski uns aber die Mensurdepesche des Kaisers ersparen. Vielleicht hatte die bonner Erfahrung ihn die dem neudeutschen Hofmann ziemenden Mores gelehrt. Seit dem Oktober 1907 ist er Statthalter. Seinen vernünftigen Rath, auf den Pantherſprung nach Agadir zu verzichten, überschrie die Sozietät Kiderlen-Bethmann. In Straßburg wäre er (weil der Herr Reichskanzler sich die Rückzugslinie dahin offen halten wollte) wohl noch länger geblieben,



Google

wenn sein „Regime“ nicht die Häupter des Heeres geärgert hätte. Der Mann, der im Welfendienst gegen Preußen focht, als preußischer Offizier das Eiserne Kreuz Zweiter Klasse erwarb, von 1866 bis 91 und von 1897 bis 99 preußischen Truppen, sogar zwei Gardekavalleriebrigaden, befahl, fällt nun als „schlaffer Civilist“; fällt, weil er den Namen zu einem System gab, dem in Berlin, im Schloß klarer als im Amt, der Grundriß vorgezeichnet worden war.

Der Name des Folgers ist noch nicht bekannt. Daß die Summe der heute dort nöthigen Eigenschaften den Fürsten Bülow empfiehlt und daß, wenn er aus dem Kalkul scheidet, an den Freiherrn von Schorlemer-Lieser zu denken wäre, habe ich hier gesagt. Ein Prinz? „Das dulde ich nicht“, sprach Bismarck zu dem Grafen Ferdinand Dürckheim-Montmartin; „wir brauchen im Elsaß Arbeiter, nicht Fürsten und Hofchargen; auch fehlt es bei Ihnen an Vergnügung für einen Fürsten und Sie wissen ja, wie gern die hohen Herrschaften sich amusiren.“ Ehe der Staatsrechtsbegriff Elsaß-Lothringen nicht einen Inhalt, die künstlich geschaffene Einheit zweier grundverschiedenen Stämme nicht eine Heimath hat, ehe das Reichsland, Kaiserland nicht ein Bundesstaat mit eigener Wirthschaft und Armee geworden ist, wird nicht Ruhe. Denn auf ein großes Handeln, das Elsassern und Lothringern das Einfühlen ins Reichswesen erleichtert, darf Deutschland fürs Erste ja kaum noch hoffen. Der straßburger Professor Dr. Werner Wittich sagt in seinem lesenswerthen Aufsatz über „Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß“: „Die großen nationalen Kämpfe der Revolution und der Kaiserzeit haben das französische Nationalbewußtsein im Elsaß vollendet. Wer wollte voraussehen oder gar hoffen, daß in ähnlichen Feuergluthen das elsässische Volk auch innerlich ganz dem deutschen Volk mit Leib und Seele verbunden würde! Das politische Leben in Deutschland ist seit dem großen Krieg sehr arm an nationalen Ereignissen gewesen, die eine ähnliche Wirkung wie Revolution und Kaiserzeit ausüben konnten. Selbst die Einweihung der restaurirten Hohkönigsburg oder der Flug des Grafen Zeppelin über Straßburg und das Elsaß lassen sich an Wirkung auf die Seele des Volkes nicht dem Bastillesturm oder den Schlachten der Republik und des Ersten Kaiserreiches vergleichen. Die Neigung der Elsässer zu Frankreich ist ein der Kindesliebe zu den Eltern entsprechendes Pietätgefühl. Ihr Verhältniß zu

Google

Deutschland gleicht einstweilen einer ohne Liebe geschlossenen Ehe zwischen zwei reifen Menschen, deren jeder seine Erfahrungen, Ueberlieferungen und Lebensgewohnheiten hat. Die Neigung entspringt nicht daraus, daß man einander die eigenen Lebensgewohnheiten aufzwingt; nur gemeinsame Interessen, Erlebnisse und große Schicksale können zwei solche Menschen in Liebe zusammenführen.“ So denken im Elsaß und in Deutsch-Lothringen Eingeborene und Eingewanderte, die nicht blind und taub durch das Leben stampfen. So müssen die Männer denken lernen, die das Land regiren sollen, bis der Weg in Selbstregirung frei wird.

Die Personalauswahl scheint dem ersten Blick verständig. Ein Preuße, Graf Roedern, ist Staatssekretär, ein Bayer, Freiherr von Stein, Unterstaatssekretär geworden. Dem Grafen Roedern wurden, auch hier schon, Klugheit und gute Manier nachgerühmt. (Die manière wird zunächst das Wichtigste sein; die Form des Wollens muß sich der Gleisweite reichsländischen Denkens einpassen: sonst ist Verständigung unmöglich.) Der Staatssekretär wird regiren; wenn nicht doch schließlich noch ein Staatsmann Statthalter wird. Freiherr Zorn von Bulach war kein starker Hort. Sohn eines verarmenden Geschlechtes, Bruder des straßburger Weihbischofs, Schloßhauptmann der Hohkönigsburg, als französischer Offizier a. D. den preußischen Generalen immer ein Bischen verdächtig, als Günstling des Kaisers den noch zärtlich nach Frankreich Blickenden verhaßt: Hindernisse ringsum. Puttkamer und Köller hatten regirt; Bulach ließ sich leiten. Von dem geschickten Herrn Mandel, Unterstaatssekretär des Innern, der, als er, nicht ohne Mühe und persönliche Hemmung, in den Sattel geklettert war, den klugen und fleißigen Kopf rasch über das Bureaugehudel reckte. Herr Petri, der Justizsekretär, kam neben ihm nicht auf; er war früh in die deutsche Verwaltung übernommen worden, roch den damals Unversöhnlichen nach Renegatenthum und hatte nie durch besondere Amtsleistung den Bann gebrochen. (Auf seinem Platz hätten die Elsässer längst gern den Oberlandesgerichtspräsidenten Molitor gesehen, dem sogar überflügelte Kollegen die Fähigkeit zutrauen, das verwitternde Ressort auf die Höhe gerechter Forderung zu bringen.) Bald hieß es von Weißenburg bis nach Metz: „Mandel macht Alles“. Das mißfiel Manchem; und einem Unterstaatssekretär, der von Amtes wegen nur

Google

fürs „Innere“ sorgen soll, wird die Allumfassung, Allverwaltung nicht leicht gemacht. In der Forstnerkrisis haben Alle, vom Statthalter bis auf die zaberner Staatsanwälte, sich würdig und tapfer gehalten; Alle standen fest auf ihrer Ueberzeugung, duckten sich nicht ängstlich flink in die Schlupfwinkel der Gunst und hatten mindestens neun Zehntel des Reichslandsvolkes, auch der Altdeutschen, hinter sich. Der vom Namen des preußischen Generals Grafen Wedel gedeckte Zustand steter Friktion und Zerfahrenheit war zuvor aber, längst, unhaltbar geworden. Jetzt wird ein Wille regiren; eines Mannes Verantwortlichkeit fühlbar und greifbar sein.

Daraus kann Nützliches werden; wenn nicht wieder Vorurtheil das heute noch Nothwendige und das morgen schon Mögliche verkennt. Wedel müßte zu Roedern, zum jungen der alte Graf sprechen: „Sie waren vor achtzehn Jahren Referendar und sind jetzt Staatssekretär; gelten also in Berlin als schwersten Kalibers. Hier können Sie den Nimbus weiten; aber auch allen Kredit verlieren. Lassen Sie sich, lieber Graf, nicht in den Wahn schwatzen, das zuletzt Geschehene biete den Schlüssel zum Verständniß elsassischen Geistes. Grundfalsch. Konnte, wenn man Preußencorps in Garnison hinlegte, auch in Oberbayern geschehen. Das regional Besondere war nur: die Rednerei über einen nahen Krieg gegen Frankreich und, freilich nur in einer Kasernenstube, die Aufforderung, die Fahne der Republik zu besudeln. Das geht nicht. Unter Frankreichs Fahnen haben elsassische und lothringische Männer sich Heldenruhm erfochten und aufs letzte Bett gestreckt. In solcher Erinnerung lebt ein Gefühl, das der Weise schont. Ein neuer Krieg gegen Frankreich kann nothwendig werden; ihn vor dem Ohr der Menschen, denen Frankreich das Menschenrecht, die Wohlthat hoher Kultur und anmuthige Lebensform gab, zu bereden, wäre unklug, auch wenn er im nächsten Morgengrau beginnen müßte. Sonst hat das Ereigniß (das wurde, weils werden sollte) mit dem Problem, dem Sie die Lösung zu suchen haben, gar nichts gemein. Jede Stunde, die Sie an die Erforschung der zaberner ‚Fälle‘ wenden, ist vergeudet. Wenn General von Deimling auf Mandels Bitte gehört und den Garnisonchef von Zabern ans Telephon befohlen hätte, wäre fast Alles anders geworden. Er wollte nicht; wollte ‚die Geschichte zum Klappen bringen‘. Wurde von den Kriegsgerichten nicht zur Zeugenaussage berufen und hat über

Go gle

mich gesiegt, der ihn in Donaueschingen geschlagen hatte. Abgethan. Machts Parteiwütherichen Spaß, Deimlings, des badischen Bürgerssohnes, Sieg über mich, den preußischen General und Grafen, in einen Sieg Preußens über Französlinge umzufrisiren: meinetwegen. Zwar kann ich das Sprüchlein unseres guten Bethmann (alles im Reichstag Geredete war ja unter jeder Kanone) nicht nachbeten; seine emphatische Mahnung, die Wunde zu heilen, nicht, drin zu wühlen', kam uns hier ein Bischen komisch vor: weil wir meinen, dem Versuch zur Heilung müsse die Untersuchung, Durchleuchtung der Wunde vorangehen. Zu spät. An Ihrer Stelle ließe ich mir über den Kram nichts erzählen. Auch nicht, daß Sie in Feindesland und überall von Haß umdräut sind. Dummes Zeug. Die Zeit, wo die Mehrheit den Rückfall an Frankreich ersehnte, ruht im Grab. Sie finden hier mehr als siebenzig Prozent Katholiken (in deren Gedankengängen auch ein behender Protestant sich schwer zurechttastet). Die machen die Landesstimmung. Die Jahre des französischen Kulturkampfes sind in der reichsländischen Geschichte beinahe eben so wichtige Daten wie die des Krieges. Als es gegen die Kongregationen vorging, seinen Gesandten vom Hof des Papstes heimberief und den Staat schroff von der Kirche trennte: damals erst hat Frankreich die zwei Provinzen endgiltig verloren. Horchen Sie herum. Selbst die Soutaneträger, einst die Führer in der Protestbewegung, erschaudern, wenn ihnen Einer von der Wiederkunft französischer Herrschaft vorschwärmt. Diesen frisson spürt, in seines Herzens Kämmerlein, sogar der (zu viel genannte) rappoltsweiler Abbé Wetterlé; trotzdem er ein echter Franzos ist und man von ihm zwar die Erfüllung der Bürgerpflicht, doch nicht ein stolzes Bewußtsein der Deutschheit fordern darf. (Auch ein Punkt, wo die Schreier im Reich mich niemals verstanden. Sollte ich diesen als Franzosensproß 1861 im französischen Elsaß geborenen Emile, der, wenn er seinen Schmerz auf Frankreichs Erde ausstöhnt, nicht in den Volksverrath des Ueberläufers hinabsinkt, zum Märtyrer machen? Als ein kurioses Kerlchen, über dessen Haftgeste, wenns mit dem Weinbäuchlein zu neuem Sprung ansetzt, selbst die Freunde den Kopf schütteln, ist er uns bequemer.) Der reichsländische Klerus hat von der gottlosen Jakobinerrepublik nichts zu hoffen; er weiß, daß die Oberhirten in Straßburg und Metz, der kränkliche und der eifernde, ehrfürchtiger behandelt

Google

werden als der Erzbischof von Besançon, dem ihre Vorgänger unterthan waren, und würde sich selbst sammt seinem Glaubensrecht schädigen, wenn er aus dem Reich frommer Duldsamkeit die Rückkehr in den Staat der Pfaffenfresser durchsetzen könnte. Und an seinem Wink hängen zwei Drittel der Landsmannschaft. Seit die Beschimpfung des goupillon und der calotte in die Pariser-mode kam, ist in Lothringen und im Oberelsaß das Feld für uns frei; erst seitdem. Dort haben Sie Maas- und Moselfranken, hier Allemannen. Ein dem schweizerischen ähnliches Volksthum. Fast nirgends Großgrundbesitz; weder Konservative noch Nationalliberale, nicht einmal Centrumsleute norddeutschen Schlages; nur katholische und lutherische, wilde und sanfte, bürgerliche und sozialistische Demokraten. Damit und mit einem von allgemeinem, gleichem, direktem Wahlrecht gelieferter Landtag nach dem Wunsch preußischer Konservativen regiren: kein Goliath und kein David kann es leisten. Kein Weitsichtiger wird es wollen. Dem Slaven mag der Deutsche, dem Deutschen der Slave die Lebensgemeinschaft verekeln. Hier ist die Aufgabe nicht, das Volk wegzudrängen, zu knechten, in fremde Gefühlshaut einzuzwängen, sondern, es dem Reich zu befreunden, ihm im Reich ein behagliches, nicht nur sonnenloser Pflicht gehöriges Leben zu bereiten. Jede merkbare Absicht auf Wesensunterdrückung würfe diese stämmigen Menschen in die Sehnsucht nach Frankreich zurück. Jetzt haben sie sich in die Annexion, als in einen unwiderruflichen Spruch der Geschichte, gewöhnt und wollen deutsch sein; auch wenn ihre Lippe gern die Sprache Voltaires und Bonapartes spricht oder, um allzu Norddeutsche zu ärgern, die Marseillaise pfeift. Nur nicht überall Hochverrath wittern; nicht von Aufruhr träumen, weil das Geld für die Kaiserjagd erst nach gemächlichem Zögern des Mannesstolzes bewilligt wird. Hexen lernt Unsereins nicht; nur behutsam mit den erlangbaren Mitteln wirthschaften. Den Glauben, der von Ihnen Wunder erwartet, müssen Sie enttäuschen. Wer Sie laut rühmt, schadet Ihnen. Ein Genie brächte den straßburger Landtag nicht auf die gouvernementale Linie Spahn-Bassermann-Kaempf. Dennoch läßt sich mit den Leuten hier leben, wenn man sie nicht knufft und ihr Menschlichstes zu verstehen sucht."

Professor Wittich sagt: „Eine Armee von achtzigtausend Mann und die Festungen Straßburg und Metz bilden die Sicherheit des Reiches in Elsaß-Lothringen; aber keine Staatsraison der Welt

Google

vermag die dauernde Behandlung eines der kultivirtesten Länder Europas als Festungsglacis oder Militärgrenze für das Reich zu rechtfertigen. Politisch wird die Sicherheit des Reiches nicht in Straßburg, sondern in Berlin vertheidigt. Die Pflicht des herrschenden Staates ist, auch ohne Hilfe der Landesverwaltung so stark zu bleiben, daß die Elsässer in Frieden und nach ihrer Art zu guten Deutschen werden können.“ Die letzten Sätze sind stichfest. Daß Elsaß-Lothringen in West das Reichsglacis ist, dürfen wir niemals vergessen. Warum runzelt sich nach jeder Erwähnung der Thatsache die Stirn des Reichslandes? Auch Nordost- und Nordwestpreußen, Schlesien, Tirol, Galizien sind Glacis: und die Bewohner ächzen nicht unter hartem Druck. In Friedenszeit fehlt dem Festungstädter kaum ein dem Nachbar zugängliches Vergnügen. Daß Lothringern und Elsassern die Vorstellung eines Krieges gegen das Land, dem ihre Eltern zugehörten und dem ihre Kultur Wesentliches verdankt, widrig ist, muß jeder Gerechte begreifen. Daß aus der Vorstellung nicht Ereigniß wird, ist gewiß, wenn die reichsländische Menschheit sich mit dem gewordenen Rechtszustand zufrieden zeigt und, ohne die Gefühlsfasern, die sie an Frankreich binden, zu durchschneiden, ihr Wollen in Deutschlands Farben kleidet. Das thäte sie, sobald ihr das selbe Recht zuerkannt wäre wie den anderen deutschen Stämmen. Nicht wider das Reich, den Ewigen Bund, kämpft sie, sondern wider die Verurtheilung in ewige Stiefkindschaft. Würden Bayern, Sachsen, Schwaben nicht murren, wenn Berlin ihres Schicksals Höhen und Tiefen nach Willkür bestimmen dürfte? Könnten sie die Regimenter lieben, die in ihrem Land fremde Wächter und herrische Gäste, nicht Söhne und drum Schützer sind? Auch Elsasser und Lothringer wollen (und können) den Reichsring nicht sprengen, sondern sich, im Gefäß eines Bundesstaates, ihm einfügen. Unnützes Zaudern. Daß Menschen wichtiger, als Werthzeuger kostbarer sind als Parzellen und andere Handelswaare, hat unsere Kolonialverwaltung endlich einsehen gelernt; die Ausrodung der Schwarzen schiene ihr heute nicht mehr deutscher Gewinn. An der Westgrenze des Reiches brauchen wir nicht ein in stumme Demuth gebändigtes, sondern ein inbrünstig der deutschen Sache verlobtes, in fröhlicher Freiheit für sie thätiges Volk. Frankreichs Entkirchlichung hat für uns gewirkt. Die Rheinprovinz mag Metz umfassen und die stärkste Festung unter preußische Obhut stellen. Alles

Google

Uebrige: Bundesstaat mit eigenstämmigem Leben, eigenem Herrscherhaus und Heer, auf die man stolz sein und die man kratzen kann.

## Paris.

Vor der Möglichkeit solcher Entwickelung hat der greisende, sieche Rachesänger Déroulède gebebt. Sein Lebenswerk wäre vor Aller Augen entwerthet gewesen, wenn die Töchter, deren Heimkehr er erflehte, über den Wasgenwald gerufen hätten: „Wir bleiben Euch dankbar, fühlen uns hier aber ganz wohl.“ Dann gab es keine Trauerparade mehr vor dem umflorten Standbild der Stadt Straßburg. Dieser Schmerz blieb dem Barden erspart. Er hörte noch den Groll der Elsasser, das Gewimmer ihrer thörichten Vertheidiger, den Widerhall des Europäerglaubens, Deutschland werde mit dem Reichsland niemals fertig; und sog neuen Hoffnungssaft in den welkenden Leib. Am zweiten Dezembertag keuchte der Todkranke, auf dem Feld bei Champigny, noch einmal die Mahnung: „Denket immer daran!“ Nun ist er tot. Wars nöthig, an seinem Leichnam, als eines Maulhelden, Gauklers, eitlen Narren, nekrologisch sich zu ergötzen? War nicht günstige Gelegenheit zum Erweis menschlichen, dem Menschenwerth gerechten Verständnisses? Der Neffe des nüchtern klugen Bourgeois Augier, der käufliche Schreiber und Weiber so hübsch, für den Alltagsbedarf des Theaters, nachschuf, konnte, seit er aus deutscher Gefangenschaft floh, nur im Zustand der Ekstasis athmen. Deutschland war ihm die Weltgeißel, das Babylon neuer Zeit. Er pfauchte, schrie, tobte und war willig, Jedem zu gehorchen, der den Erdboden von dem Ungeheuer befreite. Kleist, Arndt, Jahn haben den Eroberer nicht sanfter behandelt. Aus dem Geheul klang der redliche Gefühlston eines dem Vaterland in treuer Inbrunst hingegebenen Mannes; und die besten Franzosen sagten, nach einem Lächeln, über den alten Paul: „Ein reines Herz.“ An Gräbern verglimmt der Zorn. Déroulède hatte keinen Blutstropfen eines Politikers in sich; wollte häßliche, unbequeme Wirklichkeit niemals sehen. In den letzten Jahren heischte er die Wahl des Staatsoberhauptes durch Volksabstimmung. Auch der so Erwählte hätte die Tricolore nicht auf Erwins Münster gepflanzt; wäre vielleicht friedsamer gewesen als Herr Poincaré. Das Urtheil der Landsleute, das den Stifter des Patriotenbundes in den Rang ritterlich sauberer Helden hebt, brauchen wir nicht, mißtrauisch, nachzuprüfen; wer solchen Feindes

Google

Schatten grüßt, ehrt sich selbst nicht minder als ihn. Und der Barde war nicht etwa ohne Talent. In seinen Soldatenliedern ist Kraft und Schwung, ist ein Funkelstrahl aus dem Gallien, von dem noch der Republikaner träumt. Ueber die Dramen wird der Zuavenmantel gespreitet. Maskeraden, die Deutschlands Vernichtung ankündeten. Ueber den „Hetman“ (Elsaß-Lothringen ist die Ukraine) schrieb Zola 1877: „Herr Déroulède ist noch jung, hat Talent und verdient jede Ermuthigung. Auf dem Posten des Dichter-Soldaten ward er ein Liebling der Menge. Wer ihm vorwirft, seine Verse seien nur mittelmäßig, gilt morgen für einen schlechten Staatsbürger. Man schielt ihn unwirsch an und brummt: Mir scheint, Sie wollen die Armee beschimpfen!“ Das kommt, in Frankreich, nicht wieder. Déroulède war der Letzte aus der Arche von 1871. Maurras sieht anders aus; hat nicht des Kindergemüth.

## Danzig.

Manche Mode kam uns aus Paris. Folgt den Schlitzröcken und Ueberwürfen nun die Kasernenrhetorik und der französisch gefärbte Nationalismus, der dem Zögling der Chanzy, Bourbaki, Boulanger in seiner Maienzeit Anhang warb?

„Gerade in diesen Tagen von La Rothière, da war es wieder einmal Preußen, das Oesterreich, die Russen und, wenn auch mit Widerstreben, manchen deutschen Staat, manche deutschen Stämme mit sich fort riß, jenseits des Rheins auf Paris. Preußische Thaten sind es gewesen, die Napoleon 1813, 1814, 1815 niederzwangen. Und, meine Herren, in der Hauptsache sind es ideale Kräfte gewesen, die in diesen Thaten wirksam wurden. Wie 1813 aber, so auch 1870/71! Ich rufe zu Zeugen Alle an dieser Tafel, die damals im Donnerwetter der Schlacht gestanden haben. Nicht Ueberlegenheit der Waffen, nicht die Uebermacht, sondern der preußische Geist unseres Volkes ist es gewesen, der dem ganzen Feldzug die Wendung gab, der preußische Geist ist es gewesen, der die Bataillone von Saint-Privat siegreich durch den Eisenhagel von Geschossen schreiten ließ. Der kriegerische Manneswerth der Truppen war es, Das heißt auf Preußisch und, Gott sei Dank, auch auf Deutsch: der kriegerische Manneswerth unseres Volkes, sein soldatischer Geist. Und heute, meine Herren! Gottesfurcht, Königstreue, Vaterlandliebe, Staatsgefühl, der Sinn für Zucht und Ordnung, kurz, alle die Tugenden, die den militärischen Geist ausmachen, sind die heute noch so lebendig wie damals? Der Haß gegen die Monarchie, gegen die Religion, gegen die Armee, der Haß gegen Preußen, ja, selbst gegen deutsch-nationales Empfinden wird auf allen Straßen der Reichshauptstadt verkündet und an anderen Verkehrscentren. Ein Theil unserer Tagesliteratur hat sich von den hehren Aufgaben der Presse abgewendet und zieht Alles, was uns heilig ist, was uns groß gemacht hat, in den Staub, sucht Etwas darin, den Zwiespalt noch zu erweitern und uns im Ausland zu verdächtigen. Und weiter, meine Herren, die Zeit von jetzt, sie wird weit überwiegend beherrscht von der Sorge um

Google

wirthschaftliches Gedeihen, um Genießen. Idealismus wird verlacht, die Zahl, zumal, wenn sie metallischen Klang hat, bedeutet Alles; die Unzufriedenheit wird geschürt, alle Wohlthaten, alle soziale Fürsorge, Versicherungen, Renten, aller Wohlstand steigert nur die Begehrlichkeit und der Geist des Umsturzes, der Aufsässigkeit, des Aufwieglerthums schleicht in die Gemüther, bedroht den gesunden Sinn unseres Volkes und unserer Jugend. Meine Herren! Das sind auch Thatsachen. Aber dennoch, wie oft habe ich von dem Geburtstagskinde von heute ähnliche Worte gehört wie die: ‚Gott sei Dank, daß ich kein Pessimist bin!' Nun, meine Herren, wir wollen auch keine Pessimisten sein, sondern uns freuen, daß es eine Persönlichkeit ist, die wir Kaiser und König nennen. Fünfundzwanzig Jahre lang hat er das Erbe seiner Väter behütet. Was er ererbt hat, er hat es erneut zu erwerben gesucht durch sein lebendiges Verantwortlichkeitempfinden, durch das vielseitige Verständniß für die Forderungen der fortschreitenden Zeit. Das Meer hat seine trennende Bedeutung auch für Deutschland verloren, der Kaiser hat sein Volk auf das Wasser gerufen. Und unsere Handelsstädte sind mit ihrer Blüthe die besten Zeugen dafür. Die Industrie hat überall, wo sie die Vorbedingungen für eine gedeihliche Entwickelung gefunden hat, festen Fuß fassen können, hat einen Aufschwung genommen, wie wir ihn vor wenigen Jahrzehnten noch kaum erwartet haben. Erst heute haben wir in der Technischen Hochschule gehört, wie wir in vielen Beziehungen an zweiter Stelle in der ganzen Welt stehen. Und die Technik, meine Herren, hat in dem Geburtstagskind einen Förderer, würdig ihres beherrschenden Einflusses; alle Gebiete des wissenschaftlichen Lebens, die Künste, die Wissenschaft haben in ihm einen für alles Schöne und Edle begeisterten Beschützer. Und, meine Herren, die Armen, die Kranken, die Invaliden der Arbeit: in der Fürsorge für sie übertrifft keine andere Regirung die unseres Kaisers und Königs. Wir leben in einer ernsten Zeit und haben den glühenden Wunsch, Jeder an seiner Stelle, sein bestes, sein edelstes Wollen und Können für unseren Kaiser und König einzusetzen. Mit heiligem Ernst erfüllt uns dieses Festgelübde, dieser Huldigungsgruß, dieser Geburtstagswunsch. Kein Monarch der Erde hat so schwere Aufgaben zu erfüllen wie der König von Preußen, wie der Deutsche Kaiser. Sein Glück unser Glück! Hoch lebe Kaiser Wilhelm II. Hurra!"

Diese Rede hat, am Geburtstag des Kaisers, der Führer des Siebenzehnten Armeecorps, General von Mackensen, im danziger Schützenhaus gehalten. Das war noch nicht. Oesterreicher, Russen, Schweden knirschen schon, wenn die Rede auf das „Jubeljahr" kommt. Ihrer Verdienste wurde nicht gedacht; nicht einmal, als ein Erzherzog, ein Großfürst, ein Sohn des Hauses Bernadotte vor dem mächtigen leipziger Denkmal standen. Endlich werden sie erwähnt: als die Zauderer, deren Widerwillen Preußen kühn fortriß. Gneisenau schrieb aus dem Hauptquartier der Verbündeten an Clausewitz: „Der lange Mann, der die Leute, die er nicht mag, über die Schulter ansieht (König Friedrich Wilhelm der Dritte), findet es sehr thöricht, daß man über den Rhein gehen will. Warum man jetzt auf diesen aberwitzigen Gedanken komme? Der Rhein sei ja ein Abschnitt; da müsse man stehen bleiben. Was uns denn Die am anderen Rheinufer angingen? Wir würden doch wohl

Google

nicht die lächerliche Idee haben wollen, nach Paris zu gehen. Und solches Zeug mehr.“ Fritz Ludwig von der Marwitz hörte den König sagen: „Nun eine Schlacht gewonnen, den Feind bis über den Rhein getrieben, gleich übermüthig werden! Uebermuth thut selten gut, heißt es. In Frankreich hineingehen! Eben so schnell wieder herauskommen wie Napoleon aus Rußland!“ Und Marwitz notirt: „Kaiser Alexander und Blücher bewirkten den Uebergang.“ Blücher selbst schreibt: „Noch immer stehe ich hier am Rhein; hätte man auf mich gehört, so wäre ich heute in Brüssel. Aber Frankfurt war zu verführerisch; da ist ein ganzes Heer von Monarchen und Fürsten; diese Versammlung verdirbt Alles; eine Lustbarkeit jagt die andere und ich fürchte, daß wir viel verträumen.“ Am Abend vor La Rothière: „Napoleon will verhandeln, aber der edle Alexander und alle Gutgesinnten wollen schlagen.“ Nach der Schlacht: „Ich habe nur fünftausend Preußen bei mir gehabt, das Uebrige waren Russen, Oesterreicher und Württemberger.“ Ist ein Kommandirender General berufen, den Verbündeten von 1813 den Kranz zu zerzausen? Den deutschen Völkern, die 1870 gegen Frankreich zogen, ins Ohr zu posaunen, nur der preußische Geist habe den Sieg verbürgt und beschert? Von Saint-Privat zu sprechen und die Sachsen und den Wettiner Albert nicht zu nennen? Das ist schädlicher als die Zufallsentgleisung eines pensionirten, von der Glorie des neuen Preußenbundes verwirrten Regimentskommandeurs. Und was sieht Herr von Mackensen in seiner Heimath? Was er dem Auge des Feindes nicht entschleiern dürfte. Ein verkommendes Volk, ohne Staatsgefüh', Zucht, Ordnung, wehrhaften Geist; ein Volk, das den Idealismus verlacht und, trotzdem es nur das Geld schätzt, den Umsturz der Staatswirthschaft vorbereitet. Müßten ringsum nicht die Feinde jauchzen? Nicht so schnell, wie ihre Aufmarschfähigkeit erlaubt, sich auf diese untüchtige, unzüchtige Nation, dieses faulende Reich stürzen? Aus Irrthum würden sie in Verhängniß taumeln. Was Herr von Mackensen sieht, ist nicht wirklich, ist Wahngebild; auf jedem Weg trügt ihn sein Blick. Parteien, Redner, Schreiber, denen die Monarchie eine veraltende Staatsform, Patriotismus höchstens „eine heroische Schwachheit“ (Lessing), die Kirche der Erzfeind (Fritz von Preußen) scheint, hat heute in jedem Erdtheil fast jedes halbwegs zivilisirte Land. Nirgends sind sie so bescheiden, still, ungefährlich wie im Deutschen Reich. Nicht immer wars da so ruhig; auch nicht in der Heroen-

Google

zeit. Auf den ersten Kaiser, den ersten Kanzler ist je zweimal geschossen worden. Die schauten Aufruhr und Barrikaden. Jetzt? Schönster Stadtfriede. Die marxische Sozialdemokratie sorgt besser als irgendeine Polizei für äußere Ordnung und verpönt Putsch oder gar Attentat. „Das sind Thatsachen.“ Genußsucht und Geldadoration? Wir wollen, Excellenz, lieber nicht öffentlich erörtern, wo solche Unkräuter mit der geilsten Geschwindigkeit wuchern. Nur: in diesem Deutschen Reich, von diesem regirbarsten, geduldigsten aller Völker wird mehr gearbeitet, als Sie ahnen. Dieses Volk bringt alljährlich für seine Wehr zweitausend Millionen Mark auf; und ein Bruchtheilchen dieses Volks hat der Armee soeben eine Milliarde gesteuert. Nimmt es von den Häuptern und Pfründnern des Heeres Worte hin, durch die es im Urtheil des Auslandes geschändet wird, dann verkriecht sichs in feige Hundedemuth und seine bescheidene Geduld wird ruchlose Schmach.

Wer gläubig den Corpskommandanten und Generaladjutanten hört, muß meinen, im Bezirk deutscher Menschheit sei hohen Lobes nur der Kaiser würdig. Dürfte Herr von Mackensen ihn, dem er Alles verdankt, an dessen Wimper sein Glück hängt, der ihn morgen ins Dunkel schicken kann, auch nur im Kleinsten tadeln? Nein; also spare er das Gerühm für den Kreis der Vertrautesten auf. Von der Lippe des Verpflichteten, Untergebenen, der die leiseste Rüge mit dem Inbegriff seines Daseins bezahlen müßte, klingen Hymnen nicht lieblich. Und ist solcher Lippendienst etwa preußisch? „Seine Majestät der Kaiser und König: Hurra!“ Mehr sagte Moltke kaum jemals. War und ist auch nicht nöthig. Was soll uns die Mär, Wilhelm habe es schwerer als jeder andere „Monarch der Erde“? Schwerer als Nikolai, der im Käfig sitzt, als Franz Joseph, der nie einen Ferientag und immer mindestens eine Staatskrisis zu besinnen hat, als der stets von Mördern umlauerte Spanier und gar der gemiedene Pseudobulgare? Wir sehen (die Meisten aus zufriedenem Auge), daß der Deutsche Kaiser aus voller Schale, in nie versiechender Genußfähigkeit, Freuden schlürft; viel mehr Muße zu Erfrischungreisen, Festen, Jagd und ähnlicher Kurzweil hat als der Vertrauensmann irgendeiner anderen Nation. Das ist sein Recht. Unseres, zu hindern, daß seine Diener, daß die von der Nation besoldeten Männer uns als ein Gesindel malen, das, ohne eigene Leistung, von der Gnade, dem Genie, dem Schöpfergeist und rastlosen Fleiß eines Einzigen lebt.

Go gle

# Wie das Leiden in die Welt kam.

Als eine urälteste Frage der Menschheit tönt sie uns aus allen Zeiten entgegen und auch der Hottentote, Botokude, Australneger sucht sie auf seine Weise zu beantworten: die Frage, wie der Tod in die Welt kam, wie das Leiden, Schuld und Sünde über den Menschen hereinbrachen. Sie schließt von vorn herein alle Ethik in sich ein, Religion und Philosophie, und an ihr, als dem Grundproblem der Tragik, kommt auch der Künstler nicht vorüber. Er muß Stellung zu ihr nehmen.

In diesem Punkt aber fühlt, denkt und redet auch das Kind unserer Zeit noch durchaus mythisch; und auch wir wissen noch heute nichts Gescheiteres und Besseres darüber zu sagen, als was schon einige Jahrtausende alt ist und zurückreicht bis in die Früh- und Morgenzeiten unserer Kultur. Gerade zwei Darstellungen sind es, in denen uns im Umkreis unserer europäischen Civilisation die Tragoedie aller Tragoedien, das Drama vom Sündenfall des Menschen, immer wieder vorgetragen wurde.

Als Kinder und in den untersten Schulklassen hörten wir zuerst die wunderliche Mär, daß die Menschen aus dem Paradies gestoßen wurden, weil sie wider das Gebot Gottes einen Apfel von einem Baum stiebitzt und gegessen hatten, und daß Dies die Erbschuld, die Erbsünde war, welche den Tod herbeiführte, alles Leid und Unglück über die Erde brachte. Wir lasen es mit Kinderaugen, aber solche verbotenen Aepfel hatten wir schon in aller Nachbarn Gärten gemaust und in der Kinderseele regte sich ein Widerspruch, ein erster Haß und Abscheu wider einen Gott der Rache und Strafe, der ein so geringes Versehen so schrecklich und grausam vergalt und alle nachgeborenen Geschlechter darob mit Qualen und Martern verfolgte. Es dauerte auch nicht lange, da wurde der Mythus für uns zu einem Märchen.

Als wir aus der Welt der biblischen Elementarschulkultur übertraten in die der griechisch-lateinischen Gymnasialkultur, lernten wir dann den anderen großen Mythus von der Ursache des Uebels kennen, den platonischen. Wie er uns sagt, sind alle Dinge und Erscheinungen, der Natur, unseres Daseins und selbst wir Menschen nur noch verfälschte und getrübte, verdorbene und schlechte Ab- und Trugbilder ganz anderer, vollkommener, höchster und reinster Wesensexistenzen, der Urbilder und reinen Ideen, die einer un- und überirdischen, metaphysischen, transszendenten Jenseitswelt angehören. Eine Welt des Wesens und eine Welt

Google

der Formen stehen einander hier schroff gegenüber, und wenn jene Alles in sich einschließt, was wir als Gottwesen; als Gottattribute bezeichnen, so gehört zu dieser Alles, was wir als materiell-sinnliche Form wissen und kennen. Ewig, ganz unvergänglich und unveränderlich, stets das Selbe, das absolut Vollkommene ist dieses Wesentliche, die reine Idee, das Ur- und Vorbild, das Ideal der Dinge; vergänglich, veränderlich, unvollkommen sind dagegen alle Formen und Erscheinungen unseres irdischen Seins.

Nennen wirs kurzweg den platonischen Mythus. In der That ist die platonische Lehre nur eine Version, ein Ausfluß der so viel älteren Lehre vom Absoluten, vom Ding an sich, vom Einen in Allem, über den ganzen Orient und Occident verbreitet. Die Lehre vom Absoluten wiederum ist nichts als unsere Vernunftlehre überhaupt, fällt völlig mit ihr zusammen, und da alle unsere Kulturreligionen auf ihr aufgebaut sind, so können wir diese auch als Vernunftreligionen der ältesten, primitivsten Naturreligion der Menschheit entgegenstellen, wie sie noch heute zum Theil unter unseren Wilden lebt. Indem auf irgendeine geheimnißvolle Weise einmal das Absolute, der Logos, Brahma, Gott, oder wie mans nennen will, indem das Vollkommene, Unwandelbare sich in lauter unvollkommene, wandelbare Dinge differenzirte, diese schuf, aus sich herausgehen ließ, hatte sich die Trennung zwischen einer oberen und einer unteren Welt, einer Welt des schöpferischen Geistes und der sinnlichen, geschaffenen Erscheinungen vollzogen; und diese untere war damit dem Tode, der Schuld, dem Leiden verfallen.

Jedenfalls hat die Lehre vom sündigen Wesen aller Kreatur seit Jahrtausenden die größte Macht auf das menschliche Gemüth geübt und wurde als eine Grundthatsache des Weltgeschehens gläubig hingenommen. Als Wahrheit aller Wahrheiten ergiebt sie sich angeblich nothwendig aus dem Wesen unserer Vernunft; und aus den großen tragischen Gebilden und Schöpfungen der Menschheit leuchtet uns fast überall der platonische Mythus in seinen Grundzügen entgegen. Zweifellos hat er auch einen vollständigen Sieg über die biblische Erzählung errungen, und wenn er noch mit allen Respekten angehört wird, ist Diese uns doch mehr zu einem Köhlerglauben geworden, der nur noch in ganz bibelstrengen und bibelfesten Kreisen seine Bekenner besitzt. Etwas Absurdes, Kindlich-Kindisches steckt in ihm, im innersten Kern Vernunftloses, Vernunftwidriges; und auch der fromme Erklärer pflegt über den Sinn der Geschichte damit hinwegzukommen, daß er ganz allgemein von der Uebertretung des göttlichen Gebotes als

Google

der Sündenfallsursache spricht. Doch unklar bleibt, warum denn Gott eigentlich das Verbot erlassen hat.

Wenn der platonische Mythus im höchsten Maß die tragische Kunst befruchtet hat, so ist doch auch der biblische nicht ohne Einwirkung vorübergegangen. Milton etwa bleibe dabei ganz außer Acht. Wie ich in meinem „Kleist-Buch“ gezeigt habe, ist Kleists Dichtung immer wieder auf ihm aufgebaut; und von Kleist führen alle Brücken zu Shakespeare zurück. Am Anfang unserer modern-dramatischen Bewegung stehen Kleist und Hebbel. Jener denkt biblisch-mythisch, Dieser platonisch-mythisch. Und es lohnte sich wohl, diesen Unterschieden nachzugehen; zu sehen, wie sie zu ganz entgegengesetzten Auffassungen und Lösungen führen und den Ausdruck bis ins Innerlichste beeinflussen, so daß beide Dichter sich zuletzt antipodisch gegenüberstehen. Wenn uns Hebbel mit absoluter Tragik zerschmettert, entfaltet sich die eudämonistische Dichtung Kleists durchaus als Glückslehre und die Tragoedie wird bei ihm zu Komoedie und Schauspiel, gipfelt in der Ueberwindung aller tragischen Weltauffassung.

Wir hätten das dritte Kapitel im Ersten Buch Mosis nicht mit genügender Aufmerksamkeit gelesen, sagt uns Kleist. Und als Kinder waren wir in der That wohl nicht reif genug, den Sinn dieser Apfeldiebstahlsgeschichte zu verstehen. Berührt sie uns vielleicht deshalb so absurd und kindisch, bleibt sie uns darum so unklar, weil wir Vernunftmenschen wurden, platonisch fühlen und denken lernten und die Lehre vom Absoluten, Ding an sich, unveränderlichen Wesen in allen veränderlichen Formen unseren ganzen Weltglauben und unsere Kulturweltanschauung beherrschten?

Völkerkunde und Religiongeschichte haben uns erst in unserer Zeit ganz neu und tiefer in das Seelenleben unserer Naturvölker, in die Vorstellungen und Gebilde der ältesten und ursprünglichsten Menschheitreligion, der Naturreligion, in die Verfassungen der vorgeschichtlichen, mythischen Zeitalter hineinblicken lassen. Und uns in den Stand gesetzt, aufmerksamer noch und mit besserem kulturgeschichtlichem Wissen auch als Kleist noch das biblische Gleichniß zu lesen. Wie der Mythus aller Mythen, die überall verbreitete Sintfluthsage, das Urgebilde naturreligiöser Weltanschauung, so trägt auch die Erzählung vom Sündenfall Adams und der Eva all die Grundzüge, die ihn als eine alterthümliche Schöpfung noch dieser naturreligiösen, mythischen Zeit bezeichnen.

Als zwei allerverschiedenste Typen der Menschheit, wie zwei Antipoden, stehen sich das primitive Naturkind und der Vernunft- und Kulturmensch, der große Absolutist, entgegen; und die gewal-



Google

tigste Revolution im ganzen menschlichen Geistesleben hat sich wohl damals vollzogen, als der Naturmensch in den Vernunftmenschen sich umwandelte, die Naturreligion unter dem Ansturm unserer monistischen, monotheistischen Kulturreligionen erlag und statt der labilen Organisationen die stabilen Einheitstaaten auf Grund des absolutistischen Gedankens entstanden. Als das ursprüngliche bildliche, an der sinnlich-anschaulichen Erscheinung haftende dichterische Reden zum abstrakten logischen Denken und Reden wurde. Nicht ohne schwere Kämpfe können sich diese Evolutionen vollzogen haben; und ist nicht gerade der Mythos voll von Schilderung solcher Götterdämmerungskämpfe, erzählt die biblische Geschichte von der Vertreibung des Menschen aus dem Paradies nicht selber nur von einem solchen Götterdämmerungskampf? Dürfen wir sie vielleicht auffassen als ein Produkt dieser Kampfzeit, da ein alter und ein neuer Mensch hart gegen einander stoßen?

Doch der Dichter dieses Mythus ist durch und durch Reaktionär. Steht auf Seiten der Alten. Ist Priester der Naturreligion. Mit wilder Geberde wendet er sich gegen die Neuen und die Erneuerer. Ihr vertreibt den Menschen aus dem Paradiese. Ihr seid die Zerstörer des Glücks. Ihr wollt unterscheiden zwischen Gut und Böse. Als ein Warner aller Warner reckt er sich auf und schreibt ein prophetisches Mene Tekel an die Wand.

Auch in den indischen Upanishaden tönt es wieder vom Sturm und von den Begeisterungen dieser Geisteskämpfe. Hier sind wir ganz im Lager der neuen Menschen, der Sieger. Der Glaube an das Absolute hat die Herrschaft an sich gerissen. Wenn aber diese Upanishadendenker tiefe Geister waren, zu denen noch die Schopenhauer und mit ihm viele andere Kinder unserer Zeit als zu erleuchtetsten Genien aufblicken: sollte es nicht auch bei den Anhängern des Alten schon einige grundgescheite Köpfe gegeben haben, die ihnen an Feinheit des Geistes nichts nachgaben?

Lesen wir das dritte Kapitel der Bibel nach dem Rath Kleists mit etwas mehr Aufmerksamkeit, so springt uns als merkwürdigste und auffälligste Thatsache entgegen, daß dieser Paradiesesmythus dem platonischen schroff widerspricht. Der typische Gegensatz zwischen Natur- und Vernunftreligion, zwischen dem vorwissenschaftlichen primitiven naturkindlichen und unserem kulturellen Fühlen und Denken, zwischen einer sinnlichen und einer abstrakten Welt, der auch in den Gegensätzen eines kleistischen und hebbelschen Dichtens wirksam wird, tritt uns sofort auch schon entgegen in unseren zwei großen Mythen vom Sündenfall der Menschheit.

In der Bildersprache des Menschen der noch mythischen Zeit-

Google

alter bedeutet der Apfel als Symbol die Fruchtbarkeit; er ist die Lebensfrucht, das Leben selbst. Auf den Rath der Schlange, des Schlangengottes, des Drachen, der in den Naturreligionen eine so große, vielfach böse Rolle spielt, pflücken Adam und Eva die Frucht des Lebens vom Baum der Erkenntniß. Wider das Verbot, dessen Sinn eben dahin geht, daß der Lebensapfel nur nicht von diesem Baum gepflückt werden darf. Von einer verhängnißvollen Verwechselung, die sich der dumme betrogene Adam zu Schulden kommen läßt, erzählt uns das biblische Gleichniß. Er hat den Erkenntniß- und den Lebensbaum mit einander verwechselt: und Jahwe athmet noch einmal auf. Diesmal ist die Revolution doch noch glücklich abgelaufen. Uns selber sei Dank, daß der Mensch nicht an den Lebensbaum ging. Hätte er den Apfel dort gepflückt, dann wäre er geworden wie wir, wüßte seine Unsterblichkeit und wir Götter wären überflüssig geworden.

Doch indem der Adam die Trugfrucht vom Erkenntnißbaum aß, brachte er sich um das Paradies, erkannte seine Sterblichkeit und all seine Arbeit war seitdem ein Säen unter Dornen und Distel. Dieser Trugapfel ist nicht ein Symbol der Fruchtbarkeit, sondern der Unfruchtbarkeit. Und seitdem bewacht der Engel mit dem flammenden Schwert, der Engel des Krieges, ewiger Zwietracht, unauslöschlichen Hasses den Baum des Lebens, daß nur nicht der Mensch mit der Erkenntnißfrucht im Leibe wieder in seinen Schatten hineingelange.

Das ganz und gar Unvernünftige, Vernunftwidrige des Paradiesmythus besteht darin, daß er eben die Erkenntniß, die Vernunft als das Uebel aller Uebel hinstellt. Als der Mensch erkennen wollte, that er den Sündenfall und kam um das Paradies? Der Upanishadendenker, der Platoniker, der Schopenhauergeist, alle und jede Macht der Wissenschaft protestiren in uns und schlagen ein helles Gelächter auf. Das ist unverständlich, absurd. All unser religiöses, philosophisches, wissenschaftliches Denken dreht sich seit Jahrtausenden einzig nur um dieses Wissen von Gut und Bös; und daß wir diesem Gottwissen nachgehen, macht unseren höchsten menschlichen Werth aus. Räthsellösung wäre hier Erlösung. Nur durch unsere Vernunft, die Kraft unseres abstrakten Denkens, durch die wir uns vom Thier unterscheiden, sind wir noch verknüpft mit jenem göttlichen metaphysischen Wesensdasein und sie nur beweist uns, daß dieses wirklich ist, nothwendig sein muß, wenn es der Sinnenmensch auch gewiß nicht wahrnehmen kann. Darum gehören eben diese Sinne dem Fleisch, der Sünde an und auch unsere menschliche Vernunft ist eine getrübte, verfinsterte,



Google

nicht zu verwechseln mit der Gott-, der absoluten Weltvernunft, aber doch noch das einzige Band, das uns an jene bindet.

Die Vernunft ist die Sünde aller Sünden, so sagt uns der biblische Mythus. Und der platonische Mythus, jedes Upanishadendenken spricht: Sie ist das Gut aller Güter. Von einer Verwechselung erzählt uns Jener, von einer Verwechselung zweier Bäume, des Erkenntniß- und des Lebensbaumes. Auch in der Hottentotengeschichte giebt es eine Verwechselung: der Worte. Sollten auch hier vielleicht noch dunkle Erinnerungen und Ahnungen vorliegen von jener Periode der Scheidung der Menschen?

Das Naturkind redet eine Bildersprache, ganz und gar dichterischer Art, eine Sprache der sinnlichen Anschauungen, und wenn es etwa von Bäumen redet, so meint es damit die Bäume dieser Erdenwelt, dieses unseren hiesigen Lebens, — Lebensbäume, die man mit den Händen „begreifen", mit den Sinnen fassen kann, für uns durchaus fruchtbare Dinge. In den Upanishaden hingegen, bei Plato, Kant unterhält man sich in der Vernunft-, in der abstrakten Sprache; und wenn Plato von seinem Baum spricht, so meint er ganz und gar nicht so einen Baum der Natur, wie ihn Jeder kennt und gesehen hat, sondern er meint „den" Baum, der nicht auf natürlichem Weg, sondern nur kraft menschlicher abstrakter Begriffsbildung gebildet, abstrakt-begrifflich „begriffen" werden kann, die Baum-Idee, den Baum-Logos, den Grund- und Ursachenbaum, von dem Aller Vernunftglaube annimmt, daß aus ihm einmal die Erdenbäume hervorgegangen sind.

Dem Paradiesesmythus von der Verwechselung der Bäume kann also sehr wohl ein tieferer Sinn untergelegt werden. Ein alter naturreligiöser Priester und Dichter warnt den neuen, vernunftreligiösen Menschen, den Upanishadendenker, davor, daß er doch nur nicht diesen seinen Erkenntnißbaum, den Baum der Logik, platonischen Denkens, verwechseln soll mit dem Lebensbaum, dem Baum der Physik und der Erdenwirklichkeiten. Diese Verwechselung der beiden Bäume aber hängt innig zusammen, beruht zugleich auf einer Sprach- und Wortverwechselung, indem die ursprüngliche sinnlich-anschauliche Sprache sich in abstrakt-begriffliche umwandelte; und nur ein Mensch abstrakt-begrifflichen Denkens konnte zuerst auf den Gedanken von einem platonischen Urbaum kommen, der nicht hier, sondern allein im Reich der Metaphysik, der reinen Ideen wächst.

Warnend erhebt der Paradiesesmythus seine Stimme. All Euer Denken und Dichten wird von nun an unfruchtbar sein und Ihr werdet unter Dornen und Disteln säen. Und in diesem Punkt

Google

hat er zweifellos Recht behalten. Die ganze Kulturgeschichte, die Geschichte unserer Vernunft und Wissenschaft bestätigt nur, daß alle Früchte, von diesem Erkenntnißbaum gepflückt, sich als hohl und taub erwiesen. Wie in jener Neujahrsnacht von Jena sich über diesen Urbaum, diese Urpflanze die Goethe und Schiller hoffnunglos, aussichtlos gestritten haben, so war es von je her. Der Mensch des abstrakt begrifflichen Denkens, der Upanishaden-denker, die Geister der Philosophie und Wissenschaft, galten uns seit jener großen Zeit der Menschheitscheidung als die Berufenen, die Erlesenen; zu ihnen blickten wir als den Führern auf, die uns sagen wollten und sollten, was Sinn und Zweck des Lebens sei, indem sie eben ihre Aufgaben lösten und ihre absolute, abstrakte Ding-an-sich-Welt als Grund und Ursache oder als Ideal dieser unserer Welt irdischer Dinge nachwiesen. Was ist dieses Absolute, diese Ureinheit, dieses „Wesen" in oder jenseits der Erscheinungen? Der Glaube an den Erkenntnißbaum hatte uns betrogen. Auf allen Wegen, die der abstrakte Denker ging, endete er überall mit dem gleichen Ignoramus und Ignorabismus. Unerkennbar, unerforschbar ist das Ding-an-sich-Gott, wie auch das Ding an sich, das Wesen der Materie, das Wesen der Energie, von dem Dubois-Reymond spricht, — wie Plato und Aristoteles, so scheiterte der moderne Darwinismus an seiner Urzelle, seinem Urbaum, seiner Urpflanze. Und so erging es uns mit allen Fragen und Problemen, die wir uns jemals als Früchte vom Paradieses-baum der Scheidung von Gut und Böse gepflückt haben.

Der absolute Baum des platonischen Mythus, die Baum-Idee, das Baum-Wesen, ist natürlich wiederum nichts Anderes als die von dieser Vernunft stets gesuchte letzte Einheit, wo Alles eins und gleich ist: die Einheit in der Mannichfaltigkeit, welche das Ziel aller Wissenschaft stets war. Wie uns Kant eben sagt, macht es das Urbedürfniß des menschlichen Geistes aus, es ist die gesetzte Form, das a priori allen Denkens, die Mannichfaltigkeiten auf die Einheit zurückzuführen. Damit werden sie erkannt. Das ist das Wesen des Erkennens. Das ist, was wir im eigentlichen Sinn erst als wissenschaftliches Erkennen, Vernunft-erkennen, rationales, logisches Erkennen bezeichnen. Zweifellos hat Kant darin Recht, daß unsere ganze Vernunft- und Wissenschaftlehre der Kulturjahrtausende nur eine solche Lehre von der Einheit in der Mannichfaltigkeit ist und sein will. Aber auch nur von jenem Tage an, da der Mensch des abstrakten Sprechens, die Idee des Absoluten, das Upanishadendenken in die Welt eintraten und den Sieg über das primitive Naturkind gewannen,

Google

da über der Naturreligion die Vernunftreligion herrschend emporstieg. Doch Kant hat nicht Recht, wenn er darin das a priori, das Ur allen menschlichen Geisteslebens überhaupt erblickt; sondern die Forschungen und Erfahrungen unserer Ethnologie und Völkerpsychologie seit Kant haben uns eben besser unsere Naturvölker kennen gelernt, die gerade eines solchen abstrakt-begrifflichen Denkens noch nicht fähig sind, für welche ein solches Urbedürfniß, die Mannichfaltigkeiten auf die Einheit zurückzuführen, durchaus nicht vorhanden ist. Und auch in dem Dichter des Paradiesesmythus steht der Naturmensch vor uns, der das Ergebniß der „Kritik der reinen Vernunft" vorwegnimmt, die Ergebnißlosigkeit solchen Suchens voraussagt. Unerkennbar, unfaßbar ist diese Einheit, dieses Absolute, dieses Ding an sich, wie uns auch Kant zuruft. Und wenn der selbe Kant meint, trotzdem könnten wir Menschen niemals aufhören, nach dieser Erkenntniß zu streben, so ist Das zweifellos Danaiden- und Sisyphus-Arbeit und der Paradiesesmythus hat Recht: ein solcher Vernunftmensch sät unter Dornen und Disteln. Von solchem Danaiden- und Sisyphus-Treiben ist merkwürdig oft in den alten Mythen die Rede. Mit Recht hat man wohl unsere ganze alte Philosophie als ein Danaidenfaß bezeichnet. Ob nicht einst das kantische „Trotzdem" sein Ende findet? Wenn uns das Vernunftorgan so im Stich läßt, sollen wir uns nicht nach einem „novum organon" umschauen, mit dem wir uns in dieser Welt besser zurechtfinden?

Wie uns der Paradiesesmythus erzählt, steht ein Engel mit flammendem Schwert vor dem Lebensbaum und bewacht ihn, daß der der Vernunft verfallene Mensch nicht mehr zu ihm hingelangen kann. Dieser hat damit gerade die Fähigkeit eingebüßt, die wahren Sinne des Lebens zu erfühlen und zu erfassen, ein fruchtbares, bestes Leben zu führen, und sich um das Daseinsglück betrügen lassen. „Vernunft und Wissenschaft sind nothwendig dogmatisch", sagt uns Kant. Sie sind nothwendig absolutistisch. Die Lehre vom Absoluten ist Grund- und Eckstein all unserer Vernunftweltanschauung. Unsere Wissenschaften sind genau so dogmatisch-absolutistischen Geistes wie unsere Vernunftreligionen. Aber dieser Geist in uns ist nach dem Paradiesesmythus der böse Geist, der uns diese Erde in ein Jammerthal, lauter unfruchtbaren Thuns, in eine Stätte unaufhörlichen Krieges, des Kampfes Aller gegen Alle, verwandelt hat. Der Engel ewiger Zwietracht schwingt seitdem am Lebensbaum sein Flammenschwert.

Und wenn uns Schopenhauer von den Philosophen sagt, sie seien ein einziges Geschlecht von Spinnen und Skorpionen

Google

(und er war gewiß selber mit allerbesten Skorpionswaffen gerüstet), so wüthen überhaupt diese vernunftbegabten Menschen viel schlimmer wider einander als die unvernünftigen Thiere. Die Bestie aller Bestien ist dieser Mensch. Allerdings berührt uns die Schilderung des Paradiesesglückes in der Bibel wie die Schilderung des Gesellschaftzustandes von Naturkindern totemistischer Zeitalter. Und auch Wundt meint in seinen „Elementen der Völkerpsychologie", daß damals das Leben nothwendig friedlicher und glücklicher verlaufen sein muß. Erst als auf Grund des Vernunftdenkens, des Glaubens und der Lehre vom Absoluten, dogmatischen Denkens und Trachtens alle Herrschaftgefühle zur höchsten Entfaltung gelangen mußten, als an der Stelle der alten, labilen, schwankenden Organisationen absolutistische Staats- und Kirchengebilde sich erhoben, starre Einheitstaaten, wo Alles nach einem Gesetz, einem Willen regirt werden, Alles gleich, eine Heerde sein, nach einer Fasson selig gemacht werden sollte, ohne daß diesem Bemühen ein Erfolg entsprach, und der Gegensatz von Idee und Wirklichkeit stets zu neuen Konflikten führte, gab es der Reibungflächen in Fülle. Die Frucht vom Erkenntnißbaum, die Scheidung in Gut und Böse, in eine metaphysisch-gute und in eine irdisch-böse Welt, schluckte der Mensch mit Haut und Fleisch hinunter. Und unüberwindliche Klüfte thaten sich auf zwischen dem Pharao, dem inkarnirten Absoluten, dem inkarnirten Gott, dem Himmelswesen, das Land und Besitz monopolisirend an sich riß, und dem versklavten, ausgeraubten Volk, den Kindern irdischer Niedrigkeiten. Alle Staats- und Kirchenorganisationen blieben seitdem immer nur schwache Abwandelungen dieses ältesten absolutistischen Staatsgebildes; und ob nun der Vernunftmensch Staat oder Ich, den Gott oder das Geld als Werth aller Werthe absolutirte und abstrahirte, Staat und Ich, Gott und Geld wurden zu ewigen Haß- und Zwietrachtmächten, die unauslöschliche Kriegsgluthen immer von Neuem entfachten. Von Anfang an hatte sich die menschliche Vernunft in Gegensatz zur Natur gestellt, den Kampf wider die Natur gepredigt und alle ihre Vernunftorganisationen konnten auch nur widernatürliche Gebilde sein, die den Gegensatz von Ideenwelt und Wirklichkeitwelt aus sich heraustreiben. Und wie der Peer Gynt Ibsens, der aus dem Mittelpunkt gebrachte ewig Halbe, irrte seitdem der Mensch, ein betrogener Betrüger, über die Erde dahin, hilflos, verwirrt und vergiftet von all den Früchten vom Baum der Erkenntniß.

Im platonischen Mythus werden wir auf eine metaphysische, eine Gottwelt hingewiesen, durch die wir allein auch wieder von

Google

dem Uebel und der Sünde dieser Erde erlöst werden. Und dunkel blieb hier nur, warum, zu welchem Zweck denn eigentlich das Absolute, das Vollkommene einmal die unvollkommene Welt entstehen ließ, der gute Gott die Menschen böse werden ließ. Fragen, an denen sich vergebens der Vernunftmensch das Gehirn zerbrach. Der Paradiesesmythus spricht ganz realistisch, zu Menschen menschlich verständlich. Einem Irrthum sind sie verfallen, eine falsche Weltanschauung, ein falsches Weltbild haben sie sich gebildet, als sie, wie Schopenhauer, meinten, im Spiegel abstrakter Begriffe konterfeie sich die wirkliche, die wahre Welt. Doch dieser Grundirrthum führte auch eben dazu, daß der Mensch lauter Organisationen und Einrichtungen schuf, durch die seiner Natur Gewalt angethan wird. „Die Erlösung“ kann sich auch hier auf Erden vollziehen, wenn nur der Mensch der Vernunftschlange den Kopf zertritt.

Der Gegensatz zwischen dem platonischen und dem Paradiesesmythus, zwischen Vernunft- und Naturweltanschauung zieht sich zuletzt durch unsere ganze Kultur dahin; und heute wird er in dem Kampf zwischen metaphysischem und positivistischem Denken sichtbar. Wenn bis zum Beginn der Neuzeit die spekulativ-begriffliche, abstrakte, metaphysische Philosophie des platonischen Mythus die unumschränkte Alleinherrschaft behauptete, zerfiel diese seitdem jedoch einem immer mehr um sich greifenden Zersetzungprozeß; und der alten Begriffsphilosophie erstand im modernen Empirismus und Pragmatismus, in der Naturwissenschaft der Gegner. Zugleich machten auch die absolutistischen Staatsgebilde den konstitutionellen Platz, durchaus entsprechend unserer Wissenschaftlehre, die nun die Versöhnung und den Ausgleich, die gleichmäßige Berechtigung der beiden Gewalten, des abstrakt-begrifflichen Denkens und der sinnlichen Erfahrung, predigte. Doch Positivismus und Empirismus sind in den Wurzeln immer noch verwachsen mit der alten Begriffsphilosophie und tragen selber an Dem, was sie am Gegner tadeln.

Nur einer von den Geistern der Neuzeit spricht vollkommen radikal, so radikal wie der alte Naturpriester, der Schöpfer des Paradiesesmythus. Wie Dieser auch ganz gewiß ein Priester der Natur, Einer, der auf den Lebensbaum hinweist, um die Axt an die Wurzel des Erkenntnißbaumes zu legen. Francis Bacon, eben der Begründer unserer neuen empiristischen Weltanschauung, der uns aber mehr und noch etwas Anderes als nur diesen Empirismus lehrt. Als schärfster Feind alles abstrakt-begrifflichen, syllogistischen Denkens, verwirft er eben das Organ der Plato und

Google

Aristoteles, das Vernunftorgan als durchaus untauglich, um uns dafür das novum organon, das neue, bessere Organ der Weltanschauung kennen zu lehren. Mit lauter Idolen, lauter Wahnlehren und falschen Fiktionen hat uns unsere Vernunft, unsere Vernunftlehre beschenkt; und unter diesen Idolen nennt Bacon an erster Stelle die idola tribus, den allgemeinsten, eigentlichsten Trugwahn. Den dogmatisch-absolutistischen Grundgedanken der Vernunft, die Idee des kantischen a priori, die Lehre von der Einheit in der Mannichfaltigkeit, eben unsere ganze Einheitweltanschauung, von der einen Ursache aller Dinge. Diesem Wahn sind Alle verfallen, die Metaphysiker wie die Positivisten, die Begriffsphilosophen wie die Naturphilosophen und die Naturforscher. Bacon wirft sie Alle in den selben Abgrund, die Platoniker, Aristoteliker und Phytagoraeer, die Idealisten, Realisten und Mystiker. Doch eben so wenig finden Kepler und Galilei Gnade vor seinen Augen; und damit weist er auch unseren Darwinismus und den Monismus Haeckels und Ostwalds ab.

Für Bacon steigt als Land der Erlösung die „nova Atlantis" auf, die neue Erde, das Dritte Reich, Shakespeares Prospero-Insel, wo der Mensch des novum organ, befreit von Wahnlehren und allen Idolen der Vernunft, dem absoluten Ich, wie dem absoluten Staat, ein besseres Dasein sich aufzubauen weiß. Wie ja auch Kleist den Menschen hinweist auf diese dritte Periode der Bildung, nachdem er zuerst die Stufe der Natur, dann die Stufe der Vernunft überschritten hat. Bacon und Kleist sprechen oft ganz genau wie der Paradiesesmythus: Pflücket die Frucht vom Lebensbaum, dann werdet Ihr sein wie Gott und unsterblich und fürchtet nicht mehr den Tod. Der platonische Mythus spricht von den Menschen und allen Dingen der Erde als von Geschöpfen; der prometheisch-schöpferische, künstlerisch und erfinderisch schaffende Mensch steht in der Urreligion, im ältesten ursprünglichen Mythus als das Gottwesen selbst vor uns. Und nicht der bloße Empiriker, sondern dieser Künstlermensch, der prometheisch-proteische Mensch, ist auch für Bacon der Erretter für uns, welcher der Vernunftschlange den Kopf zertritt. In seiner Kunst und Kraft, zu wandeln und umzugestalten, besitzt der Mensch das Organ der Bildung, das stets fruchtbar ist und dessen sich der Mensch bewußt werden muß, wenn er die Herrschaft und Tyrannei des alten Organon, der Vernunft, überwinden will, das uns stets nur mit unfruchtbaren Ideen, Idealen, Idolen überschüttete und damit den Menschen zum leidvollsten Wesen werden ließ.

Zehlendorf. Julius Hart.

Google

# Brief eines Dichters an einen Herrn.

Auf Ihren Brief, hochverehrter Herr, den ich heute abends auf dem Tisch fand und worin Sie mich ersuchen, Ihnen Zeit und Ort anzugeben, wo Sie mich kennen lernen könnten, muß ich Ihnen antworten, daß ich nicht recht weiß, was ich Ihnen sagen soll. Einiges und anderes Bedenken steigt in mir auf, denn ich bin ein Mensch, müssen Sie wissen, der nicht lohnt, kennen gelernt zu werden. Ich bin außerordentlich unhöflich und an Manieren besitze ich so gut wie nichts. Ihnen Gelegenheit geben, mich zu sehen, hieße, Sie mit einem Menschen bekannt machen, der seinen Filzhüten den Rand mit der Scheere halb abschneidet, um ihnen ein wüsteres Aussehen zu verleihen. Möchten Sie einen solchen Sonderling vor Augen haben? Ihr liebenswürdiger Brief hat mich sehr gefreut. Doch Sie irren sich in der Adresse. Ich bin Der nicht, der verdient, solcherlei Höflichkeiten zu empfangen. Ich bitte Sie: Stehen Sie sogleich ab von dem Wunsch, meine Bekanntschaft zu machen. Artigkeit steht mir schlecht zu Gesicht. Ich müßte Ihnen gegenüber die nothwendige Artigkeit hervorkehren; und Das eben möchte ich vermeiden, da ich weiß, daß artiges und manierliches Betragen mich nicht kleidet. Auch bin ich nicht gern artig; es langweilt mich. Ich vermuthe, daß Sie eine Frau haben, daß Ihre Frau elegant ist und daß bei Ihnen so Etwas wie ein Salon ist. Wer sich so feiner und schöner Ausdrücke bedient wie Sie, hat einen Salon. Ich aber bin nur Mensch auf der Straße, in Wald und Feld, im Wirthshaus und in meinem eigenen Zimmer; in irgend Jemandes Salon stünde ich da wie ein Erztölpel. Ich bin noch nie in einem Salon gewesen, ich fürchte mich davor; und als Mann von gesunder Vernunft muß ich meiden, was mich ängstigt. Sie sehen, ich bin offenherzig. Sie sind wahrscheinlich ein wohlhabender Mann und lassen wohlhabende Worte fallen. Ich dagegen bin arm und Alles, was ich spreche, klingt nach Aermlichkeit. Entweder würden Sie mich mit Ihrem Hergebrachten oder ich würde mit meinem Hergebrachten Sie verstimmen. Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie aufrichtig ich den Stand, in welchem ich lebe, bevorzuge und liebe. So arm ich bin, ist es mir doch bis heute noch nie eingefallen, mich zu beklagen; im Gegentheil: ich schätze, was mich umgiebt, so hoch, daß ich stets eifrig bemüht bin, es zu hüten. Ich wohne in einem wüsten, alten Haus, in einer Art von Ruine. Doch Das macht mich glücklich. Der Anblick armer Leute und armsäliger Häuser macht mich glücklich; so sehr ich auch denke, wie wenig Grund Sie haben, Dies zu begreifen. Ein bestimmtes Gewicht und eine gewisse Menge von Verwahrlosung, von Verlotterung und von Zerrissenheit muß um mich sein: sonst ist mir das Athmen eine Pein. Das Leben würde mir zur Qual, wenn ich fein, vortrefflich und elegant sein sollte. Die Eleganz ist mein Feind und ich will lieber versuchen, drei Tage

Google

lang nichts zu essen als mich in die gewagte Unternehmung verstricken, eine Verbeugung zu machen. Verehrter Herr, so spricht nicht der Stolz, sondern der ausgesprochene Sinn für Harmonie und Bequemlichkeit. Warum sollte ich sein, was ich nicht bin, und nicht sein, was ich bin? Das wäre eine Dummheit. Wenn ich bin, was ich bin, bin ich mit mir zufrieden; und dann lächelt Alles, ist Alles gut um mich. Sehen Sie, es ist so: schon ein neuer Anzug macht mich ganz unzufrieden und unglücklich; woraus ich entnehme, wie ich Alles, was schön, neu und fein ist, hasse und wie ich Alles, was alt, verschabt und verbraucht ist, liebe. Ich liebe Ungeziefer nicht gerade; ich möchte Ungeziefer nicht geradezu essen, aber Ungeziefer stört mich nicht. In dem Haus, in welchem ich wohne, wimmelt es von Ungeziefer: und doch wohne ich gern in dem Haus. Das Haus sieht aus wie ein Räuberhaus, zum Entzücken. Wenn Alles neu und ordentlich ist in der Welt, dann will ich nicht mehr leben, dann morde ich mich. Ich fürchte also quasi Etwas, wenn ich denken soll, ich solle mit einem vornehmen und gebildeten Menschen bekannt werden. Wenn ich befürchte, daß ich Sie nur störe und keine Förderlichkeit und Erquicklichkeit für Sie bedeute, so ist die andere Befürchtung eben so lebendig in mir, nämlich die (um ganz und gar offen zu reden), daß auch Sie mich stören und mir nicht erquicklich und erfreulich sein könnten. Es ist eine Seele in eines jeden Menschen Zustand; und Sie müssen unbedingt erfahren und ich muß Ihnen Das unbedingt mittheilen: ich schätze hoch, was ich bin, so karg und ärmlich es ist. Ich halte allen Neid für eine Dummheit. Der Neid ist eine Art Irrsinn. Respektire Jeder die Lage, in der er ist: so ist Jedem gedient. Ich fürchte auch den Einfluß, den Sie auf mich ausüben könnten; Das heißt: ich fürchte mich vor der überflüssigen innerlichen Arbeit, die gethan werden müßte, mich Ihres Einflusses zu erwehren. Und deshalb renne ich nicht nach Bekanntschaften, kann nicht danach rennen. Jemand Neues kennen lernen: Das ist zum Mindesten stets ein Stück Arbeit und ich habe mir bereits erlaubt, Ihnen zu sagen, daß ich die Bequemlichkeit liebe. Was werden Sie denken von mir? Doch Das muß mir gleichgiltig sein. Ich will, daß mir Das gleichgiltig sei. Ich will Sie auch nicht um Verzeihung wegen dieser Sprache bitten. Das wäre Phrase. Man ist immer unartig, wenn man die Wahrheit sagt. Ich liebe die Sterne und der Mond ist mein heimlicher Freund. Ueber mir ist der Himmel. So lange ich lebe, werde ich nie verlernen, zu ihm hinaufzuschauen. Ich stehe auf der Erde: Dies ist mein Standpunkt. Die Stunden scherzen mit mir und ich scherze mit ihnen. Ich vermag mir keine köstlichere Unterhaltung zu denken. Tag und Nacht sind meine Gesellschaft. Ich stehe auf vertrautem Fuß mit dem Abend und mit dem Morgen. Und hiermit grüßt sie freundlich

der arme junge Dichter.

Biel. Robert Walser.

Google

# Anzeigen.

**Die Serben im Balkankrieg 1912 und 13 und im Kriege gegen die Bulgaren.** Franckhscher Verlag in Stuttgart.

Das Buch ist ein kleines Generalstabswerk über die beiden Kriege und gewinnt an Interesse noch dadurch, daß zwischen die einzelnen, durch Kartenskizzen, Pläne und Bilder illustrirten Schlachtberichte Episoden eingestreut sind, die von Mitkämpfenden selbst erzählt werden. Das Buch belehrt in schlichter Schreibweise über den Ursprung und den Verlauf der beiden Kriege; außerdem charakterisirt es Land und Leute. Ich durfte mich um so eher berufen glauben, solches Buch zu schreiben, als ich schon 1875 an der Erhebung der Herzegowzen und Bosniaken gegen die türkische Herrschaft theilgenommen und seitdem jedem wichtigsten Ereigniß auf der Balkanhalbinsel beigewohnt habe. Wie andere Kenner, komme auch ich zu dem Schlußergebniß, daß Serbiens Heer vortrefflich ist und das serbische Volk ein viel besseres Urtheil verdient, als diesem fleißigen, intelligenten und in seiner Mehrheit durchaus nicht panslavistisch gesinnten Volk bisher meist gewährt worden ist.

Leipzig. A. Kutschbach.

**Die Eidgenossen.** Ein Akt. Bei Georg Müller in München.

Die Widmung an Ferdinand Hodler lautet:

Verehrtester Meister, Sie haben der staunenden Mitwelt im „Rückzug von Marignano“, im „Auszug der jenenser Studenten“ und im Reformationbild für Hannover lebendige Beispiele aufgerichtet von einer schöpferischen Souverainetät aller Geschichte gegenüber, die nicht nur bezeugt, daß es bei uns mit der Historienmalerei alten Schlages aus ist, sondern darüber hinaus das Signal giebt zur endgiltigen Ueberwindung alles eklektischen Historizismus in der Kunst überhaupt. Die erstaunliche Entwickelung dieser Linie Ihrer Kunst allein würde genügen, Ihrem Namen einen Platz in der Geistesgeschichte zu sichern. Wenn Sie schon auf allen übrigen Gebieten Ihrer universellen Kunst (bei der symbolischen Ideendarstellung durch den rhythmisch-bewegten Menschen oder bei der Eroberung der Alpennatur als Ausdruck für die Ahnung des Ewigen im Endlichen) auf das Zeitlos-Typische, auf das Allgemein-Menschliche ausgingen, so war doch die durchschlagende Probe auf Ihr Künstlerthum die triumphirende Bewältigung der Geschichte, die Erhebung geschichtlicher Größe aus dem Zeitlichen hinaus in das Menschenthümlich-Ewige. Daß Sie dabei dem Sinn der Geschichte, deren innere Wahrheit, bei aller formalen Autonomie, bei aller ethischen Allgemeingiltigkeit so streng zu wahren wußten, ist kein Widerspruch. Vielmehr ist keine wahrheitgebende Deutung des zeitlichen Lebens überhaupt möglich ohne jene

Google

innere Größe, die auf das Ewige gerichtet ist. Was mich nun bewegt, dieses Drama Ihnen zu widmen, ist der Umstand, daß ich es unter der Suggestion Ihrer großen historischen Gemälde geschrieben, daß ich demnach eine ähnliche Aufgabe mit dichterischen Mitteln durchzuführen versucht habe, nämlich: die Herauslösung geschichtlicher Größe aus ihrem spezifisch-zeitlichen Zusammenhang durch eine freie Synthese aus den mir gegebenen Umständen. Der entscheidende Anstoß, den mir Ihre malerischen Epopöen für den Stil meines Dramas gegeben haben, betrifft nicht nur die ethische Gesinnung oder den Geist der Unabhängigkeit von der Geschichte im Allgemeinen. Diesen hat schon Goethe mit wundervoller Präzision ausgesprochen, indem er sagt: „Für den Dichter giebt es keine historischen Personen; es beliebt ihm, eine sittliche Welt darzustellen, und er erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, seinen Geschöpfen ihre Namen beizulegen.“ Ihr Einfluß aber bestimmte mir geradezu die Wahl der künstlerischen Form selbst und deren Verhältniß dem geschichtlichen Vorwurf gegenüber. Wenn ich hier einen Friedensvertrag zwischen zwei Völkern wie ein geistiges Duell zwischen zwei hervorragenden Individuen behandle oder gar den Bruch dieses Vertrages, die Schlacht bei Marignano, in einen einzigen Schwertstreich zusammenfasse, so folge ich darin nur eben so treu (und wäre es auch mit unendlich viel schwächeren Kräften) den Anforderungen einer wahrhaft dramatischen Darstellung, wie Sie, verehrter Meister, denen der Epik Ihres stolzen Pinsels gefolgt sind, wenn Sie im „Auszug der jenenser Studenten“ den Aufbruch eines Heeres überzeugend in einen einzigen Jüngling zusammenfaßten, der in seinen Militärrock stürzt, oder das ganze stürmische Erwachen einer Nation in jenem anderen Jüngling gestalteten, dessen übermächtige Begeisterung seine adelige Gestalt wie ein Fanal in die Höhe reißt und in seiner hoch in die Luft geworfenen Hand in eine Geste ausbricht, die die Fessel von Jahrhunderten von einem Volke nimmt. Dazu also, daß ich im Drama Aehnliches gewagt, also versucht habe, ganzes Völkergeschehen in wenige primitiv große Gesten konkreter Einzelgestalten zusammen zu drängen, dazu hat allein Ihr Vorbild mir den Weg zu zeigen vermocht. Nicht Zufall ist es, daß gerade Sie, der Schweizer, der monumentalen Auffassung der Kunst wieder Bahn gebrochen haben. Denn echtes Schweizerthum ist das Vermögen der freiwilligen Unterwerfung des Individuums unter die selbstgeschaffene Gemeinschaft. Dies Vermögen aber ist die Vorbedingung zur Gestaltung solcher Individuen, die Träger einer überpersönlichen Mission sind, und zur Erfindung solcher Formen, die in konkret überzeugender Weise (nicht tendenziös typisirend) die Gemeinschaft als Quelle subjektiv gesteigertsten Erlebens darzustellen vermögen. Dies aber sind die Hauptmomente aller inneren Größe und insofern aller künstlerischen Monumentalität. In diesem Sinn haben Sie in Ihrer neuesten Schöpfung, im Reformationbild für Hannover, einer schon als Problem für die

Google

Kunst neuen Sache einen völlig neuen Ausdruck geschaffen. Das Verhältniß von Individuum und Gemeinschaft (nicht nur als Führer und Masse) erfährt durch Ihre kompositorische Erfindung eine blitzartige Erleuchtung: in dieser gewaltig-beschwörenden Geste des Einigers der „Masse“ geht der „Führer“-Ehrgeiz völlig auf in der qualvollen Selbstüberwindung. Gewiß: eine herrische Geste dieses mächtigen Individuums mag den Gemeinschaftwillen aller Uebrigen ausgelöst haben. Aber die wahre und für die Kunst ganz neue Größe der Darstellung beruht in der Sichtbarmachung der sich unmittelbar darauf vollziehenden freiwliligen Unterwerfung dieses Individuums unter den Willen des Ganzen, der wie eine entfesselte Sturmfluth die Brust des Entfesselers selber zu durchströmen scheint. Dieser Moment ist zur Darstellung gewählt. So wird die Beschwörung der Anderen zur Selbstbeschwörung. Der Führer begehrt von den Geführten nichts, das er nicht in höherem Maße von sich selbst begehrte. Nie hat es in diesem Sinn ein mehr schweizerisches Werk gegeben. Ja, dieses Werk ist, als Vollendung Ihrer ganzen Kunstentwickelung, in jedem Betracht die gewaltigste Kraftäußerung eines Einzelnen in der Geschichte des gesammten Schweizergeistes, seit er einmal, einem dumpf in den Gemüthern brennenden politischen Gigantentraum folgend, halb Europa mit heißem, kriegerischem Blut durchpulste. Was damals an unerhörter Kraft die Leiber bewegte und unser Volk zu einer alle Form verschlingenden räumlichen Expansion zwang, hat sich inzwischen „unter Gottes Peitschenschlag“ nach innen gekehrt und beginnt jetzt, in solchen Werken wie den Ihren im Gebiet des Geistes siegreich durchzubrechen. Dafür Ihnen, als dem stärksten Verkünder unseres Volksgeistes, nach meinem besten Vermögen zu huldigen: Das ist der Sinn meiner Widmung.

München. Hans Mühlestein.

**Ueber Altern und Sterben.** Vom Geheimen Medizinalrath Professor Dr. Ewald. Bei Alfred Hölder in Wien.

Das Thema, das allen vom Weibe Geborenen so nah liegt, ist in ungemein fesselnder Weise behandelt. Die Darstellung ist zwar streng wissenschaftlich gehalten (dafür zeugen die zahlreichen Quellenangaben und die Tafeln mit Abbildungen, die auch dem Laien ein ihm fern liegendes Gebiet mühelos erschließen), zugleich aber in schöne Form gekleidet; und in die Weisheit des Gehirns weht der warme Hauch aus einem Menschenherzen hinein. Dankbar denkt am Ende der Leser Dessen, der ihn an so sanfter Hand, mit so mild tröstendem Wort, in das große Schweigen zu führen vermöchte. „Fast Niemand wird sich des Augenblickes seines Todes bewußt. Der Engel des Todes umhüllt die Seele mit dichtem Schleier und trägt sie davon.“ Der berühmte Arzt, der so spricht, hat die tiefste, höchste Menschenangst im Ohr seines Herzens gehört. Ella Grün.

Go gle

**Peladan: Der Prinz von Byzanz.** Drama. Verdeutscht von Emil Schering. Georg Müller in München.

„Wenn man die Geschlechter nicht an den Kleidungen erkennen könnte, überhaupt die Verschiedenheit des Geschlechts errathen müßte, so würde eine neue Welt von Liebe entstehen. Dieses verdiente in einem Roman mit Weisheit und Kenntniß der Welt behandelt zu werden." Diese neue Welt von Liebe, die Lichtenberg um 1800 ahnte, hat Peladan um 1900 hier geschildert.

Grunewald. Emil Schering.

**Grete Beier.** Geschichten. Oesterheld & Co. in Berlin.

Die Selbstanzeigen der „Zukunft" sind ein Bedürfniß, weil es an sachliebenden Kritiken in Deutschland fehlt. Man sehe sich an, was für eine Sorte von „Würdigungen" für den Weihnachtmarkt fabrizirt wird. Ist man nun gar mit einem gefährlichen Sinn für geistige Unabhängigkeit behaftet, dann fehlt Einem sogar jene billige Kritik aus dem Freundeskreis, die man mit dem täglichen Besuch literarischer Stammtische oder Cafés denn doch überzahlt. Ich gebe nun im Lauf von zwölf Jahren den vierten Band kleiner Geschichten heraus und ich weiß, daß unter diesen hundert Erzählungen einige sind, die man, wären sie russisch oder französisch herausgekommen, mit Entdeckerpathos ausschreien würde. Mir fehlt ein Uebersetzer, zu Deutsch: Ausschreier, ich habe auch nicht in ausreichendem Maß die kommerziell-organisatorische Begabung, die für den Ruhm von heute unerläßlich ist. Alles ist in diesem durch eine hemmungslose Publizität geschändeten Jahrhundert auf Organisation gestellt! Ich verpflichte mich, einen wohlhabenden Mann, der ein paar moderne Stimmungphrasen permutiren kann, in einem Jahr berühmter zu machen als das Odöl. Organisation ist Alles! Nur in jeder größeren deutschen Stadt einen eifrigen Platzvertreter, der die Waare möglichst esoterisch preist: und bald bekreuzen sich die Snobs (obwohl Das sonst nicht ihre Gewohnheit ist). Ich habe überdies noch den Mangel, daß mich mein Jahrhundert gefangen hält; ich erlebe meine Zeit mit klopfendem Herzen, und was ich schreibe, ist getränkt von Gegenwart. Die Geziertheit, die sich in einen altväterischen Erzählerstil flüchtet, die Hohlheit, die sich im Renaissancekostüm versteckt, kann mir das Fieber nicht nachfühlen, das in mir durch den Prozeß der Grete Beier erzeugt wurde. In meiner Geschichte steht natürlich etwas ganz Anderes als in den Prozeßakten der Grete Beier; in meiner Geschichte steckt nur der Fiebertraum, erlebt in der Nacht nach ihrer Verdammung zum Tod. In meinem Band findet man (leider) auch schwächere Stücke. Niemand fühlt Das tiefer als ich selbst. Ich glaube, mich zu exkulpiren, indem ich den großen deutschen Zeitungverlegern zurufe: „Gönnt Euren Talenten Muße, spannt sie nicht ununterbrochen ins Joch, laßt uns auch, scheinbar arbeitlos, spaziren. Macht aus Euren Rennern keine Lastthiere!"

Stefan Großmann.

Google

# Reserven.

Aus der Rede, in der Präsident Havenstein die Diskontpolitik der Reichsbank vertheidigte, wurde vielfach gefolgert, ein Depositengesetz werde kommen, wenn die Banken das „Jahr der Sammlung“ nicht ausnutzen, um aus ihren Buchreserven Barreserven zu machen. Diese Furcht hat der Präsident in einer anderen Rede dann beseitigt. Das Depositengesetz, Gespenst und Seeschlange, schreckt jetzt nicht mehr. Die Reichsbank hat im Jahr 1913 ihren Goldschatz um rund 400 Millionen vermehrt Das ist eine lobenswerthe Leistung. Das rasche Wachsthum der deutschen Waareneinfuhr hatte freilich den Goldimport gesteigert und für den neuen Kriegsschatz von 120 Millionen Gold konnten 1913 schon 75 Millionen zurückgelegt werden; statt der Goldstücke giebt es nun Reichskassenscheine, mit denen sich der Verkehr abfinden muß. Daß die deutsche Wirthschaft ohne ausländische Gelder gedeihen kann, wurde schon 1912 auf ein Ruhmesblatt geschrieben. Aber mit dem Diskontsatz der Reichsbank ist man noch immer nicht zufrieden. Das vom Geheimrath Havenstein bekämpfte Vorurtheil, die Reichsbank müsse jeden Kreditwunsch erfüllen, konnte in deren Kundschaft niemals aufkommen. Die weiß, daß die Bank nur die Ansprüche befriedigt, die ihren Bedingungen entsprechen; wenn sie vernünftige Anträge ablehnte, brächte sie selbst ihre Leistungfähigkeit in Verdacht. Die Reichsbank kann also nur Einfluß auf die mit ihr arbeitenden Banken zu gewinnen suchen. Das war gerade im Jahr 1913 nicht ganz leicht. Die Summe der von den deutschen Kreditinstituten angekauften Wechsel hat sich vergrößert, der Wechselbestand der Centralbank sich verkleinert. Daraus war zu ersehen, daß der Wechselstrom sich getheilt und einen viel stärkeren Seitenarm als sonst in das Gelände der Privatbanken entsandt hatte. War es Absicht (um den amtlichen Diskontsatz zu senken), so hat sie sich als wirksam erwiesen. Trotz dem Geschrei, daß nur Börsenjobber gegen den hohen Zinsfuß wütheten, wird er bald um zwei Prozent kleiner geworden sein. Und die Banken waren nicht aufdringlicher als sonst; Herr Havenstein hat keinen stichhaltigen Grund, über sie zu klagen. Er sagt: „Die Reichsbank ist nicht verpflichtet (Das möchte ich auch einmal offen und ehrlich aussprechen), ihre letzten Mittel auszuschütten, nur, weil unsere Wirthschaft sich im Uebermaß aus Kredit aufbaut oder weil unsere Bankwelt und andere wirthschaftliche Faktoren (peccatur intra muros et extra) sich, statt selbst auf ausreichende Liquidität zu halten und für angemessene Barreserven vorzusorgen, nur auf die Reichsbank verlassen.“ Neben diesem Tadel bleibt die Thatsache bestehen, daß die Bank ihren Goldvorrath um 400 Millionen erhöhen konnte. Die Kundschaft stöhnt über unbillige Härte im Kreditbereich und sehnt die Tage zurück, die alle Bankenkonten in Sonne getaucht haben. Soll das Verhältniß von Reichsbank und Privatbanken im Wesentlichen anders werden, dann ist ein Umbau unseres ganzen Wirthschaftsystems unvermeidlich.

Google

Die Centralbank verfügte am einunddreißigsten Dezember 1913 über eine Metalldecke, die fast 58 Prozent des Notenumlaufes schützte. Das war ein Höhepunkt; früher sind 50 Prozent nie erreicht worden und 1912 waren es nur 42. Der Fortschritt ist ansehnlich genug. Als die unbegrenzte Ausgabe kleiner Banknoten verlangt wurde, deutete Präsident Havenstein auf einen Goldvorrath von 1500 Millionen Mark. Sehr fern ist dieses Ziel kühner Träume heute nicht mehr. Die Zwanzigmarknoten, die der Reichsbank zu ihrem neuen Gold verholfen haben sollten, brachten im Jahr 1913 eine Goldersparniß von 110 Millionen. Das ist kein ungeheurer Betrag; doch ein im Umlauf des Goldes nicht unbedeutender. Wichtiger war der Ueberschuß der deutschen Goldbilanz, die in der Einfuhr 431, im Export 60 Millionen Mark betrug, so daß ein Saldo von 371 Millionen zu Gunsten Deutschlands blieb. Die Goldbewegung ist von höchstem Werth für die finanzielle Bereitschaft, weil die gesammte Geldpolitik auf das Gold eingestellt worden ist. Die Voraussetzungen, unter denen sich die Centralisirung des Goldes im deutschen Wirthschaftbezirk vollzog, dürfen nicht geändert werden. Die Goldstatistik ist nicht zuverlässig. Die Summe des zum deutschen Vermögen gehörenden Goldes beruht auf Schätzungen (zwischen 3500 und 3700 Millionen Mark); ob der Goldbestand (es handelt sich nur um monetäres Metall) in einem Jahr zu- oder abgenommen hat, ist schwer festzustellen. Sicher ist aber, daß die Goldproduktion sich in den letzten Jahren verringerte. Der Direktor der amerikanischen Bundesmünze hat für 1913 eine Produktion im Werth von 455 Millionen Dollars angenommen. Das wären 10 bis 11 Millionen weniger als 1912. Die Arbeiterwirren in Südafrika und die Verschlechterung der Goldqualität haben die Ausbeute der Randminen geschmälert. Wenn auch Rhodesien und der Westen bessere Ausbeute lieferten, so bleibt doch Transvaal entscheidend. Man muß die Goldproduktion mit der Goldpolitik der Notenbanken vergleichen, um zu erkennen, daß die Kette der Möglichkeiten nicht lückenlos ist. Vermehrung der Bankreserven und des staatlichen Goldschatzes: müßte darunter nicht die Qualität des umlaufenden Geldes leiden? Die Produktion wird dünner und die Vergoldung der Banken soll dicker werden.

Auch die Bank von England wendet sich gegen die Gewohnheit, sie als letzte Reserve zu betrachten. Das englische Centralinstitut hängt an der Tradition und hat deshalb, trotz seinem historischen Ruf, Krisen durchgemacht, die anderen großen Notenbanken, besonders der Reichsbank und der Banque de France, erspart blieben. Paris ist oft der Nothelfer Englands gewesen. Noch in den letzten Jahren. Die Bank von England besitzt viel weniger Gold als unsere Reichsbank und ist trotzdem die Zufluchtstätte aller Depositenbanken im Vereinigten Königreich. Dieser Zustand mißfällt manchen Häuptern der City; sie fordern von den Banken eigene Goldreserven, die als Bürgschaft für die Verbindlichkeiten dienen können, also nicht zum Betriebskapital gehören, sondern unverzinst, in gesonderter Verwaltung, gehalten wer-



Google

den. Da die Reserven, die englische Institute bei der Centralbank haben, nur in kritischen Tagen mobil gemacht werden, so würde das neue System die Goldpolitik der Bank nicht unmittelbar fördern. Uns aber wird das englische Beispiel zur Nachahmung empfohlen. Zuerst hieß es: Sorgt für liquide Mittel; dann: Ein großer Haufe deutscher Staatspapiere gehört in die Effektenbestände; und jetzt wird bares Geld verlangt. Die Reichsbank pocht auf ihren Erfolg. „Was ich kann, müßt Ihr auch können." Die Oeffentliche Meinung wird geblendet. Und wenn die „Geldfabriken" (Vanitas vanitatum) nicht von selbst wollen, wird man sie durch ein Gesetz zwingen. Die deutschen Aktienbanken, die Zwischenausweise veröffentlichen (91 im Ganzen), hatten am letzten Oktobertag 8225 Millionen Mark Kreditoren und 213 Millionen Kassenbestände: 2,6 Prozent. Das ist nicht viel, hat aber gereicht; aus barem Geld darf in einem Wirthschaftbetrieb nur der kleinste Theil des Vermögens bestehen. Die offenen Reserven der Banken betrugen 678 Millionen; sie sind ein Theil des Betriebskapitals und werden nicht gesondert aufbewahrt. Das wird als Mangel empfunden. Eine Reserve soll ein unantastbares Vermögensstück sein, das von keiner Krisis berührt werden darf. Wenn die Reserven mindestens 10 Prozent der fremden Gelder decken sollen, mußten am letzten Oktobertag 822 Millionen offener Reserven in den Kassen liegen. In barem Geld: der Kassenbestand der 91 Banken mußte also ums Vierfache größer sein, als er war. Die englischen und die deutschen Banken allein würden, um ihre Reserven auf den gewünschten Goldpunkt zu bringen, mehr brauchen, als in einem Jahr produzirt wird: 1800 bis 2000 Millionen Mark. Und wenn man die Auffüllung über mehrere Jahre hinzöge, müßte noch irgendwo im internationalen Goldbezirk Mangel entstehen. Die Bewegung des Goldes folgt den Kurven der Wirthschaft.

Den größten Posten unter den „greifbaren Aktiven" bilden die Wechselbestände: 3041 Millionen. Sie sind ein Theil des Ergebnisses der Bankenarbeit. Kredit- und Anlagebedürfniß kommen hierin zum Ausdruck. Die Reichsbank wünscht nicht, daß die Banken durch Rediskontirung von Wechseln ihren Geldbedarf erledigen; sie sollen selbst für genügende Goldreserven sorgen. Das ist der Zweck der Uebung. Das ertragreiche und nützliche Wechseldiskontgeschäft hätte, nach dem neuen Programm der vermehrten Barrücklagen, ein Opfer zu bringen, das man eins des Intellektes nennen dürfte.

Ob die Erfüllung solcher Wünsche, die unsere ganze Kreditorganisation umstülpen müßte, im Format der herrschenden Volkswirthschaft noch möglich wäre, ist mindestens ungewiß. Die Reserven müssen in jedem Augenblick greifbar und gegen jede Vermischung mit dem Betriebskapital geschützt sein. Aber eine Ansammlung großer Barreserven, die keine Zinsen tragen (die Verzinsung setzt eine wirthschaftliche Funktion und damit eine Preisgabe der Bargeldeigenschaft voraus), ist mit den Lebensbedürfnissen des für die Volkswirthschaft ohne Raststpause arbeitenden Kapitals nicht vereinbar. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

# Die Zukunft.

**Berlin, den 14. Februar 1914.**


## Theater.

### Shakespeare-Cyklus.

Drei Jahrhunderte schlichen und trabten, keuchten und tosten hin, seit Shakespeare starb. Ein Spältchen nur bleibt in dem dritten Jahrhundertring noch zu füllen: dann trieft Allgermaniens Erde gewiß wieder vom Niederschlag dichtsträhniger Gedenkreden und Magister, Minister wohl gar betheuern, daß der Speerschüttler aus Stratford im nie verwitternden Heiligthum deutscher Menschheit throne. Amen; schon jetzt. War eine Zeit bewußten Empfindens, der Dieser nicht lebte? Kann je eine sein, aus der er starb? Grimmig fast lächelt unsere Vorstellung solchen Glaubens. Ihr ist Shakespeare allgegenwärtig; nicht, wie Sterbliches, zwischen Anfang und Ende gegrenzt; sind Hamlet und Falstaff, Lear und Romeo, König Macbeth und König Heinz, Coriolanus und Brutus, der Mohr und der Jude von Venedig, die Demagogen Antonius und Cade näher als die Götter, die Helden, das auf zwei Beinen stampfende Gethier Homers, kaum ferner als die Jünger, die Feinde und die Gefolgschaft des Galiläers. Eine Bibel ließ auch er; frommer Einfalt und stolzirender Gelehrsamkeit eine Weide. Das Antlitz des Erdtheiles, der ihn trug, hat sich gewandelt; mühsam muß der Geschichtschreiber es nachzukünsteln trachten. Ein Weltreich erwächst und neuen Glaubens Saat reift in Halme. Britische Mannheit ist nach Rußland und an die Levante, nach Nordamerika und Ostindien vorgedrungen. Aus des Kerkers Gruft stieg eine Königin auf den Thron, vom Thron eine, die über Schottland geherrscht



Google

und sich dem König von Frankreich vermählt hat, aufs Blutgerüst. Des Meeres Riesentrichter verschlingt eine Armada und Britaniens Klippe dröhnt vom Hall des Donnerkeiles, mit dem Roms Priester die Abtrünnigen in Nordwest strafen will. In diese Welt ungeheuren Schicksals zeugt eines Landwirthes, Gerbers, Metzgers, Fell- und Wollhändlers Sohn ein Gewimmel, das aus Gaias von Eros befruchtetem Schoße zu quillen scheint. „Des Dichters Auge, in schönem Wahnsinn rollend, blitzt auf zum Himmel, blitzt erdwärts hinab; und wie die schwangere Phantasie Gebilde von unbekannten Dingen ausgebiert, gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt das luftige Nichts und giebt ihm festen Wohnsitz. So gaukelt die gewaltige Einbildung.“ Und ihr Gaukelwerk überlebt alles Geschehen, das hinter den hohen Schanzen einer „Wirklichkeit“ unverwundbar schien. Das Gefild von Azincourt und das Schafot der Stuart, der fünfte Pius und der zweite Philipp, Babington und Norfolk: der Blick, der solchen Namen und Buchdaten ein Wesenskleid wirken will, muß zuvor Nebel schlitzen. Des Gauklers Brut aber lebt noch, jung, in unverschlissenem Gewand. Und auf den Brettern, die der Vater ihnen als festen Wohnsitz gab, wuchs nie doch ein Körnlein; so schmal dünkten sie ihn selbst, so eng die Räume, die sie dem Auge vortäuschen konnten, daß er stöhnte: „Stopft man in dieses O von Holz die Helme nur, wovor bei Azincourt die Luft erbebte?“ Unter Rost sind die Helme erblindet; Heinzens und seines heißspornigen Vetters Gelächter hüpft noch von rother Lippe. „Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wie jener; Beiden ist nichts verborgen. Er gehört nothwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. Shakespeares ganze Verfahrensart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerstrebendes. Wir leugnen, und zwar zu seinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für sein Genie gewesen. Nun hat sich aber seit vielen Jahren das Vorurtheil in Deutschland eingeschlichen, daß man Shakespeare auf der deutschen Bühne Wort für Wort aufführen müsse, und wenn Schauspieler und Zuschauer daran erwürgen sollten. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakespeare in wenigen Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt sein, welches dann auch kein Unglück wäre; denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm

Google

desto reinere Freude empfinden." Diese Sätze sind achtundachtzig Jahre alt; wurden von Goethe geschrieben. Der rühmte den hamburgischen Schauspielprinzipal Schröder, dessen größtes Verdienst die „Bearbeitung" shakespearischer Stücke sei; meinte, Juliens Amme und Romeos Freund Mercutio seien, „als possenhafte Intermezzisten und Zerstörer des tragischen Gehaltes, unerträglich"; und billigte, daß Schröder die Szene weggelassen habe, in der König Lear (bei der Reichsvertheilung) „so absurd erscheint, daß man seinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben kann." Lächelnd lesen wirs; trotz dem ehrwürdigen Namen, der die wunderliche Prophetie beglänzt. Längst ist jede Bearbeitung, die das Gebild schönen Wahnsinns in Goethes „folgerechte, Uebereinstimmung liebende Denkart" zu zwängen strebt, uns unerträglich; längst auch der Wahn verdunstet, Shakespeares Werk „lasse sich beim Vorlesen am Besten überliefern". Am Besten: weil (spricht die alte weimarische Excellenz) der Brite „mehr Dichter überhaupt als Theaterdichter ist" und, bei der „Unvollkommenheit der englischen Bretterbühne", eine Theaterkunst, wie sie seitdem entstand, gar nicht zu erdenken vermochte. „Shakespeares Stücke waren höchst interessante Märchen, nur von mehreren Personen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskirt hatten, sich, wie es noth that, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuschauer jedoch überließen, sich auf der öden Bühne nach Belieben Paradies und Paläste zu imaginiren." Wir aber sind „nach und nach durch Verbesserung der Maschinerie, der perspektivischen Kunst und der Garderobe in eine Natürlichkeitforderung hineingewachsen, von wo man uns wohl schwerlich in die Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte." Deshalb: Rezitation oder Bearbeitung. Solche Weisheit kam 1826 vom Ilm-Olympos. Sie ward bald widerlegt. Charles Kean und Henry Irving in London, Dingelstedt in Weimar selbst, in München und Wien, Herzog Georg in Meiningen und in vielen Hauptstädten Europens haben bewiesen, daß noch in schwerem, allzu lang nachschleppenden Prunkgewand der Mythos des Briten nicht erstickt. Und jetzt schaaren Berliner sich vor der Pforte des Deutschen Theaters, um für die Abendfeste des Shakespeare-Cyklus einen Sitz zu erkämpfen.

Dieser Cyklus ist in der Geschichte deutscher Bühnenkunst ein Ereigniß. Nicht nur als die Leistung eines Willens, eines auf selbst



Google

erworbenem Besitz stehenden, nicht von fürstlicher, staatlicher, städtischer Gunsthilfe geförderten Könners, der aus Blöcken und Balken, Edelstein und Schlacke, feinem, derbem und schlechtem Menschenstoff die bunteste und klüftigste aller Einbildnerwelten nachschuf und dem in seinen hellsten Stunden gelang, ohne Blendwerk den Reiz dieser Welt noch zu höhen, ihre Altersmale, ohne Schminke und Flitter, dem Blick freundlich einzuschleiern. Das hat ein „Prinzipaltheater", ein nicht von Zuschuß genährtes Unternehmen der Eigenwirthschaft, niemals vermocht: auch unter den von Fürsten und Bürgerschaft beschenkten Hof- und Stadttheatern sehe ich nicht eins, das sich solcher That rühmen durfte. Die Werke des Mannes, der geboren wurde, als Michelagniolo starb, und dessen letzte Sonne in Madrid dem sterbenden Cervantes, in Leiden dem zehnjährigen Rembrandt leuchtete, dünkten ja schon den alten Meister von Weimar so fern, daß er meinte, nur ein kluger „Bearbeiter" könne ihnen, „die in ihrer Integrität nicht vorgeführt werden sollten", behutsam noch die Gnadenpforte zur Bühne aufthun. „Nur Momenten, ausgesäten Juwelen", sei auf dem Theater die Wirkung noch gewiß; doch werden sie „durch viel Untheatralisches aus einander gehalten. Die theatralischen Forderungen erscheinen ihm nichtig und so macht er sichs bequem. Wie das Universum, das er darstellt, bietet er immer neue Seiten und bleibt am Ende doch unerforschlich; denn wir sämmtlich, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben noch seinem Geist genügen." Deshalb dürfen nur sorglich erwählte und zubereitete Pröbchen aufs Schaugerüst. Solcher Glaube warb immer neuen Anhang, weil die Werke, damit unser Auge sich nicht müd und enttäuscht vom Kleid ihres Wesens, von den Buckeln und Warzen ihres Leibes wende, ein Aufgebot mimischer, sprachlicher, szenischer Kunst heischen, das schwer zu erreichen ist. Dingelstedt, der den drei Heinrich-Dramen und den zwei Richard-Tragoedien zwischen Leinwänden eine Heimath, nicht ein Gastrecht nur, gab, konnte ziemlich frei schalten. Reichliche Geldzufuhr aus dem Habsburgerhaus; eine Stätte alter, frohsinnlich gebliebener Schaukünste und ein von Schreyvogel, Laube, Halm zärtlich gepflegter Stamm kräftiger, in einander gewöhnter, an einander abgestimmter Spieltalente. Noch ward nicht fühlbar, daß bei Königgraetz, mit dem Primat in Deutschland, auch die höchste Gloria des Hofburgtheaters unwiederbringlich verloren war; noch galt das Glück,

Google

auf wichtigem Posten dem Kunsthaus des Kaisers von Oesterreich verpflichtet zu werden, als die Krönung eines Mimenlebens. Im Wettlauf durch das ganze Reich deutscher Zunge siegte leicht immer der Werber aus Wien. Auch Dingelstedt aber begrenzte sein Wagniß in den Kreis der Historien (aus dem er Johann und den achten Heinrich schied), setzte und flickte, nicht täppisch, doch ohne Ehrfurcht, in den Dramen herum, erkünstelte der darin wimmelnden Menschheit hübschere Nasen und spritzte ihr allerlei Tonics ein. Charles Kean wollte Gepräng und Augenweide, Irving Glanzrollen, Herzog Georg die Möglichkeit, aus geschichtlich bestimmter Zeit ein Gewand nachzuwirken und der Masse, die auf der Bühne, nach den Tagen des Hellenenchores, in unleidliche Amorphie verkümmert war, eine Gestalt zu schaffen, den Gestus und Ton des Jubels und Jammers anzuerziehen. Wilbrandt und Förster, L'Arronge, Barnay, Possart versuchten Synthesen des in einem Halbjahrhundert auf die Bretter geheimsten Gutes und machten, wenn sie sich nicht eitel dem Zügel männlich ernsten Geschmackes entrafften, ihre Sache anständig. Der meininger „Caesar", der in den Szenen des Mordes und des Aufruhrs wie die Offenbarung neuer Wunderkräfte gezündet hatte, sollte in London (wo Alma Tadema für das Bildliche sorgte) überboten werden; und dieses mächtigste aller Römerdramen wurde (nach der langwierigsten und vielleicht theuersten Vorarbeit, die je an solche Aufgabe gewandt ward) das Prunkstück des moskauer Künstlertheaters, dessen stärkste Persönlichkeit, Stanislawskij, im Szenischen von den Meiningern und von Antoine, im Mimischen von Rossi, der Bernhardt und von Guitry, schon zuvor aber von den Spielern, Tänzern, Sängern seiner jung blühenden Heimath viel gelernt hatte und mit der eleganten Wucht, der wilden Zärtlichkeit seiner genialischen Natur Thalwerke („Zar Fjodor", „Onkel Wanja", „Volksfeind", „Nachtasyl") auf die Höhe unverlierbaren Erlebnisses hob. Shakespeare, den Forderer des Ungeheuren, nahm der vor Europens Runzelstirn schüchterne Mann nicht mit auf die Reise. Beerbohm-Tree thats; und zeigte uns aller Gräuel gräueligsten: den „mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten", mit Aufzügen, Pferdegestampf, buntem Lichttand und wagnerischer Musik für den Gaumen der Snobs zugerichteten Shakespeare. Ein Ende. Klar, hieß es, zeigt sich nun, daß die meisten dieser Dramen hinter der

Google

Rampe nicht mehr möglich sind; daß man sie, wie Kerzen aus Urväterzeit, putzen muß, damit sie den Flammenreif überleuchten. Und die geistreichen, kunstfremden Leute, die längst erzählt hatten, der dritte Richard sei gar nicht mehr, Caesar nach der Mordszene kaum noch zu ertragen, Hamlet ein Lesestück, in der Lustspielwelt jedes Witzbeet verblüht, rösteten die bekleideten Bäckchen am Torffeuer wohlfeilen Triumphes. Das Gerede vom nie verwitternden Heiligthum tröpfelte noch; aber den Erwachsenen, den Pächtern von Bildung und Besitz nahte selten die Sehnsucht, eins der unbegreiflich hohen Werke in seiner Leibhaftigkeit zu sehen. (Eines Spielers Kunst allenfalls. Rossis Othello, Romeo, Lear, die Kleopatra, Lady Macbeth, Hermione der Wolter, Booth, Salvini, Robert, Ludwig, Kainz als Hamlet, Hartmanns Heinz, Matkowskys Zweiter Richard und Coriolan: solche Lockung wirkte fort; gehört aber in den goethischen Bereich der „Momente und ausgesäten Juwelen“.) Entweder wurden atmosphärisch einander fremde Szenen mit dicken Heftfäden zusammengebündelt oder der Vorhang fiel so oft, daß der von Leid und Lust heiße Sinn des Zuschauers sich in den Pausen erkälten mußte. Der Geberde oder der Zunge des Mimenhaufens fehlte die rechte Beredsamkeit. Das Gehumpel der Technik kam dem schnaubenden Genius nicht nach; und die alltäglich vor „Uebertreibung“ gewarnten Spieler verkrochen sich aus der Firnwelt in die Ofenwärme bürgerlichen Mißgeschickes und Spaßes. Auf der Drehbühne ist Shakespeare zu neuem Leben erstanden; auf der jungem, spielfreudigem Volk eingeräumten Kunstinsel eines Prospero brüllte und sann, weinte und scherzte, ächzte und kreischte, rülpste und räkelte sich fortan seine Menschheit; enthüllte sich in die Herrlichkeit des ersten Tages. Nur gelehrte Banausen und Gecken, denen jedes irdische, jedes himmlische Ding zum Spiegel ihres Wuchses und Witzes werden soll, mäkeln noch: „Dieses ist modernem Empfinden veraltet, Jenes nicht fein genug differenzirt.“ Eben so weise wärs, vor dem aufgestürmten Nordmeer, im Hermelin des Hochgebirges, unter dem grünen Dach des von Sonne trächtigen Laubwaldes, zwischen der Möwenspur und den Kaninchenlöchern der Dünenhaide die Mängel solcher Natur zu erörtern. Der im reinsten Sinn Fromme nimmt sie, wie sie ward, und stottert nicht die Frage, ob nicht, heutzutage, die ganze Chose ein Bischen intimer

Google

zu machen wäre. Der Schwatz verhallt. Jubilate! In Berlin, in der Stadt der Puppenallee und des Protzenbaustils, der Kitsch-kathedralen, Amusirpaläste und anderer widrigen Barbarei, wird im Spielhaus die Kasse umlagert, wenn Shakespeare auf dem Zettel steht. Da ist, Ihr Minister und Bürgermeister, ein Poli-tikum. Ist die Frucht einer Arbeit, die Ihr, weil sie niemals fet-ten Zins tragen kann, mit ansehnlichem Zuschuß fördern müß-tet, statt das Geld des Staates, des Städteknäuels an Quark und Juchhe zu verläppern. Ein Anfang. Den wir dem edlen, von flügger Phantasie beschwingten Kunstwillen des Herrn Max Reinhardt verdanken. Auch sein Kyklos ist nur ein Anfang; außen nicht noch gar innen vollendet. Kann ers je werden? Vier gute, fünf schwache, verzerrende, duftlos verklügelte Aufführungen ibsenischer Dramen, in deren Reihe die Gedichte von Brand und Gynt, von Julian und Haakon fehlen, als „Ibsen-Cyklus“ aus-zuklügeln, rieth hellhöriger Geschäftssinn. Ein Shakespeare-Cy-klus, der das Universum des Einzigen umfaßt, würde das Schau-spielhaus Jahre lang jedem anderen Versuch sperren, wichtige Kräfte in Brache zwingen und, immer, Stückwerk bleiben: weil nur in Utopia die für den Globus dieser Tragoedien, Komoedien aus-reichende Mannheit und Weibheit wuchs. Immerhin dürfen wir hoffen, die Könige Johann, Richard den Zweiten, Heinrich den Fünften, Kleopatra, Rosalinde, Imogen, Miranda in den Reigen treten zu sehen. Das letzte Wort gebührt dann dem Magus Prospe-ro, der Stürme entbinden, Naturlaunen und Seelenkraft ergrün-den lernte. „Das Fest ist jetzt zu Ende; unsre Spieler, wie ich Euch sagte, waren Geister und sind aufgelöst in Luft, in dünne Luft . . .“ Doch schon der Anfang ist Ereigniß. Was Kunst und Technik der Bühne jetzt vermag, wie sie, auch ohne den Zauber genialischer Spielkunst, nur durch den Willen eines musischen Menschen, der sie beherrscht, Atmosphären schafft, ihnen Bilder und Töne ein-stimmt, die splitternden oder störrigen Gefühle einer müden, abge-hetzten, aller Großheit des Wollens und Handelns entwöhnten Menge, die staubig und lahm von der Jagd nach dem Nutzen, von der Besinnung neuer Profitgelegenheit kommt, in ihren Weihebann ringt und Tausenden zur Welt wird: hier ists zu erhorchen.

Grundsätze des Spielbereiters: nur Dramen, in die sein Herz, nicht mühsälig, auf den Krücken der Erklärer, sein Verstand sich

Go gle

eingefühlt hat, für die Darstellung zu küren; als ein Verliebter in Muttermal und Krähenfüßchen nur besonderen Reiz, Mehrung der Holdsäligkeit zu sehen und noch, wenn die erste Gluth verprasselt ist, vor der winzigsten Amputation zu zaudern, als dräute aus aufklaffender Gruft des Dichters zorniger Widerspruch; also nur wegzuschneiden, was die Wirkung hemmt oder nicht darstellbar scheint; nie einem Werk das Gewand, das es braucht, knickernd zu weigern, doch niemals auch eins zu überladen; nicht Bildchen, farbigen Lehrstoff der Kulturgeschichte oder Gaffertrost in das Gedicht einzukleben, sondern es tief in den Abglanz seines eigenen Lichtes zu tauchen; die Architektur des Ganzen, vom First bis zum Keller, jede Raumdistanz und ökonomische Nothwendigkeit zu durchdenken, ehe für die Fassade der Stein gewählt, für Ton und Farbe der Helfer gedungen wird; und nirgends ein Ornament anzubringen, das nicht ein knospender Wunsch des Dichters befahl.

## Ein Sommernachtstraum.

In dem hellen Königspalast, der über Attika hinragt, will Theseus sich Hippolyten vermählen, die er aus dem Feldzug ins Amazonenreich als schönste Beute heimgebracht hat, und von Lust nur und lauter Fröhlichkeit soll während dieser Maientage der Athenerhof widerhallen. In der Stadt tummelt sichs geschäftig; die Handwerker sogar, redliche Kleinbürger, denen attisches Salz nie die Speise würzte, dürfen mit Erlaubniß Seiner Excellenz des Herrn Intendanten Philostrat das Hochzeitfest der Majestäten mit einem Spiel verschönen und probiren nach des Tages Last mit dem Feuer eifriger Dilettanten ihr Mimenglück. Nur in der Natur sieht es nicht nach Feiertagsfrieden aus. Längst schon muß da draußen irgendwo Etwas nicht in Ordnung sein. Auf keine Jahreszeit ist mehr rechter Verlaß. Sommer und Winter haben das gewohnte Kleid getauscht; aus Eiskrusten gucken fröstelnde Knöspchen und purpurn erblühte Rosen tötet unter grau verhängter Junisonne der Reif. Gehts so weiter, dann erlischt Hymens Fackel unter Hagelschauern oder verflackert nach unreinem Glänzen im Sturm. Haben die Elemente das Griechenland hassen gelernt? Sie lieben es noch; nur sind ihre Herrscher nicht in Hochzeiterstimmung. Während im Schloß ein Eheband geknüpft wird, scheint in Wald und Flur sich eins lösen zu wollen. Elfenkönig

Google

und Elfenkönigin hadern rauh mit einander. Eifersucht hat ihnen bisher nie das Leben vergällt; solche böse Kurzweil in langen Ehetagen ließen die nicht von der Einheit des Ortes Beläſtigten immer den ſterblichen Tölpeln. Der König mag der zierlichen Phyllis auf der Hirtenflöte Minne ſingen oder die üppig ſtrotzende, hochgeſchürzte Amazone aus ſpröder Viragoſcheu girren, die Königin zärtlich ſich an den Reckenleib des Athenerfürſten ſchmiegen: wenn der Rauſch gewichen iſt, rügt kein ernſter Vorwurf die trunkene Freude. Jetzt aber hat ſchwarz ſichs am Ehehimmel zuſammengeballt. So lange die Königin mit Menſchenmännern äugte, ließ der Gatte die raſch entſtandene, raſch geſtillte Brunſt lächelnd gewähren. Erſt als dem loſen Sinn ſeiner Throngenoſſin ſich die Sehnſucht nach Mutterglück entbindet, erwacht in dem Elfen der männiſche Neid. Ein Kind, das nicht ſeine Kraft in ihrem Schoß gezeugt hat, ein aus Menſchenland geraubter Inderknabe ſoll auf ſeiner braunen Haut früh und ſpät die Küſſe fühlen, um deren Hitze der Lichtalbenherrſcher vergebens buhlt? Das darf nicht geduldet werden. Der König heiſcht, die Königin weigert den Liebling. Seitdem iſt der Friede geſtört, hallt das Echo majeſtätiſchen Gezänkes durch Wieſe und Wald, ſucht ängſtlich geducktes Elfenvolk vor den Sturzbächen ſcheltender Rede in Eichelnäpfen Unterſchlupf. In einer ſchwülen Nacht aber findet der auf Thron und Lager Vereinſamte endlich ſein Lächeln wieder. Noch iſt er König, Herr über alle Kräfte lebendiger Natur und ſtark genug, um alle Widerſtrebenden in das Geſetz ſeines Willens zu zwingen. Wie thöricht hat er bis heute gehandelt! Mit Gründen wollte er der Frau die Binde vom Auge ſchmeicheln, mit eiferndem Zuſpruch verwirrten Sinnen den rechten Weg weiſen und war, weil ſein Trachten nicht ans Ziel kam, ganz unköniglich wüthend geworden. Nie hat Vernunft, nie ſelbſt die Dialektik des klügſten Kopfes gegen die Gier der Sinne, der Liebe zumal Etwas vermocht. Seit über der Erdfeſte Monde ſich runden und wieder ſchrumpfen, dichtet Liebe ihr Tropenreich vor dem kältenden Hauch des Verſtandes, will ſie in Blindheit ſelig ſein, nicht nüchtern, wie der Händler ſeine Waare, ihren Beſitzſtand prüfen. Wer in der Einbildung lebt, läßt nur durch einbildneriſche Kraft ſich vom welkenden Wieſenplan auf einen neuen Tanzplatz locken, der ſüßem Wahn nun noch friſcher, von holderem Duft erfüllt, zu verliebtem Spiel geeigneter ſcheint.

Google

Her mit der Zauberblume, deren weißer Mädchenleib von Kupidos Pfeil die nie vernarbende Wunde empfing und purpurn seitdem zwischen blasseren Schwestern leuchtet! Zwei Tropfen ihres Saftes auf ein entschlummertes Lid: und das Auge vergißt, was ihm so lange Entzückung gab, und hängt nur an dem Gegenstand noch, den es erwachend als ersten in seinem Gesichtsfelde fand. An der Stolzesten bewährt sich das Wunder. Beschämt muß die Elfenkönigin erkennen, daß ihr streichelnder Finger im grünen Brautbette die Mooskissen für einen Eselskopf geglättet hat. Und nun beugt ihr Trotz das kecke Haupt. Sie opfert den schönen Knaben, den sie dem Troß des Eheherrn bis heute bestritt, Friede ist wieder am Elfenhof, Friede rings in der Sommerpracht langender Natur; und unter hellen Gestirnen kann Theseus Hippolyten umarmen. Vergessen ist Irrung und Wirrung. Dem irdischen Fürstenpaar weihen des Feenreiches Herrscher mit Segensspruch und Reigen das Haus, in dem Heldenglück nisten und sprossen soll.

„Ein Sommernachtstraum.“ Oft haben ihn vor reichen und armsäligen Schaugerüsten Große und Kleine geträumt. Da fanden sie Alles, was einen Traum behaglich möblirt: Könige und Feen, Elfen und Vögel, verliebtes Volk, das Irrlichtern nachtaumelt und vom nächtig waltenden Weltgeist endlich doch in die Klarheit geführt wird. Ein Traum, der nicht ängstet, sondern zu tüchtigen Tagwerken stärkt. Doch allmählich schwand sein Reiz; im grellen Rampenfeuer verblaßte der Märchenglanz und das Irrlicht winkte nicht mehr mit der alten Trugkraft. Man hatte schrecklich viel gelesen, war sehr weise geworden und hatte deshalb den Muth, auch an Ehrwürdigem nun zu mäkeln. Das soll Athen sein, die Stadt der helläugigen Pallas? Dieser gebildete Herr, der des Dichters Auge in schönem Wahnsinn rollen sieht und wie ein Romantiker aus Hugos Kahn den Prozeß poetischen Schaffens beschreibt, spreizt sich vor uns mit dem Namen des Poseidonssprossen Theseus? Deutlich zeigt sich hier, daß nicht (wie alle Bildungphilister wünschten) der gelahrte und edle Lord Bacon, sondern ein ganz gemeiner Komoediant die Dramen Shakespeares geschrieben hat; einer, der zwar im Plutarch, in Ovids Metamorphosen und in der französirten Merowingersage zu blättern, das Zusammengelesene aber nicht zur Einheit zu gestalten vermochte. Jeder Abiturient weiß heute, daß man in Athen anders gelebt

Google

und geliebt hat; daß man von dem Bischen Sinnenfreude und Sinnenfrevel gar nicht erst viel sprach. Und wie kommen die Spukgeister des christlichen Mittelalters ins mythische Attika? So wilde Sprünge sind selbst im Märchenland nicht zu dulden. Auch ließ der Dichter sichs diesmal keinen Schweiß kosten; seht nur, wie dünn die Charakteristik, wie hastig gestückt das Kleid der Handlung ist. Hermia und Helena, Demetrius und Lysander: Typen, nicht Individuen; und Alle reden, Männlein und Weiblein, die spitze, funkelnde Sprache des in die Gemeinschaft der Höflinge zugelassenen Dichters. Zwei Lebenskreise, die einander kaum berühren; was kümmerts den Athenerfürsten, ob Titania mit ihrem Oberon schmollt oder kost? Ein genialer Schwank, doch eben ein Schwank nur. Bestellte Arbeit; ein Eintagsspiel, das die Hochzeit des Grafen Essex (oder des Earl of Bedford) mit Feengepräng putzen soll. Daher die Eile, in Lylys Spuren zum bestimmten Termin Märchenschätze zu heben, und die fast zu fühlbare Sucht, der feinsten Gesellschaft des Landes nicht nur derben Spaß, sondern auch geistreiche Allegorie zu bieten. Uns lebt dieses alte England nicht mehr; erst die Deuter doziren uns, daß hier der Königin Elisabeth als einer Vestalin gehuldigt, da an Leicesters kenilworther Feste erinnert und dort vor Spensers pedantischem Feengetändel eine artige Verbeugung gemacht wird. Was blieb? Elfen und Clowns. Etwas für die reifere Jugend. Die schickte man nun ins Schauspielhaus, wenn der „Sommernachtstraum“ aufgeführt wurde, und sorgte, daß ihr keins von den erreichbaren Wundern des „Ausstattungstückes“ entging. Theseus thronte in einer Pracht, als hätten Pheidias und Mnesikles in heraklischen Tagen schon die Stadt der Pallas Athene geschmückt. Oder einer aus der Gräuelschaar der denkenden Regisseure verbesserte zeitgemäß den ungebildeten Sohn des stratforder high bailiff und zog den Griechen, damit sie besser in's Elfenland paßten, Renaissancegewänder an. Auf jeden Fall mußte es am Hof des Amazonenbezwingers hoch hergehen. Oberons Völkchen paradirte neckisch in Atlas und Tarlatane; zur Verstärkung wurde das halbe Balletcorps mobil gemacht, das mit bepuderten, vom Miederpanzer gestützten Brüsten an Titaniens Blumenlager Brautjungferndienst that, geschminkte Arme rang, um Oberons Zorn zu sänftigen, und auf der grünen, Waldboden heuchelnden Friesdecke die Spur kreidiger Sohlen ließ. Zu

Google

schauen war also genug. Und wenn die prangende Halle von den Jubelklängen des Hochzeitmarsches erdröhnte und sämmtliche Herren und Damen vom Chor, im Feiertagsstaat und mit der steifen Vornehmheit herrschaftlichen Gesindes, das immer aus der Aristokratenrolle zu fallen fürchtet, langsam die Marmorstufen niederschritten und sich mit Anmuth und Würde vor dem Fürstenpaar neigten, gabs ein aus Tönen und Farben gefügtes Bild, von dem der junge Sinn sich nicht trennen mochte. Am Abglanz solcher Seligkeit hatten dann auch die Erwachsenen ihre Freude. So wurde aus dem dreihundertjährigen Gedicht die sublime Kinderkomoedie. Gleich nach der Firmung gönnten selbst strenge Eltern Knaben und Mädchen diesen Genuß; den artigsten schon zuvor. Den Mündigen, denen eine umflitterte Schnurre nicht für drei lange, müde Abendstunden genügt, schien das Gedicht verloren.

Mußte ihnen wohl verloren sein. Von der Vernunft, die sie fordern, scheint der Schöpfer dieses Gedichtes ja nicht viel zu halten; immer klingt, wenn sie erwähnt wird, ein spöttischer Nebenton mit. Als sein Wahn das falsche Liebchen umwirbt, brüstet Lysander sich mit reifer Mannesvernunft, die ihn endlich der Liebe Thun und Wesen erkennen lehre, und ruft der schlanken Helena, die er unter der Röthe des selben Abends noch verschmäht hat, stolz zu: „Der Wille wird von der Vernunft regirt; mir sagt Vernunft, daß Euch der Preis gebührt.“ Als dann die Sonne aus feuchten Schleiern steigt, hält er die bräutlich jauchzende Hermia im Arm. Auch in der Elfenwelt wirkt ein Tröpflein Zaubersaftes mehr Wunder als alle Vernunft. Und mißlingt den Zunftölpeln das tragische Festspiel nicht just deshalb so kläglich, weil sie, statt ohne Angstbedenken des Herzens Einfalt zu folgen und auf die Einbildungskraft der Zuschauer zu bauen, ihre schwierige Sache hübsch realistisch und rationalistisch zur Anschauung bringen wollen? Wer schon Haare am Kinn hat, will nicht mehr in den Weiberrock; eine Scheunenlaterne lügt Mondlicht; Kalkflecke auf einem Kittel bedeuten, daß sein Träger eine Mauerwand vorstellt; und Schnock steckt den Schreinerkopf aus der Mähne, um die Majestäten und den hochwohllöblichen Adel zu versichern, daß er zwar wüstenköniglich zu brüllen versucht, doch kein Löwe, sondern ein ehrsamer Handwerksmann ist. Vernunft räth, die Nerven der Damen zu schonen und dem Publiko stets das Bewußtsein zu

Go gle

lassen, daß nur zu seinem Ergötzen, zum Schein nur geliebt und gestorben wird. Doch Ovids babylonisches Paar wird zum Kinderspott, wenn die Fackel der Vernunft allzu hell in das Gebild schwangerer Phantasie hineinleuchtet. Der selbe Irrthum also in allen drei Lebenskreisen. Ist er am Ende des Gedichtes Inhalt und Sinn? Sagt dieses seltsame Hochzeitkarmen, statt die weise Wahl des Theseus zu preisen, dem gekrönten Freier etwa mit Schelmenmuth ins Gesicht, daß Verliebten, Poeten und Allem, was ihnen dienstbar ist, die Vernunft gar nicht taugt, weil sie im Märchenreich der Vorstellung leben, dessen Luftschlösser nur das Heer der Dämonen und Kobolde, nicht bewußter Wille zu bauen vermag?

Ueber Vernunft, Willensfreiheit, Bewußtseinsdünkel siegt jauchzend hier die Herrin: Natur. Mit allen Organen hat sie der Dichter empfunden, mit der Gewalt eines Weltenschöpfers all ihre großen Wunder im kleinsten gewirkt. Sein warmer Vaterblick reift am Stiel in der Blattwiege die Kirschenzwillinge; aus vollen Händen spendet er Pfirsich und Stachelbeeren, Purpurtrauben und Feigen: nicht das winzigste Glühwürmchen mordet sein Tritt; und zärtlich hütet er sich, der Flugbahn der Biene zu nahen, die ihren Honigsack emsig von Blüthe zu Blüthe schleppt. Und in diesem Eden, das selbst der Genius nur in begnadeter Stunde zu schaffen vermochte, durften Balletdamen eingedrillte Tarlatanekünste üben? Ihre schimmernden Leiber haben auch Dich, Felix Mendelssohn, vom rechten Ziel abgelockt, als Du diese Welt tönen ließest; nur das grazile Wesen zierlicher Opernelfen sahest Du, der Willensdrang ungestüm tobender Elementargeister weckte kein Echo in Deinem Ohr: und so wurdest Du hier zum holden Verführer. Als Puck zu Dir sprach, hattest Du Ariel, das zarte Altersskind, schon reden gehört; und einmal nur, in dem rhythmischen Gelächter, das Du dem Poltergeist gabst, wies Deine landfremde Phantasie den Weg ins robuste Wesen des Elfenfaktotums. Denn Puck ist weder eines weisen Prospero wohlerzogener Knecht noch ein Seidenpage, der, mit Essenzen besprengt, in Palastzimmern lungert, sondern ein stämmiger Bursch, den das feinere Elfenvolk einen täppischen Gesellen schilt, ist Robin good Fellow, der tausenderlei Schabernack im Schlingelhirn hat, mit heller Schadenfreude die schläferige Gevatterin aus der Dünnbierruhe zwickt, den müden Wanderer ins Dickicht foppt und sich vor Wonne auf seinem

Go gle

Moospolster kugelt, wenns ihm gelang, mit verheißendem Stutengewieher den Hengst von der vollen Haferkrippe zu geilen. Schält ihn geschwind aus den weichen Ephebengewändern und gebt ihm den groben Flaus, der dem Waldläufer und Kletterwaghals ziemt; rauft ihm dann die Löckchen zur krausen Lümmeltolle. Roth sei sein Schopf und in dem Brand eine grüne Strähne, die allsogleich lehrt, daß dieser Wildling nicht in Menschenreichen erwuchs. Grasgrün sei Titaniens Haar, des amoralischen Weibchens; und Oberon, der sich zu lange auf Mädchenhüften gewiegt hat, lerne wieder männisch drohen und rasen, lerne den geschniegelten Seigneur de l'Aube aus Huons Sagenkreis vergessen und sich, im rauheren Land germanischer Märchengeister, wieder als den ungebändigten Alberon fühlen, mit dessen Herrnlaune nicht neckisch zu spaßen ist. Und diese von allen Kulturkämmen noch verschonte Schaar hause mit losem Scherz und hungrigen Sinnen in einem Walde, der ihres Wesens Spur trägt und unter hellem oder verschleiertem Himmel mit ihr athmet und lebt. Die Friesdecke fort; bis ans Knie soll Elf und Mensch in Farngestrüpp waten. Hügelt den Boden und bepflanzet ihn mit Bäumen, deren Zweige Harz, nicht Oelgeruch schwitzen, Bäumen, die nicht wie Linnen schlottern, wenn der Arm eines Mädchens sie als Stütze umklammert. Zeiget Eure neusten Künste, Theatermeister! Lasset mir die Blätter im Abendwind rauschen, Irrlichter aufglühen, Summkäfer und Nachtfalter durchs Gesträuch schlüpfen, den ganzen bunten Troß des kleinen Volkes die Königin ins Brautbett geleiten. „An Wasser, Feuer, Felsenwänden, an Thier' und Vögeln fehlt es nicht." Doch sorget mir säuberlich, daß man den Lampenruß Eurer Feuerspiele und die Moderdünste der Requisitenkammer nicht rieche. Dann erst lernen Die unten und oben, Gründlinge und Zinnengucker, lachend die ewig unwandelbare Philosophie der Erotik verstehen und sind lachend bereit, den täppischen Puck zu den Weltweisen zu zählen, weil er wiehernd den Hengst vor die Wahl zwischen Stute und Hafer stellt und am Thiergleichniß ahnen lehrt, was sie bald danach im höheren Bereich unseres Wollens schauen: wie grundthöricht es ist, in dieser Welt irrer Triebe hochmüthig auf das Bewußtsein des homo sapiens zu pochen. Regirt Vernunft denn klüglich den Willen? Shakespeare giebt im bewegten Bild, Goethe in abstrahirter Lehre die Antwort: „Die Natur freut sich an der Illusion. Wer diese in

Google

sich und in Anderen zerstört, Den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, Den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz. Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie. Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will. Sie ist listig, aber zu gutem Ziel; und am Besten ists, ihre List nicht zu merken. Alles ist ihre Schuld, ihr Verdienst."

Alles. In stiller Nacht, aus deren dunklem Schoß der Sturz einer Eichel, eines Finkchens Brunstregung widerhallt, webt die zu gutem Ziel Listige Hofleuten und Handwerkern kichernd das Schicksal: verknotet mit Spinnfäden sittsam erzogene Adelsbrut zu dampfendem, wollüstig stöhnendem Fleischgeknäuel; gattet die holdeste Elfin dem stinkigen Esel und schickt athenische Jungfräulein auf die Birsch nach dem Mann. Vernunft wird Unsinn: und Unsinn lümmelt und faselt noch in die Stunde süßester Wonne, feierlichster Lebensweihe hinein. Drum hat der Spielgestalter dem Wald zu Tanz und Spuk die Glieder gelöst und mit strengem Witz darauf geachtet, daß keinem Mann das Mützlein, keinem Weib der Schurz ganz gerade sitze. Alle mag er, Athener und Elfen, in noch andächtigere Wahrung jedes Wortes verpflichten; Titaniens lichtes Bild aus neuer Vision nachschaffen; die königlichen Paare einander, wie der Sinn der Dichtung heischt, anähneln; und dem Hochzeitakt den Rahmen zurückgeben, den er ihm im Herbst nahm. Der war würdiger als die Opernstarrheit, in der Lachlust erfriert. Nicht, wie jetzt, ein massiger Saalbau, in den weder das Gestümper der tragirenden Rüpel noch der Reigen des Elfenvolkes taugt. Ein Stückchen Nachthimmel, unter dessen Anhauch das Fackellicht leis erbebt, blicke wieder aus strahlenden Sternenaugen auf Theseus, Pyramus, Puck, Hippolyta und Thisbe und leuchte dem Betrachter noch einmal ein, daß dieses Gekribbel im Bann lebendiger Natur steht, nicht hinter festem Gemäuer sich von ihr scheidet. Kleine Mängel. Die Gesammtleistung lobt den Meister. Der holte uns ein Kronjuwel aus der Kinderputzstube, die es nicht schätzen noch nützen konnte; nicht die Höhnung des Vernunftdünkels, nicht das Schabernecksspiel, das Willen und Vorstellung durcheinanderwirbelt. „Kindertand, der wie leere Träume schwand", nennt das Koböldchen freilich die Zunftschelmerei; giebt

Google

aber den lieben Herren vor der Bühne auch den Rath, sich einzubilden, im Schlaf habe ihr Hirn das eigene Dichten geschaut. Spottet ihrer und schont sich selbst nicht. Aus dem Märchen von der nicht immer schmerzlosen Aeffung eitler Unnatur schluchzt auch, was über allen Tand ist. „Mich dünkt, von Thränen blinke Lunas Glanz; und wenn sie weint, weint jede kleine Blume um einen wild zerrissenen Mädchenkranz.“ Das ward nicht für Kinder geschrieben. Die es, über dem Orgelpunkt des Gedichtes, spricht, ist willig, aus des Esels borstigen Lenden die Frucht zu empfangen.

## Der Kaufmann von Venedig.

Mondschein. Ungeduldig erharrte Hochzeitnacht. Musik. Drei Paare. Thisbe wird angerufen. „Zu Bett, Verliebte!“ Die Herrin von Belmont könnte die Mahnung des Athenerherzogs wiederholen. Und wieder ist die Waffe der Vernunft stumpf, ist Unnatur wehrlos geworden. Hier aber sind wir in Menschenland. Keines Elfenbeinchens Trippeln wird hörbar. Ein Schwarzalb nur schlich umher und bedrohte mit dem Gespinnst seiner Rachsucht den ernsten Nährer lüdrianisch genießender Jugend. Oberons Weltordnung ward durch den Inderknaben, auch Antonios durch einen Fremdling gestört: durch Scheilock (Shylock? Müssen wir eines venetischen Juden Namen für deutsche Augen schreiben, wie ein Brite ihn für britische schrieb?) Erst wenn der Eindringling abgewehrt, in Ohnmacht geduckt ist, kehrt der Segen spendende Friede zurück. Blinkt Lunas Glanz nicht mehr von Thränen. Drückt Natur wieder ihre Kinder zärtlich ans Herz. Klingt aus dem Himmel, der Wiese, dem Brautbett, der Gerichtsstätte sogar wieder Musik. Grüßt Glockenton fromm die Sonne.

„Der Jude von Venedig war die erste Heldenrolle, die ich Edmund Kean spielen sah. Ich sage: Heldenrolle; denn er spielte ihn nicht als einen gebrochenen alten Mann, als eine Art Schewa des Hasses, wie unser Devrient that, sondern als einen Helden. So steht er noch immer in meinem Gedächtniß, angethan mit seinem schwarzseidenen Rockelor, der ohne Aermel ist und nur bis ans Knie reicht, so daß das blutrothe Untergewand, welches bis zu den Füßen hinabfällt, desto greller hervortritt. Ein schwarzer, breiträndiger, aber zu beiden Seiten aufgekrempter Filzhut, der hohe Kegel mit einem blutrothen Band umwunden, bedeckt das Haupt,

Google

dessen Haare, so wie auch die des Bartes, lang und pechschwarz herabhängen und gleichsam einen wüsten Rahmen bilden zu dem gesund rothen Gesicht, worin zwei weiße, lechzende Augäpfel schauerlich beängstigend hervorlauern." Das sind die Hauptsätze aus Heines Darstellung, nach der Keans Scheilock der Held des Dramas war. Kein lichter Held freilich, dem die Herzen zufliegen, doch einer, der für sein Recht und das seines Stammes kämpft und deshalb unser Mitleid verdient, wenn er der Uebermacht erliegt. Auch in Deutschland hat diese Auffassung der Rolle sich früh durchgesetzt. Nicht jeder Mime konnte den Juden so jung und von Kraft strotzend spielen wie Kean. Alle aber haben sich, seit Dörings Tagen, gehütet, ihn dem Hohn auszuliefern, Alle ihn als Märtyrer unserem Menschengefühl empfohlen. Nur Mitterwurzer, der immer von der Heerstraße wich, gab ihn als komisches Fabelscheusal: und blieb ohne rechte Wirkung. Die Gestalt schien nicht mehr zu ändern. Israels Prozeß gegen die Christenheit. Das Drama des Rassenkampfes. Neben den Mohren trat der Jude von Venedig. Beide sind Fremdlinge, sind gehaßt, um Rang und Geld beneidet; Beide werden nach kurzer Herrlichkeit von ihrer Höhe gestürzt. (Von ihrer Höhe: Othello ist General-Statthalter und Scheilock kann von sich sagen, Antonio habe ihm „eine halbe Million gehindert", muß also ein sogar für unsere Begriffe großes Vermögen haben.) Für Schwarze und Beschnittene ist in der Republik Venedig kein Raum. Der Scheilock des Herrn von Possart ist in Ton und Geberde von düsterer Majestät; halb Prophet, halb jüdischer Lear. Der des Rossischülers Novelli ein tausendfach enttäuschter Ehrenmann, den nur die auf seinen Stamm gehäufte Schmach zur blutigen Rache treibt und dessen Kinderglaube zuversichtlich auf die unbeugsame Kraft venezianischer Gesetze hofft, der leggi, die ihn so lange drückten und die endlich nun einmal, endlich für ihn sprechen müssen. Dabei ist das Merkwürdigste, daß auch Christen den Scheilock so sehen wollen. Wenn er dem Großkaufmann Antonio seine Wuth ins Antlitz speit, sind nicht nur Judenfreunde auf seiner Seite. Wenn der zum Verlust seiner Habe und zur Taufe Verurtheilte als ein zwiefach Geschlagener aus dem Gerichtssaal schleicht, geleitet ihn mitleidiges Schaudern.

Daß Shakespeare diese Wirkung nicht gewollt hat, ist leicht zu erweisen. Sein Werk ist heiter, jubelt dem Leben zu und verklingt



Google

in eine Symphonie von Liebe, Mondscheinschwärmerei und Musik. Der Nachhall eines Rassenprozesses hätte ihm die Harmonie gestört. Der ganze Scheilockhandel muß im letzten Akt, wie ein böser Spuk, vergessen sein; und ist auch vergessen. Shakespeare übernahm den Stoff von Fiorentino und Silvayn (die ihn wahrscheinlich in älteren Büchern gefunden hatten). Beide erzählen von einem Juden, der sich von einem christlichen Schuldner für den Fall der Zahlungunfähigkeit ein Pfund Fleisch ausbedingt und die Forderung allen Ernstes einkassiren will. Silvayn giebt schon so ziemlich Alles, was von frühen Antisemiten gegen den Judengeist vorzubringen war. Dem Italiener war der Jude nur eine Episode in einer lustigen Intriguengeschichte. Gianetto, Ansaldos Pflegesohn, landet auf reich beladenem Schiff beim Schloß einer durch Schönheit und Wohlstand berühmten Witwe, die von Freiern umdrängt ist, sich listig aber, wie einst das Weib des Ulysses (nur mit schärferem Erwerbssinn), dem hitzigen Werben zu entziehen weiß. Wer ihr einen Antrag macht, wird ins Witwenbett gerufen (wir sind im Mittelalter und gar nicht zimperlich) und aufgefordert, ohne langes Ceremonial die Ehe zu vollziehen. Zeigt er sich untüchtig zu so angenehmem Geschäft, dann verliert er die mitgebrachte Morgengabe und hat zum Schaden auch noch den Spott. Untüchtig zeigt sich aber Jeder; denn Jedem wird, ehe er sich hinstreckt, ein schnell wirkender Schlaftrunk gereicht. So bleibt die schlaue Witwe von Ketten frei und sieht sich nach jeder Männerkraftprobe reicher. Auch Gianetto hat schon zwei Schiffe, zwei Schätze verloren; doch die Raserei der Sinne läßt ihn nicht ruhen. Er bestürmt den Pflegevater, ihn zu einer dritten Reise nach Belmonte auszustatten. Ansaldo hat nicht mehr genug Geld und muß, um den Wunsch des Verliebten erfüllen zu können, zehntausend Dukaten von einem Juden leihen, der sich, nur für den Fall der Insolvenz, ein Pfund von des Gläubigers Fleisch verschreiben läßt. Diesmal kommt der von einer Zofe vor dem Narkotikum gewarnte Jüngling ans holde Ziel: mit ihrem ererbten und erlisteten Besitz wird die reizende Witwe sein. Im Rausch der Flitterwochen vergißt er die Heimath, den Vater; erst am Verfalltag denkt er der Gefahr, die dem Aussteller des Schuldscheins droht. Nimm geschwind zehnmal zehntausend Dukaten und eile ohne Rast nach Venedig, spricht die Frau. Reist ihm noch in der selben Stunde nach, ver-

Go gle

mummt sich als Advokaten aus Bologna, plaidirt für Ansaldo und setzt schließlich die Entscheidung durch, daß der Jude, der den zehnfachen Betrag seiner Forderung abgelehnt hat, zwar das Pfund Fleisch aus dem Leib des Schuldners schneiden, doch dabei keinen Tropfen Blut vergießen darf. Die Sache verläuft wie in dem Gedicht des Briten; sogar die Ringgeschichte stammt von Fiorentino. Die Bettprobe war selbst für die elisabethanische Bühne nicht zu brauchen und wurde durch die aus Robinsons Gesta Romanorum entlehnte Parabel von den drei Kästchen ersetzt. Doch der Jude blieb der geprellte Wucherer aus der Komoedie. Und die ursprüngliche Absicht des Dichters war gewiß, Scheilock dem Gelächter auszuliefern. Er ist geizig und sein Haus eine Hölle; Jessika haßt, Lanzelot höhnt ihn und Tubal hat seine Lust daran, den von Schmerz und Zorn beinahe Tollen noch muthwillig zu martern. Warum haßt der Jude Antonio? „Weil er von den Christen ist, doch mehr noch, weil er aus gemeiner Einfalt umsonst Geld ausleiht und hier in Venedig den Preis der Zinsen uns herunterbringt.“ Die Tochter sähe er gern tot und eingesargt, wenn nur die Dukaten und Juwelen neben ihrer Leiche lägen. Keine Spur von Güte ist an ihm. Mag Antonio verbluten: von der Pflicht zur Wundpflege steht nichts in dem Schein. Drum liebt ihn auch kein Mensch, ist Natur und Kunst ihm stumm. Der Ton der Flöte dünkt ihn nur lästiges Gequäk. Wie aber spricht aus Lorenzos Mund zu uns der Dichter? „Der Mann, der nicht Musik hat in sich selbst, den nicht die Eintracht süßer Töne rührt, taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücke; die Regung seines Sinns ist dumpf wie Nacht, sein Trachten düster wie der Erebus. Trau keinem Solchen!“ Wer Scheilock als Helden oder Märtyrer spielt, fälscht, auch wenn er Kean oder Rossi heißt, den Schöpferwillen des Dichters.

Aber Shakespeare war nicht Marlowe; und der Jude von Venedig konnte deshalb kein Jude von Malta werden. Auch er mußte „Recht haben“; und hats auf seine besondere Weise. Drängt in dieser Welt nicht Alles nach Gold? Ist Antonio nicht ein Kolonia kaufmann, der sicher auch mit Sklaven handelt, Bassanio ein skrupelloser Mitgiftjäger? (Bei Shakespeare richtet Altväterweisheit oft Unheil an. Brabantios Warnung weckt das Mißtrauen in der Brust des Mohren; und das Bleikästchen, mit dem Porzias Vater die Tochter vor geldgierigen Freiern schützen wollte,



Google

wird just nun von Einem geöffnet, der Geld sucht und Liebe fand.) Jessika selbst, die von Thisbe und Medea so artig zu schwärmen weiß, vergüldet sich, ehe sie mit dem Buhlen der Hölle entläuft, mit Dukaten und Edelgeschmeide: und Herr Lorenzo freut sich des dem Schwiegerpapa gestohlenen Gutes. Nur Porzia, die Lady von Belmont, denkt nicht an Besitz, an Gewinn; von ihrer Art, sagt die kluge Jüdin, hat die arme, rohe Welt aber auch nur eine geboren. Und Scheilock, der nicht das Land bebauen, nicht Schiffe an fremde Küsten schicken darf, soll nicht dafür sorgen, daß sein Gold und Silber sich schnell mehrt? Was hat er denn sonst noch? Haß und Verachtung grüßen, Flüche und Spottlieder folgen ihm. Er ist nicht vom Stamm des Barrabas; ist anders, doch nicht von anderem Wesensstoff als die „Christenmänner“. Sie bereichern sich durch Sklavenarbeit und Ausbeutung der Kolonialkundschaft oder birschen auf reiche Erbinnen; ihm bleibt nur der gemeine Wucher. Vielleicht sollte die Fleischforderung den hochmüthigen Antonio nur kirren, der in (oft erborgter) Ueppigkeit schwelgenden Gentry nur zeigen, daß auch ein Jude das Recht für sich waffnen kann. Nun aber ist die Tochter entflohen, das Haus ausgeraubt, der jammernde Vater vom Pöbel gehöhnt und bespien worden; nun walte der Gott der Rache, der Erbarmen nie lernte ... Dem alten Ungethüm, das die Gerichtsschranke umkrallt, wird schlimm mitgespielt. Porzias Spruch ist die unverschämteste Rechtsbeugung, die sich erdenken läßt; nicht besser als ein Urtheil, das dem Schuldner ein Pfandobjekt zuspräche, dem Gläubiger aber die Befugniß, den Raum, der es birgt, jedem Fremden zu sperren. Nein: viel schlimmer noch. Der Vertrag mochte, weil er gegen Menschenpflicht und Moral verstieß, für ungiltig erklärt werden. Aber die Vermögenskonfiskation und der Taufzwang? Die Grausamkeit des Spruches wäre unerträglich und müßte jedem feiner Fühlenden die Freude an der Dichtung verleiden, wenn er nicht in einer Komoedienwelt gefällt würde. Nicht an die Vernichtung eines Menschenlebens, noch weniger an das ahasverische Elend eines Stammes sollen wir denken, wenn in der Mondnacht sich die Paare gefunden haben, sondern über den Wucherer lachen, der sich schlau dünkelte und von einem Mädchen doch, trotz seinem Sträuben, mit der eigenen Waffe, dem blanken Schächtmesser, bezwungen ward.

Nicht immer darf man über ihn lachen; und nicht immer ver-

Google

mag mans. Weder Christ noch Jude. „Dulden ist das Erbtheil unseres Stamms.“ „Wenn Ihr uns stecht: bluten wir nicht?“ „Der Fluch ist erst jetzt auf unser Volk gefallen; ich hab' ihn bis heute niemals gefühlt.“ Lessing hat sich die Sache leicht gemacht. Sein Nathan hat keinen der fremdartigen Züge, die den Söhnen Sems im Wechsel der Orte und Zeiten überall neuen Haß weckten, keine der Furchen, die zwei Jahrtausende der Knechtschaft, des Elends, der Ghettobedrängniß, der Inzucht und schnöden Erwerbsgier auf die Hebräerstirn pflügten. Ein vornehmer, an allen Quellen europäischer Bildung getränkter Herr, der sich bequemt, für kurze Abendstunden ein Jude zu scheinen, und vor dem, als dem weisesten, gütigsten, uneigennützigsten aller Sterblichen, Christ und Musulman sich in Bewunderung beugt. Wie ein Mensch neben einer Modellpuppe wirkt Scheilock neben ihm. Welch ein Jude! Shakespeare hat nie einen gesehen; denn erst 1660 durften wieder Israeliten in England wohnen. Und das Gerücht, er sei in dem Pestjahr 1592, wo alle londoner Theater, wegen der Ansteckungsgefahr, geschlossen blieben, in Venedig gewesen, ist durch kein haltbares Zeugniß beglaubigt. Hätte er in der Adriarepublik (in der die Juden freilich zu Tausenden saßen) auch nur einen Tag verbracht, dann würden seinem Venedig die Kanäle und Gondeln nicht fehlen. Doch wozu brauchte er Scheilock und Scheilocks Sippschaft zu sehen? Sah er denn den großen Caesar? Den römischen Junker, der bei Corioli die Volsker schlug? Richard und Bolingbroke? Den bleichen Prinzen, dem Bewußtsein den Willen lähmt und dessen Epidermis so dünn, dessen Gewissen so zag und schwindlig ist wie des Modernsten? Keiner ging ihm auf der Gasse vorüber. Alle sah nur das innere Auge des ewig Unbegreiflichen, den man nicht wägen, nicht messen, nicht in bestimmbare Vermögensgrenzen zwingen kann. Auch Scheilock fand er nicht auf der Rialtobrücke. Dennoch: welch ein Jude! Die Sprache; kein Wort und kein Bild, das er nicht gewählt haben könnte, haben müßte. Der Rhythmus; eines Geldhändlers, dem das Buch Mosis und der Propheten zum Vaterland ward. Das Verhältniß zur Tochter, zum Hausburschen, zum Konkurrenten; auf Lea sogar und sein Eheleben mit ihr fällt rückwärts ein fahler Lichtschein. In drei Jahrhunderten ist seitdem keine Judengestalt erschaffen worden, die wagen darf, sich neben diese zu stellen, nicht eine; es ist, als habe

Google

Scheilock alle Möglichkeiten typischer Darstellung erschöpft. Zäh ist er, schlau, betriebsam; ein Knicker und Pfennigscharrer; und doch so undisziplinirt, im Drang seiner Rachsucht so unbesonnen, daß er auf einen Satz die in langer Qual gehäuften Schätze verspielt. Alle Tugenden und alle Laster geduckter, entwurzelter Orientmenschheit, der nur ein Machtmittel gegönnt war und die Jahwekult und Mammonsdienst gar zu gern vereinen wollte. Und auch dieses Schöpfers Brust war gegen das Leid der Kreatur nicht gepanzert. Man könnte glauben, der Komoediant, auch ein Paria, mit dem adelige und reiche Herren ihr freches Spiel trieben, habe für Weh und Wuth des Parias leichter als Andere den rechten Ton gefunden. Für wessen Schmerz und Lust aber traf er ihn nicht? Was je in einer Menschenbrust tobte und jauchzte, hat er empfunden und zu persönlichstem Ausdruck gebracht. Greisen und Kindern sah er ins Hirn und seine Stimme bebt, wenn er sie ihnen leiht, noch von ihrem Herzschlag. Kordeliens holdes Schweigen hörte er und sah im Nilpalast die alte, fett gewordene Schlange in später Lüsternheit züngeln. Nicht nach Venedig brauchte er zu gehen, um Scheilock zu finden; ihn auch nicht bei Marlowe, Silvayn, Fiorentino zu suchen und das dürre Gestell dann mit aufgestapeltem Mimengrimm zu wattiren. Israels Erlebniß stand in der Menschheit heiligen Büchern. Die Logosheimath, die Unstetheit, die zum Raubbau zwingt, das Ghetto, der Zwang, im Geldhandel durch die Lücken tyrannischer Gesetze zu schlüpfen, die Furcht, mit dem Besitz auch den letzten Halt gegen rohe Willkür zu verlieren, und das Gefühl, dem Bedrücker nicht Treue noch Redlichkeit schuldig zu sein: diese Elemente konnten in einem majestätisch leuchtenden Hirn sich zum Wesensbilde des Juden von Venedig mischen.

In einem Hirn, das des Fluches Gift nicht bis ins zweite Glied fortschwären ließ. Jessika ist des Dichters Liebling und, trotz Abkunft, Diebstahl, Ausbruch, auf Porziens sauberem Edelsitz willkommen. Doch ihr Vater muß scheusälig bleiben. Den Großkaufmann, der, im Ekel vor gewissenlos schnödem Wucher, den Zinserpresser anspie, will Scheilock nicht, Mann wider Mann, töten, auch nicht arglistig morden, nein: im Schutzbezirk der Gerichtsschranke schlachten, in langer Qual verbluten lassen. Nur vor eiternden Seelenstümpfen ist er dadurch entschuldigt, daß die Nobili nicht, sammt ihrem Troß, in amianthischer Reine prangen. All-

Google

tagszärtlinge mit rasch stichelnder Zunge, rasch in Gier aufglühenden Herzen und gefälliger Allure; dem Freund länger als dem Liebchen treu, der Feigheit so fern wie dem Tugendgeheuchel und des Kitzels, der in Abenteuer drängt, erst ledig, wenn Noth zwingt, nach einem Goldfischlein zu angeln. (Der Mann, der dem Ruthendorn die Mannheit einhakt, um eine Frau zu erködern, deren Geld oder Arbeit ihn nähren kann: im Leben als ein in die Welt Paßlicher geachtet, auf der Bühne ein dem Dunstkreis der Zuhälterei benachbarter Wicht. Ueber einen Bassanio, der die karg ausgestattete Nerissa, weil sie ihm lieblicher duftet, der reichen Porzia vorzöge, spräche die Rechtsgenossenschaft das Urtheil: „Ein Tropf, den geiler Taumel beherrscht; er konnte die Millionärin haben.“ Hinter dem Lichtbirnenspalier scheint er fast erbärmlich, weil er nach dem Reichthum der Holdesten langt.) Die anmuthig Lüdernden verthun nur Ersetzliches und sind der Natur gehorsam. Scheilock will sie nach seiner Laune kneten, ihr die Wirbelsäule des Willens brechen, Jahwes Dromete und Schwert sein. Ein bis in das Gehäus schlauer Frommheit verschmutzter Menschheitschänder. Drum wird er geprellt und zerstriemt; ohne Gnade der Unbarmherzige. Hohn muß ihm nachgellen; nicht eine Zähre rinne seinem Leid. Wer weiß, ob er sich nicht noch einmal aufreckt? Morsch ist er nicht. Kann in Verona mit erborgtem Geld das alte Geschäft fortsetzen, das Christenbekenntniß abschwören und, wie Marlowes Barrabas, in den Bart schmunzeln: Lieber mit vollem Säckel ein gehaßter, angespuckter Jude als ein darbender Christ.

Am finsteren Kanälchen sehen wir sein Haus; zwischen feuchten, schwitzenden Mauern ein Obdach, einen Münzschuppen und Krämerwinkel, nicht ein von Liebe betreutes Heim. Ueber die Bühne des Deutschen Theaters schreiten zwei Scheilocks. Herr Schildkraut kann nicht Held, will nicht Scheusal sein. Er möchte mimisch beweisen, daß hier ein Mensch lebt, der geworden ist, wie er werden mußte. Als Vater beinahe zärtlich, als Geschäftsmann nicht ohne Stolz, vor dem Dogen ein angesehener Bänker, der eine Wechselschuld eingeklagt hat und sicher ist, sein unanfechtbares Recht durchzusetzen. Sehr jüdisch, auch im Innersten; der Verlust seiner Habe beugt ihn nicht, wie ein Blitz aber wirft ihn die Verdammniß zur Taufe nieder. Die Gestalt war, als ich sie sah, zu klein; mit der (niemals aufdringlichen) Fülle ihrer Menschenmale den Maßen

Google

des Bürgerdramas besser als eines Höllenulkes angepaßt. Dieser Jude muß, ob man über ihn lacht oder vor ihm erschaudert, ein anderer Kerl sein als das Dutzend der Wucherergilde. Ein vom rothen Dämon völlig Besessener, dem man zutraut, daß er „zunächst dem Herzen“ das ihm verpfändete Pfund Fleisch ausschneiden wird. Die bösesten Blutsauger und Halsabschneider klettern aus der Titelmetapher nicht in wirkliche Gewaltthat; lassen sich auf so riskante und dennoch ertraglose Geschäfte nicht ein. Dieser thuts: und muß in jeder Lebensregung deshalb maßlos, dem Urstand der Natur nah sein. Dahin möchte der andere Scheilock sich recken: Herr Bassermann. Schlanker, nicht leiblich nur, ohne Fettpolster über den Sehnen und Nervensträngen, im Ton schriller hier und dort feierlicher. Ein verrammelter Willenskäfig; durch dieses Schleußenthor drang kein Tröpfchen kühler Vernunft in das brodelnde Blut. Nicht sehr jüdisch und doch unbescheidener als der echte Jude. Im Gerichtssaal ein freches Maul und die Haltung des Herrn (der die höchste Gage hat). Der Doge von Venedig thront nicht in der gottähnlichen Allmacht eines deutschen Landgerichtsdirektors, der einer Strafkammer vorsitzt; ließe sich aber solches Gepfauch, Gewetz, Gekreisch von einem Pfandleiher aus dem Ghetto wohl nicht gefallen. Scheilock muß mit der Grimasse krallenloser Demuth auf seinem Scheinrecht stehen; unterwürfig noch, wie von Unvorstellbarem, von einem Urtheil wispern, das Venedigs Gesetzbuch in Schande einsudeln würde. (Dazu braucht er nicht den Rath der Vernunft; für diese Stauung des Blutdranges sorgt der auch im Thier wache Trieb, sich selbst zu erhalten.) Herr Bassermann ist der reifste, im breiten Bezirk seines Könnens jeder Wirkung sicherste Schauspieler, der heute in Deutschland lebt. Noch jenseits von diesem Bezirk (dessen Grenzen sich, wenn wir in Lears Königreich, Narrenreich schauen, dem Auge markiren werden) ein Souverain. Im Gewand unserer Zeit, unserer Mentalität und Lebensgewohnheit unübertrefflich. Niemals ein kalt klügelnder Virtuos. Den täuscht die ungemeine Routine des Spielers den von solcher Herrschaft über alle Kunstmittel Geblendeten vor. Dahinter wohnt lautere Redlichkeit, die eher verhungern als mit Falschmünze zahlen würde. Wo dieser Menschenwerth nicht zum Ausdruck kommen darf, verarmt schnell auch der Mime. Scheilocks Kontur kann er geben; nicht Scheilocks Wesensfarbe noch den Inhalt seiner Hirn-

Go gle

gefäße. „Er nehme sich in Acht mit seinem Schein!“ Viel Schmächtigere holen aus der zweimal wiederholten Drohung, aus den Krämpfen, die Tubals Vetternbosheit noch steigert, stärkeren Effekt. Vor dem Richter wird dieser Jude protzig frech, weil er den Spieler sonst nicht infam genug dünken würde. Warum aber setzt auch dieser vor allem Bildlichen sonst so Bedächtige dem Vater des Kätzchens aus Zion ein Greisenhaupt auf den straffen Rumpf? Warum salbt er den zuvor richtig Gesehenen am Ende doch ins Ranzig-Sentimentale? Eines rührsamen Graukopfes Anblick verwirrt unser Gefühl. Und wir sollen ja lachen, so hell und derb wie die in Kerngesundheit verschmitzte Porzia der Frau Heims; im Gelächter den Schwarzalben aus der Erinnerung spülen. Eine Komoedie sahen wir; aus Jammer und Lebensgefahr lockt nun die Musik der Menschen, der Dinge in Kommoedienstimmung zurück. Schon einmal rieth ich, die Sache Scheilock wider Antonio öffentlich richten zu lassen. Athemlos lauscht Alles. Dann, als Porzia, in der Robe des Rechtsgelehrten, ihr Schelmenstück vorgetragen hat, platzt, nach kurzer Pause, auf der Galerie unwillkürlich Einer heraus. Das Lachen steckt an; und bald jauchzt der ganze Saal über den gelungenen Streich. Nichts mehr von Gerechtigkeit, vom Sinn des Gesetzes. Kein menschliches Mittel blieb unversucht; Arglist werde drum überlistet. Der Jude jammert (weil ihm sein Geld genommen wird, nicht, weil er Christ werden soll; davon hat Shakespeare nichts angedeutet) und trollt sich, unter sprühendem Hohnregen, aus dem Saal. Der Spieler muß freilich auf den bewährten „Abgang“ verzichten. In die Mondnacht fällt aber nicht, zwischen schäkernde, zu emsiger Lust frohe Paare, der Schatten eines vernichteten Menschen. Jessika braucht im Bett nicht zu schaudern.

Venedig hört man nur athmen; sieht es kaum. Keinen Aufzug noch das Geplärr putzsüchtiger Maskentänzler. Vom Lido her hats gestürmt und Gischtflocken bis an die Täubchenkrippe geweht. Fordert das Recht der Republik, duldet auch nur, daß ein Handelskönig das Brustgewölb dem Stahl fremdbürtiger Rachsucht öffne? Banget nicht! Natur hilft sich selbst. Daß die Jüdin raffte und floh, scheint nicht mehr Frevel. Freundesnoth läuterte den Genießer. Eines Mädchens klingende Seele wird zum Schild, der das Schächtmesser stumpft. Und die Pfahlstadt badet in Sonne.

Google

# Ballade der Witwe.

Sie lag in ihrem Witwenbett,
Als ob sie nie empfunden hätt'
Des Zwiebetts heiße Wonnen;
Seit ihrem großen Herzeleid:
Wie viele Jahre Einsamkeit
Sind grau dahingeronnen!

Nun liegt sie, ein verblühtes Weib,
Welk in der Seele, welk am Leib,
Ihr ist, als ob sie schliefe.
Und doch, sie weiß nicht, ob sie träumt,
Daß ihr das Blut so pocht und schäumt,
Als ob sie Jemand riefe.

Es lockt so zärtlich und so heiß,
Daß sie ihm nicht zu wehren weiß.
Sie haucht nur, schamerschüttert:
Ich weiß, Du ungestümer Mann,
Daß ich Dir nichts mehr schenken kann,
Bin welk und grau verwittert . . .

Da, welch ein Wunder, welche Lust,
Auf einmal fühlt sie ihre Brust
Sich runden und sich dehnen!
Sie war der Stolz der Mädchenzeit,
Weiß, voll und rund, der Schwestern Neid
Und aller Männer Sehnen.

O Glück, die Brust ist neu erblüht,
Bis in die Rosenknospen glüht
Ein neues, junges Leben!
Warm ist sie, voll und schneeig weiß —
Und unter seinen Küssen heiß
Fühlt sie ihr Glühn und Beben.

Sie schreckt empor, weh: Hand und Hand
Hält pressend Brust und Brust umspannt . . .
Sie kann sich nicht besinnen.
Dann flieht ein Lächeln ihren Mund
Und in die Kissen weh und wund
Fühlt sie die Thränen rinnen . . .

Prag. Hugo Salus

Google

# Gottsucher.

Nach Kanada, erzählt in seinem Buche über die russische Sekte der „Duchoborcy“ P. Birinkow, flüchteten die Mitglieder der Sekte, um den Verfolgungen in ihrer Heimath zu entgehen. Doch auch in Amerika fanden sie keine Ruhe. Sie waren zwar frei, hatten gutes Einkommen, doch peinigte sie auch hier das Gewissen. Sie verließen deshalb gar bald ihre Ansiedlungen, ließen das Vieh frei, vertheilten ihr Geld und zogen hinaus, um „Christus zu finden“, Gott zu suchen. Diese Handlung ist für den Russen typisch. Er sucht Gott in der Welt, nicht in seiner eigenen Seele. Für ihn gilt noch nicht das Wort des Evangelisten: „Das Himmelreich ist in Euch.“ Es ist, sagt ein Kenner der russischen Volksseele, Ladislaus Jablonowski, in seiner Abhandlung, der ich die meisten Belege entnehme, etwas Sinnliches und Aeußerliches in den religiösen Bemühungen des russischen Volkes. Das geistige Ideal realisirt sich nicht im Inneren des Menschen, sondern irgendwo im Raum, in einer erträumten Welt, in unbekannten, unfindbaren Menschen. Deshalb haben auch die geistig religiösen Kämpfe in Rußland ein fast physisches Wesen. Gott wird gesucht wie eine Sache, die irgendwo versteckt ist und die man erst nach langem Herumsuchen und nach mühsamen Wanderungen finden kann. Die geistigen Regungen nehmen eine materielle Gestalt an.

Da ist ein russischer Bauer, der im Traum eine Christusvision hat. „Herr, was könnte ich Dir opfern?“ „Opfere das Auge“. Der Bauer erfüllt sofort den Befehl: er zündet ein Lämpchen an, wärmt an dem Licht einen Nagel und durchsticht das Auge. Beispiele solcher Art findet man in Fülle in dem Werk Rozanows „Das dunkle Antlitz; Metaphysik des Christenthums“.

Das Opfer der Gottsucher muß jedoch nicht immer die Handlung eines Exaltirten, sondern kann auch die nüchterne That einer ganzen Gemeinde sein. Da ist die Sekte der „Skopzen“, deren religiöse Verpflichtung in dem Entfernen der Geschlechtstheile besteht. Nach der Operation wendet sich der Aelteste der Gemeinde an den Neophiten mit den Worten: „Dieses da ist Satans Stachel; Du hast es herausgerissen“. Seelenheil bedeutet bei den Sektirern die Lösung des Individuums von der Welt. Also ein rein geistiges Problem, das jedoch nach russischer Art in physischer Weise, mit dem Messer, gelöst wird. Eine andere Sekte bekämpft die individuelle „Sünde“ durch die Massensünde. Das sexuelle Geschlechtsleben des Einzelmenschen führt in „Sünde“. Vermieden wird sie durch chaotische Orgien.

Solche Thatsachen zeigen die Tendenz, die geistigen Bedürfnisse durch äußerliche Mittel zu befriedigen, die religiösen Probleme auf physische, sinnliche Art zu lösen. Diese Tendenz führt zur Lebensverneinung. Der Begriff „Sünde“ wächst in gigantische Maße; von der Sündhaftigkeit des eigenen Daseins und dem Sündenpfuhl der Welt kann nur das Nichtsein, der Tod befreien. Konstantin Leontiew, der Verfasser des Werkes „Der Orient, Rußland und das Slaventhum“,

Google

erzählt von einem russischen Exaltado, Michael Kurtin, der seinen Sohn schlachtete, in der Ueberzeugung, der Heiland wolle dieses Opfer. Vor Gericht erklärte Kurtin: „Einmal, nachts, plagte mich der Gedanke, daß alle Menschen sündhaft sterben; ich konnte nicht einschlafen, stand auf, zündete vor dem Heiligenbild die Kerzen an, fiel auf die Knie und betete mit Thränen in den Augen für das Seelenheil meiner Familie. Da kam mir der Gedanke, meinen Sohn Gregor vor der ewigen Verdammniß zu retten. Mein einziges Kind war lustig, verständig, über sein Alter entwickelt; ich fürchtete, daß er nach meinem Tode vom Glauben abfallen und für ewig verdammt sein könne: deshalb beschloß ich, ihn zu töten.“ Ein anderes Beispiel führt Rozanow an. Da hat eine Bäuerin des peterhofer Bezirkes, nachdem sie im Sergejewer-Kloster gebetet hat, einen Scheiterhaufen errichtet und sich selbst dem Flammentod übergeben. Das grasseste Exempel liefern jedoch die Bauern von Ternowka im Gouvernement Cherson. Sie ließen sich lebendig begraben, um der Weltsünde zu entgehen und das Himmelreich zu erlangen. „Zwei, drei Tage Marter“, sagte der zum Tode entschlossene Sektirer dem noch schwankenden: „Das ist doch nichts im Vergleich zu den ewigen Martern. Kannst Du die Regentropfen zusammenzählen? Nein. Denke nun: wie viele Tropfen in einem Regenschauer, so viele Marterjahre harren Deiner in der Hölle; lieber also zwei oder drei Tage in der Höhle und dann in das Himmelreich.“

Unter den neuen Sekten, die seit der Revolution in Rußland entstanden, sind die „Freien Christen“. Bischof Michael, einst Archimandrit, ist der Schöpfer des neuen Glaubens, der, die Bräuche und Dogmen des alten behaltend, eine seelische Verbrüderung der Menschen auf Grund der sozialen Interessengemeinschaft will. Einige Gebote des „Freien Christenthums“ lauten: „Blicke nicht stets gen Himmel; schau: dort drüben wird für Deine Schwester ein neues Freudenhaus errichtet“. „Das Gebot, jede Mühe für heilig zu halten, ist schlecht: denn die Arbeit ist Sünde und Verbrechen.“ „Das Christenthum kann nur eine soziale Institution sein. Das Christenthum persönlichen Heils ist eine lügenhafte Erfindung Derer, die im Namen Christi die Sklaverei geschaffen haben.“ (Pankratow: „Gottsucher.“)

Eine andere Sekte sind die russischen Adventisten, an deren Spitze der petersburger Oberst Bejningen steht. Sie erwarten die Ankunft Christi auf unserer Erde 1932. Der Ankunft des Heilands werden wichtige Welterecignisse vorhergehen: die Rückkehr der Juden nach Palästina (1913), der Fall des Papstthums (1923), Bau des neuen Tempels in Jerusalem (1926). Auch der Antichrist wird sich zuvor wieder zeigen. Zu den wichtigsten Gebräuchen der Adventisten gehören religiöse Lieder, die jedoch nur modernen russischen Dichtern entnommen werden (Chomiakow, Mereschkowskij).

Diese Neubildungen, so verworren und naiv sie manchmal sich äußern, beschränken sich nicht etwa auf die untersten Volksmassen Rußlands, sondern dringen auch bis zur Intelligenz vor. Freilich erscheinen sie hier nicht in der primitiven Form einer Vergrabung bei

Google

lebendigem Leibe oder Kastration. Hier äußern sie sich in einer tiefen Gewissenspein und in den Bemühungen, das Leben dem Kanon „neuen“ Glaubens anzupassen. Was war die Flucht Tolstois Anderes als der Versuch, irgendwo Gott zu suchen und zu finden, Gott, den der kummervolle Grübler doch in sich selbst nicht fand? In der Revolutionzeit regten sich die Gemüther; die russische Intelligenz begann, die religiösen Werthe umzuwerthen; so entstand der Begriff „Bogeiskatieli“ (Gottsucher). Eine „Religiös-philosophische Vereinigung“ wurde gegründet, der Mereschkowskij, Rozanow, Filosofow, Berdiajew angehören.

Pankratow erzählt, er habe auf einem Wolga-Schiff einen Pilger gesprochen, der ihm sagte: „Ich habe alle Klöster durchwandert, war in Jerusalem und auf dem Berg Athos, ich habe viele Sekten kennen gelernt und mit vielen Menschen gesprochen und fand doch nirgends das gerechte Leben.“ Ein anderer Pilger, der zur Sekte der „Unsterblichen“ gehörte, sagte: „Ich reiste nach Mesopotamien und Indien, um dort die ‚unsterblichen Menschen‘ zu finden. Christus, Johannes und die anderen Heiligen leben auf der Erde. Aber wo? Das ist die Frage.. Irgendwoher kommt Dir in den Sinn: vielleicht in den Bergen Indiens. Man muß also gehen, wohin die Hoffnung treibt, die Sehnsucht führt...“ Wie viel Mühe, Kämpfe und Leiden, sagt Pankratow; und Alles, weil ins Bewußtsein des Russen nicht der Grundsatz des Evangelisten dringt: „Das Gottesreich ist in uns.“

Giebt es Unfruchtbareres als ein Suchen Dessen, was man nicht finden kann, wenn man es nicht bereits in sich hat, mit sich herumträgt?

Stanislaw Wyspianski, der bedeutendste Vertreter der polnischen Literatur von heute, schrieb eine Tragoedie „Der Fluch“. In diesem Werk spiegelt sich, wie in keinem anderen, die slavische Volksseele. Das Zusammenfassen der Glaubenselemente in harmonisch geordnete Formen ist dem Slaven fremd. Ein Gemisch heidnischer Tradition und naiver Gottanbetung äußert sich in den wirrsten Anschauungen. Die wirthschaftlichen und politischen Zustände, die in den untersten Schichten herrschen, begünstigen die Gährung. Treten mächtige äußere Impulse hinzu, dann offenbart sich die unruhige, von einander widersprechenden Gefühlsfaktoren beherrschte Volksseele. Solche Offenbarung zeigt uns Wyspianskis Tragoedie. Der Fluch der Dürre hat zur Erntezeit ein polnisches Dorf heimgesucht. Die Gemeinde ist überzeugt, daß die Ursache dieser Gottesstrafe in einem unerlaubten Verhältniß des Ortspriesters zu einem Weibe bestehe. Der Priester, selbst Bauernsohn, ist schwach, ohne festen Halt, eine Natur, die sich ausleben will und die Askese, zu der sie durch den Beruf gezwungen ist, verabscheut. Die Sucht nach Genüssen hat den Priester seiner Religion entfremdet. Aus dem Konflikt zwischen dem beleidigten Recht einer höheren Macht und dem menschlichen Drang nach Glück erwächst die Tragoedie. Nun ist dieses Thema in der Weltliteratur nicht neu. Daß aber die heidnische Sühnung durch ein blutiges Opfer als Nothwendigkeit hingestellt wird, ist urslavisch. Der Vertreter dieser Auffassung ist

Google

der Küster, den die empörte, zur Verzweiflung getriebene Gemeinde um Hilfe anfleht. Er verkörpert die ursprüngliche, durch die Berührung mit der sündigen Welt unverderbte Auffassung des mittelalterlichen Christenthums. Und das Volk empört sich gegen den Priester; es will den Vertreter des Ueberirdischen aus anderem Stoff gefügt sehen und wendet sich zu dem Küster, der alles Weltliche überwunden hat.

Das Problem des „Fluches“, aus der Kunstsphäre in die des wirklichen Lebens verpflanzt, aus dem kleinen polnischen Dorf auf ein großes Landgebiet verbreitet, aus einem Einzelfall auf eine Massenbewegung angewendet, bedeutet: die neue Sekte der Mariawiten.

In der Stadt Plock, in Russisch-Polen, lebt die Mutter des Antichrist. Frau Felicie Kozlowska soll das Ungeheuer zur Welt gebracht haben. Dessen Ursprung, Alter, Aufenthalt schwankt in den Vorstellungen des Landvolkes. Als die Mariawitensekte auftauchte (nach dem Abflauen der Revolution), wurde erzählt, ein Frauenzimmer aus Plock trage den Antichrist in ihrem Schoß, so daß er in der nächsten Zeit in unserem Thränenthal zu erwarten sei; Andere behaupteten, er sei schon auf der Welt, zähle einige Jahre; es gab aber auch Menschen, die sein Erscheinen verschieben wollten und sagten, das Mädchen, das ihn gebären sollte, sei erst eben ans Licht gebracht worden. Jeder soziale Umschwung hatte seinen Antichrist. In Mereschkowskijs Trilogie „Christ und Antichrist“ wird diese Thatsache in drei Kulturepochen nachgewiesen. Den Mariawiten ist Mütterchen Kozlowska mit ihrer visionären Kraft willkommen. Sie wird die Vermittlerin zwischen dem Himmel und den Menschen. Sie verschmäht jeden Anstoß von außen, der zur Entstehung einer Illusion nöthig ist, verfügt aber über eine Anzahl von unkontrolirbaren Halluzinationen, die ihr den Ruf einer Heiligen einbrachten. Während ihre Jünger, die Agitatoren der Sekte, greifbare Forderungen aufstellen, liefert sie das visionäre Rohmaterial des blinden Glaubens. Sie erzählt, zum Beispiel, die Heilige Klara habe den Alkoven, in dem ihr Steinbild steht, verlassen und der Kozlowska befohlen, ihren Platz einzunehmen. Oder: der Erzengel Gabriel habe ihr angekündet, daß sie den Antichrist gebären werde. Das Mütterchen, erzählen nun die Sektirer, litt sehr darunter, daß sie das Ungeheuer gebären soll, und fiel in Ohnmacht, als sie die Botschaft vernahm. Als sie aber hörte, daß man dem göttlichen Willen unbedingt folgen müsse, wiederholte sie die Worte ihrer heiligen Vorgängerin: „Da bin ich, Deine Dienerin.“

Die natürlichen Konsequenzen des Mariawitismus bieten ein beachtenswerthes Bild. Alles, was in den letzten Jahrzehnten außerhalb der offiziellen Kirche und an der Grenze zwischen Wissenschaft und Charlatanismus auftauchte, mündete in die Lebenregeln und Weltanschauungen der Mariawiten: Hypnotismus, Magie, Okkultismus, Gesundbeten, Vegetarismus, Antipatriotimus, Antidogmatismus und Antikapitalismus. Ein kunterbuntes Gemengsel. Aber die Mariawiten sind weit davon entfernt, einen geschlossenen Orden, einen Bund von Gesinnungsgenossen zu bilden. Sie sind in der vollen Bedeutung

Google

des Wortes eine ecclesia militans. Aus einem innerreligiösen Problem möchten sie eine soziale Krisis heraufbeschwören. Mit Hilfe der bethörten Bauern entfernen sie gewaltsam die alten Priester und setzen neue ein. Auf Zufallskanzeln werden Hetzreden gegen die Säufer, Sünder, Sozialisten, Freimaurer, Intelligenzler, Satansjünger gehalten. Bei dem Kleinbauer hat sich zu den täglichen Plagen seines schweren Lebens, dem Hungertyphus, dem Steuereinnehmer, die härteste gesellt: die Entscheidung zwischen zwei einander bekämpfenden geistlichen Richtungen. Die Sekte stützt sich auf die unterste Schicht.

Die intellektuell Ueberreifen, die auch ihre Sekte haben, heißen „Elsen“ und bekennen sich zum schroffsten Individualismus, zu völliger Ausschließung des Nichteingeweihten; sie erstreben das mittelalterliche Klosterleben mit dem indischen Exklusivsystem. Den Elsen ist jede agitatorische Absicht fremd. Die verderbte Masse, die sterbende Welt haben sie aus dem Zauberkreis ihrer Verbrüderung verbannt; kein Sonnenstrahl, kein belebender Funke soll aus dem erlesenen Kreis der Eingeweihten auf das Babel der Morituri fallen. Darum ist es so schwer, volle Wahrheit über ihr Thun und Lassen, ihre Absichten und Ziele zu erlangen. Die Mariawiten spielen mit offenen Karten; wenn die Elsen ihre Treffer zeigen, sieht man höchstens Allegorienfiguren. Ohne die Schlüssel des geheimnißvollen Tempels aus der Hand zu geben, haben sie aber in einer Reihe von Publikationen offenbart, was sie die Laien wissen zu lassen gnädigst geruhten. Die interessanteste Publikation ist das erste Jahrbuch der Eleusis-Gesellschaft.

„Erlöser der Völker“ nennen sich die Elsen. Ihre Erlösermittel sind sehr einfach; vierfache Abstinenz: von Alkohol, Nikotin, Kartenspiel und Geschlechtsleben. Das läßt sich hören. Die Anreger der „Eleusis“ wären aber nicht Slaven, wenn sie in heller Klarheit blieben. Die mystische Einkleidung der Idee verschiebt die Forderungen ins Nebelhafte und Kleinliche. „Die Eleusisgruppen“, heißt es im Jahrbuch, „sind Stätten eines neuen religiösen Ordens, der durch Abstinenz die Verbrüderten zur Opferfähigkeit anregt, durch Reinheit das Verhältniß der Geschlechter umbildet.“ Durch die gesegnete Macht der Reinheit und des Gebetes soll der Menschheit geholfen werden. Das Wort „Menschheit“ ist hier nicht in seinem ganzen Umfang zu verstehen. Die Elsen beschränken sich auf die Nation. „Vor dreitausend Jahren lehrte man im attischen Tempel in Eleusis die Unsterblichkeit der Seele und die Oberhoheit des Geistes über den Körper. Die eleusinischen Mysterien weihten die Auserwählten mit Ausschluß der Glaubenlosen ein und lehrten sie, durch Reinheit sich ein besseres Dasein als das irdische verdienen. Ihr Wesen war national; nur attische Bürger wurden aufgenommen, alle Fremden ausgeschlossen.“ Die religiöse und nationale Beschränkung innerhalb einer ethisch vollkommen berechtigten Genossenschaft schließt die „Elsen“ von der Kulturevolution der Menschheit aus. Alles, was abseits von der geraden Linie der Kulturevolution steht, soll sich um die mystische Idee schaaren.

Lemberg. Professor Dr. Berthold Merwin.

Google

# Illusion.

Siehe: der Lentze lacht in den Saal! Er hat, noch im Winter des Mißvergnügens über den Wehrbeitrag, dem deutschen Anleihemarkt den Frühling gebracht. Er hat den neuen Rententyp erfunden. Die preußischen Konsols gehören zum Wesen Preußens wie zu Englands die Papiere mit dem Goldrand. Keiner giebt den bewährten Typus gern auf. Aber der preußische Finanzminister hat, praktisch und nüchtern, nach den Marktverhältnissen gefragt und sich dann zu dem „langfristigen“ Schatzschein entschlossen. Der verbindet die guten Eigenschaften der alten Rentenform mit den Reizen der Schatzanweisung. Sein Erfolg übertraf alle Erwartung. Die ersten 350 Millionen, die zur Zeichnung aufgelegt wurden, lockten 25 Milliarden heraus; und davon waren 19 zur Sperre bereit. Nie hatte eine deutsche Anleihe solchen Zulauf. Im Jahr 1903 wurde die dreiprozentige Reichsanleihe achtundvierzigmal überzeichnet; und auf diesen stürmisch begehrten Papieren blieb die Deutsche Bank, die damals die Oberregie hatte, trauernd sitzen. Das hatte die Symphonie der Konzertzeichner bewirkt. Solche Maurer haben diesmal nicht die Hauptarbeit geleistet. Mögen auch nicht die ganzen 19 Milliarden verfügbares Geldkapital sein (Mancher hat einen hohen Betrag gezeichnet, um sich eine ansehnliche Quote zu sichern): sie zeugen für die Gesundheit unserer Volksfinanzen. Das Ausland sollte den Spott über das deutsche Nationalvermögen nun verlernen. Der große Sieg trieb die preußische Finanzverwaltung, noch 200 Millionen zu begeben und so ihren ganzen Geldbedarf für 1914 zu decken. Preußen hat mit einem Streich 600 Millionen bekommen; und seine älteren Anleihen stehen besser als zuvor.

Das Publikum wußte noch in den ersten Wochen des neuen Jahres nicht, ob das Aussehen des Geldmarktes sich bessern werde. Die Diskontermäßigungen haben den Zweifel beseitigt. Die Reichsbank hat seit dem Oktober ihre Rate viermal verkleinert; jetzt sinds 4 Prozent. Optimisten meinen, das Jahr 1914 werde 3 Prozent Bankdiskont und die Aussicht auf Konversionen hoch verzinster Staatspapiere bringen. Die Fliegerleistung der Phantasie ist stattlich. Wenn solche Revolution in naher Zeit wahrscheinlich wäre, hätte sich der preußische Finanzminister wohl nicht beeilt, den ersten 400 Millionen seiner Schatzanweisungen gleich den zweiten, kleineren Theil folgen zu lassen. Er hätte es gar nicht gedurft. Die Schatzscheine, die, nach Serien, in sechzehn Jahren rückzahlbar sind, legen dem Fiskus ein Opfer auf. Für die 400 Millionen hat er 385, für die 200 Millionen rund 193 bekommen; er muß also 22 Millionen mehr zurückzahlen, als er erhielt. Zu solchem Kapital- und Zinsverlust wäre der Finanzminister nicht bereit gewesen, wenn er eine Umwälzung in der Rentenrepublik für möglich hielte. Die einzige Konzession, die ihm gemacht wurde, war, daß die Banken für die letzten 200 Millionen auf ihren Zwischengewinn verzichteten und sich mit einem Viertelprozent für die Kosten begnügten.

Google

Die Bedingungen waren noch hart genug. Auch sind die Erfahrungen, die Miquels Konversion brachte, nicht vergessen. Im Kastanienwäldchen denkt man noch an das Wuthgeschrei, das damals erscholl.

Nicht „aus Liebe“ erwerben die Leute dreiprozentige Staatsanleihe; sie hoffen, mit den entwertheten Papieren eine Kurschance zukaufen. Diese Papiere sind seit dem Juli 1913 um 5 Prozent gestiegen; noch 1911 aber war ihr niedrigster Kurs 82. Da war in Tagen wohlfeilen Geldes also ein ziemlich sicherer Gewinn zu holen. Nun zeigt sich, daß die Meinung der Wenigen richtig war; und die Vielen beeilen sich, ihnen nachzueifern, um noch ein Stück des Nutzens zu ergattern. Für die Banken ist diese Entwickelung zunächst nicht bequem. Ihnen wird wirthschaftlich verwerthbares Kapital entzogen. Nutzen bringt ihnen der Wechsel nur insofern, als sich der Passivzins erniedrigt. Der ist aber weniger wichtig als der Zins, den die Banken von der Kundschaft erhalten. Die Früchte des regulären Bankgeschäftes können, trotz dem neuen Konditionenkartell, schmaler werden. Aus den Jahresabschlüssen, aus der Gruppirung der Gewinne um die Dividende wird man erkennen, wie die Hohe Finanz die Zeichen des neuen Jahres beurtheilt. Die allgemeine Hausse, die im Januar begann, kann die Bilanzen nur indirekt berühren und die volkswirthschaftliche Bedeutung des besseren Geldstandes kann den privatwirthschaftlichen Nutzen überragen.

Wochen lang zeigte sich die seltene Erscheinung, daß der pariser Privatdiskont höher war als die Sätze in Berlin und London. Während hier $1^{7}/_{8}$ bis 3 Prozent notirt wurden, blieb Paris auf $3^{1}/_{2}$. Die Bank von England paradirt mit einem Banksatz von 3 Prozent, den sie seit August 1912 nicht mehr gesehen hatte, und kümmert sich nicht um das ängstliche Bemühen Frankreichs, alles erreichbare Gold an sich zu ziehen. Da der Strike im Transvaal und die Krisis in Indien nicht mehr schrecken, Egypten jetzt kein Gold braucht und Südamerika noch nicht frisch genug ist, um neues Gold an sich zu locken, können die Regenten der Bank, auch bei 3 Prozent Diskont, ruhig schlafen. Frankreich hat seine russischen Geschäfte, die durch den Donner der Putilowkanonen in Unordnung gerathen waren, ins Reine gebracht. Zunächst die Eisenbahnanleihe von $2^{1}/_{2}$ Milliarden Francs, von der ein Theil (665 Millionen) zu 94 Prozent in Paris emittirt wird. Die Regirung bestimmte, daß der Erlös der Anleihe fürs Erste in Paris bleibt und den russischen Banken nur nach jeweiligem Bedarf der Eisenbahngesellschaften ausgezahlt wird. Daß Frankreich das Geld so lange wie möglich behält, hat gute Gründe: bis die Milliarden für das Heer bereit sind, dürfen große Summen französischen Geldes nicht ins Ausland wandern. Ein Rundblick auf die Rentenkurse der drei Hauptgebiete europäischen Kapitals ist lehrreich. Die dreiprozentige Reichsanleihe und die englischen Konsols sind höher, als sie im ganzen Jahr 1913 waren. Die französische Rente ist zwar seit Neujahr um etwa 2 Prozent gestiegen, aber von dem höchsten Gipfel des Vorjahres noch um 3 Prozent entfernt. Wäre die Rentenhausse im September 1913



Google

echt gewesen, dann hätte sie länger gedauert. Als die Deckungskäufe der Spekulanten aufgehört hatten, blieb von der nationalen Begeisterung des Publikums für das Standardpapier nicht viel übrig.

Da die preußische Emission nun erledigt ist, haben die Konkurrenten freie Bahn. Das Reich wird im Jahr des Wehrbeitrages kaum neues Geld brauchen. Der Kolonialfiskus, der noch 90 Millionen für Anleihen „gut“ hatte, wollte Ende August einen Theil dieser Summe flüssig machen. Damals wurde gerade die Möglichkeit einer Diskontänderung im Centralausschuß der Reichsbank angedeutet. Trotzdem lehnte das Finanzkonsortium die Uebernahme einer Anleihe ab und wollte nur Schatzscheine auf zehn Monate, mit 5¾ Prozent Zinsen, nehmen. Das war natürlich zu theuer. Die ganze Kolonialtransaktion unterblieb. Nun hat sich das Blatt gewendet. Die Banken sind bereit, eine Schutzgebietanleihe zu übernehmen: 45 Millionen vierprozentgier Papiere zu 96,50. Da die Kolonialanleihe sich in ihrer Qualität von einer Reichsanleihe nicht unterscheidet (das Reich garantirt Verzinsung und Tilgung), so hat der niedrige Ausgabekurs besondere Bedeutung. Die vierprozentige Reichsanleihe kostet rund 100; das neue Papier 3½ Prozent weniger. Und dabei redet man von Konversionen? Die Uniform der neuen Schutzgebietanleihe ist nicht das Kleid des Siegers. Man sollte bedenken, daß, schon als die dreiprozentige Reichsanleihe auf 83 stand, von einer Katastrophe gesprochen wurde; heute steht sie noch mehr als 4 Prozent unter diesem Katastrophenkurs. Daß vierprozentige Hypothekenpfandbriefe je billiger als 96 sein würden, hielt Niemand für möglich; heute sind sie, trotz neuer Hausse, noch um 2 Prozent niedriger. Erst wenn das Kapital diese Klüfte überbrückt haben wird, stehen wir wieder auf dem Boden, auf dem wir, auch nicht sorgenlos, einst standen. Mit der Sicherheit, die nach dem Riesenerfolg der Schatzscheine zu lautem Ausdruck kam, dürfen wir auf solche Entwickelung nicht rechnen. Die Glanzzeit der Renten kann eben so schnell wieder enden, wie sie aus Nebeln trat. Was ist denn aus der Geldfülle geworden, von der gesagt wurde, sie müsse das ganze Bild der Kapitalswelt ändern? Kaum wagt man noch, von ihr zu sprechen; und bald wird abermals von Mangel die Rede sein. Von allen Seiten droht oder lockt eine Ueberfülle neuer Emissionen. Schatzscheine, Kolonialanleihe, Pfandbriefe, hamburgische und andere städtische Anleihen, neue Ungarn und Rumänen: Das ist ein Theil der Papiere, die Berlin anbietet. Dazu kommt London mit ungeheuren Werthpacketen (die schon für den Januar auf 900 Millionen Mark geschätzt wurden) und Paris mit der großen Wehranleihe, den Russen, Türken, Serben, Griechen. Wahrscheinlich fordert der Februar Geldbeträge, wie sie im Lauf eines Monats noch nie verlangt und hingegeben wurden. Geldfülle: Ade! Ob nicht, wenn Ebbe wird, auch die deutschen Staatsanleihen wieder ihren Kurs bröckeln sehen, bleibt abzuwarten. Sicher ist aber, daß einstweilen der Rentner vor einer Konversion, die ihm dreiprozentige Papiere aufzwingt, nicht zu beben braucht.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 21. Februar 1914.

# Theater.

II.*)

## König Lear.

Den Zug shakespearischer Königdramen, den der Kindesmörder Johann führt, müßte auf der Bühne der von den eigenen Kindern gemordete Lear schließen. In dieser langen Reihe (deren Flügelmänner zwei Bastarde sind: der von Kraft und Witz strotzende Philipp und der glatte, nicht feige Schuft Edmund) funkelts von Gold und von Stahl; färben Blutströme fahlenden Purpur; läutet „der greise Glöckner Zeit, der kahle Küster", Krönung und Hochzeit, Sturz und Bestattung ein; schmettert die Trompete den Jubel des Siegers, dröhnt von der Trommel der dumpfe Ruf zu Trauergepräng in die Luft. Würdig schreiten, hastig schwingen sich in Eisen geschiente Männer auf den Thron. Bunt umsäumen von Volksgunst gespendete Blumen des Einen Fußkleid; der Andere wetzt, als wärens die Stufen einer alltäglich begangenen Treppe, die Sohle an Leichen, über die der einzige Weg auf die ergierte Höhe führt. Dieser strauchelt, rafft sich noch einmal auf und stürzt dann in Nacht. Jenen würgt unter hellem Himmel Verhängniß. Johann und Philipp, der zweite Richard und Heinrich von Hereford, Heinrich und Heinz, Eduard und Richard Gloster, Heinrich der Sechste, Duncan, Klaudius: aus Dräuen und Winken, aus Gebot und Geseufz ist jedes Herrscherwesen, fast jedes

*) S. „Zukunft" vom vierzehnten Februar 1914.



Google

in steten Krieges Zeit mögliche, zu ahnen. Doch Keiner hat so tief das Leid und die Lüge, in solchem Graus des Erlebens die ungeheuren Schlagwetter des Königsschicksals gespürt wie Lear. Britaniens König war er: und taumelt einsam aus triefendem Kornfeld auf die Klippe am tosenden Meer. Eine Krone trug er: und kränzt den alten, von Regen nassen, vom Sturm gezausten Kopf im Morgengrau mit Winden und Kletten, Nesselblüthe und Schierling, mit Kukuksblumen und anderem Unkraut, das zwischen den Nährhalmen des Weizens leis aufgewuchert ist. Der Edlen Edelster war ihm zu blindem Gehorsam unterthan: und der Abhub des Gesindes weigert ihm nun den Gruß. Ein Königsdrama; nicht ein Familientrauerspiel. Nicht, wie undankbare, liebelose Kinder des Vaters Leben vernichten, soll unser Auge schauen, nicht diesen banalen Vorgang, der im Palast nicht größer schiene als im Pferch geduckter Menschheit, sondern die Enttäuschung, Entkrönung des Königs, der wähnte, als Fürst geboren zu sein, als ehrfürchtig bestaunter Fürst hinzusterben, und mit den Kleinodien die Macht, mit dem Goldreif die Geltung verliert, ohne die sein verwöhntes Herz nicht athmen, sein vor dem Anhauch grober Wahrheit allzu lange behütetes Hirn nicht des Denkens Amt betreuen kann.

Das Königsdrama. Das fand der Dichter nicht in alten Büchern, nicht bei Geoffroy von Monmouth noch bei Holinshed. Nur eine Keltensage von Leir, Balduds Sohn, der in Urvätertagen, als Joas König von Juda war, über Britanien herrschte. Eine Mär, deren Endlehre wiederholt, was wohl in allen Ländern, weils in allen erlebt ward, Alternden eingeschärft worden ist; Rüdiger von Hünchhoven hats in den Reimspruch geformt: „Wer seinen Kindern giebt das Brot und leidet nachmals selber Noth, Den schlage man mit der Keule tot!“ Leir will sein Reich den drei Töchtern schenken. Das größte Stück soll Der werden, aus deren Mund die zärtlichste Liebe spricht. Gonorilla und Regan erschmeicheln sich ihre Theile. Cordeilla bringt kein Wort über die keusche Lippe; wird drum enterbt und verstoßen, aber vom Gallierherzog heimgeführt. Zu ihr flüchtet der Alte, da die schlimmen Töchter ihn mißhandelt, auf Bettlerkost gesetzt haben; und ein Gallierheer führt ihn durch die Trümmer britischer Aufgebotsmacht auf den Thron zurück. Zwei Jahre noch sitzt er im Glanz. Als im fernen Südost König Jerobeam die Israeliter in Bethel das Götzenbild gol-

Google

dener Ochsen anbeten heißt, stirbt Leir. Königin Cordeilla wird nach kurzer Herrschaft, da der gallische Prinz-Gemahl, der starke Schützer, ihr weggestorben ist, von den Neffen entthront und tötet sich im Gefängniß. Die dürftige Historie mag den Stoffsucher an Sidneys, des Höflings, Schäferroman „Arkadia“ erinnert haben. In diesem (von der londoner Gesellschaft verschlungenen) Fragment wird erzählt, wie ein alternder Fürst von Paphlagonien, weil er der Schmeichelzunge seines Bastards lieber glaubt als dem schlichten Wort des ehelichen und ehrlichen Sohnes, Land, Heimstätte und Augenlicht verliert; nur den einen Wunsch noch hegt, auf einen Gipfel geführt zu werden, von dem er sich in Todes Gnade stürzen könne; doch an der Liebe des geächteten, in Mördershand gegebenen Sohnes seinen Lebensabend noch wärmen darf. In diesen Parallelkreis hätte manches hübsche, dünne Talent ein lehrsames Familienbild gerahmt. Keine Aufgabe für das majestätische Wollen Eines, der schon die Heinrichs und Richards geschaffen, der alten Tragikomoedie des Königs von Gottes Gnade ein neues Kleid gewirkt hat. Richard der Zweite, der müßig in der Schaar der Günstlinge tändelt und praßt, dem Volksbedürfniß und dem Wunsch des Adels selbst sein Ohr täubt, das Reich in schimpfliche Verträge kettet und wie einen Gutshof, ein ererbtes Juwel in Pfand giebt, war dennoch, mit all diesem Makel, ein liebenswürdiger Mensch, dessen Edelsinn fühlbar wird, wenn Unglück den an Schmeichelspeise Gewöhnten in strenge Sinnendiät zwingt. Im Wahn heiligender Erleuchtung schien er schlecht, wüst, gewissenlos. Der auf jedem Gebiet das über Wohl und Weh, Gewinn und Verlust entscheidende Wort sprechen wollte, war auf keinem Gebiete je heimisch geworden. Der alles Recht für sich heischte, beugte sich niemals ins Joch der Pflicht. Sonne will er, immer erneutes Vergnügen; kann in Schatten und Fron nicht gedeihen. Die Empfindung innerer Unsicherheit weicht nur, wenn das am Wink seines Auges hängende Hofgesinde ihn hündisch umwedelt. Dann dünkelt der aller Wirklichkeit Ferne sich den Heiland, von dem die bang auf ihn blickende Menschheit Erlösung hofft. Und will nicht ahnen, daß ein verwegener Vasall sich rüstet, mit keckem Griff den König zu fällen, die Krone zu packen. Schon klammert sich Heinrichs Hand, noch Richards um sie. Ward sie zum Brunnen mit zween Eimern, die einander füllen, der leere immer tanzend in der Luft,



Google

der andere unten, ungesehn, voll Wasser? Die Goldbuckel drücken dem König die Lehre ein, daß er der bis an den Rand mit Thränen gefüllte Eimer ist, der im Sinken noch den anderen steigen sah; daß er sein Leid einschlürfen und Heinrichs Erhöhung schauen muß. Fest schien er, wie in schroffe Felsen, in das Bewußtsein königlicher Unantastbarkeit verschanzt. In den Wolken, rief er, hält mein Gott Heerschau über die Schaar, die mit Schwert und Pestilenz einst die Bedrohung der Kronmacht, den Vasallenfrevel an heute noch ungeborenen Kindern rächen wird. Aufhören soll er, König zu sein? Weil wider ihn ein Rebell Mannschaft waffnet? Vor dem Odem irdischer Streiter lernte der geweihte Statthalter des Herrn niemals beben. Gegen jeden Mann, den Bolingbroke in Wehrdienst gepreßt hat, stellt der Himmelsherr einen Engel ins Feld. Und des Ozeans Fluth wüsche nicht den Balsam vom Leib des Gesalbten. Undank? Wer ein Hügelchen erklomm, ein Händchen füllen, ein Menschlein herbergen konnte, hat Undank geschmeckt. Uralte Negersage kündet den Entschluß des mit Wohlthat Behäuften, den Wohlthäter zu töten. Auch im Bereich sanfterer Sitte spähi der Beschenkte, freundlich Geförderte gern nach einer Möglichkeit stillen, unruchbaren Mordes Wie löste er sonst sich aus lästiger Schuld, aus dem Zwang zum Bekenntniß, daß er eines Anderen Kraft, nicht der eigenen, das Beste verdanke? Soll Hinz, bis das braune Haupt ihm ergraut, durch jede Gasse posaunen, an jeder Ecke erlauschen, daß Kunz ihn ins Licht hob? Er muß den Schenker morden; Antlitz ihm und Seele bespeien. Muß sich selbst einreden, daß der Kerl eigentlich nichts Rechtes für ihn that, nur um Bewunderung buhlte oder seitdem zum Wicht geworden ist. Wäre Hinz noch der Ehrenmann, als den er sich alltäglich filmt, wenn er den argen Kunz, wegen der Bagatelle von damals, nicht den Hohn und Schimpf kosten ließe, den Niedertracht verdient? In jeder Sonne spiegelt sich solches Bild. „Als Schmeichler saugen wir die Männer aus, auf die wir Gift und Haß doch speien werden. Wer trägt nicht, wenn man in das Grab ihn senkt, als Freundesgabe Wunden?“ Ein ewiges Thema; doch in der Fuge von Lears Schicksal nicht der Hauptsatz. „Wenn der alte Herr seiner Jüngsten, dem guten Kinde, das Reich gegönnt hätte, wärs ihm besser gegangen“: diese Erkenntniß trügen wir aus der „Tragoedie des Undankes“ heim. Erbärmliche Weisheit. Was wäre uns der Greis, der die

Google

eigene Brut, obwohl sie seit zwei Jahrzehnten ihm im Nest hockt, so wenig kennt, daß er gesüßten Geifer von ihrer Lippe wie Honigseim aufleckt? Dem, dicht unterm Vaterauge, drei Mädchen aufwuchsen und im Wesen dennoch so fremd blieben, daß der plumpste Trug ihn in lichtlose Irrniß verleitet? Der streichelt, wo er strafen, und flucht, wo er segnen müßte? Als Reichsvertheiler (nach Goethes fast dummem Wort) so absurd handelt, daß die Vormundschaft der Töchter nicht unnöthig scheint? Ein Siecher, in Geistesschwachheit Vergreifter. Wann erst wird er unserem Verstand verständlich und reckt sich bis in den Wipfel unseres Menschheitempfindens? Wenn sein Königthum ihm Verhängniß ward: weil es ihn in den Wahn gottähnlicher Allwissenheit gepanzert, vom rauhen Luftstrom des Lebens abgesperrt und nie fürchten gelehrt hat, ihn könne eines Sterblichen Mund, auch den Gesalbten ein flinkes Zünglein belügen. Undank? Stinkt nicht bis an den Thron. Der weiße Berbernhengst, der Richards Liebling war, ist nun stolz auf seinen neuen Reiter Heinrich Lancaster.

Denn Der zieht heute in die Stadt ein, die gestern die Residenz Richards des Zweiten war; und da König ist, wer König heißt, wenden Alle, die nicht im Schatten verkümmern wollen, Gunstsucher, Schleppenträger, Meute und Schimmel, von der gesunkenen sich zur aufsteigenden Sonne. Elisabeth liebte dieses Königsdrama nicht; fand es wohl allzu bitter und der Monarchie schädlich wie Schwamm dem Palastgebälk. Auf ihrem Thron sitzt nun King James, der häßliche Sohn der holden Maria Stuart und ihres schönen Buhlen Darnley. (Wirklich aus Darnleys Samen? Maria sollte den Sänger und Geheimschreiber David Rizzio, trotz seiner Fratze, auf ihres Leibes Weide gelegt haben; und Frankreichs vierter Heinrich bespöttelte den Herrn Vetter von Britanien und Schottland, der sich salomonische Weisheit nachrühmen ließ, als „König Salomo, den Sohn Davids“.) Unter diesem Jakob, der strammen Jünglingen nichts weigern kann und seine Bettwärmer, die Carr, Buckingham, Villiers und Eintagsluftknaben, offen zur Schau stellt, verlüdert der Hofton rasch. Knechtseligkeit wälzt sich in Schlamm. Sprossen von altem Angelnstamm erniedern sich in hündische Demuth; finden sich hoch geehrt, wenn des Königs Mund oder Schreibkiel sie als Hündchen, als brave Köter anspricht. Ists rathsam, in solcher Zeit (die Macaulay und Swinburne der Neros

Google

verglichen haben) die Scham des Königthumes zu blößen? Ists möglich, die brandige Wunde auf seiner Brust im Hofschauspielhaus dem Purpur zu entbinden? Allmachtwahn Eines, der Wahrheit aus seinem Dunstkreis peitscht, über den von Schmeichlern aufgetischten Schüsseln wollüstig schmatzt, die Herrscherpflicht hinwirft und einen Troß lungernder Ritter hätschelt: Jakobs Tücke hätte Anspielung erschnüffelt und grausam gerächt. Vernunft empfahl, das Königsdrama fest ins Kleid der Familiengeschichte einzuwickeln; des Vaters Wirrniß und Leid greller als des Königs zu bestrahlen. Das ist gelungen. Herder sieht „den gutherzigen Verschwender, den raschen Unbarmherzigen, den kindischen Vater". Vischer „die Tragoedie der mißhandelten Pietät"; einen verweichlichten, launischen Greis, „der Kindesliebe nach den Worten messen und belohnen will, nach der Schönheit und dem Reichthum der Worte, die sie über sich selbst machen kann". Direktor Goethe hat die einzige Szene, die den Alten als König zeigt, weggestrichen; weil sie doch gar zu thöricht sei. Sogar Strindbergs Eulenblick drang niemals auch nur bis in den obersten Schacht dieses Dunkels.

Dunkel ist Lears Reich. Dunkler als irgendein anderes, in das Shakespeare Menschen zeugte. Kein Leuchtthurm; nicht das schwächste Blinkfeuer, dem sich das Auge vertrauen könnte. Unter sternlosem Himmel brüllt ein unsichtbares Meer auf, bäumt sich hinter graubraunen Nebeln und schlingt Strand und Düne, Menschen, Thiere und Pflanzen in die aus Speichelschaum klaffende Rachenhöhle. Dann wird es still. Ein bleicher Morgen lugt scheu aus schwarzen Gewölkfetzen und hebt einen Zipfel vom Bild grauser Verwüstung. Schmal ward das Land; kahl, wie ein vom Rattenzahn abgenagter Knochen, die Küste. Keine Möwe pfeift dem Kind, daß es aus ihrem Kropf die sorglich gespeicherte fette Nahrung empfange. Zerwirbelte, zerquetschte Fische, Wasservögel, Quallen; zwischen abertausend Federchen und Flossen zerrupfte Flügel, geknickte Krabbenhülsen und Schneckengehäuse, abgescheuertes Holz und Thiergebein. Leichengeruch verpestet die dunstige Luft. Ein Sonnenstrählchen lockt Hoffnung aus dem Schlupfloch; flieht schnell aber, da aus allen Ritzen des Himmelsthores Blutregen quillt, aus dem Klippenspalt, dem Geschling von Tang und Algen blutiger Schleim sickert. Und wieder wird, schon am Mittag nun, Finsterniß. Kaum noch erträgliche. Nie ließ der Dichter uns in

Google

solcher Oede; nie ohne ein tröstendes, Frühling verheißendes Knösplein. Vatermord, Brudermord, Schwestermord sahen wir bereiten. Der gespornte Eisenschuh eines Herzogs zertrat eines Grafen, eines geknebelten Greises Augen. Gift und Dolch, Peitsche und Quälblock haben jedes Treugefühl wie schmählichsten Frevel gestraft. Zwei Schwestern, Fürstinnen, Ehefrauen, spreiteten sich unter des selben Mannes kitzelndes Fell. Ein Königsgeschlecht starb brutlos. Cordelia selbst, die Wahrhaftigste, deren Schweigen so lieblich nicht wie Virgiliens, doch von echterem, muthigerem Adel ist, Cordelia, die unserem Hoffen neuer Sonne Glanz übers Meer bringen sollte, verathmet noch vor dem Vater, der ihrer Sorge Kind geworden ist. Kein Fortinbras, Malcolm, Richmond bürgt für hellere Zukunft. Nur Edgar lebt fort. Graf Edgar Gloster wird König heißen. Ein uns fast Fremder, den wir den irren Bettler spielen, dann den krötengiftigen Halbbruder richten sahen. Der aber nie sein Innerstes dem Betrachter aufthat und den der Dichter nicht in Glanz geharnischt hat. Ist er ein König? Auf kahlem Strand neuen Lebens Schöpfer? Oder war Lear der letzte im Land?

Der hat sich als König gefühlt. Als einen König der Heidenzeit, die noch nicht, zwischen Froher Botschaft und Kreuz, zweifeln, ängstlich zwinkern, unsicher schielen lernte. Der Mitleid noch Sünde, Entsagung ein Kinderspott ist. Kein Heiland kam ihr; und daß Einer, mit spitzem Dorn und Eisennägeln im Fleisch, seine Lehre leben könne, würde sie niemals glauben. Götter kennt sie, üppig schwelgende und müde; und Göttern darf ihr König sich ähnlich dünken. Im alten Drama spricht Lear von Cherubim und Himmelswonne; spricht der Witwer auch von der Frau, die er begrub und die den drei Töchtern nun als weise Beratherin, den Schäflein als Hirtin fehlt. „Denn Söhne kann der Vater zwar regiren, doch Mutterweisheit muß die Töchter führen.“ Hätte der Dichter sich mit dieser ersten Fassung des Sagenstoffes begnügt, dann wäre seinem Lear das Rüffelwort Goethes erspart geblieben. Was später absurd schien, ist hier der Köder in einer Mädchenfalle. Cordelia will sich nur dem Mann vermählen, dem zuvor sich ihr Herz gab. Um dem eigensinnigen Kind in haltbares Eheglück zu helfen, will der Vater den zärtlichen Wettstreit der Schwestern, der ihm gestatten wird, der Jüngsten zu sagen: „Da Du mir Liebe schworest, muß Deine Jugend auch den Gemahl nehmen, den ich Dir wählte.“ („Dann kann sie meine

Google

Bitte nicht verneinen, muß auch die Arme ſtumme Thränen weinen. Triumph reift mir aus ſolcher liſtigen That und ſie wird einem Herrn in Albions Staat.“) Dieſe Nähte hat der Poet, alle, wieder aufgetrennt. Wozu einen Stoff, aus dem ein Königsmantel werden kann, an ein Hauskleid vergeuden? Aus Lears Bewußtſein ſchwindet die Engelſchaar, aus Lears Gedächtniß die Mutter ſeiner Töchter. Lear traut ſich, wie jedes Vermögen, die Gabe zu, eines Mädchens Herz zu ergründen, und braucht ſich, um eine Jungfrau dem rechten Mann zu verloben, nicht in kleiner Menſchen Liſt zu bücken. Von den Göttern ſtammt ſein Amt und Götterkraft pocht ihm in den Adern. So lange er lebt, kann Lug und Trug ihn nicht beſchleichen. Er würde den falſchen Ton, den Ton der Falſchheit vernehmen. Die Zunge, die er löſte, ſpricht Wahrheit; ſonſt riſſe er ſie aus dem Gaumenſchlund. Wer wähnt denn, Götter zu trügen? Lear hebt die Wimper: und ſieht in der düſterſten Kluft das Inſektengekribbel. Lear winkt: und aus dem ſtörrigſten Leib redet unverſchleiert die Seele. Denn er iſt König. Will, ohne des Amtes Bürde, ſich des Ehrenrechtes freuen. Dazu bedarf er nicht der Kleinodien und ſichtbaren Symbole; auch keines Landbeſitzes. Wären Apollon und Hekate entmachtet, wenn ihnen beliebte, in Geſindetracht über die Erde zu wandeln? Schnell, Mädchen: reihet die klingende Münze Eures Gefühles auf eine blanke Schnur; nach deren Länge meſſe ich Euch den Erbtheil. Der Lebende, zu leben Willige beſchenkt Euch; weil ein König nicht kargt und weil ein Königskind aus warmer Hand lieber als aus erkalteter nimmt. Du, Cordelia, weigerſt den Zoll der Liebe? Willſt nicht zärtliche Worte fädeln und als Schauſtück um Deines Vaters Halsfurchen hängen? Alſo jätet er, wie feiſtes Unkraut, Dich aus und wirft Dich übers Meer, daß Du fern ihm ſeieſt wie der raubthieriſch Menſchen freſſende Skythe. Du, Dienſtmann, willſt meinen Sinn erweichen und ihr die Strafe wegbetteln? Meines Auges Blitz ſchlägt Dich Rebellen in Bann. Denn ich bin von der Gottheit Gnade König.

Wenn aber Glaube die Gottheit flieht, wenn wie ausgehungerte Wölfe die Männer, wie brünſtige Fliegen die Weiber nur dem Trieb nach Sättigung noch gehorchen und der Urſtand der Natur wiederkehrt? Dann iſt kein König mehr; gilt nicht Name noch Ehrenrecht. Ringsum iſt Streit; und nur die Stärke ſiegt. Ein König ohne Land, ohne Heer, ohne Goldſchatz, das ihm eins würbe? Ein

Google

nackter König? („Un roi n'est pas dans la nature; il n'y aurait pas de-nu“: Bonaparte.) Mit der ſtarren Zuverſicht eines Nachtwandlers iſt Lear vom Thron geſtiegen; birſcht er jetzt an eines Abgrundes zackigen Rändern. Herriſch ſchallt ſein Spaß und ſein Zorn, Scheltrede und Gelächter. Die Jüngſte war unkindlich und bekam drum als einzige Mitgift des Vaters Fluch. Die Aelteren ſinnen gewiß im Traum noch, wie ſie das Gebirg der Wohlthat dem Vater vergölten. Der heiſcht nichts als würdiges Obdach, Jagdrecht, Geräth und Nahrung für ſich und ſeine hundert Ritter. Die braucht er. Wer jauchzte ihm ſonſt zu und verſtummte vor ſeiner Stirn Runzeln? Hinter der Meute und vor dem Becher: der gehorchende, jedes gnädige Zufallswort wie Nektar ſchlürfende Troß erſt macht den Herrn. Anderes ſah Lear auch vom höchſten Reichsſitz niemals. Unterthane, die er geſtern geadelt hat, morgen gemeinen Leuten einreihen kann. Einer nur ſprach ihm Wahrheit: der als Spaßerſinner, als Hofnarr gemiethet ward und den, wenn ſeine Frechheit die Lachluſt nicht mehr weckt, die Peitſche ſtriemt. Lear hat, was er hatte, was je ſein Begehr war. Goneril wills ihm kürzen. Regan will den Vater nicht herbergen. Der thut ja, als ob er noch König wäre! Wettert und toſt und wehrt ſeiner Mannſchaft nicht das Gelümmel. „Mein Eſſen!“ „Mein Narr!“ Er ſoll ſich beſcheiden. Mit kleinerem Gefolge die Krippe umlagern. Der Alte wird kindiſch und muß in Zucht. Schirmt Gottheit den Geweihten? Mit dem Glauben ſtarben die Götter; und ihrer Welt dämmert bald wohl der letzte Tag. Wider erträumte, aus Angſtwehen geborene Herrſchermacht ſtehen die Elemente auf. Feuerſtrahl zuckt durch die Finſterniß, des Meeres Geheul wird vom Donner überdröhnt, Sturm und Regen jagen und haſchen, zerſtäuben und umſchlingen einander. Still, Donner! Nicht länger, Blitz, wage, mein Auge zu höhnen! In den Sack, Sturm, ſobald Du den Himmel reingefegt und die Schwaden verweht haſt, aus denen die naſſen Strähnen rieſeln! Niemand gehorcht. Das Ohr der Götter, der Menſchen iſt taub. Und Der rief, war doch ein König. Heimlos iſt er. Der Zuchtruthe ſeiner Töchter, denen er beide Hälften ſeines Schläfenreifes, ſeiner Königsmacht gab, entfloh der Greis in eiſige Wildniß, in die Schrecken des Wintergewitters. So iſt der Welt Lauf? Einer entgötterten, die ſchon barſt, ſchon in unſaubere Fluth ſinkt. In dieſer untergehenden Welt muß

Google

der gute Sohn sein tapferes Herz ins Lumpenkleid eines tollen Strolches mummen. Wird der treue Diener geprügelt, in den Schandblock gespannt, mit lahmen, zerbeulten Gliedern in überschwemmte Haide gejagt. Zerstampft eines zeternden Schuftes Stiefel die Augen des mitleidigen Edelmannes. Würgt des Henkers Strang vor dem Antlitz des Vaters das letzte, das einzige Kind, das ihm zwiefach geborene. Für dieses Ende hat Verheißung uns aufgespart? Drum schrien wir beim ersten Blick ins Licht.

Ins Rampenlicht der großen Narrenbühne, auf der das Neugeborene, wenns gehen und sich verstellen gelernt hat, mitspielen soll. Was? Ists ein Lämmchen, den grimmen Wolf, ists ein listiges Füchslein, das trägste Schaf; und die schnurrende Hauskatze mime uns den Löwen. Wie erhielten wir sonst das Abbild umgestülpter Weltordnung? Und daß sie aus allen Fugen ist, ihren Edelstoff in die Pfütze taucht und den Kehricht sonnt, weiß Lear, seit der Sturm ihm die Schleierbinde zerriß, die schon dem jungen Prinzen um die Schläfen, die Augenthäler geknüpft worden war. Lear hört. Des Königs Wort klingt hohl, wie nachgestümperte Münze, und weckt nirgends in Pflichtgefühl Widerhall. Aus Schurkenmund kommt ehrbare Mahnung, aus der Kehle verbuhlter, in Geilheit wüthender Weiber der Ruf zu sittsamem Wandel. („Seht dort die ziere Dame! Ihr Antlitz weissagt Schnee in ihrem Schoß; sie spreizt sich tugendlich und dreht sich weg, hört sie die Lust nur nennen: und doch sind Iltis nicht und hitzige Stute so ungestüm in ihrer Brunst. Vom Gürtel nieder sinds Kentauren, wenn Weiber auch von oben.") Bellt ein Hund, so spitzen Alle, Männer und Frauen, das Ohr; vielleicht ists Obrigkeit, die befiehlt oder warnt, antreibt oder Lohn bietet. Hündisch klänge nur eines Menschen Stimme den in hündisches Winseln, in feiges Gekläff, ins Bettelduett von Schwanz und Pfoten Gewöhnten. Schlage, König, Dein Haupt, das Trug als Wahrheit einließ und sich verriegelte, wenn Redlichkeit an die Dachpforten klopfte. Der gedungene Schelm mit der Klingelkappe ist ein treuer Gesell; der halb nackte Landstreicher mit der lallenden Zunge ein Weiser. Lear sieht. Zum ersten Mal Wirklichkeit, nicht mehr Traumgebild und geputztes, bebändertes Scheinwesen. Hört, sieht, fühlt, schmeckt, riecht das Erlebniß gemeiner Menschheit. So ist der Lauf der Welt und so ihre Ordnung? Das haben Götter geduldet und Könige begünstigt? Lear lernt Mitleid mit allem Lebendigen;

Google

mit dem gehetzten Wild und dem heimlos frierenden Wanderer. Lernt frommen Zweifel an Allem, was ihm gestern noch Pfeiler der Erdkuppel schien. Wie oft hat Gold und Gnade den Rechtsschein erkauft, war des Richters Sünde schnöder als des Gerichteten! Was ist denn Sünde? Nach dem Gesetz sühnt den Ehebruch nur der Tod. Nach sinnlosem Gesetz. „Der Zeisig thuts; die kleine goldene Fliege, vor meinen Augen buhlt sie. Laßt der Vermehrung Lauf! Unzucht, sei flink: der König braucht Soldaten!“ Und schlimmer als seine im Ehebett gezeugten Töchter kann Glosters Bankert nicht sein. Der liebt wohl den Leib, der ihn schuf, denkt Lear: und ahnt nicht, daß er zwischen Edmunds Opfern steht, zwischen dem geblendeten Vater und dem in Wahnsinn verlarvten Bruder, Dann wittert er Gloster und möchte ihm, damit der Vasall des Königs Elend beweinen könne, die eigenen Augen leihen. Denn noch im schwärmenden Hirn nistet, wie hinter morscher Baumrinde der Blitzvogel, aufrecht und wach der Glaube ans Königsrecht. Kleines Schicksal ist nicht der Thräne werth; doch wenn ein König fiel, muß die Menschheit in Zähren zerfließen. Und wer König war, bleibt es noch in der Gruft, noch, wenn ihn Würmer bekriechen. Lears Hand brach die Krone. Unkraut kränzt seinen Schädel. Dennoch: „Jeder Zoll ein König. Blick' ich so starr, erbebt der Unterthan. Ich bin ein König. Wißt Ihr Das, Ihr Herren?“

Der Herr des Deutschen Theaters hat es gewußt. Nicht das Gräuelspiel von undankbaren, entmenschten Kindern wollte er zeigen, auch nicht, wie ein kränkelndes Hirn aufflackert und verglimmt; sondern: das Königsdrama. Wie einem Mythenkönig, der an Gottes Statt richtet und thront, läßt er seinem Lear huldigen. Der schreitet nicht, wie Sterbliche, in den Saal. Auf einem Prunkstuhl tragen ihn Diener herein. Wie ein geweihtes Panier, ein heiliges Sinnbild schwebt er über den Häuptern. Jedes Knie beugt sich; und die Lippe, die seines Kleides Saum küssen durfte, fühlt sich begnadet. In dieser Schwüle konnte der Wille zu Selbstvergottung aufschießen. Eine Sklavenhorde; ein Herr. Dessen Laune kürt Fürsten, schleudert Herzoge in die Hausknechtschaar. Dem konnte, weil er wie Gott ist, nie die Furcht nahen, daß ihn Schmeichlerlist trüge. Was zum Ruhm seiner Großheit gesprochen wird, kann nie zu viel sein; ist kaum je genug. Allmacht krönt, Allwissenheit gürtet ihn: und sein Ohr sollte nicht Böses, wenn sichs an ihn wagte, von Gutem sondern? Niemals wehte aus gemeiner

Google

Wirklichkeit ein Hauch der Gassenluft in diesen Götzenpalast, diesen Tempel eines Erdengottes. Und nie hätte die hier betende Heidenheit sich in die Vorstellung verlaufen, ein Gott könne sich bequemen, unter Menschen zu wohnen, für Menschen zu leiden, freien Willens sich an ein Kreuz nageln zu lassen. Mit dem Fuß stieße Lear so unköniglich schwachgemuthen Mythos hinweg; lachend. (Der, ahnunglos, selbst Nägel und Hämmer an die Todfeinde vertheilt.) Heute will er ein Galaschauspiel. Die Parade großmüthiger Schenkung und ein Lobterzett, dessen Stimmen er nach Gebühr lohnt. Weh dem Gehudel, wenns ihn zu preisen, als den würdigsten König zu rühmen wagte! Gottessaat wuchs über das Massenurtheil, die Hofmeinung hinaus. Lears Blut nur darf Lears Edelsinn loben; nicht den Walter und Heerkönig: den Vater. Da jedes Kind von ihm nur Wohlthat empfing und in sorglicher Pflege gedieh, ists jedem leicht, kinderleicht, den Dank, einmal, in Worte zu fügen. Eine schweigt? Der Liebling, just der verzärtelte Spätling, kann sein Gefühl nicht vor hundert Augen aufs Wortpolster legen und gar noch besprengen, bis es süßer duftet als das nebenan Ausgebündelte? Abscheu vor Heuchelkunst und dem Gebläs eines Odems, den Gewinngier, nicht Herzensgluth, erhitzt hat, umschnürt den Brustkorb so eng, daß auch der schüchterne Wille zum Reden im Drang erstickt? Elende Flausen. Liebe beglückt sich selbst in der Enthüllung. Nur aus undankbarem Gemüth läutet kein Glockenblümchen der Sehnsucht zärtlichen Gruß. Das Gesinde sah, hörte des Königs Bitte. Zum ersten Mal eine, die unwirksam blieb. Wenn solche Schmach nicht gerächt wird, verlernt der Hundejunge das Zittern. Nehmt, Frankreich, das schöne Steinbild, die holde Wüstenei mit Euch übers Meer; nicht in der Nähe, nicht fern baut des mißhandelten Vaters Segen ihr ein Haus. Ihr aber, geliebte Kinder, liebende, theilet das ganze Reich ... Gerichtstag. Unter Donner und Blitz; in der von Sturm und Regen umprasselten Hütte. Die Richter: ein Irrer, ein Zunftnarr, ein in die Maske der Tollheit Gezwungener. „Nun, Ihr Wölfinnen?“ Gonerils Fuß trat den Vater. Dem Auge, das in Regans Herz geblickt hat, scheint der starre Fels eine Blüthenau. Röthet die Spieße im Feuer und bohrt sie erst, wenn sie in kühlerer Luft aufzischen, den Ungeheuern ins Eingeweide!.. Und nun? Behutsam weckt sanfte Musik den Kind gewordenen Vater. Cordeliens Lippe hat für ihn gebetet; Cordeliens Kuß löst ihn von dem Folterrad, das seiner Thränen

Go gle

flüssiges Blei durchglüht hat. Des Menschen Sohn, den Menschen Gott werden, Menschen in Höllenqual fesseln ließen. Wieder droht Kerkersnacht? Die wird durchplaudert, durchscherzt: denn neben dem Achtzigjährigen schmachtet die Tochter; und dem hellen Lied der in Treue heiligen Frau vermählt sich im Käfig der Sang des Uralten. Er sieht eine Faust sie drosseln, hört sie röcheln, tötet ihren Henker und trägt auf dürren Armen sein Kind in Freiheit, unter die blaue Wölbung des Himmelsdomes. Das hat der Greis noch vermocht. In Cordeliens erkaltendem Schoß verlischt das letzte Fünkchen seiner Kraft. Trompeten künden den Sieg des Königsrechtes. Doch der König, den Leid das Recht empfinden lehrte, ist tot.

Herr Reinhardt wollte das Königsdrama. Herr Bassermann blieb im Familientrauerspiel. Bürger-König. Mit einer großen, gelblich blanken Glatze, der nicht Schaudern, der lächelndes Mitleid in Regen und Gewittersturm nachblickt. Der Wind muß über die Platte ins Genick greifen, wenn er eine Strähne zausen will. Ein wunderlicher Greis. Aus feinem Seelenstoff und von würdig patrizischer Haltung. (Ein nordwärts verschlagener Brabantio: höchstens.) Warum er nur auf den Prunkstuhl geklettert ist? Einem Gott ähnlich hat dieser vernünftig Gesittete sich niemals gewähnt. Häßlich jähe Launen sind in ihm. Achtzig Jahre und drei Töchter: Das würde von schwererem Fehl entschuldigen. Daß er abdankt, ist klug; denn er nickt auf dem Thron ein. Daß er vor dem Hof von den Mädchen gehätschelt sein möchte, ist eine Schrulle. Keinen Aufrechten beugt der Drang, zu Diesem „Herr“ zu sagen. Vor ihm bebt nicht einmal der Narr (dessen grimmige, seit Cordeliens Abschied verhärmte Anmuth und blaß flimmernde Gemüthsfrommheit Herr Moissi mit kecker Inbrunst malt). Ein redlicher, weicher Lear, dem Menschenwerth Freundschaft wirbt, der nie aber wagen würde, das Haupt in den Aufruhr der Naturgewalten zu recken. Nicht ihnen ist er verwandt; vornehmen Menschengeschlechtern. Er ist nicht durch Visionen getaumelt; hat nicht den Henker des letzten Kindes getötet. Der düstere Pomp des Thronsaales, die Haide, das Herdfeuer singt das Lied, das von Lears Lippe dröhnen müßte. Der Spielgestalter hat erfühlt, was Vernunft dem Hauptspieler hehlen mußte: daß dieses grausig herrische Werk nur von der Gnade des Mythengeistes, aus der es in trübe Verzweiflung empfangen ward, im Licht der Christenwelt noch zu leben vermag.

Google

# Dresdener Theater.

Julius Ferdinand Wollf (mit zwei „l“ und einem „f“ geschrieben, worüber ich mich stets verwundern muß), der Herausgeber der größten sächsischen Tageszeitung, hat im Verlag von Erich Reiß seine Dresdener Dramaturgie veröffentlicht. „Aus zehn dresdener Schauspieljahren“ nennt er sie, die an die älteren Freunden der Theaterhistorie bekannte Geschichte des dresdener Hoftheaters von Robert Prölß anschließt. Wollfs Dramaturgie begleitet und feiert, so darf man wohl trotz all seinen kritischen Ausführungen sagen, die Aera des Intendanten Grafen Seebach, der zum Wohl des deutschen Dramas und unserer dramatischen Dichter seit 1894 an der Spitze der sächsischen Hoftheater steht. Was zunächst am Meisten an dieser Sammlung von Theaterkritiken erfreut, ist der schöne und vornehme, maßvolle Ton, auf den sie sammt und sonders gestimmt sind. Dieser Mann und Mensch hat es fertig gebracht, so verschieden geartete Kerle wie Wedekind, Hauptmann, Wilhelm von Scholz, Ernst Hardt, Gustav Wied, Schmidtbonn, Walter Harlan, Paul Ernst, Van Eeden, Shaw und mich, wenn nicht immer liebend, so doch verstehend und würdigend zu umfassen. Und erfreut sagt man sich, wenn man diese Besprechungen vergessener oder noch umstrittener Stücke oder solcher, die sich schon gesetzt haben, wie der alte Fontane sagte, durchliest: „Wie schön Das ist! Es geht ja auch ohne dies wüste Geschimpf und ohne dies ewig spöttische Gekrittel, das mit einem guten oder faulen Witz ein ganzes Werk totzustechen beliebt!“ Und man entdeckt plötzlich zu seinem größten, schönsten Erstaunen, daß es ja in Deutschland noch giebt, was man, dank den bitteren Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, ausgestorben glaubte: einen Kritiker, welcher der Bundesgenosse des Theaters ist, dem er dient.

Die Kulturgemeinschaft zwischen der Leitung eines Theaters und der Kritik, die ihre Werke bespricht und vermittelt, dies Ziel, das alle bedeutenden Bühnenleiter von Immermann, der sich Grabbe dafür heranholte, bis auf die Dumont und Reinhardt, die ihre eigene Theaterzeitung gründeten, träumend ersehnen, ist in dieser dresdener Dramaturgie Wollfs hergestellt. Man merkt, es kommt dem Verfasser zunächst darauf an, sein Theater, das er durch eine zehnjährige Kritik mitgebildet und lieb gewonnen hat, zu fördern. Er hat seine verantwortliche Stellung als sehr geachteter und beachteter Rezensent dazu benutzt, die Führung des dresdener Schauspielhauses zu berathen, freundschaftlich zu berathen als ein ehrlicher Makler und nicht von oben herab wüst anzurempeln und zu verstimmen, wie es manche berliner Kritiker so zu halten pflegen,

Go gle

die damit nur erreichen, daß sie weder von den Direktoren noch von den Dichtern mehr gelesen werden. Unser dresdener Dramaturgos verschweigt seine Ansichten niemals, aber er waltet seines strengen Amtes vornehm und würdevoll und ehrt sich selbst dadurch, daß er die Führer des Theaters wie seine pairs behandelt. Er schwingt nicht den Bakel in lehrerhaftem Hochmuth und urtheilt nicht mit der sadistischen Mordlust eines Blutrichters drauf los. Auch treibt er sein Handwerk nicht um des Handwerkes willen nach dem unfruchtbaren Grundsatz: La critique pour la critique! Und seine nicht mit künstlichen Brillanten überladenen Feuilletons verkünden nicht mit jedem Satz laut schreiend: „Schaut her! Was für Gold ich aus dem Dreck mache, den ich rezensiren muß!“ Indem er Werthloses einfach nicht beachtet und Werthvolles nicht kleinlich bemäkelt, lehrt er die Leute, die ihn lesen, sich wieder einmal zu freuen am Theater, ehe sie drauflos kritisiren oder die Mätzchen und Scherzchen eines Kritikers nachpfeifen. Wenn er, ein Beispiel zu nehmen, Otto Ludwigs Versstück „Hanns Frei“ und seine „Torgauer Haide“ zu besprechen hat, huscht er über die kindliche Häkelarbeit der Verskomoedie schnell hinweg, um desto länger und heller ein Licht für den Torso der Fritzentrilogie aufzustecken. Er vergleicht nicht an einem Drama die einzelnen Akte, wie ein Buchführer „credit“ und „debet“, um den einen an dem anderen zu messen und zu mindern. „Ich sehe gar keine einzelnen Akte“, erwidert er einmal fast wütend, als man ihn freundlich darauf aufmerksam machen will, daß der Schluß irgendeines Stückes doch eigentlich sehr abfalle. Gewiß: den Theaterenthusiasmus theilt Wolff mit manchen Kritikern, denen ihr Beruf noch nicht zur Marter geworden ist und die am Liebsten jede Mitternacht vor einer Bühne heranwachen. Aber er liebt die Dichter, die ihm klingen, wirklich, er redet es sich nicht nur ein und thut literarisch verliebt. Die meisten seiner Dramenbesprechungen lesen sich wie Danksagungen, noch warm von dem großen Gefühl oder dem Feuer einer neuen Erkenntniß, das durch das vernommene Werk in ihm entzündet wurde.

Damit setzt man sich selbst und seiner Klugheit und Ueberlegenheit allerdings in Deutschland schwer ein Monumentlein. Und der Verleger mag wissen, ob diese Sammlung positiver Kritiken viele Freunde und Leser bei uns finden wird. Drum ist es ein Glück, daß sie es gar nicht mehr nöthig haben. Denn diese Kritiken sind ja bereits, als sie zum ersten Mal als Feuilletons in der Zeitung erschienen, von unzähligen Menschen gelesen worden. Ihr schönstes Verdienst liegt darin, daß sie in so vielen Seelen schon die Freude am Theater und die Theilnahme an dieser ernsten und großen öffentlichen Angelegenheit erweckt haben.

Google

Jeder Theaterkritiker von Beruf ist zugleich Theaterpolitiker und soll oder muß es sein. Man ahnt gar nicht, wie oft auch im Feuilletonbetrieb einer Zeitung von oben her bestimmte Direktiven oder doch wenigstens eine allgemeine Richtung angegeben wird, die zu befolgen die ausführenden, schreibenden Organe sich angelegen sein lassen müssen, wenn sie nicht an der Lokalreporterecke scheitern wollen. So entsteht manche Kritik par ordre du Moufti, der man es hinterdrein kaum mehr anmerkt, daß sie aus einer aufgepfropften Ueberzeugung erwachsen ist. Schon daß Dies bei Wolff, der ja, wie Heinrich Simon, der Chefredakteur der Frankfurter Zeitung, durchaus Autokrat in seinem Blatt ist, nicht geschehen kann, macht seine Sammlung werthvoller als die eines abhängigen Feuilletonisten, der leider nicht immer schreiben darf, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Wolff hat nur eine einzige Politik von seiner ersten Kritik an befolgt und wird ihr (Das merkt man) auch bis zu seiner letzten treu bleiben, nämlich die: das dresdener Königliche Schauspielhaus zu heben, so sehr, wie er es an seiner einflußreichen Stellen vermag. Dies schöne Werk ist ihm schon geglückt. Das dresdener Hoftheater wird auch als Hofschauspielbühne mit Recht heute als das beste in Deutschland angesehen. Ja, es gilt, was Manchen mehr bedeuten mag, überhaupt als eins unserer ersten Theater. Das ist es, was uns, die wir keine größeren Sorgen als das deutsche Drama und das deutsche Theater kennen, den Kritiker Wolff besonders theuer macht: daß seine Kritik ins Positive ausgeschlagen ist und dazu beigetragen hat, so Werthvolles und Würdiges wie das heutige dresdener Schauspielhaus zu formen. Er hat als Kritiker an einem Werk mitgeschaffen, das mehr noch ist und gilt als sein Buch, in dem sich ein wohlhabender Geist in entzückender, nie knauseriger, nie protziger Weise ausgiebt: ein deutsches Theater am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, von dem man noch an dessen Ende rühmend sprechen wird.

Einen einzigen Mann hätte er meines Erachtens auf einen noch etwas höheren Sockel stellen sollen. Den Mann, den Graf Seebach jüngst in gerechter Anerkennung seiner Verdienste zum künstlerischen Direktor des Schauspielhauses ernannt hat und auf den wir Dramatiker, die wir im Herbst bei dem Bankett zur Eröffnung des neuen Hauses in Dresden zusammensaßen, alle im Stillen eine ehrenvolle Rede hielten. Es ist (ich rufe seinen Namen der Klio, deren Ressort die Theatergeschichte ist, laut ins Ohr, daß sie nicht vergesse, ihn unter die besten Namen zu setzen): Karl Zeiß. Nach Ludwig Tieck und Eduard Devrient ist er der dritte große Dramaturg, den wir Dresden zu verdanken haben.

Kaiserswerth. Herbert Eulenberg.

Google

# Berliner Osthafen.

Zu den tiefsten Eindrücken, die den Fremden in alten Hafen- und Handelsstädten erwarten, gehört der Anblick der gewaltigen Lager und der vielgeschossigen Speicherbauten an den Lade- und Anlageplätzen der Schiffe. In eindringlicher Sprache verkünden diese hochgethürmten Gebäude mit ihrer schmucklosen, nur durch die Wucht und den Rhythmus der Baumassen bewirkten Monumentalität die stolze Würde und den verantwortungvollen Ernst des Kaufmannsberufes, dem sie dienen. Ungeheure Mengen von Ballen und Waaren aller Art vermag der Bauch dieser klotzigen Baukörper aufzunehmen, die wie aus riesigen, aufeinandergestapelten Kisten gefügt erscheinen. Und auf den geräumigen, als Waarenbehälter dienenden Gehäusen steigen steile Giebel und hohe Dächer empor, deren freier Hohlraum bis unter den Frist noch zu Lagerzwecken ausgenutzt werden kann. In langen Reihen, blockartig nebeneinandergebaut, besäumen sie zu beiden Seiten die Ufer des Hafens. In Hamburg und Kopenhagen bestimmen die charakteristischen Formen der Speichergebäude schon bei der Einfahrt in den Hafen die architektonische Erscheinung des Stadtbildes. Und das Kranthor in Danzig, das sich mit jäher Silhouette über die Giebel und Dächer der benachbarten Fischerhäuser erhebt, ist der Stadt zum architektonischen Wahrzeichen geworden, das an Popularität dem Thurm der Marienkirche fast gleichkommt. Auch Berlin besaß bis vor Kurzem noch in den Gebäuden des Inselspeichers ein ehrwürdiges Denkmal monumentalen Zweckbaues, das mit seinen großen, gedrungenen Baumassen das schöne Stadtbild von Alt-Berlin am Wasser weithin beherrschte und das in diesem zerfallenden Hafenviertel, über dem der leuchtende Glorienschein der Geschichte schwebt, fast mit der Kraft eines Symbols zu wirken vermochte.

Kaum eine halbe Stunde schon aufwärts von der Stelle, wo jetzt der staubige Schutt vom Abbruch des Inselspeichers lagert, liegt, kurz vor Treptow, am rechten Spreeufer, der neue Osthafen der Stadt Berlin. Auf die Anlage eines eigenen Hafenbeckens hat man verzichtet; die Magazine, Lagerschuppen und Verwaltungsgebäude sind unmittelbar an dem Flußufer errichtet worden.

Durch den neuen Osthafen ist dem Wasserverkehr der lange entbehrte Stützpunkt geschaffen worden und die in den letzten Jahren stark zurückgegangene Binnenschifffahrt erhält in diesem großartigen Ingenieurwerk eine ausgezeichnete, auch gesteigerten Verkehrsansprüchen genügende Lösch- und Ladeanlage. Durch seine vortrefflichen technischen Einrichtungen, durch seine modernen He-



Google

bemaschineu und durch die übersichtliche Klarheit des Gesammtplans wird der berliner Osthafen seinen Zweck in mustergiltiger Weise erfüllen und dem Handel der Reichshauptstadt gewiß ein nützliches Instrument werden. Zu bedauern ist nur, daß die Stadt Berlin in diesem Fall, gegen ihre Gewohnheit, vor den Forderungen des profanen Nutzzweckes ganz ihre kulturellen Verpflichtungen vergessen hat. Wir durften erwarten, daß an dieser begünstigten Stelle im Stadtbild, die an Sonntagen Tausende von Berlinern passiren, wenn sie auf den Sterndampfern den grünen Gefilden der Oberspree zustreben, eine auch architektonisch bedeutende Anlage geschaffen werde, ein Komplex charaktervoll durchgebildeter Speichergebäude, der für den Blick vom Wasser her die Würde Berlins als Handelsherrin repräsentiren könnte. Eine große Gelegenheit zur Entwickelung eines städtebaulich werthvollen, durch kühne Monumentalität imponirenden Uferaspekts ist hier versäumt worden. Die architektonische Durchbildung der umfangreichen Baulichkeiten, die auf dem ausgedehnten Hafengelände errichtet wurden, ist mit unverzeihlicher Gleichgiltigkeit irgendeiner unbekannten Baufirma überlassen worden, die sich schlecht und recht, mit unzulänglicher Kraft und mit untauglichen Mitteln, an dem Auftrag abgequält hat. Man fragt sich verwundert, warum bei so großen Gelegenheiten nicht die Hilfe oder doch wenigstens die berathende Mitwirkung des Stadtbaurathes in Anspruch genommen wird. An solchen wahrhaft modernen Bauaufgaben, die mit neuen Konstruktionen neue Aufgaben zu bewältigen suchen, könnte Ludwig Hoffmann seine in den letzten Jahren bedenklich überspannte Kraft wieder auffrischen; und ein Auftrag wie dieser, wo unbeackertes Neuland zu bebauen war, mußte ihm sogar besonders willkommen sein, weil er eine für ihn seltene Möglichkeit bot, einen akademisch-trockenen Formalismus zu überwinden, der sich leise schon in seine Kunst einzuschleichen droht. Wollte man aber auf die Theilnahme des viel, beinahe allzu viel beschäftigten Stadtbaraths verzichten, so war der Anlaß doch immerhin bedeutend und die Aufgabe wichtig genug, um zu ihrer Lösung einen bewährten Architekten, dessen Talent man vertrauen durfte, heranzuziehen. Baumeister wie Behrens und Poelzig, Beide an den Bauaufgaben der modernen Großindustrie erzogen, hätten den Speichergebäuden des Osthafens die Monumentalität amerikanischer Getreidesilos zu geben vermocht, die aus der sinnfälligen Wucht ursprünglicher, aus einfachen Elementen zusammengesetzter Formen gewonnen ist.

Walter Kurt Behrendt.

Go gle

# Lissauers Gedichtwerk.

Merkwürdig, wie verbreitet noch immer „in den weitesten Kreisen“ die Legende vom einfältigen, tumben lyrischen Dichter ist, der irgendwie in den Momenten der Inspiration das modulirte Gedicht fertig und mühelos in sich findet; merkwürdig, wie viele und selbst literarisch Gebildete diesen Mythos des angeflogenen Gedichtes unbewußt weiter verbreiten und wie wenig die Dichter selbst geneigt sind, diese Legende, die sie dem Göttlichen und Unbewußten mehr annähert, zu zerstören. Nun wissen wir aber, schon durch Philologie belehrt, daß das Göttliche des angeflogenen Einfalls sich immer mit dem Irdischen der peinlich künstlerischen Durchbildung vereinen muß, um das vollkommene Gedicht zu gestalten, daß noch niemals in der Trunkenheit des Weins oder des Haschisch ein vollkommenes Gedicht entstanden ist, sondern nur in der Nüchternheit der Arbeit, die aber wieder durch innere Gluth ihre eigene Rauschkraft hat. Wir wissen, daß der Blitz der Inspiration nur für eine Sekunde lang das Unbewußte aufhellt und aus dem rückfallenden Dunkel das besinnende Gefühl sich erst alle Konturen der inneren Vision wieder in bewußter Erinnerung und schöpferischer Thätigkeit erneuern muß. Und doch, so genau wir wissen, daß unsere besten lyrischen Schöpfer harte Arbeiter waren: ein Mißtrauen gegen den klugen Dichter bleibt immer wach, der um alle Werthe weiß, und ungern mag sich das allgemeine Gefühl daran gewöhnen, daß auch ein treu und bewußt Arbeitender, ein Hämmerer und Wortschmied ein lyrisches Kunstwerk schaffen könne.

Unter diesem Mißtrauen wird Ernst Lissauer viel zu leiden haben, weil man ihn eigentlich heute besser als einen der klügsten Kritiker lyrischer Werthe kennt, als einen der ganz wenigen Menschen, die mit feinstem Ohr den leisesten Mißklang aus einem Gedicht abhorchen und bei aller Gefühlskraft für den Gesammteindruck doch sich noch Witterung für jede Einzelheit bewahren. Man vergißt aber dabei, daß immer nur der Schaffende um die letzten Werthe der Kunst weiß und gewisse Erkenntnisse niemals im bloßen Nachfühlen verständlich werden, sondern sich nur in eigenthätiger Schöpfung erleben. Diese Mißtrauischen erwarten von einem technisch so gescheiten Merker wie Lissauer vielleicht eine Kompilation aller möglichen lyrischen Stile, ein Mischmasch aus einem Neusten und Modischsten, aus Dehmel, Rilke, George und Dauthendey. Aber schon sein erstes Gedichtbuch „Der Acker“ hat gezeigt, daß er seinen eigenen Stil bewußt in sich ausgebildet hat und kein Vorbild braucht. Sicher: er hat Lehrmeister gehabt und von ihnen das Wichtigste gelernt, die Zucht des Wortes. Konrad Ferdinand Meyer



Google

war sein erwählter Erzieher, von ihm hat er die äußerste Straffheit der Strophe gelernt, die Zusammendrängung des lyrischen Materials in den engsten Raum, die Vermeidung alles Ornamentalen und bloß schmuckhaften Beiwerkes, und die höchste Konzentrirung des Attributiven, die für ihn so bezeichnend ist. Diese Gedichte im „Acker“ waren wie kleine eherne Ringe um den Raum eines einzelnen Gefühls, jeder seine einzelne Anschauung hart umschließend. Aber immer noch eine einzelne, ein ausgesperrtes, wenn auch umgrenztes Stück Welt.

In seinem neuen lyrischen Werk aber, dem „Strom“, dem der treffliche Eugen Diederichs ein schönes blaues Gewand geliehen hat, ist diese Frage unter dem Druck der inneren Gährung glühend aufgequollen; eine Erweiterung des Menschlichen, des Stofflichen und des Dichterischen hat sich erfreulich kundgegeben. Die engen Dauben sind vom aufquellenden Gefühl zertrümmert, wo früher Starre war, ist hier Strömen, das Sehen hat sich in gestaltendes Schauen verwandelt. Vom Früheren ist als Besitz nichts sichtbar verblieben als die Peinlichkeit und Sorgsamkeit des sinnlichen Wortes, die Kunst des Attributes, von der ich schon sprach, die bei Lissauer alles Gesehene auch zur stärksten Gegenständlichkeit erhebt. Nur hat sich das Bild auch in die Vision gesteigert, der Gegenstand nicht nur gegen den äußeren Blick des Auges, sondern auch gegen den inneren im symbolischen Sinn aufgethan. Und von dieser steigenden Fülle ist die anfangs hart schließende Form geborsten; die Zeilen, die früher im maßvollen Takte hinwellten, sind übergeschwollen in einen freien, breiten, neutönenden Rhythmus; der Athem weht schneller, stärker, klingender in diesen Gedichten. Nie aber verliert er sich ins Unartikulirte, ins blos Klingende und Tönende; immer bleibt er, auch in den Sekunden des Jubels und des Aufschreis, eng in seinen Sinn gebunden. Es giebt keine leeren Stellen in diesen Gedichten; aber auch vielleicht keine orphischen, inkommensurablen, ganz unbewußten. Alles ist gesehen mit Verstand und Vision zugleich, Alles bleibt auch bei weitestem Ausblick fest im Irdischen und neigt sich nie ins Unbewußte oder Vage hinab. Vielleicht schadet zu viel Scharfsichtigkeit dem Gefühl, das gern in Dämmerungen sich auflöst. Lissauer faßt Alles mit starken Händen und zwingt es sich zuerst in ein Bild des Gesichtes, aber dann hebt er es über sich selbst hinaus ins Symbol der Welt. Und diese Zweiheit der Durchdringung giebt allen seinen Versen einen zugleich sinnlichen und geistigen Reiz, der manchmal das Aeußerste an dichterischer Wirkung erzielt. Ruhelos reich ist dieser Blick. Lissauer bosselt mit der selben starken, kunstkräftigen Hand kleine Kostbarkeiten, mit der er den großen, wuchtigen, erzenen Gesang

Google

glockenhaft hämmert. Alle Stimmen hört er, die kleinen und die ganz großen; in einer wundervollen Wachheit lauscht er geringen Dingen ihr leise pochendes Sein ab und hört zugleich das Stürmische aller kosmischen Erregungen. Da ist ein kleines Gedicht „Die Zeiger", das ich als Probe seines Beginnens hinsetzen will. Es ist noch im gebändigten Rhythmus, ganz lyrisch durchgeistigtes Bild:

Gleich einem Acker trägt Frucht die Breite der Uhr,
Zeit reift auf ihrer gesegneten Flur.

Rastlos wächst und wuchert die Saat,
Drei Tagwerker schaffen in steter Mahd.

Des Ersten Sichel weht zierlich und leis
Und schneidet die schlanken Sekunden im Kreis.

Der Rechen des Zweiten harkt stark und lang
Und baut Garbe an Garbe das Feld entlang.

Gemächlich fährt der Dritte in die Runde
Und häuft Bund auf Bund zur ragenden Stunde.

Hoch steht Ernte an Ernte gereiht
Weit durch die lange Ewigkeit.

Mit solcher Geschlossenheit des Strophischen betrachtet Lissauer aber nur einen ruhenden Zustand. Sofort wird seine Zeile beweglich, geschmeidig am belebteren Gegenstand, sie bildet unbewußt immer den inneren Rhythmus des Dargestellten nach und ich glaube, man spürt den Wind mit seiner ganzen wilden wandelnden Gewalt in diesem Gedicht:

Wie ein gewaltstrotzender Mann
Läuft der Wind Frauen und Mädchen an,
Packt
Ihre Kleider, als wollt er sie nieder
Reißen, und schmiegt sie prall an die Glieder,
Daß sie vor ihm wandeln wie nackt.
Die ganze Welt ist ihm ein Weib,
Das er begehrt,
Laub, Fluth, Sand ist Leib,
Den er begehrt.
Er berennt alles Sein,
Es zu verführen,
In alles Sein
Schlüpft er hinein,
Seines Wesens Wesen wie einen süßen Wein
Aufzusaugen und tief zu spüren.

Google

Aber wahrhaft groß, neu und bedeutend für unsere deutsche Lyrik werden seine Gedichte erst, wo sie in den Hymnus emporsteigen. Da bekommen sie etwas Orgelhaftes, sie schwellen auf und schaffen gleichsam um sich selbst einen weiten, hallenden Raum, aus dem man ihre starke Stimme voll hören kann. Dann ist ein großer Zug in ihnen, wie man ihn bisher in der deutschen Lyrik selten gefunden hat, ein Wille zum Symphonischen, eine Sehnsucht zur Kraft des Johann Sebastian Bach und der deutschen Holzschneider. Man spürt hinter ihnen eine breite, volle Persönlichkeit, die sich mannhaft gegen die Welt stellt und aus ihrer eigenen Sicherheit die beste Kraft nimmt. Selbstgefühl ist es im Grunde, was Lissauer so stark macht. Er liebt das Leben vielleicht nur, weil er sich selbst liebt; schafft sich Weltfreude aus der Selbstfreude. Mit Verhaeren verglichen, der auch ein so großer Weltfreudiger ist, aber demüthig, dankbar, sich selbst nur als Fragment im ungeheuren All empfindend, beglückt, entzückt von jeder Sekunde seines Schauens, scheint Lissauer hochmüthig in seiner Freude, eigenherrlich und selbstsicher. Sich selbst singt er den „Lobgesang", der dem Leben gelten soll:

„Beladen
Hast Du mich über und über mit Glücken und Gnaden.
Du gabst mir, zu sein wie das Gras, windgewiegt, sonnedurchbrannt,
Und lösteſt die Wurzel mir, daß Füße mich tragen ins Land.
Dann hast Du mein Haupt aufgeschlossen, daß ich höre,
Und daß ich blicke, meine Augen aufgehellt,
Du läßt für mich rauschen die Winde und Ströme
Und hast für mich die Städte und Gebirge aufgestellt,
Du gabst mir, zu spüren gedufteten Hauch von Halm und Blume,
Gabst Getast meiner Hand, daß sie Welt greift und fühlt,
Du gabst mir wirkende Kraft, die den Tag umpflügt wie prächtige Ackerkrume,
Gabst schwarzfluthenden Schlaf, der Ader und Nerv mir kühlt.
Gabst mir bildende Macht, zu erbauen
Welt aus Deiner Welt, wie mein Odem und Blut sie schauen.
Mitten im Tag wittre ich Ewigkeit,
Kraft Deiner Kraft hast Du in mich ausgegossen,
Athem von Dir ist wehend in mich eingeschlossen,
Ich bin benedeit."

Aber er singt sich mit solcher Kraft, mit solcher Freude, daß alle Dinge der Erde für ihn daran Antheil nehmen müssen, er spiegelt sich nur in Allem, was groß und glühend ist, im Nil, im unendlichen Strom, in Feuer und Wind, und verschmäht sichtlich als Gleichniß die kleinen flüchtigen Erscheinungen des Lebens. Formt er Bilder, so sind sie aus größter Zeit, aus den Bauernkriegen, die Predigt Savonarolas, der Siebenjährige Krieg, nie aber

Google

nur heitere, gefällige, kokette Anekdoten, sondern immer mit welthistorischem Horizont. Seine Kraft fühlt sich aller Kraft verbunden und steigert sich ständig an diesem Wissen. Sie schafft sich Jubel, sogar als Zeichen jener höchsten Sicherheit einen ganz abgelösten, sehr deutschen schalkigen Humor, wie ihn nur die ganzen Freien, ganz Selbstsicheren haben. Kraft strömt aus seinem Rhythmus, Fülle aus seiner Eigensüchtigkeit, Bejahung aus seinem Jubel, Männlichkeit aus Allem, was er schafft.

Dieses Mannhafte, Starke und Ekstatische ist, was Lissauer bedeutsam für die neuere deutsche Lyrik macht. Die äußere Form, die ein Dichter findet, ist ja immer leicht nachzuahmen; aber ein Rhythmus ist abgetötet, fehlt ihm der lebendige Athem der Persönlichkeit, die ihn geschaffen hat. Und ich glaube nicht, daß die Nachfahren, die Lissauer wohl bald folgen werden, jemals ein so vollkräftiges, vieltöniges und schöpferisches Buch zeugen werden wie diesen „Strom“, der in die neuere deutsche Lyrik mit starker, tönender Welle hinabrauscht.

Wien. Stefan Zweig.

# Selbstanzeigen.

**Karl Ludwig Jessen: Friesische Heimathkunst.** Mit Text von Momme Nissen. Ein Mappenwerk mit 36 Bildern, darunter 12 Farbendrucken. Verlag von Max Hansen in Glückstadt.

Das Werk hat nach Bilderauswahl und Begleitworten einfach Dem zu entsprechen gesucht, was das nordalbingische Land an heimathlicher Kunst im Herzensgrund und nach eigener Kundgebung begehrt. Die für die Wiedergabe von Form, Licht und Farbe der Originale beste heutige Technik ist angewandt worden und die Blätter sind durchweg erfreulich gelungen. In Schleswig-Holstein kennt, liebt, ehrt man den mit seinem nordfriesischen Vaterstamm völlig verwachsenen Malerpatriarchen schon lange. Nach Studien in Kopenhagen, Paris und Rom ist er alsbald ins Elternhaus heimgekehrt und wohnt noch als Einundachtzigjähriger in dessen nächster Nähe. Sein Werk ist nun ein schlicht gefaßter Spiegel volksthümlichen Wesens und Lebens geworden. Man findet hier den selben Volksgeist in abwechselungreicher Fülle, den Friedrich Paulsen (dessen Heimathdorf zwei Stunden von dem Jessens entfernt liegt) in seinen Jugenderinnerungen klar und fest gezeichnet hat.

„Kulturkonservativismus“ kommt durch kluges Beharren auf ererbtem Grund immer wieder zur Geltung, weil er zur Erhaltung unseres Staatslebens so unentbehrlich ist wie der Adel, der Bauernstand und gesundes Brot; kulturkonservativ nach jeder Seite giebt sich diese

Google

Friesenmappe. Sie hat freilich nur ein bescheidenes Erntefuder niederdeutscher Volks- und Kunsttreue geladen, aber wir hoffen, daß Etwas mit hinein geborgen worden ist von der nährenden Würze, die an rothglühenden Sommerabenden über unsere Wiesen streicht und die auch dem Großstädter die Nerven entspannt, das Gemüth erfrischt. Mir führte Pietät die Feder; Jessen ist nicht nur mein Oheim, sondern auch mein erster Lehrer in der Kunst.

Wenn dieser Prototyp der alten Malergarde, dessen Bestes sowohl Thoma wie Liebermann hochschätzen, seine liebevoll und fast primitiv durchgebildeten Interieurs in den Glaspalast sendet, dann gehen münchener Maler eigens hin, um sich zu verwundern, daß man „heute noch so malt". Es ist auch eine ganz merkwürdige Erscheinung, daß in dem kleinen Dorf Deepbüll (den Badeinseln Sylt und Föhr gegenüber auf dem schleswigschen Festland gelegen) ein ebendort 1833 geborner Künstler von 1859 bis heute heimathliche Bilder malt, ohne seinen Stil erheblich zu ändern, während Europa durch immer neue Kunstweisen über und über revolutionirt worden ist. Freilich: wie die gewaltigen politischen Eruptionen des Geisteskraters Paris, so haben auch seine künstlerischen ihre zeitlich begrenzte Dauer; die Fluthen ebben zurück und der Schlund des Futurismus wird nicht ewig Wände und Augen und Seelen mit Exkrementen besudeln.

Schon angesichts der impressionistischen Improvisationen durfte man fragen: Ist Dies eine Kunst für die tiefblickenden Deutschen? Beim Neoimpressionismus ward es klar, daß diese künstliche Malart für jeden Formenfreund unverdaulich sei. Im Kubismus sehen wir eine Bild gewordene Aftergeburt. Was nun? Man blickt rückwärts bis zu Lessing und sagt sich: Wieder einmal hat uns das anreizende Paris in Kulturfragen irregeleitet. Wir sehen, es handelte sich hier nicht nur um künstlerische Auffassungen, die unserem Wesen nicht entsprachen und die von uns nur vergröbert werden konnten (um einiger brauchbarer Anregungen willen gaben wir uns selber auf); wir fanden uns oft in einer sittlichen Sphäre, der wir nie und nimmer deutsches Hausrecht zubilligen würden; wir standen Techniken gegenüber, die es uns geradezu unmöglich machten, unser Sehen, Fühlen und Denken auf der Leinwand zu verkörpern, die außerdem, ganz objektiv bewerthet, ephemer und unergiebig waren. Wir überlegen, daß jede echte und große Kunst im Zusammenhang mit nationalen Eigenthümlichkeiten erwachsen ist, so daß die größten Meister geradezu ihres Landes Geist wie in einem Brennspiegel zu sammeln pflegten. Unwillkürlich sehen wir uns um: wo sind in dem unaufhörlichen und aufreibenden Wechsel des mouvement moderne noch stetige Kunstelemente, die dem eigenen Boden entstammen? Wir finden sie, bezeichnender Weise, an den Grenzen von Deutschland, nach Dänemark, nach Holland, nach der Schweiz zu, in den Bergen und nah der See, dort, wo der Mensch sich noch zu sammeln vermag. Spürt man ihnen nach, so gewahrt man, Gott sei Dank, daß auch heute noch Seelenkräfte walten, die in der Abwärtsbewegung

Google

von Manet bis Kandinsky ganz ausgestoßen waren, daß unsere deutsche Kunst andere Daseinsbedingungen, Harmonien und Wirkungen hat, als die Modernsten sie lehren, und daß sie auch heute noch ganz so frisch sind wie einst, wenn Eigencharaktere, wie Menzel, Leibl und Böcklin oder auch bescheidenere Größen, frei mit ihnen schalten.

Je wilder sich die jüngsten Decadents geberden, desto wahrscheinlicher wird im staatlichen, religiösen, künstlerischen Leben eine Wiedergeburt auf dem Grund unserer gediegensten Vergangenheit. Man hat vielfach mit der Inventuraufnahme nach solcher Richtung begonnen. Auch wir haben spontan einen kleinen Beitrag dazu geboten.

München. Momme Nissen.

**Wunden und Wunder.** Saturn-Verlag in Heidelberg.

Friedrich Schlegel meint: „In jedem guten Gedicht muß Alles Absicht und Alles Instinkt sein.“ Mit diesem Satz hat Schlegel den einzig giltigen Maßstab zur Beurtheilung lyrischer Schöpfungen geschaffen. Mit diesem, nur mit diesem Werthmesser möge man meinem Buch nahen, um zu erkennen, ob sich dort wenigstens einige „gute“ Gedichte finden lassen, ob das Bluterlebniß des Autors zum Nacherlebniß des Genießenden werden kann, ob die Veröffentlichung dieser Verse überflüssig oder nothwendig war. Ohne pathetische Anmaßung, aber auch ohne simulirte Bescheidenheit will ich das Urtheil meiner Zeit erwarten, ohne auf das Recht zu verzichten, an künftige Generationen zu appelliren. Paul Mayer.

**Jenseits von Optimismus und Pessimismus.** Kerlers Verlag in Ulm. 5 Mark.

Unter Verzicht auf Forschung nach dem Wesen der Wirklichkeit, im Gegensatz also zu aller wie immer gearteten Metaphysik, genau so gut aber auch zu allem Positivismus, zu aller Naturphilosophie, versuche ich, die Frage nach dem Sinn des Lebens phänomenologisch, „more geometrico“, rein aus den Thatsachen einer impersonalistischen Ethik zu beantworten. Materialismus, Monismus, Dualismus, Theismus, Pantheismus, Panentheismus, Atheismus, Positivismus, Mystizismus, Pragmatismus: noch bleibt vor dem Leben die Wahl anderer Standpunkte möglich. Die Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens, die sich mir aufgedrängt hat, nenne ich Impersonalismus. Eduard von Hartmann, der diese Idee streift, freilich ohne ihren Vollgehalt auch nur zu ahnen, sagt von ihr, daß ihm „kein ernsthafter Versuch zur Durchführung dieses Einfalles bekannt“ sei. Absoluter Impersonalismus hat wirklich noch nie einen Vertreter gefunden. Dem Alterthum ist er völlig fremd. Fénélon ist der Erste, der in wesentlichen Stücken impersonalistisch empfinden will. Auch bei Kant und Fichte, die freilich gerade in den letzten und entscheidenden Fragen personalistisch denken, tritt ein relativer Impersonalismus

Google

hervor. In neuerer Zeit kamen der erwähnten Anschauung nah Planck, Wundt, Dorner, Schwarz und am Nächsten Cohen.

Ulm. Dietrich Heinrich Kerler.

**Die Uhr.** Ein Spiel in zwei Akten. Schuster & Loeffler in Berlin.

Prolog.

Stockfinstere Nacht. Der Vehmrichter steht auf einem schwarzen Sockel, vor einem schwarzen Vorhang. Er ist ganz schwarz gekleidet. In der Rechten trägt er eine lange Wachskerze. Die Kerze leuchtet plötzlich auf. Ihr flackerndes Flämmchen ist das einzige Licht weit und breit. Es ist, als schwebe ein erleuchtetes Gesicht frei im Weltraum. Der Vehmrichter beginnt monoton und metallisch:

Als der Meister die Welt erbaut,
Ward sie drei Häuptern anvertraut:
Die Frau im goldnen Eisenkleid
Sollte der Zukunft entgegenharren;
Die Stunde der bunten Wirklichkeit
Gehört dem buntgescheckten Narren;
Mir ward das Gewesene unterthan.

Ich habe meine Pflicht gethan.
Der Mütter Stöhnen, der Kinder Lallen
Ließ ich verhallen.
Aufrechte Krieger und strahlende Bräute
Wurden meine Beute.
Was sich blähte, stolz und vermessen:
Verweht und vergessen.
Greise und Knaben
Hab' ich begraben.

Ob Allem, was da lebt und streitet,
Ist mein schwarzer Mantel gebreitet.
Brennlichter Zorn und Leidenschaft:
Das Licht erlischt, der Zorn erschlafft.
Verwischt und vernichtet ohne Spur —
Ein Fraß der Uhr.

Die Uhren sind meine Sägemühlen.
Sie mahlen und kreisen ihre Zeit
Unbestechlich, ohne Fühlen,
In ruheloser Gelassenheit.
Nicken und ticken, picken und knistern,
Fügen Sekunden zu ihren Geschwistern,
Zernagen und sägen mit trägen Zähnen
Das Dasein der Erde zu Staub und Spähnen.

Google

Das Rad erfaßt es, die Uhr zerbrichts.
Prunk- und Pracht wird Nacht und Nichts.

Unter den Stühlen
Meiner Mühlen
Thürmen sich Berge
Von Leichengebein:
Zermürbte Gedanken,
Verwitterter Stein;
Verreckte Zwerge,
Erwürgte Stunden, —
Hat Alles bei mir
Sein Ende gefunden:
Rebellion und Königspanier.
Riesen sanken,
Kränze verblühten,
Verse vermoderten,
Feuer loderten
Und verglühten.
Ich habs gelöscht, vernichtet, zersetzt.
So ist mir vom Meister die Pflicht gesetzt.

Du Narr der gleißenden Gegenwart —
Ich pack' Dich hart.
Meinen Krallen
Bist Du verfallen.
Dein eitles Werk soll vergessen sein.
Nur Deine Sünde wird ewig schrein.

Goldne Herrin der kommenden Dinge,
Ob ich Dich bezwinge?
Von Stunde zu Stunde wächst mein Reich —
Deinem kommt es doch nicht gleich.
Du trotzest und spottest meinen Mühn:
Ich jäte die Blumen, Du lässest sie blühn.
Ich jäte und tilge stets und treu:
Auf Deinen Feldern wachsen sie neu.
Meine Mühlen mahlen Korn und Schrot:
In Deinen Furchen wächst neues Brot.
Aus meiner Rache wird Verzeihn,
Aus der Verzweiflung Hoffnungschein.
Was ich auch hüll' in meine Nacht:
Beim ersten Hahnenschrei
Erwacht
Die alte Gaukelei.

Die Kerze erlischt. Es ist wieder stockfinster.

Roda Roda und Gustav Meyrink.

Google

# Maria Stein.

Wie auf weichen Daunen gleitet der Schlitten durch den Schnee, der schon Tage lang vom dunklen Himmel fiel. Hier und da ein Bauer vor seinem tief eingeschneiten Gehöft. Ein bellender Hund, ein paar Saatkrähen, aufgeplusterte Haubenlerchen. Sonst nichts. Ausgestorben scheint die Welt.

Der Kutscher faßt sich an die Ohren. Kalt pfeift der Wind; es geht bergan. Langsam trottet der alte, knochige Gaul; er dampft. Er riecht wie Mist und ranziges Leder. Dicke Schneemützen haben Telegraphenstangen und ihre Porzellanköpfe. Die Drähte summen und surren ein traurig Lied. Hell klimpert die Klingel an der Deichsel des Schlittens, der sich jetzt mühsam aufwärts schiebt. Dichter Tannenwald. Eine lange, melancholische Strecke, dann lichtet er sich. Hinten im Wiesengrund, an der steinigen Berglehne ein kleines Kloster, von einer Mauer umgeben. Mittendrin die Kapelle, ihr Thurm, daran das Pfarrhaus. Winzig klein, wie ein Spielzeug, schaut es aus dem Schnee heraus.

„Wie heißt das Kloster?“ fragt der in seinen dicken Pelz gehüllte Bär, der Fahrgast.

„Maria Stein!“ ruft der Kutscher ihm zurück. Schnell muß er die Zügel anziehen. Der Gaul will auf den Wiesenweg, er stolpert: „Rechts, mein Lieber, gehts nach Brandil! Wart', ich werd' Dirs zeigen!“ Haut mit der Leine auf den dampfenden Gaul, daß es klatscht. Schrill klingt die Schelle an der Deichsel. Dann geht es auf der Reichsstraße weiter. „Maria Stein!“ wiederholt der Kutscher und dreht sich zum Fahrgast um; verschmitzt fügt er hinzu: „War ein Kloster!“

„Was ist es denn jetzt?“ fragt der Bär aus seinem Pelz.

„Ein Narrenhaus; ein Russ' wohnt drin!“

„Wie kommt der Russe nach Tirol?“

„Bin noch nicht lang in der Gegend. Man hört halt Mancherlei. Nach Maria Stein will Keiner gern.“

„Warum?“

Der Kutscher überhört es. Schritt geht der Gaul. „Geh weiter, Hansel!“ Mit der Leine klatscht er ihm auf den Rücken. „Geh weiter!“ Hansel fängt zu traben an. Die Klingel klimpert.

„Warum will Keiner nach Maria Stein?“

„Weil der narrische Baron alleweil schreit und betet. Weit kann mans hören. Zum Fürchten ists. Niemand hat ihn gesehen.“

„Merkwürdig!“

„Ein Weibsbild ist auch drinnen. Sei Mutter oder die Schwester. Die pflegt ihn; kein Mensch sonst.“

„Woher weißt Du Das?“

„Der Pfarrer sagts!“

„Der ist wohl oft da?“

Google

„Nur, wanns ihm quält, dem Baron; dann holt das Weibsbild den Pfarrer aus Brandil.“

„Was quält ihn denn?“

„Ja, Herr! Krank ist er, narrisch, alleweil beten, beten und beichten möcht' er halt, beichten!“

Von der Höhe sieht man jetzt in das tiefe Thal. Eingeschlossen von schroffen Felsen liegt das Dorf.

„Ist da Brandil?“

„Wohl, Herr!“

Bergab gleitet der Schlitten schnell die Kehren dahin. Vereinzelte Hütten, Häuser, die Dorfstraße. Am Marktplatz in Brandil verstummt plötzlich die Klingel an der Deichsel. Vor der Krone, die er kennt, ist Hansel verständig stehen geblieben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der alte Baron Sermenow, Besitzer großer Eisenwerke und Maschinenbauten in Nishnij Nowgorod, ist gestorben. Seinen Söhnen Peter und Alexis hinterläßt er ein stattliches Vermögen. Peter, der viel ältere, führt mit geschickter Hand die Geschäfte. Alexis, der Maler, geht nach Italien, um dort weiter zu studiren. Er hat Talent.

Eine ganze Strecke geht Alles glatt. Dann laufen Briefe von Alexis ein, in denen er, immer wieder, um Geld bittet. Anfangs werden ihm die gewünschten Summen geschickt. Da aber die Bitten nicht aufhören, sogar Forderungen kommen, glaubt Peter ein Recht und die Pflicht zu haben, statt des Geldes Ermahnungen zu schicken.

Die nützen nicht. Bewirken das Gegentheil. Trotzig verlangt Alexis telegraphisch sogar „sein Geld“. Das ist dem Bruder zu viel. Sein Geld ist auch mein Geld! So geht Das nicht. Kurz und bündig depeschirt er ihm: Komm und hole Dirs!

Wirklich: Alexis trifft in Nowgorod ein. Kein brüderliches Wiedersehen. Die als Freunde geschieden, stehen einander wie Feinde gegenüber. Vierschrötig, dunkel: Peter. Schmächtig, hell: Alexis.

Kain und Abel.

Böse Auseinandersetzungen folgen. Eben so hohe Wechsel aus Rom, Florenz, unterschrieben mit: „Peter Sermenow“.

Ist es möglich? Sehen die Augen richtig? Peter Sermenow? Seine Güte mißbraucht; gefälscht sein Name. Ein Nichtsthuer stiehlt ihm sein Vermögen, schändet den Namen Sermenow und lacht dazu. Auch noch Hohn! Von diesem verdammten, blonden, falschen Alexis!

Mit ihrer ganzen Liebe versucht Nadja, Peters Weib, den Gatten zu beschwichtigen. Vergebens. Zu groß die Summen, zu niederträchtig der Betrug. „Lieber einen toten als solch ...“

„Um Gottes willen, Sermenow, was hast Du vor?!“

„Laß mich!“

„Nein! Um aller Heiligen willen, was hast Du vor?“

Umsonst. Fort stürzt Peter, dem lachenden Alexis nach.

... Es war geschehen. Zu stark hatten die großen, muskulösen Hände ihn gepackt. Der blonde Alexis starb.

Google

Gewissen, warum beißest Du so scharf mit Deinen Zähnen? Seele, weshalb brennt Deine Flamme der Unruhe ewiglich? Gedanken, warum zermürbt Ihr das Hirn? Schreit es nachts: Mord! Brudermord!

Fort! In ein anderes Land. Weit fort von der Stelle der That. In einen Winkel verborgen, allein. Allein mit Nadja. Sühne! Buße!

Theuer wurde Maria Stein bezahlt.

Ohne Fahrgast zieht Hansel den Schlitten langsam die Kehren hinauf. Der Kutscher ist eingenickt. Leer die Straße. Der Abend neigt sich; düster wird es; Schneeflocken fallen. Ringsum Stille. Nur die Klingel an der Deichsel klimpert. Bergab setzt sich Hansel selbst in Trab. Er will nach Haus, ist müde. Beim Anziehen erwacht der Kutscher.

„Recht hast, Hansel; nur zu, daß wir heimkommen.“ Dichter fällt der Schnee. Gleichmäßig trabt der Gaul. Beim Wiesengrund bleibt er plötzlich stehen und spitzt die Ohren. Was ist da? Woher tönt es? Klagend klingt es über den Schnee. Blutroth leuchtet ein Auge. Unheimlich wird es dem Knecht. Er lauscht und späht. Maria Stein; ein Fenster hell. Wer läutet die Glocke? Kalt rieselt es ihm am Rücken. Fest zieht er die Zügel an. Der Gaul, als wüßte er, warum, greift weit aus. Im Galopp gehts dahin, als peitsche der Teufel ...

Oben im Thurm steht Nadja. Zitternd zieht sie den Strang, wehmüthig klagt die Glocke durch die Nacht. Schnee stäubt in das offene Bogenfenster auf die arme Gestalt. Die verweinten Augen sind zum Himmel erhoben; die Lippen lallen: „Erbarmen!“

Und wie in Barmherzigkeit senkt sich der Schnee als großes, weißes Leichentuch auf die kalte Erde nieder. Ganz still wird es. Unaufhörlich fallen die Schneeflocken und decken Alles zu.

München. Paul Kalisch.

# Antwort.

Ich habe im November hier zweifelnd gefragt, ob Kleinhändler in fremden Erdtheilen Konsuln des Reiches sein sollen; ob nicht die Furcht vor dem Verlust einheimischer Kundschaft sie auch da leise treten ließe, wo des Reiches Interessen einen vernehmbaren Schritt verlangen. Darob und ob des zweiten Theiles meiner kleinen Arbeit große Aufregung bei südamerikanischen Deutschen (nicht bei allen; denn eine ganz stattliche Anzahl hat mir zugestimmt). Zunächst wählten die beiden Herren, deren Briefe hier veröffentlicht wurden, die primitive Technik und schalten mich einen Seichtling, einen Globetrotter, ein Grünhorn, dem das Recht zum Urtheil abzusprechen sei. Wie kommen die Herren eigentlich dazu? Sie kennen mich doch gar nicht und wissen nicht, ob mich nur Muße und Erholungbedürfniß hinausgetrieben haben. Setzen nun aber ohne Weiteres voraus, ich habe meine Weis-

Google

heit aus den deutschen Klubs und allerlei mir unbekannten Freudenorten hergeholt und sei einer der Vielen, die zwischen Dampfer und Dampfer die Stätten deutscher Wirksamkeit „studirten“. Daß ich auf den einen großen Handelsplatz immerhin anderthalb Monat verwenden konnte, habe ich, weil ichs für überflüssig hielt, nicht gleich erwähnt. Herr Harden sagte mit Recht, es sei möglich, nicht wahrscheinlich, daß ich nur Falsches sah. Im Wesentlichen hat sichs bei meinen Behauptungen um Dinge gehandelt, die durch Menschenkenntniß und für Kulturfragen geschärfte Sinne übermittelt werden. Und ob die in diesem Fall mich, der ich als leidlicher Optimist nach Amerika kam, ganz im! Stich gelassen haben: diese Frage durfte hier wohl erörtert, konnte aber nicht durch der Herren persönliche Angriffe auf mich, den Ungekannten, bejaht werden. Sachlich erwidert man mir, „die Vicekonsuln seien Männer mit gereifter Erfahrung“. Mag sein. Wurde auch von mir, wie ihre und des gesammten Ueberseehandels Geschäftstüchtigkeit, nicht angezweifelt. Gehört aber am Ende, liebe Herren, nicht zur Sache, weils mein Verlangen nach unabhängigen Vicekonsuln noch immer nicht als thöricht erweist. Der eine Herr wirft mir vor, ich schwärme für Konsuln mit näselnder Schnoddrigkeit (die, Herr Tichauer, bei „den Pionieren des deutschen Welthandels“, hinter den Tischen der Waarenhäuser und beim Gentryspiel achtzehnjähriger Handelsbübchen nicht seltener zu finden ist als in preußischen Offiziercorps). Weshalb die Vermuthung? Nur, weil mir ein Konsul imponirt hat, der von der Kavallerie zum Ueberseehandel hinübergewechselt war? Der Mann näselte nicht, hatte keine Wildwestmanieren und nahm seine Eigenschaft als Konsul mindestens eben so ernst wie seine geschäftlichen Interessen. Dann verlangte ich noch, daß der deutsche Kaufmann sich mehr als bisher des zweiten Theiles seiner doppelten Mission bewußt werde: seinen Wohlstand zu mehren und die eigenen und des Reiches Dehors zu wahren. Darauf schreibt ein Herr, wir seien angesehen, trotz der heimlichen Antipathie, die in uns den Barbaren wittere. Mag sein. Was ich sah, lehrte mich freilich Anderes. Und die Hochachtung, die, zum Beispiel, Mexiko dem Reich erwies, als es die Mörder der Kovadonga-Deutschen nach zwei Jahren „bestrafte“, dürfte nicht nur in meinem empfindsamen Gemüth haften geblieben sein. Das war der einzige zur Sache gehörende Einwand, den ich in den Briefen gefunden habe. Denn wenn man mir auf meine Klagen über den Mangel an persönlichem und nationalem Selbstbewußtsein sagt: „Wir machen ja so gute Geschäfte dabei und Alle neiden uns unsere Anpassungfähigkeit“, dann muß ich gestehen, daß die Herren an meinen Behauptungen und Wünschen vorbeigeschossen haben. Nicht mit einem flüchtigen Wort habe ich die Erfolge und die Tüchtigkeit unseres Ueberseehandels bezweifelt. Und was ich, im Interesse des Deutschthums, schrieb, ist mit Phrasen und Scheltreden nicht zu widerlegen.

Fritz Reck-Malleczewen.

Google

# Aktionärwünsche.

Wie weit reicht das Recht des Aktionärs, an der Geschäftspolitik mitzuwirken? Das Gesetz liefert nur einen Umriß. Auch wenn sichs um höchst wichtige Dinge handelt, wird, in der Praxis, der Aktionär oft nicht gehört. Letztes Beispiel: der Kampf der Rheder. Weder HAL noch Lloyd haben die Generalversammlung der Aktionäre befragt, ehe sie den Tarifkrieg begannen. Was sich ereignete, liegt zwischen zwei Versammlungterminen. Die HAL sprengte die nordatlantischen Pools. Hätten die Aktionäre zu beurtheilen vermocht, ob die Taktik richtig oder falsch war? Ihr Interesse fordert guten Kurs und sichere Dividende; in der Strategie des Geschäftes finden sie sich nicht zurecht und können deshalb nicht die Befugnisse eines Großen Generalstabes für sich fordern. Nur das Recht zur Kritik; wenn sie Schädigung fürchten müssen. Der Tarifkrieg zeigte die Ueberlegenheit des Geistes über die Kapitalmasse, die durch eine Menge einzelner Besitztheile dargestellt wird. HAL und Lloyd haben zusammen ein Aktienkapital von 305 Millionen. Nach dem Kurswerth sinds mehr als 400, mit den Obligationen fast 600 Millionen. Mit diesen zwei deutschen Großrhedereien stehen viele ausländische Gesellschaften im Konkurrenzkampf. Da gehts also mindestens um eine Milliarde; und Hunderttausende von Aktionären sind daran interessirt. Wenn die HAL alle Konsequenzen ihrer Größe durchdrücken will, so thut sies, weil sie die Rentabilität ihrer Schiffe zu steigern wünscht. Ob Das in der Freiheit besser geht als in der Fessel eines Kartells, müssen die leitenden Köpfe beurtheilen. Herr Dr. Albert Ballin ist der Schöpfer der Schiffahrtpools, hat aber nie deren unbedingte Nothwendigkeit gepredigt. Als der Lloyd, 1911, das südamerikanische Kartell kündigte, trat Ballin für den Gegner ein, obwohl die HAL, durch ihre Beziehungen zur Hamburg-Südamerika-Linie, von dem Zusammenbruch des Pool mit betroffen wurde. Heute ist die HAL bereit, mit dem Lloyd einen Bundesvertrag gegen die Fremden zu schließen. Sie hat sich nie unversöhnlich gezeigt. Die in Wien zwischen Ballin und Heineken vereinbarte Interessengemeinschaft wurde schon vor Monaten von Hamburg vorgeschlagen. Der pariser Konferenz war die HAL fern geblieben. Das verdroß die Anderen; aber es kam nicht zur Kriegserklärung. Die Engländer behielten sich Freiheit der Bewegung vor. Daß der Vorbehalt wohl überlegt war, haben ihre Kampfpreise bewiesen. Der Lloyd fand in der Verlängerung des Nordatlantischen Dampferlinienverbandes, dem außer ihm noch die Holland-Amerika-Linie in Rotterdam und die Red Star Line in Antwerpen angehören, eine achtbare Gemeinschaft. Wäre dieser Pool mit den anderen, die im Januar endeten, zerfallen, dann hätte der Friedensschluß länger gedauert. Freilich hat ihn auch Oesterreich beschleunigt. Die wiener Regirung hat ihr Ziel, das Monopol der deutschen Großrhedereien zu brechen, erreicht. Was die Dampferlinie der Canadian Pacific nicht vermochte, hat die Taktik der Auswandereragenten bewirkt. Der Austro-Americana, der von HAL und Lloyd großgezoge-

Google

nen trieſter Rhederei, wurde das öſterreichiſche Ueberſeemonopol verliehen. Die deutſchen Geſellſchaften reſſortiren von ihr. Da der Lloyd die ſtärkere Stellung im öſterreichiſch-ungariſchen Geſchäft hatte, lag es im Intereſſe der HAL, ſich ihm anzuſchließen. Den Wienern war der Zwiſt der Rhedereien natürlich bequem. Die Paſſagepreiſe müſſen nun ſo ſchnell wie möglich wieder ſteigen. Die HAL wollte ihre Dividende, wegen des Tarifkrieges, nicht erhöhen; ſie hätte gewiß 11 Prozent gegeben, wenn nicht die Vorſorge für den Kriegsſchatz abgemahnt hätte.

Manche Geſellſchaft iſt ſo reich ausgeſtattet, daß ſie den Aktionären viel mehr geben könnte, als ſie giebt. Das darf ſie, wenn dieſes Verfahren ihr nützlich ſcheint. In Bayern iſt jetzt wieder ein Beiſpiel ſolches Zuſtandes zu ſehen. Die Aktie des Reichelbräus in Kulmbach, einer der beſtrentirenden deutſchen Brauereien, iſt ſeit Neujahr von 189 auf 220 geſtiegen. Die Geſellſchaft ſchließt ihr Geſchäftsjahr am dreißigſten Juni, kann alſo im Februar noch nichts über ihre Dividende ſagen. Die betrug ſeit dem Gründungjahr 1895 zwiſchen 10 und und 12 Prozent. Die Aktie wurde mit einem Kurs von 163 an die Börſe eingeführt. Die Spannungen innerhalb eines Jahres gingen bis zu 20 Prozent. Das Papier iſt alſo nicht unbeweglich; in dem Gewimmel des berliner Kurszettels fiel es aber nicht auf. Das hat ſich in letzter Zeit geändert, da der Kurs ſich zu Höhen emporwagte, die er früher nicht geſehen hatte. Das Reichelbräu gehört zu den glücklichen Geſellſchaften, die im Geld ſchwimmen. In dem Ausweis vom dreißigſten Juni ſtand ein Bankguthaben von rund 1,80 Millionen: etwa 50 Prozent des Aktienkapitals und faſt fünfmal ſo viel, wie der Dividendenbetrag fordert. Außerdem gab es ein Anlagenkonto für disponible Mittel und eine Delkrederereſerve von rund 600 000 Mark. Eine ſo hohe Rücklage für zweifelhafte Schuldner iſt in einer Geſellſchaft, die kaum Verluſte an ihren Außenſtänden erleidet, nicht unbedingt nöthig. Aber was ſoll man mit dem Geld anfangen, wenn man die Aktionäre nicht durch hohe Dividenden verwöhnen will? Alle Konten kann man ja nicht auf eine Mark abſchreiben. In den Grundſtücken ſtecken auch große innere Reſerven, da ihr Werth um 4 (ſtatt der üblichen 1 bis 2) Prozent heruntergeſchrieben worden iſt. Wozu hält die Geſellſchaft ein ſo hohes Bankguthaben? Im vorigen Jahr, bei 6 Prozent Bankdiskont, war dieſe Taktik allenfalls zu verſtehen. Aber bei niedrigen Geldſätzen, alſo auch billigerer Verzinſung der Gelder durch die Banken, iſt ſolche Anlage kein gutes Geſchäft. Wenigſtens nicht für die Geſellſchaft. Wenn man den Aktionären keine Genußſcheine als Bonus geben will, könnte man einen Theil des Aktienkapitals zurückzahlen. In der Steigerung des Kurſes drückt ſich die Hoffnung auf höhere Dividende aus. Ob ſie erfüllt wird? Eine Verwaltung, die von der Richtigkeit ihrer Finanzpolitik überzeugt iſt, läßt ſich nicht leicht umſtimmen. Schmerzende Erfahrung warnt vor dem Einſchwenken in unſichere Wege. Exempla docent. Die kaſſeler Aktiengeſellſchaft für Federſtahlinduſtrie hat Jahre lang anſehnliche Dividenden gegeben und den Ruf einer ſolid gebauten Geſellſchaft erworben. Das Jahr 1912 brachte einen



Google

Dividendensturz (von 12 auf 5); die angehäuften Barmittel waren nicht gut verwerthet worden. In der Generalversammlung wurde erklärt, die Gesellschaft habe so viel Geld gehabt, daß sie genöthigt gewesen sei, sich nach neuen Geschäftszweigen umzusehen. Und so kam die Beleuchtungbranche und der Betrieb einer Gasanstalt zu den Korsetfedern, die das Glück des Unternehmens begründet hatten. Liquidität ist also nicht immer ein Segen, sondern manchmal Verführerin.

Innere Reserven dürfen nicht für die Dividende benutzt, können aber privatwirthschaftlich nutzbar gemacht werden. Warum zahlt man nicht einen Theil des Aktienkapitals zurück? Die Ansammlung großer Fonds zeigt ja, daß das Grundkapital in seiner ursprünglichen Ausdehnung nicht mehr zum Betrieb des Unternehmens nöthig ist. Das Reichelbräu hatte 1,80 Million Bankguthaben, 600 000 Mark Delkrederereserve, 927 000 Mark mündelsicherer Effekten und Hypotheken. Die liquiden Mittel allein betrugen also rund 2¾ Millionen. Würde die Delkredererücklage auf die Hälfte gekürzt (was bei den relativ niedrigen Außenständen der Brauerei vollkommen ausreichte), so hätte man, bei 3¾ Millionen Aktienkapital, eine verfügbare Summe von rund 3 Millionen. Der Plan, das Stammkapital durch Rückzahlung auf die Hälfte zu verringern, um dann mit einer Verdoppelung der Dividenden rechnen zu können, wäre da nicht allzu kühn.

Der Normalaktionär kann solche Entschlüsse nicht durchsetzen. Die geschäftliche Taktik wird von den gewählten Führern bestimmt und die Generalversammlung hat nur das Recht, ihrem Mißmuth Worte zu geben, wenn sich das Programm der Verwaltung nicht bewährt hat. Das „wirthschaftliche Interesse“ ist ein Begriff, der stets verschieden ausgelegt werden kann. Daran erinnerte neulich wieder eine interessante Entscheidung des Reichsgerichtes. Die Gutehoffnunghütte in Oberhausen führte einen Prozeß gegen Thyssens Gewerkschaft Deutscher Kaiser, die sie aus ihrem Besitz von Aktien der Gesellschaft für Hüttenbetrieb in Duisburg-Meiderich hinausgedrängt haben sollte. Von den 4500 Aktien dieses Unternehmens besaß Thyssen alle bis auf 9, die der Gutehoffnunghütte gehörten. Eine Generalversammlung beschloß, das Grundkapital von Duisburg-Meiderich um 100 000 Mark zu kürzen. Von je 45 eingereichten Aktien sollte eine für kraftlos erklärt werden. Wenn Aktionäre weniger als 45 Aktien einreichten, sollten sie alle gestrichen, durch neue ersetzt und für Rechnung der Besitzer verkauft, denen aber der Erlös ausgezahlt werden. Dadurch verschwanden die 9 Aktien der Gutehoffnunghütte und Thyssen war Alleinbesitzer der Aktiengesellschaft für Hüttenbetrieb. Das Reichsgericht hat keinen Grund gefunden, die Transaktion für ungesetzlich zu erklären; es meint, die Thatsache, daß die Gewerkschaft Deutscher Kaiser die Lage zum eigenen Vortheil ausgenutzt habe, sei noch nicht als Verstoß gegen die guten Sitten zu beurtheilen. Und die Unzufriedenen können nur weitermurren.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 28. Februar 1914.

# Theater.

III.*)

## Romeo und Julia.

Sie sahen, wackerer Prologos, allerliebst aus, als Sie, in Romeos Farben, auf schwarzen Beinchen unter grünem Seidenwämslein, vor den übervollen Saal hüpften und, artig und klug, ihren Vorspruch zirpten. Vom Leidenslauf einer Liebe, die dem Tod geweiht ist, weil das von Liebe zusammengewirbelte Paar unter dem Unstern wüthenden Hasses erwuchs, der seit Menschenaltern die Väter trennt, die Geschlechter zu Fehde und Mord wider einander waffnet. Zwei Veroneserhäuser, an Rang und Ahnenwürde gleich, doch so vermauert, vermörtelt in alten Grimm und raufluftige Rachsucht, daß ihren Söhnen sich, wo sie einander erblicken, das Schwert aus der Scheide lockert. Und ists erst locker, dann sucht es, wenn die Adriasonne auf das Amphitheater Diokletians niederbrennt, hastig schon das Herz des Todfeindes. Aus beiden Stämmen ist ein Strom edlen Blutes geflossen; und daß dieses Saftes Stoff auch das Schicksal des mitleidswerth-unseligen Paares färben werde, dem der roth gedüngte Boden Heimath ist, verräth Prologos (den Schlegel drum, mit der Absicht auf Spannung des Höreremfindens, weggelassen hat). Sie habens hübsch ausgeplaudert; setzten die Füßchen der vierzehn Verse so niedlich, wie Sie aussahen. Kaum so, wie Shakespeare sich seinen Chorus

*) S. „Zukunft“ vom 14. und 21. Februar 1914.



Google

dachte; eher wie ein feines, schlankes, neckisch gescheites Chorus-Girl, das Tölpeln den Weg durchs Dickicht eines Intriguenstückes erleichtern soll. Verkleidetes Mädchen (deshalb: Sie), nicht feierlich schreitender Vorsprecher. Auf der Stirn den Abglanz klugen Lächelns, nicht das dunkle Gewölk, aus dem Donner und Blitz droht. Vielleicht muß es so sein. Denn Ihr Sprüchlein schließt mit dem Verspaar: „Wenn Ihr Dies mit geduldigen Ohren hört, wird unser Fleiß verbessern, was noch stört.“ Immerhin wäre zu bedenken, ob ein Ansager, der uns in eine Tragoedie, vor die Leichen von fünf jungen Menschen ruft, gar so munter dreinschauen, mit so drolliger Anmuth das Versgefieder plustern dürfe. Später. Einstweilen möchte ich der liebenswürdigsten Einladung zur Kritik folgen und zu sagen versuchen, „was noch stört“; damit Fleißige nachprüfen und, wo es nöthig scheint, bessern können.

Das Gedicht ist aller Jugendwunder voll. Für Jugend hats ein Junger geschaffen. Der auch die Alten aus jungem Auge sah. Biographen und Literaturgeschichtschreiber, deren emsige Lichtungarbeit heute zu wenig genützt wird, englische und deutsche (in Frankreich ist eigentlich nur Taine ernster Beachtung werth), haben berichtet, wie viel Shakespeare den Quellen und den Schöpfeimern der Vorgänger entnahm. Mit ihm, sprach Goethe zu Eckermann, „ists wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger Haide: und Sie werden vor Erstaunen über seine Größe keine Worte finden. Besuchen Sie ihn aber in seiner riesigen Heimath, kommen Sie zu ihm über seine großen Nachbarn, die Jungfrau, das Finsteraarhorn, den Eiger, das Wetterhorn und den Monte Rosa, so wird zwar der Montblanc noch immer ein Riese bleiben, aber Sie nicht mehr in solches Erstaunen setzen.“ Das Bild überzeugt uns eben so wenig wie der vorausgeschickte Satz, Shakespeare habe „die ganze Menschennatur in allen Tiefen und Höhen so erschöpft, daß im Grunde für den Nachkömmling nichts mehr zu thun übrig blieb.“ Nichts mehr als Dieses: Faust, Tasso, Stella, Hermann, Homburg, Penthesilea, Kabale und Liebe, Wallenstein und Demetrius, Judith, Herodes, Rhodope, Helene Alving, Rosmer, Solneß (und noch etliches Andere) zu schaffen. Weil Marlowe und Massinger, Ben Jonson und Fletcher Kerle waren, sollShakespeare uns kleiner scheinen? Dann müßte auch Bonaparte,

Google

weil neben ihm ungemeine Feldherrntalente sannen und fochten, müßte Bismarck auf dem von Stein und Scharnhorst bestellten Boden dem Blick schrumpfen. Den aber dünkt zwischen Riesen und kräftigen Menschen (auch zwischen Luther und den Hus, Zwingli, Calvin) der Größenunterschied beträchtlicher als zwischen den Eisgipfeln einer Bergkette. Die Dichter, aus deren Schatzkammer Shakespeare sich Schmiedestoff holte, ragen uns neben ihm kaum höher als neben Molière Cyrano. Trotzdem Brooke die Hauptgestalten der veroneser Tragoedie erdacht und getauft hat, gehören sie mit Haut und Haar, mit den Klüften ihres Wollens und den Warzen ihres Gefühles Dem, der aus Buchsbaumen Menschen warb. Lebendige; von dem Fürsten (nicht: Prinzen; Eskalus ist Fürst von Verona, Prinz Heinz Fürst von Wales) bis herab zu dem Tellerwechsler, der im Lärm und Praß eines Maskenfestes nicht vergißt, für Suse Mühlstein und Lene das Pförtchen öffnen zu lassen. Und über diesen Menschen, um sie ist Atmosphäre. Andere als auf Lears nordischer Insel; sogar als in Porziens graziös verlüdertem Venedig. Dieses Verona ist das „Bern“ der Heldensage und Theodorichs; die schwüle Residenz der ghibellinischen Skaliger. Italische Kleinstadt, in die von den Alpen der Fön weht. Heiße Menschen von großartiger Lebensallure, für die in der Enge kaum genügender Raum ist. Das kichert und fuchtelt, scherzt und flucht, tändelt und brüllt auf; stürzt sich aus der Mummenschanz ins gefährlichste Abenteuer und hat, bis zum letzten Wank, ein übermüthiges, dem Tod trotzendes Wort auf der Lippe. Just die Welt, der Schauplatz für den Vorgang, der gezeigt werden soll: die Liebe als Elementarereigniß. Liebe, die nicht wägt, wählt, bedenkt, Vernunft zu Rath heranwinkt; die vom Himmelsstrahl erwirkt scheint, „so ungestüm, wie schnell entzündet Pulver aus der Kanone furchtbarem Schlunde blitzt“, und, wie das Geschoß aus eiserner Rachenhöhle, Schicksal wird. Unvermeidliches, in das der vom Rauch Umqualmte sich gleiten läßt. Wann drängt sie ihr Bild, als der Schicksalsmacht, mit der deutlichsten Eindringlichkeit durchs Gesicht ins Empfinden? Wenn der Zweig, auf dem sie erblühte, längst nur, in vielen Sommern, Haß gereift hat. Capuletti und Montecchi (Shakespeare schrieb Montague, damit seine Kundschaft Montecchi spreche, wie er den alttestamentlichen Schelach-Scheilock für Britenaugen Shylock schrieb; muß es, auch bei uns, immer so bleiben?) liegen in



Google

alter Fehde. Herrschaft und Gesinde. Wo Eins das Andere sieht, stichelt die Zunge, sticht bald auch der Degen. Der Tag, der ein Glied der verhaßten Sippe in Blut badet, gilt der anderen als gesegnet. (Bei den Uebersetzern, auch bei Gundolf noch, sind es Grafengeschlechter; Shakespeare nennt Herrn Paris a young nobleman und Juliens Mutter Lady.) Romeo Montecchi hat sich in eine Capuletti, die schwarzäugig blasse Rosalinde, vergafft. Die dankt seinem Gruß nicht. Da sieht er, auf einem Maskenfest, in das er sich mit zwei Vettern eingeschlichen hat, Julia, Capulettis vierzehnjähriges Kind: und über Beider Häuptern leuchtet in gelbrothem Glanz der Schicksalsstern. Ein vernünftig frommer Mönch vermählt die hitzig in Einheit Strebenden heimlich einander. Noch am selben Tag flackert auf der Gasse der alte Zwist wieder auf. Romeo tötet den Vetter seines Weibes, der ihm den Vetter erschlagen hat; wird aus Verona verbannt (die liebe Schwiegermutter, die ihn freilich nicht als Eidam kennt, will ihn vergiften lassen) und flieht aus der Hochzeit der jungen Leiber nach Mantua. Julia soll die Hausfrau des edlen Paris werden, empfängt aber aus der Hand des Mönches einen Trank, der sie in Scheintodschläfern und das zornige Antlitz der Eltern, die ihr mit Flüchen und Schlägen drohen, in eine Stirn des Grames furchen muß. Aus der Gruft wird Romeo, den ein Brief des Mönches heimruft, sie befreien und mit ihr unter helleren Himmel fliehen. (Der Plan ist so unklug, wie Shakespeare ihn je klügelnde Vernunft ersinnen ließ. Warum floh Julia nicht schon mit dem Verbannten und stellte, wie manches minder gewitzte Kind, die Eltern vor die Wahl zwischen Verzeihung und einsamem Alter? Weil ein Scharfsinniger, wie in Oberons Athenerwelt, Natur meistern zu können glaubte.) Romeo erhält nicht Lorenzos Brief, nur die Todesbotschaft; und tötet sich an der Gruft der Geliebten, die er tot wähnt. Was bleibt der Erwachenden? Den Dolch, der ihr die Zärtlichkeit eines zweiten Gemahles abwehren sollte, stößt sie sich ins Herz; und umschlingt sterbend die Leiche des liebsten Mannes. Nun erst weicht das Verhängniß; endet der alte Hader. Ueber den kalten Leibern der Kinder reichen die Väter einander die Hand. In Schmerzesgemeinschaft werden sie Brüder. Ein aus reinem Gold gefügtes Denkmal soll die Bilder des unseligen Paares für ewig vereinen.

Aus reinstem Gold, nicht unwerth des großen Verbannten,

Google

der, als eines Skaligers Schützling, in Verona einst heimisch ward, schuf der nordische Dichter den Liebenden das Denkmal. Den Liebenden und der Liebe. Die hat, von Dantes bis in Dostojewskijs und Kellers Zeit, in keiner Zone von holderem und mächtigerem Laut getönt als auf der Lippe Juliens und ihres Romeo. Dieses Paar kann nicht sterben; noch einer Jugend je altern. Die Ekstase erster Begegnung, das Pilgerduo auf selbst geschaffenem Eiland im Ballgeschwirr, die Zwiesprache der Herzen, aus Leibern, die nach einander langen und einander doch nicht erlangen können, in der Mondnacht, Juliens sehnsüchtig brünstiger Ruf, der die Sonnenpferde gen West peitschen möchte, das Kosen und Scheiden im Frühgrau, das in Worte gelöste Schluchzen hoffnunglos tapferer Trauer: ein Skythe nur sänke vor solchen Wundern nicht in die Knie. („Komm, sittige Nacht, Matrone, ernst gekleidet, ganz in Schwarz, und lehr mich ein Gewinnerspiel verlieren. Das scheue Blut schlägt meine Wangen. Deck es mit schwarzem Mantel zu, bis fremde Liebe dreist wird und in der Liebe Werken Unschuld sieht. Komm, milde Nacht, schwarzbrauige Nacht, komm, gieb mir meinen Liebsten! Und stirbt er einst, nimm ihn und schneid ihn aus in kleine Sterne. Er wird des Himmels Antlitz so verschönen, daß Alles rings sich in die Nacht verliebt und nicht der eitlen Sonne Ehre erweist... Es tagt, es tagt! Auf, eile, fort von hier! Es ist die Lerche, die so heiser singt und rauhen Mißton dehnt und widrig schrillt. Man sagt, die Lerche tauscht mit ekler Kröte die Augen. Tauschte sie doch auch die Stimme! Die schreckt uns Arm aus Arm mit ihrem Schlag und treibt Dich weg, mit Jagdruf in den Tag." „Juliens Schönheit macht zur lichten Feierhalle dies Gewölb. O mein Weib, mein Herz! Der Tod, der Deines Odems Balsam sog, hat über Deine Schönheit nichts vermocht. Noch bist Du nicht besiegt: der Schönheit Fahne weht purpurn noch auf Deiner Lipp' und Wange; hier pflanzte nicht der Tod sein bleiches Banner.") Deshalb, Prologos, bitten Sie die Spielgefährten, alle, auf diesem Anger fortan kein Blüthchen, in kindischer oder allzu geschäftiger Eile, zu überhüpfen. Mit solchem Wortschatz zu wuchern. Wie köstlichste Essenz wollen wir, in Schlückchen, die Wonne dieser Wechselreden, Thalamoshymnen, Gruftklagen schlürfen. Nicht überall ist Schönheit erblüht. Allerlei Unkraut müßte ausgejätet und dem Gedicht eine (für Menschenermessen) endgiltige Fassung gefunden werden. Sprechen Sie

Google

darüber mit Herrn Kahane, dem Dramaturgen, der ein feines Tastgefühl für poetische Werthe hat (und viel nützlich anregenden, das Laienverständniß fördernden Stoff in die Blätter des Deutschen Theaters sammelt). Die Szenen, die uns, nach Julias Scheintod, das zu Hochzeit gerüstete, jäh von Trauer überfallene Haus der Capuletti zeigen sollen, sind gestrichen worden. (Förster ließ sie, mit stattlichem Gepräng, in L'Arronges Deutschem Theater spielen.) Meinetwegen. Schwerer zu entbehren ist die Aussprache der Mönche Lorenzo und Johannes: weil sie erklärt, warum Romeo von der grausen Gruftkomoedie nichts erfuhr. Ohne Erbarmen würde ich den schlimm gefoppten Paris aus dem Totengewölb verbannen. Daß ihn Romeo findet und tötet, ist unnöthig. Die Leichen schichten sich zu Hügeln; und boshaft regt sich leidige Erinnerung an Nestroys Spott über solche Kadaverhäufung. Noch wichtiger wäre mir, daß mindestens sechs Dutzend Metaphern, Wortwitze, Zungenspiele, Concetti weggeschnitten werden (nicht nur aus diesem Drama; aus allen des Cyklus. Die Professoren Brandl, Roethe, Kohler, die Eure Kunst ernsthaft lieben, werden gern helfen). Diese spanisch-lylische Spitzfindigkeit, der Preziösenstil, die Treibjagd auf Anklänge und Witzbilder ärgert unser Ohr (und macht noch den Kelten Shaw, der den Briten Shakespeare nie empfinden lernte, manchmal unerträglich). Euphuismus ist hier Hautausschlag. Dann mag der Dramaturg noch erkunden, wo der neue Uebersetzer, Herr Gundolf, den alten, Schlegel, verbessert hat, und den Spielern ruhig zumuthen, diesen besseren oder unserer Ausdrucksart näheren Text in ihr Gedächtniß zu frachten.

Strafft sich Ihr Seidenwams? Ist das Pagenköpfchen des Lobes gewiß? Nur Tröpfe und neidige Gaukler können es weigern. Wer weiß, wie mühsam solchen Gedichtes, eines an Personen hohen, auch seelisch hohen Standes so reichen, mimische und szenische Gestaltung ist, wer aus unbefangenem Auge das von anderen Bühnen, gar im Hofschauspielhaus, bei solchem Anlaß Gebotene sah, muß gestehen: Auch dieses Werk lobt den Meister Reinhardt. Das Atmosphärische, das, so zu sagen, Klimatische ist gut getroffen. Capulettis Park und Festhalle, noch mehr das Klostergärtchen und der Kirchhof, auch alle Gewänder sind dem Maler, Herrn Stern, wohlgelungen. Daß er sich bescheidet, nicht in den festlichen Rausch und Farbenglanz des Veroneſers Paolo

Google

hinſtrebt, zeigt ihn dem Sinn der Dichtung gehorſam. Der Platz, die Stätte kurzweiligen Geredes und blutiger Händel, iſt bunt und ſonnig; doch ein Bischen eng. Die Menſchen müſſen ſich an einander vorbeiſchieben; die Paläſte der feindlichen Familien ſcheinen nur durch eines Fahnenſchaftes Länge getrennt; und noch unglaublicher als im Buch dünkt uns, daß Julia nie zuvor die Zierde der Montecchi, Romeo niemals Julien ſah. Stießen die Ritterſchwärme nicht auf dem Forum, das jetzt Fruchtmarkt iſt, auf einander? Herr Stern ließ ſich wohl von der Piazza dei Signori ſtimmen, die noch immer ausſieht, als müſſe ein Eskalus ſie beſchreiten. Doch die Drehbühne brauchte für die Hauptſzenen mit ihrem Raum nicht ſo geizig zu knickern. (Könnte, brummt Einer, „vom Teufel geholt werden. Alles unnöthig. Tand und Plunder. Ich will nicht in Julias Bett und auf Lorenzos Kohlköpfe gucken, ſondern Shakeſpeares Verſe hören; den Taumel, die Wuth, den Jammer, das Schwärmerlied ſhakeſpeariſcher Menſchen.“ Du irrſt, Brummer. Auch Du weißt, genauer als Dein Ahn, wie das Verona des ſechzehnten Jahrhunderts ſich kleidete, litt und ſchwelgte. Biſt Determiniſt, glaubſt an die Bedingtheit alles Lebendigen, willſt auf das air ambiant nicht verzichten und fühlſt die Menſchen, die Du es athmen ſiehſt, Dir näher. Verſtehſt, weil ſie vor Dir leben, nicht nur reden, weil Du in ihren Stadtbezirk und ihr Heim blickſt, ihr Werden, Wollen und Handeln. Und wo ſind die ungeheuren Kerle, deren Zauberſtab aus kahlem Brett den Quell der Dichtung weckte? Roſſi war Sechzig, fett, mit dünnem Haar und dickem Schnurrbart, ſtand zwiſchen grell bepinſelten Leinwänden und ſchief wippenden „Verſatzſtücken“, die Geſträuch oder Steinkreuze vortäuſchen ſollten: und ſeiner Knabenraſerei, dem Geheul ſeines hungernden Geſchlechtsſinnes antwortete ein Beifallsgewitter, das ihn zehnmal, öfter noch vor die Rampe zwang. Das war. Die von heute trachten, überall, Perſönlichkeit durch Organiſation zu erſetzen. Und wo wir das Stück nicht mehr in Stücken, hier genialiſch gepackt, dort, rechts und links, verſtümpert, wo wirs von einem Willen durchleuchtet, von Eines Architektonik geſtaltet ſehen, da wird uns wohler, als den Menſchen der Sternzeit ſein konnte. Eure Bilder, des Deutſchen Theaters, freuen mit ſchlichter Schönheit das Auge. Bis auf Juliens Schlafzimmer mit dem unverſchämten, wie ein einſamer Hausaltar ragenden Doppelbett,

Google

der Animirampel und der messingenen Gardinenstange aus dem Waarenhaus, die nicht in der Oese bleiben will und dem armen Kind fast den Monolog verhunzt. Nur bedenket stets, daß diese Bilder Mittel zum Zweck, nicht, wie im Kino, Selbstzweck sind. Mittel zu dem Zweck: in Augenschein die Welt und die Menschen zu zeigen, in der und aus denen eine Tragoedie entstehen kann.)

Als ich den Vorgang des Stückes skizzirte, huschte um Ihre braunen Augen, Herrchen, ein mitleidig spöttisches Lächeln. Das fragte: „So altbekannte Sachen erzählst Du?“ Nicht, um mich zu vergnügen. Ein paar freundliche Phrasen für den Dichter, der manchmal was konnte, doch, natürlich, nicht überschätzt werden dürfe, ein paar Bonbons oder Maulschellen für die Spieler (Schüler, denen Herr Bakulus, ohne Ahnung vom ihnen Nöthigen, „Lobenswerth“ oder „Kaum ziemlich genügend“ ins Zeugniß schreibt), eine halbe Portion Büchsenwitze in Schnoddertunke: Das ist bequemer; nennt sich, unter dem Wind von heute, „Kritik“; und ist, weil nur durch „Aufmachung“ gewirkt werden soll, noch im Dämmerzustand tiefster Ermüdung zu leisten. Da wird nicht erzählt; wer seine Klassiker nicht am Schnürchen hat, als Rindvieh verachtet. Machen Sie aber mal die Probe; fragen, auch im Theater, auch in den Abdeckereien der Presse, nach dem Vorgang, dem Adergeäst der Stücke. Sie werden staunen. Diesmal aber war mir darum zu thun, ohne lehrhaftes Gerede die schwache Stelle des Dramas zu zeigen. Die fängt da an, wo der gute Pater sein Listplänchen ausheckt. Das bringt Wirrniß in des Betrachters Gefühl und verstimmt noch die Trauersymphonie des Endes. Beweis: daß Ihr Meister drei Szenen auslassen konnte. Dessen Künstlergewissen sollen Sie mit rüttelndem Wort jetzt warnen. Er darf nicht ein ins Detail verliebter Kunstgenießer werden, der sich begnügt, seine Genußfreude auf Andere zu übertragen; darf nicht der Pflicht ausbiegen (die er, wie kein Anderer, erfüllen kann), aus jedem Gedicht den Kern, unverniedlicht, unverzuckert, seinem Volk vor das Gesicht, das Gefühl zu stellen. Er ist noch jung, Landsmann Grillparzers (dessen Hebeln und Schrauben die hohe Sphäre der Tragik sich niemals erschloß), Glück hat ihn, Weltruhm gekrönt, ringsum wird, nicht in Deutschland nur überall, seinem Unternehmen nachgeahmt: daß ihm der Bezirk der Tragoedie noch nicht Heimath ward, ist leicht zu begreifen. Ich glaube nicht, daß dem Mimen,

Google

dem Maler, den Verwaltern der Innenarchitektur, Gewandung, Beleuchtung, selbst Sängern und Tänzern je Einer aus Eigenem so viel zu geben vermochte (die ihm Entlaufenen sind, auch starke Talente, bald danach kaum wiederzuerkennen), je Eines Phantasie solche Gestalten, Bilder, Gruppen, Dialogblitze gebar noch die Möglichkeiten der Bühnenkunst, ihrer Neuvermählung mit dem Empfinden einer Nation (nicht: eines „Publikums“) so inbrünstig erfühlt hat. Doch vor den Gletschern und vor dem Sturm des Nordmeeres scheint sich in ihm Etwas zu scheuen, aus ihm, vor allzu rauher Gewalt, oft Etwas zu bäumen. Wo die Himmel leuchten, die Erde in Südenspracht blüht, wo von edlem Gefühl, von feinem und frechem Witz, von allen Lenzwundern der Jugend die Beete duften, ist er zu Haus. Ausgelassene Fröhlichkeit und müde Melancholie, Kleinbürgerlichkeit und Signoria, auch jede Mischung solcher Seelenwelttheile gelingt ihm vollkommen. Hamlet und Lear, Othello und Romeo: Einzelnes zum Entzücken, das Ganze im Format zu klein, nicht steil und nicht fromm genug. Das Schattenspiel um einen seltsam trübsinnigen, doch in Herz und Hirn hellhörigen Prinzen, dem Bewußtsein die Willensfarbe bleichte; eher Maeterlinck als Shakespeare. Ein greiser Britenkönig, der, auf dem Thron, vor dem Hofgesinde, einem puppenhaft zierlichen Töchterchen die Wange tätschelt, der für Sekunden, auf dem Thron, einzuschlafen scheint; tief unter dem Gebirg alles Menschenmythos. Die in tintorettischen Prunk gekleidete Mär von dem alternden Neger, dem sein junges, weißes, vornehmes Weibchen verleumdet wird und ders, mit Niggergekreisch, drum schlachtet; ein wunderlich trauriges Abenteuer. Die Freude an allem froh ins Leben, in kräftiges Handeln Drängenden, vom Leben lustig Berauschten darf Herrn Reinhardt nicht verkümmert, verbeizt werden; mit ihr dorrte die saftigste Wurzel seiner Kraft. Nach jeder seiner Theaterproben aber, um die ernster Künstlergeist webt und die den Betrachtern zu schönem Erlebniß werden, müßte er, wenn das Mühen einer Tragoedie galt, sich, in seiner stillsten Stube, selbst fragen: „Zeige ich, in seines Wesens Farbe, das Werk? Sind die Menschen, die vor mir wandelten und sprachen, die Wirker und Dulder des Geschehens, das der Dichter will? Konnte in dieser Menschheit sein Wille Wirklichkeit werden? Sind Diese von Schicksal anders gezeichnet, aus anderem Stoff geformt als Alltagsbrut?

Google

Ist die Bremse, mit der Vernunft ihren Lauf hemmen möchte, so undicht, hitzt Leidenschaft ihnen das Blut in solchen Feuerwirbel, daß sie Leben, Krone, Weib hinwürfen, mit dem Schwert durch Leiber ihre Bahn brächen, — daß ihr Geschick Tragoedie würde?"

Prologos wischt sich ein Fädchen vom Knisterwams; und winkt mir dann ab. „Unnöthiger Rath. Die Menge ist ja begeistert." Hat auch Ursache, Ihrem Meister dankbar zu sein. Ich freue mich der Thatsachen, daß beide Säle Ihres Kunsthauses an jedem Abend voll sind, daß die ernstesten Geister sie, immer wieder, gern aufsuchen, Menschen, die man sonst kaum in Schauspielhäusern sieht, und daß auch der dritte Raum, das Rund der Arena, die nicht nur Wohlhäbige, sondern das Gewimmel der hart Fronenden einladet, für den nächsten Winter nun gesichert ist. Dennoch, nein: gerade deshalb lud ich Ihren Seidenschultern Warnerpflicht auf. Ich habe im Saal umgeschaut, umgehorcht. Die Menschen sind von Euren Tragoedien nicht erschüttert. Angenehm interessirt, sinnlich und seelisch beschäftigt, auf Höhepunkte, manchmal, hingerissen; nicht im Tiefsten gepackt und bis in den Wipfel durchschaudert. Das merkt Ihr, oben, nicht. Die Technik der Drehbühne täuscht Euch. Früher deckte der Vorhang mindestens fünfzehnmal, in eines Abends Dauer, Juliens Verona. Hätte er sich auch nur zehnmal in lautloses Schweigen gesenkt: die Spieler wären matt, wären lahm geworden. Denn die Unmittelbarkeit der Wirkung, die keiner anderen Kunst so wie ihrer lohnt, flügelt ihr Wollen und Vermögen und schwingt es ins Ungemeine. Und diese Wirkung spricht, nach alter Ueberlieferung (unerforschlichen Ursprunges?), aus dem Geräusch klatschender Hände und aus dem Stimmengeschwirr, das einen Namen, zwei, ins Rampenlicht schleudert. Vor einem stummen Saal wären Kraftel und Dettmer, Mitterwurzer und Robert, Charlotte Wolter und Hedwig Niemann, auch Frau Sorma und Matkowsky noch bald mürrisch geworden. Jetzt? Nach dem letzten Wort und Gestus hüllt schwarze Finsterniß die Bühne ein; man hört die Kurbel; und nach kurzem, dumpfen Holzgeschnarr entschleiert sich dem Auge ein neues Bild. Keine Pause; kein die nachschleppende Vorstellung des Zuschauers abzwickender Vorhang. „Die Leute könnten ja gar nicht klatschen." Sie könnten. Sie würden. Wenn in ihnen das Bedürfniß wäre, sich aus gewaltigem Drang Luft zu schaffen und dem greif-

Google

bar nahen Gewährer beglückender Erschütterung, seliger Furcht und wärmenden Mitgefühles, aus brausendem Schwarm zu danken. Den Lear der Haide würde ihre Bewunderung noch in der Hütte umjubeln. Solche Ekstasen sind vor Tragoedienfirnen selten wie Krokus im Februar. Vorgänge, denen sonst ein Sturm nachheult, deren Echo die Beweger der Handlung schmetternd ans Proszenium ruft, schleichen kühlen Blicken vorüber. Weil Ihr nicht lärmende Pathetiker, nicht stolzirende, nach Beifall gierende Fetzenreißer seid? Dummes Zeug; Euer Mühen und Wirken wäre dann ja kürzerer Rede nicht werth. Nein: weil Euch erlaubt wird, den Kuppen und Schroffen der Tragoedie auszuweichen oder auf Skiern, sacht, über sie hinzugleiten. Auch auf dieser Höhe müßte dem reichsten Befruchter der Bühnenkunst sonst noch üppigere Ernte reifen. Auch da müßte er erleben, was er im Thal und auf Hügeln, in Goethes Hellas, Tolstois Steppe, Porzias Villa so oft geschaut und vernommen hat: wie tausend Herzen vom Rhythmus eines unbändig aufbrüllenden Urgefühles geschüttelt werden und die übel verdünstete Luft des Glühsaales von ihrem Schrei Wellen schlägt.

Einem neckisch gescheiten Chorus-Girl fand ich Sie ähnlich, das Tölpeln den Weg durchs Dickicht eines Intriguenstückes erleichtern soll. Doch nicht solches Stück war zu spielen. Nicht zu zeigen, welche Umstände Romeo in Blutschuld und Bann verstrickten, den Brief Lorenzos aufhielten und den Jüngling an den Tod seines Weibes, als an grasse Wirklichkeit, glauben ließen. Das ist Zufallswerk; ist ein flink, für den Theaterbedarf, aus Resten geschneidertes Kleid der Handlung, die in nackter Blöße, wie alles Menschliche, aus Menschenleib stammt. Vor Eurem Spiel dürfte die Einfalt, die zum ersten Mal vor Shakespeares Majestät stünde, denken: „Wenn Romeo nicht über die Piazza gegangen und, träumend, in Tybalts Schwertbereich geschlendert wäre, wenn die Behörde nicht den Briefboten, Bruder Johannes, als der Seuche Verdächtigen, eingesperrt hätte, wäre Alles anders gekommen; hätte Romeo die erwachte Frau nach Mantua geholt, froh dort, in Schlichtheit, bis die Alten ihre Hände entklammerten, mit ihr gehaust und Herrn Benvolio bald zum Gevatterschmaus geladen. Wie schade!“ Nicht so ärmliche Empfindung soll uns heimgeleiten; eines Weltmeeres Breite trennt sie von Tragoedienstimmung. Das Tragische, spricht der junge Hebbel, „muß als ein von vornherein mit Noth-

Google

wendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst Gesetztes und gar nicht zu Umgehendes, auftreten; sobald man sich mit einem ‚Hätte er' oder ‚Wäre sie' helfen kann, wird der Eindruck, der erschüttern soll, trivial. Die wahre Tragoedie hat es mit dem durchaus Unauflöslichen und nur durch ein unfruchtbares Hinwegdenken des von vorn herein zuzugebenden Faktums zu Beseitigenden zu thun." Nothwendig muß, wie das Schwinden der Himmelslichter und die Frucht des Baumes, das Geschehen in der Tragoedie sein; darf nicht von blind waltendem Zufall bestimmt und verbogen werden. Was wäre es uns, den von grellbuntem Ereigniß Umlärmten, wenn es sich nicht, als ein Nothwendiges, menschlichem Wesen entband? Nicht an der Seuchenfurcht der veroneser Polizei noch an dem Witz eines Franziskaners hängt Romeos und Juliens Schicksal; dessen Gestirn brennt düster in ihrer Brust. Ueber alten Hausfluch und ehrwürdige Familiensitte wollten sie im Hochflug berauschter Sinne hinweg: und taumeln in Tod. Dieses Fluches und dieser Sitte Wucht laß uns, Spielgestalter, wie Gegenwärtiges empfinden. In aller Dichtung ist das Hohe Lied von leidiger Liebe so einsam, so einzig wie in aller Musik Mozarts Figaro; sein Melos darf aber nicht so heiter tönen wie das der Oper (unter deren Gekos und Gewisper freilich auch Abgründe zu ahnen sein müssen). Schwer laste auf Veronas Geschlechtern der Himmel. Donner grolle über der Stätte, auf der Montecchi und Capuletti einander begegnen. Hinter dem Schalk laure stählerner Wille zum Bluträcherwerk. Noch im Foppruf und Zank der Diener sei fühlbar, welche Blutlache zwischen diesen Häusern den Luftstrom verpestet. Schon um die Ballgeigen dränge sich, aus banger Beklemmung, des Hörers Frage, ob an dem Strauch aus so grausig gedüngter Erde Glück blühen, aus dem Dorngestrüpp so wilden Hasses das trunkene Paar Segensfrucht pflücken könne.

Bei Euch ist Alles zu zierlich; gar zu gemüthlich und nett. Wenn Romeo mit seinen Freunden den Plan besinnt, unter Maskenschirm sich in Capulettis Fest einzuschleichen, ists nicht, als ginge das Abenteuer an den Rand der Lebensgefahr, sondern, als würde die Frage erörtert: Palais de danse oder Admiralspalast? „Na, Kinder, 'ne halbe Stunde!" Und doch wagen die Drei viel mehr, als der Sohn des Grafen Harry Arnim gewagt hätte, wenn er in Domino und Larve in ein Haus der Bismarcks gedrungen wäre.

Google

(Kleinkram: nicht Romeos Selbstgespräch darf seine Stimme dem grimmen Tybalt verrathen; monologischer Jubel bleibt dem Ohr des Mitspielers unhörbar. Wie nicht wegzukratzender Schwamm haftet der Regiefehler, seit Jahrzehnten, am Gebälk dieses Ballsaales. Tybalt hört Romeo den Diener nach Julia fragen, sucht den Hausherrn, findet ihn im Gewühl nicht sogleich und pfaucht: „Nach seiner Stimme ist Dieser ein Montecchi!“) Das Nest, in dem unser Blick die Vierzehnjährige findet, hat den Ruch des Komoedienidylls. Hätschelluft und Verlobungwetter. Des Vögelchens Gehäus scheint uns ganz mit Watte umwickelt und von Brutzärtlichkeit durchwärmt. So ists aber nicht. Mama eine eiskalte, jeden Vortheil berechnende Paradedame. Papa nicht ein gutmüthiger Polterer aus den Provinzen der Lope, Diderot, Iffland, sondern ein vor Fremden munter bethulicher, in der Wohnstube böser Greis, dessen Jähzorn die reine Tochter eine Bettel, ein Luder schimpft, ihres Leibes Knospe mit Schlägen und Fußtritt bedroht. Unter dem Willen des vom Tod der Söhne, vom Unheil der Geschlechterfehde Verdüsterten soll das Mädel sich wie eine Birkengerte biegen; sonst bricht ers und läßt die Stücke verwehen. (Herr Diegelmann, in dem so viel urstämmige Natur, so strotzende Germanenkraft zum Ausdruck von Weh und Freude, männlichem Schmerz, Bürgerbehagen und Schlemmerwonne ist, hätte diesen Capuletti, den echten, noch fester gegriffen als den Knurrkopf, den er, spielend, auf Knickbeine stellte.) Die Amme ist nicht ein Possenmensch, das um die Wette mit Peter (dem vom Dichter doch an Juliens Scheintotenbett, zu wehmüthig von Schafsdarm und Fiedelbogen in Gräberstimmung überleitender Spaßmacherei, zugelassenen Tropf) nach Gründlingsgelächter birscht, sondern eine im Hausdienst tüchtige, familiären Vertrauens nicht unwürdige Frau, die, weil ihre Brust fürs Palastkind gemiethet wurde, nicht ins Kuppelgewerbe zu sinken brauchte, an dem nicht mehr ganz sauberen Glanz der Capuletti kleben blieb und, weil der welke Körper auch in Putz nicht zu Buhlschaft begehrt wird, an geil schwelgender Vorstellung sich sättigt. Kann ihr Zitzenfrüchtchen nicht bei Romeo liegen: auch Paris küßt nach der Kunst; und wo es männert, Kind, gehts immer quick zu. Liebe? Im Glauben der Mutter entsprießt sie der guten Partie, in des Vaters nur gehorsamer Hingabe; zwischen Daunen und Laken, plärrt die Amme, rieselt ihr Glück von jedem nicht

Google

schläfrigen Partner uns armem, im Bett erst reichen Weibvolk in den Schoß. Das ist Juliens Welt. Das heißt ihr Heimath. Deshalb sehnt sie sich hinaus; beplaudert, mit aufgeblätterten Sinnen, des fremden Ballgastes Küßkunst; spricht, wie von Trank und Speise, von Jungfernscham und willigem Gewähren; zwingt den rathlos Schmachtenden in die Wahl zwischen Verzicht und schnellem Eheschluß; schickt sich zu nützlichem Zweck behend in List und Trug. Geruhig dürfte Lorenzo sie mit dem Liebsten allein lassen: Die gäbe sich nicht, bis Priestersspruch die Einverleibung erlaubt hat. Haltet sie nicht etwa drum, trotz ihrer klingenden Lyrik, für nüchtern und schlau. Zwiefach waffnet in ihr sich Heldinmuth; zweimal wagt sie des Lebens Einsatz an ein Gefühl, stirbt zwei Tode für ihre Liebe. Aber sie hat hinter dem Golddraht des Käfigs die Fährniß der Freiheit, als Mädchen die hemmungslose Gier des Mannes ahnen gelernt. War sie nicht immer verwaist und nur als ein Kleinod gehegt, das der Hüter, um zulänglichen Preis, heute lieber als morgen losschlüge? Nicht eines Sommers Sonne hat das Mieder ihres Knöspleins gelockert: die Amme hat es mit dem nie verglimmenden Docht ihres Paarungschwatzes angehitzt und mit Fettfingern das Schnürband des Blatthemdchens aufgezupft. Julia fühlt sich von dürstenden Blicken gefordert, schon bräutlich umfangen, ehe sie völlig der Kindheit entwuchs. Wer riethe ihr? Die Eltern sind Zuchtmeister und Ehrenwache, nicht Freunde. Ihnen sich anvertrauen, hieße: schroffer Willkür auf einem Sammetkissen den Schlüssel zur Wesensfestung hinstrecken. Niemals. Und der Jüngling, den der erste Rubinblitz ihrer Schönheit entschüchtert? Ist es nicht, als habe ihr Feuer (der Franziskaner spricht so) im Kuß alles Pulver aus Romeos Hirn verzehrt? Keine Lage genügt ihm noch, keiner noch er. Sein Arm soll Schild sein und wird Schlinge. Jetzt tötet er und will sich jetzt töten. Ohne Grund hat er verzweifelt und sputet sich nun in den Sumpf grundloser Glückshoffnung. Noch Einen frißt sein Schwert, das nicht einmal, um dem nach Tod lüsternen Besitzer die Pulspforte zu öffnen, aus der Scheide wollte. Dann wirft ers weg und trinkt Gift. Habt Ihr Augen? Der mit Degen und Dolch bewehrte Mann vergiftet sich. Aus seinem Gurtgehäng zieht die Frau den Stahl und stößt ihn sich ins Herz. Auf der Schwelle des Todes und in Erlebensdrang war Romeo schwächer als sein junges Weib. Das

Go gle

hatte, weil kein straffer Wille sich ihm als Stütze und Heilsbürgschaft bot, im eigenen Feuer das Schicksal zu schmieden getrachtet.

Heben Sie, Prologos, vor Frau Kamilla Eibenschütz das Seidenkäppchen; und senken es tief dann vor dem Ernst ihres Fleißes. Für die Wortspielsucht der Euphueszeit wären ihre Namen ein rechtes Fressen geworden. Wolltest die Sehne der großen Armbrust, der Eibe, spannen? Von Cupidos viel kleinerer traf Dich, Eibenschützchen, der Pfeil. Allzu kamillisch unschädlich, ein in Warmwasser gelöstes Hausmittel, schienst Du am Anfang, da Dein erster Blick doch den Zündhut wegsengen, das Pulver in Brand küssen sollte; und eine camilla Altroms, die dem Tempeldienst verlobte Tochter eines Freigelassenen, konnte sich nicht demüthiger, einer Götterzofe ähnlicher regen als Du, im Gruftgewölb, nach dem Erwachen zu kurzer Rast zwischen zwei Toden. Schulmeister Holofernes („Love's Labour's Lost") stäche noch hurtiger nach Silben. Einfalt war von dem süßen Gezwitscher und von dem Feuer dieser (im Ballkleid bildhübschen) Julia sicher entzückt. Der Kundigere, der Shakespeares schwerste, Kindesreiz und Heroinkraft fordernde Mädchenrolle gewogen hat, bewundert den Willensaufschwung, der Wedekinds unübertreffliche Wendla auf Capulettis Balkon, in Juliens Brautnachtstimmung trug; die Durcharbeitung, Durchgrübelung der Rede; die verständige, nicht furchtsam geduckte Fügung in des Lehrers kluges Gebot; den weichen Klang der Viola d'amore, die den Fittich der Nacht, des Liebsten Flügelroß, herbeifleht; bewundert inniger noch das schamhaft glühende Beben der Jungfrauenhände, die, immer wieder, von der Höhe ins Dunkel langen, den Körper der unten werbenden, beschwörenden, hinablockenden Stimme zu suchen, zu haschen, wie im Gebet das Bild Gottes in ihre Finger zu klammern und für alle Lebensfrist sich ihm zärtlich anzuschmiegen. (Vernunft, die aus Ammenmilch gerann, Ahnung der Weltbitterniß, auch die Angst, nicht züchtig genug zu scheinen, ruft, immer wieder, diese Hände zurück; wie aufgescheuchte Nachtwandler zieht es sie dann in die vom Mondlicht noch nicht beglänzte Tiefe.) Aus dem Geschlecht des Tantalos und der Niobe ist diese Julia nicht. Die hat am Quell der Luft und vor schmackhafter Frucht wohl nie die Qual langer Entsagung erduldet. Ward nicht für Tragoedie geboren. Da sie, für die Dauer dreier Abendstunden, eine erleben, miter-

Google

wirken muß, dürfte sie nicht weinerlich tremoliren, nicht schelmisch der Mutter entgegentrippeln. Nach dem Willen des Meisters soll Julia nicht Komtesse noch ausgewachsenes Heldenweib sein. Doch aus frühem Grauen kommt sie, nicht aus schäkerndem Neckspiel einer von Sonne blankgespülten Kinderstube. Was ihr werden soll, hat sie, einsam, geträumt; und der Traum wird ihr Leben. Kein Blinzelfräulein und Beltschätzchen. Schwarz sei, noch vor dem Maskenfest, ihr Auge und purpurn die Seele verhängt.

Ihr Romeo ist Herr Moissi. Schwarzbeinchen kreuzt die Arme, rümpft trutzig die Unterlippe; von der nun die Frage schmollt, ob auch, am Ende, gar an Diesen sich Zweifel klette. Sei gescheit, Girl (schon bastelt ein Holofern Dir an Deinem Zettelnamen, bis aus Lenzvergnügen an den Binsensilben Ter und Win ein Winter des Mißvergnügens wird). Den Montecchi von heute fand ich, als den Golo Hebbels, einst im dunkelsten Ostend Berlins; empfahl den noch fast aller Lehre Bedürftigen Eurem am Schifferdamm reisenden Meister; und rieth, Jahre lang, ihn, gegen Kurzsicht und blöde Ohren, zu halten. Bin also gewiß nicht unfreundlichen Sinnes verdächtig. Wie grob ward er, in Röllchen, denen er mindestens die Anmuth seiner Geste gab, von den Vereideten gescholten! Faselnachtulk uzte die Zeitungleser mit dem Satz: „Herr Moissi wird nächstens bei Reinhardt den Hamlet spielen.“ Spielt er ihn jetzt, dann raufen sie um die Plätze. Jubeln ihm zu; ob er Oedipus oder Orpheus, Faust oder Mephisto, Scheilock oder Graziano, Lears und Oliviens Narren oder Shaws Schwindsüchtigen mimt; am Meisten dem jungen Helden, der auf fünfüßigen Jamben durch klingende Luft schwebt. So schnell, so völlig hat, meines Erinnerns, nie Einer sich durchgesetzt. Er ist Liebling; und weiß nur zu genau, daß ers ist. Manche Dreinrede ist freilich unbedacht. „Er ziert und spreizt sich:“ nein; er ist Italiener, seine Allure romanisch und kokett scheint er nur dem Teutonen, der hinter jeder beschwingten, von Burgundermilch heißen, vom Oel der Provence duftenden, in Champagnerschaum perlenden Franzmannsrede den Friseur, Komoedianten, Croupier, Balletspringer wittert. „Weibisch“: nein; durchaus jungmännlich muthig und sogar altmännlich nüchternklug; nur eben nicht ein Jüngling der Dürer, Grünewald, Rubens, Jordaens, sondern der Masaccio, Lippi, Rafael, Botticelli, auch, manchmal, des Greco; dem Sternseher Vermeers, dem Faust und

Google

einem Christus Rembrandts ähnlich. „Ein Säusler, Schmacht- und Trompetentenor“: nein; ein Sprosser, der seiner schönen Stimme bewußt ist, doch weder Frau Nachtigal überflöten noch mit Schall die Sprache des Herzens und Kopfes überdröhnen will; ein Sänger, der Denken nie verlernen wird. Daß er den Prinzen und König Heinz, das Urbild angelsächsischen Leichtblutes und normannischer Ritterlichkeit, nicht so glaubhaft ins Scheinleben nachschaffen kann wie Richard den Zweiten, Golo, Ibsens Julian und Mussets Lorenzaccio, ist offenbar; vom Weinstock hat Keiner Tannenäpfel geerntet. Aber auf der Palette dieses Künstlers sind viele Farben. Sein Protassow, in Tolstois Schauspiel „Der lebende Leichnam“ (dem Melodrama eines Weltdichters, einem Hintertreppenstück aus Genieland), war eine ins Kleinste vollendete Menschenschöpfung, unvertünchte und dennoch liebenswürdige Krankendarstellung; kein Germane hätte es so gut, kaum ein Slave besser gemacht. Sein Oswald Alving steht nicht unter Roberts und Kainzens und thurmhoch über Zacconis. Längst noch hat er seines Wachsthums Gipfel nicht erreicht. Ihm (und allen in Nord Heimischen) wird er näher sein, wenn der Schmächtige, früh Zerfurchte nicht mehr der schöne Illyrerjüngling scheinen, die Intellektualität wegschminken, die Flamme des Auges nicht mehr in kitzelnde Holdheit dämpfen muß. Franz Moor, Fiesko, Don Carlos (nicht: Posa), Demetrius, Weislingen, Fernando, Orest, Mephisto, Clavigos dialektisch genialer Freund, Friedrich von Homburg, Varus, beide Richarde, Shylock, Brutus (nicht ganz so: Marc Anton), Philipp Faulconbridge, Käthchens Bändiger, Autolykus, Prospero (spät vielleicht Othello), Tartufe und Harpagon, Herodes und Kandaules, Hippolytos und Philoktet, Tolstois Dorfhähnchen, Rosmer, Solneß, Rubeck: da liegen seine Reiche. Für den Montecchi bringt er Allerlei mit: den Ephebenleib, die adelige Haltung und grazile Geberde Eines, der in Veronas Nobilekleid erwachsen scheint, den Schmelz südlicher Jünglingsstimme, die bunt gesprenkelte Seelenhaut, die Fleuret- tir- und Florettirkunst der Zunge und die Behendheit zum Sprung aus Jammersabgrund auf den Grat heiligenden Glückes. Dennoch: im Vollbesitz solcher Gaben enttäuscht er. Scheut auch er die zehrende Gluth der Tragoedie? Die umtändelt er, wie, mit anmuthig gekrümmtem Buckel, der schmuckste Angorakaterprinz den



Google

heißen Brei; wärmt sich, nach einer Thränenbö, ein Weilchen daran, läßt, für eines Blickes Frist, den kleidsamen Strahl bis ans Augenweiß zucken, kehrt rasch aber, mit gesenktem Lid, vielleicht mit versengter Braue, ins Wohltemperirte zurück. Warum? Daß ihm nur um den acte de présence zu thun war, daß er „markiren", nicht seine beste Kunst vergeuden wollte, glaube ich, der ihn von Anfang her kennt, nicht. Ist ihm Romeo gleichgiltig, ein Waschlappen, wie dem Schwatzmaul der Amme, und meint er, solchen verliebten Fant lange schon, himmelan, höllenab, überwachsen zu haben? Lessing citirt das Wort des Aristoteles, „man müsse keinen ganz guten Mann, ohne all sein Verschulden, in der Tragoedie unglücklich werden lassen; denn so was sei gräßlich." Malt es Herrn Moissi Romeos Ungeschick? Dann würde er irren. Juliens Liebster wird schuldig: da er Merkutio in Tod straucheln läßt, Tybalt erschlägt, wie Schilf unter jedem Windstoß schwankt, zwei Leben in einen Ring schließen will und doch eins nicht, das eigene, von Sturz aufrichten, meistern, in stolze Sicherheit rahmen kann. Hier ist Menschheit; denn hier schuf Shakespeare. Habt Respekt, Ihr Buben! Romeo ist nicht Max Piccolomini, der auf garstiger Erde das Los des Schönen leidet. Auch nicht Daphnis, Rubenz, Leander. Ein faßbarer, vom Wesenskontur gegen alle Umwelt abgegrenzter Jüngling, der seinen allzu menschlichen Widerspruch in sich trägt, aus sich speien möchte; nicht die errechnete Summe, die Bilderfibel der Jünglingideale. Verliebt, edel geboren, in der Stadt, von deren Mauern noch ein Nachklang dantischen Sanges widerhallt: und doch ohne Musik in sich, unter dem lichten Glücksschleier düster wieder Erebos und drum wider den Ruf des Schicksals getäubt. Trau keinem Solchen, Julia! Statt den Markt zu meiden, dem Anhauch des alten Hasses die Stirn zu weigern, erschlägt er, im Getümmel, vor gaffender Rachsucht, Deinen Vetter, zerschlägt den veilchenblauen Amethystdeckel Eures jungen Glückes, das unter einer heißen Sonne nun welken muß, will sich selbst dann durchbohren, das Herz ausbrechen, das Dir vermählt ist. Trau keinem Solchen! Mit seinem Honigmund, all in seinem Liebreiz ist er Enkel, nicht Ahn. Kann niemals Stamm und Wipfel, Stab und Haupt einer Menschengemeinschaft, der kleinsten nur, einer Familie, werden. In sich und in Anderen zerstört seine Jäheit und Raserei unfromm die weihende Illusion. Darob straft ihn Natur als der

Google

strengste Tyrann. Nie gab er sich ihr in zutraulichen Gehorsam. Nie drückt sie ihn deshalb als ihr Kind, niemals, ans Mutterherz.

Hier ist ein Wirbel. Nicht in Eurem Romeo, Chorus! Der ist in der Fürstenresidenz der feinste und interessanteste Junker; doch, leider, auch der vernünftigste. (Der hitzigste ist Merkutio, dessen junger Darsteller, Herr Danegger, in den Minuten des Sterbens eine verheißende Talentprobe giebt. Nicht die erste. Schon als Judiths Brackenburg, Gretchens Bruder, Hamlets Lieblingspieler, als Sänger auf Fausts Thurm und Sprecher in Fausts Himmel fiel er mir auf; als Edmund Gloster ist er, mit allzu böswilligem Gefuchtel der Arme und des Tons noch, auf richtigem Weg. Sagen Sie ihm, daß er wie ein schnurriger Held starb und, zuvor, wie ein Leopard, der schon Schießpulver roch, das von Hitze juckende Fell an der Cisterne kühlte. Daß er die gute Burgtheaterlehre und das Metall seiner Kehle hüten, die Klangbildung und Konsonanz noch sauberer ausschleifen, sein Gerüst und sein Werkzeug, Nerven und Seele, vor Fettpolstern wahren und Preßtadel nicht an die Milz lassen solle; wer lange mit schlechten Rollen bepackt war, hats, wenn er, noch kreditlos, sichtbar wird, vor Unkundigen immer schwer, kommt aber, wenn er alle Willensgewalt rafft, über das Hinderniß; auch sein Spielgenosse Arnold galt vorgestern für einen putzigen Knirps und ist heute als das findige Genie des Bürgerhumors anerkannt. Nach solcher Lob- und Trostrede nehmen Sie ihn, bitte, beim schon etwas schwammigen Ohrläppchen und sprechen: Auch Merkutio ist ein Genie, nach Fallstaff das feinste Säftlein aus süß faulender Ritterblüthe; Edelmann muß er stets bleiben und darf nie lümmeln; sich nicht breitspreizig hinsetzen, um, auf dem Protagonistenplatz, spöttelnd von Frau Mab, seiner Traumkönigin, zu schwärmen; war, wie der Weltheilige Wolfgang Amadeus Mozart, von dessen Lanzen und Schwertern seine geräumige Herzkammer zu klirren scheint, nie ein seßhaft behäbiger Mann. Nun zupfen Sie derb; dann: Für die aus Mondstrahlfäden und Lauch gewebte Erzählung, die des Cervantes nicht unwürdig, einem Rabelais unerlangbar wäre, reicht eine Gedächtnißsynthese von Hartmann und Wegener nicht aus; diese nordische Inselromanze mußt Du, Herr Junge und Vetter, in die Musik Deiner Natur kleiden lernen. Geh; nicht nebenan in den Keller: nach Pergamon, zu Rubens, der Dich als jungen Silen malen würde, zu Van Dyck, der



Google

schlank bescheidene Vornehmheit lehrt, und, da Du schon am Kupfergraben bist, zu Reinhardt, der Dich so hoch zu führen vermag, daß Du Dich in Grünewalds lachenden Mohrenprinzen umfärben dürftest.) Zurück zu Romeo, von saumseligem Umweg zu dem feinsten, vernünftigsten Junker in Verona. Der küßt nicht nur nach der Kunst; redet auch, seufzt, wirbt, klagt, zürnt, lechzt, verzweifelt, stirbt recht nach dem besten Kodex. In Dem war nie ein Wirbel; seit er das grüne Wams über das schwarze Beinkleid knöpfte, niemals. Müßte er nicht als ein Gewandelter, völlig Neuer vor unser Auge treten, wenn das Lodern der Ballnacht die Erinnerung an Rosalindens Pechblick und bläßliche Tugend weggeschmolzen hat? Nicht bis in die tiefste Wurzelfaser erbeben, wie ein zu Tod Verwundeter wanken, da ihn auf offenem Markt der Vetter des soeben ihm heimlich vermählten Weibes einen Schurken schimpft und in die Zinken der Straßengabel klemmt, die links in Blutschuld und Doppeltod, rechts in Verruf des Feiglings weist? Müßten wir nicht um den in Lorenzos Zelle gegen sich selbst, mit Stahl und Faust, Wüthenden zittern? Wir zittern nicht. Stimmung, ehrwürdiger Bruder! Dieser mordet sich nicht. Hat nie Einen gemordet. Wird, statt roth aufzugischten, sich bald auch in angelische Würde fassen, wenn er hört, Julia sei eingeurnt. In Würde, die, da es sein muß, geruchloses Gift trinkt, nicht häßlich die elegante Hülle einer adeligen Seele schlitzt. Hätte dieser bedachtsam wägende Poetenkopf, eines venetischen Parnassiers, frei geschaltet, dann wurde aus Maskenschwank und keckem Lockruf in Mondglanz nicht grause Tragoedie. Dieser Montecchi ist so vernünftig...

Und doch hat der Priester hellster Vernunft ihn wie den wirrsten Knabenkopf ausgescholten. „So wilde Freude nimmt ein wildes Ende und stirbt im höchsten Sieg, wie Feuers Kuß das Pulver aufzehrt. Drum liebe maßvoll! Deine wilden Thaten zeugen von eines Thieres unvernünftiger Wuth. Ein Wachsgepräg ist Deine edle Bildung, wenn sie der Kraft des Mannes abtrünnig wird; Dein heiligstes Gelöbniß hohler Meineid. Dein Witz, die Zier der Bildung und der Liebe, doch zum Gebrauche Beider mißgeartet, fängt Feuer durch Dein eigenes Ungeschick, wie Pulver in nachlässiger Krieger Flaschen, und was Dich schirmen soll, zerstückt Dich selbst.“ Wo war dieser Romeo? Bei Euch nicht; ich weiß nicht, wo. Eurer hatte edle Bildung, Würde, Maß, sanften Witz; Pulver blitzte nicht, thierische Wuth brüllte nicht aus ihm. Diesen hätte der

Google

Vernünftigste nicht unvernünftig genannt. Auch Bruder Lorenzo nicht, der Blumen, Gemüse, Arzeneikraut aufzieht, genau weiß, was Duft, was Nährkraft, was Heilung spendet, und in seinem Gott gewiß ist, daß des treulosen Pfuschgärtners Unvernunft Tugend in Laster wandeln, am Spalier rechtliniger Lehre Laster sich ums Nutzholz würdiger Tugend ranken kann. Die Windeier solcher Vernunft hörten wir platzen. Und wurden, eindringlich, belehrt, wie der Dichter über solches Gedünkel denke. Kaum besser als über die im Märchenreich der Vorstellung einst von Elfenspuk Genarrten. (Noch eine Rüge; ganz ungesalzen. Fra Lorenzo darf an Fra Angelico, mindestens im Aufschwung der Inbrunst, darf aber nicht an Grützners muntere Schleckermönchlein erinnern. Im Dunstkreis rationaler Beschränktheit ist er muthig und menschlich; nie ein vergreister Schmunzler. Und: jedes Wort aus seinem Mund müßte verständlich sein. Eurer athmet und murmelt und zwinkert, rühmlich, wie ein noch lebendiges Hutzelmännchen; doch man hört ihn nicht. Shakespeares tischt Greisenweisheit auf, die nicht nur Greisen schmeckt; tritt an der mächtigen Orgel die Bälge; und schreitet allen Raisonneurs der Romanen aufs Schaugerüst voran.) Vernunft regirt, im Bergland der Verliebten, Poeten und ihnen dienstbaren Geister, nicht immer den Willen. Der athenische Musterknabe, ders geglaubt hat, stolpert von Helenen zu Hermia zurück. Und Bruder Lorenzo, vom Orden des großen, reinen Dulders Franz, des keuschsten, hilft Romeo und Julia ins selbe steinerne Bett.

Auch in wärmeren Pfühl hat er ihnen geholfen. Ich habs nicht vergessen, mahnender Prologos. Könnte ichs? Im Brautbett sahen wir sie ja gepaart. Noch im Erinnern überläufts mich. Wie konnte der Künstler Reinhardt sich so verwirren? Zwei junge Menschen, Mann und Weib, denen die Kirche Einverleibung erlaubt hat, neben einander im Bett, beschuht, vom Fuß bis unter die Brust wie für die Straße gekleidet... Kichernd erwachen Fragen. Schweiget! Am offenen Altan, der den Dämmerwind einläßt, hält Romeo sein bebendes Glück im Arm. Aus Taumeln trug ers hierher. Unlöslich scheinen sie in einander verwurzelt; stumm: weil Eins des Anderen Athem trinkt. Da meldet die Lerche den Tag. Und mit dem Morgen schlurft grau das Gestern herauf. Aus Hauch formen sich nun wieder Worte. Abschied nach Hochzeit. Trennung der über Nacht in einen Pulsschlag gewöhnten Herzen. Aus Scharlach dröhnt Phöbus heran. So wird Tragoedie.

Google

# Erkenntnißkritik.

Die wirksamste Widerlegung jenes Idealismus, der das Dasein der Außenwelt leugnet oder in Zweifel zieht, bleibt schon die Beule, die sich der Idealist an einer höchst realen Wand stößt, oder die Ohrfeige, die ihm in der Hitze des Disputs sein Widerpart giebt. Aber da wissenschaftliche Argumente wissenschaftlich widerlegt werden wollen, kann sich der Philosoph von Fach, der den Solipsismus ablehnt, der Verpflichtung dazu nicht entziehen; und Dr. Franz Jünemann, Oberlehrer am katholischen Gymnasium in Neiße, dessen „Kantiana" von der Fachkritik beifällig aufgenommen worden sind, besorgt nun in seiner neusten Schrift (Der philosophische Idealismus und das Grundproblem der Erkenntnißtheorie; Bärs Verlag in Neiße) die Sache so gründlich, daß meiner unmaßgeblichen Meinung nach damit die Debatte für geschlossen erklärt werden könnte. Allen Sophismen der Alt- und der Neukantianer wird schonunglos die Phrasenhülle heruntergerissen, so daß sie in der Blöße ihrer Nichtigkeit vor den Augen des Beschauers dastehen, und verdientem Spott werden ihre Absurditäten preisgegeben: ein Monumentalbau, an dem sich ein Menschenhirn zu Brei stößt, der aber nur in eben diesem Hirnbrei existiren soll, Kants Kritik der reinen Vernunft, das körperliche Buch sammt Inhalt, Produkt Dessen, der es grade liest, und was dergleichen Späße mehr sind. Kant wird als der Hauptschuldige behandelt; Aussprüche von ihm, die sich gegen den Idealismus richten, sollen blos Inkonsequenzen sein. Da bis auf den heutigen Tag die angesehensten Philosophieprofessoren um den Sinn der Vernunftkritik und die eigentliche Meinung Kants streiten, darf ich mir nicht anmaßen, entscheiden zu wollen, ob Jünemann mit seiner Auffassung im Recht ist; ich beschränke mich auf die Bemerkung, daß er übers Ziel schießt, indem er auch die Subjektivität der sekundären Qualitäten anzweifelt. Diese Behauptung darf ich als Dilettant schon wagen, weil zu ihrer Begründung, wie man gleich sehen wird, gar keine philosophische Fachkenntniß erfordert wird.

Darüber, schreibt Jünemann selbst, sei ja kein Wort zu verlieren, „daß die Qualität-Empfindung lediglich dem Subjekt, dem Bewußtsein, inhärirt". Aber sind denn ohne einen Empfindenden diese Qualitäten denkbar? Was soll denn „süß" bedeuten, wenn Niemand da ist, der Süßes schmeckt? Der Zucker schmeckt sich doch nicht selbst. Die Qualität existirt nur als empfunden und hat ohne einen Empfindenden oder Wahrnehmenden gar keinen Sinn. Jünemann glaubt, Schopenhauer mit Goethe widerlegen zu kön-

Go gle

nen. Schopenhauer sagt im Gespräch mit Goethe, die Sonne würde nicht existiren, wenn es kein sehendes Auge gäbe; worauf Goethe entgegnete: „Vielmehr wären Sie nicht, wenn die Sonne nicht wäre.“ Beide sind hier im Recht. Ohne Sonnenenergie kein Organismus, also auch kein Schopenhauer. Existirt aber die Sonne als Leuchtkörper für den Blinden? Sicherlich nicht; für ihn ist nur die Wärmespenderin vorhanden; Licht und leuchtende Körper giebt es nicht für ihn. Ist er blind geboren, dann weiß er nicht, was Licht, was Farbe ist; er kann sich keine Vorstellung davon machen. Woraus folgt, daß ohne sehende Augen Licht und Farben undenkbare Dinge sind. Wenn wir, die Sehenden, uns ein farbiges Universum ohne Farben wahrnehmende Menschen und Thiere denken können, so vermögen wirs doch nur, weil wir die Farbenempfindung kennen; auch in dieser verrückten Vorstellung sind wir selbst es, die wir den vorgestellten Dingen die Farben auftragen. Nichts weiter war nöthig, als daß eines Tages ein Denker diese Ueberlegung anstellte und aussprach, um alle übrigen Menschen, die denkenden wenigstens, von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. Wenn dieser Thatbestand noch nicht allgemein bekannt und anerkannt ist, so liegt es wohl nur daran, daß er in der philosophischen Fachsprache, statt in der schlichten Volkssprache, vorgetragen zu werden pflegt.

Qualitätlose Dinge, meint Jünemann, würden ja reine Nichtse sein. Das meine ich auch; und ich gehe noch ein Stück weiter: Dinge, die weder wahrnehmen noch wahrgenommen werden, sind wirklich nichts, sind gar nicht vorhanden. Unsere Mutter Erde war erst von dem Augenblick an, wo das erste Würmlein, das sie als Widerstand oder Stütze, als warmes oder kaltes Milieu empfand, ihr ein armsäliges Bischen Wirklichkeit verlieh. Und diese Wahrheit ist von der größten Wichtigkeit, denn sie ist der Tod des Materialismus und des Atheismus. Zu meiner Freude erfahre ich aus Jünemanns Buch, daß Dieses schon Berkeley gesagt hat, der dem Gedanken allerdings eine andere Fassung giebt und etwas andere Folgerungen daraus zieht. Ich lege mir die Sache auf meine Art zurecht. Die Subjektivität der Sinneswahrnehmungen verwickelt in einen Widerspruch, der den denkenden Atheisten verrückt machen muß. Ohne uns sind die körperlichen Dinge nicht vorhanden; aber auch wir sind ohne die körperlichen Dinge nicht vorhanden, denn alle unsere Sinnesempfindungen werden von außen, durch körperliche Dinge, verursacht und ohne Sinneswahrnehmungen kann kein Bewußtsein entstehen, würde also unser Ich nicht existiren. Zudem lehrt die Wissenschaft, daß unser Cro-

Google

ball Millionen Jahre vor dem ersten Würmlein entstanden ist. Dem Theisten löst sich der Widerspruch dadurch, daß die Erde mit ihrer Existenz auf das Würmlein nicht zu warten brauchte, weil ja vom Urbeginn an Einer da war, der sie wahrnahm: ihr Schöpfer.

Daß das Erkenntnißproblem noch nicht gelöst ist, erkennt Jünemann an. Ich streiche das „noch“ und sage: Es wird niemals gelöst werden; es kann nicht gelöst werden und braucht auch nicht gelöst zu werden. Der Mensch begreift nur, was er machen kann; er begreift die Maschine, die er baut, aber der Organismus, den er nicht schaffen kann, bleibt ihm Geheimniß. Am Wenigsten begreift er sich selbst, diese Einheit von Geist und leiblichem Organismus. Da die Welt ist und wir nicht die Aufgabe haben, sie zu schaffen, brauchen wir auch nicht zu wissen, wie es der Schöpfer anfängt, mit einer körperlichen Maschinerie in Menschenseelen Sinneswahrnehmungen, Vorstellungen und Gedanken zu erzeugen, so die Seelen zum Selbstbewußtsein zu wecken und sie mit einem Inhalt zu erfüllen, der jede zu einem Mikrokosmos macht. Nach der trotz Energismus immer noch geltenden physikalischen Hypothese ist die Maschinerie ein System von punktuellen Kraftcentren (Atomen, Jonen, Elektronen), deren Gruppirungen und Bewegungen durch Erschütterung unserer Seh-, Hör-, Hautempfindungnerven, durch chemische Veränderung unserer Schleimhäute Gesichtsbilder, Töne, Wärme-, Lust- und Schmerzempfindungen, Gerüche und Geschmäcke in unserer Seele erzeugen. Sollte diese Hypothese (die höchst werthvoll ist, weil sie die physikalischen Vorgänge vorstellbar und berechenbar macht) den Bau und die Einrichtung des körperlichen Universums richtig abzeichnen, dann würde Gott die Atome und ihren Reigentanz sehen. Ist dagegen die Struktur des Universums anders geartet, dann sieht er diese andere Struktur. In beiden Fällen aber sieht er zugleich auch das Selbe, was wir sehen, denn er hat ja die Maschinerie eben zu dem Zwecke gebaut, diese und keine anderen Gesichtsbilder und sonstigen Wahrnehmungen in unseren Seelen zu erzeugen. Darum ist auch für den Konstrukteur der Dinge und der Seelen ein Stück Zucker nicht nur ein Atomhäufchen $C_{12}H_{22}O_{11}$, sondern ein süßes Stück Zucker, der bunte Paradiesvogel ein bunter Paradiesvogel, der graue Sperling ein grauer Sperling, der Gasball ein Gasball und der auf dürrer Haide spekulirende Narr ein spekulirender Narr. Demnach ist der Ununterrichtete mit seinem naiven Realismus vollkommen im Recht; weder seine Sinne täuschen ihn noch (wie Philosophen mauthnerischer Richtung klagen) die nach logi-

Google

schen Gesetzen geformten und geordneten Worte, in denen Einer dem Anderen seine Wahrnehmungen mittheilt. Nicht falsch ist das Weltbild des naiven Realisten, sondern nur unvollständig; er kennt nicht die physikalischen Vorgänge (Aether- und Luftschwingungen und Atomgruppierungen), durch welche die Maschinerie zur Erzeugung von Sinneswahrnehmungen in unseren Seelen den Anstoß giebt, und er weiß nicht, daß es ohne Geist keine Körperwelt geben könnte.

Das eine der beiden Verdienste, das meiner Ansicht nach Kant zugestanden werden muß, besteht darin, daß durch ihn die Einsicht in die Subjektivität der sekundären Qualitäten wenigstens in den philosophisch gebildeten Kreisen allgemein verbreitet worden ist; beklagenswerth aber scheint mir, daß er auch dem Raume und der Zeit die objektive Existenz abgesprochen hat. Sein zweites Verdienst sehe ich darin, daß er mit seinem a priori die Substantialität der Seele gegen alle Einwendungen, seine eigenen nicht ausgenommen, sicher gestellt hat. Denn was besagt dieses a priori? Ob seine Kategorientafel richtig und vollständig ist, darauf kommt nichts an. Das Wesentliche ist, daß es überhaupt in allen normalen Menschen gleichartige Wahrnehmungen und Kategorien giebt. Alle normalen Menschenseelen sind so eingerichtet, daß sie von den selben körperlichen Dingen die selben Eindrücke empfangen und diese nach den selben logischen Gesetzen zu gleichartigen Begriffen, Urtheilen und Schlüssen verknüpfen. Nur hierdurch ist Verständigung, ist Verkehr, ist Sozialleben möglich. Wenn Einer Grün sieht, wo die Normalen Roth sehen, kann er zwar vielleicht ein moderner Maler, aber weder Weichensteller noch Zugführer werden; verwechselt er die Kategorien Mein und Dein, so muß er ins Gefängniß; und sieht er den Gevatter Müller für den Gottseibeiuns oder sich selber für Gott Vater an, so steckt man ihn ins Narrenhaus, das heute höflicher Sanatorium genannt wird. Auf einer gleichartigen Einrichtung der Seelen also beruht dieses übereinstimmende Wahrnehmen, Vorstellen, Urtheilen und Schließen. Soll aber die Seele irgendwie eingerichtet sein, dann muß sie vorhanden, muß sie eine Wesenheit, eine Substanz sein; bei einem Bündel oder Strome von Vorstellungen, einem Kreuzungpunkt von Nervenbahnen, wozu die Psychologie ohne Seele die Seele herabsetzen will, kann von einer Einrichtung nicht die Rede sein; ~~Empfindungen~~, Vorstellungen, Denkoperationen können nicht ~~in der Luft schweben~~, sondern müssen, wie auch Jünemann hervorhebt, einen Träger haben.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Google

# Der einsame Nietzsche.

Vor mehreren Jahren erhob sich im Nietzsche-Archiv eine Diskussion über das Schreiben und den Werth von Biographien. Der Eine forderte vor allen Dingen möglichst viele Einzelheiten und Dokumentarisches, damit man sich selbst ein Bild formen könne. Ein Anderer betonte die großen Linien. Ein Dritter widersprach; solche Vereinfachung zeige gewöhnlich nur, was Der oder Der über einen großen Mann gedacht habe. Einer behauptete, daß man bei manchen unserer Größten die Aufzählung vieler Einzelheiten überhaupt nicht aushalten könne, zum Beispiel: bei Hebbel und Richard Wagner. „Ja," zürnte Einer, „Das kommt nur daher, daß wir alles Menschlich, Allzumenschliche mit verleumderischen Blicken betrachten. Wir sind heutzutage so ungerecht wie möglich in unseren Forderungen; wir sehnen uns nach Menschen der Renaissance, aber wir fordern zu gleicher Zeit, daß sie harmlos und in der Furcht des Herrn daher wandeln wie der fromme Knecht Fridolin." Der Streit ging hin und her; schließlich konnte ich nicht umhin, zu bemerken, daß es doch wahrhaft große Menschen gebe, von denen man alle Erlebnisse erzählen könne, weil sich selbst in den kleinsten Erlebnissen die Größe ihrer Natur zeige. „Das paßt auf Nietzsche, aber sonst auf Wenige", sagte der Forderer der großen Linie, „vor Allem nicht auf Menschen der That. Die müßte man vielleicht überhaupt unter anderen Gesichtspunkten ansehen als heroische Geistes-helden". „Aber Moltke und selbst Bismarck, diese wundervolle Verkörperung des Willens zur Macht", fragte ich, „was könnte man Ernstliches aus ihren persönlichen Erlebnissen gegen sie vorbringen?" Wieder brach der Streit los, ohne einen befriedigenden Abschluß zu erreichen.

Von diesem Gespräch war 1908 bei Professor Holzers letztem Besuch in Weimar die Rede und ich fügte hinzu, wie glücklich ich im Vergleich zu anderen Biographen zu preisen sei, weil ich beim Schreiben der großen Biographie (die 1904 erschien) aus dem Leben meines Bruders nichts zu verschweigen hatte. „Aber warum haben Sie trotzdem Wichtiges verschwiegen?" fragte Holzer. „Sie haben mir heute eine Reihe der erschütterndsten Dokumente gezeigt, die mir so viel über Nietzsches innerste Empfindungen verrathen, die Sie aber aus Rücksicht auf Andere (denn für Ihren Bruder sind sie in ihrer Empörung so ehrenvoll wie möglich) in der großen Biographie vollständig unterdrückt haben; war Das richtig? Auch haben Sie mir heute Einzelheiten erzählt, die mir Manches überhaupt erst erklärlich gemacht haben, zum Beispiel: Overbecks Umwandlung seiner Gesinnung und Freundschaft zu Nietzsche." „Ich wollte mir mit diesen häßlichen Geschichten mein Buch nicht verderben," antwortete ich. „Ja," rief Holzer aus, „Das ist es eben; Jedermann will ‚ein schönes Buch' schreiben. alle möglichen Menschen sollen geschont und kein Anstoß soll erregt werden. Ihr Bruder nannte Das: ein ‚blaues' Buch schreiben, aber er setzt ausdrücklich hinzu, ‚eine andere Farbe sei hundertmal wichtiger als das Blau, näm-

Google

lich das Grau'. Damit meinte er das Urkundliche, das wirklich Feststellbare, das wirklich Dagewesene." Wir einigten uns darüber, daß das Verschweigen dieser Widerwärtigkeiten ein großer Fehler gewesen sei; erst jetzt erkenne man die ungeheure Kraft Nietzsches, mit der er sich über diese kleinlichen Erbärmlichkeiten erhob, und man staune, daß er dabei nicht zum verbitterten Pessimisten wurde, sondern trotzdem den Menschen der höchsten Vervollkommnung für fähig hielt.

Später kam Holzer noch einmal darauf zurück. „Wie viele Unwahrheiten über Nietzsche wären der Mitwelt erspart geblieben, wenn seine heimlichen Feinde geahnt hätten, welches dokumentarische Material dem Nietzsche-Archiv zur Verfügung stand! Erst durch das Verschweigen der erwähnten Dokumente ist der Irrthum entstanden, das Nietzsche-Archiv sei in einigen Punkten mangelhaft unterrichtet oder wolle den wahren Sachverhalt unterdrücken. Sie haben also aus Rücksicht auf Andere Ihrem Bruder geschadet." Nach dieser ernstlichen Ermahnung versprach ich, bei einer neuen Darstellung des Lebens meines Bruders die peinlichen Dokumente nicht zu vergessen und einen besonderen Accent auf die urkundliche Erzählung thatsächlicher Vorgänge zu legen, insofern sie als Hemmungen oder Förderungen bei der Entstehung seiner Werke gedient haben.

Ich habe im „Jungen Nietzsche" und jetzt im „Einsamen Nietzsche" dieses Versprechen zu halten versucht. Das erste Buch zu schreiben, war mir eine große Freude, denn noch einmal durchlebte ich die köstliche, sonnige Jugendzeit. Aber das zweite Buch, „Der einsame Nietzsche," ist mir unbeschreiblich schwer geworden; das Tiefste und Höchste mußte von Neuem dargestellt und das Schmerzlichste berührt werden. Dazwischen waren jene peinlichen Erlebnisse zu erzählen, wobei ich oft das Gefühl hatte, als müßte ich auf meinem streng vorgezeichneten Weg zur Wahrheit eine Dornenhecke durchdringen. Ich glaube, „Der einsame Nietzsche" ist das härteste Opfer, das ich der Wahrheit und der Liebe zu meinem Bruder gebracht habe.

Wie dankbar bin ich nun dafür, daß mir von vielen Seiten ein warmes, ernstes Verständniß entgegengebracht worden ist! Ich möchte hier meinen innigen Dank für all die feinsinnigen Kritiken in den großen führenden Zeitungen und für die vielen gütigen, anerkennenden Briefe aussprechen, die mich in meiner Wintereinsamkeit erreichten. Gerade, daß das Urkundliche der Darstellung und ihre innere Nothwendigkeit, selbst in jenen besonders „grauen" und peinlichen Kapiteln, so warm anerkannt worden ist, thut mir wohl. Ein ausgezeichneter Historiker schrieb mir über den „Einsamen Nietzsche": „Was mir darin als hervorstechendste und zugleich glücklichste Eigenschaft entgegentritt, ist die Zeugnißhaftigkeit dieses Buches. Es ist von der ersten bis zur letzten Seite Dokument. Später werden meine Berufsgenossen, die Geschichtforscher von 1963 oder 2013, Ihnen Dank wissen."

So darf ich mit zuversichtlichem Herzen sagen: Wer wirklich etwas Authentisches über Nietzsche wissen will, Der findet es in der großen Biographie „Das Leben Friedrich Nietzsches und, mit vielen ergän-

Google

zenden Einzelheiten, in den beiden Bänden „Der junge Nietzsche“ und „Der einsame Nietzsche“.

Nachschrift. Am einundzwanzigsten November 1913 brachte das Berliner Tageblatt eine würdige, warm empfundene Kritik meines Buches vom Professor Dr. S. Saenger; im Februar 1914 eine unwürdige, witzelnde, verständnißlose Besprechung des selben Buches von Herrn Dr. Schlenther. Gegen dessen verwirrende Behauptungen (Herr Schlenther schiebt mir Urtheile und Aussprüche zu, die Friedrich Nietzsche selbst aufgezeichnet hat) führe ich die ernsten Schlußworte Saengers an: „In einer Affaire, die man als eine alltägliche affaire de femme umzutäuschen beliebte, hatte sich Rée nicht eben heroisch benommen; unter dieser Entdeckung litt Nietzsche unsäglich und nur der Vorsorge seiner Schwester ist es zu danken, daß der goldreine und zart empfindliche Philosoph seinen ‚Freund‘ nicht vor die Pistole gestellt hat. Man wird diese Briefe lesen und die hohe, fleckloſe Moralität dieses Immoralisten bewundern. Unter den Selbstbekenntnissen des Denkers giebt es keins, das deutlicher machte, welche allerstrengsten Anforderungen der grausame Umwerther an die heroische Lebenserfüllung seiner Jünger stellte, mit wie heftiger Verachtung er freche und zuchtlose Genüßlinge aus seiner Gemeinschaft stieß. Es ist begreiflich, daß Frau Förster-Nietzsche sich entschlossen hat, diese Beweisstücke zu veröffentlichen. Diejenigen, die sich Entstellungen erlaubten, rechneten nicht damit, daß die Toten im weimarer Archiv auferstehen und reden könnten.“

Breitbrunn am Ammersee.

Elisabeth Förster-Nietzsche.

# Orientgeschäfte.

Von den 700 Millionen Francs, die Dschawid Bey, der geschickte Unterhändler, der jüngsten Türkei in Paris locker gemacht hatte, ist noch kein Centime ausgezahlt worden. Das gute Einvernehmen wurde durch neuen politischen Ehrgeiz und durch das Drängen des russischen Freundes nach einem Finanzboykott wieder gestört. So ist die große Anleihe, die nach dem Friedensschluß dem Osmanenreich versprochen worden war, unerledigt geblieben und die türkischen Finanzregenten mußten die Gefahren einer längeren Aushungerung in Riesenschrift plakatiren. Der Großwesir sollte dem Vorsitzenden der Dette Publique mitgetheilt haben, er könne für die richtige Ablieferung der dem Dienst der Anleihen bestimmten Einnahmen nicht mehr bürgen, wenn in seine Kassen nicht bald Geld komme. Ein Bluff natürlich; denn ins Gehege der Dette dringt kein Feind mehr ein. Die Orientpolitik Rußlands schillert wieder in allen Farben. Die russische Regirung verlangt, daß ein von ihr entsandter Vertreter in den Verwaltungrath der Dette aufgenommen werde. Dieser Wunsch hat nur politische, nicht finan-

Google

zielle Gründe; denn in Rußland ist kein Heim für türkische Anleihen. Deren größter Theil liegt in Frankreich und Deutschland; weit dahinter kommt England. Die Dette kontrolirt ein Kapital von 116,5 Millionen Türkenpfund. Davon für Deutschland 49,9, für Frankreich 43,7, für England 5,3 Millionen. Da die Franzosen zwei Mitglieder in der Verwaltung haben, können wir eben so viele verlangen; doch schon diese billige Forderung ist schwer durchzusetzen. Die Franzosen verlieren das seelische Gleichgewicht, wenn sie sich mit Deutschland im orientalischen Geschäftshaus treffen. Mit bewundernswerther Verstellungskunst ist in Paris der Abschluß des Eisenbahnenhandels in Kleinasien besprochen worden. Frankreich hat, gegen gutes Geld und runden Vortheil, auf sein „finanzielles Interesse“ an der Bagdadbahn verzichtet, das in der Wirklichkeit nie bestand; es hat dafür Eisenbahnkonzessionen in Syrien und Anatolien erworben, die vielleicht mehr werth sind als die ganze Bagdadbahn. Aber Marianne hat natürlich ein „schweres Opfer“ gebracht. So ists auch mit der Dette. Zuerst wollten die Franzosen nicht, daß die Vertreter der drei Hauptnationen im Vorsitz abwechseln. Mit England: Ja; aber der Allemand sollte nicht an die Rampe. Das ging natürlich nicht. Die Türkei hoffte, von den Vereinigten Staaten, die seit dem Beginn der mexikanischen Liquidation ihre Finanzen in bester Ordnung haben, einen Vorschuß zu bekommen. Ob der Handel abgeschlossen ist, weiß man noch nicht. Das deutsche Kapital hat sich durch die Geldnöthe des Türkenstaates und die drohenden Gesten gegen die Dette nicht schrecken lassen. Die Börsennotizen aller türkischen Staatspapiere sind besser als ihre niedrigsten Preise im Vorjahr. Bei den Unifizirten Türken beträgt die Differenz sogar 6 Prozent.

Nicht so rasch wie Serbien ist die Türkei zu neuem Wirthschaftleben erwacht. Die Serben haben ihre 250 Millionen Francs nach Haus gebracht und sind, seit das Moratorium aufgehoben ist, schnell im Kredit gestiegen. Der Streit um die Orientbahnen ist geschlichtet; nun fluthen die Waaren in solcher Menge ins Land, daß sich in den Grenzstationen ganze Wälle von Eisenbahnwagen gestaut haben. Die Orientbahnen helfen mit ihren Lokomotiven aus und zeigen so ihre friedliche Gesinnung. So lange Serbien in seinem alten engen Rock steckte, konnte es sich mit einer orientalischen Auffassung wirthschaftlicher Nothwendigkeiten behelfen. Man nahm die Dinge nicht zu genau und ertrug den Spott der Westeuropäer. Das geht jetzt nicht mehr. Der Drang nach westlicher Geschäftskultur verlangt neue Voraussetzungen; zunächst: eine Reform der Währung. Die Serbische Nationalbank, die seit 1883 besteht, ist in eine unbequeme Verfassung gezwängt. Da die Notengrenze bei 50 Millionen Francs liegt, ist die Anpassung an einen weiteren Rahmen des Wirthschaftlebens nicht möglich. Und die Ausbreitung ihres Einflusses durch ein Netz von Filialen war der Bank untersagt. Erst jetzt soll sie die Peripherie ihres Kredits bis an die Landesgrenzen dehnen. Wird ihr die Erweiterung des Notenumlaufes genehmigt, so ergiebt sich von selbst der Zusammenhang mit der Währung. Nach dem Gesetz soll in Serbien Gold das Währungmetall sein; in der

Google

Wirklichkeit ist es Silber. Das muß aufhören; je schlechter die Valuta, desto geringer der Nutzen der Ausfuhr: denn ein Theil des Gewinnes geht durch das Goldagio verloren. Der Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn ist das wichtigste Geschäft von morgen. Die beiden serbischen Staatsanleihen, die in Berlin notirt werden, haben sich vom schlechtesten Kurs des Vorjahres um 4 bis 5 Prozent erholt.

Auch die sechsprozentigen Bulgaren haben 3 Prozent gewonnen, obwohl außer den beiden letzten Vorschüssen, von je 30 Millionen Francs (in Paris und Wien) noch kein neues Geld ins Land gekommen ist. Zur Deckung der im Krieg aufgenommenen Anleihen braucht Bulgarien rund 600 Millionen. Davon sind 300 Millionen zur Einlösung von Schatzscheinen und zur Rückzahlung an die Nationalbank, 300 zur Tilgung der Requisitionbons bestimmt. Die zweiten 300 Millionen sollen durch eine innere Anleihe aufgebracht werden. Das bedeutet, daß der wohlhabende Theil der Bevölkerung, der die Anleihe zeichnen wird, die von der ganzen Nation gebrachten Opfer zurückzahlt. Die Schwebende Schuld des Landes hat sich durch den Krieg um rund 310 Millionen vergrößert. Dieser Schönheitfehler kann natürlich nur mit Hilfe des ausländischen Kapitals beseitigt werden, da die Vorschüsse während des Krieges vom Ausland gewährt wurden. Griechenland, das einst für alle Zeiten vom europäischen Geldmarkt verbannt schien, hat einen Anleihevertrag über 500 Millionen Francs in der Tasche. 250 Millionen für dieses Jahr, die andere Hälfte fürs nächste. Unternehmer ist ein französisch-englisch-griechisches Finanzkonsortium. Frankreich hat den Löwenantheil übernommen: 350 Millionen. Hellas zahlt 5 Prozent Zinsen für ein Papier, das zu 93¼ Prozent auf den Markt kommen soll. Das sind Bedingungen, an die früher kein athenischer Finanzminister denken durfte. Obendrein hat sich die Regirung das Recht vorbehalten, die Anleihe nach zehn Jahren zu konvertiren Der Balkan ist jetzt umworben. Auf die Gründung der französischen Banque Franco-Serbe, die den ersten Pionierdienst im neu zu erobernden Wirthschaftbereich leisten soll, folgte die einer englisch-serbischen Bank. Das größte Bankenprojekt hat Rußland: die Russisch-Asiatische Bank will eine neue Balkanbank gründen, die in den neun wichtigsten Plätzen der Halbinsel Niederlassungen einrichten wird.

Die Franzosen sind sehr empfindlich, wenn ihre Gefühle gekränkt werden, setzen aber bei anderen Nationen eine natürliche Dickfelligkeit voraus. In China ist es so weit, daß die englische Presse schon gegen die Franzmänner mobil macht. Seit die Banque Industrielle de Chine in Paris ihren chinesischen Feldzug eröffnet hat, folgen die Geschäfte einander sehr schnell. Im vorigen Jahr war eine Anleihe von 150 Millionen Francs abgeschlossen worden, der eine zweite, im selben Betrag, gefolgt ist. Außerdem wurde der Vorvertrag für den Bau einer 1600 Kilometer langen Eisenbahn unterzeichnet, die von der selben Bank finanzirt wird. Das Fünfmächtesyndikat hat sich mit einer vornehmen Reserve umgeben und wird nur genannt, wenn es sich um Etikettefragen handelt. Den Kursen der in Berlin notirten Chinesen geht es

Google

leidlich. Die Tientsin-Pukow-Bahn soll durch einen neuen Schienenstrang mit dem deutschen Pachtgebiet verbunden werden und damit in ein organisches Verhältniß zur deutschen Schantungbahn kommen. Die Eisenbahnpläne, in deren Mittelpunkt die Schantungbahn steht, haben ein Haussemotiv für die Aktie dieses Unternehmens geliefert. Der Kurs dieses im Ultimoverkehr sich bewegenden Papiers ist von 128 (Ende des Jahres) auf 141 geklettert. Wichtiger noch als die Ausdehnung des Schienennetzes ist der beschlossene Bau eines deutschen Eisenwerkes in der Provinz Schantung. Die Verwerthung der Eisenerzlager ist möglich geworden, seit die beiden Schantung-Gesellschaften (Eisenbahn und Bergbau) vereinigt worden sind. Dem deutschen Hochofenwerk wird es an Abnehmern in China nicht fehlen. Eine bittere Pille für die Japaner und Engländer, aber auch für die deutschen Exporteure, die natürlich nicht so billig liefern können wie der Produzent im Lande selbst, der noch dazu über eigene Schienenstränge verfügen wird. Die Japs haben sich vergebens um die großen chinesischen Eisenwerke und Kohlengruben bemüht. Nun kommt ein neuer Konkurrent, der ihnen aber die Möglichkeit bietet, sich selbst billig zu versorgen und eine von den Chancen, die der Besitz der chinesischen Werke bringen sollte, auf andere Weise zu erlangen. Kenner der Verhältnisse bedauern, daß die Summe der Arbeit, die von Deutschen in China geleistet wird, viel größer ist als der wirthschaftliche Einfluß des Deutschthums. Die Betheiligung des englischen Handels am chinesischen Weltverkehr ist doppelt so groß wie der deutsche Antheil, obwohl der Engländer in China selbst, als Kaufmann, nicht mehr leistet als der Deutsche.

Nur auf einem Gebiet hat der fremde Einfluß bisher versagt: in der Währungfrage. Die Kommission, die sich mit der Valutareform beschäftigte, hat als Ergebniß ihrer Arbeit einen Gesetzentwurf vorgelegt, der nun in Kraft getreten ist. Die Silberwährung bleibt geltende Valuta, bis es möglich sein wird, den Goldstandard einzuführen. Ob es je dazu kommt, ist eine andere Frage; denn das chinesische Geldwesen beruht auf ganz anderen Voraussetzungen als die europäischen Systeme, die auf Gold eingestellt sind. Der Chinese kennt die Fiktion des Geldwerthes nicht, die unterwerthigem Metall einen höheren Werthbegriff verleiht. Er behandelt das im Umlauf befindliche Silber nach dem Gewicht und erkennt nur den Werth an, den dieses Metallgewicht repräsentirt. Um diese alte Gewohnheit auszuroden, hat das neue Gesetz eine einheitliche Landesmünze eingeführt: den Yuan. Dieser neue Silberdollar, der einen bestimmten Kurs hat, soll die alte Gewichtstradition untergraben und als Schrittmacher für die Goldwährung dienen. Wenn Das so einfach wäre, wie es in den Motiven des Gesetzes dargestellt ist, wäre die Münzreform Ereigniß. Aber der Chinese wird wohl den Yuan eben so nach dem Gewicht behandeln wie die alten Silbermünzen, die ja auch nur Gewichtsbezeichnungen (Taël) tragen. Ladon.

Google

# Der Fall Otto Groß.

Am neunten November 1913 wurde Herr Dr. Otto Groß, ein Arzt, der sich besonders mit Psychiatrie und Soziologie beschäftigt, auch in der „Zukunft“ schon einen Aufsatz veröffentlicht hat, von Polizeibeamten aus seiner wilmersdorfer Wohnung abgeholt. Die Beamten sagten ihm, er sei, als lästiger Ausländer und Morphinist, aus Preußen ausgewiesen und müsse (obwohl er von solcher Absicht nicht benachrichtigt worden war) sofort das Land verlassen. Er wurde nicht an die sächsische, sondern bis an die österreichische Grenze geleitet, dort abgeholt und in die kleine Privatirrenanstalt Tulln bei Wien gebracht. Irgendein Strafverfahren war nicht gegen ihn eingeleitet worden. Seine Freunde, ernste Menschen, versichern, daß an dem ungewöhnlich begabten Manne niemals eine Spur psychischer Krankheit zu merken war. Aus Tulln ist nun der folgende Brief von ihm gekommen:

„Ich habe Ihnen eine Lecture zu empfehlen. Das wiener Amtsblatt hat in den letzten Tagen veröffentlicht, daß mit Beschluß vom neunten Januar 1914 wegen Wahnsinns die Kuratel über mich verhängt und daß mein Vater zu meinem Kurator ernannt worden ist.

Ich bitte, so innig, wie ein Mensch den Menschen bitten kann: Vor allem Anderen helfen Sie jetzt meiner Frau und ihren Kindern. Es ist mein absoluter Wille, daß Frida Groß in ihrem Recht als Mutter von Keinem angetastet werden soll; daß sie allein die Kinder und jedes Recht auf ihre Kinder haben soll. Mit der Entmündigung ist mir die Möglichkeit entzogen worden, ihr dieses Recht und ihre Freiheit weiterhin zu garantiren. Ich weiß, daß Frida immer Angst davor gehabt, es könnte die Möglichkeit entstehen, daß ihr mein Vater die Kinder wegnimmt; und diese Möglichkeit ist jetzt gegeben. Helfen Sie ihr; vor allem Anderen: Helfen Sie ihr!

Denken Sie, wenn diese Kinder, die zur Freiheit geboren und in Freiheit aufgewachsen, die eine lebendige Hoffnung auf die Zukunft sind, wenn diese Kinder jetzt in die Hand meines Vaters kämen, — denken Sie sich das Schicksal dieser Kinder, denken Sie sich den Seelenzustand ihrer Mutter aus! Und mir ist jede Möglichkeit genommen, Solches abzuwehren.`

Ich will Ihnen sagen, wie es mir ergangen ist und wie die Dinge liegen. Man hat, nachdem man mich aus Berlin als lästigen Ausländer (wegen Morphinismus) ausgewiesen hat, mich hier vor die Wahl gestellt, mich entmündigen zu lassen oder meine Ideen unschädlich zu machen. Zwei Momente liegen gegen mich

Google

vor, die entweder als Anklagepunkte vor Gericht oder als Argumente der Gemeingefährlichkeit in Betracht gezogen werden können. Man thut dies Letzte; ich selbst aber will unbedingt erreichen, Dies zu hindern und vor Gericht zur Verantwortung zu kommen. Ich glaube, daß ich Das, was ich gethan habe und was geschehen ist, verantworten kann. Und dann: auf jeden Fall will ich zu hindern suchen, daß alles Streben meiner Existenz, Alles, für das ich gelebt, als pathologisch entwerthet wird, daß die Motive, die mein Leben führen, nicht ernst genommen werden.

Ich habe im Anfang des Jahres 1906 dem Fräulein Lotte Chatemmer in Ascona auf ihr Verlangen das Gift gegeben, mit welchem sie Selbstmord begangen hat. Ich habe Das gethan, um ihr den Tod, zu dem sie absolut entschlossen war, so leicht wie möglich zu machen. Ich habe Alles, was in meiner Macht war, gethan, um sie von ihrem Entschluß, zu sterben, abzubringen. Als sich das Gift bereits in ihrem Besitz befand (ich habe es ihr unmittelbar vor meiner Abreise von Ascona gegeben), bin ich zu ihr gegangen und habe sie noch einmal gebeten, sie solle lieber zu mir nach Graz kommen und mich versuchen lassen, ob ich nicht doch noch ihr helfen könnte. Ich habe das Gift in ihren Händen zurückgelassen, weil ich die Ueberzeugung bekommen hatte, daß Lotte Chatemmer, wenn sie zu sterben entschlossen war, diesen Entschluß auf jeden Fall durchführen und gewiß nicht davor zurückschrecken würde, nöthigen Falls auf schreckliche und schmerzvolle Art zu sterben. Dies zu vermeiden, wollte ich ihr die Gelegenheit lassen. Ich habe nicht aus Fahrlässigkeit gehandelt; denn was ich that, war wissentlich gethan; und ich habe nicht die Absicht gehabt, daß sie sterben solle. Ich habe nur die Absicht gehabt, daß sie nicht auf schreckliche Art und unter Schmerzen sterben solle. Es ist jetzt mehr als sieben Jahre her seit damals; ich habe nie bereuen können, was ich gethan.

Das andere Argument, das gegen mich verwendet wird, ist: daß ich den Tod von Sophie Benz verschuldet haben soll. Daß da nicht Absicht und Fahrlässigkeit in mir bestanden hat, davon sind Alle überzeugt, die wissen, daß es damals um mein eigenes Schicksal gegangen ist. Sophie Benz hat sich wegen der Psychose, von welcher sie befallen war, vergiftet; man wird mir zum Vorwurf machen, daß ich sie nicht in eine Psychiatrische Anstalt gebracht habe. Daß ich es nicht gethan habe, ist mir das einzige Bewußtsein, welches tröstet.

Ich wiederhole: ich will vor Gericht verantworten, was ich gethan habe und was geschehen ist, ich will aber nicht, daß es als



Google

Moment der geistigen Störung und Gemeingefährlichkeit gelten soll. Deshalb bitte ich, öffentlich sagen, um was es sich handelt.

Und Eins noch liegt gegen mich vor: daß ich mit der bestehenden Gesellschaftordnung unzufrieden bin. Ob man Dies als Beweis einer geistigen Störung betrachten kann, richtet sich danach, wie man die Norm der geistigen Gesundheit aufstellt. Nimmt man die Anpassung an das Bestehende als das Normale an, dann wird man die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden als Zeichen geistiger Gestörtheit auffassen können. Nimmt man die höchste Entfaltung aller Möglichkeiten, die dem Menschen angeboren sind, als Norm und weiß man intuitiv und aus Erfahrung, daß die bestehende Gesellschaftordnung die höchstmögliche Entwickelung des Einzelmenschen und des Menschenthums unmöglich macht, dann wird man das Zufriedensein mit dem Bestehenden als Unterwerthigkeit erkennen.

Im Uebrigen: wenn Einer, dem ein für die bestehende Gesellschaft verstehbares, also ein materielles Motiv zur Unzufriedenheit gegeben ist, wenn sich ein Solcher auflehnt, dann zieht man seine geistige Gesundheit nicht in Zweifel. Wenn aber Einer, der aus den höheren Gesellschaftschichten stammt, der eine für die Gesellschaft gute Laufbahn offen vor sich liegen gehabt hat, wenn ich mit der Gesellschaft gebrochen habe: darin werden sehr viele Menschen ein Wahnsinnszeichen sehen wollen. Ich weiß, warum: wenn Das nicht Wahnsinn ist, dann ist es ein einwandfreies Ueberzeugtsein, dann ist es eine Ueberzeugung, die beweist.

Otto Groß."

Der Vater des Internirten ist der grazer Professor Dr. Hans Groß, der bekannte Herausgeber des Archivs für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. Vater und Sohn sind seit Jahren innerlich von einander getrennt. Die selben Menschen, die versichern, daß an dem Sohn niemals eine Spur psychischer Krankheit zu merken war und daß ihm der Kokaingenuß (das Morphium hatte er sich fast oder ganz abgewöhnt) das Bewußtsein nicht trübte, berichten auch, daß der Vater den Sohn seit zwei Jahren nicht sah, aus eigener Wahrnehmung also nicht wissen kann, wie es um ihn steht. Soll ein häßlicher Lärm verhütet und die Achtung vor Oesterreichs Rechtszustand gewahrt werden, dann ist sofort eine nachprüfbare Untersuchung durch unbefangene Sachverständige anzuordnen. Als grazer Dozent der Psychopathologie hat Dr. Otto Groß durch einen in der „Zukunft" veröffentlichten Aufsatz die Befreiung eines Mädchens aus einer Irrenanstalt erwirkt. Jetzt heischt sein Wunsch, gerichtet zu werden, Erfüllung.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

# Die Zukunft.

**Berlin, den 7. März 1914.**


## Russensteine.

Wenn einer der petersburger Staatssekretäre, die fürs Ausland Minister heißen, von seinem Herrn, dem Gossudar aller Reußen, der Amtspflicht entbunden oder fortgeschickt worden ist, wird in der sichtbarsten Provinz Oeffentlicher Meinung jede Mauer, Anschlagtafel, Klosetpforte mit einem Papier beklebt, das dem Bürger zuschreit: „Neuer Sieg der Reaktion!“ Vor dem Auge des von Neigung oder Nothdurft an solche Stätte Getriebenen marschirt das ganze Gespensterheer auf, das der Vorstellung die Statisten zu liefern hat: der Kernrussenbund, die Popenschaft, eine aus Nebellagern herangetrommelte Großfürstenpartei, der Schwarm des nach Ritualmorden schnüffelnden, nach Pogroms geilen Spelunkenvolkes und der Heilige Synod (Sabler, der Prokurator, selbst nicht mehr so oft wie weiland Pobedonoszew). Nirgends noch wuchs ein Kraut, das gegen diesen Brauch hilft. Die gescheiten Oesterreicher, die schreiben, der Tetrarchenkampf wider die Türkei sei nur ein Zufallsprodukt gewesen, das im Gewimmel entstand, weil der eigentliche Plan der Petersburger, Nord- und Südslavenkrieg gegen Oesterreich-Ungarn, noch nicht auszuführen war, diese Klugen sind klug genug, nicht zu glauben, was sie sagen; möchten nur, daß Andere es glauben (und so die verschmitzte Feinheit der wiener Politik, die das Slavenschwert südostwärts wandte, preisen lernen). Vor so frevlem Spiel schützt die Stille Reserve gemüthvoller Biederkeit unsere Meinungmacher; sie ha-



Google

ben sich in den Spukglauben eingelebt und sind inniglich überzeugt, daß im Reussenreich die „Reaktion“ immer neue Siege erficht. Trotzdem England fürs Erste kein Interesse mehr daran hat, nachzuhelfen, wird, Monat vor Monat, von Unterströmung, Ungnade, Zettelung, Personalwechsel berichtet; werden Nikolais Diplomaten, auf Holzpapier, versetzt oder in den Ruhestand gestoßen. Wird nichts draus: die Lesekundschaft hat andere Dinge im Kopf und vergißt schnell; kommt es endlich zu einem Wechsel: „Wir haben ihn vorausgesagt.“ Probatum est. Als Herr Decassé mit allem Huldaufgebot und dem höchsten, sonst Staatshäuptern vorbehaltenen Orden aus Petersburg verabschiedet wurde, dachten nur Wenige noch der langwierigen Mär, dieser Botschafter, der, natürlich, nur für eine kurz befristete Mission die Heimath verlassen hatte, sei an der Newa „unmöglich“ gewesen und habe deshalb von allem Erstrebten kein Bröckchen erlangt. Und als Herr Kokowzew aus dem Ministerpräsidium schied, war dem Gedächtniß die Thatsache entschwunden, daß man uns ein Jahr lang erzählt hatte, nie habe in Rußland der „reaktionäre Schrecken“ schlimmer gewüthet. Thut nichts: neuer Sieg der Reaktion. Wladimir Nikolajewitsch Kokowzew war nicht lange im Vollbesitz der Macht (seit, im September 1911, Stolypin gemordet worden war, Ministerpräsident); fast zehn Jahre lang aber Finanzminister. In dem schwierigsten Jahrzehnt, das Rußland seit der Krimkriegszeit erlebt hat; und zuvor schon, seit Kowalewskij ins Dunkel wich, Wittes Hauptgehilfe. In der Portraitgalerie des Finanzministeriums kann er sich sehen lassen; der Betrachter wird ihn einst vielleicht lauter loben als die Vorgänger Bunge, Wyshnegradskij, als Witte sogar. Kokowzew hat Ordnung gemacht; unter der Last, die der mandschurische Krieg und die Pflicht zu neuer Rüstung ihm aufbürdete, ist er vorwärts geschritten; hat unermüdlich, Jahre lang ohne Anleihen, für die Mehrung des Barbestandes im Staatsschatz gesorgt; und konnte in seiner letzten Denkschrift (zum Budgetentwurf fürs Jahr 1914; die deutsche Ausgabe ist in Böhnkes petersburger Druckerei erschienen) mit Fug sagen, Rußland sei kräftig genug, um den ungeheuren Mehraufwand der letzten zwei Jahre (je zweihundertneunzig Millionen Rubel) zu tragen. Er hat das Flottengesetz, dessen Umfang draußen Keiner geahnt hatte, durch die Klippen der Reichsduma gelotst, mit ernstlichem Eifer

Google

sich der Agrarreform angenommen, für die Streckung und Dichtung des Eisenbahnnetzes gewirkt und, als Erster, ein Aufsichtsystem eingeführt, das die Kontrole aller im Riesenreich des Weißen Zaren Geld einnehmenden, Geld ausgebenden Behörden ermöglicht. Daß er nicht Studentenpolitik trieb, nicht mit der Verheißung schrankenloser Freiheit protzte noch dem Mushik, statt der Heiligen Mutter, die Vernunft als Gottheit empfahl, wäre nur vor Nominalfreisinnigen und anderen Kindern zu erwähnen; zu tadeln höchstens, daß er den Wünschen der jüdischen Intelligenz sein Ohr verstopfte und die Judenjugend, der sich nur ein Spältchen der Hochschulthür aufthut, in Groll und Staatfeindschaft drängte. Auch dieses Problem ist aber in einem Land mit so großem, so rasch nachwachsendem Ghettoproletariat nicht so leicht zu lösen, wie im Westen der Menschenfreund träumt. Mit den Aufgaben nationaler Politik, für die er nicht geboren noch vorgebildet war, fand Herr Kokowzew sich ab, wie ein Kaufmann, ohne Vision und leidenschaftlichen Schöpfermuth, es vermag (und thun darf, wenn er im stärksten Concern der Erde sitzt und der Gegenspieler ein armsäliger Stümper ist). Er hielt sich an Nikolais Weisung, bis zum Abschluß der Heeresreorganisation jeder Kriegsgefahr auszubiegen, und an Iswolskijs damit vereinbare Worte. Er stahl nicht, war fleißig, hatte in Dawidow den klügsten Agenten und förderte, wo ers konnte, die Industrialisirung und Bourgeoisirung des Zarenreiches.

Der Name des Nachfolgers erklärt nicht, warum Graf Kokowzew ging. Iwan Longinowitsch Goremykin schreitet, mit merkbaren Greisenmalen, ins sechsundsiebenzigste Lebensjahr. Sieg der Reaktion? Dieser Altadelige aus dem Gubernium Nowgorod war einst als Uriberaler verschrien, den Anbetern russischer Patriarchie als Erzketzer verhaßt. Werkzeug Alexanders des Zweiten, des Bauernbefreiers, Freund der Arenjew, Nekludow und anderer Freiheitmänner und seit 1860 um die Besserung bäuerlicher Lebensbedingungen bemüht. Jurist und Agrarpolitiker; Förderer der landschaftlichen Selbstverwaltung und Vater der vorsichtig klugen Agrarreform von 1906. Als er, nach Wittes kurzer Ministerpräsidentschaft, im Mai 1906 vor die Erste Gossudarstwennaja Duma trat, wußten Alle, daß er nur als Nothhelfer erkürt worden war; daß der morschende Mann, dem jetzt nur noch angekreidet wurde, daß er als Minister des Inneren, im letzten Lustrum



Google

des vorigen Jahrhunderts, die Presse „geknebelt“ habe, weder für die Wahngebilde der Konstitutionell-Demokratischen Partei (Kadeten) noch für sozialistische Enteignungpläne zu haben sein und bald wieder vom Schauplatz abtreten werde. Er ist (wie in Oesterreich und Ungarn die Herren von Gautsch und von Khuen) der Mann für die Athempausen; dem, weil er nicht dauern will, Keiner hart an den Leib rückt. Vor acht Jahren mußte er für Stolypin das Bett machen; jetzt? Vielleicht für Herrn Kriwoschein, der Stolypins Mitarbeiter an dem Werk über die Besiedlung Sibiriens war und den Staatswagen wohl sacht in die Bahn zurücklenken würde, die der robuste Peter Arkadiewitsch sich vorgezeichnet hatte. Für Witte? In Europa wirds behauptet; klingt aber den Kennern russischer Hofstimmung noch immer unwahrscheinlich. Sergej Juliewitsch Witte ist nicht der Mann des Zaren. Als Dem, im Kriegswinter 1904, zugemuthet wurde, den Unbequemen, ungnädig Entlassenen wieder zum Minister zu machen, stöhnte Nikolai Alexandrowitsch: „Auch dieses Joch werde ich, so schwer mirs wird, noch einmal auf mich nehmen, wenn Rußland es verlangt.“ Tröstete sich aber: Rußland verlangt solches Opfer nicht. Sergej Julitsch hatte am Hof mächtige Freunde. Die Kaiserin liebte ihn nicht, weil er ihren Mann „fast jeden Freitag beim Daklad (Vortrag) so furchtbar aufregte“; hatte von seinem Können aber eine hohe Meinung und hätte ihn am Liebsten als einen Premierminister, nach britischem Muster, gesehen, der ihren Nika zu entbürden, ihm das behagliche Leben des dicken Onkels Eduard zu sichern vermöchte. Die Kaiserin-Mutter, die als Frau Alexanders des Dritten nicht zu bewegen war, Frau Witte am Hof zu empfangen, und auch als Witwe die Fortdauer des Boykotts lange durchgesetzt hat, schätzte den Mann ungemein, der ihres Kaisers Finanzminister gewesen war, den ihr angebeteter Sascha gefunden und ohne Zaudern auf den ersten Platz im Reich erhöht hatte. Der Versuch, Witte wieder in den Vordergrund zu schieben, zunächst mindestens zum Hauptbevollmächtigten für die portsmouther Friedensverhandlung ernennen zu lassen, wäre auch diesen verbündeten Majestäten, denen ein Großfürst half, vielleicht nicht gelungen; denn Nika ist eigensinnig und, wie alle Schwächlichen, stets eifernd bestrebt, zu erweisen, daß fremder Einfluß ihm den Willen nicht unterspülen könne. Doch schlaue Höflinge tuschelten ihm ins Ohr: „Laß, Väterchen, Sergej

Google

Julitsch ruhig übers Meer fahren. Erstens sind wir ihn hier dann für eine Weile los; er kann nicht im Dunkeln munkeln, mit dem Preßvolk plaudern, unser Handeln und Unterlassen bemäkeln; nicht als der Reichsregent oder Diktator, der Robespierre oder Gambetta von übermorgen empfohlen werden. Und zweitens liegen die Dinge für uns, leider, so schlecht, daß aus Portsmouth nicht viel zu holen sein wird. Der Mann, der dorther den Friedensvertrag heimbringt, wird von der lüderlichen Bettel, die sich Oeffentliche Meinung nennt, arg zerzaust und verwünscht werden. Laß ihn hinüber, Batjushka: mit schmalerem Nimbus kehrt er zurück und gilt fortan nicht mehr als der von der Vorsehung Auserwählte, der Dir jetzt noch, als ein herrschender Diener, aufgedrängt werden soll." Witte ging; mit Trümpfen, die kein Anderer mitnehmen konnte. Bis ins kleinste kannte er die Bedürfnisse seines Vaterlandes, hatte mit allen Königen und Duodezfürsten europäischer Finanz persönlich verkehrt, wußte, wie jeder einzelne zu behandeln, an welcher Stelle zu kitzeln ist, und hegte die unbeirrbare Zuversicht, daß Rußland so viel Geld bekommen werde, wie es haben wolle. Der alte Li-Hung-Tschang liebte ihn beinahe väterlich, der japanische Graf Matsukata nannte ihn seinen verehrten Freund und der Greisenrath des Tenno rechnete mit ihm wie mit einer Großmacht. Sein Haupttrumpf war aber, daß ihn der Erdkreis als schroffen Gegner des Krieges kannte, den er nun enden sollte. In jedem Kronrath war sein erstes, sein letztes Wort gewesen: „Wir haben, vor Europa, feierlich gelobt, die Mandschurei zu räumen, und müssen halten, was wir versprachen." Da diese Lysis nicht zu erlangen war, hatte er gerathen, das ganze Bündel der in Ostasien streitigen Fragen den Diplomaten zu überweisen, die auch das Heikelste still erledigen würden. Doch der in die Politik verschlagene Staatsanwalt Plehwe hatte ihn überschrien und dem Holstein-Gottorp, der ein Romanow scheinen möchte, mit dem heldisch klingenden Satz geschmeichelt: „Durch seine Bayonnettes, nicht durch Diplomatenlist, ist unser Rußland geworden, was es ward." Der fuhr dem Mann, den die Freunde den Colbert, die Feinde den Necker des Zarenreiches nannten, bei jeder erhaschbaren Gelegenheit über den Mund. Ein Segen, daß gegen die flinke Zunge des gefürchteten Dialektikers endlich Einer aufkam; der aus dem Alltagsgezänk mit Advokaten

Google

die Gewöhnung in rasche Replik mitbrachte. Dieser Witte hielt sich wohl gar schon für einen Bismarck und dünkelte sich in den Glauben, mehr zu sein als ein Commis des Kaisers? Lächerlich. Ein kleiner Südwestbahndirektor, den eine Schrift über die Grundsätze der Eisenbahntarifpolitik bekannt gemacht und den Wyshnegradskij, um den ehrgeizigen Topfgucker loszuwerden, vom Posten des Departementchefs im Finanzministerium an die Spitze des Verkehrsministeriums befördert hatte. Als Wyshnegradskijs Folger hat er sich dann ja manches Verdienst erworben. Saß längst aber auf zu hohem Pferd und wähnte sich unersetzbar. Ueberall war gewispert worden: „Er hat den jungen Kaiser hypnotisirt und macht mit ihm, was er will.“ Die Zaritza selbst hatte über diese Hypnose gescherzt und den Eheherrn als ein artig auf Wittes Schoß sitzendes Püppchen gezeichnet; und in stillen Winkeln zeigten Hofleute einander noch bösere Karikatur: Nikolai, den Gossudar, als Pudel, der mit Schweif und Pfoten um die Gunst des allmächtigen Finanzministers wirbt. Unerträglich. Von Jahr zu Jahr war der Minister kecker geworden. Seine Vorträge waren dem Kaiser eine Pein, die er angstvoll nahen sah. In Peterhof sagten die Adjutanten: „Wenn Sergej Julitsch losschreit, hörts der ganze Palast.“ Und er fing fast jedesmal zu schreien, zu beschwören an. Müde, blaß, ganz verstört kam Nika aus solcher Quälerei ins Familienzimmer. Der Himmel hatte ihm Wjatscheslaw Konstantinowitsch Plehwe gesandt, den stämmigen Mann mit der früh verwitternden Fassade eines Riesen und dem Otternauge im Kopf eines schönen Jaguars. Der schlug den Finanzminister, dem Lamsdorf, Kuropatkin und Murawiew (Nikolai Walerianowitsch, der aus der Juristerei ins Diplomatische schielte und als Botschafter in Rom gestorben ist) kaum zu widersprechen wagten, mit Worten tot; höhnte ihn vor dem Ohr der Majestät als irrlichtelirenden Dilettanten. Ein Segen. Doch der Himmel besann sich. Von dem Sitz, der Goremykins, dann Sipjagins Thrönchen gewesen war, riß eine Dynamitbombe den Dutzendprokurator Plehwe. Als Witte schon „im Ruhestand“ war. Obwohl er dann, auf des Zaren Wunsch, sich bequemte, den Handelsvertrag mit Deutschland abzuschließen (in Norderney, wo Posadowsky, homme de chiffres, beinahe Bülows schlausten Zauber zerstört und den mühsam bereiteten Plan verplempert hätte), wurde er nicht gnädig behandelt. Vigilanten

Google

schlichen ihm nach und Monate lang wurde sogar sein brieflicher Verkehr, wie zehn Jahre zuvor Bismarcks, von Amtes wegen kontrolirt. Seit er aus Portsmouth, wo er der Würde des Ostasiaten die Pfiffigkeit Rothsteins, seines Lehrers in Finanzgeschäften, vereint hatte, heimkam, war er nicht mehr geächtet. Seine Leistung hatte dem Hochmuth zünftiger Diplomaten bewiesen, daß man nicht in Botschafterpalais gelungert und Mandarinenexamina durchschmarutzt zu haben braucht, um in ernsten Interessenkämpfen mit Ehre zu bestehen. Damals sagte ich hier: „Nikolai mag seufzen und stöhnen: Rußlands Stimme wird ihn zwingen, das Joch, vor dem ihm bangt, noch einmal auf sich zu nehmen.“ Das ist Ereigniß geworden. Doch im Amt des (ersten) russischen Ministerpräsidenten hielt Witte sich nur unter sechs Monden. Er hatte die Goldwährung, das Branntweinmonopol, den billigen Zonentarif, die Eingrenzung der Arbeitzeit und eine gründlichere Fabrikinspektion gebracht, Bahnen verstaatlicht, den Eisenstrang durch Sibirien und die Mandschurei gelegt, mit Treibhauskünsten eine Industrie gezüchtet. Galt just deshalb aber den höchsten Häuptern als der Organisator, der Begünstiger der Revolution. Und Nikolai athmete auf, als der Lästige im Reichsrath beigesetzt war. Dort sprach Graf Witte gern; schrieb seitdem auch ein (nicht sehr beträchtliches) Buch über Fragen der Volkswirthschaft und Staatswissenschaft. Redete und schrieb, als sei er sein Leben lang der liberalste Mann, den Protestanten, Römern, Juden freundlich, gegen jeden Versuch zur Russifizirung finischen und polnischen Landes gewesen; als habe er nie, neben Giers, unter Alexander Alexandrowitsch gedient.

Soll er wirklich noch einmal den Machtgipfel erklettern? Er ist zehn Jahre jünger als Goremykin, kann dem vielfach geflickten Hünenleib aber nicht mehr die Leistung des Vollkräftigen abfordern. Die Zaritza ist krank, ihre Schwiegermutter alt und dem Staatsgeschäft fast immer fern; Nikolai selbst nicht mehr der schüchterne Zärtling, der sich hamletisch ins enge Glück einer Nußschale sehnt. Der fleißigste aller Monarchen; einer, der Feste meidet, nie zu bloßem Vergnügen reist, unnöthigen Glanz als Gräuel und Verschwendung empfindet und am Liebsten still seiner Pflicht, des Kaisers und Vaters, lebt. Der unausschöpfbar scheinende Born redlicher Herzensgüte gewinnt ihm die Männer sogar, die seines Herrscherwesens Mängel klar erkannt haben. Er möchte, noch um

Google

den Preis eigenen Behagens (das ihm niemals ja, nicht dem Zarewitsch, nicht dem Papst-Kaiser, gegönnt war), seine russische Menschheit beglücken; und weint bittere Thränen, wenn er sie darben sieht, ächzen hört. Den Mitleidigen hat Witte schon einmal in seines Willens Sphäre gebannt. Weil der Finanzminister für stolze Kulturpläne mehr Geld brauchte, als der alljährlich wachsende Anspruch der Wehrverwaltung ihm übrig ließ, hatte er seinen jungen Herrn zu Blochs Buch wider den Krieg überredet, dessen Lecture 1898 den Ruf zu Abrüstung und die Spazirgänge nach dem Haag erwirkte. Was damals, von ungefähr, gelang: kanns nicht noch einmal gelingen? Nikolai hat im vorigen Jahr vom Volksleben mehr gesehen als in der Sturmzeit, die ihn in den goldenen Käfig abgesperrter Landhäuser zwang; von den Bildern frommen Elends, geduldigen Hinkümmerns und hemmungloser Trunksucht ward er im Innersten gepackt und seinem zärtlichen Herzen entstieg der Schrei: „Der russische Mensch braucht Schutz vor der Uebermacht seiner noch ungesittigten Triebe!“ Das hat Witte früh gewußt. (Der kocht nicht nur auf einem Feuer; hält auf jeder Hochwacht Vertrauensmänner; stand auch mit dem mächtigen Hofmönch und Hypnotiseur Gregorij Rasputin besser als Kokowzew, der ihn, vor des Kaisers Ohr, „eine Gefahr für die Dynastie“ genannt hat; und galt schon vor zwei Jahren wieder als ministrable.) Im Reichsrath griff er den Ministerpräsidenten, der sein Schüler und Adjunkt gewesen war, drum heftig an. Der denke nur an den Reichsschatz, nicht an die sittliche Pflicht des Sozialpolitikers, verzaudere die Reformarbeit und trachte, insbesondere, aus dem Branntweinmonopol größere Summen zu keltern, als der Volksgesundheit förderlich sei. Der Ertrag dieses (von Witte geschaffenen) Monopols, das für Transkaukasien, Turkestan, die Amur- und die Küstenprovinz, das Transkaspische und das Semiretje-Gebiet nicht gilt, wurde im Haushaltsentwurf für das Jahr 1914 auf 935 805 000 Rubel geschätzt; soll um fast hundert Millionen Rubel höher werden als im vorigen Staatswirthschaftjahr. Wer diese Ziffern richtig illuminirte und hinzufügte, daß die Getränkesteuer obendrein noch 54 660 000 Rubel, der ganze Bezirk direkter Steuern aber nur 264 507 384 Rubel liefere, konnte den sanften Kaiser in zorniges Schaudern stimmen. Ein Allerhöchster Erlaß, der noch die Schaumspur dieser Aufwallung trug, mahnte den Minister-

Google

präsidenten, über die fiskalische Pflicht die des Menschen und Volkshirten nicht zu vergessen und der Trunksucht zu wehren, trotzdem ihre Stillung ihm die Staatskassen fülle. Solche Rede, mag Herr Kokowzew gedacht haben, klingt schön; schafft mir aber nicht die Milliarde Rubel, die Suchomlinow und Grigorowitsch für Heer und Marine von mir heischen. Erbat und erhielt den Abschied. Witte, der zuvor vom Zaren empfangen worden war, kann auf Kokowzews Sturz als auf sein Werk weisen. Wenn er, wider alles Erwarten, den ohne Ressortbürde präsidirenden Herrn Goremykin ablöst, wird sein Ehrgeiz wohl ins Auswärtige Amt langen. Doch auch diese dritte Herrlichkeit würde nicht dauern. Sergej Juliewitsch hat starke Feinde. Und deren Köcher ist noch nicht leer.

Der neue Finanzminister Bark, der den Ruf eines tüchtigen, auch des deutschen Bankgeschäftes kundigen Fachmannes hat, verspricht reichlichere Kreditgewährung, willige Hingabe großer Summen für Zwecke der Civilisirung, Kultur und Verkehrserleichterung, Verzicht auf den Trunksuchtzins und, dennoch, Wahrung des Gleichgewichtes im Haushalt. In einem Reich, das nur für die Staatsschuld im Jahr 1914 vierhundert Millionen Rubel ausgeben muß, wird, trotz der Blüthe der Landwirthschaft und der Industrie, solches Versprechen nicht leicht einzulösen sein. Leichter, fürs Erste, Goremykins: den Frieden und die Bündnisse, die kaiserlichen und die konstitutionellen Rechte zu erhalten. Gelübde dieser Sorte kosten nichts und erfreuen das Herzchen der Kinder. Für die Handelsverträge hat Herr Kokowzew vorgearbeitet. Schon im vorigen Jahr erwähnte ich die von Petersburg aus verschickten Cirkulare, die Mittel zur Abwehr des deutschen Gewerbes und Handels erkunden sollten. Vielleicht wird Witte gestreichelt, damit er, der zwei Verträge mit Deutschland geschlossen hat, auch zum Gelingen des dritten mitwirke. Das wäre für uns kein Grund zu fröhlicher Hoffnung; denn er hat offen gesagt, daß er als Finanzminister seinen Namen nicht unter den in Norderney vereinbarten Pakt gesetzt hätte. Die Verhandlung wird schwieriger werden, als je eine war. Die russischen Landwirthe und Industriellen fordern günstigere Bedingungen und unser Bundesrath hat den ungeheuerlichen Schulfehler gemacht, den Mund des Staatssekretärs Delbrück (der auf eigene Faust nicht so täppisch zu sein pflegt, also wohl im Auftrag des Herrn von Bethmann

Google

sprach) künden zu lassen, daß wir mit dem Handelsvertrag höchst zufrieden sind und deshalb keine Aenderung wünschen. Unklügeres war nicht zu ersinnen. (Doch weiß jeder Wache, daß unter diesem Kanzler das Unzulängliche Ereigniß werden, das festeste Gefäß, wenn ers durch einen Raum mittlerer Größe tragen soll, seinen Fingern entgleiten, zerbrechen oder zerbeulen muß.) Selbst der schwächliche Herr Sasonow wurde gleich danach grob. Unsere Stärke ist: daß Rußland, auch wenn es in England, Belgien, Holland Kunden finge, seinen Roggen nur an Deutschland verkaufen könnte. Unsere Schwachheit: daß weite Bezirke unserer Exportindustrie ohne den Waarenabsatz nach Rußland verdorren müßten und daß uns die Bereitschaft zugetraut wird, ein lange vermißtes Lächeln mit Barbareskentribut zu erkaufen. Die petersburger Taktik hat sich den nicht völlig Blinden entnebelt. Wir sollen geärgert, mit heißen Nadeln und spitzen Eiszapfen gekitzelt werden, bis die kampfscheue Händlerschaft zu Göttern, Helden und Hollweg emporwimmert: „Nur schnell, Majestäten, Hoheiten, Excellenzen, einen Handelsvertrag, und wärs der schlechteste, den Ostpreußen und Oberschlesien in bösem Traum sah; sonst giebts, bei dem gründlich üblen Verhältniß zu Rußland, am Ende noch Krieg.“

Daß unser Verhältniß zu Rußland übel ist, wird nun, endlich, bekannt; nach dem Jahre lang das Blau vom Himmel gelogen wurde. Wundert Ihr Euch? Der Urfehler stammt aus dem Herbst 1911; wurde damals, als ein Riesenerfolg, unter das Rubrum „Potsdam“ gebucht. Ich darf nicht stolz darauf sein, daß ich ihn sofort als argen Kunstfehler erkannte; Fürst Bülow, dessen internationale Politik auch sein unbeschreiblicher Erbe mich nicht bewundern lehrte, hätte ihn niemals gemacht; selbst der ungeleitete Kiderlen ihn in gesunden Tagen vermieden. Doch er war geistig nicht mehr intakt, wollte die Stirn des Kaisers entrunzeln, den Zweiflern zeigen, was er, auch ohne Holstein, unter einem ahnungslosen, von Schicksalstücke aufs Riff des Kanzleramtes geschleuderten preußischen Dutzendbeamten, vermöge: und taumelte in den unseligen Plan, den kränkelnden Neuling Sasonow, der seinen Herrn nach Potsdam begleitet hatte, in Berlin zu überrumpeln, einzuwickeln und diese Errungenschaft dann auf den Hauptstraßen Europas zu plakatiren. Aehrenthal rang die Hände und rief: „Alles im Jahr der Annexion mühsam Erreichte ist nun verthan!“

Google

Er fühlte, daß die übereifrige Werbung um Rußlands Huld die nützliche Nachwirkung des drohenden Gestus und des „avis amical“ von 1908 hemmen, Iswolskij und seine Genossen zu neuem Vorsprung ermuthigen müsse. Sah aber nicht die schlimmere Folge des Krankeneinfalles voraus. Zar und Minister hatten die im Neuen Palais und in der Wilhelmstraße beliebte Redensart als einen Versuch hingenommen, die berliner Politik von Bülows bosnischer Sünde zu entschuldigen („Nur Oesterreichs Ehrgeiz und Deutschlands Gefälligkeit haben die Harmonie gestört und den Frieden gefährdet“: stand in der petersburger Politischen Korrespondenz); und, darüber hinaus, als das Gelübde, den Wienern die Gewißheit deutschen Beistandes zu nehmen und so den Russen die zur Abwickelung ihres persischen Geschäftes nöthige Ruhe zu sichern. Zar und Minister waren verstimmt, seit sie merkten, daß sie mehr erhofft hatten, als gewährt wurde, werden konnte. Aus Kiderlens unterirdischer Trinkstube steigt der Kantus: „Ein Bursch wie ich, was macht sich Der daraus?“ Und der in alle Sättel, Marschalls, Bülows, des Schwaben, gerechte Hammann läßt sämmtliche Puppen tanzen. Potsdam: Das wird zum Begriff; klingt wie Belle-Alliance oder Sedan. „Auf keinem Gebiet eine Meinungverschiedenheit. Beide Regirungen sind entschlossen, sich in keinerlei Kombination einzulassen, die eine agressive Spitze gegen den anderen Theil haben könnte.“ Theobaldus dixit. Und was entbindet sich, nach neun langen, bangen Monaten, den kreißenden Bergen? Zuerst ein putziges Mäuslein: der Perservertrag, der immerhin sein Papier werth ist; dann, unter dem Agadirmond, Sasonows Verkündung, jede Fährniß werde Rußland an Frankreichs Seite finden. Freuet Euch, Deutsche, dennoch des Lebens! In Baltijskij-Port wird der neue Bund noch fester als in Potsdam geknüpft (und in Petersburg dann dem dorthin bugsirten Herrn Kanzler von Kokowzews Lippe das Lob gespendet, er sei ein netter, bescheidener Mann besten Willens). Hochsommer 1912. Der Herbst bringt den Balkankrieg. Der erste helle Wintertag entschleiert die dünn überfrorene Kluft zwischen Rußland und den mitteleuropäischen Kaiserreichen. Kommt Krieg? Aus Wien eilt der Generalstabschef Schemua zur Berathung nach Berlin. Galizien und das Gubernium Wilna gleichen Heerlagern vor der Schlacht. In Schlesien und Westpreußen werden die

Google

Brücken militärisch bewacht, Schlösser und Schulhäuser für die Verwundeten ausgesucht. Von den ostpreußischen Sperrforts sieht der Wachthabende die Scheinwerfer vorrückender Kosakensotnjen. Doch Rußland ist nicht fertig; die Mobilisirung des Heeres, dem Schwere Artillerie und strategisch wichtige Eisenbahnen fehlen, würde zu lange währen; und Frankreich hat noch kein zuverlässiges Pulver. Jedem Versuch, ihn vorwärts zu drängen, antwortet Nikolai Alexandrowitsch, immer wieder: „Nicht, ehe wir in Bereitschaft sind; den Fehler, den wir in Ostasien, mit eingleisiger Verbindungbahn, gemacht haben, dürfen wir in Europa, wo sichs um Rußlands Großmachtstellung handelt, nicht wiederholen.“ Also in drei Jahren, heißts in den Kasinos; und nicht mehr ganz nüchterne Diplomaten stammeln: „Um Sebastopol zu rächen, sind wir nach Plewna marschirt. Daß ein Amban oder Chutuchtu der Mongolei vor unserem Gossudar das Knie beugt, tröstet uns nicht über die Erinnerung an Mukden und Tsushima hinweg. Weil wir 1904 in der Mandschurei, 1908 in Bosnien geschlagen wurden, werden wir 1916 fechten. Zunächst gegen Oesterreich, dem wir Galizien entreißen müssen.“ Seit der Zar, als Vetter und Trauzeuge Ernst Augusts von Braunschweig, in Berlin war, wird geraunt, Wilhelm habe ihm, Mann zu Mann, die Enthaltung von jedem Eingriff in neue Balkanhändel zugesagt; noch bündiger als schon in Baltisch-Port. Um so herber sei die Enttäuschung durch die Reden des Kanzlers empfunden worden; auch dessen seltsamer, nach der überhasteten Berichtigung nicht schmackhafterer Speech über die Möglichkeit germano-slavischen Zusammenstoßes. Das stete Krebsen mit der Gefahr des Zweifrontenkrieges, die Deutschland in einen Friedenspräsenzstand von fast neunhunderttausend Mann zwinge. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes (Gottlieb) sei jedesmal auf Urlaub, wenn ein Russe, Sasonow oder Kokowzew, nach Berlin komme; und mit dem schwerhörigen Grafen Pourtalès eine unter die Haut der Dinge dringende Verständigung nicht mehr möglich. (Diesen Zustand kann auch die Ernennung des Flügeladjutanten Von Chelius zum Militärbevollmächtigten am Zarenhof nicht ändern. Der hat sich selbst wohl nie für einen Diplomaten gehalten; und die Zeit, da der „Pruski Fligeladjutant“ am Hof Nikolais und Alexanders eine Hauptrolle spielte und die Lucadou und Werder, die den Zaren fast täglich sahen, wichtigere

Google

Arbeit als die Missionchefs hatten, ist für immer Vergangenheit.) Doch unleidlich wurde das Verhältniß erst, als Oesterreich-Ungarn die Ruthenen zu versöhnen trachtete und der Kriegsherr des deutschen Heeres höheren Offizieren erlaubte, als Instruktoren und Reorganisatoren in den Dienst der Türkei zu treten. „Erlaubte? Ermuntert wurden sie, hingedrängt.“ So grollten die Russen. Nikolai nahms wie persönliche Kränkung. Und nun sind wir so weit, daß aus der Kölnischen Zeitung Fanfare geblasen, am Rhein der Legende deutsch-russischer Erbfreundschaft die Totenglocke geläutet wird. (Nicht von Offiziösen? Draußen glaubt Niemand, daß ein Mann von dem Gewicht und der Erfahrung des Herrn Neven-Dumont ohne Wink von oben solchen Alarmartikel aufnähme. Dagegen kommt Euer hitzigster Leugnereifer nicht auf.)

Die Anwerbung deutscher Offiziere fürs Jungtürkenheer war Herrn Kokowzew erst in Paris bekannt geworden. Er nahm die Kunde nicht schwer; lächelte kühl und sprach: „Hundertmal haben uns die Berliner gestanden, daß die ganze Marschallei und der ganze Goltzismus, der Wahn, aus dem Islam eine Waffe zu schmieden, längst, am Hof und im Amt, als Irrthum erkannt worden sei. Weil die pariser und petersburger Presse die deutschen Drillmeister, Kanonen, Gewehre verschrien hat, soll gezeigt werden, daß die Türkei ihnen noch immer vertraut. Futter fürs Selbstgefühl. Kaum ernster Rede werth.“ Trotz dem Drängen der Herren Poincaré und Delcassé, Paléologue und Tardieu blieb der Geldmensch bei dieser Meinung; forderte nicht Sasonows, nicht des Generalstabes Gutachten ein, sondern ließ sich Zeit und beplauderte in Berlin dann den Kasus gemächlich mit dem milden Beth- und dem forschen Zimmermann. Alles, hörte er, sei in schönster Ordnung. Potsdam! Baltisch-Port! Russisches wäre auch deutsches Leid. Doch Nikolai hatte mit anderem Ohr gelauscht; und verzieh seinem Minister niemals, daß er, ohne schnellen und scharfen Protest, die Botschaft in den Reisekofier gepackt habe. Das Erste Türkencorps, das in Konstantinopel steht, unter dem Kommando eines deutschen Generals, deutsche Offiziere als Unterführer: dann ist die Osmanenhauptstadt, der Meerengenschlüssel, also auch der Khalifat des Schattensultans in Wilhelms Hand; dann hat Deutschland, ohne Schwertstreich, das von Goldhorn und Marmara umfaßte Amphitheater südöstlicher Europäergeschichte erobert; dann

Google

ist an die Weitung des armenischen Besitzes so wenig zu denken wie an festen Russenverschluß des Schwarzen Meeres. Das ist der Nachsatz zu der Londoner Reunion, der die Aufgabe gestellt war, die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit des Türkenreichsrestes zu wahren? Unabhängigkeit unter deutscher Heeresleitung: Rußland, dessen empfindlichste Stellen in Bessarabien und der Ukraine sind, sänke in den Bereich des Kinderspottes. Nur ein ins Dickicht der Politik verirrtes Kind konnte (schon vor Monaten habe ichs gesagt) glauben, so Ungeheures sei ohne Kampf heimzuschleppen. Wer unseren Geschäftsführern die Durchschnittsleistung grauer Routiers zutraut, überschätzt sie um Meterslänge; sie sind von besonderer Geistesrasse und weder Mitlebenden noch im Gedächtniß Fortlebenden vergleichbar. Kiderlen meinte, Südmarokko und die Möglichkeit, der britischen Nahrungzufuhr den Hauptweg zu sperren, sei ohne anglo-deutschen Kampf um Leben und Tod zu haben. Seine Nachfolger wähnten, Rußland, Britanien, Frankreich, die Gemeinden der Südslaven und Südromanen würden artig zusehen, während wir Konstantins Stadt und Omars Khalifat in die Tasche steckten; würden die Arbeit und die Opfer langer Jahrhunderte pour le roi de Prusse hinwerfen. Wenn hinter dem Plan, die Kerntruppe der Türken in unseres Willens Farbe zu kleiden, nicht der Entschluß zur Anwendung des letzten Gewaltmittels stand, war er absurd: weil dem kindischen Aberglauben eingekittet, die stärksten Erdmächte würden, wie friedsame Lohgerber, wehrlos heulend die Felle ihrer Hoffnung fortschwimmen sehen. So sanftmüthig waren sie nicht; Igel, nicht Lämmchen. Rußland mußte vorangehen. „Die Japaner haben Euch vom Gelben Meer weggestoßen, die Preußen die Herrschaft über die Ostsee, Euer Baltikum, entwunden; lasset Ihr Euch nun noch den Schlüssel rauben, der das Schwarze Meer riegeln, Marmara und Mittelmeer öffnen kann, dann ist die für den Flottenbau aufgewandte Milliarde schmählich verthan, Ihr sitzet, wie der kleine Serbe, im Käfig oder müsset Euch durch das Lapland der Skandinaven mit dem Schwert einen Weg an die Atlantisküste bahnen; und wäret auch dort noch ohne den ersehnten eisfreien Hafen.“ (Der Widerhall dieses Hetzrufes weckte den Schwedenschrecken, den die Warnung der Fabek und Sven Hedin nicht zu erwirken vermocht hatte; brachte fünfundzwanzig Millionen Kronen für ein Panzerschiff aus Pri-

Google

vatmitteln auf; trieb zweiunddreißigtausend Svenskarbauern nach Stockholm, vor das Schloß Gustavs des Fünften, der ihnen versprechen mußte, ohne Säumniß alles für die Landesvertheidigung Nöthige und Mögliche vorzubereiten; zwang den „Herre Konge“ zur Trennung von dem Radikalenministerium Staaf, zur Berufung des nicht so röthlich leuchtenden Freiherrn de Geer, zur Auflösung des Reichstages, der nun, unter der Parole der Reichswehr, neu gewählt werden soll. Neun Zehntel der russischen „Gesellschaft“ sind überzeugt, Deutschland habe, wie längst schon in Finland, nun auch in Schweden gewühlt und, nach Wilhelms Indogermanenrede, von Gustav die Zusage bewaffneten Beistandes erhalten.) Die traurige Komoedie, deren Schauplatz Stambul war, ist noch in Aller Gedächtniß. Dem deutschen General wurde zuerst das Verfügungrecht über die Meerengen und nach erneutem russischen Rüffel das Corpskommando genommen. Lachend vernahm es Europa. „Nur als Corpskommandant, nicht als in den Wolken schwebender Generalinspecteur, hat unser Mann nutzbare Macht“: Das war die erste Losung gewesen; die zweite lautete: „Er ist im Rang ja erhöht worden, hat einen dem unserer Generaloberſten, der Kessel, Plessen, Scholl und anderer Feldherren eiusdem farinae, ähnlichen Titel und vermag, in breiterem Machtbezirk, noch viel mehr als zuvor.“ Thörichter Schwatz. Wahrheit ist, daß wir nicht den allergeringsten Grund haben, dem Türkenheer, das zunächst nur gegen Griechen, Rumänen, Serben und russische Helfer zu fechten hätte, Führer zu stellen; daß unsere Offiziere zum Schutz des verhaßten Jungtürkenklüngels und seines Hauptes, des Meuchelmörders Enver, herbeigewinkt wurden; daß dieser Haß auch gegen sie die Volksstimmung in scheele Feindschaft färbt und wir froh sein müssen, wenn sie, die in Südost hohen Lohn, beflügeltes Avancement, buntes Erlebniß, doch keine Möglichkeit zu ernster, Nutzen stiftender Arbeit finden, gesundheimkehren; und daß der Ruf deutscher Wehrmannheit unter der Vorstellung rostet, ein General und Stabsoffiziere unseres Heeres seien einem Abenteurer unterthan, der als Major seinen Kriegsherrn vom Thron geschleift, als Oberst in einem dunklen Korridor seinen Kriegsminister, ohne Anruf und Warnung, niedergeschossen hat. Die Entmachtung des Generals (dessen Töchter jetzt von Soldaten überfallen worden sind) bot, noch einmal, günstige Gelegenheit zu begründetem, begreiflichem Rückzug. Sie wurde nicht be-

Google

nutzt. Widriger Zank zeugt fort. Der am Ort Aelteſte ging ſchon. Und Deutſchland liefert einer Banditenregirung die Janitſcharen.

Das war der (einſtweilen) letzte Streich. Rußland? Rüſtet ſich; ſo raſch und ſo gewaltig, wie es irgend vermag. Ahndet grauſam jede unbequeme Mittheilung aus den Dunkelkammern der Militärpolitik; ſchiebt ſeine Truppen leiſe weſtwärts vor, läßt Schwergeſchütz gießen, wo es zu haben iſt, hat ſeinen Präſenz- und Cadreſtand beträchtlich erhöht (um die Ziffer, die den Nachſchub der deutſchen Jungmannſchaft ausgleichen kann) und ſteht treu zu dem von Delcaſſé erwirkten Verſprechen, den Löwentheil der neuen Anleihe für den Bau der ſtrategiſch wichtigſten Bahnen zu brauchen. Die von Potsdam, Baltijſkij-Port, Berlin her noch in allerlei Plaudergelöbniß verhäkelten Miniſter werden barſch weggeſchickt. „Neuer Sieg der Reaktion“. Kinder... Ein Reich, deſſen Grenzen ein Sechstel der Erdfläche umringen, das ums Doppelte größer als Europa iſt und hundertſiebenzig Millionen Menſchen, verſchiedener Raſſe und Religion, herbergt, hat höhere Sorge als die um eines Häufleins Wahlrecht und Schreibfreiheit. Rußland will die Polen verſöhnen, die Rumänen in ihre hiſtoriſche Pflicht zur Vermittelung zwiſchen Slaven, Lateinern, Hellenen zurückſchmeicheln, den Heros Ferdinand, wenn er nicht zu kirren oder, via Creuzot, aus dem Land zu ekeln iſt, aus nächtiger Finſterniß in die Luft ſprengen; und rechnet darauf, daß von Oeſterreich-Ungarn Italiener und Griechen, Serben und Walachen, Kroaten und Dalmato-Slovenen, von Deutſchland Franzoſen und Briten Allerlei zu begehren haben; daß nur ein in Bosnien und Nordalbanien herrſchendes Serbien den Bulgarendrang nach Makedonien zulaſſen, nur unter ruſſiſchem Patronat ein neues Allpolen werden kann. Wir ſind nicht furchtſam. Wiſſen, daß auch der Reuſſenwelt die Bereicherungſucht der jungen Bourgeoiſie nun ſchon ein Hemmniß iſt; haben (Die wach und erwachſen ſind) niemals geglaubt, daß die heute Europas Erde ſtampfenden Rieſenheere lange nutzlos zu löhnen, in Parade und Manöver dem Spieltrieb, der Prunkſucht hinzuſpreiten ſein werden; und fordern nur, daß die Lügenpeſt endlich aus Deutſchland weiche. Von dem Boden, der „den für Deutſche ſtolzeſten Namen trägt“. Denn, unvergeßlicher, Unvergeßliches über die Lippe ſchwemmender Bethmann, auf dieſem Boden leben noch Menſchen, denen Deutſchland mehr iſt, millionenmal mehr als ein Imperator und die, weil ſie ſelbſt ſich den Werth ſchufen, aufrecht ſagen dürfen, was iſt.

Google

# Germanische Lehren aus Amerika.

Die Wellen wichtiger Erfahrungen wandern heute, trotz Weltverkehr und Telegraph, nicht schneller über den Erdball als früher; vielleicht langsamer. Sender und Empfänger von hochgespannten, hochfrequenten, energiearmen Schwingungen (Das etwa wäre die leidenschaftlose, physikalische Definition unseres Zeitungwesens) sind schlechte Organe für die Zwiesprache der Völkerseelen. Und billigt man selbst der Presse das Eine zu, daß nämlich ihre Reporter nicht fahrlässiger und nutzsüchtiger berichten mögen als die Sklaven älterer Stimmung- und Meinungmacher, so bleibt ein Anderes als Kennzeichen unserer heutigen Nachrichtenwirrniß: die Niedrigkeit und Versteckheit der Tendenz. Wer aus „Prometheus und Epimetheus“ Spittelers Bild vom „unsichtbaren Vogel“ kennt, zu dem „ein Jeder ungefähr nach oben weise, aufwärts an der allgemeinen Stange folgend mit dem Zeigefinger, also daß, wenn Alle feierlichen Ernstes danach deuten, Jeder feierlichen Ernstes nicht mehr lache“, Der findet Leviathans Rath an Behemoth in den dreißig Jahren seit seiner Niederschrift schon überholt: den unsichtbaren Walfisch, den der Vogel „lustig krähend verkündige dem Menschenvolk“, errichtet man längst nicht mehr auf allgemeinen Stangen, sondern setzt ihn schamlos ohne die geringste Mühe in den allgemeinen Sumpf. Darin wimmelt es nun mit lauwarmer Behaglichkeit, Preußenaar und Christenlamm nebst hundert Molchen jeglicher Färbung. „Ihr seid mir Laue: aber kalt strömt jede tiefe Erkenntniß. Eiskalt sind die innersten Brunnen des Geistes: ein Labsal heißen Händen und Handelnden.“

Wir brauchen anständige Nachrichten aus Amerika. Die Tröpfchen, die zu uns herüber sprühen, verzischen wie auf glühendem Herd. Wir ahnen, daß man uns Eimer voll Erquickung herschöpfen könnte oder doch tausend Fläschchen mit Etiquette und Patentverschluß: denn lieber Statistik als die Impression der Seelenlosen. Aber es ist so weit, daß wir zwar Boten zu Ausstellungen, Kongressen und Rundfahrten senden, Jahr um Jahr (mit Vorliebe Gelehrte zu diesen Schülern unserer Gelehrsamkeit), aber daß wir unserem Durst in den nüchternsten Fachzeitschriften Feuilletons einschütten lassen, die moussiren à la Mosse: Hitze, Staub, Eiswasser statt Schultheißbier, eintönige Fahrt mit preiswürdigem Diner, Weißes Haus, Indian file, Tafts Knöchelverstauchung, Kommers unter altbewährtem Präsidium, Kaisertelegramm, geschmackvolle Vereinsabzeichen, wohlgelunge-



Google

nes Bierspiel, donnernde Hochs, nach jeder Ansprache, stehend gesungen, die Nationalhymne des Redners, und so fort, Seiten lang. Und natürlich der Deutsche der Beste in der Welt; denn ein höflicher Gastgeber hats ja selber gesagt. Amerika? „Der überwältigende Eindruck, den die großartigen natürlichen wie wirthschaftlichen Verhältnisse auf jeden Besucher machen, kann doch die Einsicht nicht verhindern, daß auch hier neben Rosen viele Dornen stehen.“ Amerikaner? „Der Vortragende vergleicht den Bildungsgang in Deutschland und Amerika und bespricht die Aussichten, welche Deutsche haben, wenn sie hierher kommen, ihr Glück zu machen. Fernerhin werden deutsche und amerikanische industrielle Verhältnisse besprochen und die Anforderungen erörtert, welche in den Vereinigten Staaten gestellt werden. Zum Schluß giebt der Vortragende eine kurze Uebersicht über Verbesserungen im Lehrgang für Amerikaner, welche in den letzten Jahren in Vorschlag gebracht wurden.“ (Das Alles ist Citat.)

Solche Plattheit mögen wir nicht. Wo bleibt das Erlebniß, wo auch nur die Photographie? Ja, zirpt im Hintergrund das treudeutsche Heimchen: Das ists ja gerade, wir entäußern uns unserer Tiefe, wir platten zu Weltbürgern ab, wir amerikanisiren uns; aber wartet nur: balde! Drüben wählen sie im besten Fall Wilson; wir feiern nun schon fünfundzwanzig Jahre unseres Wilhelm. Sie haben ihre Sorte Edison und Taylor, wir unsere Haeckel und Ostwald: ein Trost in Thränen; schließlich kann uns Keiner.

Aus Augenwinkeln und Mundfalten amerikanischer Besucher zuckt uns als erste Nachricht diese entgegen: Sie sind ja nicht einmal „echt amerikanisirt“. Auf dem diesjährigen Vereinstag Deutscher Ingenieure kam Das in einer Bemerkung von Matschoß zum Ausdruck: „Der im praktischen Leben stehende Vorsitzende der American Society of Mechanical Engineers, Herr Dodge, Leiter der Link-Belt Company, hat so gesprochen, wie man im Ausland oft glaubt, daß ein deutscher Professor spricht, sehr professoral, fast pastoral, mit einem starken theoretischen Einschlag, während der deutsche Professor Schlesinger gesprochen hat, wie wir uns meist den Amerikaner vorstellen, nämlich: nüchterne Thatsachen, knappe, kurze Analysen vortragend.“ Ein Zeitungnebel reißt und eine Wesenheit erscheint, gesund, jugendlich, guten Muthes, beschaulich, mit Konvention wohl nur im Bann von uns Alten Herren belastet, mit fabelhaften Organen des Eigenschutzes ausgestattet, zu Exzessen der Mechanisirung befähigt, die den stärksten Europäer töten würden, immun gegen Superlativ, Quantität, Dimension, Surrogat, Formel und Kitsch, zwiespältig wie seiltan-

Google

zende Puritaner, harmlos wie Riesenkinder mit dem Spielzeug aus einer anderen Welt. Da überkommt uns, wie Gulliver im Lande Brobdingnag, der erste Zweifel, ob wir gut thun, jedes great hinter jedem big zu verneinen. Viele rutschen auf dieser Gedankenwippe ans andere Ende und geheimnissen nun schon wieder dem Gegenständlichen Werthe ein, die es nicht besitzt: eine architektonische Scheusäligkeit aus Kunstmarmor wird auch mit siebenzehn Stockwerken kein Stilgebilde, das Taylorsystem ist keine Religion und eine Milliardenstiftung kein Evangelium. Was uns vor zehn Jahren das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" schien und dem zwinkernden Europäerauge fast schon die Ehrfurcht wie vor Unendlichem, Ewigem, Metaphysischem abrang, Das hat der Yankee als recht begrenzt erkannt, die wilde Ausschreitung hat ihn schneller als uns zahme Sünder an die Grenzen irdischer Möglichkeit geleitet; und er ward zum Propheten der Einkehr berufen.

Das Selbe ergiebt sich, wenn man mit Herrn Dr. Rathenau („Zur Kritik der Zeit") die Wahrscheinlichkeit einer idealen Kultur aus dem Dasein unvermischter, durch ihre Rasse geschiedener, über einander gelagerter Volksschichten ableitet: Amerika, beherrscht von einer Minorität germanischer Herkunft, die, wenn auch in Vertheidigerstellung, eben dabei ist, sehr bewußt das aristokratische Verhältniß gegenüber dem Gewimmel niederer Rassen zu erobern, die mit dem heiteren Muth des Siegesgewissen sogar einmal dumm und brutal sein darf und zu deren Dienst sich dennoch die Beherrschten drängen, als sei Das zwischen Geldsack und Stimmrecht der selbstverständliche Wunsch aller Herzen. Deutschland, dem Scheine nach beherrscht von einer mühsälig konservirten, unfruchtbaren, durch keinen Volkstraum getragenen Kaste, plutokratisch und demokratisch in jeder Idealität zerrüttet, in seinen Rassekomponenten unkenntlich wie die Bestandtheile eines geschüttelten Reagenzglases und beinahe absichtlich ungermanisch in jeder Lebensäußerung. Woher blinkt hellere Hoffnung? Der Generaldirektor von Rieppel (Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg), der im Frühling dieses Jahres eine Rede über die Erziehung des Industriearbeiters hielt, erzählte nebenbei: „Ich habe in Amerika viele Verwandte, darunter eine mir sehr nah stehende Familie von zehn Köpfen. Die Familienmitglieder vertheilen sich auf drei oder vier Religionsekten. Bei einem Besuch war ich höchst überrascht durch die gegenseitige Duldsamkeit und dadurch, daß Alle mit dem selben Gefühl der Andacht den Sonntag heiligten. Man sollte doch ernstlich bedenken, ob es richtig ist, für die (deutschen) Fortbildungschüler einen obligatorischen Religionunterricht ein-



Google

zuführen.“ Aehnliches berichten auch Münsterberg und Andere. Man fühlt, daß Fichte und Lagarde mehr Freude an solcher Frommheit hätten als an unserem Gemengsel von Getauftsein, berliner Dom und Monistenandacht. Nun mag das unmittelbare Verhältniß zu Gott uns Deutschen heute die lockerste Glaubensform geworden sein, und falls wir unseren Lebenskreisen die Zwischensphären der Kunst und Wissenschaft, der Treue und des Stolzes wirklich näher und bedeutsamer empfänden, so könnten wir uns ja zur Noth an ihnen genügen lassen. Aber eben da spukt die grausige Erkenntniß, daß wir in der Welt längst nicht mehr Diejenigen sind, die am Kräftigsten ihren Himmel zu projiziren vermögen. Selbst für Vaterlandliebe stehen nun schon die Idealisten ringsum auf der anderen Seite. Wir „schreiten fort“, „klären auf“ und „wenden an“; auf allen Gebieten. Niemand hat uns Das zugetraut. Viele rühmen schon unsere Führerschaft im Mechanistischen; und sicher belächelt der liebe Leser den Nothschrei als paradox: Nehmt Euch im Seelischen am Yankee ein Beispiel!

Die physiko-ethischen Ideale unserer Civilisation sind Amorphismus und Disperſität, Vertauschbarkeit der Maßsysteme, Entwerthung aller Einheiten, Entpolung aller Kraftfelder, Glättung der Oberflächen, beliebige Knetbarkeit, kinetische statt potentieller Energien. Ob Etwas gut oder böse, rechts oder links, oben oder unten sei, vermag man nur am festen Ort, ob Etwas groß oder klein, viel oder wenig, stark oder schwach sei, vermag man nur im festen Abstand auszusagen. Mit dem Zuwachs an Geschwindigkeit, an Beweglichkeit Aller gegen Alle und jedes Einzelnen gegen sich selbst erstreben wir und in jeder Liquidation einer Starrheit feiern wir Gewinn jener Freiheit, die wir meinen. „Erfolg“, den man „hat“, man weiß selbst nicht, woher, heißt das Erreichen von Spielräumen, in denen man mit Hochfrequenz und großer Amplitude vibriren kann. Die Erfolgreichen naiven Gemüthes pflegen zu erzählen, daß sie dem Mangel an Geschmack, Wissen und Gesinnung ihre Betriebsamkeit dankten, mit der sie „die Situation beherrschten“. Diese erkennen einander von Weitem und diagnostiziren „eine allererste Kraft: er sagt es selbst“. Unser schönes deutsches Adjektivum „tüchtig“, das von sparsamer Geste, stiller Zähigkeit und selbstgenügsamen Kräften zeugen möchte, haben sie zum Ruhm von Mundwerk, Ellbogen und Sitzfleisch umgedeutet. Wer wollte den Geschäftigen Dukatenstühlchen und Geltung unter Ihresgleichen mißgönnen, sofern sie nur der Macht verlustig gingen? Warum, die Ihr die ethischen Möglichkeiten der Wirthschaft kennt, ersehnt, gelegentlich (für die Waarenbeschaffenheit und Werth-

Google

bildung) sogar erschließt, Ihr starken Unternehmer, warum vergeudet Ihr Eure vornehmste Macht: die menschliche Gesellschaft neu zu ordnen, indem Ihr fatalistisch wie im Staat die Dinge laufen laßt und, wo der Eingriff unvermeidlich scheint, den Geschickten die Gelegenheit sammt der Verantwortung übertragt? In merkwürdiger Annäherung begegnen sich die sozialen Tendenzen Eurer Sendboten mit denen der Arbeiterführer. Diese fordern Mindestlöhne und unterdrücken die Elimination befähigter Menschen und voreilender Gruppen, um dem gemeinsamen Niveau gelinder Unzufriedenheit den gemeinsamen Auftrieb zu erhalten. Jene gewähren gern eine gemäßigte Lohnzone geringer Breite, die zwischen Auskömmlichkeit und Ansporn die rechte Mitte wahrt; denn darin erfüllen sich ihre konventionellen Vorstellungen von Lohnersparniß und sozialer Fürsorge. Geschwellten Herzens genießen sie den Segen der Charis, faulen Frieden. Wie schmerzlos gebiert das Geschick der Vertreter, beiden Parteien zur stillen Wuth, aus finstersten Konflikten den zahmen Kompromiß! Fahrlässiger Verzicht auf Menschenauslese, stümperhafte Organisation der manuellen Arbeit, Rudimente der Handwerkszünfte, winzige Ansätze zu neuen Erziehungformen, statt Dessen Sport und Kientopp mit dem Resultat einer betrüblich sichtbaren Lümmeljugend: was kümmert all Das die heutigen Gesellschaftordner? Sie arrangiren wie im Tanzsaal: wenn es nur klappt.

Wenn der Germane Sagen vom Erlösen dichtet, so läßt er Drachen töten, mit der Faust auf den Tisch hauen oder Tintenfässer an die Teufelswand schleudern. Schon der gordische Knoten hat für ihn eine orientalische Pointe zu viel; denn das Problem ist witzig, er würde es übersehen. Listenreiche oder gar demuthvolle Hingabe an Ideen, Evolution der Gesinnung pflegt unter Germanen zu verkümmern. Deren kirchliche, künstlerische und politische Geschichte gleicht nicht dem Seil, sondern der Kette: jedes Glied in sich geschlossen, jedes eine Schöpfung und jedes den selben Gesetzen unterthan. Spätere Darstellungen werden vom germanischen Antheil an der Wirthschaftgeschichte nichts Anderes verzeichnen. Heute sind die Schriften, die von „scientific management“ und „Taylorsystem“ handeln, getragen von der ängstlichen Bemühung, die Anwendbarkeit und Zweckmäßigkeit einer offensichtlichen Willensemanation zu erläutern. Freund und Feind überbieten einander in Rechnungen, Prioritätstreit, Anerkennung oder Ablehnung logischer Momente; sie können vom Getriebe automatisirter Denkart nicht lassen. Aber man erinnert sich an Bismarck und die Achtundvierziger, an Bismarck und seine Kö-

Google

nige, an Bismarck und Lagarde, Fontane, Harden: die heroische Leistung wird nicht im Urtheil der Zeitgenossen gebucht, irgendwann bringen die Sagen die Wahrheit ans Licht.

Taylor ist Ingenieur. Er erfand den neuzeitigen Werkzeugstahl, nach dem Rezept: „Ich will wirthschaftlicher bohren, drehen, fräsen, hobeln, meine heutigen Schneiden versagen, also suche ich eine anders geartete Schneide.“ Das ist im Materiellen vielleicht die erstaunlichste Wegkürzung, die ein Ingenieurproblem gewagt hat, und deutet schon auf eine eigentümliche Vorherrschaft des Willens über den Denkapparat. Alle Erfahrung widerrieth damals der Annahme grundsätzlich neuer Stahlarten; in unerhörtem Sprung, ohne „Entwickelung“, wurde die Schneidleistung verzehnfacht. Mit einer anderen Erfindung näherte sich Taylor dem Gegenstand seiner Lebensaufgabe; er baute ein Lohnsystem auf, nach dem er nicht mehr allein die Stückleistung des Arbeiters bezahlte, sondern ausdrücklich auch die Zeitersparniß gegenüber einem normalen Zeitaufwand. Bis dahin erscheint er, am Erfolg und an eigener Aussage, ja, am Motiv gemessen, ganz folgerichtig als Prototyp des Zweckdieners. Plötzlich aber läßt er ab, die Aufgabe am Zweck zu orientiren, leitet nicht mehr auf konventionellen Bahnen den zulässigen Arbeitkostenaufwand aus dem gebotenen Leistungpreiseffekt her, sondern erfaßt die Organisation menschlicher Thätigkeit in ihrer intensiven Bedeutung. Das beweisen folgende Analysen: Auf die Frage, ob sie Taylors Grundsätze, nämlich Auslese und Erziehung des Arbeiters, Ersatz des Antreibens durch verantwortliche Anweisung des Arbeitganges, Löhnung nach dem Werth der Fähigkeiten und nach dem Maß der Angestrengtheit, gutheißen und in ihre Werkstätten übernehmen wollen, antworten alle Fabrikanten, die Taylors praktische Erfolge nicht kennen, mit der Gegenfrage nach den Kosten, die ihnen zuerwachsen drohen. Hören sie dann, daß, zum Beispiel, mühsäliges und theures Arbeitzeitstudium, Verdreifachung des Bureaupersonals (zur Disposition und Aufsicht), Revision aller personellen Fähigkeiten gleich am Anfang geboten sei, so schwenken sie ab und lassen über Theorie und Praxis, Utopie und Wirklichkeit, Vortheil des Seienden und Allmählichen, Verantwortung und Risiko ein Uebriges hören. Nur Intuition, kein Bedenken der Wirthschaftlichkeit konnte in Taylor den Muth auslösen, inmitten einer heutigen Fabrik, als erfahrener und verantwortlicher Berufsmensch, jeder handgreiflichen Kalkulation zum Trotz seine Grundsätze zu bethätigen. Und wenn er gar nur seine, des Intuitiven, Herrschaft über die Praktischen wollte, so wollte er zugleich den Willen des Germanen.

zed by Google

Zweitens. „Gegeben ist die Quantität der menschlichen Einzelleistung“: dieser Satz von Rathenau meint den heutigen Umfang der Leistung. Wer hätte seine Richtigkeit bestritten, ehe man die Experimental-Dokumente der Taylor, Gilbreth, Münsterberg erfuhr? Daß wir die abnormalen Leistungen der Akrobatik kannten, daß wir der Geübtheit einigen Einfluß auf unsere Funktionen beimaßen, daß wir im Fingersatz der Virtuosen, in militärischen Handgriffen ultrasubjektive Fördermittel ahnten, daß wir das Handicap gewisser Thätigkeiten unter gewissen Umständen oft genug empfanden, daß wir die Wirkungen von Rhythmus und Monotonie, Pausenlage und Pausendauer, die individuelle Abhängigkeit von Tageszeiten und Dergleichen sattsam spürten: das Alles hinderte uns nicht, zu glauben, ein williger, kräftiger, geschickter und geübter Lastträger schleppe zu gegebener Zeit ein unveränderliches, durch seine Angestrengtheit automatisch regulirtes Lastquantum; thatsächlich erwies sich Taylors älterer Versuch, durch Prämienversprechen die Leistung merklich und auf die Dauer zu erhöhen, als fruchtlos. Erst als die Arbeit mit dem funktionellen Eigenrhythmus der Muskulatur gleichsam in Resonanz gebracht war, zeigte sich, was Niemand vorausgesagt hätte: die selbe Anstrengung des selben Menschen warf in der Zeiteinheit eine drei- bis vierfache Leistung ab. So danken die Ideen ihren Erweckern: wer die Ursachen betreut, braucht um die Wirkung nicht zu sorgen. Durchaus germanisch, mit dem Rücken gegen den Nutzen, hat Taylor Naturgesetze entdeckt.

Drittens. Man kann Taylors Entdeckung in quantitativer Hinsicht etwa als das Gesetz vom immanenten Leistungspeicher der Person bezeichnen. Die Rechner, einerlei, ob sie von positiver oder von negativer Interessirtheit gesteuert sind, mögen folgern, durch raffinirte Hilfmittel in ihrem Arbeiteffekt gesteigert, werde die menschliche Anstrengung, wenn nicht insgeheim durch Hexenkünste überspannt, so doch sicherlich verbilligt und das Tempo der mechanisirten Produktion noch einmal, zu Freude oder Leid der Betroffenen, um ungeahnte Beträge beschleunigt. So rechnet die Kurzsicht auch anderswo; aus ähnlichen Fiktionen entsteht das Zickzack der Tagespreise, das über den Werthen der Erdwirthschaft flattert, der Umsatzkrisen, die um die friedlichen Mittelkurven der Produktengeschichte auf und ab pendeln, der Waarenmoden und der Strikes; und ohne Zweifel wird auch Taylors Lehre nicht ohne Wellenschlag verkörpert werden. So lange nur Einzelne sie befolgen, kann der Produktionantheil unter Konkurrenten sich stark verschieben; und füglich wird das aggressive Unternehmen mit er-

Google

höhter Geschwindigkeit dem heutigen Tempo voranzurasen vermögen. (Daß auch dann die Angestrengtheit ihrer Mitarbeiter unberührt und auf die Dauer beträchtlich besser gelöhnt bleibe, dafür haben bisher in jedem realen Beispiel die Arbeitgeber sorgen müssen; sonst scheiterte ihr Unterfangen.) Im Exempel der Praktiker offenbart sich uns ein falscher Ansatz, sobald man es verallgemeinert: sie verschweigen erstens das Doppelverhältniß der Person zur Wirthschaft und zweitens die Gebundenheit des Produktenzuwachses. Für den Eisenumlauf der Erde ergiebt sich aus langfristiger Statistik eine mittlere Jahreszunahme von vier, für den Kupferumlauf seit Eintritt der Elektrotechnik ein mittlerer Anstieg von sechs Prozent; solche Koeffizienten sind gar nicht, wie die Befangenheit wähnt, willkürgelenkig und in ständigem Auftrieb begriffen: sie gehorchen, jenseits von Tagesangebot und Tagesnachfrage, den wenigen fruchtbaren Ideen des Menschengeistes, die er aus Noth dem Zweck zu Diensten gab. Zu ihnen gehört die Metallurgie des Eisens, die Kraftmaschine, die Elektrotechnik; die acquisitorischen Varianten spielen keine Rolle. Am Anfang aller Mechanistik war der Hunger, am Ende werden Nerven- und Muskelmüdigkeit nebst Brechreiz sein. Denn langsamer als die Produktenmenge wächst die Menschenzahl; selbst Deutschlands fruchtbare Bevölkerung jährlich nur um 1⅓, ihre Sättigung mit Kupfer um acht Prozent: Umsatzfettsucht und Rentenschwund beschleichen schon heute den Fabrikenleib; kein Rezept der Geschäftigen kann es verhüten. An irgendeinem Tage (gesegnet sei er!) wird sich das Produziren in die Defensive der Produktenbeschränkung bequemen. So wahr diese Schlußfolgerung ist, sie wird von Taylors Erkenntnissen nicht berührt. Er dokumentirt nichts weiter als einen Wirkungsgrad der menschlichen Arbeit von ungeahnter Größenordnung (im folgenden Beispiel mag er als verdoppelt angenommen werden). In irgendwelchem Augenblick ist als Konstante gegeben der Gesammtbedarf an menschlicher Leistung; der Kostenantheil der anorganischen Betriebsmittel sinkt (gegenüber dem heutigen Zustand) notorisch mit der täglichen Arbeitsdauer: also hat ein die ganze Erdwirthschaft leitender Fabrikant mehr Vortheil von vierstündiger Arbeit der vorhandenen Industriemenschheit als von achstündiger Arbeit einer halben Anzahl von Gehilfen. Nicht in Menschenersparniß und erhöhter Leistung des Einzelnen, sondern in Zeitersparniß und verminderter Angestrengtheit des Menschen gipfelt Taylors Argumentation. Denn seine Gabe ist ein ungeheures Quantum Muße, Jedem verfügbar und im Sinn des Erdganzen keinem Mißbrauch zugänglich, eine Besserung des produktiven Wirkunggrades ohne Ein-

Google

fluß auf das konsumptive Streben, eine Entspannung zweckdienlich angestrengter Energien, eine Befreiung verriebener Impulse, eine Entgötterung der Energetik. Die Löhnungquote der menschlichen Leistung ändert sich nicht, nur ihr Antheil an der menschlichen Beflissenheit. Wir können der Erde geben, was der Erde ist, und, sei es selbst aus Langeweile, unsere Seele finden. Ohne Zerstörung unserer Arbeitstätten. Das danken wir Taylor. Kein Wunder, daß der Demokratenhimmel sich bewölkt und Blitze wider den „Ausbeuter“ zücken läßt.

Viertens. Kein Wunder, daß auch das andere Axiom, von der immanenten Energieform der Person, hurtig ins Gegentheil verkehrt und „Raub der Menschenwürde“ gescholten wird. Jeder zu seinem Nutzen an seinem Platz in seiner Thätigkeit gefördert? „Das gerade heiße uns Gerechtigkeit, daß die Welt voll werde von den Unwettern der Rache. Und Wille zur Gleichheit: Das selber soll fürderhin der Name für Tugend werden; und gegen Alles, was Macht hat, wollen wir unser Geschrei erheben!“ Just so will Taylor die Arbeit vertheilen, wie Oppenheimer jüngst den Wunsch der Sozialisten (nicht der Demokraten) darstellte: „Den Proletarier schreckt die behördlich geregelte Arbeitpflicht nicht im Mindesten. Ist es doch die Ordnung, in die er hineingeboren, in der er erwachsen ist: zu bestimmter Stunde zu bestimmter Arbeit anzutreten. Ihm genügt die Hoffnung vollständig, kürzere Zeit unter angenehmeren sachlichen Bedingungen, unter liebenswürdigerer Aufsicht und für höheren Entgelt arbeiten zu können.“ Auch, daß man Lohn und Machtantheil je nach dem Energiewerth staffelt, geräth wenigstens mit dem liberalen Sozialismus Oppenheimers nicht in Kollision: „Die alte Einförmigkeit und Gleichförmigkeit der Lebenshaltung ist einer bunten Vielgestaltigkeit gewichen und die Vorstellung wird immer mehr unerträglich, Alle mit gleichen Mengen gleicher Güter auszustatten. Für die Angehörigen der modernen Gesellschaft, die oft gerade in der persönlichen Note der Geschmacksrichtung und Bedarfsdeckung ihre beste Freiheit sehen, gemahnt die Vorstellung des behördlich geregelten Verbrauchs an das Zuchthaus. Der proletarische städtische Sozialismus fordert nur noch das Gemeineigenthum an den Produktionmitteln, überläßt aber die Konsumgüter dem Privateigenthum und die Richtung des Konsums dem Privatbelieben.“ Sobald der Sozialist den Polymorphismus des Menschenthums nicht mehr leugnet und eine Gliederung nach dem Dualismus aller Arbeitordnung, nämlich nach Herrschaft und Beherrschtsein, nicht mehr verwirft, kann er das „freie“ Wursteln und Pfuschen nicht mehr verehren und die gebundene Thätigkeit nicht als Sklaverei verschreien. Dann wird er

Google

sich, schneller, als er ahnt, mit jedem Unternehmer germanischer Gesinnung einigen können. Das kollektivistische Medium schreckt keinen Herrscher, das kapitalistische ekelt ihn längst. Wo ist der Generaldirektor, der die Aktie willig respektirt? Den Taylor mögt Ihr diesem oder jenem Acker in die Furchen säen, er wird Euch den Kapitalismus sozialisiren und den Sozialismus aristokratisch orientiren. Was in Gestalt von Versprechungen als Privileg der Demokraten galt, was in Folge der Unfähigkeit geschäftiger Plutokraten dem Wesen heutiger Wirthschaftregenten zu widerstreben schien, Ordnung, Pflichtgefühl, Gebundenheit, Gerechtigkeit, liegt höchst natürlich dem industriellen Organisator näher als irgendwem. Begreifen wir Taylor erst einmal ganz, so werden wir von oben und von unten her gemeinsam die Uebel unserer Gesellschaft erdrosseln: die Unordnung der Unfähigen, die Zinsverantwortung der Geschäftigen, die Willkür der Kurzsichtigen, die Vormacht der Erfolgreichen, das Mitleid der Furchtsamen. Wer eine starke Seele zu vergeuden den Muth und die Besonnenheit besitzt, Dem wollen wir gehorchen, auch fern von allem ökonomischen Getriebe.

Nicht so sehr die Nachahmung der Werkstätten Taylors als vielmehr Gründung von Auskunfteien für Berufswahl, Belebung des Schulwesens (mit deutlich humanistischem Einschlag), Erziehung des vorhandenen und nachwachsenden Personals (jeder Berufsart): solche und ähnliche Dinge sind die Kennzeichen der Bewegung, die unter dem Schlagwort „scientific management“ Amerika durcheilt. Mit der Zwangläufigkeit eines Naturgeschehens hat sich an Taylor sein Amerika begeistert und eines Tages werden wir dort die neue Wirthschaft vollendet sehen, die beseelt sein darf wie ein taciteisches Germanendorf. Jenseits vom Accidens, daß dieser Einzelne ihrem Schoß entsprang, ist Taylors Heimat die Erde der Vereinigten Staaten. Wahrscheinlich beweist uns noch ein sächsischer Oberlehrer, daß Taylor Schneider heiße und sein Landsmann sei. Aber die Völkerherzen erkennen ihre Söhne auch ohne Heimathschein, Norddeutschland seinen Bismarck, Berlin seinen Wilhelm, die Internationalen ihren Wagner, Wien seinen Mozart. Für unsere Industrie verklingt germanischer Mahnruf in fromme Wünsche. Salonbüroler brauen schon ihr Halbundhalb, ihren Punsch aus alten und neuen Kniffen. Geht es so weiter, dann wandern in zwanzig Jahren die Thyssen, Kirdorf, Rathenau, Stinnes, Mannesmann nach Amerika aus, weil es dann zu spät geworden ist, zu helfen. Wer bahnt uns einen deutschen Weg?

Oberschöneweide.

Dipl.-Ing. Wichard von Moellendorff.

Google

# Anzeigen.

**Leila**; türkische Familienszene von Izzet Melyh. Herausgegeben von Erich Oesterheld. Berlin, Priber & Lammers.

Was wissen wir vom Drama der Türken, was von der türkischen Literatur überhaupt? Unserer literarischen Wißbegierde hat hier deutscher Uebersetzereifer noch nicht die richtige Nahrung geboten. Izzet Melyh gehört zu den Jüngsten der jungtürkischen Literatur. Er kommt aus dem kleinen Kreis der Literaten, die Europa bereist haben und ihrem Vaterland, statt politischer Intriguen, europäische Kultur und Kunst im Geist nationaler Dichtung vermitteln wollen. Die dramatische Literatur der Türken ist kaum fünfzig Jahre alt. Und noch heute behaupten sich Karragöz und Orta-Ojnu in der Vorherrschaft; Spektakel, die an unser Kasperle-Theater und Schattenspiel erinnern. Izzet Melyh gehört mit Dschenab-Schehabeddin zu den Wenigen, die dem modernen Leben Gestalt zu geben versuchten. In Leila ist die Seele der Haremsfrau verkörpert, die unter dem Zwang einer innerlich überwundenen Tradition sich von der Welt abschließen muß und sich ihr doch zugehörig fühlt.

Erich Oesterheld.

**Im Titanenkampf.** Zweiter Theil des Schillerromans von Walter von Molo. Schuster & Loeffler in Berlin.

Was Molo im ersten Theil seines Schillerromanes versprach, hat er im zweiten gehalten. Sehen wir im ersten Theil den ganz jungen Schiller vor uns, der, noch unsicher im Weltgeschehen, sich erst finden muß, sich selbst als Mensch, so ist der Schiller, der den Titanenkampf auskämpft, reifer und darf nach den höchsten Zielen hinstreben. Wir empfinden Schiller; und neben ihm, um ihn leben Alle, die seine Welt erfüllten. Wir freuen uns des schönen Werkes und sind auf den dritten Theil begierig, der die Geschichte eines großen Menschenlebens abschließen soll (und im März 1914 erscheint).

Brünn. Karl Fritsch.

**Lydia.** Von Christoph Sandrock. Beyers Verlag in Charlottenburg.

Dieser Roman langweilt den Leser nicht einen Augenblick; hält ihn immer in „Spannung“. Lydia von Oberski ist die Tochter eines polnischen Edelmannes, der das Opfer seiner politischen Ueberzeugung wird. Das Mädchen mit der großen, reinen Seele steht allein auf der Welt. Ein Kavalier gewinnt ihr Herz, trotzdem Lydias Vater in ihm den Todfeind sah. Sie vermählt sich dem Manne nicht, wird aber sein. Wie sie einander verlieren und wiederfinden, wie erst ihrer Tochter das reine Glück gewährt wird, das die Eltern vergebens suchten, zeigt uns der Roman, der mit besonderer Feinheit die Stimmungen der Schwangerschaft malt und das Leid ahnen läßt, das in solcher Zeit eine natürlicher Einfalt ferne Frauenseele durchwühlt.

München. Jakob Huber.

Google

**Stehe auf und wandle!** Von Max Kretzer. Verlag B. Elischer Nachfolger in Leipzig.

Kretzers neuer Roman ist eine feinnervige Tragoedie des Herrenmenschenthums. Zwei Weltanschauungen stehen einander schroff gegenüber: sinnenstarker Materialismus in derbster Lebensäußerung stößt in oft lachendem Zynismus auf fein organisirten Idealismus. Der Kampf zwischen den beiden Lebensanschauungen verläuft fast lautlos, in einem beängstigenden Schweigen; denn hier, wo der Dichter aus seinem tiefsten Innern spricht, ist er sparsamer als sonst in jeder dramatischen Geberde. Stille, lange Zwiegespräche, in denen eine Fülle von Reflexionen und Sentenzen liegt, ringen in verhaltener Gluth mit einander, holen Subtilstes, tief Verborgenes an die Oberfläche, während die ernste bayerische Alpenlandschaft die stille Wacht hält. Vor uns steht immer wieder leuchtend der Glaube ans Hohe und Lichte, ans Gute und Große. Und wie ein Ruf zur Versöhnung klingt es aus dem letzten Theil des Buches, wo uns der Dichter den kühnen, selbstischen Kraftmenschen in niedersteigender Bewegung bis zu seinem sittlich nothwendigen Untergang vors Auge führt. Obwohl wir erkennen, daß sich dieser Herrenmensch zu viele erdige Elemente assimilirt hat und ihm für immer die Stimmung des Aufschwunges, die helle, die erlösende Idee, fehlt, erscheint er uns als ein bedauernswerthes Opfer des schmerzlichen Widerstreites von Geist und Welt. Und neben dem zuchtlosen Mammonisten steht ein Jesus-Mensch mit reichstem Seelenleben. Er spricht die Worte: „Das ‚Stehe auf und wandle‘ des Nazareners bewahrheitet sich in der ganzen Natur. Wohin wir blicken, ist Bewegung, ist ein Losreißen von der Schwäche, vom Erliegen und vom Tod, sieht man ein Wiederaufleben nach Auflösung und Fäulniß. Deshalb ist Alles, was Jesus Christus sagte, als ein Symbol aufzufassen, aus dem ewiges Leben wie ein Hymnus ohne Ende klingt.“ Kretzer zeigt in diesem Roman nicht nur ein gerechtes Verständniß für die in weiten Schichten gährenden religiösen Fragen, sondern sucht auch einen Ausgleich in dem immer neuen Kampf der selbstischen Herrenmoral gegen den modernen Idealismus.

Johannes Schönherr.

**Bedenken zur Vorgeschichtforschung.** Mit Abbildungen. Verlag von R. Piper & Co. in München.

Analog den allgemein anerkannten Feststellungen in meinem Werk „Burgenkunde“, komme ich in dieser Schrift, im Gegensatz zu der überall herrschenden Lehre, zu dem Ergebniß, daß wir von den vorgeschichtlichen Dingen, besonders in Bezug auf die Zeitbestimmung der Funde, fast nichts wissen können; und ich versuche, nachzuweisen, daß die in wahrhaft verwirrender Menge in der gesammten Vorgeschichtforschung unter dem Schein des Feststehenden schon vorgebrachten Einzelbehauptungen im Wesentlichen nur auf Vermuthungen beruhen, die unhaltbar, auch im günstigsten Fall aber unbeweislich sind.

München. Dr. phil. h. c. Otto Piper.

Google

**Die Weltanschauung der Halbgebildeten.** Verlag von Georg Müller in München. Preis 3 Mark.

Nicht die Unbildung, sondern die Halbbildung ist die Feindin der Bildung. Unbildung ist ein unbeschriebenes Blatt, bereit, tiefste Weisheit und seichteste Belehrung aufzunehmen, Halbbildung ist ein besudelter Fetzen; je weiter sie sich ausdehnt durch Vorträge, populärwissenschaftliche Darstellungen usw., desto größer wird die Sudelei. In keinem Land giebt es so wenig Unbildung wie in Deutschland; die Fehler unseres Volkes sind vielmehr Verbildung und Ueberbildung. Die Halbbildung ist eine Pest, die uns aus den angelsächsischen Ländern hereingeschleppt worden ist. Wer die Volksschule durchgemacht hat, ist nicht halbgebildet, er besitzt vielmehr eine kleine Bildung, die aber ganz. Auch der Quartaner einer höheren Schule ist nicht halbgebildet, sondern er besitzt die Anfänge einer wahren Bildung. Diese führt nämlich nicht, wie die Angelsachsen glauben, durch die Halbbildung hindurch, vielmehr geht sie sofort aufs Ganze.

Wer gut bauen will, stellt nicht zuerst eine windschiefe, wackelige Ausstellunghalle hin, sondern er legt eine feste Grundlage und errichtet ein haltbares Gerüst. Wo aber eine solche baufällige Halle steht, kann sich nicht eher etwas Festes erheben, als bis sie abgetragen ist. Bevor Einer seine Halbbildung ganz und gar vergessen hat (und Das ist sehr schwer, vielleicht unmöglich), ist keine Bildung möglich. Sie, nicht die Unbildung, ist daher das größte Hinderniß auf dem Weg zur wahren Bildung; der Unbildung kann jeden Tag abgeholfen werden, die Halbbildung ist hoffnunglos.

Wer in Deutschland ein humanistisches Gymnasium durchgemacht hat, ist gebildet, obgleich er noch nichts Rechtes kann, aber er besitzt die Grundlagen und die Zugänge zu allem Geistigen. Bildung ist, im Gegensatz zum fachlichen Wissen und Können, nur eine Voraussetzung des Geistes, eine bestimmte Einstellung, unabhängig von Gedächtniß und Fähigkeiten. Für die Erwerbung des Reifezeugnisses auf einem deutschen humanistischen Gymnasium ist es nicht nothwendig, daß man französische Prosa ohne Wörterbuch lesen kann; auf den Boulevards wird sich der Besitzer jenes Scheines oft in Verlegenheit befinden. Der Kellner dagegen kommt hier vortrefflich durch. Ist er darum der Gebildetere?

Wer Wissensgebiete so beherrscht wie der Kellner Französisch, ist das klarste Beispiel für Das, was unter Halbbildung zu verstehen ist. Nicht die Unvollkommenheit seiner französischen Ausdrucksweise wirft man dem Kellner vor (die eines Altphilologen ist meist noch unvollkommener), sondern die unbeirrte Sicherheit, mit der er seine Mängel aufdeckt. Die fünfzig Worte, die sich ein gebildeter Italienreisender vielleicht aus dem kleinen Meyer während einiger Bahnfahrten angeeignet hat, kann er anders und benutzt sie in anderer Weise als der Kellner seine dreihundert Worte, mit denen er auch in der Mutter-

Google

sprache den engen Kreis seiner Begriffe auszudrücken im Stande ist. Unsere Zeit überschätzt das Kellnerfranzösisch; auf diesem Irrthum beruht die Beliebtheit der „Realbildung“. Die Schule soll schnell praktisch Verwerthbares übermitteln. Gewiß: die Welt des Kellners und des Geschäftsmenschen öffnet sich dadurch leichter; aber was ist diese Welt?

An meinem Buch ist von der Weltanschauung die Rede, auf die sich die Halbgebildeten mit Eifer gestürzt haben, dem Monismus und ihrem wirksamsten Verkünder, dem Geheimrath Professor Dr. Wilhelm Ostwald. Dabei soll die fachliche Bedeutung des Mannes unbeanstandet bleiben. Gegner haben mir nach der Veröffentlichung einiger Abschnitte dieses Buches in Zeitschriften höhnisch zugerufen, die wissenschaftlichen Verdienste Wilhelm Ostwalds seien mir offenbar recht unbequem. Umgekehrt! Gerade sie sind es, die es mir als der Mühe werth erscheinen lassen, gegen den Monismus zu sprechen. Für thörichte Anschauungen des erstbesten monistischen Volksschullehrers wäre die herrschende Naturwissenschaft nicht verantwortlich zu machen. Weil es ein bedeutender Naturforscher ist, der diese Verirrungen mit seinem Namen deckt, darf man nicht achtlos daran vorübergehen. Die Dinge liegen hier nicht wie in dem Fall Nietzsche. Niemand kann diesen Philosophen für die albernen Folgerungen verantwortlich machen, die unreife Geister aus seinen Schriften ziehen. Anders bei Ostwald. Seine Anhänger und Nachbeter, der deutsche Monistenbund, gehen mich nur mittelbar an. Um ihn selbst, den Führer, handelt es sich, der für die Plattheit seiner Schüler höchstpersönlich die Verantwortung trägt.

Es gab viele und giebt immer noch einige Naturwissenschafter von höchster Bildung; die verrathen sie vor Allem durch die Art, wie sie die Ergebnisse ihrer Fachwissenschaft in den Rahmen der menschlichen Gesammterfahrung und -werthung einordnen. Aber diese Bildung haben sie anderswoher bezogen, die exakte Forschung allein übermittelt sie nicht; daß sie es nicht thut, beweist eine Erscheinung wie Ostwald, der, obwohl er ein anerkannter naturwissenschaftlicher Fachgelehrter und Forscher war, echter Bildung feindliche Richtungen begünstigt, zum Schaden der geistigen Höhe, die unser Volk bereits erreicht hatte. Ostwalds Fachbedeutung ist mir also nicht im Mindesten unbequem, vielmehr bietet gerade sie die bequemste Gelegenheit, Das zu beweisen, was ich mir vom Herzen reden will. Einem Laien würde schlecht anstehen, über die Gedanken eines Naturforschers abzuurtheilen, wenn sich dieser Gelehrte nicht an der Schwelle des Alters von den Gebieten seiner Thätigkeit weggewendet hätte, um von nun an seine wissenschaftlichen Ergebnisse zur Grundlage einer Beantwortung aller, wirklich aller Bildungfragen zu machen. Er besitzt zwar die seltene Offenheit gegen sich selbst und die Mitwelt, einzugestehen, daß die wissenschaftliche Schaffenskraft seines Geistes erschöpft sei, aber dieser in einem arbeitreichen Leben verbrauchte Geist scheint ihm immer noch gut genug für einen Kulturphilosophen und Gesellschaftumwälzer. Auf diesen Ge-

Google

bieten aber ist Jedem erlaubt, den Bildung- und allgemeine Fragen angelegentlich beschäftigen, jenem Mann, wie groß auch immer seine Bedeutung in der Fachwissenschaft gewesen sein mag, muthig entgegenzutreten. Ich habe nur einmal Ostwald einen naturwissenschaftlichen Vortrag halten hören. Der Gedanke, daß in der Naturwissenschaft nicht mehr ein mit Kraft ausgestatteter schwerer Stoff, sondern die gewichtlose Energie selber als der Grund des Lebens gilt, hat mich mit der Hoffnung erfüllt, daß nun, nachdem an die Stelle des Starren ein Bewegliches getreten war, eine vertiefte[r]e und lebendigere Auffassung der Vorgänge unseres äußeren und inneren Daseins Geltung gewinnen werde, daß jene platte, maschinenhafte Weltauffassung schwinden müsse, die bisher mit der materialistischen Naturwissenschaft verknüpft gewesen ist. Diese Hoffnung ist getäuscht worden, als Ostwald mit seinen verschiedenen Schriften über allgemeine Fragen hervorzutreten begann. Haeckels Weltanschauung war bereits im Begriff, unter den Viertel- und Achtelgebildeten zu versickern. Da gelang es Ostwald, seine Energetik, die thatsächlich reizvoller ist als der grobe Materialismus, zur Grundlage einer neuen Weltauffassung zu machen, auf die sich Alle, die vor den Thoren der Bildung auf Einlaß warten, mit einem wahren Heißhunger stürzen.

Die Masse der Bildunghungrigen, die von der höheren Arbeiterschicht bis zu den kleinen privat und staatlich Angestellten reicht, ist in unserem idealistischen Land erfreulich groß. Aus diesem Grund ist es weltfremder Hochmuth, über Ostwald und den Monismus die Achseln zu zucken und zu fragen: „Wer nimmt denn diese Dinge noch ernst?“ Gewiß: die Kreise der Wissenschaft und der höheren Bildung erkennen zwar die naturwissenschaftliche Arbeit dieses Mannes an, verlieren aber keine Worte mehr über seine Weltanschauung. Die unendliche Masse jener bildunghungrigen Idealisten, die den Kern unseres Volksthums bilden, verfallen jedoch heute immer mehr den monistischen Mißgedanken. Darum heißt es nicht offene Thüren einrennen, wenn man gegen sie vorgeht, sondern eine sehr beachtenswerthe Festung mitten in Feindesland geduldig belagern und beschießen. Dies scheint mir besonders nothwendig zu sein, weil in Folge des wissenschaftlichen Namens und der, wie ich höre, freundlichen Persönlichkeit Ostwalds die gelegentlichen Angriffe gegen ihn aus den Schichten wahrer Bildung überraschend sanft ausgefallen sind. Selbst der tapfere Karl Jentsch hat ihn voriges Jahr in der „Zukunft“ zwar widerlegt, aber in einer Art, die ihn als Persönlichkeit“ doch gelten läßt.

Nach diesen Worten erwartet der Leser nun vielleicht von mir eine persönliche, gar boshafte Schmähschrift. Nichts liegt mir ferner. Meine Waffen sind sachliche Gegengründe und ich werde mich, so weit meine Gedanken dadurch nicht verwischt werden, immer befleißigen, die mildeste von mehreren möglichen Ausdrucksarten zu wählen.

Oskar A. H. Schmitz.

Go gle

# Bankabschlüsse.

Die Bankabschlüsse dieses Vorfrühlings tragen die Spur des schlechten Börsenjahres 1913. Wie ein Widerspruch gegen ererbte Anschauungen klingt es, daß ein schlechtes Effektenjahr Einfluß auf den Gesammtertrag hat. Entscheidend soll das legitime Geschäft sein; und doch würde eine Aenderung des Zinsfußes nicht so schlimm wirken wie intestinale Störungen im Börsenorganismus. Das ist am Ende natürlicher als die Vorstellung, die Bankenrente könne nicht sinken, wenn die Depositengelder nur in ganz sicheres Gehege angepflanzt werden. Karl Fürstenberg handelt klug, wenn er seine Dividende auf die Börsenkonjunkturen einstellt. Er kann viel und kann wenig bezahlen: man weiß, daß er nie so viel giebt, wie er geben könnte. Bei ihm ist Alles Taktik. Er sagt seinem Aufsichtrath: „Wir wollen nicht mehr zahlen, weil man den Leuten nicht die ganze Herrlichkeit zeigen darf.“ Und da man seiner Einsicht vertraut, findet er kaum je ernsthaften Widerspruch. Ist die Dividende „ausgeworfen“, so werden die Gewinnsalden festgesetzt. Was sich hinter ihnen, als Stille Reserve, versteckt, kann der gewöhnliche Sterbliche nur ahnen. Wenn die Handelsgesellschaft einen Effektengewinn von 1,20 Million nennt, 2,40 weniger als im Vorjahr, so ist damit nicht bewiesen, daß aus einer ganzen Anzahl vortheilhafter Betheiligungen nicht ein viel höherer Ertrag gewonnen wurde. Die Bank hat im Jahr 1912, nach der Auseinandersetzung mit den Fürsten, ihre Dividende erhöht (von 9 auf 9½); als die einzige berliner Bank. Herr Fürstenberg konnte sichs leisten und seinen „Freunden“ ad oculos demonstriren, daß er die Trennung von Hohenlohe und Genossen ohne materielle Einbuße überlebt habe. Auch für 1912 gab er 9½; und wird wohl bald wieder auf diese Höhe klettern. Man sieht ja, besonders aus der Gestaltung der Provisionen, daß die Handelsgesellschaft, ohne Filialen und Depositenkassen, im regulären Geschäft nicht weniger leistet als Banken, die an zwanzig Sammelstellen fremde Gelder und Kunden auffangen.

Auch die Nationalbank für Deutschland hat ihre Dividende um 1 Prozent gekürzt. Sie bezahlte in den drei Vorjahren je 7 Prozent. Bei ihr ist aus Effektengewinn diesmal Verlust geworden: 685 000 Mark. Interessant ist, zu sehen, welchen Einfluß der Börsenverkehr auf den Gesammtumsatz hat. Der verringerte sich bei der Nationalbank um 4270 Millionen (auf einer Seite des Hauptbuches), hauptsächlich durch den Rückgang des Effektengeschäfts. Eine auffallende Aenderung hat dieser Einfluß auch bei den Anlagen in Reports und Lombardvorschüssen bewirkt. Diese Engagements sind, ihrer guten Zinsen wegen, sehr beliebt; ihr Umfang hängt natürlich von dem des Werthpapierhandels ab. 1911 hatten die Reports und Lombards noch 120 Millionen betragen, fast eben so viele Prozente des eigenen Kapitals (Aktien und Reserven); 1913 sind es keine fünfzig Prozent mehr. Man muß tief in die Vergangenheit der Nationalbank zurück-

Google

gehen, um eine niedrigere Ziffer auf diesem Konto zu finden. So haben Konjunktur und Reichsbankpolitik zusammen gewirkt. Der Druck, den die oberste Instanz auf die umliegende Bankwelt übte, um dem Publikum das Börsengeschäft zu verekeln, hat blaue Flecke hinterlassen.

Am Schlimmsten ging es dem Schaaffhausenschen Bankverein. Schon die vorletzte Dividende war von 7½ auf 5 Prozent herabgesetzt worden, weil Verluste von mehr als 3 Millionen abzuschreiben waren; und für 1913 werden gar nur 3 Prozent gezahlt. Der Bankverein ist durch die Gemeinschaft mit der Dresdener Bank in den Depositenkassentaumel gerathen. Er wollte sich der Konkurrenz gewachsen zeigen und das Format der Weltbank ausfüllen. In Berlin wurden die Reize des Grundstückmarktes ausgekostet; auch in Köln gabs Engagements mit Terraineinschuß. Das Ende vom Lied waren endlose Abschreibungen. Die Spezialreserve von 9,30 Millionen ist aufgezehrt worden. Dazu mußte der Reingewinn noch 3 Millionen für zweifelhafte Außenstände hergeben. Die Minderung der Dividende um 2 Prozent bedeutet, bei 145 Millionen Aktienkapital, 2,90 Millionen und der Wegfall der Tantiemen für Aufsichtrath und Direktion kostet auch 500 000 Mark. So verschlingt die jüngste Bilanz ein Kapital von fast 16 Millionen. In zwei Jahren 19 Millionen oder eine Jahresdividende von je 6½ Prozent. In der Direktion sitzen neue Männer, denen man den Schmerz über alte Sünden, für die sie nicht verantwortlich sind, nachfühlen kann. Sie versprechen, bessere Wege zu gehen. Hat über die zweite Operation alles Kranke entfernt? Behauptet wurde es auch 1912; jetzt sieht man die Bescherung. Vielleicht wird der Bankverein doch, wie oft vorausgesagt wurde, noch getheilt und verspeist. Man flüstert von Absichten der Diskontogesellschaft auf die berliner, der Rheinisch-Westfälischen Diskontogesellschaft auf die kölner Hälfte.

Die Mitteldeutsche Kreditbank giebt wieder 6½ Prozent und verkündet, daß ein Theil des Effektenertrages zur Verdichtung der inneren Reserven verwendet wurde. Die Mitteldeutsche hat die Annehmlichkeit, mit einem relativ kleinen Eigenkapital (69,15 Millionen) einen sehr großen Umsatz zu erzielen. Die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, die größte selbständige Provinzbank, hat mit 113 Millionen Aktienkapital und Reserven nur 6434 Millionen umgesetzt, während bei der Mitteldeutschen der Umsatz 12405 Millionen betrug. Die Rheinisch-Westfälische besitzt alle Antheile (15 Millionen) der berliner Bankfirma Hardy & Co., ist mit etwa 2 Millionen bei Delbrück, Schickler & Co. betheiligt und hat im vorigen Jahr 2 Millionen in das kölner Bankhaus Deichmann & Co. gegeben. Auch sie zahlt diesmal ½ Prozent weniger (6½). Die Mitteldeutsche Privatbank in Magdeburg bleibt, wie seit sieben Jahren, bei 7 Prozent.

Die Börse nimmt den Dividendenrückgang, nach Kursverlusten und Wehrbeitrag, als dritte Gabe des Jubeljahres hin und hofft auf 1914. Minder hoffnungvoll blicken die Privatbankiers in die Zukunft. Sie fühlen sich durch die Konkurrenz der Aktienbanken in die Enge



Google

gedrückt. Wie sehr, ist aus dem Uebergang mancher Bankgeschäfte in den Bereich der Großbanken ersichtlich geworden. Dieser Prozeß hört nicht auf; und es sind gewiß nicht die schlechtesten und schwächsten Firmen, die von den Banken übernommen werden. Der Schwarm der kleinen und mittleren Bankiers bleibt seinem Schicksal überlassen. Durch das Konditionenkartell sind die Banken mehr gefördert worden als die Bankiers. Wer Geschäfte machen will, sucht den Konkurrenten durch niedrige Gebühren zu schlagen. Dieses Unterbieten kann erst aufhören, wenn die Bankiers selbst dagegen Front machen. Die berliner Privatfirmen haben sich nun entschlossen, bestimmte Mindestsätze für Provisionen zu vereinbaren. Das soll der Anfang einer eigenen Politik sein. Energische Männer verlangen, daß man sich von der Krippe der Großbanken losmache und ein eigenes Institut zur Beschaffung von Reportgeld und Lombardvorschüssen gründe. Da diese Bank auch nur mit fremden Geldern arbeiten könnte, wäre die wichtigste Voraussetzung eines erfolgreichen Bestehens, daß ihr das Publikum genug Depositengeld zur Verfügung stellte. Ob darauf zu rechnen ist? Daß die Abhängigkeit von den Banken nach einem Jahr wie 1913 besonders schwer empfunden wird, läßt sich denken. Man braucht dazu nur die Veränderung auf den Report- und Lombardkonten zu sehen.

Die Reichsbank ist, wie ich schon sagte, an der Gestaltung der Dinge nicht unschuldig. Mancher hatte geglaubt, die Banken würden sich in ihrer Geschäftstaktik nicht stören lassen. Am Ende mußten sie sich aber hohem Wunsch fügen. Wie wird es im neuen Jahr werden? Die Reichsbank hatte am dreiundzwanzigsten Februar ein historisches Datum zu verzeichnen: ihr Notenumlauf war, durch Metall und Reichskassenscheine, über seinen Betrag hinaus gedeckt. Solcher dies festi giebts wenige in der Geschichte der Bank; man erwartet nun, daß auch die werthe Kundschaft ihren Antheil an dem Freudentag haben werde. Der Goldvorrath allein betrug 1337 Millionen. Wenn der Exporthandel hält, was er 1913 versprochen hat, und Amerika wirklich so viel Gold nach Europa legt, wie seine Bankautoritäten prophezeien, kann Präsident Havenstein vielleicht noch in diesem Jahr sein Panier auf einen Goldwall von 1500 Millionen (diese Summe nannte er, als die Ausgabe kleiner Noten beschleunigt wurde, als Ziel seiner Wünsche) pflanzen. Hat die Reichsbank ihre Rüstung durch einen so starken Metallpanzer gesichert, dann kann sie auch den Ansprüchen der Wirthschaft ein freundlicheres Gesicht zeigen; und so ist möglich, daß die Banken wieder mehr Ellbogenfreiheit bekommen, ohne fürchten zu müssen, irgendwo anzustoßen. An die Dauer der diesjährigen Geldmarktverfassung wird nicht mehr so fest geglaubt wie unter dem ersten Eindruck der billigen Zinsensätze. Die Stadt Mannheim hat eine 4½prozentige Anleihe begeben. Das ist gewiß kein Beweis für den erwarteten Umschwung im Kapitalbezirk; und noch weiß Niemand, ob der Ertrag aus Zinsen und Wechseln die Kunden in den nächsten Jahresabschlüssen der Banken enttäuschen wird. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

# Die Zukunft.

**Berlin, den 14. März 1914.**


## Oculi.

Ums Haar sich auszuraufen und an den Wänden hinaufzulaufen! Bis an den Hals (leider nicht bis über die Ohrknorpel) umraschelt uns nun wieder das Holzpapier, auf dem erörtert wird, wie schlimm die arge Welt rings um Germaniam, das blonde Jüngferchen, behandelt. Daß die liebe Unschuld von allen Seiten beschimpft und bespien wird und Maulschellen empfängt, wo sie Handküsse von artig gebeugten Häuptern erwarten durfte. Undank, Mißtrauen, Haß erntet, wo sie aus voller Hand den Samen der Freundschaft gestreut hat. Daß mit dem Russen kaum noch in Frieden zu hausen und der Franzmann frecher geworden sei, als selbst unter dem Herrn Publius Quinctilius Varus der Römer je war. Daß der Deutsche sich also fragen müsse, ob ein Krieg noch länger zu vermeiden sein werde. Ein Krieg? Nein: der Krieg; der berühmte, mit den drei Fronten, in dem Frankreich uns, mit seinen neuen Festungwerken und seiner Hauptmacht so lange an der Westgrenze beschäftigt, bis Rußland mobil, Oesterreichs Stoßkraft durch Südslavenaufstände und Balkanheere gestumpft, den Briten die zur Besetzung unserer Kolonien und zur Sperrung unserer Häfen nothwendige Zeit gesichert ist. Wieder einmal. Diesen Schwatz scheinen wir nicht mehr loszuwerden. Das ganze Jubeljahr 13 war damit bepackt; und der Werth der Börsenpapiere schrumpfte wie Ochsenfleisch im Bouillontopf. Solls anno 14 so weiter gehen? Muß; denn, sagt der Träger des Kanzlertitels, wir leben in einer ernsten



Google

Zeit. Solches Sprüchlein wäre früher ausgelacht und dem Sprecher die Doppelfrage vorgelegt worden, ob es für Erwachsene je eine unernste Zeit gab und ob eine Regirung, die gestern eine Milliarde für den Reichsschutz erhielt, nicht verpflichtet sei, diesem Reich fürs Erste wenigstens Ruhe zu schaffen. Heute unkt man der sinnlosen, saftlosen Rednerei nach. Stimmung des dritten Fastensonntags: „Meine Augen heben sich zu dem Herrn und hoffen, daß er meinen Fuß aus dem Netz löse.“ Theobaldur? Darauf könnt Ihr lange warten. Lauschet, in Sakko oder Cutaway, lieber der am selben Sonntag von den Kanzeln verkündeten Botschaft: „Wenn ein Starker in starker Rüstung sein Haus bewachet, so bleibt ihm das Seine in Frieden; wenn er sich aber von einem Stärkeren schlagen lässet, so nimmt ihm der Ueberwinder den Harnisch, dem er vertraute, und rafft das errungene Gut als Beute an sich.“ Schämen wir uns nicht ein Bischen? Wer läuft denn vor die Thür und flennt, die Anderen seien so schlechten Herzens und ihre Niedertracht weigere ihm die gebührende Hochachtung? Läppisches Geplärr; das weder Liebe noch Respekt einhandeln kann. Die verfolgte Unschuld: keine dankbare Rolle für eine Großmacht; keine würdige für eine, die fast neunhunderttausend junge Männer unter der Fahne hält und für ihre Wehr in jedem Jahr fast zweitausend Millionen Mark ausgiebt. Wird diese Großmacht gescholten, geärgert, in den Winkel geknufft, dann liegt nur auf ihr die Schuld; dann duldet sie Wächter, Geschäftsführer, Prokuristen, die unfähig sind, die Volksleistung für den internationalen Verkehr zu münzen. (Auf diese Fähigkeit aber, Schranzen, kommts an; nicht darauf, ob Einer, der excelliren sollte und wollte, immer fromm im Ehebett gelegen oder draußen auch mal ein Tanzmädchen umschlungen und lecker genährt hat. Die Schurkerei, die mit der Enthüllung solcher Sünde einen Tüchtigen von der Ehrenleiter stoßen möchte, darf, wo männliche Vernunft, nicht Damenpruderie, herrscht, niemals an ihr Ziel gelangen. Womit ich den gottselig Wandelnden, der dieses Petzerversuches schuldig ist, einstweilen salutire; aber noch nicht pardonnire.) Das Miserere wirkt wie ein Brechmittel auf den Magen. Und oben fehlt die Stimmgewalt, die den Klagechor übertönen könnte. Wenn der Bethmann sich morgen bei einem Zuverlässigen im Reichstag eine Kleine Anfrage bestellte und ihr mit der Betheuerung antwortete, daß in Europa Alles in schönster,

Google

ruhigster Ordnung sei, kehrte sich kaum Jemand dem Redner zu, um aufzuhorchen; würden auch im Hohen Haus nur Witze über so unnützliche Lufterschütterung gedrechselt. Kanns anders sein? Ungeheurer Aufwand hat uns, aus günstigster Konjunktur, nicht nur keinen Gewinn beschert: unsere Einfalt bescheinigt sich selbst auch auf hundert Blättern und Blättchen, daß ihr ziemliche Ehrerbietung überall versagt wird. Wozu? Erzwinget anständige Behandlung oder lasset keinen Seufzer durch das Gitter der Zähne. Seit Ihr stöhnt und Rache bräut, rennen die Ausländer umher und fragen: „Was wird da? Weshalb wird, ohne kräftigen Widerspruch der Regirung, gethan, als planten wir Ueberrumpelung und Vernichtung des Deutschen Reiches? Kein Nüchterner denkt daran. Soll der Lärm die Einigung über Nebenpunkte des Bagdadvertrages beschleunigen? Den Zaren für eine Begegnung mit Wilhelm stimmen? Oder wird der Himmel mit pechschwarzen Fetzen verhängt, damit das Verdienst der Staatsmenschen, die in solcher Finsterniß von England, Frankreich, Portugal Verträge erlangten, um so heller leuchte? Wird über dem Lande der coups de théâtre der Kuppelhorizont wieder wolkenlos blau, wenn der Kaiser will, daß Alles fertig sei? Wozu sonst der Lärm? Wir, von der Triple-Entente, sind jetzt ja sanfter als je seit dem Agadirsommer.“

Das kann nur der Befangene leugnen; nur, wer heute als Lüge bekennt, was er gestern als heilige Ueberzeugung ins Schaufenster legte. Haben dem höchsten Reichsbeamten nicht zwölf Dutzend öffentlich Meinender nachgejauchzt, während der Balkankriege und in den Monaten der Friedensstiftung sei das Betragen der Westmächte und, insbesondere, Rußlands friedlich und freundlich nicht nur, sondern höchsten Lobes werth gewesen? Im April sagt Herr von Bethmann im Reichstag: „Unsere Beziehungen zu Rußland sind offen, vertrauensvoll, freundschaftlichst“ (lichst); kein Interessenzwist, keine Gefahr, daß aus dem Rassenzwiespalt die Kriegsflamme auflodere. Freilich: „Durch die Ereignisse, die sich auf dem Balkan abspielen, sind die europäischen Machtverhältnisse verschoben worden.“ Deshalb schnelle Erhöhung der Präsenzziffer; theure Panzerung von Graudenz und Königsberg; Alles, was des Generalstabes Begehr ist. Aber die große Militärvorlage holt ja nur allzu lange Versäumtes nach und der Balkan dient ihr als Vorwand. Mit den im Superlativ freundschaftlichen Beziehungen



Google

wird so selig geprotzt, daß hier im Juni den Gläubigen der Antrag empfohlen werden kann: „Der Reichstag wolle beschließen, den Herrn Reichskanzler aufzufordern, er möge, da täglich von ihm nachgeordneten Instanzen behauptet wird, des Deutschen Reiches Beziehungen zu Britanien und Rußland seien so herzlich wie seit Jahrzehnten niemals, den Gesetzentwurf betreffend die Friedenspräsenzstärke des Heeres, weil er diese Beziehungen stören könne, zurückziehen und durch einen den so erfreulich geänderten Verhältnissen angepaßten Entwurf ersetzen.“ In den Humor solchen Antrages langen die feierlich fürs Volk Frühstückenden nicht; ihr gläubiges Herz bewilligt das Geld Derer, die nirgends der Wahl eines Tribunen gefährlich werden können. (Und seitdem wird der Reichstag „opferwillig“ genannt.) Daß die Nachbarn mit neuer Rüstung folgen werden, weiß Jeder. Die Französische Republik wäre nicht mehr bündnißfähig, sänke in den zweiten Machtrang, wenn sie sich in ein Verhältniß schickte, das unsere Präsenzziffer um dreihunderttausend Köpfe über ihre erhöht. Deshalb nimmt sie die Last dreijährigen Waffendienstes auf sich; eine Last, die den Kopf schwerer als den Rumpf bebürdet. Enttäuscht sie deutsche Träumer durch Dauer und Nachhall ihres Wuthgeheules? Nein. Die Rede, in der General Pau dem Senat die Dehnung der Dienstzeit empfiehlt, bringt die Sätze: „Das deutsche Heer hat eine Offensivkraft, wie sie seit den Tagen unseres Ersten Kaiserreiches in Europa nicht mehr gesehen ward. Und was wir vom Handeln Deutschlands erblicken, zeigt uns die Wesenszüge kräftiger Vaterlandliebe und männlichen Willens. Darauf darf Deutschland stolz sein. Unsere Pflicht aber ist, auf diese Regungen ernsthaft zu achten. Alle Redner haben den friedlichen Geist Frankreichs betont und damit das Empfinden des Landes wahrhaftig gedeutet. Die Französische Republik will den Frieden, hat diesen Willen oft bewiesen und denkt nicht daran, irgendeine Macht herauszufordern oder anzugreifen. Sie will frei bleiben und unabhängig weiterleben. Um dieser Zukunft sicher zu sein, muß sie das durch Deutschlands Anstrengung gestörte Gleichgewicht wiederherstellen. Da wir den Frieden wollen und dem Gegner mit der Möglichkeit auch die Verantwortung des Angriffes lassen, befiehlt Pflicht uns, dafür vorzusorgen, daß unser Heer immer und überall zur Abwehr bereit sei. Der Friede ist nur

Go gle

zu wahren, wenn wir stark sind, wenn der Gegner uns stark weiß und unsere Kraft achten gelernt hat.“ Nicht ein unhöfliches noch auch nur ein der Rachsucht winkendes Wort. Der tapfere Soldat rechnet nicht mit dem von Rußland der nation alliée et amie zugesagten Beistand noch mit dem Helfercorps, das England über den Kanal werfen könnte; er will, was er wollen muß: daß seines Vaterlandes Heer an Zahl so groß, an Schlagkraft so stark werde, wie es irgend vermag. Und dieser schlichten, würdig ernsten Rede folgt ein Beifallssturm: trotzdem sie andeutet, daß von dem französischen Heer, auch nach dessen Stärkung, dem deutschen eine Aenderung des territorialen Besitzstandes nach der Voraussicht menschlicher Vernunft nicht abzuringen sein werde.

Eine unkluge Magistermahnung des Herrn von Bethmann hat das fast schon von Asche erstickte Feuer der Werbung für dreijährige Dienstzeit geschürt. In Lunéville ist ein Zeppelinschiff, das sich auf der Probefahrt verirrt hat, gelandet. In Nancy hat eine Nachtbummlerhorde Deutsche geschimpft und gepufft; und obwohl der Vorgang drüben als ein Fleck auf Frankreichs Ehre empfunden ward und die unzulänglichen Polizeiorgane strenge Strafe traf, wurde im Bereich großer deutscher Blätter den Franzosen das Anstandsgefühl abgesprochen und höhnisch das Recht auf den Namen einer ritterlichen Nation geweigert. Daß danach und dennoch die Rede des Generals Pau im Greisensaal des Luxembourg und auf allen Wegen der Republik Beifall weckte, war als ein erfreuliches Symptom gesundender Vernunft zu verzeichnen.

„Da die Mehrheit des deutschen Volkes einen Krieg gegen Frankreich nicht wünscht und auch die Minderheit ihn (der an sich keinen von dem nöthigen Kraftaufwand entschädigenden Ertrag verheißt) nur als das unvermeidbare Mittel gegen unerträglichen Drang hinnähme, sollte Jeder, der öffentlich spricht, Jeder, der öffentlichem Urtheil Raum gewährt, sich sorgsamer als bisher vor ungerechtem, das Selbstachtungbedürfniß der Franzosen verletzendem Meinensausdruck hüten. Auch das Gezeter gegen die römischem Muster nachgebildete Fremdenlegion sich in minder hartkantige Form sänftigen; für zuchtlose Abenteurer und Lüdriane braucht Alldeutschland nicht zu kämpfen. Ist diese Legion deutschen Jünglingen eine Gefahr, so wird Frankreich höflich festem Antrag den Wandel des Rekrutirungsystems nicht weigern. Das Ge-

Google

schimpf schadet nur. Räth kluge Selbstsucht nicht beiden Völkern, das Vergangene vergangen sein zu lassen? Die Republik kann die verlorenen Provinzen aus eigener Kraft nicht zurückerobern und wäre noch im (unwahrscheinlichen) Fall ausreichender fremder Hilfe der ersten Aufbrunst deutschen Zornes allzu nah. Sie kann aber ruhig leben und alle Kraft an die Civilisirung und Ausnützung ihres ungeheuren (jetzt noch oft vom Raubbau der Ausländer verherten) Kolonialbesitzes wenden, wenn sie neben der toten Hoffnung die Freude an einem Gestus, der nicht mehr schreckt, nur noch ärgert, ins Grab bettet. Dann brauchte sie kein Bündniß (gegen deutschen Angriff, den, rebus sic stantibus, nur Wahnsinn beschließen könnte, hülfe ihr, auch ohne Vertrag, das Lebensinteresse der größten Erdreiche) und würde wirklich so frei, von Rußlands Gunst und Englands Kram so unabhängig, wie ihrs der beste Sohn wünscht. Das Bewußtsein solcher Möglichkeit, ihrer Vortheile und der Frist, die für ihre Sicherung noch bleibt, muß sich einwurzeln, wenn wir ihm Ruhe gönnen; und aus ihm muß im Lenz die Erkenntniß keimen, daß Frankreichs Glück an dem Verzicht auf eine Grimasse hängt." Das ist im vorigen Jahr hier gesagt worden. War seitdem Grund zur Trennung von solchem Glauben? Nicht einer. Ein paar grobe Artikel zählen nicht; und ob diese Waare aus dem Laden des Monsieur Durand öfter als aus dem unserer Schmidts geliefert wird, wäre noch, vor dem Urtheil, reiflich zu prüfen. Unter manchem Wipfel murmelts, wenn zu anderen Liedern der Stoff fehlt, immer wieder: „Die Franzosen hausen in Fäulniß; ihre Republik ist durchaus verseucht und kaum noch haltbar; die Engländer foppen, die Russen plündern sie und weder aus London noch aus Petersburg kommt ihnen je wirksame Hilfe." War zu erwarten, daß Marianne, die wie eine schöne Frau aus vornehmem Haus, nicht wie ein Hürchen behandelt sein will, für solche Rede mit einem Knicks danken werde? Wer den Splitter im Auge des Nächsten sieht, müßte im eigenen Auge den dickeren fühlen. Sonst? Frankreich hat die Gelegenheit einer Anleihe zur Unterstreichung des alten Wunsches benutzt, Rußland möge durch Truppenverschiebung und den Bau strategisch wichtiger Eisenbahnen für raschen Aufmarsch vorsorgen, damit die Republik nicht überrannt werde, ehe ihres Freundes Heer den gemeinsamen Gegner wuchtig bedrängen könne. In der selben Lage spräche Jeder den selben Wunsch aus;

Google

der also nicht Groll wecken kann. Zum ersten Mal hat ein Präsident der Dritten Republik deutschen Boden betreten; Herr Poincaré, der Lothringer, der von den Nationalisten, wider Clemenceaus Tigergepfauch, Erwählte, hat am Tisch des Kaiserlichen Botschafters Freiherrn von Schoen gespeist: und durch diese Abkehr von vierzigjährigem Brauch bewiesen, daß er den offiziellen Verkehr mit dem Vertreter des Deutschen Reiches genau so wünscht wie mit den anderen Häuptern der Diplomatie. Der elsassische Hader wurde in Paris, auch von Aufgeregten, mit spürbarer Behutsamkeit erörtert. Von Déroulèdes Bahre trugen die Freunde ein Bündel rother Nelken auf den Sockel des der Stadt Straßburg geweihten Steinbildes; die Trauermusik verstummte, hunderttausend Häupter blößten sich: doch aus dem Zug kam kein schrilles Wort, von der Gruft des Patrioten nicht ein Hetzruf. Die pariser Regimenter zogen nicht mehr allabendlich, wie unter dem Kriegsminister Millerand, mit klingendem Spiel in die Kasernen heim. Ein Vertrag soll den in Kleinasien streitigen Fragen friedliche, Frieden verbürgende Antwort finden. Und das Wichtigste: Herr Caillaux, dessen Wiederkehr unsere Diplomaten fast zu laut ersehnten, regirt in Frankreich und der Ministerpräsident Doumergue ist nur seines Willens Werkzeug. Jetzt; vor der Neuwahl der ins Bourbonenhaus Abzuordnenden und nach einer Rede des Radikalen Sembat, der, als ein ernst genommener Mann, rieth, an die Rache für Sedan nicht mehr zu denken und ein Bündniß mit Deutschland vorzubereiten. Mehr konnte, nach Agadir, dem Kongovertrag, Nancy, Zabern, nur trunkene Hoffnung erträumen. Die hellsten Köpfe der Republik hatten die Nothwendigkeit muthiger, nicht entehrender Resignation erkannt. Unsere Aufgabe war nur, ihnen und ihren Landsleuten Ruhe zu lassen.

Hätten wirs gethan, dann wäre in der Rede, die Herr Doumergue über Internationales halten mußte, Frankreichs Pflicht zur Wahrung seiner Würde wohl nicht so laut betont, wäre ein freundliches Wort über die Verhandlung mit Deutschland eingeflochten worden. Wir mußten wünschen, daß Herr Caillaux, mit den Radikalen und Sozialisten, den Gegnern dreijähriger Dienstzeit, die Briand, Barthou und Poincaré, die zwar nicht den Krieg, doch die Bereitschaft zum Krieg wollen, in der Wahlschlacht nicht nur besiege, sondern für Jahre in Ohnmacht zurückwerfe. Nach

Google

solchem Sieg hätte der Aerger über die Einkommensteuer, ohne die der Aufwand von fünf Viertelmilliarden fürs Heer und von beinahe eben so großen Summen für die Marine nicht zu leisten wäre, und die Sehnsucht nach sozialpolitischen Gesetzen in der Stille für völlige Verständigung gewirkt. Ihr seht ja, hätten die Rothen zu den Röthlichen gesagt, „daß die Deutschen Vernunft angenommen haben und in Eintracht mit uns leben wollen; wozu also noch drei Dienstjahre, unter deren Last der Student, Techniker, Kaufmann knirscht und die dem wichtigsten Volkstheil die Republik verleiden?“ Daß unsere Heeresstärkung den Weg in diese Erkenntniß bahnen werde, war des Politikers Hoffnung. Frankreich, dachte er, wird bald merken, daß es die Kluft zwischen seiner und unserer Bevölkerungziffer nicht überbrücken, die verhaßten trois ans gegen ein höflich mit ihm verkehrendes Deutschland nicht halten kann, und sich eines Tages auch fragen, wie lange es das für zwei Heere, zwei Flotten nöthige Geld aufzubringen und dennoch der Bankier Südosteuropas zu bleiben vermöge. (Das Geld für Rußlands Heer und Flotte ist ja nicht, wie Thoren ausbrüllen, ins Wasser geworfen, ist gut angelegt; wird schon jetzt aber nicht mehr so leicht aus den Rentnerbeuteln geholt wie vor zehn Jahren.) Auf diese Hoffnung ist Reif gefallen. Seit Scheltrede und Drohung über den Rhein klingt, kann Herr Caillaux nicht, wie er wollte; sind drüben die Nationalisten wieder recht munter. Ihnen hilft Fortuna aus jeder Noth; wenn die Republikaner sich naher Sorge ledig glauben und die Riemen der Rüstung lockern möchten, rüttelt Michel sie aus träger Ruhe. Sechsmal that ers seit 1904; und hat erreicht, daß die Republik heute zu Land und zu See stärker bewehrt ist, als vor Tanger der hitzigste patriotard zu hoffen wagte. „Hört Ihr nicht die deutsche Drohung, der morgen Ueberrumpelung folgen kann? Nur ein Verräther darf in dieser Stunde die Kürzung der Dienstzeit fordern.“ Nicht ganz so übel ist die Wirkung in Rußland; doch übel genug. „Weil da oder dort ein Zeitungschreiber patzig war, läßt Deutschland uns als undankbare Ruhestörer anprangern? Daß wir uns rüsten, soll Verbrechen sein? Hat uns der Nachbar nicht an seiner Ostgrenze das Beispiel gegeben? Sehet, rechtgläubige Russen und alle der Slavensache Verlobte, welcher Abgrund das Handeln dieses Nachbars von seinem Reden scheidet!“ Die im Februar vom Gezänk Müden nehmen es im März mit frischer Kraft auf.

Go gle

Das Gerede über die Fortsetzung der Agrarreform, über bessere Arbeitbedingungen und die Möglichkeit, die von Nikolai geforderte Verringerung des Branntweinkonsums durch günstigeren Absatz des denaturirten Spiritus zum Theil wenigstens auszugleichen, versickert; am Zerrbild des Deutschen tobt sich der Volkszorn aus und Herrn Sasonow wird zugeschrien, daß er sich in grimmige Haltung und rauhen Ton gewöhnen oder vom Platz weichen müsse. Sogar aus England kommt häßlicher Widerhall des Getöses. Die Briten waren ganz ins Reichsgeschäft vertieft. Wie machen wirs, daß Irland von Dublin aus regirt, Edward Carson beruhigt und John Redmond nicht geärgert wird? Wie meiden wir den Aufstand der Protestanten von Ulster und sichern den katholischen Iren doch die Volkssouverainetät, ohne deren Gewährung sie nicht länger die Liberalen am Steuer ließen? Wie ködern wir die ungeduldige Arbeiterpartei und knickern doch nicht an der Flotte? Wie lotsen wir uns durch die zwischen den Vereinigten Staaten und Japan vom Stillen Ozean umspülten Klippen und streicheln den guten Professor Wilson in die Einsicht, daß in Mexiko die Verwüstung nicht länger währen dürfe? Noch manche andere Sorge schleierte das Inselreich in muffige Nebel. Die Freude an der Triple-Entente schien abzumagern. Nun wird sie gefüttert wie einst in Eduards Mai. Deutschland, raunt es, kann nicht ruhig bleiben; will durch Bluff einschüchtern; mit Rußland und Frankreich Händel suchen; da gehts auch um unsere Weltelle. An den Ausguck! Sonst sitzen wir morgen einsam in der Kälte.

Ums Haar sich auszuraufen und an den Wänden hinaufzulaufen! Mit ehrsamem Eifer wird uns bewiesen werden, daß, erstens, die Ankläger französischer und russischer Verkehrssitte im lautersten Recht waren, daß, zweitens, aber die Regirenden, sämmtlich, von der Absicht auf solche Anklage nicht das Allergeringste ahnen konnten. Nehmt es schon jetzt für bewiesen. Recht oder Unrecht: der Ertrag bestimmt das Urtheil über die Handlung des Politikers. Wenn wir internationale Unverschämtheit nur mit dem Gekreisch mißhandelter Unschuld abwehren können, sind wir, hinter Panzerschiffen, Haubitzen, Bayonnettes, bettelarm. Wenn ohne, gar wider den Willen der Regirung solcher Lärm entstehen kann, ist ihre Untauglichkeit dem Auge eines Quintaners erkennbar. Noch am Abend des ersten Tages konnte sie den Qualm

Google

aus der Schwarzküche wegblasen; konnte sagen: „Wir haben keinen Grund zu Beschwerde und wissen, daß die Nachbarn mit uns über das Lamento Unkundiger lächeln.“ Dann wars abgethan. Jetzt heißts in West und Ost: „Nach mißglücktem Vorstoß der Rückzug; wie immer. Weil wir uns strammhielten und die Bereitschaft zu jeder den Berlinern beliebenden Auseinandersetzung zeigten, blicken sie wieder freundlich und schwören, daß ihnen das Federgemetzel die widrigste Ueberraschung war. Wer glaubts? Der Deutsche ist der lenksamste Bürger auf dem Erdrund; er ehrt in dem Schalterbeamten und Schaffner gottähnliche Obrigkeit und bekleidet, wenns gewünscht wird, die Wände von Landhäusern und Bibliothekpalästen, Aquarien und Bahnhöfen, Kneipen und Synagogen mit cadiner Kacheln. Und diesen Wind soll er gegen den Willen seiner Hirten aus dem aiolischen Zauberschlauch gepreßt haben?“ Die Urgrundsätze der Politik sind vergessen, dem Bewußtsein entglitten. Wer die stärksten Geschütze vor sein Haus stellt und es vom Keller bis ans Dach mit bewaffneten, im Waffendienst geübten Männern füllt, wird verdächtigt, daß er einen Ausfall, jähen Einbruch in fremden Machtbezirk plane. Will ers nicht, dann muß er still sein, um Stichelrede sich nicht mehr bekümmern als ein stämmiger Kutscher um den Mückentanz über seinem Bocksitz und erst sprechen, wenn aus seinem Wort deutlicher Wille zur That klingen soll. Wer sich Gefährten wünscht, muß erweisen, daß seine Kameradschaft Gewinn bringt; sonst hakt seinem Arm sich niemals ein Kluger und Kräftiger ein. Das sind Fibelsätze, die Mündigen in Fleisch und Blut wohnen müßten. Im deutschen Land scheinen sie verbröckelt. Wir begehren nichts, wollen mit Allen in Frieden wandeln und handeln, haben ein an Wucht und Zucht unübertroffenes Heer, eine junge, mächtige Kriegsflotte: und straucheln aus einem Aergerniß in das andere. Da Wirklichkeit geworden ist, was ein Jahrhundert lang unglaublich schien, die Einigung Britaniens mit Rußland, da die größten Erdmächte, denen wir nichts geraubt noch abgelistet haben, mit Frankreich gegen uns verbündet sind, müssen wir uns ein Heer schaffen, das den Mangel an Staatsmannskunst ersetzen und jede Koalition von Angriffslust abschrecken kann. Ein Minister mittleren Wuchses könnte mit solcher Waffe, die nichts erfechten, die nur vertheidigen soll, seinen Landsleuten das behaglichste Leben sichern; einem nur behend, ohne Schöpferhirn, die Gelegenheit nützenden fiele auf der Zinne solcher Wehrmacht

Google

das Hegemonenamt zu. Darauf haben wir nicht gehofft. Wer aber hat gefürchtet, daß wir, ehe noch Einer unserem Vorsprung nachgehumpelt, in die neue Rüstung geschient ist, wieder in Drang und Zank sein würden? Als ruchlosen Frevels Schuldigen hätte der Massenspruch ihn gestäupt. Nach dem Jubeljahr schwanden zwei Monde: und ein Geheul über schlechte Behandlung gellt himmelan. Denket ihm nur fünf Minuten nach, Krieger und Künstler, Beamte und Bankiers, Erzeuger und Verbreiter brauchbarer Lebensgüter! Ihr versteht Eure Sache, seid fleißig und sauber, über Nöthe und Anfangshemmung längst hinweg. Kann Euch geschehen, daß Ihr schlecht behandelt werdet, mit der Klage darüber das Ohr des Nachbars füllen müsset? Eurem Vaterland geschiehts; das stärker ist als jeder Einzelne unter Euch, stärker noch als Ihr, Alle, zusammen: weil es Abermillionen tüchtiger Söhne und Töchter hat, die als Individuen, in ihrer dürftigen Enge, nicht viel, als geballte Volkheit Ungeheures vermöchten. Dieses Vaterland könnte dem Fremden, der mit ihm ist, in umfriedetes Glück helfen; Weltimperien noch gewähren, was kein Anderer ihnen zu geben hat. Dieses Vaterland könnte jeden Feind, dem es nicht nach Leben und Habe trachtet, ohne Schwertstreich in höfliche Bescheidenheit zwingen. Lehrt der Vergleich fühlen, was dem Deutschen Reich fehlt?

Nicht: Wehrmannschaft und Panzergeschwader. Das gewaltigste Heer ist nutzlos, wenn es nicht von wachsamem Staatswillen gelenkt und, wo es wirken kann, eingesetzt wird. Die Möglichkeit deutscher Einung, des Reiches, seines Bestandes, seiner heimischen Wirthschaft und fernen Siedelungen wurde vor fünfzig Jahren, im Kampf um die Elbherzogthümer, errungen; von der kleinen Armee eines schmalen und armen Staates. Aus den vorbedachten Folgen dieses Kampfes und der Staatsmannskunst, deren Werk er vollendete, deren Ertragssumme er mit eisernem Rechen einharkte, quillt noch heute dem Deutschen der Reichthum. Also wird es nur besser, wenn wieder ein Genius das Schicksal des Reiches besinnt? Nein: wenn aus dem Unmuth, der jetzt die Geister in Dumpfheit knebelt, aus der Empfindung eines unwürdigen Zustandes der Wille wird, ihn zu enden. In aufrechter, treuer Gemeinschaft mit den fürstlichen Häuptern des Bundes, der, nach dem Wortlaut seiner Urkunde, ewig sein soll. Vierundvierzig Jahre hat er durchlebt. Nur Freude röthet ihn wieder in stolze Jugend.

Google

# Schwarze Seelen.

Vor einigen Jahren hat Leo Frobenius seinen „Schwarzen Dekameron“ herausgebracht, ein Buch, das nicht nur den Vergnügungen müßiger Stunden dient, sondern das auch dem Soziologen sehr viel giebt: Tiefblicke in die Psychologie des Afrikaners und des Naturmenschen überhaupt, Ahnungen vom Zusammenhang alles Geisteslebens auf diesem kleinen Planeten; und daraus wachsen dann von selbst, als die schönsten Früchte der Menschlichkeit, die Liebe und Achtung der fremden Eigenart, die bis dahin uns als ganz und gar fremdartig abstieß, und die uns jetzt, indem sie uns ihre nahe Verwandtschaft mit unserem eigenen Wesen erschließt, vertraut und lieb wird. „Wo Du auch immer den Menschen triffst, da vergiß mir nicht, daß es um ihn und um sein Wesen eine sehr ernste und heilige Sache ist“: dieser Satz, mit dem Frobenius sein neues Buch, „Schwarze Seelen“, einleitet, dürfte auch über dem Dekameron stehen. Gegenüber dem verstiegenen Rassenchauvinismus der Gegenwart, der mit allen Kräften danach strebt, zwischen den Angehörigen sogar der weißen Rasse alle möglichen phantastischen Schranken der Fremdheit aufzurichten, ist dieses Bekenntniß eines der besten Afrikakenner eine werthvolle Waffe; es lehrt, daß selbst zwischen weißen und schwarzen Seelen die Unterschiede nicht gar so groß, daß die Grundsätze des Charakters und Trieblebens, vielleicht der geistigen, aber jedenfalls der sittlichen Anlagen im Wesentlichen die selben sind.

Das Buch ist mir in verschließbarem Kasten zugegangen, also mit der stillen Empfehlung, es womöglich im „Giftschrank“ der Bibliothek zu verwahren, als ein specimen, das untrainirten Seelen gefährlich werden könnte. Und dieser Kasten trug die bekannte Aufschrift, durch die die Verleger und Herausgeber mancher Werke sich vor dem Zugreifen von Polizeibeamten und Staatsanwälten zu sichern versuchen: „Dieses Buch darf nur an Bibliophile, Gelehrte und so weiter abgegeben werden.“ Wirklich: es enthält Kapitel, die an grotesker Derbheit, ja, an Unanständigkeit selbst den Schwarzen Dekameron noch übertreffen; in den Giftschrank gehört es trotzdem nicht. Es ist derb, unanständig, grotesk, wie Rabelais oder Aristophanes derb, unanständig und grotesk sind, aber es ist niemals im Mindesten lüstern. Diese Leute empfinden noch mit aller ungebrochenen Naivetät die unendliche Komik der Situationen, in die gerade das Geschlechtsleben den Menschen so leicht bringt: kann doch nirgends der Widerspruch zwischen dem Streben nach Kultur und Würde auf der einen und dem animali-

Go gle

schen Trieb auf der anderen Seite so weit klaffen! Aber sie empfinden nur die Komik. Ihnen ist nicht darum zu thun, schlaffe Nerven emporzukitzeln, wie mir denn überhaupt scheint, als sei Lüsternheit gar nicht anders zu verstehen denn als die Begleiterscheinung einer gewissen Schwäche, die bei Naturvölkern von so ungebrochener Kraft kaum jemals zu finden sein kann. Frobenius sagt denn auch:

„Ich frage hier Alle, die mit innerafrikanischen Verhältnissen vertraut sind, ob sie jemals in von europäischer und arabischer Mißbildung noch unberührten Ländern so gemeine Blicke gesehen haben, wie sie in allen Großstädten Europas üblich sind. Ich muß sagen, daß ich niemals dieses unverschämte und gemeine Umsichsehen wahrgenommen habe, das bei uns direkt ein Vorrecht der Männerwelt zu sein scheint. Der Afrikaner sieht nie lüstern in die Welt. Der Afrikaner trägt mit seinen Blicken nicht die Geheimnisse des Nackt- und Sinnenlebens auf den breiten Markt der Oeffentlichkeit. Er steht in dieser Hinsicht unendlich viel höher als wir. Ein Mann, der mit der Gemeinheit des Lebegecken und nach dem Modus der Boulevards und der Friedrichstraße sich in einem afrikanischen Dorf als Eingeborener umsehen würde, wäre direkt ein Unding. Darum liegt in dieser Erfahrung, wie mir alle Kenner des Inlandes bestätigen, allein schon der Beweis einer tiefgründigen Sittlichkeit, wenn sie auch nicht in den Gewohnheiten mit unserer Auffassung von Sittlichkeit übereinstimmt."

Diesen Naturkindern ist nun auch die Lust und die Fähigkeit eigen, zu sinniren und zu philosophiren. Und zwar sind es im Wesentlichen die alten Männer, die in der „Muße mit Würde" ihres arbeitfreien Lebensabends die Zeit finden, um über sich und die Welt nachzudenken. Ich citire weiter:

„Die Unterhaltung mit diesen Greisen ist, angenommen, daß sie nicht schon stumpfsinnig sind und daß sie von der Natur genügend mit Intelligenz versehen wurden, stets ein Genuß. Diese Alten sind die eigentlichen Philosophen. Sie grübeln im Stillen eigentlich über alle Probleme des Lebens. Bei ihnen wird der wundervolle Humor, der den Neger auszeichnet und der in kleinen Scherzen des Tageslebens eigentlich in allen Theilen der Rasse zu beobachten ist, zur tieferen Schöpfungskraft. Von ihnen hören wir die Auffassungen, die nichts mehr zu thun haben mit den Oberflächlichkeiten der Tagesnoth. Sie, die durch die Arbeit der jüngeren Generationen über alle Sorgen des praktischen Lebens sich hinweggesetzt haben, sie, die sich dem Ende des Lebens nähern, sie, die in ihrer Muße die Erfahrungen eines ganzen Menschenlebens zusammenfassen können, sie erzählen jene eigenartigen Stücke, von denen ich hier einige mir besonders beachtenswerth erscheinende wiedergegeben habe. Von ihnen stammen Auffassungen, die in Humor, und zwar im tiefen Sinn des Wortes, wie in Kritik nicht weit entfernt sind von den analogen Schöpfungen europäischer

Google

Völker. Bei ihnen zeigt sich der afrikanische Geist in seiner höchsten Entwickelung."

Von diesen Greisen hat Frobenius Märchen, Sagen und Erzählungen empfangen, die auch dem europäischen Leser Genuß bereiten werden. Im Interesse der Wissenschaft mag man bedauern, daß es unerkennbar bleibt, wie viel die Stoffe ihrem Bearbeiter und Uebersetzer verdanken, aber vom Standpunkt literarischen Genusses aus giebt es kaum hier und da einen Einwand.

All die Motive unserer Volkspoesie und unserer Volksmärchen finden wir da in origineller Form und Fassung. Man fragt sich immer wieder, ob autochthone Entstehung vorliegt, Schöpfung der überall in ihren Grundzügen gleichen Menschenseele, oder Uebertragung von Volk zu Volk. Vielleicht haben berberische Seeleute oder befreite Galeerensklaven alle diese Erzählungen und Schnurren, diese Märchen und Sagen in den Hafenstädten des Mittelmeeres oder an Deck ihrer Schiffe von Weißen gehört, die ihr Garn spannen, und haben sie dann ihren Landsleuten mitgebracht. Davon wissen wir nichts und werden wir kaum jemals Etwas wissen. Jedenfalls ist die Verwandtschaft dieser afrikanischen Erzählungen mit dem Grundstock unserer eigenen Volkspoesie erstaunlich. Das Märchen von der bösen Stiefmutter erscheint in charakteristischer Variante: hier ist es die erste Frau des Königs, die die jüngere Favoritin verfolgt und dafür den Tod erleiden muß. Wir finden in der Erzählung vom Blutschänder die Oedipus-Sage mit der Tannhäusersage verbunden. Auch hier ist es ein Stab, der durch sein Aufblühen des Himmels Verzeihung ankündet, aber, noch wuchtiger und folgerichtiger: es ist die Holzkeule selbst, mit der der zur Verzweiflung getriebene, seiner Verdammniß sichere Blutschänder als Räuber Unzählige getötet hat. Wichtige Geheimnisse werden, wie im Froschkönig, von den Vögeln erlauscht; in der Erzählung vom Auta haben wir eine köstliche Variante der Episode in unserem deutschen Märchen vom tapferen Schneiderlein, in der er den Bären durch seine List überwindet. Noch andere Motive des europäischen Märchens klingen an: das „Girdamädchen" (Affenmädchen) ist dem französischen Märchen vom Allerleirauh sehr ähnlich. Und eben so klingen vorderasiatische Motive ein und mischen sich in reizvoller Weise mit occidentalischen. In der Erzählung des Schicksals der Geschwister Wudandahasch haben wir eine Kombination des uns aus Musäus bekannten Märchens: „Die Chronika der drei Schwestern" mit dem wunderbaren Märchen aus Tausend und Eine Nacht von Bahman, Pervis und ihrer schönen und muthigen Schwester. Auch die Fabel von Simson und Dalila taucht auf.

Google

Daneben aber werden wir an viele der feinsten Kunstdichtungen unserer europäischen Kultur erinnert. Die Erzählung vom Kürbismädchen klingt wie eine Uebertragung von Goethes Neuer Melusine ins Afrikanische. Die kostbare Geschichte von den beiden Dieben erinnert lebhaft an Hebbels köstliche Schnurre von Zundelfrieder und dessen eben so stehlgewaltigem Spießgesellen und Konkurrenten. Und schließlich sind allerlei Dinge darin, die unmittelbar an den Gargantua des Rabelais und an Swifts Gulliver erinnern. Wenn der afrikanische Gulliver die beiden jungen Söhne des Riesenweibes nach Haus kommen sieht, jeden mit zwei erlegten Elephanten über der Schulter, so sinkt selbst diesem furchtlosesten aller Helden das Herz.

Man müßte fast Kapitel für Kapitel anführen, um den ganzen Reichthum dieses prächtigen Buches zu erschöpfen. Das ist unmöglich. So will ich denn nur noch auf einige Dinge aufmerksam machen, weil sie von wirklich tiefer Weisheit und jenem echten Humor zeugen, den nur eine völlig beherrschte Lebenserfahrung zu verleihen vermag: „Das Maß der Antilope“ und „Der Kriegszug der Blinden“ und, vielleicht die tiefste aller Weisheit, „Daß Sterben gut ist“. Hier klingt die selbe Weisheit durch wie in der Gestalt des Knopfgießers in Ibsens „Peer Gynt“.

Ueber dieses hohe Niveau ragen zwei Dinge noch wie steile Gipfel empor: „Die Hexe“: ein altes Weib und der Teufel wetten mit einander, wer binnen vierundzwanzig Stunden mehr Unheil anstiften könne. Der Teufel erregt einen Auflauf mit ein paar Totschlägen; das alte Weib aber läßt in Haß, Mord, Krieg und Brand einen ganzen Staat zu Grunde gehen. Zweitens „Musas Dankbarkeit“, eine Sage der Baggara-Araber. Ein Motiv, das, so weit ich sehen kann, in der europäischen und vorderasiatischen Literatur nicht zu finden ist, das aber wohl würdig wäre, einem Hebbel oder einem seiner Nacheiferer in der Kunst tiefschürfender psychologischer Analyse als Stoff für ein Drama zu dienen: die Erzählung von einem heldenhaften Mann, den ein Freund mit Wohlthaten über Wohlthaten so überhäuft, daß er sich schließlich verzweifelt sagt: „Niemals kann ich dem Manne heimzahlen, was er an mir gethan hat; ich muß ihn töten.“ Und er tötet ihn, obgleich oder weil er weiß, daß des Wohlthäters Tod auch sein eigener Untergang sein wird.

Nehmt Alles nur in Allem: ein prächtiges Buch voll tiefer Menschheitgehalte, dem viele nachdenkliche Leser beschieden seien.

Dr. Franz Oppenheimer.

Google

# Der Leibpage.

Harald von Reinerstadt war soeben vom Weihnachturlaub in die kahlen Räume der Hauptkadettenanstalt in Großlichterfelde zurückgekehrt. Er war Selektaner, trug die Tressen und das Portepee und hatte gerade am vierundzwanzigsten Dezember seinen zwanzigsten Geburtstag gefeiert. Die Stubengenossen, über die er streng, aber gerecht herrschte, wie ein kleiner König in seinem Reich, kamen erst mit späteren Zügen aus den Urlaubsorten zurück; so war er einstweilen allein.

Ein unangenehmer Duft von Lack und Firniß lag über den Zimmern und Korridoren, ein Geruch, der sich in früheren Jahren, wo er noch jünger war, oft direkt beklemmend auf seine Seele gelegt hatte, wenn er zu der Erkenntniß kam, daß die Ferienzeit wieder einmal vorüber war und rauhe Pflicht an die Arbeit rief. Heute erhöhte dieser Duft nur das ungemüthliche Gefühl, aus dem trauten Daheim sich wieder in die nüchterne Umgebung der Anstalt versetzt zu sehen, der er seit vier Jahren angehörte und die er in wenigen Monaten verlassen sollte; dann wurde er, endlich, Offizier.

In seinen hübschen braunen Augen lag noch der Glanz des Christfestes. Im lieblichen Weimar stand das schlicht vornehme Besitzthum seiner verwitweten Mutter, die mit abgöttischer Liebe an ihrem Einzigen hing. Während er nun seine Sachen langsam auspackte, die noch nach Tannen und Lebkuchen rochen und die eine treue Mutterhand selbst kunstgerecht in das Köfferchen verstaut hatte, war ihm plötzlich, als ob in diesen Weihnachtferien zwischen ihn und seine Mutter Etwas getreten sei, das früher nicht da war und das sie zu trennen drohte. Zu trennen? Der große Junge, dem schon der Schnurrbart stattlich sproßte, lachte laut auf. Welche Macht der Erde sollte ihn wohl von der Mutter zu scheiden vermögen! Und doch; Etwas hatte sich geändert. Schon im vorigen Sommer, während des langen Urlaubs, war plötzlich durch die prächtigen, ein Bischen altmodischen Räume der Villa Reinerstadt ein Lichtstrahl gehuscht, der, lockend und lieblich, Schimmer und Freude verbreitete. Regina von Saldern, die siebenzehnjährige Tochter des Garnisonarztes, hatte in der alten einsamen Frau eine mütterliche Freundin gefunden, und wenn Haralds Herz nicht mit der ganzen Gluth seiner zwanzig Jahre Feuer gefangen hätte, wäre er wohl gar eifersüchtig auf die blondlockige Regina geworden, an die Frau von Reinerstadt fast eben so viel Liebe hingab wie an den langaufgeschossenen Sohn. Und um Neujahr, wenige Tage vor der Abreise, hatte sich sein Schicksal erfüllt. Er war mit Regina, dem lieblichen Mädchen, mit den fast allzu zarten Wangen, allein im Zimmer geblieben, während die Mutter nebenan den Kaffeetisch vorbereitete. Draußen fiel Schnee und der feine Klang eines fernen Orgelkastens schlug wie aus Träumen an das Ohr der beiden jungen Menschen, die auf dem Diwan neben einander saßen. Sonst tiefe Stille. Da hatten sie plötzlich, mit leisem Händedruck und

Google

wenigen Worten, den Anschluß gefunden, der den zündenden Funken weckt; und ehe sich die kleine Regina noch Dessen versah, hatte Harald von Reinerstadt, der sonst so ernst und würdig that, das zarte Püppchen in seine Arme geschlossen und herzlich geküßt. Das schwermüthige Lied des Straßenbarden klang noch einmal herein, als sich Lippe auf Lippe fand und er nun flüsterte: „In jeder Stunde werde ich Dein gedenken!“ Und dann war die Mutter gekommen und man hatte mit brennenden Backen, das Glück einer ganzen Welt im Herzen, schön artig neben einander gesessen. Aber die Augen der Beiden redeten eine Sprache, die nicht von dieser nüchternen Erde war.

Nun saß er hier, zwischen den kahlen Wänden, fern seinem Jugendtraum. Aus der Nähe drohte das Offiziersexamen. Was wohl jetzt die kleine Regina macht? Ist sie auf dem Eis und lenkt alle bewundernden Blicke auf sich? Aber gestern hieß es ja in dem Brief von Hause, daß sie immer noch erkältet sei und im Bett bleiben müsse. Auch er hatte sie nicht mehr gesehen; mußte ohne Abschied fort.

Mitte Januar. Ein kalter, klarer Frosttag. Das Pagencorps der Hauptkadettenanstalt ist vollzählig versammelt, Leibpagen und Hofpagen, um die letzten Weisungen aus dem Munde des Pagengouverneurs zu hören. Harald von Reinerstadt blickt noch einmal in den Spiegel. Er trägt die mit Tressen besetzte kleidsame Tracht der Leibpagen. Ein großes Fest bei Hof. Empfang ausländischer Gäste. Alle verfügbaren Pagen sind zum Dienst in das Schloß befohlen. Wer von den jungen Leuten, denen die Ehre winkt, denkt heute an Unterricht oder Prüfung? Hofkutschen bringen die jungen Herren ins Schloß, vor dem schon die Menge der Auffahrt der Fürsten harrt. Drinnen eine Erregtheit, die sich nur im Flüsterton Luft machen darf. Der Pagengouverneur weiß nicht aus noch ein. Auf den Schultern dieses Aermsten lastet die ganze Verantwortung und er athmet auf, als alle Zöglinge mit der Hilfe von Hofbeamten schließlich an ihren Platz gestellt sind. Besonders schwer ist die Aufgabe der Leibpagen, die einer bestimmten hohen Person zugetheilt wurden; manche Hofpagen brauchen ja nur dekorativ zu wirken. Die Bevorzugten müssen stets auf dem Posten und auf dem glatten Hofboden heimisch sein.

Der große Einzug des Hofes und der Gäste ist vorüber. In den Sälen gehen die Geladenen an die Tafeln, wo gespeist werden soll. Mancher Blick fliegt voll Bewunderung zu dem hübschen Pagen, der wie ein Bild aus dem Mittelalter hinter dem Stuhl der Prinzessin Mathilde steht. Harald. Er ist jedes Winkes gewärtig, ganz erfüllt von der ehrenden Pflicht, die er übernommen hat. Die schöne Prinzessin plaudert in jugendlicher Unbefangenheit und Fröhlichkeit mit ihren Nachbarn und scheint der heißen Blicke nicht zu achten, mit denen der Page sie anbetend betrachtet. Unter dem Diamantdiadem schmiegt sich das lockige Haar kunstvoll geschlungen um den feinen Rassekopf und aus einer Wolke köstlicher Spitzen leuchtet ein schneeweißer Nacken. Harald ist, als ob im Traum ein Märchen seiner



Google

Kinderzeit an ihm vorüberziehe und als ob eine gütige Fee ihm erlaube, für kurze Zeit darin mitzuwirken. An der großen Tafel sitzt das Kaiserpaar mit seinen Gästen. Der Eindruck des höfischen Festes wird noch vertieft durch die schmetternden Fanfaren, den berauschenden Duft der Blumen und den Glanz, der aus tausend Lichtquellen sprüht. Und in diesem farbenprächtigen Bilde darf Harald mitwirken, als Diener der schönsten Prinzessin, die er je geschaut hat.

Für einen Augenblick taucht ein Bild aus der kleinen Residenz auf, wo seiner Mutter Haus steht; aber es verschwimmt schnell in die sinnverwirrende Pracht, die ihn umgiebt. Als Harald von Reinerstadt die folgende Schüssel aus der Hand des Lakaien nimmt und sie der Holden reicht, meint er, auf die Knie sinken zu müssen. Zu seinem Glück beherrscht er sich und Niemand von all den Fröhlichen, auf den Höhen der Menschheit Wandelnden ahnt, welche Gefühle den jungen Leibpagen erfüllen, der so sicher und weltmännisch sein Amt versieht. Da, wie er sich mit der Schüssel vorwärts neigt, trifft ihn ein Blick der hellen, freundlichen Augen. Zuerst flüchtig, dann aufmerksamer. Ein aufmunterndes Wort schlägt, wie aus der Ferne, an sein Ohr. Er versteht es nicht, er begreift nur: sie hat soeben zu Dir gesprochen; und eine nie geahnte Seligkeit durchrieselt ihn.

Und dann ist rascher, als er geahnt, die Tafel vorüber. Die Fürsten stehen auf, um in die Nebengemächer zur Cour zu schreiten. Harald hat den mit der Krone geschmückten Sessel weggeschoben. Da wendet sich die Prinzessin Mathilde an eine der Hohen Hofchargen, die gleich danach den ehrfurchtvoll wartenden Pagen nach seinem Namen fragt. Und schon geschieht das Unglaubliche: die Prinzessin, die kaum älter als Harald ist, reicht ihrem Leibpagen die feine weiße Hand, an der zwei Rubine wie Blutstropfen leuchten, und eine freundliche Stimme spricht: „Wie ich höre, war Ihr Herr Vater der Kommandeur, der an der Spitze meines Regimentes bei Saint-Privat fiel?“ „Zu Befehl, Königliche Hoheit!“ kommt es fest und stolz von den blassen Lippen des Angeredeten. Und lieblich neigt die Prinzessin grüßend ihr Haupt: „Das Andenken Ihres trefflichen Vaters wird bei uns nie erlöschen. Ich danke Ihnen für den Dienst, den Sie mir heute geleistet, und hoffe, Sie bei uns wiederzusehen, wenn Sie dort als Offizier in Garnison stehen.“

Der junge Page ist von der Freude feuerroth. Er hatte kaum zu hoffen gewagt, daß er wirklich zu dem Truppentheil kommen werde, in den er sich so lange schon sehnte. Bei dem großen Andrang muß mancher Kadett auf die Verwirklichung seiner Träume verzichten und in eine Grenzgarnison gehen. Und nun wird ihm die Erfüllung seines Lieblingwunsches aus dem Munde dieser holden Prinzessin angekündet. Eine Minute lang stand er im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Jetzt ist er allein. Der Zug der Gäste zieht hinaus und ein Lakaienschwarm tritt behend in Thätigkeit. Da sieht Harald auf dem Platz der Prinzessin ein Fächerband liegen, mit dem sie während

Google

des Mahles gespielt hat. Er blickt sich um. In dem Durcheinander, das für einen Augenblick herrscht, beachtet ihn Niemand. Er nimmt hastig das rosa Band und verbirgt es in seiner Uniform.

Das Fest ist vorübergerauscht; ein unvergeßlicher Abend für die jungen Kadetten, die nun wieder dem nüchternen Alltag entgegenfahren, zurück in die strenge Anstalt, die sie für einige Stunden in die lockende Lebenspracht hinausließ. Zurück in das harte, mit Seegras gefüllte Feldbett, in die Zucht, die Jünglinge zu ehrenfesten, abgehärteten Männern erzieht. Nur flüsternd wird auf der Rückfahrt gesprochen. In einer Ecke lehnt Harald von Reinerstadt. Noch vorhin hat der Pagengouverneur zu ihm gesagt: „Sie haben famos ausgesehen, Reinerstadt, und Ihre Sache vortrefflich gemacht.“ Er blickt aus weitgeöffneten, fiebrigen Augen in die dunkle Wagenecke; die Bilder, die er geschaut, ziehen noch einmal an ihm vorüber. Seine Hand umklammert die Schleife, die er heimlich schon oft an die Lippen drückte.

Ihm ist selig und doch zum Sterben traurig zu Muth. Liebende Jugend kennt ja fast nur Extreme. Harald ist ein kluger Jüngling und weiß, daß sein Herz unerreichbaren Zielen nachjagt; doch um so eigensinniger vergräbt er sich in den Schmerz des Verzichtes.

Endlich ist er wieder allein; in seiner Stube. Der Degen und die Silberuniform sind auf der Pagenkammer abgegeben, der Märchentraum ist vorüber. Der Drillichrock mit den Unteroffizierschnüren, auf die er sonst so stolz war, kommt ihm fast wie eine Zwangsjacke vor. Mit unsicherer Hand zündet er die Stehlampe auf seinem Tisch an. Aus der Kammer nebenan hört er die ruhigen Athemzüge der Stubengenossen, die schon lange schlafen. Nur noch einen Augenblick will er sitzen und sinnen. Da liegt auf der Offizierschreibmappe, die er zu Weihnachten bekam, ein Brief, der die vertrauten Züge der Mutter trägt. Mechanisch öffnet er ihn und liest: „Mein lieber, lieber Junge! Nicht länger darf ich Dich über die traurige Wahrheit hinwegtäuschen, nachdem nun doch das unerbittliche Schicksal all unser Hoffen zu Schanden gemacht hat. Heute nachmittags hat es Gott in seinem unerforschlichen Rathschluß gefallen, unsere liebe Regina nach einer schweren Krankheit zu sich zu rufen. Ich schrieb Dir nur von einer stärkeren Erkältung, weil dem scharfen Mutterauge nicht entgangen war, daß mein einziger Junge sein Herz an die jugendliche Freundin meiner alten Tage verloren hatte. Ich wollte Dir Unruhe und Schmerz ersparen und muß Dich nun doppelt schwer treffen. Mein lieber Harald, noch in ihrer letzten Stunde, bei voller Besinnung, sprach sie liebevoll von Dir und hat mir auch Alles gesagt, was Euch betraf. Du weißt ...“ Weiter kommt er nicht; wie durch Nebel sieht er die Schrift. Und die Worte der Prinzessin Mathilde schlagen an sein Ohr: „Das Andenken Ihres trefflichen Vaters wird bei uns nie erlöschen!“ Und was hatte er selbst gesagt an jenem Winternachmittag vor einigen Wochen? „Ich werde nur an Dich, nur an Dich denken!“ Und was war heute geschehen? Heute hatte er das Andenken Reginas in seinem



Google

Herzen verleugnet! Schluchzend sinkt der junge Soldat auf den harten Stuhl am Tisch und begräbt sein Antlitz in beide Hände.

Die erste düstere Wolke zog über den bisher blauen Himmel seiner sorglosen Jugend. Auf dem Boden lag die Rosaschleife. Und er spürte nicht, daß sein Fuß sie zertrat.

Felix Neumann.

# Der Anfang.

Im zwölften Heft des vorigen Jahrgangs hat der verantwortliche Redakteur der Jugendzeitschrift „Der Anfang“ eine Lanze für sein Blatt gebrosten. Er wirft den Erwachsenen „eine gewisse Brutalität“ gegen die Jugend vor und fordert für diese Jugend das Recht, sich eine eigene Kultur zu schaffen, die in einem Musterbild die „Freie Schulgemeinde“ Wickersdorf zeige. Die Jugend wagt nun den Schritt „zur Eroberung und Umformung der Schule; wenigstens in ihrer Erkenntniß.“ Das lehrt „Der Anfang.“ Er soll nur von Jugendlichen geschrieben werden und in ihm „sollen die Interessen, Bedürfnisse, Nöthe und Ideale unserer Schuljugend einen reinen, unverkürzten Ausdruck finden.“ Wyneken selbst erklärt: „Die Zeitschrift ist nicht von mir begründet worden.“ Gegen diesen Satz muß ich protestiren.

Schon einmal gab es einen „Anfang“, eine hektographirte Jugendzeitschrift, von dem selben Barbizon, der auch jetzt einer der Herausgeber ist, begründet. Dieser sandte Herrn Dr. Wyneken ein Exemplar zu und Wyneken wies öffentlich auf den „Anfang“ hin, tadelte aber an ihm die rein ästhetischen Interessen und sagte, daß eine Jugendzeitschrift „die Erziehung der Nation durch eine sich erziehende Jugend“ übernehmen, daß sie „dem Handeln und Denken des gesammten Volkes einen beständigen Spiegel“ vorhalten müsse, „der jede öffentliche Dummheit, jede konventionelle Lüge, jede niedrige und schmutzige Handlungweise beschämt und vernichtet.“ Dieser schmeichelhaften Aufgabe wollte sich Barbizon unterziehen, als die Zeitschrift unterdrückt wurde. Nach zwei Jahren lebte sie unter der Redaktion Wynekens wieder auf. Wenn er jetzt erklärt, er habe sie nicht „begründet“, so hat doch er erst aus einer augenscheinlich harmlosen Schülerzeitschrift ein Blatt nach seinem Herzen gemacht.

Aber die Zeitschrift zeigt durchaus nicht die Anschauungen „der“ Jugend, sondern nur die einer von bestimmter Prägung. Daß es so ist, ergiebt sich aus dem zweiten Heft. Hier nimmt nämlich bereits ein Student das Wort, um gegen die „Richtung“ zu protestiren. Ihm gefällt nicht, daß den Gymnasiasten gesagt wird: „Die Professoren sind Entartungen der Menschheit, Ihr aber seid reife, vollwerthige Menschen.“

Google

Wyneken selbst zog nun gegen diesen unberufenen Kritiker, der doch auch einen Teil der Jugend verkörpert, ins Feld. Er kanzelte ihn ganz gehörig ab und tadelte seine Entrüstung „als schon ganz oberlehrerhaft eingestellt.“ Aber auch später begegnete der Radikalismus Wynekens vielfacher Anfeindung; besonders beschwerten sich seine Leser darüber, daß seine Leute vom „Anfang“ über die Oberlehrer „schimpften“ und sie in geschmackloser Weise im „Klassenspiegel“ lächerlich machten. Abermals vertheidigte Wyneken (und diesmal auch der zweite Herausgeber Bernfeld) die „Richtung“. Ich möchte aus diesen Apologien nur zwei Stellen herausheben. „Sie (die Erzählungen des Klassenspiegels) sollen zeigen, welche Art von Intellekten jahraus, jahrein Hunderten von jungen Menschen die geistige Nahrung bereitet. Noch giebt es Schulen genug, wo kaum ein einziger Lehrer eine Oase inmitten der pädogogischen Wüste bildet. “ Und dann Bernfeld: „Man zeige mir eine Stelle im ‚Anfang‘, wo auf Lehrer ‚geschimpft‘ wird.“ Wie er auch über diese Stellen urtheilen mag: wohl Niemand wird behaupten, daß im „Anfang“ „die Ideale unserer Schuljugend einen reinen und unverkürzten Ausdruck finden.“

Aber die Jugend soll ihre Lehrer kritisiren, denn „das Verantwortlichkeitgefühl lehrt den Kritiker nur die Oeffentlichkeit.“ Zu diesen Worten Wynekens paßt schön die redaktionelle Versicherung am Schluß der Hefte des „Anfang“: „Für alle Zuschriften und Beiträge ist absolute Diskretion selbstverständlich.“ Die Anonymität wird also verbürgt.

Ich habe den Kampf gegen die Lehrer in den Vordergrund gestellt, weil auch Wyneken Das an dieser Stelle gethan hat. Aber dieses „höchst werthvolle, vielleicht unersetzliche Zeitdokument“ führt einen zweiten Kampf; gegen die Eltern. Und dieser Kampf ist, wie die letzten Hefte zeigen, für die jungen Leute sogar die Hauptsache. Den Eltern lgeht es noch viel schlechter als den Lehrern. Sie nämlich machen der Jugend offenbar überhaupt nichts mehr recht. In einem Aufsatz, dessen Lecture ich angelegentlich empfehle (Heft 8) heißt es wörtlich: „Wir müssen bei jeder Gelegenheit Szenen heraufbeschwören; die Alten werden es schon müde werden. Sie müssen vor Allem empfinden, daß es sich nicht um ein Privatvergnügen, sondern um eine Idee handelt. Und der Gram und Kummer, von dem Sie sprechen, — wir können nichts dagegen thun. Es ist nicht unsere Schuld, sondern unser Verdienst, wenn wir dem Bild, das sich unsere Eltern von uns machen, nicht entsprechen und Sie glauben gar nicht, wie leicht man Eltern mit ein Wenig Energie erziehen kann.“ Ich möchte ausdrücklich dabei bemerken, daß es sich nicht etwa um ein spaßhaftes Dictum, sondern um blutigen Ernst handelt. Wyneken hat Recht, wenn er solche Mitarbeiter „Mitstreiter um eine neue, schöne, adelige Jugendkultur“ nennt und die Zeitschrift als „ein Zeichen dafür hinstellt, daß die Jugend sich ernst nimmt.“ Gewiß; nur muß er uns Aelteren erlauben, heiter auf das Zeichen zu blicken.

Professor Dr. Hildebrandt.

Google

# Worte vor dem Leben.

**Worte vor dem Leben** von Alexander Mercereau. Deutsch von Paul Friedrich. Mit einer Vorrede von Stefan Zweig. Leipzig, im Insel-Verlag.

Ich kann heute einen neuen Autor anzeigen, der obzwar noch jung, doch in Frankreich bereits einen guten Ruf hat. Mercereau zeichnet sich vortheilhaft durch seine innere Unabhängigkeit vor den Schulen und Cliquen aus, die auch am Seinestrande üppig blühen. Er ist kein „Ist", sondern ein „Ich". Visuelles und Phantastisches, logisch Klares und mystisch Dunkles sind in ihm durch eine sehr sonderbare Personalunion verbunden. Er ist Großstädter und Weltkind und doch Einsiedler und Grübler. Er hat gezeigt, daß er die Außenwelt bis ins Kleinste scharf und liebevoll zu beobachten versteht und daß ihm die einfachsten Provinzlerseelen vertraut sind wie ein altes Kinderbuch. Aber ihn reizen schwerere Dinge: er hat die Unruhe des Philosophen im Blut, der hinter die Masken der Welt zu sehen sucht, um zu wissen, wozu denn Alles ist. In seinen fabelhaften Contes des Ténèbres, die jüngst auch ins Deutsche übertragen wurden, ist er mitten im Chaos, wie es kein Strindberg und kein anderer „Ritter zwischen Tod und Teufel" mehr gewesen ist. Das Faszinirendste an diesen Seelenbildern voll entsetzlicher Qual ist die Angst, die man um den Autor selbst empfindet. Doch sicher wie ein Nachtwandler balancirt er am Abgrund dahin. In den „Worten vor dem Leben" hat sich Mercereaus Kunst in ihrer Doppelart bisher am Reinsten offenbart. Aus dem Schwimmer im Meer ist ein Schauer von Gipfeln geworden. Unter sich sieht er das Leben breit und geglättet liegen wie eine Landschaft. Er kennt das Brodeln und Branden in den Tiefen, aber er weiß auch, daß sich im Kampfe die Einheit des Daseins siegreich bewahrt wie im Flutsturz der Himmelwasser der Bogen der Iris. Und er zeigt mit großen und tröstenden Gesten auf die „Mütter", die „ewigen ehernen Gesetze treu in der Brust." Ein Wegweiser zu heroischer Ruhe und Gestilltheit in dem Aufruhr der Zeit. Paul Friedrich.

Ein paar Bruchstücke aus dem Werk Mercereaus; Abschnitzel aus dem Theil, den er „Worte vor dem Dichter" nennt.

Wir dürfen annehmen, daß zwischen der Natur und dem Dichter ein Bündniß geschlossen worden ist. Wo sie uns nur ein Antlitz beschauen läßt, das zwar zweifellos großartig, aber mißtrauisch und verschlossen bleibt, da erweckt sie in ihm das strahlende Herz. Das macht, daß er das magische Geschenk der Sehergabe besitzt und den untrüglichen Sesam des Lyrismus. Es wäre vergeblich gewesen, ihm das Licht verbergen zu wollen, da sein Herz die Heimstatt ewiger Klarheit ist und sein Körper der auserkorene Sitz der erhabenen Flamme. Hatte nicht sein erster Urahn, der sich über die noch glühende Welt erhob, schon ihr Geheimniß entschleiert und hatte er es nicht schon in die Brust seiner unsterblichen Nachkommenschaft gesenkt?

Google

Als die Rede noch nicht aus dem Munde der Menschen sprang, war der heroische Diebstahl noch nicht kund gemacht, und als sie aus ihrem Innern auf ihre Lippen quoll, da konnte das Feuer nie mehr verlöschen. Ja, es leuchtete mit solch elementarer Gewalt auf, daß Einige, davon geblendet, es für ein inneres Feuer hielten. Und unter ihren Stammesgenossen waren Diejenigen, denen sich schon der Weg eines von der Materie eingeengten Lebens Schritt vor Schritt erhellte. Später, im Ablauf von Jahrhunderten und Völkerschicksalen, schien es öfters, als ob angesichts der eisigen Nacktheit eines nur zur Stillung des animalischen Hungers gelebten Lebens das Licht, in der Verzweiflung darüber, daß es nie die Augen Blinder öffnen werde, sich für immer in dem trostreichen Schatten verbergen wolle, in dem es kein Leid giebt. Aber plötzlich, an einem Tage, der allen glich, oder, richtiger, in einer Nacht nach solchem Tag, flammte für eine unauslöschliche Sekunde das Himmelsfeuer auf und glänzte: ein neuer Dichter war geboren.

Dieses Ereigniß wiederholte sich. Nur das Schicksal wußte, warum; eine unbekannte Laune herrschte bei diesen Erweckungen. Sie ereigneten sich bald im Morgenroth einer Rasse oder einer Stadt, bald bei ihrem Verlöschen, bald unter barbarischen Nomaden, bald unter im Mutterboden wurzelnden Völkern. Das Licht erschien mitten in wilden Fehden oder im Frieden eines Tempels, auf dem Gipfel des Gebirges oder in der armsäligen Hütte eines Dorfes in der Ebene; es brannte als teuflische Seele einer schwarzen Grube oder es entzückte eine Stadt aus Stahl und Stein, beschattete den einzigen Bewohner eines geheimnißvoll dunklen Waldes, wirbelte zwischen den regelmäßigen Furchen, die ein Erdarbeiter zog, oder in den phantastischen des Meeres; in der Behausung des Reichen oder in der baufälligen Kate des Armen, in einem Nebel- oder Sonnenland, einerlei, wo, ereignete sich Dieses: irgendetwas quälte den Körper eines kränklichen Kindes, schwellte die breite Brust eines Riesen, unterjochte einen König, befreite einen Sklaven, — und nun sangen sie, Alle, gleich einer Leier: da entzündete ein helles Feuer die Städte und die Felder, irisirte das Herz eines Sterns oder den Augapfel eines Rosenbuschs, brach sich in verschiedenartigen Facetten in der Seele von Menschen aller Arten. Ein Dichter ward geboren; also ein Zauberer. Es hätte genügt, daß er redete, damit alle Dinge eine Sprache erhielten, die Jedem verständlich war.

Ein Gähren entstand in der Rinde der Bäume; die reglosen Kiele bekamen für den vom Boden aufsteigenden Gesang Gefühl; nichts konnte die Worte der Brise überhören, das seidenweiche Aufstreifen der Wolkenballen, die kristallreine, zarte Stimme der Gestirne leugnen. Umschlossen vom dichtesten Grab hätten wir noch die Seufzer eines weit entfernten Ozeans, das ächzende Eulenklagen der Felsen des Gebirges, den Rhythmus des Getreides, das heftige Aufprasseln der Sonnenstrahlen vernommen. Noch mehr: die Jahreszeiten verstrichen

Google

und im Gegensatz zu Alledem, was man bis dahin geglaubt, waren sie etwas Anderes als klimatische Veränderungen. Im Frühling war der Saft im Geäder der Bäume nicht wahrnehmbar; aber der Erdarbeiter fühlte ihn unter seiner Faust in den Handgriffen seines Pflugschars kreisen, der Holzfäller im Stiel seiner Axt. Ein Fluidum strömte von dem großen Erdleib in seine Kinder, die Menschen, wie eine geschmeidige Wurzel einen Strauch festgräbt. Ueberall, wo es Wald gab, machte ein Knarren und Krachen die neue Aera kund. Beim Bäcker der Backtrog, beim Fleischer die Schlachtbank, beim Obsthändler die langen Tafeln, alle gaben der Nahrung eine berauschende Schmackhaftigkeit. Im Winkel der Häuser murmelten die Möbel von früheren Zeiten in dem von Kräutern und Veilchen durchdufteten Wald. Die Tische und Stühle hatten schwere, unsichtbare Zweige, die uns mit tausend Schauern durchdrangen, die von allen Seiten des Raumes trafen und uns träumerisch und träge machten. Und selbst die Fischerkähne, die von der großen Amme durch hunderttausend Fuß getrennt waren, verjüngten sich allgemach und tanzten wie toll auf den Wellen unter ihrer Segelhaube. Vom Himmel herab drang in die Menschheit Trunkenheit des Lebens und Liebens.

Jetzten fühlten wir auch das Blut in unseren Adern; es floß feurig und leicht. Wenn wir einen Gegenstand berührten, und war es auch nur der nützlichste, so klopften aus ihm dem unseren gleiche Pulse und belebten ihn. Es gab nichts Totes, nichts Stummes mehr. Alles sprach vertrauliche Sprache mit uns. Ein Liebkosen war in allen Dingen. Ein gemeinsamer Geist funkte durch die Natur und machte Alles verwandt. Wir waren jetzt eng vom All umschlungen; nichts hätte sich mehr den Einwirkungen des Unendlichen entziehen können; wir wurden ein Ganzes mit den Jahrhunderten und dem Raum.

Wir hatten eine unserer Schutzhäute um uns versteinert als unsere Behausung und wir empfingen nun ihre Eindrücke. Ja, mehr: eine unserer planetaren Zellen, die seit ein paar Jahrhunderten abgestorben war, vermittelte dem sensiblen, aber vergänglichen Theil unseres Ichs eine zarte Klarheit. Jetzt konnten wir vor keinem Geschehen gleichgiltig bleiben, war es auch noch so bedeutunglos. Uns kam das Bewußtsein vom Aufkeimen der Sprossen unserer Pflanzen und von dem kräftigen Safttrieb in Millionen von Blättern an den Spitzen unserer Wälder, von Zweigen unserer Bäume. In die kaum aufgeschlossenen Blüthen sickerte schon unser Fleiß, um sich als saftige Frucht zu entfalten; den sammelnden Bienen boten wir in vielfarbigen Kelchen das goldene Mark des Honigs dar und die Bienen, die uns wehrlos die Götterspeise bereiten sollten, wußten es wohl.

Konnten wir im Sommer leugnen, daß die Sonne aus unserer Haut herausprühte, wie ein kräftiger und warmer Flaum? Empfanden wir nicht im Reifen der Ernte unsere Bestimmung? Und wenn wir hier und da verdrossen waren, ließen wir unsere Fluren lange auf den wohlthätigen Regen warten?

Google

Wenn wir der Reihe nach sowohl das schmerzliche Gefühl der Natur unter der Wuth der Hitze als auch ihre melancholische Trauer unter dem Platzregen des Himmels in uns sogen, wenn wir mit der Haut unserer Bäche schauerten, wenn wir uns in der Melodie der Vögel vernahmen, wenn wir uns am Tag in ein Netz fließenden Lichts und nachts in das dehnbare Gewand des Schattens hüllten, so geschah es, weil wir Eins und das Selbe in unendlichen Spiegelungen waren. Im Herbst mußten auch die Skeptischsten von uns vor den purpurnen Wunden des Weinspaliers gestehen, daß unser Blut wirklich im lebendigen Schoß der Erde kreiste. Wir waren wie die Natur zur Dämmerzeit. Wir trugen eine so schwere Mühelast, daß die mindeste Anstrengung uns ermattete. Wir warfen das doch so leichte Blätterbündel ab und ließen unsere Zweige fahl werden. Wir mäheten das lange Haar unserer Wiesen und unserer Fluren.

Unser Gedächtniß bewahrte nicht ohne Schmerz die Erinnerung an die glorreiche Vergangenheit, die wir hinter uns ließen, ohne die Kraft zu haben, uns nicht zurückzuwenden; aber ein sanftes Behagen keimte in uns bei der Gewißheit künftiger Ruhe, in der wir uns einen neuen Leib für ein neues Spiel der Jahreszeiten schaffen würden. Sicher, im nächsten Frühling eine jungfräuliche und starke Erde wiederzufinden, ließen wir eine Lawine Samen niedergehen. Die kostbarsten Sämereien hatten wir sorgsam in Kornböden vor Wind und Wetter geschützt, wo wir sie die härtesten Tage überdauern ließen. Und dann schütteten wir langsam ohne Stoß oder manchmal mit Gewalt unseren Winter über einen großen Theil unseres irdischen Leibes aus. Bis zum Dach der Behausungen in Schnee vergraben, schliefen fast alle Theile unserer ganzen Natur ein. Eingezogen in unseren steinernen Rückenschild, lösten wir uns von unserem Weltleib los, um uns nur allein in der Wärme der Stube zu betrachten. Wir waren doch noch in Verbindung mit dem Lärm der Stadt, wo hunderttausend Höllenmaschinen brüllten, aber unsere äußeren Empfindungen waren wie von Watte umschlossen. Der Herd, Bücher, einige kleine Gegenstände genügten zu unserer Existenz. Indessen wurde unser inneres Leben so konzentrirt, daß wir in einigen Minuten vor unserem Auge alle toten Jahreszeiten wieder aufleben lassen konnten.

Nichts war an diesem Pantheismus Zauber. Die Natur hat mit dem Dichter einen Pakt geschlossen, aber der Dichter schloß ein Bündniß mit den Menschen. Die Natur bringt sich ihm dar, daß er sie uns übermittele. Der durch irgendeinen Weltgeist, den er selbst nicht erkennt, Eingeweihte übernahm die Aufgabe, uns einzuweihen. Er soll als Mittler zwischen der unendlichen Weltseele und unserer dienen, die, von ihr getrennt lebend, ohne ihn sie niemals verstanden hätte.

Wir gingen unseren Weg, deutlich verschieden von Allem, was uns umgab. Ueberall waren Symbole, die wir nicht zu entziffern vermochten: Gestirne, Elemente, Formen, Töne, Farben. Wir hatten für Alles Namen, aber wir hatten keine, um ihre Bedeutung auszu-

Google

drücken. „Warum?“ fragten ängstlich unter uns die Besten. Weise ersannen Hypothesen; und die Weisen waren Wahnsinnige, weil wir die Wahrheit verlangten. Gelehrte entdeckten „Wahrheiten“, aber Das vertausendfachte nur das Räthsel, denn wir verlangten nach Wahrheit. Doch wiederum mußte man so viele Umwege machen, sich in so viele Berechnungen stürzen, eine so große Menge von Bauten niederreißen, um zu diesen vagen und untergeordneten Wahrheiten zu gelangen, daß der größte Theil von uns schon nach den ersten Schritten aller Hoffnung auf eine Lösung entsagen mußte. „Warum?“ fragten wir uns. Die Gelehrten erklärten uns, „weshalb“; und Das war uns wenig nütz.

Doch da erschien der Poet.

Mit einem Blick hatte er das Geheimniß durchschaut und zwang es zuckend unter das einzigartige Joch seines Wortes. Nichts war für ihn einfacher, als es uns berühren zu lassen, für ihn, der durch ein Bild ihm den ihm gemäßen Platz eines Planeten anzuweisen wußte, der im Stande war, eine unwahrnehmbare Schwingung zu fixiren, eine Beziehung des Todes, der Form, der Farbe herzustellen, ein Gesetz zu entwirren, ohne sich je zu täuschen. Wie könnte er auch irren, er, der im Mittelpunkte aller Harmonien wohnt? Er schafft die Welt, weil er die Welt unserem höchsten Ideal am Aehnlichsten wiederschafft. Er reinigt sie, belebt sie, reißt sie los von ihrem tauben Muttergestein, das sie unseren Blicken verbarg, und schenkt sie uns zitternd, ohne Falsch. Und uns selbst befreit er vom Thier in uns und macht uns rein.

Unter seiner befreienden Herrschaft endet in uns der Mensch; und der Gott beginnt. Unser Fleisch scheint zu zerschmelzen, flüssig zu werden und wir jauchzen, unmittelbar der symphonischen Saite der Unendlichkeit verknüpft. Und jetzt sind wir plötzlich von nichts mehr getrennt. Wir sind Alles, was sich regt, was fühlt, was denkt und handelt, zwischen dem stolzen Schmuck des Himmels und dem reichen Mantel der Erde. Wir sind Zeitgenossen aller Dinge, wir sind alle Zeiten und wir sind der ganze Raum.

Sklaven der Natur waren wir: da nahm uns der Dichter unter seinen Zauberfittich und hat uns für alle Ewigkeit zu freien Menschen gemacht gleich ihm. Wir horchten nicht in unsere Gedanken und er ließ uns in sie hineinhören. Uns fehlten Worte und Wortwerthe, um zu unseren Ideen zu dringen; aber er, der die Verbindung mit dem Geheimniß unmittelbar empfing, besaß sie, alle, und hatte das Vorrecht der Macht, sie uns hörbar zu machen. O Wunder! Unsere eigenen und die ältesten Worte empfingen einen unseren Ohren noch unbekannten Sinn, bemächtigten sich einer übernatürlichen Welt: und jedes einzelne besaß seither im Keim den erhabenen Inhalt des Alls. Gewiß, alle Welt bedient sich der Worte; aber sie sind nur ärmliche, menschliche Nothzeichen, einfach, ohne starken Nachhall. Einzig der Dichter kennt die göttlichen Laute, an deren Licht die unseren sich von allen Hindernissen aufschwingen. Alle Welt bedient sich einer Sprache;

Google

aber diese Sprache kommt von den Sinnen und den Muskeln, geht vom Mund, um wieder zu den Sinnen und den Muskeln zu gelangen. Nur der Poet weiß die seines Herzens und seines Geistes zu treffen und sie der unseren wie eine süße und erhabene Melodie einzuflößen. Auch wendet er sich nur an den Theil Gott in uns, den Jeder schlafend in sich trägt und der in uns erwacht, je nach dem Maß, in dem wir den mystischen Sinn des Wortes erfassen, und er allein vermag ihn uns zu lehren. Wundersame Belehrung, unter der sich alle Töne verwandeln und sich durchdringen wie ein Orchester, das auf alle unsere Fähigkeiten zugleich wirkt!

Es könnte scheinen, als ob Alle tot gewesen wären, bevor er sich ihrer bediente, und als ob er ihnen ein neues Leben einblies, ein starkes, phantastisches, hingerissenes, magnetisches Leben, das alle vier Enden des Horizontes in Brand setzt, oder ein ruhiges, religiöses, nachdenkliches, episches, lyrisches oder ein heiteres und friedliches. Kaum sind diese zauberischen Töne in einen Satz gefügt, so lodert er auf und windet sich in Wirbel allverzehrenden Feuers, rinnt dahin wie ein schöner, durchsichtig klarer Strom oder dehnt sich aus wie eine beblümte Wiese.

Jenseits von den Lippen empfangen ist die Rede des Dichters. Das Wort: es giebt keine höhere Macht als die, es zu besitzen; weder die des Magiers noch die des Propheten kommt ihr gleich, weil sie uns nicht durch all Das entzündet, was das Leben uns aufdrängt. Die Stimme des Dichters, ganz Entladung, ganz Auftrieb, sie flimmert in tausend verschiedenen Lichtern, entlehnt der Natur ihre unendliche Mannichfaltigkeit. Jeder seiner Klänge entspricht einer Seite unserer Seele und öffnet uns eine leuchtende Pforte zur Wahrheit des All-Einen. Durch seine Kraft besitzen wir endlich eine sinnvolle Bedeutung der Dinge und ihrer Auswirkung. Wir kennen des Werdens Wesen und seinen Sinn. Eine innerliche, so tiefe und ernste Erkenntniß, daß wir sie niemals vergessen können. Wir werden von nun an nur noch mit ihr wandeln. Sie wird uns auf unseren Wanderfahrten und in unseren Entwickelungen begleiten oder uns vielmehr vorangehen, um überallhin ihr Licht zu tragen. Unsere Augen werden die Kraft bewahren, auf dem Grund ihres verborgenen Spiegels die geheimsten inneren Einklänge zu sammeln, die die materiellen Erscheinungen schaffen. In dem tiefsten Dunkel der schwärzesten Nacht, mit festgeschlossenen Lidern, sind wir doch von einer so zarten, fließenden, lebenden Klarheit erfüllt, daß unsere Seele davon geblendet ist.

Der Irrthum der Sucher hatte darin bestanden, daß sie die Welt zerstören wollten, um deren Urgrund zu finden. Der Poet vermählte sich dem All, um aus ihm das Dunkel zu scheuchen. So drang er in die Geheimnisse, so löste er sie, aber nicht wie ein Gelehrter, der sezirt und auflöst, sondern wie ein Held, der ein Heer zum Siegestriumph führt, wie ein König, dessen Prunk einen Widerschein auf sein Reich wirft, wie ein Heiliger, der segnet, wie ein Gatte, der zeugt,

Google

wie ein Prometheus, der den Menschen belebt und ihm schenkt, was ihm zur Welterkenntniß fehlte.

Ist es nicht eigentlich das majestätische All, das er zwingt, zu uns herabzusteigen und vor unserem Stolze niederzuknien? Wird er je fragen, was und wie groß die Erde sei, was ihre Stellung und ihr Sinn im Weltraum ist, er, der Militta an den Ufern des Euphrat, Diana zu Ephesus, die Astarte Phoeniziens, die Kybele Phrygiens, die Demeter Griechenlands kannte? Sollte Der nicht die Sonne kennen, der Phra im Tempel zu Karnak betrachtete und die geflügelte Scheibe von Denderah? Hat er nöthig, Jahre in einer nüchternen und kalten Sternwarte zuzubringen, er, der die vierhändige Suria farbenreiche Rosen auf den Goldsaum des Sonnenauf- und untergangs streuen sah? Wird es uns nicht genügen, einmal ein Basrelief auf der Totenlage des Kypsilus gesehen zu haben, um das Geheimniß der Nacht, der Mutter des Schlafes und des Todes zu verstehen? Und Saturn mit dem Affen-, Jupiter mit dem dreifachen Geier-, Hahn- und Drachenkopf, Merkur mit dem eines Kaisers, Luna und ihre weiße Kuh, Venus mit der siebenzackigen Krone, Mars und seine Eisenpeitsche, Kastor und Pollux, Aurora den Kepherlus verfolgend, der wolkensammelnde Zeus, die Nymphen und Sirenen: geben sie uns nicht eine genaue Vorstellung von der Natur und all den Schauspielen, die sie aufführt, die sie uns aufführt?

Wir wissen, welche gestürzten Götter sich in Thierleibern bergen, warum sich die Quellen beweinen und die Steine empfindunglos sind. Die Fabel hat den Olymp bevölkert mit tausend Geschehnissen des Alls: und der Dichter entschleiert sie unseren erstaunten Blicken.

...Nicht Alle sind würdig, den Dichter zu vernehmen, und nicht Alle, die ihn hören, verstehen ihn. Die große Menge hat nicht einmal die leiseste Ahnungg Dessen, was er bedeutet. Darum hat die sparsame Natur nicht fünfhundert unter all den tausend Usurpatoren, die sich mit den erhabenen Titeln schmücken, hervorgebracht. Die unwissende Masse hält sich lange von ihren wahren Aposteln fern, um Seiltänzern nachzulaufen, und das Bild der Genies tritt aus dem Buch der Unsterblichkeit wie aus den Blättern einer Märtyrerchronik hervor.

Was thuts dem Schöpfer? Er singt, erleuchtet, um zu singen. Und wenn sein Gesang wie der des Schwans von seinem ersten Klingen an seinen Tod verkündet, so verheißt er auch seine Unsterblichkeit. Seine höheren, bis zur Tyrannei strengen Gesetzen gehorchende Stimme sammelt auf seinen Ruf die Auserwählten, die, bei den freien und unendlichen Tönen des Aethers vibrirend, sie verstehen dürfen, und die himmlische Wohlthat kreist in ihnen und wird sich wie eine Segnung über die Erde breiten.

Der Dichter giebt dem All Das, was ihm nach unserer Meinung fehlte: das Menschliche; und er erwirbt uns Das, was uns nach seiner Meinung fehlte: das Göttliche. In dem Maß, in dem er uns vergött-

Google

licht, vermenschlicht sich durch ihn Gott, saugt uns in sich: und so haben wir einen neuen Glauben. Wir tasteten im Dunkel und wir seufzten. Nun aber ist in uns der Sinn des Lebens mächtig und wir wandeln in Klarheit. Unser Leben war traumhaft; seit wir gelernt haben, es wiederzuschaffen, ist es thätig und erhebt uns. Der Dichter ist das Herz der Herzen und wir empfinden in unserer Brust jeden seiner Pulse. Unter den Schwingungen seiner Zauberflügel bewegt sich Alles und lebt. Er spricht, seine Worte münzen sich in lebende Weisheit, in lebende Schönheit um und das Zeitliche wird dauernd und das Ephemere wird unsterblich. Er geht vorüber und jede Sekunde gewinnt die Kraft der Ewigkeit.

... Der Dichter befreit uns, mit ein paar noch lebend vom Busen des Verborgenen und des Unbekannten entrissenen Zeichen, so gut von der uns umgebenden Materie, so gut von despotischen Gesetzen, daß der Geist zum Herrn wird. Und Geist ist Bewußtsein. Zeit und Raum bieten uns unter seiner Herrschaft kein Hinderniß mehr. Rascher als der Goldpfeil des Abaris, unsichtbarer als der Stein Ophthalmos, fruchtreicher als das Horn der Ziege Amalthea ziehen unsere Gedanken zur Eroberung der Welt aus. Durch sie dringen wir ohne Uebergang in alle möglichen Wesensarten des Unendlichen ein.

In ihrem Gefolge sehen wir die Rassen der Männer mit ihren Frauen, ihren Kindern, ihren Priestern, ihren Greisen, ihren Bauern und ihren Patriziern, ihren Soldaten und ihren Tyrannen, ihren Kranken und ihren Toten vorüberziehen. Wir hören das Vorbeitrappeln aller Thierrassen mit ihren Milliarden Arten. Große Kämpfe leben wieder auf, Orkane entfesseln sich, Vulkane brechen aus; die Hölle taucht vor uns auf mit all ihren Martern; die Götter auf dem Olymp stürzen in Donnergetöse zusammen, Städte und Generationen verschlingend; Feuer verbrennen die Erde, zahlreiche Religionen tauchen auf und verschwinden, der Himmel öffnet sich und breitet glänzende Sterne aus; Helle und Dunkel umwogen uns abwechselnd; wir dringen in hundert Behausungen, in tausend Gehirne zugleich ein. Wir taumeln in das Chaos des ersten Tags und sterben in dem morschen Palast der Menschheit an Altersschwäche. Wir sehen mit Schrecken dem furchtbaren Kampf der Stirn gegen Stirn sausenden Planeten zu und fühlen das Athmen der Liebenden, der Vögel, der Blätter und das Murmeln der Atome mit.

Der Dichter enträthselt im großen Buch der Chemie ein Wort: und wir lösen mühelos alle Probleme. Denn der Dichter ist ein Verklärer. Statt sich dem Willen der Natur zu beugen, biegt er die Natur nach seinem Willen und führt sie dahin, wohin er will. Alles, was er sich einbildet, ist wahr, weil der Traum hienieden Gott ist und der Dichter sein Prophet. Alexandre Mercereau.

Google

# Groß und Klein.

Deutschland erhält die erste Vierhundertmillionenbank. Um die Jahrhundertwende gabs zum ersten Mal ein Gesammtkapital von 200 Millionen: und schon wird diese Summe verdoppelt. Der Crédit Lyonnais ist geschlagen; nur die Société Générale ragt mit ihren 620 Millionen Francs (Aktienkapital und Reserven) noch über die Deutsche Bank empor. Die erhöht ihr Aktienkapital um 50 Millionen und hat nun ein eigenes Kapital von 430 Millionen (250 Aktien, 180 Reserven). Die Deutsche Bank arbeitet mit 1580 Millionen Mark fremder Gelder; als sie ihr Grundkapital von 180 auf 200 Millionen erhöhte (1905), waren es erst 1064 Millionen. Der Gesammtumsatz wuchs in dieser Zeit von 77 auf 129 Milliarden. Die Nothwendigkeit, das Verhältniß zwischen Eigenkapital und fremden Guthaben auszugleichen, läßt sich also nicht leugnen. Obendrein gliedert die Deutsche sich die Bergisch-Märkische Bank in Elberfeld an, die sie zur Hälfte schon lange beherrscht. Durch diese Verbindung wurde wieder die Erinnerung an die Erlebnisse mit Boswau & Knauer und der Berliner Terrain- und Baugesellschaft geweckt und die Frage entstand, ob das Geld etwa gebraucht werde, um noch schadhafte Stellen zu verdecken. 13 bis 14 Millionen hatte das Vergnügen schon gekostet. Noch mehr? Aber die Deutsche Bank erklärte, daß aller Gewinn aus der Fusion den offenen Reserven zufließen, also kenntlich sein werde. Wenn sie ihn zu inneren Abschreibungen brauchte, bliebe er, ganz oder zum Theil, unsichtbar.

Die Bergbank hat in Rheinland-Westfalen ein dichtes Netz von Niederlassungen. Diese Hebestellen gewinnt die Deutsche Bank, die stets lieber mit Relais als mit eigenen Pferden gefahren ist. Sie hat nicht sehr viele Filialen im Deutschen Reich, ist aber an vielen Provinzbanken betheiligt. Daß durch die Dehnung der Weltbanken partikularistische Gefühle verletzt werden, ist begreiflich. Wo altes Patriziat die Wirthschaft führt, wird die junge Herrlichkeit Berlins als parvenue angesehen. Aber die Aktionäre der Bergbank machen keinen schlechten Tausch. Für 9600 Mark Bergbank werden je 6000 Mark Deutsche Bank gegeben; nach den letzten Kursen und mit den Dividendenscheinen für 1913 sind jene 14976, diese 15430 Mark werth. Das bedeutet einen Ueberschuß von 454 Mark zum Besten der Bergbankaktionäre. Das Angebot der Deutschen Bank zeigt, daß sie den Vermögensstand der Bergisch-Märkischen Bank für gesichert hält. Und die alten Aktien der Bergbank stehen in der Bilanz der Deutschen so niedrig, daß auf ihnen eine ziemlich dicke Fettschicht liegt. Der Grundsatz, daß die Verdrängung der Provinzbanken durch die berliner Haute Banque notwendig sei, wird noch immer bestritten; aber man ficht nur noch mit Galanteriedegen.

Kenner behaupten: Je größer der Apparat, desto einfacher der Betrieb; und das Gefühl der Verantwortung wächst mit dem Machtbereich. Das mag richtig sein. Freilich bleiben auch Bedenken. Die Beziehungen der Banken zur Industrie verbreitern sich mehr und mehr; und

Google

Schließlich ists nicht schwer, große Vermögen zu verwalten und zugleich aus den Zinsen, die der Abnehmer der Bankgelder zahlt, gute Früchte zu ziehen. So war es im Jahr 1913. Die Reichsbank hatte gewarnt; und wie diese Warnung wirkte, sah man aus der Einschränkung der Anlagen in Reports und Lombardvorschüssen (also in Darlehen, die zum Zweck der Effektenspekulation gegen Hinterlegung von Werthpapieren gegeben werden) und aus der Begrenzung der Debitoren. Bei keiner Bank hat sich der gewährte Effektenkredit auch nur auf der Höhe des Jahres 1912 gehalten; und das Debitorenkonto ist nur in einzelnen Fällen größer geworden. So bei der Diskontogesellschaft, die 391 Millionen (gegen 386) ausweist. Ihre Liquidität ist nicht überwältigend, aber anständig (70 Prozent); und die Summe der fremden Gelder erweist nicht die Unzulänglichkeit des eigenen Kapitals. 620 Millionen bei 281 Millionen Aktienkapital und Reserven; 1910 war das Verhältniß schlechter: 609 gegen 230 Millionen. 1910 wurde das Kapital um 20 Millionen erhöht und seitdem sind Kreditoren und Depositen nicht über Erwarten angeschwollen. Nun wird das Kapital erhöht und die Norddeutsche Bank in Hamburg giebt neue Aktien aus. Deren Kapital (50 Millionen) ist ganz im Besitz der Diskontogesellschaft; es wird auf 60 Millionen gebracht. Die Transaktion bleibt im häuslichen Kreis und hindert nicht, daß von den neuen Kommanditantheilen 20 Millionen zum Erwerb angeboten werden. Das Kommanditkapital erhöht sich auf 225, die offene Reserve auf 95 Millionen. Die Diskontogesellschaft war mit ihren Konsortialgeschäften vom Glück mehr begünstigt als andere Banken. Rumänen, Oesterreicher, Ungarn, Russische AEG, Werschen-Weißenfelser Braunkohlen, Goldschmidt: lohnende Geschäfte. Trotzdem blieb der Effektengewinn hinter dem Vorjahr zurück und die Dividende, wie seit drei Jahren, auf 10 Prozent.

Deutsche 430, Diskonto 320, Dresdener 261 Millionen. Ist denkbar, daß es dabei bleibt? Nein. Wo bliebe die Schaufensterkultur? Man darf die Bedeutung des Schaufensters für die Entwickelung der Großbank nicht unterschätzen. Die goldnen Buchstaben, die Aktienkapital und Reserven verkünden, sind so wichtig wie der Goldstandard bei der Reichsbank. Die Dresdener Bank, Depositenkasse Y, kann dem Geehrten Publikum nicht mittheilen: „200 Millionen Aktienkapital; 61 Millionen Reserven“, während das Schaufenster der Depositenkasse Z der Deutschen Bank strahlend verkündet: „250 Millionen Aktienkapital; 180 Millionen Reserven.“ Die Dresdener Bank muß auch erhöhen; und kann den Entschluß mit der Ausdehnung ihres Geschäftes begründen. Die Debitoren sind, mit 625 Millionen, fast so umfangreich wie die der Deutschen Bank (638). Depositen und Kreditoren ergeben 958 Millionen, während die Diskontogesellschaft nur 674 ausweist. Die Acceptverbindlichkeiten haben, dank den regen internationalen Beziehungen der Filialen London, Hamburg, Bremen, die Höhe von 287 Millionen (26 mehr, als Aktienkapital und Reserven ausmachen) erreicht. Der Gesammtumsatz (auf einer Seite des Haupt-

Google

buches) betrug 92 Milliarden; gegen 85 der Diskontogesellschaft plus Norddeutsche Bank. (Die Diskontogesellschaft ist das einzige Institut, bei dem die Umsätze größer wurden. Bei der Deutschen Bank gingen sie von 132 auf 129, bei der Dresdener von 97 auf 92 Milliarden zurück.) Die Liquidität stieg von 60,7 auf 62,9 Prozent. Als im April 1910 die letzte Ausgabe junger Dresdener (20 Millionen) kam, handelte es sich in der Hauptsache um die Uebernahme von zwei Provinzbanken, der Breslauer Wechslerbank und der Württembergischen Landesbank. Die Dresdenerin (die nun ganz zur Berlinerin wird, da, nach dem Rücktritt des Generalkonsuls Gustav von Klemperer aus der dresdener Direktion in den Aufsichtrath, die ursprüngliche Hauptniederlassung Dresden zur Filiale gemacht werden soll) hat auch in der neuen Abrechnung auf den Ausweis der Effektengewinne verzichtet. Man kann ihr diesen Modus nicht verübeln, da sie nicht Verluste, sondern nur Gewinne verbirgt. Sie erklärte 1912 und 1913, daß sie „ansehnliche Gewinne“ aus der Abwickelung von Konsortialgeschäften erzielt habe und zu Abschreibungen und inneren Rücklagen verwende. Der Reingewinn, den sie ausweist, stammt ganz aus dem regulären Geschäft; er war, mit 26 Millionen, um 1 Million größer als 1912.

Die Darmstädter Bank hat durch die seit Jahren vorbereitete Uebernahme der Breslauer Diskontobank neuen Machtzuwachs bekommen. Außer den beiden Hauptsitzen in Berlin und Darmstadt hat sie 13 Filialen, 25 Niederlassungen, 67 Depositenkassen und 6 Agenturen. In solchem Netz kann man viel fangen; vielleicht gelingts bald auch, die Dividende über 6½ Prozent zu steigern. Daß die Bank sich mehr als früher dem Seewind ausgesetzt hat, ist aus der Entwickelung ihrer Acceptschulden zu sehen. Die haben, mit 166 Millionen, die Grenze des Aktienkapitals überschritten; noch 1909 wars nicht viel mehr als die Hälfte des Grundkapitals. Durch stattlichen Umsatz bei kleinem Aktienkapital fällt die Kommerz- und Diskontobank auf: 32 Milliarden auf 85 Millionen Aktien und 14 Millionen Reserven. Sie hat ein engmaschiges Netz von Depositenkassen (42 in Großberlin) und pumpt aus vielen Kanälen Geld in ihre Sammelbecken. Die Unkosten des Apparates sind nicht klein. Bei 14,96 Millionen Bruttogewinn betrugen sie 6,47 Millionen oder 43 Prozent. In der Dividende ist die Bank seit fünf Jahren stabil geblieben: sie giebt 6 Prozent.

Die einzige Bank, die ihre Dividende erhöht hat, ist die Reichsbank. Von den 8,43 Prozent (seit 1907 ist keine so hohe Quote erzielt worden) erhält das Reich den Löwenantheil; und dazu kommt für den Fiskus noch die Notensteuer, die einen hübschen Extraposten, 3,67 Millionen, ausmachte. In der Gewinn- und Verlustrechnung spukt noch immer der Schatten des seligen Grünenthal: wieder mußten 117000 Mark als „Verlust durch nachträglich vorgekommene Banknoten Zweiter Emission“ abgebucht werden. Die Gesammtumsätze dehnten sich von 414 auf 422 Milliarden. Aber der Haupterfolg war, daß der Durchschnittsvorrath an Gold sich von 880 auf 1068 Millionen erhöhte.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

# Die Zukunft.

Berlin, den 21. März 1914.


## Weltbrand.

Der Märzidus des Jahres 1814 lehrt den letzten Caesar die Möglichkeit nahen Sturzes fürchten. Noch vier Wochen zuvor hat er sich an dem Hochgefühl wiederkehrenden Glückes gewärmt. Blüchers Schlappen an der Marne schwellen in dem überreizten Hirn des Kaisers zu entscheidenden Niederlagen des Preußenheeres. Die Anderen? Kleinzeug; nicht von dem Kaliber, das einen Napoleon Bonaparte auch nur in schlafloser Nachtstunde ängsten könnte. Seine Bulletins schleudern, gerade in dieser Zeit, den Genießer Gentz aus kühler Betrachtung in die Gluth des verzückt Aufhorchenden. Nie, schreibt er an Metternich, las ein in unseren Tagen Lebender solche psychologische und zugleich weltgeschichtliche Dokumente. „Läßt sich Merkwürdigeres denken als die Stimmung eines Mannes, der noch im Augenblick der höchsten Gefahr nicht aufhören kann, den Krieg als einen Gegenstand wissenschaftlicher Kritik zu behandeln, und der vier Meilen vor Paris, in dem selben Ton wie vier Meilen vor Moskau oder bei einem Manöver, seinen Offizieren ihre Fehler vorhält oder ihre Geschicklichkeit rühmt, als sei diese Feststellung allein der Zweck des Kampfes gewesen? Dieser Mensch hat sein ganzes Leben lang ein großes militärisches Spiel mit den Franzosen, mit Europa, mit sich selbst und seinem Schicksal getrieben. Auf dem Gipfel des Glückes und am Rande des Abgrundes bleibt er sich gleich. Seine Sprache ist nicht die eines Nero, auch nicht die eines Caesar; jene



Google

seltsame Welterscheinung, die wir Bonaparte nennen, kann nur mit ihrem eigenen Maßstab gemessen werden.“ Schon wähnt er, einen neuen Glücksgipfel leuchten zu sehen. Da er bei Guignes ein paar Corpsspitzen des Verbündetenheeres geschlagen hat, tönt sein Brief an Caulaincourt wie der Triumphsang des nach einer Hauptsch!acht aufrechten Siegers. Friede? Den will er ja, stets; doch nur unter Bedingungen, die das Reich und den Kaiser nicht demüthigen. Dessen Waffen segnet der Himmel selbst; Schwarzenbergs Armee ist schon angebrochen und wird vernichtet, wenn der Feind den Franzosen nicht ihre „natürlichen“ Landesgrenzen läßt. Der Zweifel, der den bei La Rothière Geschlagenen beschlichen hat, ist weggeweht. Schwarzenberg hat, auf Metternichs Rath, vor der Seine Halt gemacht und dadurch Blüchers Unfälle an der Marne mitverschuldet. Er wollte den Friedensschluß nicht verzögern. Aber sein Adjutant, Oberst Graf Paar, wird in Bonapartes Hauptquartier nicht vorgelassen. Jetzt, schreibt Napoleon an seinen Bruder Joseph, „möchten diese Jämmerlichen den Waffenstillstand, den sie mir immer geweigert haben. Kann man feiger sein? Nach der ersten Niederlage sinkt die elende Sippe in die Knie. Mir aber lächelt wieder das Glück und von Waffenstillstand werde ich erst reden, wenn der Feind mein Land geräumt hat.“ Ueber das Angebot der Waffenruhe soll nichts in die Zeitung kommen; doch die Thatsache überall, im Heer und im Volk, bekannt werden und den gesunkenen Muth heben. Weiß der in Nogent Lauernde, daß auch England, durch Castlereagh, schnellen Friedensschluß empfiehlt? In einem langen Brief wendet er sich persönlich an den Kaiser Franz, den er als „geliebten Schwiegervater“ anspricht. Wieder wird die Rückkehr der Glücksgunst betont; Russen und Preußen seien geschlagen, die Oesterreicher schwächer als die Franzosen. Rußland lechzt nach Rache; England will die Wiederherstellung französischer Seemacht hindern. An solchem Trachten ist Habsburg-Lothringen nicht interessirt. Fließt nicht auch in Deinen Adern französisches Blut? Können wir, die vor Kurzem noch verbündet waren, nicht zu einem ehrlichen, Beider Ehre wahrenden Frieden gelangen? Bald danach führt Berthier den Unterhändler, Flügeladjutanten Fürsten Wenzel Liechtenstein, zum Kaiser. Der waidet ihn aus; entlistet dem allzu Arglosen die wichtigsten Geheimnisse der Stimmung, Ver-

Google

stimmung in Schwarzenbergs Hauptquartier, wo eben die zweite Trennung der Schlesischen Armee beschlossen worden ist: und prahlt dann, ihm sei der Krieg nicht Last, sondern Vergnügung, wie in stiller Zeit eine Parforcejagd. General Flahault mag über den Waffenstillstand verhandeln; darf aber erst den Mund aufthun, wenn die Verbündeten den Rückzug nach Elsaß, Lothringen, in die Franche-Comté versprochen und für den Friedensschluß die Anerkennung der natürlichen Grenzen Frankreichs zugesagt haben. Da drückt Blücher den Befehl zum Vormarsch durch. An seinen König und an den Zaren Alexander schreibt er: „Wenn wir jetzt rückwärts marschiren, tritt das ganze französische Volk in den Kampf ein, der Theil, der sich für die gute Sache ausgesprochen hat, wird unglücklich, der Kaiser erholt sich und gewinnt das Vertrauen der Nation zurück; unser siegreiches Heer wird muthlos und kommt in Gegenden, wo es Mangel leiden muß und wo die Einwohner durch Hingabe ihrer letzten Habe in Verzweiflung getrieben werden. Ich darf mir alles Gute versprechen, wenn Eure Majestät die bestimmten Befehle geben, daß die Generale von Winzingerode und von Bülow meiner Anforderung genügen müssen. In dieser Verbindung werde ich auf Paris vordringen und scheue so wenig den Kaiser Napoleon wie seine Marschälle, wenn sie mir entgegenträten.“ In Friedrich Wilhelm hat das Zollernblut endlich die Zaudersucht überwunden. „Habe immer gesagt, daß es nicht gut wäre, nach Frankreich zu gehen. Waren aber Alle so hitzig! Nun gleich muthlos werden und wieder herauslaufen! Hübsche Folgen haben! Nein: nun wir mal hier sind, auch bleiben.“ (Marwitz.) Alexanders Auge blitzte zornig, wenn von Rückzug geredet wurde. Der Kriegsrath in Bar-sur-Aube billigt Blüchers Plan; „in Ihrer Hand“, schreibt ihm sein König, „liegt von nun an zunächst der Ausgang des Feldzuges; von der Sicherheit Ihrer Erfolge ist das Wohl aller Staaten abhängig.“ Noch im Februar werden die Corps Oudinot und Macdonald bei Bar von den Russen geschlagen. Schwarzenberg ist mit der Hauptmacht, deren Flanke und Rücken er bedroht glaubt, hinter die Aube gewichen; wird aber von dem Zaren und dem Preußenkönig zum Eingriff gedrängt. Neben dem Vater reitet, zum ersten Mal, der siebenzehnjährige Prinz Wilhelm von Preußen in die Schlacht. Der berichtet der Schwester Lotte: „Wir ergriffen die Offensive und klopften den Feind recht ordentlich.



Google

Wir sind ganz ordentlich ins kleine Gewehrfeuer gewesen; Thile bewog den König, zurückzureiten. Das Regiment Kaluga focht mit ungeheurer Bravour und glücklich.“ Mit diesem Regiment ist er den Hügel von Malepin hinaufgestürmt. („Unehrerbietige stellten Vergleichungen an zwischen diesem frischen Heldensinn und der ästhetischen, ganz unsoldatischen Natur des geistreichen Kronprinzen“: Treitschke.) Zehn Tage danach führt der Jüngling ostpreußische Bataillons im Sturmschritt durch das Dorf Athis, dem Sieg von Laon entgegen. Fortuna lächelt dem Korsen nicht mehr. Der rechte Flügel seines Heeres ist zerrissen und nur eine Rückzugstraße öffnet sich noch dem von dreifacher Uebermacht Bedräuten. Der Märzidus lehrt ihn die Möglichkeit nahen Sturzes fürchten.

„Ich bin kein Opernheld und habe nie um den Beifall der Pariser gebuhlt. Wollen sie durchaus Kosaken sehen: sie werden es bereuen. Aber man darf ihnen die Wahrheit nicht verbergen.“ Zwei Tage nach dem Fall aus dem Felsennest Laon schreibt ers an Bruder Joseph, der einst König von Spanien hieß. Dann, in der vierten Nacht nach diesem Tag, aus Rheims: „In keinem Fall darf die Kaiserin und der König von Rom in die Hände des Feindes fallen. Drängt er mit solcher Macht gegen Paris vor, daß jeder Widerstand unwirksam wird, dann muß die Regentin mit meinem Sohn, dem Staatsschatz und den Großwürdenträgern auf den Weg an die Loire geleitet werden. Verlaß meinen Sohn nicht! Lieber als in Feindeshand wüßte ich ihn im Strom der Seine. Das schrecklichste Schicksal schien mir immer das des von den Griechen gefangenen Astyanax“ (des Skamandrios, den Andromache ihrem Hektor geboren hatte und den nach Trojas Fall der Hellenenzorn von der Mauer stürzte). Noch weiß er nicht, daß Rußland, Oesterreich, Preußen ihr Bündniß auf zwanzig Jahre erneut, Niederländern und Schweizern, Italern und Spaniern die Unabhängigkeit verbürgt und eine „foederative Verbindung“ der souverainen deutschen Fürsten beschlossen haben. Weiß aber auch nicht, daß im Hauptquartier der Verbündeten neuer Hader die Entschlußkraft zur Verfolgung lähmt, daß Blücher krank, Yorck verärgert ist und Gneisenau die Verantwortung des letzten Hauptschlages scheut, der alles bisher Geleistete krönen oder vernichten kann. Wüßte ers: er haschte nach der Hand, die der Schwiegervater ihm hinstreckt, und könnte aus der Wirrniß einander widerstreitender Meinungen

Google

vielleicht noch die Krone retten. Er thuts nicht. Bis in den fünfzehnten Märztag, sagt Talleyrand in seinen „Memoires“, „wollten die Verbündeten mit Napoleon verhandeln und einen Frieden schließen, der ihm die Herrschaft erhielt. Er selbst hat, durch seinen Starrsinn, durch seine Verkennung des wirklichen Machtverhältnisses, sich den Untergang bereitet.“ Er will den Rheinbund lösen, das Rheinland räumen, aber die Throne von Italien seinem Stiefsohn Eugen und seiner Schwester Elisa sichern. Unmöglich. Solche Nachgiebigkeit in diesem Oesterreich wichtigsten Gelände durfte Metternich dem Vater Marie Luisens nicht rathen. Da Napoleon sich nicht in die Grenzen von 1789 bescheiden will, empfängt der österreichische Staatskanzler den Sendboten der pariser Nebenregirung, Herrn de Vitrolles, und sagt ihm: „Mit dem Kaiser können wir nicht mehr verhandeln. Nach jeder Niederlage will er Alles gewähren; nach dem winzigsten Waffenerfolg aber stellt er wieder die alten, ausschweifenden Forderungen. Wir müssen den Franzosen also ein anderes Haupt geben. An die Bourbons ist, weil sie als Personen untauglich sind, nicht zu denken. Im Uebrigen muß vorgesorgt werden, daß Oesterreich, Rußland und Frankreich gleich stark werden und Preußen in Grenzen bleibt, in denen es nur halb so stark sein kann wie jede einzelne dieser Mächte.“ Vitrolles ist der Vertrauensmann der Bourbons; kann aber für sie auch vom Zaren nicht mehr erwirken als die Zusage, auf die Stimme des Volkswunsches zu hören (dem man sogar eine neue Republik bewilligen werde). Alles noch ungewiß. Auch die nächste Wendung des Verbündetenheeres. Gingen die Preußen zu heftig vor und verloren wieder Tausende, dann kam ihr König ohne beträchtliche Armee auf den Friedenskongreß und Metternichs Plan, den Staat Fritzens, den Eroberer Schlesiens, in Ohnmacht zu ducken, konnte leicht gelingen. Diese Sorge hatte ja Gneisenaus Feuer in Troyes gedämpft. Was wird? Noch am Neunzehnten schreibt Prinz Wilhelm an Charlotte: „Blüchers Sieg hat sich völlig bestätigt. Napoleon soll mit seiner Hauptmacht gegen Arcis vorgerückt sein; daher bricht das Hauptquartier heute (von Troyes) nach Pont-sur-Seine auf. Ob der König schon weggeht, weiß ich noch nicht; er will es abwarten. Wenn es nicht wieder eine Affaire wie bei Bar-sur-Aube gicbt, werden wir wohl sächteken torücke kriechen!!! Was wird das Alles noch einmal für ein Ende nehmen!“

Google

Kaiser Franz kann dem Eidam nicht länger mehr einen Nothausgang offen halten. Auch die wiener Losung weist jetzt stracks nach Paris. Von Gneisenaus starker Seele löst sich der Alb und der Aufathmende spricht: „Napoleon hat uns bessere Dienste geleistet als das ganze Heer der Diplomatiker.“ Der Große schlüpft schon in kleine Ränke. General Maison soll dem Marschall Bernadotte, Kronprinzen von Schweden, als Entgelt für den Uebertritt zu Bonaparte die Krone der Niederlande anbieten. Die Zumuthung eines Verrathes, dem die Strafe sicherer scheint als der Lohn, wird in Lüttich abgelehnt. Und Bonaparte bleibt auf den eigenen Kraftrest angewiesen. Mit fünfundzwanzigtausend Mann soll er bei Arcis gegen achtzigtausend fechten; er biegt der Entscheidung aus, marschirt, auf dem rechten Ufer der Aube, nach Saint-Dizier, schreibt unterwegs aber an seine Frau, er habe Arcis genommen, den Feind geschlagen, ihm viertausend Mann getötet und werde ihn nun von Paris weglocken. Kosaken von Blüchers Corps fangen den Boten; und der Brief (den Blücher mit einem ehrerbietigen Begleitschreiben und der warnenden Angabe: „Ich stehe im Rücken der französischen Armee“, an Marie Luise schickt) enthüllt den Verbündeten den Plan Bonapartes. Er will ihre Rückzugslinie gefährden; drum: Vorwärts! Allzu lange schien der Uebermächtige zaghaft; fortan hemmt kein Bedenken seines Armes Wucht. In der zweiundzwanzigsten Märznacht lesen Schwarzenberg und Nesselrode (der dann Nikolais Staatskanzler wurde) die aufgefangenen Briefe, in denen Marie Luise, Savary und andere Minister dem Kaiser die Noth der Stunde schildern. Die Oeffentliche Meinung sei gegen ihn und die Hauptstadt, wenn der Feind sie umfaßt habe, höchstens für kurze Zeit zu halten. Nesselrode eilt mit der guten Botschaft zu Alexander. Auf dem Hügel von Vitry-le-Français festigt ein Gespräch des Zaren mit Friedrich Wilhelm den Entschluß, Schwarzenbergs Heer dem Blüchers zu vereinen und diese geballte Macht auf Paris zu werfen; sechstausend Reiter sollen nach Saint-Dizier abschwenken und dem Imperator die Bewegung der Hauptarmee maskiren. Der läßt sich täuschen, glaubt sich, nach Macdonalds Bericht, von einer Armee verfolgt, hört erst in Doulevent, daß die Verbündeten auf dem Weg nach Paris sind, und hetzt seine müde Schaar nun hastig nach Fontainebleau. Inzwischen sind die Marschälle Marmont und Mortier geschlagen, ist die

Google

Division des Generals Pacthod fast völlig aufgerieben worden. Am fünfundzwanzigsten März; bei La Fère Champenoise. Die vom Preußenkönig angebotene Kapitulation wurde schroff verweigert und ein scheusäliges Gemetzel begrub ganze Haufen der von Tollkühnheit verleiteten Division. Noch einmal versuchen Marmont und Mortier, die Hauptstadt (aus der die Kaiserin mit ihrem Sohn an die Loire geflohen ist) zu schützen. Vergebens; dreiunddreißigtausend können hunderttausend Mann nicht aufhalten. Preußen, Russen, Oesterreicher: von allen Seiten stürmt Ungeduld ans heiß ersehnte Ziel. Blücher ist krank, soll die entzündeten Augen im Zimmer schonen, ist aber nicht im Dunkel zu halten: er stülpt einen Weiberhut auf, knotet einen Schleier um die Augen, klettert so auf seinen Gaul und sieht blinzelnd den Sturm auf den Montmartre; sieht französische Offiziere mit weißen Tüchern winken. Auf dem Martyrberg empfängt sie Gneisenau. Paris kapitulirt. Welche Lagernacht auf dem Berg der Verheißung! Der Andacht entbinden sich bald derbe Triebe. Pariser Nationalgardisten holen den Offizieren Alexanders, Friedrich Wilhelms und Schwarzenbergs Austern und Champagnerwein aus der Stadt ins Bivouac. Neithardt von Gneisenau schaut vom Windmühlenhügel in den Lichtschimmer des „großen Sündenpfuhles“ hinab. Vom Pferd aus diktirt er den Brief, der seiner Frau die Glückspost bringt: „Paris ist unser. Wir werfen nun den Tyrannen vom Thron. Was Patrioten träumten und Egoisten belächelten, ist geschehen.“ Nicht so schlicht redet, in der selben Stunde, Preußens Kronprinz zu seiner Schwester. „O! Paris-Lutetia, der große Sündenpfuhl! (Zwanzig Ausrufszeichen.) Welche Begebenheit! (Acht Ausrufszeichen.) Das Treffen ist ungeheuer gewesen, und was von uns heran war, hat fürchterlich gelitten; unsere göttliche Garde hat enorm verloren. Bei der Nachricht vom Tode so vieler guter, theurer Menschen mußte ich helle Thränen weinen. Ich muß zum Souper.“ Auch aus Pantin, dem Hauptquartier, schreibt Prinz Wilhelm: „Morgen ziehen wir in Parade ein. Es kommt uns Allen wie ein Traum vor. Die Affaire von Fère Champenoise war außerordentlich brillant, wurde aber verleidet durch das ungeheure Exponiren der beiden Souverains. Es war keine Schlacht, sondern ein Schlachten zu nennen; und wir mitten drin! Die Unsrigen haben mit entsetzlicher Bravour gefochten. Napoleon wird toben. Mit Dem haben wir noch eine Nuß zu knacken.“

Google

Todt er? Dem Freiherrn vom Stein wird berichtet, Bonaparte stöhne und weine von früh bis spät. Doch Geberdenspäher melden gern, was, nach ihrer Meinung, der Mächtige zu hören wünscht. Die Stimmung der Germinaltage von Fontainebleau ist, noch heute, im Dämmergrau nicht deutlich erkennbar.

Seit der Rückkehr aus Rußland ist der Kaiser nicht mehr, was er zuvor gewesen war. Seine Laune hatte stets jäh gewechselt und nach den Konsulatstagen schien barscher Hochmuth ihm ein Zeichen allmächtiger Majestät. Er läßt achthundert Menschen an den Hof laden: und zeigt sich ihnen nicht. Er ruft eine kleine Schaar Auserwählter an seinen Tisch: und steht auf, ehe die Suppe ausgelöffelt ist. Er pfeift in Damengesellschaft; fragt Fräulein laut, ob sie schon Kinder haben; speit einer Frau, die ihm vorgestellt worden ist, den Schimpfruf ins Gesicht: „Herr Gott! Und mir war erzählt worden, Sie seien hübsch!“ Er zerschnitzelt seine Prunkstühle, zerbröckelt die schönsten Porzellanstücke aus Sèvres, beschmiert alles Papier mit Tinte, zerrauft im Treibhaus von Malmaison die seltensten Pflanzen, schießt auf Singvögelchen, kneift Kinder, die er zärtlich auszeichnen will, bis sie kreischen, betrügt am Spieltisch, giebt das ertrogene Geld aber lachend dem Eigner zurück. Geist und Körper sind immer frisch. Fünf Tage, fünf Nächte in den Stiefeln; vierzehn Stunden zu Pferd; danach präsidirt er dem Staatsrath. Seine Mahlzeit dauert kaum je länger als zehn Minuten. Ein Bad, Kaffee: dann ist er wieder leistungfähig. An stillen Abenden wirft er sich um Acht ins Bett. Hat in Rußland der rothnasige Eiskobold, von dem Nekrassow singt, ihn gebrochen? Nun überwältigt ihn Schlafsucht oft; der Fette hälts auf dem Pferd nicht mehr lange aus; und wer mit ihm zu thun hat, fragt sich bald, ob dieses ungeheure Hirn nicht schon von Krankheit angefressen sei. Noch beherrscht es den Riesenkreis des Heerwesens völlig. Noch diktirt der Kaiser, an guten Tagen, drei Stunden lang, so rasch, daß der Stift dem Laut kaum zu folgen vermag, und zaubert aus dieser Zeitspanne eine Organisation hervor, die ein Menschenalter überdauert. Jeder Glückswandel aber, jede heftige Gemüthsbewegung reißt ihn in Wirbel, die ihm unverbesserlichen Schaden stiften. Dann ists, als wolle er beweisen, daß kein Band ihn an die Menschheit knüpfe. „Familie? Quark. Nicht die kleinste Nebenbedingung würde ich ändern, um meine ganze Familie vor Kano-

Google

nenkugeln zu retten. Menschenliebe? Narrheit. Wer herrschen will, muß sein Herz im Kopf haben. Ich kann in jedem Monat fünfundzwanzigtausend Menschen ausgeben." Neunundzwanzigtausend sah er tot auf dem Feld von Eylau; schritt ruhig durch die Reihen der Leichen und sprach: „Kleine Kerle!" Auf die Meldung, dem General de Latour-Maubourg sei der Schenkel zerschmettert worden, kommt nur die Frage: „Wer ist Ersatzmann?" Ein Archivar ist erkrankt. „Was kümmert mich solcher Dreck? Kranke Commis schickt man ins Spital und nimmt andere." Nach dem russischen Winter kann er sich auch da nicht mehr beherrschen, wo ers möchte. Schon im Sommer 1813 pfaucht er, im dresdener Schloß, wie ein Irrer den behutsam korrekten Metternich an. „Was zahlt Ihnen England für Ihre Wendung gegen mich? Einerlei! Krieg wollen Sie? Können Sie haben. Ich habe die Preußen bei Lützen zermalmt, die Russen bei Bautzen geschlagen. Jetzt kommt Ihr dran. In Wien sehen wir uns wieder. Dreimal habe ich Ihren Kaiser auf den Thron gesetzt. Sogar seine Tochter geheirathet. Ich wußte, daß ich eine Dummheit machte. Eine Erzherzogin! Gotische Vorurtheile mit den Einrichtungen unseres Jahrhunderts verschmelzen zu wollen: thörichter Irrthum! Heute bereue ichs. Ihr meint, weil die Elemente mich besiegt haben, müsse ich mich in entehrende Friedensbedingungen schicken? Das dürfen Eure Herrscher; die legitimen. Aus zwanzig verlorenen Schlachten können sie auf den Thron heimkehren. Ich bin der Sohn des Glücks; meine Herrschaft währt nur so lange, wie ich stark und deshalb gefürchtet bin. Ich bins wieder. Sieger in zwei großen Schlachten und Herr einer Armee, an der Ihr zerschellt. Glauben Sie etwa, mich schrecke Eure Koalition? Fünf, sechs, zwanzig Mächte: je mehr, desto besser! Menschen kanns kosten. Was liegt daran? Wer, wie ich, im Feld erwachsen ist, zaudert nicht vor dem Entschluß, der einer Million Menschen das Lebenslicht ausbläst." Die höflichste Einrede reizt ihn in Tollwuth; er verliert die Haltung, zerdrückt seinen Hut und wirft ihn dann in den Winkel. Talma wäre mit seinem Zögling nicht zufrieden. Am leipziger Wachtfeuer schläft er, als er Berthier, dem Fürsten von Wagram, den Befehl zum Rückzug diktirt hat, auf einem Holzschemel ein. Gleicht noch am nächsten Morgen einem psychisch Erkrankten und „weiß nicht mehr, was er thut" (Augereau). Die verbündeten Herrscher

Google

sind undankbare Tröpfe. „Ich habe die Revolution erstickt und die Monarchie eingewurzelt. Wenn ich fort bin, werden diese Jämmerlinge schnell merken, daß sie zu schwach sind, um den Strom aufzuhalten; in zehn Jahren wird er sie, alle, weggeschwemmt haben.“ Nun stehen ihre Heere auf seinem Boden, vor, in seiner Hauptstadt: und er fühlt, daß Frankreich sie als Retter begrüßt. Vom Stoß dieser Erkenntniß wankt die Grundmauer seines Wesens. Er hätte geschworen, daß Frankreich nie aufhören könne, ihn zu lieben; und hätte, einmal, seinem Schwur selbst getraut.

Wie lange? „Es ziehen die Dämonen, schwanger mit Blut und Schmach ...“ Einer von ihnen foppt den Imperator in finsteres Sumpfland. Nach Leipzig will der Besiegte sich nicht zwischen Pyrenäen, Alpen und Rhein, in den „natürlichen Grenzen“ Frankreichs, einrichten. Die Verbündeten lassen ihm Zeit zum Entschluß; ihnen fehlt, nach Barclays Wort, ein Strick, um die Schlesische Armee festzuhalten, und eine Peitsche, um das Hauptheer anzutreiben. Da sie aber in Frankreich sind, können sie nicht mehr gewähren, was sie von Frankfurt aus anboten. Immerhin: Bonaparte kann Kaiser bleiben, wenn er auf Holland, Italien, das Rheinland verzichtet. Er schwankt; hofft nach jedem Scharmützelerfolg auf neuen Sonnenaufgang. Blind ist er nicht. Schon im Januar, als er merkt, wie langsam und widerwillig sein Befehl zur Volksbewaffnung ausgeführt wird, sagt er zu dem Herrn de La Besnardière: „Wenn die Verbündeten bis nach Paris kommen, bringen sie Euch die Bourbons zurück und die Geschichte ist aus. Ich hoffe freilich, sie zurückzudrängen.“ (Womit? Von den sechshunderttausend Mann, die der Senat, noch einmal, im Herbst bewilligt hat, ist nicht viel Brauchbares übrig.) „Aber einen entwürdigenden Frieden kann nur ein Bourbon annehmen. Ich nicht. Lieber entsage ich der Krone und werde Privatmann. Das würde mir nicht schwer. Meine Bedürfnisse sind gering und mit dem Tagesaufwand von hundert Sous bequem zu stillen. Wenn ich nicht meinen Lebenswunsch erfüllt sehen, aus den Franzosen das mächtigste Volk der Erde machen kann, gilt mir Alles gleich viel und gleich wenig. Allein kann ich nicht Krieg führen. Will Niemand mehr fechten und begnügt die Nation sich mit ihren alten Grenzen, dann mag sie einen neuen Herrscher suchen; ich bin zu groß für sie.“ Drei Monate lang hat er mit den Resten eines (wie

Google

Macdonald selbst bezeugt hat) kampfmüden, durch hastig ausgebildete milchbärtige Schlingel ergänzten Heeres den Feind verwirrt, belästigt, an der Marne noch ernstlich geschwächt. So lange ich lebe, schreibt er an Bruder Joseph, den Generalstatthalter, nach Paris, „wird meine Hauptstadt nicht von Fremden besetzt. Falle ich, dann muß die Kaiserin noch mit dem letzten Soldaten das letzte Franzosendorf zäh vertheidigen; giebt sie den Widerstand auf, so ist Jeder, der weiterkämpft, ein Rebell. Und die Meldung, mein Sohn sei erdrosselt worden, wäre mir nicht so furchtbar wie die Vorstellung, daß ihn die Wiener als Erzherzog von Oesterreich erziehen. Auf einem Bild, das die Kaiserin mir schickte, betet er. Champagny soll dafür sorgen, daß binnen achtundvierzig Stunden zwei Massenausgaben dieses Bildchens in Umlauf sind; eine hat den König von Rom im Rock der Nationalgarde, die zweite in Polentracht zu zeigen; Unterschrift: ‚Ich bete zu Gott für meinen Vater und für Frankreich'. Das wird sehr gut wirken. Bei Laon hat Marmont Alles verdorben; wenn dieser Herzog von Ragusa nicht wie der albernste Unterlieutenant getölpelt hätte, wäre der Feind, aus Furcht vor meinem Angriff, zurückgewichen." Er will sich selbst täuben; in die Hoffnung überreden, daß er noch, er allein, Alles retten kann. Doch als er Fontainebleau erreicht, haben, auf Josephs Befehl, die Herzoge von Treviso und Ragusa schon die vom Grafen Nesselrode vorgeschriebene Kapitulation unterzeichnet; und alle Franzosen den Aufruf gelesen, den der Graf von Artois, als Bruder und Vertreter Ludwigs des Achtzehnten, von Nancy aus (wo Stein ihn berieth) ins Land geschickt hat. Gelesen? Wie ein Verschmachtender den Labetrank geschlürft. Diese Sehnsucht nach Frieden riße der gewaltigste Wille nicht aus den Seelen. Das empfindet Bonaparte. Die Grundmauer wankt. Frankreich selbst stößt ihn, nicht der Fremdling, vom Thron.

Durch das dem Heiligen Martin geweihte Thor reiten, an der Spitze ihrer Truppen, die drei Oberfeldherren, Alexander, Friedrich Wilhelm, Schwarzenberg, am letzten Märztag in die Hauptstadt ein. „Unser Empfang hier! Nein!! Unser Empfang!!! Der berliner Jubel bei unserer Rückkunft aus Preußen war Phlegma gegen diesen lutetischen. Statt als gefürchtete Sieger einen gekniffenen, aber höflichen Empfang zu genießen, wurden wir als Engel aufgenommen. Napoleon wurde gräßlich verflucht und Anstalt ge-

Google

troffen, seine Bildsäule von der ungeheuren Siegessäule hinabzuschleudern! Mir steht der Verstand still bei allen diesen Begebenheiten!!!“ (Kronprinz Fritz Wilhelm.) „Beim Einmarsch rief ich dem Volk zu: À bas le tyran! Und der selbe Ruf hallte aus dem Volk wider. Zwei Stunden hatten genügt, um die politischen Ansichten zu ändern.“ (Gneisenau.) „So ist, seit Reiche stehen und fallen, wohl kein Feind, kein Sieger empfangen worden. Ganz Paris war auf den Beinen. Wonnige Trunkenheit schien Alle zu benebeln. In den Jubel mischten sich Flüche auf Napoleon. Man sah Nationalgardisten, die ihren Pferden den Orden der Ehrenlegion an den Schweif gebunden hatten.“ (Graf Schwerin.) Auf dem Elysischen Feld mustern die Kriegsherren ihre Truppen. Friedrich Wilhelm findet, daß die Gardeinfanterie nicht stramm genug marschire, und hört, auch hier noch einmal, aus Yorcks Mund ein scharfes Wort. Abends aber, im Theater, aus hundert Kehlen das Lied: „Vive Guillaume et ses guerriers vaillants! De ce royaume il sauve les enfants!“ Das empire ist versunken. Alexander wohnt bei Talleyrand (der den Quartiermacher Nesselrode morgens im Frisirmantel empfangen und in eine Puderwolke gehüllt hat) und fragt sofort, wie er erfahren könne, ob Frankreich die Rückkehr der Bourbonenherrschaft wünsche. Antwort: Durch den Spruch des Senates. Der verkündet am zweiten Aprilmittag die Absetzung des Imperators; und noch am selben Abend legt Talleyrand seinem Gast das Schriftstück vor, das, mit dem Recht des Senates, die Bourbons zurückruft. Staunend liest Alexander darunter die Namen von Senatoren, die für die Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten gestimmt haben. Frankreich hat wieder einen König, eine neue, liberal schillernde Verfassung: und Benjamin Constant nennt in einem Huldigungbrief den Senatspräsidenten Talleyrand den Erlöser des Vaterlandes und den liebenswürdigsten aller Franzosen. Caulaincourt, Ney und der Herzog von Tarent verhandeln, in Bonapartes Auftrag, mit den Siegern. Das Ergebniß spricht aus dem Satz der Schlußurkunde: „Da der Pflicht, Europas Ruhe zu sichern, genügt ist, wollen die verbündeten Mächte dem Kaiser Napoleon beweisen, daß sie, ohne irgendwelchen Haß, den in der Geschichte des Jahrhunderts ihm gebührenden Platz anerkennen und deshalb ihm und seiner Familie die Insel Elba als Eigenthum, sammt einer Jahresrente von sechs Millionen Francs, gewähren.“ Nur die Preu-

Google

ßen haben widersprochen und die Insel Sankt Helena als Verbannungort vorgeschlagen; und Fouché, Herzog von Otranto, hat in einem rührsamen Brief den Herrn von gestern (den er, vor dem Herrn von heute, nun „Bonaparte“ nennt) ermahnt, nicht, als Nachbar Frankreichs und Italiens, schon durch den Gedanken an das in solcher Nähe wachende Genie, die Ruhestiftung zu hindern, sondern, um jeder Verdächtigung entrückt zu sein, nach Amerika zu gehen und in der Heimath der Franklin, Washington, Jepherson als freier Bürger zu leben. „Dort wird Ihr Genie nur Bewunderung, nirgends Furcht erwirken und Sie werden dieses Volk erkennen lehren, daß Sie, als durch Geburt ihm Angehöriger, seine Freiheit und Bürgertugend jeder Weltherrschaft vorgezogen hätten.“ Schade, daß über den Eindruck dieses Briefes nichts berichtet ward. Ein vom Löwen geduldetes, gehätscheltes Aeffchen predigt ihm die Pflicht einer artigen Hauskatze. Aus allen Wolken hagelts nun Flüche auf das Haupt des machtlos überlebenden Mannes. „Kann ein solcher Mensch wohl infamer endigen? Dreißigmal schösse ich mich tot, ehe ich Dies thäte.“ (Prinz Wilhelm von Preußen.) „Der Tyrann hat geendet wie ein Feigling. So lange es nur darauf ankam, das Blut der Anderen zu vergießen, war er damit verschwenderisch. Aber er wagt nicht, zu sterben, um wenigstens muthig zu enden. Er nimmt ein Gnadengehalt an, kehrt in die Nichtigkeit zurück, unterhandelt, um die Fortdauer eines schimpflichen Daseins zu sichern. Seine Gemeinheit zeigte sich schon in der Flucht von der Armee in Rußland, in der Behandlung Derer, so er verfolgt und niedergedrückt hatte, in seinem Umgang, in seinen Reden, nun in seinem Unglück; sie geht bis zur Niederträchtigkeit, zur Furcht für sein Leben, zur Feigheit.“ (Stein.) „Ich wünschte, wir könnten ihn mit Edelmuth und Delikatesse behandeln. Da man aber die Welt in Gefahr glauben wird, so lange er lebt, so werde er denn hingerichtet, damit wir endlich einmal wieder Luft schöpfen können und für andere Geschäfte Zeit finden.“ (Gentz.) „Wodurch haben wir verschuldet, daß unser kleines, vom Meer umspültes Asyl nun als Käfig das gefräßigste Ungeheuer, das sich jemals dem Schoß der Natur entband, einsperren soll? Seinesgleichen sind Tiger und Leoparden. Lebte Ehre, nur ein Fünkchen, in ihm, er hätte sich in den Tartaros geflüchtet. Doch er hat, freilich, Grund, die Gerechtigkeit der Hölle zu scheuen. Warum

Google

aber zerstampfet Ihr, Allerhöchste und Allermächtigste, nicht den Räuber, der so viele Völker geplündert hat? Muß dieser Minotauros in eine Höhle gepfercht werden, so wählet dazu Korsika, die Insel, die ihn gebar, doch nicht das Sandhäuflein, das unsere Heimath ist." (Die von Elba Abgeordneten.) Durch alle Bezirke Frankreichs gellt der Schrei: „Fluch dem Räuber, dem Mörder! Heil den Kaisern, dem König von Preußen, unseren Rettern!

Noch sitzt der Geächtete in Fontainebleau. Hier hauste die Montespan, die Dubarry, ließ die Schwedenkönigin Christine ihren prahlsüchtigen Günstling Monaldeschi morden. Hier hat der Imperator mit dem siebenten Papst Pius das Konkordat abgeschlossen. Hier hatte der Erste Konsul die Militärakademie geschaffen, deren Statut er, fünfhundertsiebenzehn Artikel, ohne Pause dem Grafen Chaptal in die Feder diktirte; mit so sicherem Blick für das Nothwendige und Nützliche, daß der kluge Graf, dem sein Kaiser doch ein prächtiges Scheusal war, nach Jahren noch schrieb: „In sich kräftiger Vollendetes ist gewiß nie aus einem Menschenhirn gekommen." Où sont les neiges d'antan? Fortuna hat sich von ihrem Sohn abgewandt und die Hunderte, die er mit Würden und Titeln behängte, denen der für sich Sparsame aus voller Hand gab, huldigen draußen dem neuen Gebieter. Er muß fürchten, die Frau, die er, auf seine Weise, geliebt hat („vor ihren Verdiensten würde Frankreich, wenn es sie ahnte, sich ehrfürchtig neigen"), niemals wieder zu sehen, und jede Dämmerung fragen, ob sein Knabe schon Habsburgs Uniform trage. Der Erdkreis horchte auf, wenn er sprach, und die Häupter der ältesten Fürstengeschlechter trachteten, seine Stimmung zu erkunden, ehe sie vor ihn traten. Das war. Am vierten April hat er für sich, am elften auch für seine Erben auf die Kronen von Frankreich und Italien verzichtet. Die déchéance de l'empereur Napoléon et de sa famille wird durch alle Gassen geheult; das Lilienbanner entstaubt und aufgerollt; die ganze Armee auf den Namen Ludwigs des Achtzehnten vereidet. Marmont und Ney sind vom Kaiser abgefallen. Monsieur, der Graf von Artois, ist schon in Paris („einen munteren Herrn" nennt ihn Prinz Wilhelm); Generalstatthalter Seiner Majestät des Königs. Caulaincourt und Macdonald fahren, am Zwölften, nach Fontainebleau, um dem Kaiser die fertigen Urkunden zur Unterschrift vorzulegen. Er ist ruhig, will mit den Gästen speisen, fröstelt dann aber und geht, als das erste Gericht aufgetragen wird,

Google

ins Bett. Wie im Hochsommer majestätischer Launensprünge. Doch ists diesmal nicht Gaukelspiel; der Körper weigert den Dienst. Am nächsten Morgen melden die beiden Marschälle sich wieder; auch Maret, Herzog von Bassano, der Gefährte aus Bonapartes Lieutenantzeit, ist schon um Neun des Winkes gewärtig. Nur an den Tagen großer Empfänge, feierlicher Audienzen haben sie den Herrn in glitzerndem Kleid gesehen; dann trug er an den Fingern, am Degen, auf der Brust und am Hut Diamanten. Sonst: Obersten-rock, Dreispitz ohne Federn, auf dem Pferd grauen Ueberrock. In Gala fühlte er sich nie wohl; als der Schlichteste wollte er sich aus dem Gesunkel des Hoftrosses abheben. Jetzt? Vor dem Kamin kauert er; von den nackten Füßen wippen Pantoffeln; der Rumpf ist in einen alten Schlafrock gewickelt; der Kopf ruht zwischen den Händen; die Ellbogen stützen sich auf die Knie. Ist dieses Leben noch des An- und Ausziehens werth? Halbnackt starrt er in verglimmende Funken. Die Stimme der Getreuen ruft ihn ins schmerzlichste Geschäft. Grünlichgelb ist die Gesichtshaut, das Auge wie Eines, der lange nicht mehr in helles Leben sah. Er unterschreibt; schenkt dem Irensprossen Macdonald, Herzog von Tarent, zu Lohn und Erinnerung, den Säbel Murads, den er selbst in Palaestina getragen hat; umarmt und küßt ihn, wie zu letztem Abschied. Ein gebrochener Mann? Acht Tage danach steht er aufrecht vor seiner alten Garde. Ein Ueberwundener; doch ein Held. „Beklaget mein Schicksal nicht! Nur der Wille, auch fortan Eurem Ruhm zu dienen, giebt mir den Muth, mich selbst zu überleben. Von all den großen Dingen, die wir, Kameraden, gemeinsam erwirkt haben, will ich berichten. Gott mit Euch, Kinder! Jedes Einzelnen Mund möchte ich küssen. Lasset mich wenigstens auf Eure Fahne die Lippe drücken! Und hoffen, daß dieser Kuß zu Euren Herzen spreche.“ Seine Stiefelspitze hat auf dem Schlachtfeld, wenn sie ihm den Weg verengten, die Leichen weggestoßen. Dreihunderttausend sind hinter ihm in Rußland gefault. Im Orient, hat er oft gesagt, „lernt man Menschenleben verachten. Dort weiß der Herrscher, daß ihm das Blut seiner Mannschaft gehört, und die Mannschaft, daß sie auf des Herrschers Wink sterben muß.“ Dennoch: die Grauköpfe schluchzen. Ein Zwieback galt ihm mehr als ihr Gerippe. Sie haben für seinen Ehrgeiz gehungert, geblutet, geröchelt. Das war. Er hat sie wieder.

Noch nicht das Volk. Die Fahrt, durch die Provence an die Küste, ist schlimm. Hat er den Rock des Oesterreichers angezogen,

Google

den Mantel des Russen umgehängt, die Mütze des Preußen aufgesetzt, um unkenntlich zu werden? Boulevardklatsch. Aber Verwünschung, Schimpf, Koth und Steine umprasseln den Wagen; und die fünf Begleiter müssen froh sein, als sie ihren Gefangenen heil in Fréjus haben. Wieder eine wehe Erinnerung: hier, im Forum Julii, landete der aus Egypten heimkehrende Sieger. Drei Lustren ists her. Seitdem hat er ungeheure Reiche erobert. Wo sind sie nun? In Tilsit hieß er der Herr Europas; schrie aber den Minister, der ihn so nannte, an: „Sie schwatzen wie das dumme Volk auf der Straße. Aus Konstantinopel muß ich das Recht zur Weltherrschaft holen: und der Quarkvertrag, den ich hier unterschrieb, kostet mich auf dem Weg an dieses Endziel ein ganzes Jahr!“ Jetzt? König auf einem Sandhaufen. Nur die Verachtung aller Massenempfindung ist ihm geblieben. „War mein Ekel nicht durchaus berechtigt? So gemeinen Undank hätte selbst ich nicht erwartet. Das ist Euer Volk! Böte man mir morgen die Krone von Europa: ich nähme sie nicht. Mich widert das Menschengetriebe. Nur der Wissenschaft will ich noch leben! Paß auf, Bertrand: erst auf Elba werde ich wahrhaft glücklich sein.“ Bis in den Hafen des Augustus verfolgt den letzten Caesar die Wuth und der Hohn des Volkes. „Schurke! Dieb! Tyrann! Massenschlächter! Feiger Wicht Nicklas! Et vive le roi!“

Paris prangt im Lenzschmuck. Großes Dankfest auf dem Konkordienplatz, wo 1793 das Haupt Ludwigs des Sechzehnten gefallen war. Parade; russischer Gottesdienst; kniend lauscht die Menge dem Böllergedröhn; der Zar umarmt die Marschälle von Frankreich; Te deum laudamus. Einholung des Kaisers Franz; wieder Parade. „Abends erschien Alles, die zwei Kaiser, der König, Graf Artois, in der Oper; ein rasender Spektakel. Ganz himmlisch wurde getanzt. Alles ist grün und in Blüthen. Die Damen tragen kleine Lilien im Ohr, die Herren tragen sie am weißen Band mit Schleife im Knopfloch. Das russische Osterfest und unseres fiel auf einen Tag, was alle Jahrhunderte nur geschieht. Gerade vor einem Jahr wurde in Berlin zum ersten Mal die Proklamation (‚An mein Volk‘) von der Kanzel abgelesen und die erste Predigt auf den nun ausbrechenden Krieg gehalten: und nun danken wir, in Paris, Gott für die völlig vollbrachte Sache. Alles Dies fiel auf einen Tag! Wie merkwürdig! Dies mitgemacht zu haben, geht mir über Alles! ... Leider habe ich seit vorgestern zur Ver-

Google

änderung wieder Fieber, welches mich entsetzlich ermattet. Dieserhalb habe ich vorgestern den thé dansant beim Marschall Ney nicht mitmachen können, heute nicht das Diner bei Monsieur, morgen bin ich nicht bei der Parforcejagd und abends wahrscheinlich nicht beim thé dansant der Kurland. Viel Schönes auf einmal versäumt! Dieser Tage kommt der König très chrétien. Großes Fest." (Prinz Wilhelm.) Am vierten Mai landet Bonaparte auf Elba, zieht der Lilienkönig in Paris ein. „Er wurde mit rasendem Geschrei empfangen. Der König kann fast gar nicht gehen und muß immer geführt werden. Er hat sehr viel Aehnliches von Kutusow und dem Erbstatthalter von Oranien. Wer uns Alle und wohl auch das Volk am Meisten interessirt und gerührt hat, war die duchesse d'Angoulême. Sie hat alle die Schreckensszenen und die Hinrichtung ihrer Eltern, des Königs und der Königin, hier noch erlebt und kommt so zurück! Als der König auf dem Pont Neuf bei der Statue Heinrichs des Vierten vorbeikam, stieg Madame Blanchard sehr schön in einem Ballon auf. Abends war Illumination und Feuerwerk. Kaiser Alexander giebt sich viel mit der Marschallin Ney ab; er tanzt auf allen Bällen mit ihr, spricht beständig mit ihr, dejeunirt sehr oft bei ihr. Die hiesigen Damen ziehen sich sehr hübsch an; ich finde aber keinen sehr großen Unterschied mit Berlin, außer, daß das Piedestal sehr soignirt wird." (Prinz Wilhelm.) „Man nimmt Feste von Denen an, die sich durch Raub und Erpressung beschimpft haben, und schämt sich nicht, auf vertrautem Fuß mit Denen zu leben, an denen noch das Blut ihres Königs und der Revolution klebt. Kurz: wir zeigen uns des Glückes, das uns geworden, wenig würdig." (Gneisenau.) „Wir liegen den lieben langen Tag auf denen Straßen, in denen Kuriosas, auch zuweilen in denen Feldern... Des Königs Einzug war superbe. Denke Dir alle Straßen, in der ungeheuren Länge, die er durchzog, mit Tapeten und Teppichen behangen, davon zwarscht die meisten Bettlaken oder bettlakenartig waren, worunter aber sehr schöne in Sammet und Gold. Morgen ist feierliches Seelenamt für Ludwig den Sechzehnten, den Dauphin, die Königin und Madame Elisabeth! Vorgestern waren wir mit Papa und dem Selbstherrscher in Versailles, wo alle Fontänen gingen. Ich war ganz hin. Göttlich!!!! Gestern großes Konzert, dem die zwei Herrscher abermals beiwohnten. Niemals habe ich etwas Dem Aehnliches gehört." (Kronprinz Fritz Wilhelm.)

Napoleon Bonaparte, den der Witz preußischer Prinzen



Google

„Nöppel“ getauft hat, scheint vergessen. Sein Erbe hat ihrem Auge „ein recht königliches Ansehen“. Ist aber dick und gichtisch; kann, im blauen Frack mit rothem Kragen und baumelnden Goldepauletten über schwarzen Sammetstiefeln, nicht gehen; wirkt wie eine Mottenmajestät aus der Rumpelkammer. Le Désiré? Frankreich hat sich ein anderes Haupt ersehnt. Von Gottes Gnade? Von Talleyrands, brummt der Pariser. Schnell zerflattert der Rausch. Und Noth zerstöbert die Lust an alltäglichem Gaffervergnügen. Kein Geld und keine Gelegenheit zu anständig gelöhnter Arbeit. Wars zuvor nicht immerhin besser? Schon am elften Maiabend rottet sichs vor den Tuilerien; arbeitlose Maurer und Strolche brüllen: „Brot oder Napoleon!“ Fouché hat als Herzog und Minister die alte Polizistenkunst nicht verlernt; läßt die Rädelsführer ins Loch stecken und seine Spür- und Hetzhunde ausbellen, in den Taschen der Verhafteten sei so viel Geld gefunden worden, daß mans, sicher, mit einem Putsch gedungener Bonapartisten zu thun habe. Vergebens. Das Stichwort ist gesprochen: „Brot oder Napoleon!“ Marie Luise geht mit dem Adlerjungen nach Wien; da wird der blonde, blauäugige Knabe bald zum Oesterreicher werden. Und würde ers nicht: ehe er in Mannbarkeit reift, ist Alles entschieden. Noch aber athmet der Vater; und wenn mans recht bedenkt ...

Am letzten Maimorgen schreibt Prinz Wilhelm an Lotte: „In dieser Nacht ist der Friede unterzeichnet worden. Nun sind wir also am Ziel.“ Ahnt nicht, daß er noch zweimal, als Jüngling und als Greis, an dieses Ziel muß. Der Maifriede giebt den Preußen nicht einen Pfennig, den Deutschen nicht den Schlüssel zur Reichspforte noch die Einheit. „Deutschlands Feinden die Früchte der deutschen Siege. Unser altes, großes Haus ist geschleift und aus den Trümmern sind kleine Häuschen aufgebaut worden, worin Jeder selbständig seine Wirthschaft führt. Jämmerlich, unförmig, vielköpfig wie ein indisches Götzenbild ist Deutschlands Verfassung; ohne Zusammenhang und Einheit, ohne Kraft.“ (Görres.) Allzu üppig war in Paris die Lenzlust, die Festsucht gewesen. Wenn Hardenberg seinen König bestürmte, von den Kaisern Alexander und Franz, vor endgiltigem Friedensschluß, feste Bürgschaft für Preußens Entschädigung und Belohnung zu fordern, hatte mindestens Einer der Drei dazu keine Muße; und der Staatskanzler hörte: „Morgen; beim Konzert; auf dem Ball; in der Oper.“

Google

# Ist Deutschland reich?*)

Preisend mit viel schönen Reden ihrer Länder Macht und Zahl, sitzen die Statistiker in ihren Aemtern. Sie fügen Tabelle an Tabelle und weisen nach, daß wir von Tag zu Tag reicher werden. Eigentlich müßte also schon jeder Deutsche an jedem Sonntag sein Huhn im Topf haben. Die Durchschnittszahlen sagen es ja. Vor denen aber nehme man sich in Acht! Eine kleine Anekdote lehrt, wie nöthig Das ist: Zwei Männer kehrten in ein Gasthaus ein. Der Eine bestellte und verzehrte zwei Beefsteaks und trank eine Flasche Wein. Der Andere sah zu und blieb hungrig. „Durchschnittlich" hatte Jeder ein Beefsteak gegessen und eine halbe Flasche Wein getrunken. Wenns nach der Statistik ginge, wären Beide gesättigt.

Nichts von unfruchtbarer Kritik. Daß es wichtig ist, zu wissen, wie reich Deutschland ist, kann Niemand bestreiten. Aber man durfte nicht versuchen, statistische Berechnungen gewaltsam der Grundstimmung des Jubiläumsjahres (Wie herrlich weit wirs gebracht haben!) anzupassen. Und die Darstellung, die Geheimrath Dr. Karl Helfferich, Direktor der Deutschen Bank, von der Entwickelung des deutschen Volkswohlstandes während des letzten Vierteljahrhunderts in dem Jubiläumswerk: „Soziale Kultur und Volkswohlfahrt" giebt, ist, nach meiner Ueberzeugung, eine „richtige" Jubiläumsbilanz; deshalb eignet sie sich schlecht für den alltäglichen Gebrauch. Solche Berechnungen sollen uns helfen,

---

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes, Herr Dr. Zeitlin, hat ans Ende des guten Buches, das er bald nach dem Abschluß seiner nationalökonomischen Studien schrieb und unter dem Titel „Bismarcks sozial-, wirthschaft- und steuerpolitische Anschauungen" veröffentlichte, das Wort des ersten deutschen Kanzlers gesetzt: „Es ist möglich, daß unsere Politik einmal Schiffbruch leidet, wenn ich tot bin; aber der Staatssozialismus paukt sich durch." Schon in diesem Buch wurde ein Weg gesucht, auf dem durch das Gedräng sozialistischer Wünsche die Nothwendigkeiten individualistischer Wirthschaft gerettet werden könnten. Seitdem ist aus dem Theoretiker ein Praktiker geworden. Der junge Nationalökonom blieb nicht über Büchern und Papier sitzen, sondern schritt muthig ins Dickicht deutschen Arbeitgetriebes. Als Organisator und Leiter ansehnlicher Wirthschaftverbände hat er sich, auf verschiedenen Gebieten, bewährt und manchen unlösbaren Zusammenhang, manches Lehrsatzes Haltbarkeit wohl anders sehen gelernt, als gedruckte Weisheit sie ihm gezeigt hatte. Ein Mann der Praxis also spricht hier über das jetzt so oft von Eifernden erörterte Problem.



Google

wirthschaftlich, technisch, politisch und kulturell vorwärts zu kommen. Wir müssen deshalb unsere Vermögensverhältnisse richtig beurtheilen lernen und dürfen uns nicht einbilden, reicher zu sein, als wir sind. Helfferich geht zwar von haltbaren Voraussetzungen aus und gegen seine Darstellung der für den Wohlstand eines Volkes wesentlichen Grundthatsachen läßt sich nichts einwenden. Seine Folgerungen aber vermag ich mir nicht anzueignen.

Zunächst müssen die Gegenüberstellungen beanstandet werden, welche die Steigerung des Konsums in den wichtigsten Nahrungmitteln zeigen sollen. Helfferich vergleicht, zum Beispiel, bei Roggen, Weizen und Spelz und Kartoffeln den Durchschnittsverbrauch des Einzelnen für die Jahrfünfte 1886/90 und 1907/11 und findet, daß einem damaligen Verbrauch von durchschnittlich 114,5 kg Roggen, 63,6 kg Weizen und Spelz und 385,2 kg Kartoffeln ein solcher von 143,1 kg Roggen, 88,6 kg Weizen und Spelz und 577,2 kg Kartoffeln im letzten Jahrfünft gegenübersteht. Also eine außerordentliche Steigerung des Konsums. Freilich weiß auch Helfferich, daß die Ernteſtatistiken vor 1893 sehr ungenau waren; trotzdem glaubt er nicht, daß die Zunahme des Konsums zum größten Theil den genaueren statistischen Ermittelungen zu danken ist. Er brauchte sich aber nur die Durchschnittszahlen für den Zeitraum 1893/1912 anzusehen, um zu erkennen, daß die Konsumsteigerung nicht allzu beträchtlich gewesen sein kann. Diese Durchschnittszahlen sehen nämlich so aus: 147,5 kg Roggen, 90,5 kg Weizen und Spelz und 590,7 kg Kartoffeln. Sie sind im Durchschnitt der letzten zwanzig Jahre also höher als in dem des letzten Jahrfünfts. Von einer auffälligen Steigerung des Konsums darf man unter solchen Umständen doch nicht reden.

Diese Schönheitfehler verschwinden aber neben den Irrthümern, die bei Helfferichs Berechnungen und Erklärungen des deutschen Volkseinkommens und Volksvermögens auftauchen. Von vorn herein sei zugegeben, daß unser statistisches Wissen und Können auf diesem Gebiet mehr noch als auf anderen Stückwerk ist. Immerhin läßt sich für Preußen und Deutschland mit der Hilfe der Einkommens- und Vermögenssteuerstatistik eine ziemlich sichere Grundlage für solche Berechnungen schaffen. Die Ergebnisse dieser Statistik müssen aber durch Schätzungen ergänzt werden; und diese Schätzungen benutzt Helfferich, um einen Milliardensegen auf das deutsche Volk niederströmen zu lassen. Von den einkommensteuerfreien physischen Personen, also von denen, die weniger als 900 Mark Einkommen haben, weiß die Statistik natürlich nichts zu sagen; eben so wenig von den „Freigestellten“ aus den Steuer-

Go gle

klassen von 900 bis 3000 Mark Einkommen. Er nimmt nun als das durchschnittliche Mindesteinkommen der diesen Kategorien Angehörigen 750 und 1500 Mark an, während die amtlichen Schätzungen nur von 450 und 900 Mark sprechen. Wie Helfferich zu seinen Zahlen kommt, sagt er uns nicht. Doch die amtlichen Schätzungen dürften kaum zu niedrig sein; im Jahrgang 39 der Zeitschrift des Königlich Preußischen Statistischen Bureau wird ja bei einer Berechnung des Gesammteinkommens der einkommensteuerfreien Personen jeder einzelnen Person der Satz von 185 Mark als Einkommenstheil zugeschrieben und das Einkommen jedes freigestellten Censiten mit 975 Mark angenommen. Wir dürfen also Helfferichs Schätzungen getrost durch die amtlichen ersetzen; und haben statt 7 dann etwa 4,5 Milliarden. Daraus ergiebt sich auch für das Gesammteinkommen der physischen Personen in Preußen nicht, wie Helfferich rechnet, ein Betrag von 24, sondern höchstens einer von 21 Milliarden; für Deutschland sind es 34, nicht 40 Milliarden. Freilich darf man einwenden, daß dieses Minus von 6 Milliarden die Thatsache der Einkommenssteigerung nicht zu erschüttern vermag; denn da Helfferich das von Schmoller für das Jahr 1895 auf 25 Milliarden berechnete deutsche Volkseinkommen, nach seiner Methode, auf 21½ Milliarden schätzt, so würde eine Berichtigung des hier erwähnten Fehlers nur zu einer tieferen Herabminderung der für 1895 gefundenen Summe drängen. Wichtig ist die Aufdeckung des Fehlers besonders deshalb, weil nach Abzug der 6 Milliarden ein Vergleich mit Frankreich nicht mehr beweist, daß im Deutschen Reich das Durchschnittseinkommen größer ist als in der Französischen Republik.

Hätten wir trotzdem nicht Anlaß, uns des Erreichten zu freuen? Eigentlich sollte man nicht immer wieder zu der eidesstattlichen Betheuerung gezwungen sein, daß eine Kritik nicht aus Nörglerabsicht zu kommen braucht. Doch 's ist mal bei uns so Sitte; und deshalb muß ich betonen, daß sich Respekt vor der gewaltigen wirthschaftlichen Gesammtleistung des deutschen Volkes in den letzten Jahrzehnten durchaus mit dem Wunsch vereinen läßt, von den Segnungen unserer materiellen Kultur künftig der Gesammtheit einen noch größeren Theil zu sichern. Helfferich nimmt Schein für Wirklichkeit, wenn er aus Gegenüberstellungen, nach denen für das Jahr 1896 das Durchschnittseinkommen auf den Kopf etwa 410 und für 1912 etwa 555 Mark betrug und die Kohlenarbeiterlöhne in den Oberbergamtsbezirken Dortmund und Oberschlesien von 863 und 516 Mark (im Jahr 1888) auf 1586 und 1053 Mark (1912) gestiegen sind, auf eine der absoluten ent-

Go gle

sprechende relative Einkommenssteigerung schließt. Statistische Angaben über Löhne dürfen nicht gar so dürftig sein. Daß die Löhne im Oberbergamtsbezirk Dortmund in diesem Vierteljahrhundert sehr verschieden waren (sie stiegen im Oberbergamtsbezirk Dortmund von 863 Mark im Jahr 1888 auf 1086 im Jahr 1891, fielen auf 946 im Jahr 1893, stiegen auf 1332 im Jahr 1900, fielen wieder auf 1131 im Jahr 1902 und hatten 1907 mit 1562 fast ihren jetzigen Stand erreicht) und daß sie deshalb keinen Beweis für eine stetige Wohlstandssteigerung bieten, sei nur nebenbei erwähnt. Aber war die Steigerung der gewerblichen Löhne im letzten Vierteljahrhundert überhaupt so ungeheuer? Die von Dr. R. Kuczynski, dem Direktor des schöneberger Statistischen Amtes, 1909 veröffentlichte Arbeit über die „Entwickelung der gewerblichen Löhne seit der Begründung des Deutschen Reiches" reicht zwar in den meisten Angaben nur bis 1906; aber selbst wenn wir zu Stichproben die Löhne solcher Arbeiter benutzen, bei denen besonders günstige Verhältnisse vorausgesetzt werden können (Krupp; Buchdruckereigehilfen), dürfen wir nur annehmen, daß die gewerblichen Löhne seit 1888 um fünfundzwanzig Prozent gestiegen sind.

Muß man Sachverständiger sein, um zu begreifen, daß aus dem Steigen der Löhne auf eine verbesserte Lebenshaltung der großen Masse noch nicht geschlossen werden darf? Kommt in der Steigerung am Ende nicht nur die Thatsache zum Ausdruck, daß das Leben beträchtlich theurer geworden ist? Für Helfferich giebt es diese Frage nicht. Das ganze, höchst wichtige Moment der Theuerung, die Frage, wie sich das durchschnittliche Auskommen zum durchschnittlichen Einkommen verhält, wird von ihm nicht beachtet. Und doch giebt es zu deren Prüfung jetzt Grundlagen, die vor Kurzem noch fehlten. Das Kaiserlich Statistische Amt (Abtheilung für Arbeiterstatistik) ließ die Wirthschaftrechnungen ärmerer Familien im Deutschen Reich durcharbeiten und hat das Ergebniß im Jahr 1909 veröffentlicht; 852 Haushaltungbücher von Arbeitern, Lehrern, Beamten und Privatangestellten aus dem Jahr 1907 waren geprüft worden. Das Einkommen der Familien betrug zwischen 1200 und 5000 Mark; im Durchschnitt 2192,08 Mark. Da handelte sichs also um eine Schicht, deren Einkommen nach Helfferich besonders stark zugenommen hat. Von den Ausgaben entfallen durchschnittlich auf Nahrung- und Genußmittel 45,5, auf Kleidung, Wäsche, Reinigung 12,6, auf Wohnung und Haushalt 18, auf Heizung und Beleuchtung 4,1 und auf „Sonstiges" 19,8 Prozent. Das sind Zahlen, deren Sprache nicht mißzuverstehen ist. Zur Erläuterung mag noch gesagt werden, daß

Go gle

der relative Antheil, den Nahrung- und Genußmittel, Heizung und Beleuchtung im Budget des kleinen Mannes haben, um so größer wird, je geringer das Einkommen ist, daß aber der relative Antheil für Kleidung, Wäsche, Reinigung und „Sonstiges“ mit steigendem Einkommen auch steigt, während Aufwendungen für Wohnung und Haushalt innerhalb der beobachteten Privatwirthschaften ungefähr überall den selben Bruchtheil des Gesammteinkommens fordern. Auch hier braucht man nicht besonderen Sachverstand, um einzusehen, daß erst die Vorfrage beantwortet werden muß: Sind die Preise der wichtigsten Mittel des täglichen Bedarfes gestiegen, gefallen oder unverändert geblieben? Erst dann könnten wir endgiltig feststellen, ob von einer verbesserten Lebenshaltung, mit der sich Staat machen läßt, geredet werden darf. Diese Preise sind beträchtlich gestiegen. Das wissen wir auch ohne Statistik. Bei den verschiedenen Fleischsorten beträgt die Preissteigerung in den letzten fünfzehn Jahren 40 bis 70, bei Weizen 25, Roggen 40, bei Kartoffeln 70 Prozent. Und Butter? Und Schmalz? Bei den Ausgaben für Wohnung und Haushalt, für die uns ausreichende Ziffern fehlen, dürfte es kaum anders sein. Eben so bei den Ausgaben für Heizung und Beleuchtung, für die man sich, wenigstens zum Theil, wieder auf die Preisstatistik berufen kann. Billiger sind nur ganz wenige Nahrung- und Genußmittel geworden; und daß die große Masse der Bevölkerung sich heute wohlfeiler als ehedem kleidet, soll nicht bestritten werden.

Da in den zuvor genannten Hauptbedürfnissen, zu deren Befriedigung das Einkommen dient, Kleidung, Wäsche, Reinigung nur 12,6 Prozent ausmachen und da wir keinen Anlaß zu dem Glauben haben, das „Sonstige“ sei billiger geworden, so ergiebt sich, daß die gestiegenen Preise den Löwenantheil des Mehreinkommens aufzehren. Damit stimmt das Ergebniß aus richtig gedeuteten Verbrauchsberechnungen überein. Die verbesserte Lebenshaltung müßte sich zunächst doch in der Zunahme des Verbrauches von Luxusartikeln des kleinen Mannes zeigen. Davon ist aber während der letzten zwanzig Jahre bei Tabak, Bier und Branntwein nichts zu merken. (Daß die Abnahme des Branntweinkonsums erfreulich ist, hat hiermit nichts zu thun.) Da nun aber auch kaum mehr Thee und Kaffee verbraucht worden ist und von der Steigerung des Kakaokonsums nicht allzu viel auf die Minderbemittelten entfallen wird, so bleibt als Aktivposten eigentlich nur die Zunahme des Verbrauches von Zucker und Südfrüchten; der Konsum von Reis nimmt leise, der von Heringen beträchtlich ab.

Google

Man braucht also kein Mißvergnügter zu sein, um Jedem zu rathen, er solle sich von dem Jubiläumsfeuerwerk nicht blenden lassen.

Da es hier hauptsächlich auf die praktischen Nutzanwendungen ankommt, die sich aus solchen Berechnungen ergeben, ist es nicht nöthig, sich bei der Nachprüfung der Volksvermögensbilanz eben so lange aufzuhalten. Der Werth der dabei zu erlangenden Ergebnisse wird stets zweifelhaft sein. Mögen noch so viele Milliarden herauskommen: zum Leben der Volksmasse, zu deren wirthschaftlichen Nöthen und Hoffnungen lassen sie sich nur schwer in Beziehung bringen. Wird Das nicht vergessen, dann darf zugegeben werden, daß die 300 Milliarden, auf die Helfferich bei seinen Schätzungen kommt, vermuthlich nur einen Bruchtheil des deutschen Volksvermögens bilden. Der für den Wehrbeitrag angelegte Vermögenskataster kann allerlei Ueberraschungen bringen. Noch aber wissen wir nicht, ob eine der wichtigsten Positionen des Volksvermögens in der Höhe, auf die sie geschätzt wird, als Aktivum zu gelten hat. Die Werthsteigerung des Bodens hat ja das Meiste zur Vermehrung des Volksvermögens beigetragen; man schätzt den Werth des städtischen Bodens heute auf 30 bis 50 Milliarden. Aber dem kapitalisirten Ertrag, in dem sich das Vermögen der Hauseigenthümer offenbart, steht die Belastung des Einkommens der Hausbewohner durch Miethe gegenüber. Und wenn daher auch der Besitzer städtischen Bodens privatwirthschaftlich jeden Werthzuwachs angenehm empfindet, so bleibt doch die Frage (die natürlich bei einer nur durch den Monopolcharakter des Bodens bedingten Werthsteigerung des ländlichen Besitzes eben so angebracht ist), ob auch das Volksvermögen davon profitirt.

Die Bestandtheile des deutschen Volksvermögens lassen sich mit denen Englands, das in der ganzen Welt erntet, der Vereinigten Staaten und Rußlands, die weiträumige, vielfach noch unentwickelte Gebiete besitzen, kaum ohne Weiteres vergleichen; nicht einmal mit denen Frankreichs, das in seinen Ersparnissen einen Reichthum von gestern, in seinen Kolonien einen von morgen hat. Deutschland gleicht einem blühenden, aussichtreichen Unternehmen, dessen Geschäftsinhaber durch Fleiß, Energie und Intelligenz vorwärts gekommen sind, dessen Betriebskapital und Reserven aber noch auf lange hinaus der Kräftigung bedürfen, weil man mit den allerbescheidensten Mitteln angefangen und später zu wenig zurückgelegt hat. Damit soll nicht gesagt sein, daß man in Deutschland zu flott lebt. Wir geben zu viel aus, weil die Gesammtunkosten des volkswirthschaftlichen Betriebes zu groß sind. Deutschlands Reichthum steigt und sinkt mit der Arbeitleistung des

Go gle

deutschen Volkes. Diese Leistung ist im Verlauf der Entwickelung im Werth gestiegen; aber die Lebenshaltung ist auch um fast eben so viel theurer geworden. Deutschland wird zu wirklichem Reichthum erst gelangen, wenn die Leiter unserer Wirthschaftpolitik einsehen, daß Zunahme des Volkseinkommens und Vertheuerung der Lebenshaltung zu einander nicht im Verhältniß unabänderlicher und gottgewollter Abhängigkeiten stehen.

Nach der Niederschrift dieser Gedanken war in der Oeffentlichkeit mehrfach von Deutschlands Reichthum die Rede und auch an neuem Thatsachenmaterial, das für diesen Reichthum zeugen soll, fehlt es nicht. All Das vermag jedoch meine Grundüberzeugung nicht zu ändern. Die Aussprache im Reichstag und die Erörterungen, die sich daran knüpften, treffen den Kern der Sache nicht; denn es handelt sich nicht um den wirthschaftlichen Aufschwung Deutschlands, den Niemand bestreitet und der sich, nebenbei bemerkt, während einer Zeitspanne vollzogen hat, die sowohl die bewährte wie auch die nicht bewährte Wirthschaftpolitik umfaßt. Steinmann-Buchers „Wehrbeitrag“ („Das reiche Deutschland“, bei L. Simion erschienen) aber stiftet zwar zu den 300 Milliarden, auf die Helfferich das deutsche Volksvermögen bewerthet, noch 76 bis 97 Milliarden; doch ich fürchte, daß auch hier nur mit Zahlen gespielt wird. Freilich ist die Grundlage der Zahlen und Berechnungen bei Steinmann-Bucher solider als bei Helfferich. Aber ein paar Milliarden mehr oder weniger: der Aktivposten „Grund und Boden“ macht jede Bilanz des Volksvermögens undurchsichtig; und die Vergleiche mit England, Frankreich und den Vereinigten Staaten beweisen nichts, weil man Unvergleichbares neben einander stellt. Bei Steinmann-Bucher ist übrigens die Kritik der Zahlen noch nicht so wichtig wie der Blick auf die Tendenz der Veröffentlichung. Mit einigem Staunen wird man bemerken, daß Steinmann-Bucher sich des reichen Deutschlands nicht so ganz von Herzen zu freuen vermag. Die Beziehungen, die seiner Meinung nach zwischen der Zunahme des Wohlstandes und dem Wachsen der „demokratischen Gefahr“ bestehen, sind mir nicht klar; ich verstehe aber, daß sein Ideal ein reiches Deutschland ist, in dem es so ärmlich zuginge wie anno dazumal. Das ist Geschmacksache. Ich würde von dem berechtigten Streben eines tüchtigen Volkes nach Verbesserung seiner Lebenshaltung nicht als von „zügelloser Begehrlichkeit der Massen“ reden.

Dr. Leon Zeitlin.

Google

# Zinsgarantie.

Die Wege, die vom wirthschaftlichen Projekt zur Geldquelle führen, sind nur selten asphaltirt. Aber noch vor wenigen Monaten galt als sicher, daß die Ausgabe neuer Industriepapiere auf dem Geldmarkt kein Hinderniß finden werde. Resultat: Vorzugsaktien mit fester und Obligationen mit hoher Verzinsung. Der offizielle Zinsfuß hat gewechselt; sonst blieb Alles beim Alten. Nur will die Industrie weder die Ablösung ihrer Bankschuld noch die Auffüllung ihrer Kassen lange hinausschieben. Der Kreditgeber denkt auch lieber an Konsortialgewinne als an die Kürzung der Zinsen. Aber es sieht nicht so aus, als solle ein neues Zeitalter anbrechen. Im Hochofen- und Zechenrevier werden die Kapitalien gestreckt, so lange es geht; doch man sucht auch neues Geld zu fördern. Aumetz-Friede ist mit seiner Anleihe im Reinen (20 Millionen Francs zu 5 Prozent). Nun wartet man auf Deutsch-Lux und Hoesch. Die Rombacher Hüttenwerke, die in Lothringen (Rombach, Maizières, Sainte Marie-aux-Chênes, Montois) ansässig sind, haben große Erzfelder, aus denen ihre Hochöfen gespeist werden. Aber ihre Kohlenbergwerke sind noch unerschlossen. Sie fruchtbar zu machen, würde Zeit und Geld kosten. Ohne die Nothwendigkeit sofortigen Kapitalaufwandes eigene, der Kontrole und der Preispolitik des Syndikates entzogene Kohle zu bekommen, war nur auf einem Weg möglich. Rombach pachtet die bekannte Zeche Concordia in Oberhausen auf dreißig Jahre, mit dem Recht, sie nach dem Ablauf des zehnten, mit der Verpflichtung, sie nach dem Ablauf des dreißigsten Jahres ganz zu übernehmen. Die Concordia scheidet also endlich aus dem Bereich der Fusiongerüchte. Sie produzirt mehr als 1½ Millionen Tonnen Kohle und rund 550 000 Tonnen Koks. Das ist für Rombach ein beträchtlicher Zuwachs; freilich ist die Zeche durch einige Hundert Kilometer von der Hütte getrennt.

Die Reinen Zechen, deren Situation durch die Politik der großen Universalwerke nicht besser wird, sehen eine Genossin nach der anderen aus ihren Reihen scheiden. Concordia ist im Kohlensyndikat mit einer Quote von 1½ Millionen Tonnen für Kohle und von 471 000 Tonnen für Koks betheiligt. Ihre Produkte, die früher auf den Markt kamen, gehören nun den Rombachern. Der Kampf um das Schicksal des Syndikates wird durch die Vermehrung der abhängigen Zechen immer schwieriger. Am zwanzigsten Februar trat Emil Kirdorf vom Vorsitz im Erneuerung-Ausschuß zurück, nachdem die Versammlung der Zechenbesitzer den neuen Vertragsentwurf abgelehnt hatte. Das war ein Todesurtheil mit bedingter Vollstreckung. Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat endet aber nach dem Vertrag erst mit dem Kalenderjahr 1915. An Zeit zur Vorbereitung des neuen Vertrages fehlts also nicht. Und der Parteien Gunst ist dem Syndikat ausdrücklich bestätigt worden. Das preußische Abgeordnetenhaus hat ihm sein Vertrauen votirt; nur die Sozialdemokraten möchten es durch ein Staatsmonopol ersetzen. Der preußische Handelsminister deutete nicht an, daß

Google

auch er das Kohlensyndikat als rocher de bronze betrachte; er „hält die Erneuerung im Allgemeinen für wünschenswerth, jedoch nur für den Fall, daß die Konsumenten gegen eine zu starke Ausnutzung geschützt werden. Die Entscheidung über den Beitritt des Fiskus hängt nicht nur von angemessenen Bedingungen, sondern auch von der Bürgschaft für genügende Wahrung der allgemeinen Interessen ab". Daraus kann selbst der Optimist kein Versprechen machen; die Betheiligten aber wissen, daß sie erst den Strauß unter einander auszufechten haben, ehe der Staat zum Palaver kommt. Mit blankem Schwert wird er nicht erscheinen. Die Kalispuren schrecken; und im Kohlengebiet wäre der Kampf gegen die Mächte der Produzenten noch viel gefährlicher.

Der Vertrag mit Rombach bringt den Aktionären der Concordia eine Aktie mit garantirter Dividende. Die wird sonst nur bei Vorzugsaktien verbürgt; und da geht sie über 6 Prozent nicht hinaus. Man wählt diese Form niedrig verzinslicher Aktien manchmal aus taktischen Gründen. Ein Beispiel aus jüngster Zeit liefert die Bergbaugesellschaft Ilse, deren Aktie zu den höchstnotirten Papieren des berliner Kurszettels gehört. Das Stammkapital betrug zehn Millionen. Nun sollen fünf Millionen sechsprozentiger Vorzugsaktien ausgegeben werden; mit dem selben Stimmenverhältniß, das die zehn Millionen haben. Eine Aktie zu 500 wird einer zu 1000 Mark gleichgestellt. Aktien mit 6 Prozent haben an sich keinen besonderen Reiz; und hier wird der Besitzwechsel noch dadurch erschwert, daß Stücke unter 1000 Mark Namensaktien, also nicht ganz bequem übertragbar sind. Die neuen Aktien sollen eben im Besitz der herrschenden Gruppe bleiben, die sich dadurch, ohne großen Geldaufwand, die unbedingte und unbezwingbare Majorität sichert. Die Stammaktien sind im allgemeinen Verkehr. Um eine Mehrheit zu bekommen, muß man viel ausgeben; denn jede Aktie kostet 5070 Mark und die einfache Mehrheit der Stammaktien 25 Millionen; die Vorzugsaktien schaffen für 5 Millionen jedes notwendige Stimmenübergewicht. Zu dieser Gattung festverzinslicher Aktien gehören die Concordiawerthe nicht. Sie bleiben Stammaktien, behalten ihren hohen Kurs (360) und die Gewähr fetter Dividende (in den letzten fünfzehn Jahren gabs im Durchschnitt 17 Prozent). Rombach wird für die ersten fünf Jahre des Pachtvertrages je 21, im nächsten Vierteljahrhundert dann je 22 Prozent Dividende an die Concordia-Aktionäre zahlen; mindestens 4½ Prozent mehr, als im Durchschnitt seit 1900 gezahlt wurde. Außerdem nimmt Rombach allein die Gefahr der Konjunkturschwankungen auf sich; der Concordia ist in jedem Fall ihre hohe Dividende gewiß. Wer die Aktie zu 360 Prozent gekauft hat, erwirbt die Anwartschaft auf einen sicheren Kapitalgewinn von 15 Prozent, der entweder nach zehn oder nach dreißig Jahren fällig wird. Für die Rombacher Hütte, deren Dividende im Durchschnitt der letzten zehn Jahre nur 9,9 Prozent betrug, muß sich der neue Aufwand als Ertrag aus der Verbilligung des Kohlenbezuges ergeben. Sonst hätte das Geschäft keinen Zweck. Rombach muß an Ausgaben mindestens so viel sparen, wie es für die Con-

Google

cordiadividende aufzubringen hat; und die eigene Dividende kann erst steigen, wenn ein Ueberschuß von Kohlen und Koks aus dem Concordiabesitz gewonnen und verkauft worden ist. Darauf wird zuversichtlich gehofft. Rombach arbeitet mit 50 Millionen Mark Aktienkapital und 22 Millionen Anleihen. Seine Unkosten sind hoch, da allein die Armee zu entlohnender Arbeiter 7000 Mann umfaßt. Aber der Segen der Unabhängigkeit scheint nicht zu theuer erkauft.

Welche Möglichkeiten sich daraus ergeben, lehrt die Entwickelung von Gelsenkirchen. Dieses Riesenwerk überraschte seine Aktionäre mit einer Dividendenerhöhung von 10 auf 11 Prozent. Um sich dazu, mit 180 Millionen Mark Aktienkapital, in einer Zeit verschlechterter Konjunktur, zu entschließen, muß man seiner Sache sicher sein. Gelsenkirchen verzeichnet einen Bruttogewinn von 66,6 Millionen (58,07). Nicht viel weniger, als der Rohgewinn der Deutschen Bank beträgt. Nur die Firma Krupp hat einen noch größeren Gewinn ausgewiesen. An öffentlichen Lasten hat Gelsenkirchen fast 11 Millionen zu tragen. Seine beste Chance ist die bis zur feinsten Verästelung durchgeführte Anlage des Betriebes. Ein klassisches Beispiel für den Nutzen des „gemischten Systems“. Da aber endet der Geldbedarf nie. Jeder technische Fortschritt fordert neue Mittel. Stimmt die Rechnung, so muß mit der Breite des Fundaments auch die des Ertrages wachsen.

Fast noch hungriger als die Montanindustrie ist die Elektrotechnik; und sie hat sich in der Fülle ihrer Geldgeschäfte an den Ausnahmetyp schon gewöhnt. Die einfache Aktie wird nur da genommen, wo die Hauptgesellschaft von einem Mitglied des Concerns gespeist werden soll; sonst: Obligation. Einen neuen Weg wählte die AEG; im vorigen Jahr erhöhte sie ihr Aktienkapital (um 25) auf 155 Millionen und gab 30 Millionen fünfprozentiger Obligationen aus, die den ersten Bedarf für die neue Schnellbahn Gesundbrunnen-Neukölln decken sollten. Im Auftrag der „AEG-Schnellbahn-Aktien-Gesellschaft“, die den Betrieb leiten wird, baut die AEG die Bahn. Die neue Gesellschaft hat ein Aktienkapital von 22½ Millionen 4½prozentiger Vorzugsaktien und 20 Millionen Stammaktien und ist berechtigt, 42½ Millionen vierprozentiger Obligationen auszugeben, für deren Verzinsung und Amortisation die Stadt Berlin bürgt. Das besondere Merkmal dieser Effektenproduktion besteht darin, daß die AEG die Aktien der Schnellbahngesellschaft finanziren läßt, ehe ein betriebsfähiges Objekt sichtbar ist. Da die AEG hinter den neuen Papieren steht, ist der Mangel der Rentabilität bei den Stammaktien ausgeglichen; und die Vorzugsaktien haben ihre feste Verzinsung, für welche die AEG auf zehn Jahre einen Zuschlag von ½ Prozent gewährt. Dadurch erhöht sich bei den 22½ Millionen der Zinscoupon auf 5 Prozent. Diese Aufbesserung, die den Absatz beschleunigen soll, kostet die AEG mehr als eine Million. Die berliner Zulassungstelle hat den neuen Aktien den Weg in den Kurszettel geöffnet und die 22½ Millionen fünfprozentiger Vorzugsaktien waren blitzschnell untergebracht. Die Ausgaben für das erste Baujahr werden auf 18 bis 20 Millionen ge-

Google

schätzt, aus dem Aktienverkauf aber mehr als 42 Millionen erlöst, so daß schon ein reichlicher Ueberschuß bleibt. Man sieht, daß die Finanztaktik der A E G nicht auf große Athempausen eingestellt ist. Das Wachsthum des Geldbedarfes bei steigendem Umsatz ist eine bekannte Größe; die unbekannte ist: die Bereitwilligkeit des Geldmarktes. Um ihrer sicher zu sein, hat der Kluge neue Lockmittel erfunden. Ladon.

# Ein Brief.

Wer bahnt uns einen deutschen Weg? So fragt in den „Germanischen Lehren aus Amerika“ (im ersten Märzheft der „Zukunft“) der Diplom-Ingenieur Wichard von Moellendorff. Die Antwort finden wir, wenn wir uns klar machen, wie die Grundlagen waren, die Taylor ermöglichten, seinen Gedanken zu erfassen und durchzuführen.

Die Hauptgrundlage war die in Nordamerika durchgeführte Arbeitstheilung, und zwar die Teilung der Arbeitprozesse selbst, die früher als Arbeiteinheit angesehen wurden, verbunden mit der Schaffung von Normalien und der Einführung von Hilfmitteln aus dem Arbeitbureau. Vor der genügenden Auftrennung der Arbeitprozesse stand der Techniker einer, so zu sagen, formlosen Arbeitmasse gegenüber; je weiter diese Auftrennung fortschritt, desto mehr ergab sie Bausteine, die auf der Grundlage von Normalien zu einem neuen Arbeitprozesse zusammengefügt wurden. Das waren die Vorbedingungen für die Durchführung von Taylors Gedanken der Auftrennung der anscheinend unauftrennbaren Einheit der Arbeit des einzelnen Menschen.

Wer soll nun einen deutschen Weg bahnen? Alle, die die in Deutschland üblichen Arbeitprozesse in die einzelnen Phasen zerlegen, die Normalien ausarbeiten und mit den erhaltenen Ergebnissen neue Arbeitmethoden erfinden und zusammenstellen. Wer beschäftigt sich in Deutschland mit dieser Arbeit? Beinahe Jeder, der in Fabrik oder Bureau den Zwang fühlt. Und Deren giebt es Tausende; denn jeder Betrieb kommt früher oder später auf den Punkt, wo die Uebersicht verloren geht, wo die Arbeitkraft nicht mehr ausreicht, um Alles zu kontroliren, und wo die Konkurrenz zwingt, auf bessere und wohlfeilere Methoden zu sinnen. Die Haupthindernisse liegen in der menschlichen Natur und in der Entwickelung der deutschen Arbeit in den letzten Jahrzehnten. Wer in seinen besten, von der Arbeit ausgefüllten Jahren seine Fabrik, sein Geschäft hochgebracht hat, glaubt oft, nicht die Zeit zu haben, oder hat nicht mehr die Spannkraft, diese Gedanken zu verwirklichen, auch wenn er sie erkannt hat. Kommt ein Betrieb an den Scheideweg der Ueberlastung der Dirigirenden, so sucht der Eine den Geschäftszweck durch die Anstellung eines größeren Personals zu erreichen; er sucht Spezialisten und macht die Sache nur noch schlimmer.

Google

Der Andere sucht Normalien und findet sie; zerlegt die Arbeitprozesse und baut die zu leistende Arbeit nach neuen Grundsätzen auf. Oft werden beide Methoden gemischt. Abgesehen von den Erfahrungen, die der Einzelne, durch die Noth getrieben, macht, giebt es aber eine Anzahl tüchtiger, arbeitfroher Männer, die die Erfahrungsgrundsätze kennen, die bei dieser Auftrennung, Erfindung von Normalien, beim Neuaufbau des Arbeitprozesses zu Grunde gelegt werden müssen; Erfahrungsgrundsätze, die durch die meisten Wirrnisse solcher Neuorganisation, in der Technik wie in der Verwaltung, hindurchführen. In der Verwaltung ist Nordamerika schon überholt, und zwar in der Buchhaltung. Jeder Kaufmann kennt die Erleichterung, welche die Einführung der sogenannten amerikanischen Buchhaltung gebracht hat; sie ist aber weit überholt durch die Einführung der modernen, sich selbst kontrolirenden (Moment-) Buchhaltung.

Da jeder Kaufmann, jeder Techniker, der mit seiner Arbeit verwachsen ist, wie nur der Deutsche mit ihr verwachsen sein kann, die Nothwendigkeit einer Organisation (Ordnung auf Grundlage von Normalien) fühlt, so steigen die Aussichten für Jeden, der die Erfahrungsgrundsätze kennt, die einer Organisation zu Grunde zu legen sind; jeder nach den neu erkannten Grundsätzen neu aufgebaute Betrieb schafft Leute, die sich diese Prinzipien zu eigen machen, sich darauf einschulen und für weitere Organisationen verfügbar werden.

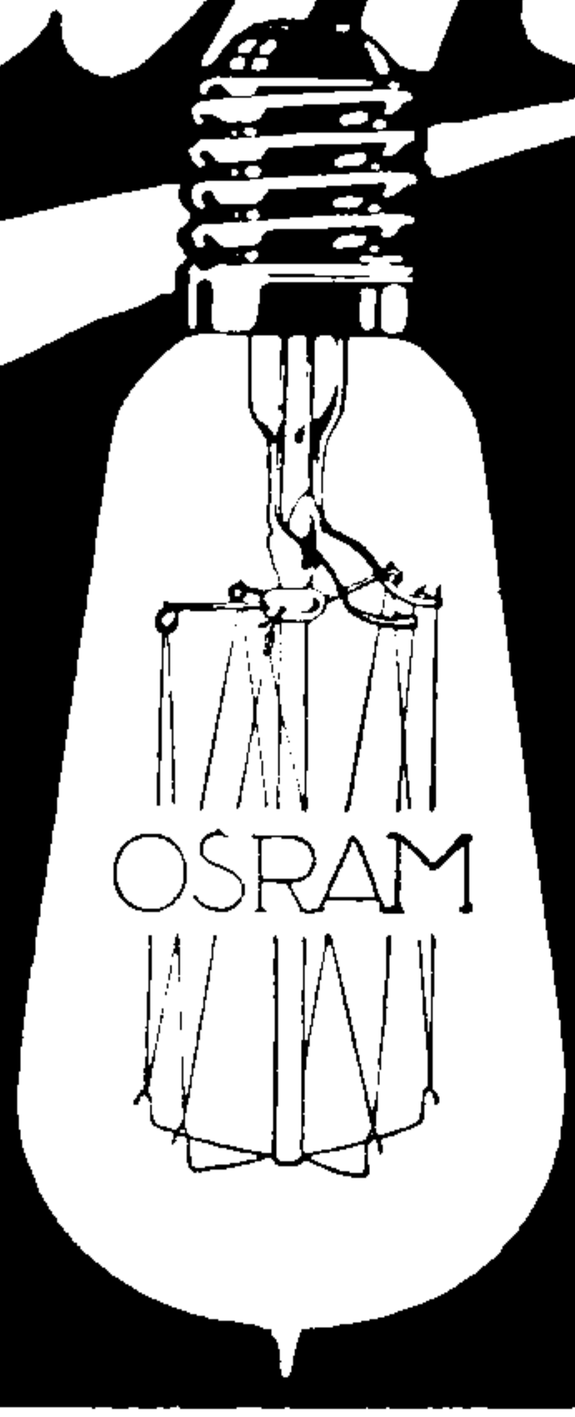
Jeder auf diese Weise neu organisirte Betrieb zwingt die Konkurrenz, sich deren Vortheile anzueignen. Jede Neuorganisirung eines Betriebes bringt den (meist nicht beabsichtigten) Erfolg, tauglichere Kräfte an den richtigen Platz zu stellen, die dann nicht mehr durch den Ballast dumpfer, mechanischer, immer wiederkehrender Arbeit behindert sind, und die untauglichen und halbtauglichen aus Posten zu verdrängen, denen sie nicht gewachsen sind. Auf dieser Grundlage ist zu erreichen: Ordnung, die in allen regelmäßig wiederkehrenden Fällen genau vorgezeichnet ist und die nachkontrolirt werden kann; Erweckung des Pflichtgefühls der maschinenmäßig Arbeitenden durch die vorgezeichnete Ordnung, der Kontrole ohne persönlichen Druck von oben herab; der Intelligenten, weil sie ihre Fähigkeiten anwenden können, als tauglich erkannt werden und aus dem Zwang der Noth heraus auf die ihnen zukommenden Posten gestellt werden. In einem größeren Betrieb wird es keine gescheiten und keine dummen Angestellten mehr geben, sondern Leute, die von der Direktion auf den Posten gestellt werden, der für sie paßt. Ferner ist zu erreichen: Gebundenheit durch die eingeführte Ordnung; Freiheit in den Entschließungen für die Dirigirenden durch die Entlastung von überflüssigem Ballast, Uebersichtlichkeit und Durchsichtigkeit des Betriebes; Gerechtigkeit, weil Keiner so thun kann, als ob er Etwas thue, sondern Jedes Leistungen erkannt und nach richtigem Maßstab gewürdigt werden können.

Antwerpen. Emil Zeller.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

# Osram




# Drahtfest

*Elektrisches Osram-Licht*

*erweist sich überall als unentbehrlich: ob Wohn-, Geschäfts- oder Arbeitsräume, ob Innen- oder Außenbeleuchtung, immer bewähren sich Osram-Drahtlampen aufs beste!*

*Auergesellschaft, Berlin O. 17.*

# LÖWEN-BIERE

**sind auf der Höhe!**

Export nach allen Weltteilen.

**Löwen-Urgold** :: in Kannen :: Siphons, Flaschen

**überall käuflich**

oder bei der

Löwen-Brauerei A.-G.

Berlin N., Fernspr. Norden 10370 10373.

Conditorei
**Kranzler**
**NEU!**
**Nach dem Theater**
**Kalte Platten.**
Chocolade
Thee etc.

Unter den Linden 25
Kranzler-Ecke.

Restaurant
**Kranzler**
**Dèjeuner M 3,75-**
Getränke nach Wahl inbegriffen
à la carte Grill
Intime Abend-Musik


Google

# Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

## Kleines Theater.

Heute 8 Uhr:

**Halloh!**

**Morgen** und folgende Tage, 8 Uhr:
**Halloh!**

## Metropol-Theater.

**Abends 8 Uhr:**

**Die Reise um die Erde in 40 Tagen**

Grosses Ausstattungsstück mit Gesang und Tanz in 19 Bildern, mit vollständig freier Benutzung des Jules Verne'schen Romanes von Julius Freund.
Musik von Jean Gilbert.
In Szene gesetzt von Direktor Richard Schultz.

## Victoria-Café

**Unter den Linden 46**
**Vornehmes Café der Residenz**
**Kalte und warme Küche.**

## Thalia-Theater

**Die Tango-Prinzessin.**

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten von J. Kren und C. Kraatz. Gesangstexte von Alfr. Schönfeld.
:-: **Musik von Jean Gilbert.** :-:

## Admiralspalast

**am Bahnhof Friedrichstrasse**

**Eis-Arena**
Allabendlich:
**Kunstlauf-Produktionen**
**Prunkvolle Eis-Ballets**
**Admirals-Theater**

**Admirals-Bad**
**Tag und Nacht :: geöffnet ::**
**Herren- und Damen-Abteilung**
**Luxus-Bäder**
stets abwechslungsr. interess. Programm.


In jedem Haushalt sollten nur Schloßbrön-Flockenbinden angefeuchtet verwendet werden. Schützt vor Ansteckung! Die Qualität ist hervorragend!

## BAD ELSTER

**Kgl. Sächs. Eisen-, Moor- und Mineralbad mit Emanatorium, berühmter Glaubersalzquelle. Mediko-mech. Institut, Einrichtungen für Hydrotherapie usw. Grosses Luftbad mit Schwimmteichen.**

500 m ü. d. M., gegen Winde geschützt, **inmitten ausgedehnter Waldungen** und Park anlagen, a. d. Linie Leipzig-Eger. Besucherzahl ständig wachsend, z. Zt. 17-18 000. Saison: 1. Mai bis 30. September, dann **Winterbetrieb.** 18 Aerzte, 2 Aerztinnen.

**Elster hat hervorragende Erfolge**

bei **Frauenkrankheiten,** allgemeinen **Schwächezuständen, Blutarmut, Bleichsucht, Herzleiden** (Terrainkuren), Erkrankungen der **Verdauungsorgane** (Verstopfung), der Nieren und der Leber (Zuckerkrankheit), **Fettleibigkeit, Gicht** und **Rheumatismus, Nervenleiden,** Lähmungen, Exsudaten zur Nachbehandlung von Verletzungen.

Prospekte und Wohnungsverzeichnis postfrei durch die **Kgl. Badedirektion.**

**Brunnenversand durch die Mohrenapotheke in Dresden.**


Google

# Die Zukunft.

**Berlin, den 28. März 1914.**


## 1864.

Warum wird von der feinen und groben Arbeit, warum von dem gewaltigen Ertrag des Jahres 1864 auf der Hochwacht preußischen Lebens kein Wörtchen gesprochen? Weil die Wächter des Jubilirens müde sind und dem übersatten Magen der Nation nicht eine Halbjahrhundertfeier zumuthen möchten? Keiner glaubts; denn unversiechbar ist, wie der aus dem Venusberg ans Licht sprudelnde, auch dieser Bronnen und nie erlischt das Verlangen nach widerhallendem Festlärm. Den aber hatten wir uns gar nicht erwünscht; nur, von der Höhe her, eindringliche Mahnung zu ernstem Gedenken an die Zeit starken, lenzlich fruchtbaren Vollbringens. Warum hörten wir sie nicht? Weil die Empfindung der Dänen, insbesondere der preußisch gewordenen, nicht gekränkt werden soll? Ohne triftigen Grund wird sie, allzu oft, durch kleinlichen Zwang geärgert. Weil der 1864 überwundene, um seine Erbhoffnung geprellte Mann der Vater der Frau ist, die neben dem Deutschen Kaiser thront? Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg war der Sohn Christians, der wider Dänemark, da es den Elbherzogthümern die weibliche Erbfolge aufzwingen wollte, das Schwert zog, nach mißglückten Versuchen aber seinen Besitz an den Dänenkönig abtrat und sich verpflichtete, mit seiner Familie fern von Dänemark zu leben und gegen dessen Erbordnung nichts zu unternehmen. Friedrich hat mit dem Vater gefochten, gelitten; nach dem Tod Friedrichs des Siebenten von Dänemark sich aber von dem Verzicht losgesagt, die Herzogthümer als sein Eigenthum gefordert und sich Herzog



Google

Friedrich den Achten von Schleswig-Holstein genannt. Daß er, den in Elmshorn die Volksversammlung als Landesherrn anerkannte, niemals die Herrschermacht an sich zu reißen vermochte und sein Widerspruch gegen die Annexion der Herzogthümer ins Leere verhallte, war, gewiß, Bismarcks Schuld. Doch Friedrich selbst, der als bayerischer General à la suite den deutschen Krieg gegen Frankreich mitmachte, hat sich mit den harten Nothwendigkeiten deutschen Einheitwerdens noch abgefunden. Und die Erinnerung an die Tage, die den Glanz des Elternhauses bleichen sahen, kann die deutsche Frau nicht verletzen, die nun Kaiserin heißt und längst gelernt hat, daß dieser Titel niemals wieder aufgelebt wäre, wenn die Scheu vor der Enttäuschung kleiner Dynastenwünsche die Kraft zu kühnem Handeln gelähmt hätte. Oder soll nicht lautgesagt werden, daß der Mann, der zu kühnem Handeln damals den Muth hatte, nicht Zollern hieß, sondern Bismarck? Ganz einsam war er, ohne zuverlässige Stütze. Ganz heimlich hat er den Plan ersonnen, bebrütet; Verkennung, Schmähung, Mißverstand nicht für eines Augenblickes Dauer gefürchtet und die Ausführung, gegen den Willen seines Königs, des Kronprinzen, der Bundestagsmehrheit, gegen eine Welt von Feinden vorbereitet. England wollte den Dänen helfen, Frankreich, zu früh noch für Bismarcks Kalkul, Oesterreich und Preußen in Feindschaft verhetzen; und Rußland stand auf dem Erbanspruch des Hauses Holstein-Gottorp und wollte mit den Herzogthümern das ganze Königreich Dänemark (dessen Unantastbarkeit im Londoner Vertrag von allen Hautes Parties contractantes verbürgt war) seinem Reichsleib eingliedern. Die Vorstellung, im kleinen Preußen könne ein Minister hoffen, dieses Geknäuel großmächtigen Trachtens aus eigener Kraft zu zerreißen, dünkte die Zünftigen nur mitleidigen Lächelns werth. Das wußte Bismarck; und er hat die ungeheure Schwierigkeit des Weges, der ans Ziel führen konnte (nicht: mußte), niemals verkannt. Keiner erfuhr, auch sein König nicht, wohin er wollte. Alle glaubten, zuerst, daß ihm die Sache der Herzogthümer gleichgiltig sei, dann, daß er dem Augustenburger das Bett bereite. Im Sachsenwald hat er mir gesagt: „Wenn ich Talent zur Selbstgefälligkeit hätte, würde ich mir auf die Arbeit von 1863 und 64 Einiges einbilden. Das war, wirklich, nicht leicht. Während ich mich mit den Fortschrittsleuten über Armee- und Verfassungfragen herumschlagen

Google

mußte, hatte ich die beträchtlich höhere Pflicht, den lieben Freunden und getreuen Nachbarn ein reaktionärer Träumer und, nach außen, friedlicher Dutzendminister zu scheinen und zu überlegen, quando, quomodo, quibus auxiliis der erste Schritt auf den Weg zu deutscher Einung unter preußischer Spitze gethan werden könne." Heute noch erkennt der Rückblick in dieser Zeit die größte Leistung des Staatsmannes. Die, an der Alles hing, die Alles ermöglichen, Alles vereiteln konnte; ohne deren Gelingen nicht Königgraetz und nicht Sedan Ereigniß wurde. Warum, noch einmal, wird darüber kein Wörtchen gesprochen? Steht auch unser Gedächtniß unter Kommando? Schaut, auch wenns nicht befohlen, vielleicht gar nicht gewünscht wird, in die Bücher preußisch-deutscher Geschichte; und schöpfet in armer Zeit aus Heldenerlebniß Trost.

## Gegen den Strom.

Herr von Bismarck vertrat das Bestreben, den Deutschen Bund zu Grunde zu richten, um Raum für Preußens Herrschaft zu schaffen, ich das Bestreben, den Bund zu halten. Die Kräfte waren ungleich. Mit ihm ging die ganze neue Zeit und gingen die Staaten, die von Preußen Etwas fürchteten oder wollten, so Holland für Luxemburg, so Dänemark für Holstein; zu mir hielten sich nur Hannover, Sachsen und die Freien Städte. Für Herrn von Bismarck, der durch und durch nur Preuße ist, existirte kein anderer Standpunkt als der des preußischen Interesses. Was darauf keinen Bezug hatte, nahm er allenfalls freundlich und, in seiner Weise, höflich hin; aber er würde, wenn ein Engel vom Himmel herabgestiegen wäre, ihn ohne preußische Kokarde nicht eingelassen haben und würde dagegen dem Satan selbst (zwar mit Verachtung, aber doch) die Hand gereicht haben, wenn dieser Satan dem preußischen Staat ein deutsches Dorf zugeschanzt hätte. Klar wie Macchiavell, war er zu gewandt und zu glatt, um irgendein Mittel zu verschmähen, und man muß ihm zugestehen, daß ihm Halbheit nach jeder Richtung fern lag und daß er jedesmal die ganze und wohlgeordnete Phalanx seiner Mittel ins Feld zu führen verstand. So betrieb er mit unermüdlichem Eifer die Lahmlegung und Herabwürdigung des Bundes; mit großer Gewandtheit und ausgiebiger Benützung der ihm zur Verfügung stehenden Presse wußte er die Schuld daran Oesterreich, das ihm im Wege stand, in die Schuhe zu schieben und



Google

Preußen als den Hort der zeitgemäßen Ideen hinzustellen. Der Beruf Preußens überwältigte ihn so, daß er selbst mit mir die Unerläßlichkeit der Einheit Deutschlands unter Preußen mehrmals besprach. Mir ist überhaupt kein Mann vorgekommen, so abgeschlossen in seinen Ueberzeugungen, so bewußt seines Sollens und und Wollens. Bismarck war der Mann für den Umguß Deutschlands in die neue Form... Graf Rechberg wurde mein Nachfolger (als Oesterreichs Bevollmächtigter am frankfurter Bundestag); ihm gelang es eben so wenig wie früher dem Grafen Thun, sich mit Herrn von Bismarck wenigstens gesellschaftlich auf erträglichem Fuß zu erhalten, was mir, nicht ohne Mühe und größte Selbstverleugnung, doch einigermaßen gelungen war. Herrn von Bismarck fehlte eben gänzlich die Eigenschaft, die Person von der Sache trennen zu können. (Anton Graf Prokesch von Osten, Botschafter und Feldzeugmeister: Notizen aus dem Jahr 1872.)

In der schleswig-holsteinischen Frage stand ich auf dem Boden der Verträge und wirkte für die staatsrechtliche Unabhängigkeit der Herzogthümer. Aus vielen Gründen, schon aus solchen der inneren österreichischen Politik, konnte ich nicht einwilligen, daß nur das Nationalitätenprinzip entscheidend sei. Richtig ist, daß wir vor dem Feldzug nicht bestimmt genug mit Preußen verabredeten, was nach der Eroberung mit den Herzogthümern werden solle. Das kam daher, daß sich die Verhältnisse rascher entwickelten, als ich wünschte. Beim Friedensschluß nahmen wir Dänemark nach Kriegsrecht die beiden Provinzen ab. Ich wirkte dafür, daß Schleswig an Preußen, Holstein an Oesterreich abgetreten werde. So sollte es bis zu einer großen europäischen Verwickelung b eiben, in welcher vermuthlich Oesterreich und Preußen Frankreich gegenüber stehen mußten. Dann ergab sich die Möglichkeit eines Austausches und ich rechnete darauf, daß wir für Holstein wenigstens die Garantie unserer italienischen Provinzen erhalten würden, so daß Venedig dadurch für uns gerettet worden wäre. Wenn Herr von Bismarck eine vollständige diplomatische Erziehung hätte, wäre er einer der ersten Staatsmänner Deutschlands, vielleicht der erste; er ist muthig, fest, hochstrebend, voll Feuer, aber unfähig, eine vorgefaßte Idee, ein Vorurtheil, eine Parteianschauung irgendeinem Grundsatz höherer Ordnung zu opfern; er besitzt keinen praktisch politischen Sinn, er ist ein Parteimann im stärksten Sinn

Go gle

des Wortes und Oesterreich feindsälig gesinnt. Der schreckliche Bismarck ist im Stande, den Rock auszuziehen und selbst auf die Barrikade zu treten. (Graf Johann Bernhard von Rechberg, Präsidialgesandter am Bundestag; vom Mai 1859 bis Ende Oktober 1864 Oesterreichs Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.)

In Frankfurt kam Rechberg einmal zu Bismarck, um ihm eine wiener Depesche zu zeigen, nach der er in der nächsten Sitzung eben so wie Preußen stimmen sollte. Bismarck überflog das Schreiben und gab es mit den Worten zurück: „Hier ist wohl ein Irrthum geschehen.“ Rechberg sah in das Blatt hinein, erschrak, wurde blaß: es war ein vertraulicher Begleitbrief, mit der Weisung, zwar selbst für Preußen zu stimmen, aber Alles zu thun, um das gemeinsame Votum durch die übrigen Gesandten verwerfen zu lassen. Rechberg hatte die beiden Schreiben verwechselt. „Beruhigen Sie sich“, sagte Bismarck; „Sie haben mir den Brief nicht geben wollen, also haben Sie ihn mir nicht gegeben, also ist sein Inhalt mir völlig unbekannt.“ In der That hat er ihn nie nach Berlin berichtet. (Heinrich von Sybel: „Die Begründung des Deutschen Reiches.“) Die Thorheit der bisher leitend gewesenen Bundesglieder zeigt sich meines Erachtens am Deutlichsten darin, daß ihnen die Einigkeit zwischen Wien und Berlin unwillkommen ist, daß sie diese Einigkeit zu lösen hofften. Gelänge ihnen Das, so wäre überhaupt von Deutschland als politischer Einheit und vom Bund nur so lange die Rede, wie Friede ist; mit dem ersten Krieg, bei dem ein deutscher Staat betheiligt wäre, würde dann das Gebäude einstürzen und die Schwächeren jedenfalls sicherer als die Stärkeren unter seinen Trümmern begraben. Schonen wir daher unsere Beziehungen um jeden Preis; durch ihre Pflege und Stärke dienen wir Deutschland, indem wir es gemeinsam beherrschen, nicht gewaltthätig, wie der Protektor den Rheinbund, sondern bundesfreundlich, wie die Ersten unter Unseresgleichen. (Bismarck an Rechberg im Oktober 1864; noch immer in dem Streben, Oesterreich „warm zu halten“.)

Ich gebe Ihnen die Betrachtung vollständig zurück, daß eine „an sich höchst einfache Frage preußischer Politik“ durch den Staub, den die dänische Sache aufrührt, durch die Nebelbilder, welche sich an diese Sache knüpfen, verdunkelt wird. Die Frage ist, ob wir eine Großmacht sind oder ein deutscher Bundesstaat und ob wir, der ersten Eigenschaft entsprechend, monarchisch oder, wie es in der

Go gle

zweiten Eigenschaft allerdings zulässig ist, durch Professoren, Kreisrichter und kleinstädtische Schwätzer zu regiren sind. Die Jagd hinter dem Phantom der Popularität „in Deutschland“, die wir seit den vierziger Jahren betrieben, hat uns unsere Stellung in Deutschland und in Europa gekostet und wir werden sie dadurch nicht wieder gewinnen, daß wir uns vom Strom treiben lassen, in der Meinung, ihn zu lenken, sondern nur dadurch, daß wir fest auf eigenen Füßen stehen und zuerst Großmacht, dann Bundesstaat sind. Das hat Oesterreich zu unserem Schaden stets als richtig für sich anerkannt und es wird sich von der Komoedie, die es mit deutschen Sympathien spielt, nicht aus seinen europäischen Alliancen, wenn es überhaupt solche hat, herausreißen lassen. Gehen wir ihm zu weit, so wird es scheinbar noch eine Weile mitgehen, namentlich mitschreiben, aber die zwanzig Prozent Deutsche, die es in seiner Bevölkerung hat, sind kein in letzter Instanz zwingendes Element, sich von uns wider eigenes Interesse fortreißen zu lassen. Es wird im geeigneten Moment hinter uns zurückbleiben und seine Richtung in die europäische Stellung zu finden wissen, sobald wir diese Stellung aufgeben. Schmerlings Politik, deren Seitenstück Ihnen als Ideal für Preußen vorschwebt, hat ihr Fiasko gemacht. Unsere von Ihnen im Frühjahr sehr lebhaft bekämpfte Politik hat sich in der polnischen Sache bewährt, die Schmerlings bittere Früchte für Oesterreich getragen. Es ist noch nicht dagewesen, daß die wiener Politik in diesem Maße en gros und en détail von Berlin aus geleitet wurde. Dabei sind wir von Frankreich gesucht, Fleury bietet mehr, als der König mag; unsere Stimme hat in London und Petersburg das Gewicht, das ihr seit zwanzig Jahren verloren war; und Das acht Monate, nachdem Sie mir die gefährlichste Isolirung wegen unserer polnischen Politik prophezeiten. Wenn wir jetzt den Großmächten den Rücken drehen, um uns der in dem Netz der Vereinsdemokratie gefangenen Politik der Kleinstaaten in die Arme zu werfen, so wäre Das die elendeste Lage, in die man die Monarchie nach innen und nach außen bringen könnte. Wir würden geschoben, statt zu schieben; wir würden uns auf Elemente stützen, die wir nicht beherrschen und die uns nothwendig feindlich sind, denen wir uns aber auf Gnade und Ungnade zu ergeben hätten. Sie glauben, daß in der „deutschen Oeffentlichen Meinung“, Kammern, Zeitungen und so weiter irgend Etwas steckt, das uns in einer Union- oder

Google

Hegemonie-Politik stützen oder helfen könnte. Ich halte Das für einen radikalen Irrthum, für ein Phantasiegebilde. Unsere Stärkung kann nicht aus Kammern- und Preßpolitik, sondern nur aus waffenmäßiger Großmachtpolitik hervorgehen und wir haben nicht nachhaltiger Kraft genug, um sie in falscher Front und für Phrasen und Augustenburg zu verpuffen. Sie überschätzen die ganze dänische Frage und lassen sich dadurch blenden, daß diese Frage das allgemeine Feldgeschrei der Demokratie geworden ist, die über das Sprachrohr von Presse und Vereinen disponirt und diese an sich mittelmäßige Frage zum Moussiren bringt. Vor zwölf Monaten hieß es zweijährige Dienstzeit, vor acht Monaten Polen, jetzt Schleswig-Holstein. Wie sahen Sie selbst die europäische Lage im Sommer an? Sie fürchteten Gefahren jeder Art für uns und haben in Kissingen kein Hehl gemacht über die Unfähigkeit unserer Politik; sind denn nun diese Gefahren durch den Tod des Königs von Dänemark plötzlich geschwunden und sollen wir jetzt an der Seite von Pfordten, Koburg und Augustenburg, gestützt auf alle Schwätzer und Schwindler der Bewegungpartei, plötzlich stark genug sein, alle vier Großmächte zu brüskiren, und sind diese Mächte plötzlich so gutmüthig oder so machtlos geworden, daß wir uns dreist in jede Verlegenheit stürzen können, ohne Etwas von ihnen zu besorgen zu haben?... Sie sprechen von dem Staatenkomplex von siebenzig Millionen mit einer Million Soldaten, der in kompakter Weise Europa trotzen soll, muthen also Oesterreich ein Aushalten auf Tod und Leben bei einer Politik zu, die Preußen zur Hegemonie führen soll, und trauen doch dem Staate, der fünfunddreißig dieser siebenzig Millionen hat, nicht über den Weg. Ich auch nicht; aber ich finde es für jetzt richtig, Oesterreich bei uns zu haben; ob der Augenblick der Trennung kommt, und von wem, Das werden wir sehen. Sie fragen: Wann in aller Welt sollen wir denn Krieg führen, wozu die Armeereorganisation? Und Ihre eigenen Berichte schildern uns das Bedürfniß Frankreichs, im Frühjahr Krieg zu haben, die Aussicht auf eine Revolution in Galizien daneben. Rußland hat zweihunderttausend Mann über den polnischen Bedarf auf den Beinen und kein Geld zu Phantasie-Rüstungen, muß also muthmaßlich doch auf Krieg gefaßt sein; ich bin es auf Krieg und mit Revolution kombinirt. Sie sagen dann, daß wir uns dem Kriege gar nicht aussetzen; Das vermag ich mit

Google

Ihren eigenen Berichten aus den letzten drei Monaten nicht in Einklang zu bringen. Ich bin dabei in keiner Weise kriegscheu, im Gegenteil, bin auch gleichgiltig gegen Revolutionär oder Konservativ, wie gegen alle Phrasen; Sie werden sich vielleicht sehr bald überzeugen, daß der Krieg auch in meinem Programm liegt; ich halte nur Ihren Weg, dazu zu gelangen, für einen staatsmännisch unrichtigen. Daß Sie dabei im Einverständniß mit Pfordten, Beust, Dalwigk, und wie unsere Gegner alle heißen, sich befinden, macht für mich die Seite, die Sie vertreten, weder zur revolutionären noch zur konservativen, aber nicht zur richtigen für Preußen. Wenn der Bierhaus-Enthusiasmus in London und Paris imponirt, so freut mich Das; es paßt ganz in unseren Kram; deshalb imponirt er mir aber noch nicht und liefert uns im Kampf keinen Schuß und wenig Groschen. (Bismarck, in der Weihnacht 1863, an den Grafen Robert von der Goltz, Preußens Botschafter am pariser Hof; auch ihm entschleiert er das Antlitz noch nicht.)

Ich meine, die preußische Politik hätte einen etwas weiter gehenden Gedanken haben sollen: die Herstellung der Skandinavischen Union. Das ist deutsches Interesse. Das wäre die Politik, die eine wirklich starke Macht am Sund schafft, aber eine Macht, deren Interessen niemals mit den unseren kollidiren können und die immer mit uns sein würde. Der kleine Staat Dänemark kann ohne die Herzogthümer nicht bestehen. Aber man kann nicht sagen, daß Dänemark für seine Existenz Schleswig noch braucht, wenn es in die Skandinavische Union eintritt. Die Politik des Ministerpräsidenten (Herrn von Bismarck) schädigt in gewaltthätiger, in verderblicher Weise die heiligsten Interessen Preußens und Deutschlands. Als der Herr Ministerpräsident in sein Amt eintrat, hatte er noch gewisse Vorstellungen von persönlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit; da wollte er noch eine gewisse Politik, die aus seiner Ueberzeugung kam, machen; da hatte er noch die Erinnerung an Frankfurt und Petersburg, wo er gesehen hatte, daß Preußen und Oesterreich nicht unmittelbar zusammengehen können. Aber mit jedem Tag, den er länger auf seinem Ministerstuhl sitzt, verfällt er mehr in den Bann der Konservativen Partei. Was Anderes hat er denn noch hinter sich als deren Leute? Er hat sich also allmählich selbst verleugnet. Er ist nicht mehr der Mann, wie er hier eingetreten ist, mit dem Gefühl, er werde durch eine energische

Google

äußere Politik Etwas ausrichten. Er ist jetzt dem Bösen verfallen und wird von ihm nicht wieder loskommen. Sie (der Ministerpräsident und die Konservative Partei) sprechen immer von der Großmacht Preußens. Nun, meine Herren, was machen Sie denn mit dieser Großmachtstellung? Sagt man Ihnen: Macht doch einmal große Politik, geht doch einmal energisch vor, dann antworten Sie: Das könnte europäische Verwickelungen geben, da müssen wir zu Haus bleiben. Als der Kaiser Napoleon den Kongreß ausgeschrieben hatte, war Preußen sofort bereit, hinzugehen und sich majorisiren zu lassen. Auch jetzt hat der Ministerpräsident uns besonders darauf hingewiesen, daß Schleswig eine europäische Frage sei, die sich nur international ordnen lasse, und ich denke, er hat uns schon in der Ferne den Kongreß angedeutet. Nach einer Schlacht, in der so und so viel preußisches Blut geflossen ist, wird Herr von Bismarck fragen: „Nun, Großmächte, was werdet Ihr über Schleswig anordnen?“ Er hat eigentlich keine Politik; er stürmt ohne Kompaß in das Meer der äußeren Verwickelungen hinaus, ihm fehlt jedes leitende Prinzip und er hat auch gar keine Ahnung von einer nationalen Politik. Das ist ja eben die Schwäche seiner Position, daß er seiner ganzen Entwickelung nach kein Verständniß für ein nationales Wesen hat, für Das, was aus dem Herzen des Volkes hervorgeht, was aus dem deutschen Volke werden muß, welche Widerstände sich ihm auch entgegenstellen. (Abgeordneter Rudolf Virchow im Preußischen Landtag.)

In Berlin wird der König auf der Straße von den Leuten nicht mehr gegrüßt. Er übernachtet während der Manöver nicht in Frankfurt an der Oder, weil die Stadt abgelehnt hat, zweitausend Thaler für Empfangsfeierlichkeiten zu verwenden. Er fährt jeden Morgen hin und kehrt jeden Abend nach Berlin zurück. Vor dem Schloß sammeln sich immer Leute, um ihn ankommen oder abreisen zu sehen, meist Fremde aus der Provinz, die bei ihrem Besuch in Berlin auch den König sehen wollen. Die sind versucht, den Hut abzunehmen. In der Nähe des Palais treiben sich aber verdächtige, stark nach Branntwein duftende Subjekte herum: Die leiden Das nicht! Sie drohen, Jedem, der sich unterstehen wollte, zu grüßen, den Filz anzutreiben. (September 1863.) Napoleons Thronrede ist höchst bedenklich. Der Kongreß, den er in Paris versammeln will, um als Präsident, als höchste Autorität in Eu-

Google

ropa die Gründung eines neuen europäischen Staatsrechtes einzuleiten! Das ist ein sehr kühner und doch kluger Schachzug, um sich aus der verfahrenen Lage herauszuziehen. Die Krisis, die herannaht, ist gewaltig und wir sind gar nicht vorbereitet, ihr zu widerstehen. Napoleons persönliche Bedürfnisse müssen in einen Krieg führen. Oesterreich wird verlangen, daß auf dem Kongreß über Venetien nicht verhandelt werde; und wir müßten uns ausbedingen, daß der Streit über die deutsch-dänischen Herzogthümer, als eine rein deutsche Angelegenheit, von den Verhandlungen ausgeschlossen bleibe. Geffcken sagt: „Daran denkt Bismarck nicht. Wissen Sie, was er mit der Angelegenheit der Herzogthümer gemacht hat? Er soll die ganze Sache dem kleinen Abeken übergeben und ihm dabei gesagt haben: ‚Machen Sie damit, was Sie wollen; nur sorgen Sie dafür, daß kein Krieg daraus wird.‘“ Das wäre freilich traurig. Der Vertreter Englands hat gesagt, Schleswig müsse stets Dänemarks Besitz bleiben. Der Tod des Dänenkönigs konnte nicht ungelegener kommen. Ich fürchte, die Sache der Herzogthümer wird nun, zum letzten Mal, verdorben, irgendein neues unseliges Protokol zusammengekleistert und Schleswig-Holstein endgiltig für Deutschland verloren. Der Herzog von Koburg hat den Prinzen Friedrich von Holstein-Augustenburg schon als regirenden Herzog von Schleswig-Holstein anerkannt. Das ist keineswegs nur ein excentrischer Streich von ihm. Baden und die sämmtlichen sächsischen Herzogthümer werden das Selbe thun, wahrscheinlich auch Bayern und Oldenburg; also ist Aussicht, daß der Augustenburger vom Bundestag anerkannt wird. Droysen meint, wenn man die Bevölkerung der Herzogthümer, die noch gut deutsch gesinnt ist, auch diesmal im Stich läßt, so giebt sie die Sache verloren und geht mit Sack und Pack in das dänische Lager über; und ist erst das „norddeutsche Elsaß“ verloren, dann folgt auch das „norddeutsche Straßburg“, nämlich Hamburg, das sich, ganz von Dänemark umfaßt, dänischer Herrschaft auf die Länge nicht entziehen kann... Roon (der Kriegsminister) vertraut mir an, daß die Mobilmachung unserer Armee ganz in der Stille eingeleitet, auch unsere gesammte Seemacht bei Danzig vereinigt wird; er sagt: „Ich darf mich nicht durch die Ereignisse überraschen lassen. Die ganze Frage ist eine der Macht, nicht des Rechtes. Und haben wir die Macht? Die süddeutschen Freunde

Google

sind unzuverlässig, die an der Donau so perfid, daß ihnen nicht über den Weg zu trauen ist." (November 1863.) Max Duncker schreibt, es sei zu bedauern, daß keiner der Fürsten, die wir gebeten hatten (Kronprinz Fritz Wilhelm, Fürst von Hohenzollern, Herzog von Koburg), nach Berlin kommen wollte; es hätte entscheidend werden können: denn Bismarck stand zweimal „auf dem Wipp", so daß es nur noch eines geringen Druckes bedurft hätte, um ihn zu beseitigen. In Berlin meinen viele Leute, die Mobilmachung gelte der gefährlichen Begeisterung in Preußen und im ganzen Deutschland für die schleswig-holsteinische Sache. Solches Vertrauen hat man zu unserem Ministerium! Herzog Ernst von Koburg trägt sich unverkennbar mit dem abenteuerlichen Gedanken, er könne, vielleicht schon bei dieser Gelegenheit, Kaiser von Deutschland werden. Ihm ist weder das Schicksal der Herzogthümer noch das Recht Deutschlands an sich die Hauptsache: ihm kommt es vor allen Dingen darauf an, daß er eine glänzende Rolle dabei spielt. Bismarcks Stellung ist wankend geworden. Bernstorff in London und Robert Goltz in Paris sind wüthend über seine Politik, schreiben in diesem Sinn und zeigen die Gefahren dieser Wege. In Berlin geht das Gerücht, Arnim-Boitzenburg werde Premierminister; dann würde Goltz das Auswärtige erhalten. In London tadelt Bernstorff (Preußens Botschafter) Bismarcks ganzes Verfahren; er habe Preußen von dem Bundestag abhängig gemacht und mediatisirt. (Dezember.) Aus Kiel wird mir geschrieben: „Bismarck läßt in London erklären, Preußen und Oesterreich würden in Schleswig einrücken, um durch Schleswig auch Holstein wieder für Dänemark zu gewinnen. Dagegen stellt er dem König, der vom Londoner Protokol los will, vor, der erste Kanonenschuß werde dieses Protokol zerreißen und deshalb müsse man, um diesen Kanonenschuß abzufeuern, in Schleswig einrücken. Er spielt also ein doppeltes Spiel. Aber gegen wen ist er falsch?" Unendlich viel werth sind die Nachrichten von unseren glücklichen Gefechten am Danewerk und bei Missunde. Unschätzbar für unsere Armee, daß sie die Feuertaufe erhalten und gut bestanden hat; daß ihr erstes Gefecht nach einem langen Frieden siegreich war. Jetzt fühlt sie sich, weiß sich jedem Feind gewachsen und man kann Alles dreist mit ihr unternehmen. Lord Palmerston bemüht sich jetzt, Oesterreich von uns zu trennen und Preußen zu

Google

isoliren. In Berlin erfahre ich: Der König will in ganz loyaler Weise den Augustenburger als Herzog einsetzen; Bismarck dagegen möchte die Herzogthümer annektiren, weiß aber, daß ers für den Augenblick nicht kann, und wird nun die Sache in die Länge ziehen, in der Erwartung, daß die Leute, wenn unsere Truppen im Lande bleiben, sich mehr und mehr an die preußische Herrschaft gewöhnen, und in der Hoffnung, daß die Zeit günstige Konjunkturen bringen wird. Im Ministerrath hat der König sich ganz entschieden gegen die Annexion ausgesprochen . . . Seit dem Sieg bei Düppel ist ein Umschwung der Stimmung zu Gunsten Bismarcks bemerkbar. Er hat auch wirklich bedeutende Eigenschaften und sein keckes, ja, freches Auftreten den fremden Mächten gegenüber hat sein Gutes. Droysen erzählt, das Seegefecht bei Rügen, wo sich die preußischen Fahrzeuge den Dänen so kühn in den Weg warfen, habe einen sehr guten Eindruck gemacht. „Die Leute haben nun den Durst nach der See bekommen.“ Auch der König schwärmt für die Marine; die Seemacht wird jetzt einen raschen Aufschwung nehmen. Napoleon und Beust hatten einen Plan verabredet, der wohl darauf hinauslief, daß Beust die Anerkennung des Augustenburgers vorschlagen und Frankreich ihn dabei sofort unterstützen solle. Fürst Metternich telegraphirte aus Paris, alarmirend und warnend; Bismarck sah in der elften Stunde ein, daß er keinem anderen Staat die Initiative überlassen, daß Preußen dabei nicht die Rolle eines nur zustimmenden Staates spielen dürfe. Deshalb erklärte er (am vierundzwanzigsten Mai) im Ministerrath, nun sei die Zeit gekommen, den Schritt zu thun, der von Anfang an das Ziel seiner Politik gewesen sei, und den Augustenburger als Herzog von Schleswig-Holstein anzuerkennen. Was für Gesichter mögen seine Kollegen bei dieser Erklärung gemacht haben! (Genau einen Monat danach meldet die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, der Herzog habe zu Bismarck gesagt: „Ich habe die Preußen nicht gerufen. Für mich wäre es besser gewesen, wenn sie sich in die Sache der Herzogthümer gar nicht eingemischt hätten.“) Duncker schreibt mir, Bismarcks Absicht scheine zu sein, die Sache in die Länge zu ziehen und die Leute mürb zu machen, so daß sie sich zuletzt in die Annexion fügen. Preußen könne doch nicht den Krieg geführt haben, um einen Feind in Schleswig-Holstein einzusetzen, oder auch nur, um einen neuen

Google

Kleinstaat zu gründen. Selbst der Oberbürgermeister Seydel, ein Fortschrittsmann, habe in seiner Rede an die in Berlin einziehenden Truppen auf die Annexion hingedeutet. (Theodor von Bernhardi: Tagebuchblätter; der Streit um die Elbherzogthümer.)

## Versteckspiel.

Ort der Handlung: die Paulskirche in Frankfurt am Main. Vier Monate vor der Eröffnung des Deutschen Parlamentes ist Dänemarks achter Christian gestorben. Von dem neuen König, Friedrich dem Siebenten, fordern, an dem achtzehnten Märztag, der in Berlin den Sturm heulen hört, die in Rendsburg versammelten Führer der Deutschen Partei das Recht, sich zu waffnen, zu versammeln, in Wort und Schrift ihre Meinung frei auszudrücken; fordern Schleswigs Eintritt in den Deutschen Bund (dem Holstein, nach der Bundesakte vom achten Juni 1815, angehört). Friedrichs Antwort ist der Entschluß, Schleswig in eine dänische Provinz umzuwandeln. Das Volk steht auf. Der Augustenburger erbittet preußische Hilfe aus Noth. Als die Dänen bei Flensburg das Aufgebot der Herzogthümer überrumpelt und Schleswig besetzt haben, gehen die Preußen über die Eider; an ihrer Spitze stürmt General Wrangel das Danewerk, ist Herr in Nordschleswig und pflanzt Preußens Fahne auf den Wall der Festung Fridericia. Trotzdem der Deutsche Bund die Provisorische Regirung (Beseler, Reventlow, Noër) der Herzogthümer anerkannt hat, ist Friedrich Wilhelm der Vierte ängstlich. Sein Schwager, der russische Nikolai, der die Erbrechte der Holstein-Gottorper wahren will, mahnt den eingeschüchterten, kranken Preußenkönig wieder einmal rauh an die Solidarität der konservativen Interessen und tadelt, daß er im Bund mit Rebellen einen König von Gottes Gnaden bekämpfe. In der Paulskirche hebt Jakob Grimm die Stimme. „Schleswig war uns schon zugefallen, als wir noch in Schmach lagen; schon damals wollten die Schleswiger lieber mit dem geringen Deutschland verbunden sein als ohne Deutschland fortleben. Das zeigt recht das deutsche Herz. Die Jüten sind ein ursprünglich germanischer Volksstamm (insofern wir befugt sind, germanische den skandinavischen Stämmen entgegenzustellen). Von dort sind, vor dem Beginn unserer Zeitrechnung, die beiden Völker ausgegangen, welche den mächtigen Römern

Google

unüberwindlichen Schrecken einflößten: die Cimbern und Teutonen, die mit uns gleichen Namen führen. Wahrhaftig: andere Völker würden nicht dulden, daß von dem Wohnsitz ihrer ruhmvollen Vorfahren auch nur eine Scholle jemals abgetreten werden dürfe. Schleswig hat erklärt, bei Deutschland immer sein und bleiben zu wollen. Die Nationalversammlung muß laut erklären, daß sie sich niemals die Einmischung eines fremden Volkes gefallen lassen werde." Friedrich Dahlmann, der Wismarer, der „die Treue eines Menschenalters der Sache Schleswig-Holsteins gewidmet hat", schürt das Feuer. „Wenn unser Deutschland aus einem schwachen, versunkenen Gemeinwesen, aus einer im Ausland gering geschätzten Genossenschaft zur Würde, Ehre und Größe hinaufsteigt, so wird allerdings das bisherige Gleichgewicht von Europa verrückt. Auf dieser Verrückung des Gleichgewichtes von Europa wollen wir aber bestehen, bis der letzte Tropfen Blutes uns entströmt ist. Wenn Sie in der schleswig-holsteinischen Sache versäumen, was gut und recht ist, wird damit auch der deutschen Sache das Haupt abgeschlagen." Auf den Antrag von Georg Waitz, dem (in Flensburg geborenen) kieler Historiker, beschließt die Nationalversammlung: „daß die schleswigische Sache, als eine Angelegenheit der deutschen Nation, in den Bereich ihrer Wirksamkeit gehört, und verlangt, daß energische Maßregeln getroffen werden, um den Krieg zu Ende zu führen, daß aber bei dem Abschluß des Friedens mit der Krone Dänemark das Recht der Herzogthümer Schleswig und Holstein und die Ehre Deutschlands gewahrt werde." Doch Friedrich Wilhelm, der in der Einsamkeit friert, giebt den Drohungen der Westmächte, dem Tadel Rußlands nach; verhandelt (durch Pourtalès) mit Oskar von Schweden, den Nikolai Pawlowitsch gegen Preußen aufgehetzt hat, und läßt, noch im August, in Malmö den Waffenstillstand unterzeichnen. Wird die Ehre Deutschlands gewahrt? Der Vertreter des Reichsministeriums, Max von Gagern, ist nicht in den Berathungsaal zugelassen worden. In der Paulskirche ruft der wilde Rheinländer Ludwig Simon: „Der Große Kurfürst und Friedrich der Große würden sich im Grab umdrehen, wenn sie vernehmen könnten, wie ihr Andenken mißbraucht wird, um Deutschland vor Dänemark in den Staub zu treten!" Auf der frankfurter Pfingstweide wurde die Mehrheit der Nationalversammlung, weil sie den Vollzug des

Google

Waffenstillstandsvertrages von Malmö nicht gehindert hatte, des Verrathes an Deutschlands Volk, Freiheit und Ehre schuldig gesprochen. Friedrich Wilhelms Generaladjutant Leopold von Gerlach aber frohlockte: „Zum ersten Mal trat der Herr wieder als König auf! Die Paulskirche muß sich ihm fügen.“ Sie hat sich ihm gefügt.

Aber der König wagt nicht, an eine kühne Politik zu denken, die dem Staat Fritzens in Deutschland die Vormacht sichern könnte. Zu Prokesch, der noch in Berlin Oesterreich vertritt, sagt er: „Ich will ein Deutschland, das in den europäischen Angelegenheiten ein Wort mitsprechen kann. Aber Preußen will im Bunde nur Das, was Oesterreich nicht auf sich nehmen mag. Daß ich die Schweinkrone (des Deutschen Kaisers) nicht annehme, versteht sich. Ich kann nur einen Kaiser mir denken: den Römischen, das natürliche Haupt der Fürsten und der Christenheit; die Römische Kaiserkrone aber gebührt Oesterreich. Diesem Kaiser unterwürfen sich alle Fürsten, ich zuerst: und wir hätten ein Reich.“ (Prokeschs Bericht an den Minister Fürsten Felix Schwarzenberg.)

Der traurige Verlauf des so freudig begonnenen Krieges (gegen Dänemark) war durch die folgenden Hauptmomente bestimmt. Erstens durch den schweren, für Dänemark und gegen Deutschland wirkenden Druck Rußlands, Frankreichs und Oesterreichs, unter dem Preußens Thatkraft für den Kampf erlahmte; durch den Waffenstillstand, in dem Preußen die Zulässigkeit der Trennung Schleswigs von Holstein anerkannte; durch den Frieden mit Dänemark (vom zweiten Juli 1850), worin, unter Vorbehalt aller Rechte, Preußen im Namen des Deutschen Bundes die Feindsäligkeiten einstellte und dem König von Dänemark überließ, unter Mittheilung seiner Verfassungspläne die Hilfe des Bundes zur Herstellung seiner landesherrlichen Autorität in Holstein anzurufen; durch die Anerkennung der Integrität des dänischen Gesammtstaates im ersten Londoner Protokol; endlich, nach den Bestimmungen der Olmützer Punktation, durch das Ausrücken österreichischer Truppen, um im Namen des Bundes die legitime Ordnung in Holstein herzustellen. Die deutsche Niederlage war nicht weniger beschimpfend, weil sie durch die innere Zwietracht herbeigeführt worden war. Die Nation hatte Ursache, in tiefer Trauer ihr Haupt zu beugen. Eben so groß wie auf dieser Seite der knirschende Schmerz, war auf der dänischen die eitle und hochmüthige Ueber-

Google

hebung. Die preußischen Hunde bellen, aber sie beißen nicht, sagte man in Kopenhagen; oder: Wenn vier Preußen gegen einen Dänen stehen, ist die Uebermacht auf dänischer Seite. Als der Augustenburger die Abfindungsumme von Dänemark angenommen hatte, war in Schleswig-Holstein die allgemeine Ansicht, er habe sein und des Landes Recht für gutes Geld unwiderruflich verkauft. Der Herzog schwieg und wartete seiner Zeit. Er war durch eine Art von Aushungerung zur Annahme des Vertrages genöthigt worden: der Gedanke lag nah, daß ein durch solchen Zwang erpreßtes Versprechen jeder bindenden Kraft entbehre. Im Allgemeinen hatte das europäische Publikum der dänischen Seite größere Gunst als der deutschen zugewandt. Zunächst wirkte der Eindruck der für Deutschland so kläglichen Katastrophe von 1850 nach: ohne nähere Kenntniß oder Unterscheidung der Dinge war im Gedächtniß der Welt die Vorstellung zurückgeblieben, das große Deutschland sei bei einem heimtückischen Ueberfall an dem standhaften Heldenmuth des kleinen Dänemark schmählich gescheitert. Die Presse in Schleswig-Holstein war völlig geknebelt, selbst die hamburger Zeitungen wagten nicht, von der Mißhandlung des Landes zu reden; die dänischen Blätter aber führten Tag vor Tag ihre Rechtsdeduktionen der ganzen gebildeten Welt zu und die Regirung war unermüdlich, in Englands und Frankreichs Blättern eiderdänischen Artikeln Aufnahme zu verschaffen. (Eiderdänen nannte man die Liberale Partei, die das eigentliche Königreich Dänemark nur bis zur Eider dehnen, also Schleswig einverleiben, Holstein ausschließen wollte.) Das Einzige, was im Ausland noch erkennbar schien, war die angebliche Thatsache, daß Dänemark dem deutschen Bundesland Holstein alle Freiheit gönne, Deutschland aber der souverainen dänischen Monarchie ihre innere Verfassung vorschreiben wolle. Am dreißigsten März 1863 erschien das Königliche Patent, das die neue Epoche der eiderdänischen Herrschaft eröffnete. Die Gesetzgebung im Herzogthum Holstein sollte fortan, sowohl für seine besonderen Provinzialsachen als für die gemeinsamen Angelegenheiten der Monarchie, durch den König und die Stände ausgeübt werden. Wenn bei einer gemeinsamen Angelegenheit die holsteiner Stände und der dänische Reichsrath entgegengesetzten Beschluß faßten, so sollte der Gegenstand aus den gemeinsamen Angelegenheiten ausscheiden

Google

(womit dann Schleswig vollends der dänischen Mehrheit überliefert wäre). Holstein trat nach dieser Urkunde definitiv aus dem Reichsrath und überließ dort Schleswig seinem Schicksal, empfing beschließende Stände für seine Gesetzgebung und fuhr, zum Dank dafür, fort, an Dänemark zu zinsen und zu steuern. Daß in den Herzogthümern die Entrüstung allgemein war, wußte man in Kopenhagen; konnte aber auf Polizei, Geistlichkeit und Armee vertrauen und fand in der Herzenshärtigkeit der deutschen Unterthanen nur einen Grund mehr, ihnen jede Aussicht auf Lockerung oder Sprengung des Druckes abzuschneiden. Die schönste Hoffnung aber fanden die Eiderdänen in dem Gedanken an einen demnächst ausbrechenden europäischen Krieg, in dem Oesterreich auf Preußen, die Westmächte auf Rußland schlagen und Dänemark durch ein aktives Bündniß mit Paris und London ans Ziel aller Wünsche gelangen würde. (Sybels Reichsgründung.)

Schon im Dezember 1862 hat Bismarck, der nach der Meinung der Fortschrittspartei weder ein hohes Ziel noch den Muth zu kräftigem Handeln hat, an einen Vertrauten geschrieben: „So lange die deutschen Bundesverhältnisse annähernd die selben bleiben wie bisher, kann ich es nicht für ein preußisches Interesse halten, einen Krieg zu führen, um im günstigsten Fall in Schleswig-Holstein einen neuen Großherzog einzusetzen, der aus Furcht vor preußischen Annexiongelüsten im Bund gegen uns stimmt und dessen Regirung ein bereitwilliges Objekt österreichischer Umtriebe sein würde, ungeachtet aller Dankbarkeit, die er Preußen für seine Erhebung schulden möchte. Gewiß ist aber, daß die ganze dänische Angelegenheit nur durch den Krieg in einer für uns erwünschten Weise gelöst werden kann. Der Anlaß zu diesem Krieg läßt sich in jedem Augenblick finden, welchen man für einen günstigen zur Kriegführung hält. Dann kommt es viel mehr auf die Stellung der außerdeutschen Großmächte zur Sache als auf die Intriguen der Würzburger Regirungen und deren Einfluß auf die Stimmung in Deutschland an.“ Am vierten November 1863 schlägt Napoleon den Mächten einen neuen Kongreß vor, dessen Stätte wieder Paris sein soll. „Das Gebäude europäischer Politik, dessen Grundmauer 1815 in Wien entstand, bröckelt auf allen Seiten. Der Kongreß soll für die Gegenwart Ordnung, für die Zukunft Sicherheit schaffen.“ Elf Tage danach stirbt Friedrich der Siebente und Christian der



Google

Neunte ist Dänenkönig. Wo reift das Geschwür von Europa? Lord Clarendon, der auch als Privatmann alles Wichtige erfährt, spricht das Warnwort: „Nicht von der polnischen Fackel, sondern von dem holsteinischen Streichholz droht die Gefahr der Brandstiftung.“ Zu dem General Grafen Fleury, der auf dem Rückweg von Kopenhagen nach Berlin kommt, sagt Bismarck: „Der Kongreß darf nur die Angelegenheit der Herzogthümer behandeln. Allgemeinere Fragen, auch in fester Abgrenzung: unmöglich. Preußen und Rußland kämen eben so wenig wie England und Oesterreich. Lieber die Rheinprovinz abtreten, lieber sterben als eine Erörterung unseres posener Besitzes zulassen. Handelt sichs aber nur um die Herzogthümer, dann bringe ich Ihnen alle Signatarmächte des Londoner Protokols nach Paris, um Ihres Kaisers Wunsch zu erfüllen.“ Zu dem Baron Talleyrand, Frankreichs Botschafter, am Tag nach der Weihnacht: „Wenn bis zum ersten Januar die dänische Verfassung nicht für Schleswig abgeschafft ist, müssen wir entweder das Londoner Protokol für hinfällig erklären oder ohne solche Erklärung in Schleswig einrücken. Ich bin für den Einmarsch.“ Louis Napoleon aber (den, nebenbei bemerkt, erst das neue Buch von Loliée, „Rêve d'empereur“, ganz kennen lehrt) bläst auf der Hirtenflöte; in der Antwort auf die Adresse des Senates sagt er: „Aus aller Kraft meiner Wünsche sehne ich die Stunde herbei, die gestattet, durch einen Schiedspruch Europas den großen Fragen, die zwischen den Regirungen und den Völkern schweben, friedliche Antwort zu finden. Den selben Wunsch hegte der Gründer meines Hauses, als er aus Sankt-Helena schrieb: Jeder Kampf zwischen europäischen Mächten ist ein Bürgerkrieg. Kann nicht morgen Wirklichkeit werden, was einst Utopie schien? Wer die Vorurtheile einer vergangenen Zeit auszuroden strebt, erwirbt sich in jedem Fall Ehre.“ Schöne Worte. Ungefähr in der selben Stunde schreibt Bismarck nach Paris (an Goltz): „Wenn man an europäische Verträge den Maßstab der Moral und Gerechtigkeit legen wollte, so müßten sie ziemlich alle abgeschafft werden.“ Am ersten Januar meldet Talleyrand dem Minister Drouyn de Lhuys, Bismarck habe ihm gesagt: „Sie drängen mich, die dänische Sache vor den Kongreß zu bringen. Sie scheint mir aber für diplomatische Behandlung nicht reif und ich habe den Kongreß nur empfohlen, um dem Kaiser Napoleon gefällig zu sein. England kann sich in ein kühles Verhältniß

Google

zu Frankreich, von dem das Meer es trennt, leichter finden als wir, die Grenznachbarn sind. Diese Erwägung hat mich geleitet. Eine der Hauptschwierigkeiten des Kongresses hat Ihr Minister richtig erkannt, als er fragte, wer, der Oesterreicher, der Preuße oder der Bundestagsvertreter, denn nun eigentlich als das Organ des Bundes zu gelten haben werde. Deutschland hat achthunderttausend Bayonnettes; davon haben Preußen und Oesterreich je dreihunderttausend. Bleiben noch zwei; soll in deren Namen Herr von Pfordten, als Mandatar des Bundestages, uns mit seinem Gewicht erdrücken? Das wäre unsinnig und lächerlich. Der Augustenburger ist nur eine Fahne in der Hand der Demokraten und die Begeisterung, die ihn in Kiel, Altona, Glückstadt empfängt, ist durch die in allen Ländern den Agitatoren erreichbaren Künste bewirkt worden. Die Mittelstaaten nähren dieses Feuer, das sie wärmen soll; sie irren aber, wenn sie sich einbilden, mit ihrer Stimmenmehrheit die Herrschaft in Deutschland erlangt zu haben. Das mag dem Buchstaben der Bundesakte entsprechen, doch sicher nicht ihrem Geist. So lange ich mitzuwirken habe, werden die Beust und Pfordten nicht über Preußen verfügen. Ich weiß nicht, was morgen geschehen und welchen Entschluß der König, den Frau, Sohn und andere Prinzen bedrängen und der lange zu zögern pflegt, fassen wird. Meine Pflicht ist, meinem Land jede Möglichkeit vorzubehalten und aus jeder den höchsten Nutzen zu ziehen." Talleyrand schließt den Bericht mit der Frage: „Weiß Herr von Bismarck, wohin er geht? Mir scheint, daß er, der die Bewegung liebt und des Stillsitzens überdrüssig ist, kein klar erkennbares Ziel vor sich sieht und daß sein abenteuernder Geist sich dieses Marsches ins Dunkle freut." Die Täuschung ist vollkommen gelungen. Und am sechsten Januar kann der Botschafter vergnügt melden: „Im letzten Augenblick hat der König, wie immer, gezögert und sich nicht entschlossen, Bismarcks Politik bis ans Ende mitzumachen. Im Schloß balgen sich so verschiedene und so betriebsame Personen um den Einfluß, daß wir stets auf schnellen Szenenwechsel gefaßt sein müssen. Die Vertreter der Bundesstaaten zweiten und dritten Ranges schöpfen schon wieder Muth; vor drei Tagen hatte Bismarcks drohende Haltung sie ganz verschüchtert. Im Gewirr all dieses Haders wird mir von Tag zu Tag gewisser, daß Kaiser Napoleon der Lenker des europäischen Schicksals und der höchste



Google

Gebieter über Frieden und Krieg ist.“ Zehn Tage danach wird das austro-preußische Ultimatum in Kopenhagen überreicht. Am selben sechzehnten Januar schlagen die Abgeordneten Schulze-Delitzsch und Carlowicz im Landtag vor, der Regirung den schärfsten Tadel auszusprechen, weil sie erklärt habe, Preußen „werde, trotz dem Bundesbeschluß vom Vierzehnten, als europäische Großmacht die Besetzung Schleswigs ausführen“; dadurch fordere sie die Einmischung des Auslandes und den berechtigten Widerstand der übrigen deutschen Staaten heraus und deshalb müsse „das Haus der Abgeordneten diesem Vorgehen mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln entgegentreten“. Aus Schulzes Rede: „Deutsche Interessen kennen diese Herren nicht. Alles Vertrauen in die Macht, in den Willen Preußens, jemals selbständige Politik zu treiben, wird erschüttert. Vergebens suche ich nach einem ähnlichen Vorgang in der Geschichte. Nach der Niederlage in den Caudinischen Engpässen lieferte Rom die Männer, die den demüthigenden Vertrag abgeschlossen hatten, aus, um ihn nicht zu halten; wie aber irgendeine Macht, wenn der Gegner selbst diesen Vertrag bricht, mit all ihren Kräften Krieg führen kann, damit dieses Abkommen aufrecht erhalten werde: Das ist ein Fall, der in der Geschichte wirklich ohne jedes Beispiel dasteht!“ Bismarck sagt zu Talleyrand: „Die deutschen Fürsten müssen in jedem Jahrhundert einmal Krieg gegen einander führen. Das scheint, von Welfen und Waiblingern bis in den Siebenjährigen Krieg, eine historische Nothwendigkeit. Deutschland muß in jedem Jahrhundert einmal die Uhr seiner Geschicke stellen.“ Am Zwanzigsten übernimmt Wrangel das Kommando der austro-preußischen Truppen und rückt in Holstein ein. Am Sechsundzwanzigsten fragt Talleyrand: „Schleswig und Holstein wäre ein hübscher Bissen, den Sie doch wohl nicht für den Augustenburger aufsparen?“ Antwort: „Nein“. Noch aber glaubt der Franzose, Bismarck irrlichtelire, habe kein festes Ziel; und verzeichnet das Gerücht, der Verhaßte werde bald stürzen und einem von stärkerem Nationalempfinden erfüllten Minister Platz machen. Trotzdem die Preußen schon an der Eider sind und Talleyrand das Gespräch kennt, das Bismarck auf dem Hofball mit dem Grafen Launay, dem Vertreter Italiens, führte. Der Küraſſier lockert die Degenklinge des Diplomaten, stößt sie in die

Google

Scheide zurück und sagt: „Das Schwert Italiens!“ Launay: „Sie scheinen keine Lust zum Gebrauch dieses Schwertes zu spüren; begreiflich, da Sie einen anderen Waffenbruder (Oesterreich) gewählt haben.“ Bismarck: „O! Den haben wir uns gemiethet.“ „Wird er denn bezahlt.“ Bismarck: „Il travaille pour le Roi de Prusse.“ Der Preuße bestätigt dem Franzosen jedes Wort dieses Gespräches und sagt ihm: „Die Angabe, Preußen verbürge den Oesterreichern Venetien, ist erfunden.“ Am fünften Februar räumen die Dänen das Danewerk. Am achten spricht Bismarck zu Talleyrand: „Für einen Jammermann vom Schlag dieses Augustenburgers giebt Preußen nicht sein Geld und das Blut seiner Soldaten hin. Die Einverleibung zweier so schönen Provinzen wäre des Aufwandes werth. Aber mein Herr ist vielleicht der uneigennützigste aller Monarchen; und obendrein weiß er, daß uns die anderen Mächte diesen Zuwachs nicht ohne Kompensation gönnen würden. Deshalb bin ich für eine Verständigung mit Dänemark, das, wenns nach mir geht, unangetastet bleiben soll. Ueber den Ertrag meiner Politik habe ich keine Illusion: scheitert sie, so verschreit man mich als einen Dummkopf, und gelingt sie, so beschuldigt man mich des Landesverrathes.“ Noch entlarvt er sich nicht. Zusatz Talleyrands: „Nie schien er mir von allerlei Intriguen, von der Feindsäligkeit der Königin, des Herrn von Schleinitz so beunruhigt; nie betonte er die Undankbarkeit seiner Aufgabe so stark und sprach so lange von seinem Ruhebedürfniß.“ Am achtzehnten April stürmt Prinz Friedrich Karl von Preußen die Düppeler Schanzen. Napoleon schickt dem König eine Glückwunschdepesche. Wilhelm reist nach Schleswig, Bismarck folgt ihm; auf der Rückreise feierlicher Empfang in Hamburg. Während in London über das Schicksal der Herzogthümer verhandelt wird, erfährt Drouyn de Lhuys aus dem Bericht des kieler Konsuls: „Der König und Bismarck haben den Eindruck mitgebracht, daß die Personalunion der Herzogthümer mit Dänemark unmöglich geworden ist.“

## Schwert und Feder.

„Eurer Majestät Armee muß in diesem Feldzug irgendeinen erheblichen Erfolg gewinnen, um den erlangten Respekt im Ausland und Inland nicht nur nicht zu verlieren, sondern in einem

Go gle

solchen Grade zu erhöhen, daß wir dadurch über viele Schwierigkeiten hinweggehoben werden. Eurer Majestät Armee brennt darauf. Sie fühlt, daß die Opfer, welche sie bringt, für des Thrones und des Landes Größe gebracht werden und daß aus dem unvermeidlich vergossenen Blut reicher Segen für Preußen aufsprießen wird." (Kriegsminister Albrecht von Roon an den König.) „In unserer Lage giebt es kein wichtigeres Kriegsobjekt als den Ruhm der preußischen Armee. Ich gehe zu ihr, um bei meinen grauen Haaren doch auch im Feuer gewesen zu sein." (Edwin Manteuffel an Roon.) „Die Armee ist von einem unübertreffbaren Geist, nach Ruhm und Auszeichnung dürstendem Streben beseelt. Gewiß würde, auch heute unternommen, der Sturm gelingen. Könnte ich an diesem Ehrentag, mit den Waffen in den Händen, meinen Tod finden, dann wäre ich der Glücklichste von Allen!" (Der achtzigjährige Feldmarschall Wrangel an Roon.) „Von einem großen Feldherrn ist ausgesprochen worden, daß im Krieg die moralische Kraft drei Viertel, die physische ein Viertel zum Erfolg beiträgt. Ein Fundamentalsatz der Kriegführung, der für den General wie für den Soldaten gilt, ist der, daß man versuchen muß, dem Feind durch etwas Außerordentliches und Ungewöhnliches zu imponiren, und sich hüten muß, sich von ihm einschüchtern zu lassen. Der moralische Halt, die Einbildungskraft, und was hierhin gehört, sind so entscheidend wichtig, daß man sagen kann: Ein Gefecht wird nur verloren, wenn die Offiziere glauben, es verloren zu haben, und deshalb das Ringen um den Sieg nicht länger fortsetzen. Die preußische Waffenehre besteht darin, zu siegen, aber dem Besiegten wie einem Bruder zu verzeihen. Im Gefecht bei Missunde war ich krank und konnte mich, bei der naßkalten Witterung, trotz Paletot, Baschlik und Mantel gar nicht erwärmen. Ferner fühlte ich zum ersten Mal in der Wirklichkeit, bei diesem rasenden Feuer von hundert Kanonen auf beiden Seiten, die ganze Wucht der Verantwortung meiner Stellung, meiner Handlung, der Thatsache, daß auf meine Veranlassung Blut floß. Ich glaubte, mir würde leicht sein, Verantwortung zu tragen. Hier, beim Debut, brach ich unter der Last beinahe zusammen. Als ich Arnis überrumpeln wollte, konnte meine schwanke Pontonbrücke hinter mir durch die Strömung, das Eis und die feindlichen Kanonenboote vernichtet werden. Ich

Google

spielte um meinen Kopf und ging in dem Augenblick, wo nicht mehr zu erwägen, sondern nur zu handeln war, tête perdue in mein Verhängniß." (Prinz Friedrich Karl von Preußen.) Arnis war ein ganzer Erfolg, Missunde kaum ein halber. Wirklich? Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen hörte Friedrich Karl über das Gefecht sprechen. „Ich war ganz erstaunt, denn ich vermuthete nach Wrangels Bericht, der Prinz werde das Bewußtsein einer erlittenen Schlappe haben. Aber ich sah, daß er klug that; denn jeder Offizier und Soldat sprach bereits mit Stolz vom gestrigen Tag. Ich erkannte praktisch, daß nur die Truppe geschlagen ist, die sich selbst für geschlagen hält. Wenn man es den Leuten nur geschickt vorredet, glauben sie bald selbst, gesiegt zu haben, und gehen mit ungeschwächtem Muth in ein neues Gefecht. Redet man ihnen aber von Unglück, etwa gar von Feigheit oder Dergleichen, dann verlieren sie Selbstzuversicht und Lust zu neuem Kampf." Trotzdem der erste Theil des Krieges keinen entscheidenden Erfolg gebracht hatte, sagte der Prinz in seinem Corpsbefehl: „Der wichtigste Theil dieses Feldzuges liegt bereits hinter uns! Das Danewerk, das feste Bollwerk des Nordens, hinter dem sich der Feind unbesiegbar glaubte, ist durch unseren Uebergang bei Arnis gefallen, das Herzogthum Schleswig dem Dänen entrissen und er nach Jütland und auf seine Inseln entwichen. Soldaten! Danken wir Gott, daß er mit uns war und uns mit geringen Opfern so staunenswerthe Erfolge in sechs Tagen erringen half." Den Kritikern dieses Befehles hat der Prinz geantwortet: „In den Kreisen, auf die er berechnet war, schlug er mächtig ein. Daß man ihn draußen anders betrachtete, ihn anmaßend und napoleonisch fand, ist gleichgiltig, aber wohl erklärlich. Ich fand Worte nöthig, weil ich noch nicht mit Thaten, mit Siegen aufwarten konnte." Andere Zeit als unsere betreßter Lakaien. Manteuffel schreibt dem Prinzen, wie viel an der Kriegführung getadelt werde und auf welche Gründe der Tadel sich stütze. Der Oberpräsident von Pommern, Freiherr Senfft von Pilsach, rügt freimüthig, daß der Corpsbefehl kein Wort über die Leistung der Oesterreicher sage, und setzt in den selben Brief die Mahnung, Seine Königliche Hoheit möge nicht ferner die brandenburgischen den westfälischen Soldaten vorziehen. Manteuffel: „Die Augen der Welt sind auf Eure Königliche Hoheit ge-

Google

richtet und Ihr Lorber liegt in Düppel. Die Augen aller Militärs sind um so strenger aufmerksam, als der Corpsbefehl über Missunde verletzt hat. Man will den Beweis, daß Sie berechtigt sind, napoleonische Sprache zu führen. Sie müssen Düppel bald nehmen. Haben Eure Königliche Hoheit das Schwere Geschütz, so lassen Sie die Einleitung nicht langsam, pedantisch, sondern unter dem Kommandowort treffen und entfernen Sie lange Gesichter und Schwierigkeiten durch das Zauberwort: Ich will!" Der Prinz will über Alsen nach Düppel, muß aber den Plan aufgeben und seine nächste Aufgabe in der Belagerung der Düppeler Schanzen erkennen. Roon und Manteuffel drängen. Moltke aber schreibt: „Jeder verständige Militär muß einsehen, daß die Entscheidung vor Düppel Zeit braucht. Sanguinischen Hoffnungen kann man nicht entsprechen und ein guter Reiter muthet auch dem besten Pferd keinen Sprung zu, bei dem es den Hals brechen muß. Die Dänen müssen einsehen, daß es sich bei Düppel um Heer und Staat handelt; ich glaube nicht, daß sie die Stellung leichten Kaufs aufgeben."

Als sie genommen ist, schreibt König Wilhelm: „Ich habe dem undämpfbaren Drang der Armee vor Düppel meinen Dank selbst zu sagen. Ich könnte noch heute abends oder morgen mit Extrazug hindampfen und am dritten Tag zurück sein." Am dreiundzwanzigsten April ist er mit Roon in Flensburg. Der wird Chef des Füsilierregimentes, dessen Kommandeur er einst war; Moltke Stabschef beim Oberkommando. Londoner Konferenz. Waffenruhe. Roon an Moritz von Blanckenburg: „Ob ich zur Regulirung meiner alten Nerven in diesem Sommer Etwas thun kann, hängt von Lord Palmerston, Louis Napoleon und einigen anderen hochgestellten Schelmen ab. Wenn wir wieder losschlagen, kann ich schwerlich fort. Uebrigens stehen unsere Aktien nicht schlecht. Die Möglichkeit der Annexion wird nicht in London entschieden werden, sondern in Wien; es kommt nur darauf an, ob man da uns die Herzogthümer lieber gönnt als dem Augustenburger: denn die Trennung von Dänemark ist nicht mehr zweifelhaft Sonderbar, daß der größte Widerstand gegen Preußens Vergrößerung bei uns selbst, in einem gewissen Lager, anzutreffen ist. Umsonst können wir aber nicht gefochten haben!" Wilhelm und Bismarck bleiben, nach den Konferenzen mit Franz Joseph und

Go gle

Rechberg, in Karlsbad. Bismarck schreibt an Johanna: „Dem König geht es sehr gut; der Schluck aus dem Siegesbecher bekommt ihm noch besser als der Sprudel. Wir sind mit Oesterreich, Frankreich und Rußland ein Herz und eine Seele und werden mit Glückwünschen getränkt, bei denen das Lächeln mitunter etwas ‚gelblich' ist, wie der Franzose sagt. Prinz Friedrich Karl wieder unausstehlich mit unvollkommenen Nachrichten, die uns über Wien und Kopenhagen vollständiger zugehen als von ihm. Auf des Königs telegraphisches Verlangen nach Details antwortet er mit Ordensvorschlägen für seine Favoriten. Der König dankte mir sehr bewegt, mir alles Verdienst zuweisend an Dem, was Gottes Beistand Preußen wohlgethan hat. In diesem Gewerbe lernt man so recht, daß man so klug sein kann wie die Klugen dieser Welt und doch immer in die nächste Minute geht wie ein Kind ins Dunkle. Vielleicht haben wir in acht Tagen Frieden mit den Dänen, vielleicht im Winter noch Krieg. In Wien wurde ich von den Leuten betrachtet, wie ein neues Nilpferd für den Zoologischen Garten, wofür ich Trost in sehr gutem Bier suchte. Auch im Volksgarten wurde ich von aller Welt angestiert. Musik eines ungarischen Regimentes spielte mir zu Ehren das Preußenlied und der Kapellmeister explizirte mir in gebrochenem Deutsch ungarische Sympathien. Beim Fortgehen wieder Preußenlied. Sehr nett von den Schnurrbärten mit ihren engen blauen Hosen gemeint; aber diese Existenz auf der Schaubühne ist recht unbehaglich, wenn man in Ruhe ein Bier trinken will." An Roon, noch aus Karlsbad: „Lauer (der Leibarzt) ist dagegen, daß Wrangel hier den König besuche. Er sagt, die Kur verlaufe, trotzdem S. M. nicht unter drei bis vier Glas Sekt bei drei Bechern Sprudel trinken, so unerwartet gut, daß er sich vor jeder Aenderung in der täglichen Lebensgewohnheit und Umgebung des Königs fürchte. Der Feldmarschall werde ihn geniren und aus dem Behagen bringen. Ich kann dem alten Herrn nicht schreiben, er solle fortbleiben, nur melden, was Lauer sagt, und Ihnen überlassen, ob Sie es utilisiren können. Sehr in Eile, trotz dem Bummlerleben, aber stets im Train."

Wrangel war schon im Mai vom Kriegsschauplatz abberufen und in „den Grafenstand erhoben", dem Prinzen Friedrich Karl der Oberbefehl über die verbündeten Heere übertragen und ihm

Google

Moltke als Generalstabschef an die Seite gestellt worden. Nach dem Ablauf des ersten Waffenstillstandes wird Alsen erobert, das ganze Jütland besetzt; und der Prinz will in Seeland die Entscheidung erzwingen. Schon am zwanzigsten Juli aber wird ein neuer Waffenstillstand vereinbart und am ersten August der Präliminarfriede geschlossen. Friedrich Karl hat nicht nur Preußens, sondern auch Oesterreichs Armee kennen gelernt. Er lobt ihre Artillerie, Kavallerie, Train und Sanitätwesen; sogar das Hauptquartier. Aber der Sechsunddreißigjährige merkt auch die Mängel (und hat sie 1866 auszunützen gewußt). „Die Sprachverschiedenheit der Regimenter und in den Regimentern ist die größte Gefahr; die Offiziercorps, aus allen Nationalitäten gemischt, erlernen die Regimentssprache selten gründlicher, als zur nothdürftigsten Instruktion der Leute nöthig ist, sind daher oft ohne eigentlichen Einfluß auf den Geist. Generale à la Reischach. Das heißt: Hutschwenken, ‚Mir nach und vorwärts!' Bis sie zusammengeschossen werden. Sabreurs; viele aus guter Familie und von guter Tournure; der Truppe gegenüber viel Bestechendes; militärische Rücksichtlosigkeit gegen Land und Feind." Solchen Hutschwenkern wollte er nicht zugezählt werden. Beim Einzug in Berlin sprach er: „Mein Streben war, so vielen Menschen wie möglich die Gesundheit und ihre Knochen zu erhalten, also die Erfolge mit den geringstmöglichen Verlusten zu erringen." Nach 1870 hat er geschrieben: „Der Feldzug von 1864, jetzt beinahe vergessen und übersehen im Vergleich mit den größeren Kriegen, war von höchster Bedeutung für die Armee und das Vaterland. Die Armee, vom König reorganisirt, hatte sich bewährt. Sie wußte nun, daß der lange Friede ihr nicht geschadet hatte und daß sie leisten würde, was von ihr verlangt werden könne. Solche Probe und Zuversicht war ihr nöthig vor den größeren Kriegen, die sich dem von 64 bald anschlossen."

## Examen conscientiae.

„Die Abstufungen, welche in der dänischen Frage erreichbar schienen, gipfelten meines Erachtens in der Erwerbung der Herzogthümer für Preußen, wie ich sofort nach dem Tod Friedrichs des Siebenten in einem Conseil ausgesprochen habe. Ich erinnerte den König daran, daß jeder seiner nächsten Vorfahren, selbst seinen

Google

Bruder nicht ausgenommen, für den Staat einen Zuwachs gewonnen habe, und ermunterte ihn, ein Gleiches zu thun. In dem Protokol fehlte diese Aeußerung. Der Geheime Rath Costenoble, der die Protokole zu führen hatte, sagte, von mir zur Rede gestellt, der König habe gemeint, es würde mir lieber sein, wenn meine Auslassungen nicht protokolarisch festgelegt würden; Seine Majestät schien geglaubt zu haben, daß ich unter bacchischen Eindrücken eines Frühstückes gesprochen hätte und froh sein würde, nichts weiter davon zu hören. Ich bestand aber auf der Einschaltung, die auch erfolgte. Der Kronprinz hatte, während ich sprach, die Hände zum Himmel erhoben, als wenn er an meinen gesunden Sinnen zweifelte; meine Kollegen verhielten sich schweigend. Ich habe von Anfang an die Annexion unverrückt im Auge behalten, ohne die anderen Abstufungen aus dem Gesichtsfeld zu verlieren. Als die Situation, welche ich absolut glaubte vermeiden zu müssen, betrachtete ich diejenige, welche in der Oeffentlichen Meinung von unseren Gegnern als Programm aufgestellt war: den Kampf und Krieg Preußens für die Errichtung eines neuen Großherzogthumes, durchzufechten an der Spitze der Zeitungen, der Vereine, der Freischaaren und der Bundesstaaten außer Oesterreich und ohne die Sicherheit, daß die Bundesregirungen die Sache auf jede Gefahr hin durchführen würden. Ich hätte den Minister als Schwindler und Landesverräther betrachtet, der in die falsche Politik von 1848, 49, 50 zurückgefallen wäre, die uns ein neues Olmütz bereiten mußte. Sobald Oesterreich mit uns war, schwand die Wahrscheinlichkeit einer Koalition der anderen Mächte gegen uns. Auf das dynastische Gefühl des Königs war der Gedanke, die von zwei Meeren umspülten Provinzen zu erwerben, und meine geschichtliche Erinnerung in der Conseilsitzung vom Dezember 1863 nicht ohne Wirkung; auf der anderen Seite war aber die Vergegenwärtigung der Mißbilligung wirksam, die der König, wenn er den Augustenburger aufgab, bei seiner Gemahlin, bei dem kronprinzlichen Paar, bei verschiedenen Dynastien und bei Denen zu erwarten hatte, welche damals in seiner Auffassung die Oeffentliche Meinung Deutschlands bildeten. Die Erwerbung der Herzogthümer für Preußen wurde als eine Ruchlosigkeit von allen Denen betrachtet, welche seit 1848 sich als die Vertreter der nationalen Gedanken aufge-

Google

spielt hatten. Und die Anschauungweise des Königs war bis dahin, durch den Einfluß der Gemahlin und der Bethmann-Hollwegschen Streberfraktion, von dem landläufigen Liberalismus stark imprägnirt.“ (Gedanken und Erinnerungen.)

Das hat Bismarck (erst der entamtete) gesagt. Und weil ers so sagen, so sehen mußte, war er, den Preußens Beruf überwältigte, genöthigt, nicht nur, wie der Kieler an Bernhardi geschrieben hatte, ein doppeltes Spiel, nein: mit Jedem, gegen Jeden ein anderes zu spielen; war er, der in Frankfurt ausgerufen hatte, nur Sekretäre, die lügen können, seien ihm brauchbar, verpflichtet, Jahre lang sein Wollen ins Gewand der Lüge zu kleiden. Weil nur solcher Trug die dem Vaterland reifende Frucht bis in die Stunde gesicherter Lese vor fremder Gier und Nachbarsneid schützen konnte. Diesem schien er ein Wirrkopf und Jenem ein fuchtelsüchtiger Hans Lüderlich; seinem König selbst, für eine Weile, ein gehorsamer Diener, der die wüste Schrulle des Dehnungsehnens mit Stiel und Stumpf aus dem Hirn gejätet habe und säuberlich nur noch für den Augustenburger sich plage. Den in Caudiums Engpaß verirrten Konsuln ward er verglichen: und wagte doch nicht Geringeres als der große Lucius Junius Brutus, der lallend, eines Irren Bild, durch die Straßen Roms taumelte und, da er ungefährlich schien, die Heimath aus der Tyrannis zu lösen vermochte. Wärs denn nicht bequemer gewesen, bieder die Hand Biederer zu drücken, von Freiheit zu schwärmen, das ewig hehre Streben nach deutscher Einheit, vor dem feuchten Blick der Mitbürger, aus dem Brustschrein zu heben und in himmelblau umschnürten Päckchen zur Schau auszustellen? Im Schlendern war ein Kranz zu erraffen. Dieser wollte ihn nicht. Wollte stets Wirkung, niemals Beifall. Erst fünfzig Jahre ists her: und klingt uns wie aus Mythenferne. Ein kleiner, armer Staat, dessen König gestern abdanken wollte, dessen Meinung Bezirksschreier und Vereinsmeier machen, reckt sich in den Muth zu ungemeinem Wagniß: und siegt; und bezahlt die Deckadresse des Eintagsgefährten nicht einmal mit einer Bürgschaft, die morgen lästig werden könnte. 1864. Preußen war stets unüberwindlich, wenn sein Hirn, was es wollen mußte, im Gewühl der Feindschaft zu wollen wagte.

Google

Herausgeber:
MaXimilian Harden.
Sechsundachtzigster Vand.
Â»
Verlin.
Verlag der Zukunft.
1914,

Inhalt.

1813 s. Kaiserland. I
1814 s. Weltbrand.
1864 i . .403
AGG s. Zinsgarantie.
Aktien s. Zinsgarantie.
Aktionärwünsch: ..... 270
Amerika s. Deutsch-
Amerika, s. a. 1913.
Anfang, der ..... 360
Anleihen s. Orient»
geschäfte.
Antwort ,268
Balkanwirrniß 93
Ballade der Witwe .... 230
Bankabschlüsse 338
Banken s. 1 9 1 3, s. a. G r o ß
und Klein.
Berliner Osthafen . . . . 255
Brief, ein . 401
Brief eines Dichters . . . .196
Briefe .163
Bulgarische Anleihen siehe
Orientgeschäfte.
China s. Orientgeschäfte.
Manzig s. Virement.
Deroulede s. Birement.
Deutsch-Amerika ..... 33
Deutschlands Reichthum s. I st,
Deutschland reich?
Siamantenmarkt s. Fiskus
und Geschäft.
Dichter, ein vergessener ... 83
Diskont s. 1 9 1 3.
Dresdener Theater . . . . 252
Dublin .149
Dynastie s. Nation.
Eisenindustrie 153
Elsaß-Lothringen s. Kaiser»
land, s. a. Lösch-
granaten.
294
SS
England s. Liquidation.
Erkenntnißkritik
Ernten und Handelsbilanz s,
1913.
Fiskus und Geschäft ....
Genesis s. Kaiserland.
Germanische Lehren aus
Amerika 323, s. a. Brief, ein 401
Geschäft s. Fiskus und
Geschäft.
Glaube >
Goldreserven s. Reserven.
Gottsucher , . .
Groß, Otto, der Fall
Groß und Klein . .
Gruppes Erweckung
Gruppe s. Briefe
Hamburg-Amerika-Linie siehe
A kt i o n ä rw ü n f che.
Hohenstoffeln f. Briefe .
v. Iagow s. Kaiserland.
Ienseits . .!
Illusion , 236
Industrie s. 1913.
Ist Deutschland reich? . . .391
Iudicum s. Kaiserland.
Kaiserland, das 1
Kaligesetz s. Fiskus und Ge-
schüft.
Kaufmann von Venedig siehe
Theater.
Kokowzew s. Russensteine.
König Lear s. Theater II.
Kurse s. 1 9 1 3.
Leibpage, der 356
Leiden, wie das, in die Welt
kam '. 18S
Liquidation 35
Lissauers Gedichtwer? .... 257
Löschgranaten 69
9<r
231
304
37K
14
167
168

v. Mackensen s. Virement.
Mann, der, ohne Ohren ... 63
Maria Stein 266
Mexikos Bankerot 134
Napoleon Bonaparte siehe
Weltbrand.
Nation und Dynastie . . , . 116
1913 20
Nietzsche, der einsame .... 298
Norddeutscher Lloyd siehe Ak»
tionärwünsche.
««««Ii 3«
Orientgeschäste , 300
Osthafen s. Berliner.
Paris f. Virement.
Preußen , . 132
Preußenspiegel 103
Preußische Konsols siehe II»
lusion.
Reichsbank s. Reserven.
Rcichelbröu s. Aktionär-
wünsche.
Reserven .202
Rombach s.Zinsgarantie.
Romeo und Iulia siehe
Theater III.
Ruhm 5 . 80
Russensteine S07
Russische Finanzen siehe
Russen st eine.
Rüstungen s. Oouli.
Scheidemandel 106
Schiffahrt s. 1913.
Schmoller als Lehrer ... 122
Schwarze Seelen .... 352
'Selbstanzeigen . . 198, 261, 333
Serbische Anleihen s. Orient»
geschäfte.
SKakespeare-Cyklus siehe
Theater.
Sommernachtstraum, ein siehe
Theater.
Staalspapiere s. 1913.
Stein, Freiherr vom und zum
s. Kaiserland.
Stille Gesellschaft f. Liqui»
dation.
Stralzio f. Liquidation.
Straßburg s. Virement.
Theater I 203
Theater II ..... 239
Theater III 273
Türkische Anleihen j. Orient»
geschäfte.
Türkische Heer, das, und Deut-
sche Offiziere s. Russen-
st e i n e.
Villisrs <ls I'lsls ^äum siehe
Dichter, ein vergessener.
Virement 171
Volksschulordnung in Groß»
berlin 12«
Waarenhaus, das, der ver-
nünftigen Menschen . . . 137
Wechselzinsfuß s. Fiskus u.
Geschäft.
Weihnachtmessen, die drei . . 16
Weltbrand ..... 373
Worte vor dem Leben . . .362
Zabern s. Reichsland, s. a.
Löschgranaten.
Zinsgarantie ..... 393

Berlin, den 3. Januar 1914.
Das Kaiserland.
Genesis.
HHHerrschsucht und Lauheit, Genußliebe und Aufgeblasenheit nennt, anIonathans Tagim schwindenden Jahr 1813, Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein in einem an Gneisenau gerichteten Brief die Merkmale kleindeutscher Regirungpolitik; ihre Souverainetät, stöhnt er.habe sie ja stets nur mit dem Aufwand von Unterthanenblut und Niederträchtigkeit erhalten. Dem Sechsundfünfzigjährigen, in schmerzender Erfahrung Gereiften darf man glauben. Sechs Jahre ists her, seit ihn, weil er schon Verwesendes einscharren, Preußen zum Kampf um die Freiheit stärken wollte, feinKönig barsch aus dem Ministerium wies; seit er in Friedrich Wilhelms Kabinetsordre las: «Ich habe zu meinem Leidwesen gesehen, daß Sie als einwiderspänstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und sein Talent pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen ge» leitet, aus Leidenschaft, persönlichem Haß und Erbitterung han« delt. Wenn Sie nicht Ihr respektwidriges Benehmen zu ändern Willens sind, kann der Staat keine große Rechnung aufIhre ferneren Dienste machen." Auch von seinem Schicksal gilt der Satz, denTreitschke 1894 drucken ließ: «DieUndankbarkeit derHohen» zollern sollte er gründlich kennen lernen, den unschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preußischen Königen

allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm der Erste ganz frei geblieben sind." Stein hat sein Lebenswerk ohne den König (der ihn einmal noch zurückholte, doch bald wieder, zaghaft, fallen ließ), gegen den König erwirkt und leidlich gesichert. Auf Monarchen hat er nie mehr hoffen gelernt; niemals sich aber aus dem Glauben an seines Volkes Zukunft gelockert. Und zweiTage nach dem Wuthbrief an Gneisenau kann er an seine Frau schreiben: »In wenigen Stunden ist ein Iahr verslofsen, das nach elf blutigen SchlachtenDeutschland vom französischen Ioch befreite; möge das folgende uns den Untergang desTyrannenunddasWiederaufblühen eines glücklichen Vaterlandes herbeiführen!" Deutschland, schreibt in der selben Stunde Iohann von Oesterreich, „das herrliche Land, dieses erste Volk durch Herz und Gemüth und Wissenschaft, durch Kraft und Willen, erhebt sich und glänzt da, wo ihm sein Platz gebührt. Frei lebe ich nun mit meinem Vater» land undbrauche nichtmehrUebermuth zu dulden." Silvesterabend 1813. In der Neujahrsnacht überschreitet Blücher den Rhein. Jetzt, spaßt er, »sollt Ihr alten Pommern Französisch lernen". Noch Einer, dergegenWetterwechsel früh abgehärtetward. König Fritz hat ihn eingesperrt und weggejagt, weil der störrige Husar zu ihm aufzubrüllen wagte: „Der Von Iägersfeld, der kein anderes Verdienst hat als das, der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen worden. Ich bitte Eure Majestät um meinen Abschied."Antwort:„Der Rittmeister von Blücher soll sich zum Teufel scheren." Ietzt: Marschall; Abgott des Heere?, Hoffnung des Hofes.Doch dem Einundsiebenzigjährigen sitzt noch derHitzkopfdesRittmeisters auf dem stämmigen Rumpf. Orden und Ehren? „Wie ein altes Kutschpferd sehe ich mildem vielen Zeug aus; und Alles bringt bis clato nichtsein. Ich bin in meine alte Krankheit verfallen, bin verliebt, und zwar in die Großfürstiu Katharina;diese liebenswürdige Fürstin hat mich den Namen ‚Der deutsche Suworow' gegeben". Ein Glück, daß die Zeit faulen Friedens und frankfurter Festseligkeit vorüber ist; dem »lieben Molchen", das nun wieder alleWeibsen der Erde überstrahlt, kann er melden, daß seine Truppen jenseits vom Rhein mit Freudenthränen empfangen wurden, und noch aus Nancy berichten: „Das Volk ist hier arm und unter dem grausamsten Druck der Abgaben; sie segnen mich, da ich alle Doucmiers, em>

pwyes und Gendarmen zumTeufel gejagt und ihnen freien Handel und Verkehr erlaubt habe." Auch hinter ihm läuten aus dem ersten Schnee schon die Glöckchen der Lenzeshoffnung. Aus dem badischen Freiburg schreibt Prinz Wilhelm von Preußen an die Schwester Charlotte: «In der Neujahrsnacht fuhren wir nach Mannheim,um demRebergang des Corps Sacken über den Rhein beizuwohnen. Gegenüber der Neckarmündung lag eine fehr feste Redoute. Diese mußte genommen werden, ehe man die Schiffbrücke ausdemÄeckar rausbringen konnte, um sie zuschlagen. Die Redoute war durchaus mit Sturmpfählen frisirtund theils mitPa» lissaden. Ohne einen einzigen Sturmpfahl auszureißen, nahmen die russischenTruppen dieRedoute mit der ungeheuerstenBravour. Ein eigener Neujahrsanfang, aber ein ewig unvergeßlicher Tag für mich. Nie vergesse ich den Anblick, als wir bei den Truppen ankamen und sie uns mit dem ungeheuersten Hurra empfingen. Sie standen dicht am Rhein; nun wurden sie übergesetzt. Papa und wir folgten ihnen und kamen glücklich am linken Rheinufer an. Als wir landeten, erscholl aufs Neue von Allen Hurra! Bei derSchanze blieb man nicht so heiter,wenn mandievielenToten, Sterbenden und Blessirten sah. Zum Andenken nahm ich einen französischen Czakoadler mit, den ich in der Redoute fand; auch v om linken Rheinufer einige Steine, die ich übersende, und aus Mannheim Bonbons." Noch glaubt er »bestimmt", daß die verbündeten Heere nicht bis nach Paris, „nach dem wahren moralischen Sumpf", marschiren werden. Schon aus Chaumont aber kommt, im Januar, derRuf: »UnserMarsch geht gerade aufParis. Merkwürdig ist es, daß uns dieSchlacht von Leipzig bisnach Paris bringt; es kommt mir vor wie beim Post- und Reisespiel: beiLeipzig warfen wir einenglücklichenPasch und der bringt uns nun hierher!" Am Tag des Einzuges in Paris spricht Zar Alexander: Wir geben den Franzosen das alte Königthum und die alten Grenze« zurück. Der Staatskanzler Hardenberg fordert Straßburg und Landau für Deutschland. Vergebens. Talleyrand betheuert, der Friede werde, könne nur dauern, wenn die Sieger auf jedeEntehrungFrankreichs verzichten.UnddieVerbündcten stemmen sich, Metternich vornan, gegen den preußischenAnspruch. Nur Kaiserslautern wird, weil Wilhelm Humboldt von diesem Posten nicht weicht, gerettet; das ganze Moseldepartement aber,

der Elsaß, sogar Saarbrücken dem König von Frankreich zurückgegeben. Von den blutigen Feldern haben die deutschen Völker weder Einheit noch Freiheit geerntet; nach wie vor dem Krieg werden sie von »dreißig Despoten" beherrscht und ihr altes Reichs» land.dieavulsa impeniMwiederfranzösisch. „DieDeutschen allein sehen sich einer eben so erniedrigenden wielächerlichenTyrannei unterworfen. Glaubt man, daß ihre Zungen, ihre Federn gefesselt, ihre Arme gelähmt sind?" An den Selbstherrscher aller Reussen wagt Stein solche Frage zu richten. Von diesem Alezander hofft er auch Hilfe zurWiederherstellung des deutschenKaiserthumes. (Woher, hatte der Zar ihn gefragt, nähme ich, wenn Eure Kleinstaaten verschwunden wären, fürmeine Großfürsten Frauen?And die Antwort gehört:»Ich wußte nicht, daß Eure Majestät Deutschland als ein russisches Gestüt betrachten/) Schutt hemmt den Fuß. Auf Steins Wunsch hat, im Dezember 1813, Arndt geschrieben: „Wenn Frankreich denRheinstrom mit seinenLanden behält, so behält es nicht nur sein Nebergewicht über Deutschland, sondern auch über Europa." Worte. Der Freiherr kann die Aechtung Bonapartes, nach dessen heimlicher Flucht aus Elba, durchdrücken: doch nicht hindern, daß Ludwig der Achtzehnte an Land reicher wird,alsvorihm dieBourbonsgewesen waren.Den Deutschen den Elsaß und Lothringen zu gönnen, konnten Briten und Russen auch 1813 sich nicht entschließen.Stein, der selbst, seit er dieLuftFrankreichs geathmet hat, jede Annexion großerLandstücke gefährlich findet, muß zufrieden fein, da er im zweiten Pariser Frieden Saarbrücken und Saarlouis für Preußen erlangt. Mehr war nicht zu haben; auch Metternich predigte ja,derFeldzughabemitderNiederwerfungdes bewaffneten Iakobinerthums seinZiel erreicht und dürfe nicht in einen Erobererkrieg ausarten. In der letzten Stunde versucht Gneisenau, Mißtrauen zwischen Preußens kalte Freunde zu säen; bleibt Frankreichs Grenze unverändert (schreibt er an den Zaren), «so wird man allgemein sagen, England wolle den Kontinent in neue Wirren stürzen, damit er nicht Zeit habe, sich gegen die britische Handelspolitik zur Wehr zu setzen."Der Same keimt nicht; und Preußens König bringt aus Paris zwar die Akte derHeiligen Alliance,doch nicht die Erfüllung des heißesten Nationalwunsches über den Rhein. Dort aber, im Elsaß, in Lothringen und Burgund, jubelt die Menge den

Diplomaten zu, die sie vor dem Rückfall an Deutschland bewahrt haben. «Wird unser Siegszug denn zur Flucht? Ganz Frankreich höhnt uns nach. Und Elsaß, Du entdeutschte Zucht, höhnst auch! O ärgste Schmach!" Aus Rückerts Zorn gellt der Ruf. Und unter Blüchers Schnauzbart wetterts: »Vor der ganzen Welt steht Preußen, trotz seiner Anstrengung, als der Betrogene." Fünfundfünfzig Iahre danach haben die deutschen Stämme aus eigener Kraft errungen, was die Verbündetenihnen geweigert hatten. »Wir haben Elsaß-Lothringen an uns genommen, damit die Franzosen bei ihrem nächsten Angriff, den Gott lange hinaus» schieben möge, den sie aber doch planen, die Spitze von Weißenburg nicht zu ihrem Ausgangspunkt, sondern damit wir ein Glacis haben, auf dem wir uns wehren können, bevor sie an den Rhein kommen. Wir haben uns nicht geschmeichelt, daß uns rasch gelingen werde, dieHerren aus dem Elsaß glücklich zu machen, und wir haben auch nicht darum die Annexion betrieben. Wir haben ein Bollwerk gebaut gegen die Irruptionen, die seit zweihundert Iahren diese leidenschaftliche, kriegerische Völkerschaft untcrnimmt,deren alleiniger,direkt ausgesetzterNachbarzu seinDeutschlcmd das Unglück und die Unannehmlichkeit hat. DiesenKriegen gegenüber haben wir die Spitze von Weißenburg, die tief in unser Fleisch hineinragte,abbrechen müssen; und gerade in dieser elsässischen Spitze wohnt ein Theil der früher französischen Bevölkerung, der an Kriegslust, an Haß gegen den deutschen Nachbarstamm den Galliern in keiner Weise Etwas nachgiebt." (Bismarck 1874 im Reichstag.) Preußen konnte das Land haben. Im Bericht des Bundcsrathes vom zwanzigsten April 1871 stehen die Sätzen »Ob durchschlagende und dauernde Gründe gegen die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mirver preußischen Monarchie vorliegen, darüber hat selbstverständlich das Ermessen der preußischen Regirung zu entscheiden. Hier sollte nur festgestellt werden, daß mindestens kein Widerstreben einer solchen Lösung entgegentreten würde." Mindestens: das Wort ließ keinen Zweifel; dem Bundesrath wäre Preußens Zugriff, als die einfachste Lösung des Problems, willkommen gewesen. Bismarck wollte sie nicht. Weder selbst, für seinen König, das Land einstecken noch es unter die drei Grenzstaaten vertheilen. Wars klug, aus zwei seit den Tagen Ludwigs des Frommen einander entfremdeten Be»

zirken, derenVolkheiten sich wie Süddeutsche vonNordfranzosen unterscheiden, ein Bündel zu machen und sie, ohne das Leitseil der Stammverwandtschaft, als ein »Reichsland" insNebelmeer staatsrechtlicher Begriffe zu stoßen? Ein Fehler? Heute sieht es so aus. Doch dem Staatsmann, der in der Wochenstube für gute Stimmung sorgen mußte, blieb vielleicht keine Wahl. In der Geburtstunde des Ewigen Bundes durfte weder die Präsidialmacht noch ein Theil der süddeutschen Staaten einen Gebietszuwachs erlangen, der den Neid der Bundesgenossen wecken konnte. Die Transplantation vonHaut- undKnochenstückchen gelingt aber nur, wenn für die Möglichkeit der Einheilung in eine bestimmte Körperstelle vorgesorgt worden ist; und die Vorstellung einer seit derZeit Ludwigs des Vierzehnten auf Deutschlands Westflanke granulirenden Wundfläche, der das Elsaß und Lothringen, als der deutschen Haut gleichartiges Gewebe, rasch einwachsen werde, hat sich als Trugbild erwiesen. Altdeutsches Land: Das klang einlullend ins Ohr. Doch dieses Landes Bewohner hatten dieSchmach des Rheinbundes als Nachbarn gesehen; dieNorddeutschen als eine Barbarenhorde hassen, die geknechteten oder zuchtlos bedrohten Süddeutschen bedauern, die troigieme ^IlemaZne als den Stammsitz des Volksverrathes mißachten gelernt. Woher käme ihnen die Sehnsucht, Deutsche zu heißen? IhrenAhnen war das Evangelium von den Menschenrechten gekündet worden; noch ihren Vätern Frankreichs Sache Lebensinhalt und Schicksal gewesen. Bismarck, der weder wissen konnte, wie lange der Friede währen,noch,obderWillezurEinheitnichtirgendwo rostenwcrde, wollte (und mußte wohl) im Süden eineFestung haben, die nicht schwarzweiß angestrichensein, aber eine starke preußischeBcsatzurig herbergen sollte. Die besonderen Amstände der Rcichsgründung zwangen zu einer Nnwahrhaftigkeit, deren Brut uns läncist unfreundlich anschielt. Das ersteHauptderReichslandesveiwaltun^ wurde Eduard von Möller; weil er sich als Oberpräsident der neuen Provinz Hessen-Nassau bewährt hatte und sich nur als preußischen Beamten fühlen konnte. Dann kam, 1879, die Verfassung, die das Reichskanzleramt für, das Oberpräsidium in Elsaß-Lothringen auflöste, dem Reichsland aber einen Statthalter, einen Staatssekretär, ein Ministeriuni, einen Staatsrath bescherte und demLandesausschußeine größereMitgIicdcrzahlzusprach,Kaissi-,

Bundesrath, Reichstag hatten, natürlich, auch noch mitzureden. Ein Dickicht; jeder muthige Schritt konnte gegen die Wurzel eines Kompetenzkonfliktes stoßen. Der Statthalter, dem «landesherr» liche Befugnisse" (in einem vom Kaiser je nach dem Augenblicks» bedürfnißzu ermessendenRmfang) übertragen werden, steht, von Verfassnngrechtes wegen, nichtunter, sondern aufrecht neben dem Reichskanzler; ist von ihm unabhängig. Wars je einer? Edwin Manteuffel vielleicht; so lange Bismarck nicht Zeit genug fand, sich um den westlichsten Winkel recht zu kümmern. Die bei» den Hohenlohe, Chlowig und Herrmann, richteten sich behaglich ein, fühlten sich aber dem Kanzler untergeben. Der Kaiser hält sich, wenn er nach Straßburg oder Metz kommt, an seinen Statt» halter. Der, denkt er, kennt den Kram bis ins Kleinste. Die Be» amten schmunzeln: erzählen lächelnd, wie die Durchlaucht oder Excellenz sich unter den Fragen des Allerhöchsten gewunden habe; und schließen den Bericht mit dem Satz: «Wedel kam mit einem Fuder Mißtrauen und mit dem Vorsatz, die Ohren zu spitzen; auf seinem Stuhl aber wäre Keiner vor Bemogelung sicher." Der Staatssekretär regirt; nur er. Das machte Max von Puttkamer ungemein gut, machte Herr von Koller schließlich nicht schlecht. Unter Beiden war fast immer Ruhe, war enge Eintracht mit der Militärbehörde; und Beide waren beliebt. Daß zurNachfolge des kräftigen Iunkers Köller just Hugo Freiherr Zorn von Bulach, der den Krieg noch als Franzosenlieutenant mitgemacht hat, be» rufen und seinBruderFranz, der so oft inParis sein muß,inden straßburger Bischofspalast gesetzt wurde, galt den Altdeutschen stets als ein Mißgriff. Mußten gerade die Söhne eines franzö» sirten deutschen Freiherrn, der unter Louis Napoleon Kammer» herr und Mitglied des (^orps l^Aislatik gewesen war, auf so schwie» rigem Boden die Geschäfte des Staates und der Kirche leiten?

In einer Zeit, die das Deutsche Reich vom Argwohn eingekesselt, Frankreich umworben und inWest undOst von stark scheinenden Großmächten gehätschelt sah? Der Zustand des Landes, Sie Stimmung des Volkes ward dem Kaiser wohl in rosigem Licht gezeigt. Und die Parole lautete: Versöhnung: S. M. braucht Sonne. ‚Auf dieStirn französischerGrenzwächter strahlt dieGnadensonne hernieder: mancher gute Deutsche aber friert im Schatten. In Allem wittert man das Geständniß deutscher Schwachheit; und

s
Die Zukunft,
wagt endlich wieder den derben Gestus übermüthigen Feindschaft. Seit ein Hauptmann des Königsregimentes einen franzelnden jungen Lothringer, der sich wider besseres Wissen gerühmt hatte, den Deutschen in einemWirthshaus geschlagen zu haben, im Zweikampf mit der ersten Kugel tot in den Sand gestreckt hat, haben die nächtlichen Belästigungen der Offiziere aufgehört. In Metz aber ists fo weit gekommen, daß ganzeHorden am hellen Tag bis vor die Hauptwache gezogen sind und ‚Vive la Trance!' gerufen haben. Dreimal mußte die Wache den Platz räumen: dann erst zerstob die Schaar, die nicht etwa nur aus Strolchen und Bummlern bestand." Das war im Februar 1911 hier zu lesen. Weiter: »Die Frage nach der Zukunft des Reichslandes gehört in den Bezirk der internationalen Politik und darf nicht ohne Mitwirkung des Großen Generalstabes beantwortet werden. Im Kriegsfall wären starke, in der Grenzgegend rasch ergänzte Truppen vor den Thoren Lothringens, ehe unser Nachschub aus Westfalen angelangt sein könnte.Leben im Reichslande denFranzosenFreunde, die Schienenstränge zerstören und Telephondrähte zerschneiden, dann können die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz uns ungünstig lauten und noch zaudernde Gegner Deutschlands aus vorsichtiger Neutralität locken. Mit unerbittlicher, unerschreckbarer Kraft muß deshalb jeder Auflehnungversuch niederge» zwungen werden. Ist die Autorität des Reiches wieder hergestellt und enthebt Deutschland sich dem weichen Pfühl passiver Politik, die sich mit friedseligem Verzicht noch brüstet, dann darf es Elsässern und Lothringern gewähren, was sie wünschen. Was sie wünschen: nicht weniger; sonst ists vernünftiger, das Gewordene nicht erst anzutasten. Ein im unzufriedenenReichsland lärmendes Parlament würde zurnationalen Gefahr." Solches Parlament zu schaffen, hält Herr von Bethmann, der ewig Blinde, für seinesAmtes höchste Pflichtschuld. Da er keinenBlutstropfen eines Politikers in den Adern hat, merkt er nicht, daß sein übler Verfassungentwurf durch die Pfuscharbeit der Fraktionen völlig unbrauchbar wird. Ist gar noch stolz darauf. Hier wird vorausgesagt, was kommen mnß: »Konflikte, Lärm, wüster Zank und Schimpf."Wird demPyrrhus von Hohenfinow bescheinigt: „Er hat das Feuer geschürt, das er ersticken sollte. Um eine Lebensfrage des Deutschen Reiches, um den Sitz seiner reizbarsten

Schwäche hat sichs gehandelt.Wer da nicht vordem ersten Schritt genau weiß, wie weit er gehen will, wer sich über die allen Blicken entschleierte Grenze seines Wollens hinausdrängen läßt und das gestern als unannehmbarAbgelehnte heute, mit dankbar devotem Lächeln, annimmt, Der hat, all in seiner menschlichen Rechtschaf-fcnheit, die Achtung verscherzt, ohne die ein Kanzler nicht wirken kann." Siegesfeier.Die Hammannei sorgt fürHymnen, Trompe-tenstöße, Paukengedröhn. Heil uns: das Reichsland ist uns zum Kaiserland geworden! Kommt aber nicht wieder in Ruhe. Und Wilhelm droht, «die ganze Verfassung in Scherben zuschlagen".

Iudicum.

Am neunten Dezember lasen wir, Freiherr Zorn von Bulach habe zum Botschafter einer berliner Zeitung gesagt: «In Elsaß-Lothringen wird die Autorität so geachtet wie in keinem anderen Land. Beleidigung seiner Ehre läßt sich unser Volk freilich nicht gefallen. Die aber liegt hier vor. Die ungezogenen und beleidi-gcndenWorte des Freiherrn vonForstner mußten sofort gesühnt werden. In Zabern hat die Civilverwaltung ihre Pflicht erfüllt, das Militär aber ungesetzlich gehandelt." And in Straßburg der Staatssekretär? Ungehörig; als Chef der Civilverwaltung ist er Partei und hatte drum schweigend den Spruch der Gerichte abzu-warten. Dazu ist der denVorgängen innerlichFerne nicht verpflich-tet; auch nicht durch irgendwelches Anstandsbedenken. Er kann reden, schreiben, drucken lassen, was ihn nöthig, was nur nützlich dünkt. Die Warnung vor dem »Eingriff in ein schwebendes Ge-richtsverfahren " ist nur da berechtigt, wo sie Einem gilt, der«einzu-greifen - vermag und versucht: einem derzuständigen Instanz Vor-gesetzten oder an Staatsmacht Aeberlegenen; sonst ist sie sinnlos (und ihre steteWiederholung nur durch die Hast des Preßbetrie-bes zu erklären, die auf die Haschjagd nach alten Phrasen drängt). EineRede, einBrief oderArtikelüber ein schwebendes Verfahren ist kein Eingriff; kann nur morsche oder verlumpte Richter aus ihrerUeberzeugung schleudern; kann nöthig sein und nützlich wer-de«^ Jedem an der zu beurtheilenden Sache Anbetheiligten ist freierAusdruck seiner Meinung erlaubt. Deshalb war auch kein Grund zu wiithendemAusfchrei, als bekannt wurde, der berliner Polizeipräsident habe in eincm OffenenBrief das Verfahren und

Artheil im Fall Forstner getadelt. Das durfte er thun. Doch der Brief ist dann, leider, gedruckt worden; hier folgt sein Wortlaut: Militärische Uebungen sind Akte der Staatshoheit, Werdenihnen Hindernisse bereitet, wie in Dettweiler, so gilt für deren Beseitigung das Gleiche. Strafverfolgung wegen eines Aktes der Staatshoheit ist unzulässig, ein selbstverständlicher Rechtsgrundsatz, betreffend die Konflikte bei gerichtlichen Verfolgungen, der übrigens im S 7 des Prsußi» schen Gesetzes wegen Amts- und Diensthandlungen vom dreizehnten Februar 1854 (Gesetzsammlung, Seite 86) für Beamte auch ausdrückliche Anerkennung gefunden hat. Also durfte gegen den Lieutenant von Forstner Anklage nicht erhoben werden, geschweige denn Verurtheilung erfolgen. Anscheinend hat das Gericht Erster Instanz diesen Gesichtspunkt nicht geprüft; die Berufunginstanz wird ihn der Berathung vorweg zu Grunde zu legen haben. Wäre die Rechtslage anders, so bedürfte sie schleunigster Aenderung, Denn wenn unsere Offiziere, noch dazu solche, die fast in Feindesland stehen, die Gefahr einer custodia ivKonsZts laufen, weilsiefürAusübungdes königlichenDienstes freie Bahn schaffen, dann erwächst dem vornehmsten Beruf Schande. Ein sie schützendes Reichsgesetz, nachgebildet dem genannten preußi» schen Gesetz, wäre dann dringende politische Notwendigkeit.

Dr. zuris von Iagow.

Das angefühlte preußische Gesetz vom dreizehnten Februar 1834 sagt: «Wenn gegen einen Beamten wegen einer in Aus-Mung oder in Veranlassung der Ausübung seines Amtes vorgenommenen Handlung oder wegen Unterlassung einer Amts» handlung eine gerichtliche Verfolgung im Weg des Civil» oder Strafprozesses stattfindet, so kann die vorgesetzte Provinzial» oder Centralbehörde des Beamten, falls sie glaubt, daß dem Beamten eine Neberschreitung seiner.Amtsbefugnisse oder Unterlassung einer ihm obliegenden Amtshandlung nicht zur Last fällt, den Konflikt erheben. Zur Entscheidung dieser Vorfrage (des Kon» fliktes)istdasOberverwaltungsgerichtzuständig." Nach dem Ein» führungsgesetz zum GVG. (Z 11^) ist »die Vorentscheidung auf die Feststellung beschränkt, ob der Beamte sich einer Neberschrei» tung seiner Amtsbefugnisse oder der Unterlassung einer ihm ob» licgendenAmtshandlungschuldiggemachthabe". Auf „Personen des Soldatenstandes findet die Bestimmung (von 1834)Anwen» dung", wenn diese Personen «bei anderen als Militärgerichten belangt werden und der vorgesetzte Kommandeur den Konflikt erhebt." Daß ein preußisches Gesetz mit seiner Rechtskraft nicht

bis nach Elsaß-Lothringen reichtest klar.DaßHerr vonIagowdie Paragraphen dieses Gesetzes verwechselt hat, ist ein Zeichen betrübender Nachlässigkeit. Daß der Konflikt, für dessen Austrag dieses Gesetz Vorschriften giebt, im Bezirk des Militärstrafrechtes undenkbar ist, muß Jeder wissender auch nur die Grundlage der Militärgerichtsverfassung kennt. Da das Recht, ein Verfahren anzuordnen, den Schuldigen auf demDisziplinarweg zu strafen,gegen den schwererSchuldVerdächtigen dieAnklagezu verfügen, nur dem Gerichtsherrn zusteht, müßte dessen Brust, Seele, Hirn <nennts, wie Ihr wollt) der Schauplatz des Konfliktes gewesen sein. Wenn eine Civilbehörde glaubt, ein ihr unterstellter Beamter werde wegen eines Handelns oder Unterlassens, das mitseinerAmtspflicht vereinbar war,gerichtlichverfolgt,wennsieihnalso für in ihrem Sinn unschuldig hält, kann (nicht: muß) sie„denKonflikt erheben": durch eine Vorentscheidung feststellen lassen, ob ihre, ob die gerichtliche Auffassung vom Geist des Gesetzes erfüllt ist. Wenn einGerichtsherr die Anklageverfügung unterschreibt, ist er gewiß,daßdieHandlungoderNnterlassung,die im Hauptverfahren erwiesen werden foll, durch die Amtspflicht und Amtsbefugniß desAngeklagtenihrerStrafbarkeitnichtentkleidet werden könnte. Aeber solche in der Stolpersprache eines kecken Schülers vorgebrachtenIrrthümer dürfte man lächeln; allenfalls auch über das dem „ vornehmsten Beruf" gewundene Kränzlein und die Weisung andenGesetzgeber,maljefälligstdemReich,aber 'nBischenplötzlich, die Wohlthat der preußischen Bestimmung zu sichern. Doch Herr vonIagowsagt und meintAnderes: wer die einem von ihm auszuführenden Akt der Staatshoheit bereiteten Hindernisse beseitigt, dürfe nicht gerichtlich verfolgt werden. Das ist ihm «ein selbstverständlicherRechtsgrundsatz". Wie, mit welchenMitteln, die Hindernisse beseitigt werden, ob ein Offizier oder Schutzmann dreinhaut, ein Antersuchungrichter einem ungeberdigen Zeugen in gerechtemZorn ein paar Zahnkronen zerschlägt: Akte derStaatshoheit; Anklage, „geschweige denn Verurtheilung" unmöglich. Da hörr der Spaß und das Lächeln auf. Nicht ein Satzknäuel des Briefes ist haltbar; der hochfahrende Ton, der den Spruch eines Kriegsgerichtes wie eine Schrulle alberner Kinder wegfegt, ziemt am Wenigsten einem Rüger, dessen Gesetzkenntniß nicht für eine ernsthafte Erste Staatsprüfung ausreichen würde; und

daß ein Königlicher Polizeipräsident (der blieb er, wie der Gc»
krönte im Märchen König, noch inAnterhosen; und nur, weil ers
blieb, wurde die wirre Epistel gedruckt) die Französische Repu-
blik, mit der wir in Frieden leben, öffentlich« Feindesland "nennt,
nimmt uns das Recht, pariser Taktmängel hart zu tadeln. Ent-
scheidend ist aber: wo in anderen Menschenköpfen das Rechts-
gefühl wurzelt,ist in diesemHaupt keinFäserchen dieser köstlichen
Pflanze zu spüren. Schade um den Mann. Er schien vom Liebreiz
seinesWesens oft allzu innig überzeugt und stellte sich gern drum
ins Schaufenster; doch manchmal hat er sich als tüchtigen Prak»
tiker gezeigt. Er durfte schreiben, was ihm beliebte, und unter das
schroffsteArtheil seinen Titel setzen. Nur: als unwissenden Men»
schen ohne den einfachsten Sinn für Logik, ohne ein Fünkchen des
Rechtsgefühles, das im Herzen feines Amtsbewußtseins glühen
müßte, durfte er sich dem Volk nicht enthüllen. Ein Polizeiprä»
fident, der nicht weiß, daß, wann, wo Akte der Staatshoheit gericht»
lich verfolgbar sind: einFeiertagsbraten für denTisch der rothen
Genossenschaft. Nie ist aus dem Hirn eines höheren deutschen
Beamten solches Zeugniß wüster Unwissenheit gekommen.Der es
morgens von sich gab, mußte abends dem Amt enthoben sein. (Er
schrieb als Privatmann?Nnsinn; ein Rechtsanwalt, der sich, nach
grimmenAusfällengegenBeselersverwitterteMajestät oder eine
andereDauereinrichtungPreußens.sozuhalbirentrachtete.würde
vom Hohn gestäupt; und ist kein Königlicher.) Daß dieser Doktor
eine »Rechtsbelehrung", die der jüngste Gerichtsschreiber ver-
lacht, im Amt überleben konnte, ist das Symptom eines Staats»
zustandes, der erst unter dem Herrn vonBethmann möglichwurde.
Symptom: wie Alles, was ausZabern und Straßburg jetzt
unholdenDuftüberdenRheinherweht.DasvomKriegsgerichtder
Dreißigsten Division gegen den Lieutenant von Forstner gefällte
Urtheil schien Manchem zu hart.Ist aber nicht anzune hmen, daß die
Richter (Oberstlieutenant, Major, Hauptmann, Oberlieutenant,
Kriegsgerichtsrath) dem blutjungen Kameraden gernGefängniß
und Abschied erspart hätten? Daß nur Gewissen es ihnen wehrte?
InfinstererFrühe führt derLieutenant einenZug durch Dettweiler.
DicTruppe singt; häßliche Lieder. Arbeiter, die in die Schuhfabrik
gehen, erkennen Forstner; den Mann, der sein Laken beschmutzt,
den Elsässerstamm oft gekränkt, Rekruten für jedes Wackeslciche

zehnMark verheißen und ihnen (so ists beschworen worden) empfohlen hat.dieTricoloreFrankreichs, hinterrücks,mit derFarbe zu tünchen, deren Stoff ihm, während er schlief, ins Bettzeug entfuhr; denMann, denCassagnac und ein lothringischer Graf, weil er ihrer Herausforderung sich nicht stellte, in hundert Zeitungen mit den gröbsten Schimpfwörtern gestriemt haben. Gelächter; Spottrufe; Schimpf undDrohung.Der da hat besonders laut gedroht(der lahme Schuster Blank). Er leugnet; will nicht verhaftet sein; wehrt sich gegen Kolbenstoße. Forstner meint, Blank wolle ihn mißhandeln; und schlägt ihm mit dem Degen über den Kopf. Die Wunde ist nur zehn Centimeter lang; doch derSchuster achtTage zur Arbeit unfähig. Kein Prozeßbericht kann, gerade in diesem Fall, den Eindruck der Persönlichkeit ersetzen. Wie giebt sich der Lieutenant? Scheint der Schuster ein ruhiger Mensch oder ein böserBruder? Den Richtern drückte sich die Ueberzeugung ein: GegenBlank, der unter dem Zeugeneid, gemächlich, bestreitet, gerufen, gedroht zu haben, istSicheres nicht zu erweissn;Forstner durfte sich.in einer Soldatenhecke, nicht in Nothstand oder Ehrenothwehrrecht wähnen; derganzeAuflaufwarnichtsoarg,wieer im Dunkel aufüberreizte Nerven wirkte; der Hieb unnöthig. RechtswidrigerWaffen» gebrauch und Körperverletzung mit einerWaffe. Die Strafart ist vorgeschrieben; das Maß nehmen wir so kurz, wie das Gesetz irgend erlaubt. So haben (nach einer Berathung,die fünfzehn Minuten währte: offenbar also einstimmig) vier Offiziere geurtheilt, die dem armenFreiherrlein das Mitleidwohlnichtknickerten.Wer darfdenSpruch schelten?Aus derFerne nur derBesangene.Der das Kaiserland als ein öiribi, eine Lümmelherberge mindestens sieht und am Stammtisch schnauzt! »DieBande hat unseren Offizieren das Leben immer zur Hölle gemacht." Das ist nicht wahr. Blume und Gilgenheimb waren, als Kommandirende, auch bei den kleinen Leuten beliebt und Gottlieb Haeseler wurde, sogar in Metz, wie ein gütiger Vater umjauchzt. Symptome; mit ihnen brauchte dieArsache des Nebels noch nichtzu schwinden. Suchet sie indem Buch derGenesis.DreiundvierzigIahreungefährdetenBesitzes; kerndeutsches Volk. Oesterreich war mit bosnischen Serben rascher in Ordnung. Weil die Verwaltungmächte nicht wider einander wirken. Und weil derWunsch, die Kraft in anmuthigeForm zu kleiden, nicht als Weichlingsschwachheit mißachtet wird. ^

Die Zukunft.

Gruppes Erweckung.

WIA it größtem Interesse habe ich den sehr interessanten Artikel von Fritz Mauthner über Otto Friedrich Gruppe in der „Zukunft" vom sechsten Dezember gelesen. Die Wiedererweckung dieses la«g vergessenen Denkers ist überaus erfreulich und um so bemerkenswerther, als sie von drei verschiedenen Seiten aus gänzlich unabhängig erfolgt. Vor Kurzem hat, wie Herr Mauthner selbst erwähnt, Herr Arthur Trebitsch auf Gruppe als einen „vergessenen Philosophen" in einem eigenen Artikel hingewiesen. Ich selbst habe, wie ich hinzufügen darf, schon vor zwei Iahren in meiner 1911 erschienenen „Philosophie des Als Ob" (die seitdem in zweiter Auflage erschienen ist), mich sehr eingehend mit Gruppe beschäftigt, in zwei Kapiteln über die abstrakten und über die allgemeinen Begriffe, Kapiteln, in denen ich viele Auszüge aus Gruppes philosophischen Werken mittheilte und diesen der jetzigen Generation ganz unbekannten Denker wieder zu Ehren brachte. Grnppe hat schon erkannt, daß die wichtigsten unserer Begriffe bloße Hilfkonstruktionen sind, deren Falschheit wir mit voller Klarheit einsehen können^ ohne sie jedoch entbehren zu können. Also bewußt falsch: Annahmen, die aber für unser Denken unumgänglich nothwsndig sind, sim so mehr, als sie durch die Sprache so fixirt wurden, daß wir ohne sie nicht sprechen, also auch nicht denken können.,

Auch ich kam, wie Mauthner, im Frühjahr 1876 nach Berlin. Mir war das philosophische Erstlingwerk von Gruppe, der „Antaeus", schon in einem antiquarischen Katalog durch seinen Titel aufgefallen, „Antaeus, ein Briefwechsel über spekulative Philosophie in ihrcmKonflikt mitWissenschaft und Sprache," (1831,) Da dasBuch in Berlin erschienen war, erkundigte ich mich dort nach dem mir sonst unbekannten Namen und erfuhr du?ch den damals schon sehr bejahrten Universitätprofessor Maercker Einiges über die Person und das Leben von Gruppe. Ich verschaffte mir dann den „Antaeus" und später auch noch ein anderes Werk von Gruppe und schöpfte daraus reiche Belehrung, die meiner damals im Entstehen begriffenen „Philosophie des Als Ob" zu Gut gekommen ist. Später hatte ich die Absicht, über Gruppe eineDissertation oderMonographie von einem meiner Schüler schreiben zu lassen, doch wurde die Ausführung desPlancs durch ein Augenleiden verhindert, das mich nöthigte, meine Amtstätigkeit vorzeitig einzustellen.

. Es ist sehr verdienstlich, daß Mauthner über das Leben Gruppes das Nöthigste zusammengestellt hat, was sicher sehr mühsam war, aber um so anerkcnnenswerther ist. Mauthner hat es übel der-

merkt, daß Gruppe, trotz seinen radikalen Anschauungen, dem konservativen Regime nach 1848 seine Dienste zur Verfügung stellte. Mauthner hat Das zwar schon selbst zu entschuldigen versucht, doch möchte ich noch Einiges zu diesem Punkt bemerken. In weiten Kreisen ist die Anschauung verbreitet, daß Männer, die in philosophischer Hinsicht radikal denken, auch in politischer Hinsicht radikal sein müßten. Das trifft zwar sehr oft, aber nicht immer zu. Ich erinnere an Hobbes, den radikalsten Philosophen aller Zeiten. Er war der Neubegründer des Materialismus und der mechanischen Weltauffassung, die er auch auf die Erklärung des Geisteslebens übertrug; aber er zog hieraus politische Konsequenzen, die ihn gleichzeitig zum ‚Begründer des monarchischen Absolutismus machten. FriedrichDavidStrauß, der wegen seines theologischen und philosophischen Radikalismus als Fahnenträger des modernen Geistes galt, schloß sich, als er in das frankfurter Parlament gewählt wurde, der Rechten an und blieb sein Leben lang in politischen Dingen im Wesentlichen konservativ; ich habe noch kurz vor seinem Tode in Ludwiasburg mit ihm ein interessantes Gespräch darüber gehabt. Endlich ^ei noch Taine genannt, ein Anhänger und Fortbildner des englischen Empirismus, der aber in seiner Geschichte der Französischen Revolution sich auf die Seite des !^n(!ien re^inis stellte. Daraus mag man schließen, daß innere Gründe und rein theoretische Gedankengänge vorhanden sein müssen, welch: die politisch konservative Stellung einzelner philosophisch radikalen Männer hinreichend erklären, ohne daß man solche Stellungnahme auf äußere und minder edle Motive zurückzuführen braucht.
Interessant ist es, zu sehen, wie jetzt, unabhängig von einander, drei ganz verschiedene Männer, die von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen, fast gleichzeitig öffentlich auf den mit Unrecht längst vergessenen Mann wieder hingewiesen haben. Seine Auferstehung, die Neuausgabe seines ‚‚Antaeus" in Mauthners „Bibliothek der Philosophen" ist freudig zu begrüßen. Der vorurtheillose Geist dieses Mannes, der durch Begriffs- und Wortnebel nicht zu täuschen war, ist sehr geeignet, dem Wiedererwachen der spekulativen Philosophie in der Gegenwart als ein Gegengewicht zu dienen. Die Neu-Romantik, die feit einem Jahrzehnt immer mehr in Deutschland um sich greift, hat dazu geführt, daß die spekulative Philosophie Fichtes, Schöllings und Hegels wieder erneuert wird. Nicht das Große, was diese Männer dem deutschen Geistesleben zugeführt haben, wird erneuert, sondern ihre Schwächen sind es, an denen sich jetzt die unerfahrene Jugend begeistert. Schon bemerkt man an den Universitäten das Eindringen dieses

romantischen Geistes, der bewirkt, daß manche junge Leute an die Stelle solider methodischer Arbeit in den geschichtlichen, selbst in naturwissenschaftlichen Fächern apriorische Konstruktion und will» kürliche Intuition setzen wollen. Solcher die Wissenschaft gefährdenden Romantik gegenüber ist die Erweckung des unbestechlichen, nüchternen, antiromantischen Gruppe ein großes Verdienst, ja, eine dringende Notwendigkeit.

Halle a. S. Professor Dr. Hans Vaihinger.

/(Tiegen die Dogmen, mit denen Theologie die eucharistische Feier ZlF^) umhegt hat, bäumen sich im modernen Denker Vernunft und □ Gefühl mit gleicher Entschiedenheit auf; doch der naiv Gläubige, der Trost und^Erbaunng daraus schöpft, empfindet nicht die Dornenstiche des Dogmengestrüppes und dem Wissenden bleibt die Messe ehrwürdig als Repräsentation des Dramas der leidenden, kämpfenden und siegenden Menschheit, als Einladung zur Vereinigung mit Gott uud als der Mutterschoß, aus dem unsere Bildenden Künste und die Musik geboren sind. Zweimal am selben Tage zu celebriren, ist dem Geistlichen nur M Rothfällen, mit besonderer bischöflicher Erlaubnis;, gestattet; aber am Tage der Weihnachtfeier soll er drei Messen lesen.

Die erste in finsterer Mitternacht zu Ehren der ewigen Geburt des Gottsohnes aus dem Vater. Jedes irdische Geschöpf verkörpert einen Gedanken, ein Wort Gottes. In den Menschen bleibt die Geistnatur des Schöpferwortes erhalten; in keinem reiner und voller als in Jesus. Darum sahen die Theologen der Nrkirche in ihm den Logos, den Gottsohn der Zeitphilosophie. Nur Diesen behielt die Kirche von allen den Emanationen, mit denen Theosophie die Kluft zwischen der reinen Geistigkeit desNrwesens und demErdenfchmutz zu überbrücken versuchte, nnd fügte den Heiligen Geist hinzu, der, vom Vater und dem Sohne ausgehend, den Kreisprozeß des göttlichenSelbstbewußtseins schließt. Wir wissen heute,daß wir weder die Psychologie der Gottheit ergrübeln noch die Entstehung derWelt beschreiben, was wir von beiden Geheimnissen ahnen, nur

Die drei Weihnachtmessen.

in Bildern ausdrücken können; aber gern lassen wir uns in dieser Heiligen Nacht daran erinnern, daß alles körperliche und geistige Licht, dessen wir uns erfreuen, dem göttlichen Lichtmeer entquillt, das, dem geschöpflichen Auge unzugänglich, uns in Finsterniß gehüllt erscheint. Und noch an eine andere Nacht erinnern wir uns: die Nacht des Elends der Menschheit und die geistig-sittliche Finsterniß, in welche die frohe Botschaft von der zweiten Geburt des Gottsohnes, der im Stalle zu Bethlehem, hineinleuchtete.
Drum soll die zweiteMesse in derMorgendömmerung gelesen werden. Diese Geburt beendet die Nacht, deren die Gemeinde in ihrem Adventslied gedenkt: „Thauet, Himmel, denGerechten.Wolken, regnet ihn herab, rief das Voll in bangen Nächten, dem Gott die Verheißung gab." Houston Stewart Chamberlain predigt: Die historische Religion ist gar keine Religion; den Namen Religion verdient nur jene mystische Vermählung mit Gott, die von der einzelnen Menschenseele aus eigenem Antrieb und aus eigener Kraft vollzogen wird, ohne Mitwirkung irgendeiner geschichtlichen Ueberlieferung oder Belehrung. Ungefähr das Selbe, wie wenn Jedem die Kultur abgesprochen würde, der nicht alle Kulturgüter vom Feuerquirl bis zu Kants Vernunftkritik und zum Telephon selbst erfunden hätte. Aber der Deutschengländer hat Apostel gefunden, die, im Widerspruch zu ihremDogma, ihre vermeintlich echteReli» gion alsVolksreligion verbreiten wollen (als welche sie ja eine von den Stiftern empfangene, historische Religion sein würde) und die deshalb, die Einen einen neuen Mythus, die Anderen eine neue kirchliche Organisation ersehnen. Wie hängen denn dieseDinge zusammen? Im achten Jahrhundert vor Christus hat Iesaja, mitten unter scheusäligen Moloch- und Astartekulten, den einen geistigen Gott, den Weltschöpfer und Leiter der Völkerschicksale, die Weltvernunft und allgestaltende Liebe verkündet, den Gott, der nur durch gottähnliches Denken, Wollen, Fühlen und Handeln verehrt werden will. Diese Religion hatChristus zur Welrreligion erhoben. Sie ist die Religion der Kulturwelt und keine andere ist möglich; wer sie nicht mag, mutz auf Religion verzichten. Daran kann die dem Judenhaß entstammende Schwärmerei für Wotan so wenig Etwas ändern, wie die Sehnsucht nach den Tempeln der Venus Amathusia dagegen vermocht hat, von der sich unsere großen Dichter in Perioden des Iünglingsrausches angewandelt fühlten. Die Kirche Christi hat den Germanenstämmen, aus denen die heutige Kulturwelt erwachsen ist, die Kultur des untergegangenen Alterthumes übermittelt und, so lange und so weit es nöthig war, den Staat ersetzt; und heute noch danken ihr viele Millionen, daß sie


file:///D|/0515/ocr%2080er/dz%20086_025.html[17.07.2014 17:08:03]

dem Leben einen Sinn gebe, dem Streben ein klares Ziel setze, in der Pflichterfüllung Ausdauer, im Unglück und Leiden Muth und Trost, zu heroischer Aufopferung für den Nächsten Kraft und Begeisterung, auch Freudigkeit zum Sterben verleihe. Das sind keine Mythen, sondern geschichtliche Thatsachen. Und von dieser historischen Religion ist die Religion, welche heutige Gottsucher für ihre eigene originale Schöpfung halten, ein Restchen. Alle Religion ist, gleich jedem anderen Kulturgut, Produkt der von Gott geleiteten geschichtlichen Entwickelung. Darum dürfen wir mit dem Eintritt Christi in die Welt den Morgen desSeelenlebens anbrechen lassen. Ich weiß nicht, ob heute noch im breslauer Dom zur Adventszeit das LOOs, O«ininu8 vsniet gesungen wird, ob es so gesungen wird wie vor sechzig Jahren, ich weiß nur, daß bei den Worten et erit in äis illa lux ins,ANä es licht wurde in meiner Seele; wie ich denn überhaupt immer die Kirchenmusik alseineErleuchtung, eine Offenbarung Gottes empfunden habe. So sehr ich die Hellenen liebe, bin ich doch überzeugt: Melodien, wie unsere von der Offenbarung Christi durchleuchteten und durchglühtenTondichter, haben sie nicht gefunden.'

Der Morgen ist lang geworden, die Mittaghöhe noch nicht er» reicht, wohl im Diesseits gar nicht zu erwarten; und immer wieder wird die Sonne von den aus Unwissenheit und niederen Trieben iaufsteigendenfilebeln verhüllt. DiePriester undBischöfe sindMenschen, sind von Unwissenheit, Irrthum und Laster, von dem in die Kirchs eingeschleppten Rabbinismus, Pharisäismus und heidnischen Aberglauben nicht frei geblieben; und so folgt dem heilvollen Wirken der Kirche als Schatten die im Ablauf der Jahrhunderte riesengroß anschwellendeSchuld.derenZergliederung heute die dem lieblichen Feste des göttlichen Kindes gebührende Stimmung verbietet. Ganze Völker haben, von dem Treiben der Hierarchie abgestoßen, die alte Kirche verlassen; und weniger edle Bewegründe, die sich einmischten, haben die Abneigung gegen die Hierarchie in grimmigen Haß gegen das Christenthum verkehrt. Aber diese Feindsäligkeit hat die Kirche gerettet. Aufklärung und eine außerhalb der Kirche aufblühende Humanität fördernd, hat sie es der Hierarchie unmöglich gemacht, noch einmal in verderblichen Aberglauben und in hassenswerthe Formen gewaltsamer Selbstbehauptung zurückzusinken; und die fortschreitende Säkularisation, die übrigens auch ohne alle Feindschaft als Wirkung einer natürlichen Entwickelung eingetreten sein würde, überhob die Päpste und Bischöfe der traurigen Nothwendigkeit, Todesurtheile zu fällen, Gefängnisse zu bauen, Kriege zu führen^Diplomatenkünste zu üben und andere mit

Die drei WeihnachtmesM,
ihrem heiligen Amte nicht vereinbare Pflichten zu erfüllen; sie dürfen nun wieder Organe sein, in denen der Geist Christi, der göttliche Geist, sich rein auswirkt.
Tie dritte Messe, am hellen Tag, ist der Geburt des Gottsohns im Menschenherzen gewidmet, dem Zweck seiner Herabkunft, der sich täglich überall verwirklicht. Laß uns, lehrt die Kirche beten, der Gottheit Dessen theilhaft werden, der unsere Menschheit angenommen hat. Menschwerdung Gottes und Vergottung des Menschen: Das ist der Inhalt des Weihnachtmysteriums. Da haben unsere Mystiker, was sie fordern. Aber während Jeder von ihnen sein individuelles Herzensbedürfniß im Auge hat, befriedigt die Kirche auch die spekulativ gerichteten Geister und die Bedürfnisse desVolkes. So Vieles, so. Alles umfassend, würde sie den Namen der katholischen, der wahrhaft allgemeinen, verdienen, wenn sie darauf verzichtete, alle die Männer auszustoßen, die, vom Geist Jesu erfüllt, aus vollwichtigen Gründen die dogmarischen Formulirungen, zum Theil Verunstaltungen, der christlichen Ideen ablehnen, die zu schaffen, Theologengrübelei, wirthschaftliche und politische Entwickelung und hierarchische Selbstsucht zusammengewirkt haben; wenn sie ferner anerkennen wollte, daß ihr ursprünglich eigener, derGeistIesu es ist, der in den bürgerlichenOrdnungen und in den außerkirchlichen humanen Strömungen unserer Zeit waltet; wenn sie endlich aufhörte, klagend und scheltend die Rolle des Erziehers zu spielen, der sich nicht drein finden kann, daß er seine Aufgaben gelöst und sich selbst überflüssig gemacht hat. Ganz überflüssig wird sie ja niemals werden, denn es ist ihr das Charisma verliehen, die Herzen der Ihren den aus dem göttlichen Quelkhorn alles Lebens strömenden Wassern offen zu halten, während die drauhenWeilenden, von den Leistungen des Menschengeistes überwältigt, nur allzu leicht einer Diesseitigkeit anheimfallen, die das innersteSehnen des Herzens nicht zu stillen vermag und es austrocknet. Nnd eines zweiten, der Kulturwelt unentbehrlichen Charismas erfreutsiesich: sie verfügt über eine solche Fülle ethischer Motive, Antriebe und Lockungen in Wort, Bild und Tönen, in zweckmäßigen seelsorglichen und kultischen Einrichtungen, daß alle anderen, ethischen Zielen zustrebenden Gemeinschaften neben ihr arm erscheinen, wie sie denn auch gewöhnlich geneigt sind, die Bändigung der Massen allein noch von der Militärgewalt zu erhoffen.
Neisse. Karl Ientsch.
2'

'ZMl er italienische Minister desiAeußeren, Marchese di San Guiliano, sprach im Dezember zu dem neu gewählten Parlament: „In diesem Augenblick, wo eine der größten internationalen Krisen der Geschichte noch nicht vollständig überwunden ist, schweben viele wichtige Fragen; und viele wichtige Interessen unseres Landes, Lebensinteressen, stehen auf dem Spiel." So sah es 1913 überall aus. Für die Wirthschaft ein ewiger Kampf gegen politische Sorgen; ein gefährliches Schaukeln zwischen dem Tiefpunkt der letzten Friedenchance und dem Hochgefühl der Befreiung aus aller Roth; und schließlich völlige Gleichgiltigkeit gegen jede neue Färbung des Weltbildes. Die erste Hälfte des Ianuarmonats schimmerte rosenroth; und die Friedensglocken waren schon in leise Schwingung gebracht, um mit vollen Akkorden in die Verkündung des Friedens auf Erden einzufallen. Da krachte der Sturz, der das Ministerium Kiamil vertrieb. Das Ringen um Adrianopel begann; und endete erst, als Bulgarien den größeren Theil seiner Beute wieder verloren hatte. Der Friede von Bukarest wurde am sechsten August unterzeichnet. Was der Krieg zerstört hat, ist noch nicht berechnet. Die Liquidation des blutigen Balkangeschäftes fängt erst an. Die verwüsteten Länder brauchen sehr viel Geld, um Vernichtetes zu ersetzen, Gewonnenes fruchtbar zu machen. Serbien allein hat sein Gebiet um fast die Hälfte des alten Territoriums vergrößert. Der Boden aber muß mit Geld gedüngt werden, wenn er Ernten tragen soll. Die Moratorien wurden über den festgesetzten Endtermin verlängert. Zahlungen können erst geleistet werden, wenn neues Geld da ist. Mehr als Vorschüsse haben die Balkanier im alten Iahr nicht erreicht. Den besten Standard hat Rumänien. Die Kosten seines kurzen Feldzuges werden auf 200 Millionen Francs geschätzt. Doch die Ernten (Weizen und Mais) waren gut und eine Anleihe war im Ausland leicht nnterzubringen. Die 8000 Quadratkilometer, um die das Königreich seine Frenzen erweiterte, bilden eine gewichtige Reserve. Die Türkei erhielt sich das geschäftliche Ansehen durch die Wahrung der normalen Zahlungbedingungen. Sie deckte sich nicht durch ein Moratorium. Unter den Großstaaten litt Oesterreich-Ungarn am Meisten durch den Krieg. Was über das Geschäft berichtet wurde, war mehr schwarz als gelb gerändert. Kanosnendonner aus weiter Ferne traf kaum das von den Balkangeschützen betäubte Ohr. Im Osten tobte noch immer der Aufruhr um die neue chinesische Republik; und im Westen blies Mexikos Diktator Huerta die Kriegsfanfare. Sir Edward Grey aber pries den europäischen Frieden; Sir Winston Churchill forderte das Weltfeierjahr im Flottenbau; und der Schatzsekretär Kühn den Wehrg von einer Milliarde: Deutschlands Tribut für den Balkankrieg,

Ernten und Handelsbilanz.

Wichtiger als die Politik ist das Brot. Aber Korn wächst nur auf Fluren, die der Mensch nicht zerstampft. Und der Boden hat gezeigt, was ihm friedliche Arbeit abzugewinnen vermag. In Deutschland gabs wieder eine vorzügliche Ernte: 4,65 (4,36) Millionen Tonnen Weizen, 12,22 (11,59) Millionen Tonnen Roggen, 3,67 (3,48) Millionen Tonnen Gerste, 9,71 (8,52) Millionen Tonnen Hafer und 54,12 (50,21) Millionen Tonnen Kartoffeln. Auch die Zuckerproduktion wird in ihrem Iahresertrag sogar vom Reichsschatzsekretär gepriesen. Der rühmte sie in seiner Etatrede und that mehr Zucker in den Reichshaushalt, als man dort zu finden gewöhnt ist. Deutschland produzirte 27 Millionen Doppelcentner, 7 Millionen mehr, als der Durchschnitt der letzten zehn Iahre betragen hatte. Die Leistung fiel besonders im Vergleich mit den Darbietungen anderer Länder auf. Rußland blieb so weit zurück, daß es (zum Glück für Deutschland und Oesterreich« Ungarn) die ihm durch die Brüsseler Konvention gebotene Ausfuhrgrenze nicht erreichte. Aber der deutsche Export stieg von 2,8 Millionen Doppelcentnern (1911/12) auf 14,3 Millionen (1912/13); und da, der Verbrauch im Inland sich zu nie gesehener Höhe erhob, konnte man beinahe günstige Schlüsse auf die Lebenshaltung des deutschen Volkes ziehen. Aber die Zahl der Arbeitlosen ist groß; und aus den Bureaux der Gewerkschaften drangen in den letzten Wochen des Iahres erschreckende Ziffern in das neugierige Ohr. Ihre Sprache ist so gellend, daß sie den Wohllaut der Iubilüumstatistiken, die 1913 auch für die wirthschaftliche Entwickelung aufgemacht wurden, verschlang. Der berechtigte Stolz auf den ökonomische Erfolg und auf die 330 Milliarden des deutschen Nationalvermögens verstummt vor dem Iammer der Armuthstatistik. Auch in der Mittellage verschlechtern sich die Existenzmöglichkeiten durch die zäheTheuerung der Lebensmittel. Erstaunliches vollbrachte der deutsche Außenhandel. Zweimal (März und September) hatte die Ausfuhr den Import geschlagen. Das war seit 1881 nicht mehr erlebt worden. Die Ausfuhr stieg, der Menge nach, von 593 auf 671 Millionen Doppelcentner (in den ersten elf Monaten 1913), dem Werth nach von 8019 auf 9122 Millionen Mark; die Einfuhr nur von 655 auf 670 Millionen Doppelcentner, während sich ihr Werth von 9779 auf 9760 Millionen Mark erniedrigte. In der Quantität hatte der Export einen Aktivüberschuß von 520000 Doppelcentnern. Der Passivsaldo der Handelsbilanz aber, der im Vorjahr noch 1759 Millionen Mark betrug, schrumpfte auf 638 zusammen. Die Differenz von 1121 Millionen kommt natürlich der deutschen Zahlungbilanz zu Gut, deren Aktivität erhalten blieb. Das Steigen des Exports braucht keine symptomatische Bedeutung zu haben, kann zum kleinen Theil Besserungen der statistischen Technik, zum großen Theil den Folgen der verschlechterten Inlandkonjunktur zuzuschreiben sein: wichtig ist, daß sie die Möglichkeiten eines intensiv betriebenen Auslandgeschäfts kennen lehrte. Und die 18882 (17798) Millionen Mark

des deutschen Außenhandels dürfen sich neben den 23800 (24 580) Millionen der Engländer sehen lassen. In Frankreich, das eine schroffe Abwehr deutscher und österreichischer Waaren versuchte, dehnte sich der Werth des internationalen Handels von 15153 anf 15 588 Millionen Francs (in den ersten zehn Monaten). Wenig erbaut sind die französischen Nationalisten von der statistischen Veränderung in ihren Handelsbeziehungen zu Deutschland. Früher war ihr Erport auf die Märkte des Erbfeindes der bessere Theil; seit einigen Iahren ist es umgekehrt. Und dieser Wechsel vertieft sich noch immer. Die Gestaltung der Handelsziffern im Habsburgerland spiegelt das Bild des ganzen Geschäftes wider: kleinere Einfuhr, größerer Export. Verminderte Kauflust, gesteigertes Ausfuhrbedürfniß. Von Ianuar bis Oktober bewerthete sich der Außenhandel auf 50« Millionen Kronen (4938). Das Passivum der Handelsbilanz sank von 741 auf 490 Millionen,
.i Vereinigte,Staaten.
Auch in den Vereinigten Staaten sank die Wagschale des Exports und der Aktivsaldo der Handelsbilanz vergrößerte sich: von September 1912 bis Ende August 1913 (um 175) auf 711,4 Millionen Dollars bei einem Gesammtwerth von 4284 (3962) Millionen. Die Union verlor Morgan und bekam Wilson. Der brachte ihr einen neuen Zolltarif mit erniedrigten Sätzen und dem Wunsch, daß Amerika zeige, welcher Leistungen es fähig sei. Das Iahr 1913 sah einen Niedergang der Konjunktur, obwohl die Ernte zur Mehrung des Reichthums beitrug. Für Weizen gab es, mit 763 (730) Millionen Bushels, einen Rekord;>das Ergebniß per Maisernte sblieb hinter dem der letzten Iahre zurück: 2447 (3125) Millionen Bushels. Bei der Wichtigkeit dieses Produkts für die Vereinigten Staaten drückte schon das erste Gerücht von einem schlechten Ernteresultat (die Taxen sprachen von 2300 Millionen Bushels) die Preise aller Bodenfrüchte. Auch das Ergebniß der Baumwollernte befriedigte nicht. Es war, nach dem letzten amtlichen Ausweis, mit 13,07 Millionen Ballen niedriger als in den beiden Vorjahren (13,82 und 14,88) und hatte schon durch die Schätzungen die Börsentendenz gestört. Die Preise fanden keinen Punkt, wo sie stehen konnten. Die Dispositionen der Verarbeite? des Rohstoffes wurden gehemmt; und die Wirkungen eines unsicheren amerikanischen Baumwolljahres reichen in die Spinnereien beiderHemisphären, Dasdeutsche Baumwollengewerbe kann ein Lied davon singen. Die Wollbranche hofft Gutes von den geänderten Zöllen. Spezialitäten, besonders Tricotagen, werden vielleicht mehr Boden auf den amerikanischen Märkten gewinnen. Nur im Textilbereich und im Lager der Kleineisenindustrie freut man sich der Tarifreform. Sonst herrscht noch der Zweifel, Die Steel Corporation hatte seit Iuni eine gleitende Skala in ihren Aufträgen. Und das Minus gegen das Vorjahr wurde von Monat zu Monat größer. Im November war es auf 3,5 Millionen Tons gewachsen. Ein Auftragbestand von 4,39 Millionen Tonnen, wie ihn der

November aufwies, war seit November 1911 nicht mehr gesehen wor» den. Der November 1912 brachte 7,85 Millionen Tonnen. DerjStahl- trnst sitzt noch immer auf der Sünderbank; mit ihm die International Harvester Co., deren Gründer, die McCormicks, zur guten newyorker Gesellschaft gehören. Wilson läßt das Wesen jedes einzelnen Trusts durchforschen, um Schwarz von Weiß zu sondern. Eine neu zu errich- tende Interstate Trade Commission soll die Oberaufsicht über denMo- nopolbereich führen. Von dem dazu gehörenden Zwilling, der Inter- state Commerce Commission, erwarteten die Eisenbahnen vergebens ein Votum zu Gunsten höherer Tarifsätze. Die Bahnen schickten Pe- titionen, weil ihnen die Ausgaben (hohe Löhne, theure Materialpreise) über den Kopf wuchsen und der Betriebskoeffizien?sich merkbar ver- schlechterte. Die Dringlichkeit einer Sanirung ist durch die Daten des vorigen Iahres nachzuweisen. Man braucht nicht einmal an die dem Receiver verfallene Friscobahn zu denken. Die New Vork, NewHaven and Hartford-Bahn blieb zum ersten Mal ohne Dividende. Die Bahn, eine der größten des Landes, hatte seit fast zwanzig Iahren regelmäßig 8 Prozent im Iahr vertheilt und einen guten Kursstand gehalten. In Folge der schlechten Beziehungen des Geldkapitals zu den Eisenbahnen und einer rücksichtlos betriebenen Expansion gerieth das stolze System in Verfall. Die Shermanbill wurde aufgefahren und der erste Schuß traf die Dividende. Das Aktienkapital ist um den besten Theil seiner Errungenschaften gebracht. Aber die Hauptsache ist, daß dem Gesetz Respekt verschafft wird. ?srsst nmnaus. Die Pennsylvaniabahn, die an der verwundeten Gesellschaft betheiligt ist, braucht Geld. (Welche Bahn nicht?) Sie erhöhte ihr Kapital um 45 Millionen Dollars. Die Chi- cago Milwaukee aber will 470 Millionen Dollars allgemeiner Re- fundingbonds ausgeben, um ihre Anleihen in bessere Form zu brin- gen. Der Geldbedarf wurde durch kurzfristige Notes, die hohe Zinsen trugen, gedeckt. Im In- und Ausland. Daß in den letzten Wochen des Iahres diese Schuldverschreibungen in London aufgekauft wurden, galt als Ankündung einer neuen Finanzaera für die Pankeebahnen. Daß die Union von der Southern Pacific geschieden wurde, machte mehr Umstände, als der praktische Erfolg werth ist. Insolvenzen im Bankenviertel waren nicht selten. In New Vork stellte die Bankfirma H. B. Hollins L Co., deren Beziehungen bis Berlin reichten, die Zah- lungen ein. Die New Bork Real Estate Security Co. kam unter Zwangsverwaltung. Vier Banken in Pittsburg, eine Trustbank in Chicago, die Atlantic National Bank in Providence und die Trades National Bank in Lowell (Ma.) mit 3 Millionen Dollar Depositen machten die Schalter zu. Diese Unfälle riethen zu schleuniger Erledi- gung der Currency-Bill, die dem Land ein besseres Geldsystem bringen soll. Iakob H. Schiff prophezeite eine schwere Krisis, falls das Gesetz nicht bald in Kraft trete. Wilson gab sich Mühe, noch 1913 auch. unter diese Bill seinen Namen zu setzen. Aber die Senatoren und Repräsen- tanten beeilten sich nicht. Die amerikanische Wirthschaft ist mit einer

Die Zukunft.
Schuld von rund 1000 Millionen Dollar belastet. Die Hälfte davon muß 1914 zurückgezahlt werden; und die unbedeutenden Hilfen, die das Schatzamt giebt, machen den Geldumlauf nicht flott.
Amerika und Asien.
In Kanada entstand eine Spannung, die zum Theil durch große Landspekulationen verursacht war. Hypotheken für kanadische Grund« stücke werden in der ganzen zahlungfähigen Welt gesucht. Und die Couadian Pacific möchte eine ssoesssio plsbis aus Europa bewirken, um den nöthigen Menschendünger zu gewinnen. Mit der triester Linie hatte sie Pech. Nachdem sechs Armeecorps hinübergeschifft waren, kam dieses militärische Theilungsystem heraus. Oesterreich vermißte seine Rekruten. Die Agenten der Canadian geriethen in einen bösen Wirbel allgemeiner Entrüstung; und im Reichsrath sprach man mehr von der Dominion Canada mit ihren hübschen Aussichtwagen als vom Budget. Auch die deutschen Rhedereien bekamen Etwas ab; und die österreichische Regirung soll beabsichtigen, den im Besitz der HAL und unseres Lloyd befindlichen Theil des Aktienkapitals der Austro-Ameri- cana, der großen triester Gesellschaft, selbst zu übernehmen. Die Ca» nadian Pacific kündete eine Finanztransaktion an; um ihren Aktiv- nären eine Freude zu machen. Die kam aber nicht. Der berühmte Konus entpuppte sich, wie die berliner Börsenphilosophen witzelten, als onus. Der große Landbesitz der Bahn soll in der Bilanz zu klarerem Ausdruck kommen. Davon haben die Aktionäre nicht viel. Wenn sie auch wissen, wie groß der Erlös aus den Terrainverkäufen und wie hoch die Restzahlungen sind, so erlangen sie damit noch keine höheren Dividende. Und die sechsprozentigen Notes, die ihnen zu 80 angeboten werden, kosten Geld, wenn sie auch billig sind. Schlimmer als Kanada ging es den großen südamerikanischen Republiken. In Brasilien gab es eine Gummikrisis; in Argentinien eine Reaktion auf spekulative Ausschreitungen. Im Kern sind die Länder gesund; nur das europäische Geld hat ihnen falsche Maßstäbe gegeben und zum Schluß die Mittel versagt, um in den alten Umfängen weiter« zuleben. So entstanden Schwierigkeiten auf dem Geldmarkt und in den Möglichkeiten des Kredits; aber die südamerikanischen Dinge wa- ren ein Kinderspiel im Vergleich mit der mexikanischen Katastrophe. Zusammenbruch der Landeswährung; Zwangskurs; Run auf die Cen» lralbanl. Ob der Diktator Huerta oder Präsident Wilson das letzte Wort haben soll, wird sich vielleicht 1914 entscheiden. Das Oel hat die Wogen nicht geglättet, sondern thurmhoch emporgeworfen. Hie Standard Oil! Hie Parson! England wiegelte ab, als man den Ver- dacht aussprach, seine Intervention habe öligen Geschmack. Immer« hin ist das mexikanische Petroleum ein Besitz, um dessen Herrschaft sich ein Kampf lohnt. Auch für die Besitzer mexikanischer Papiere? .Fünf- prozentige Mexikaner minus 11, vierprozentige minus 13. Und der Wcrthvcrlust bei den Sharcs und Obligationen der National Railways

of Mexico ist noch größer. Auch Indien hatte Unglück. Die Eingebore-
nenbanken litten unter einer durch mißglückte Spekulationen ent-
standenen Spannung. Silber und Perlen reizen die Phantasie der
indischen Haussiers; und zwischen Wollen und Können entsteht leicht
ein Mißverhältnis Die Inder werfen den Engländern vor, daß sie
die Nothwendigkeiten des Kredits nicht europäisch genug behandeln.
Einige indische Finanzinstitute fallirten; und die Wirrniß erreichte
ihren Höhepunkt, als Chunilal Saray«, der Chef der Indian Specie
Bank, sich nach verfehlten Spekulationen tötete. Saraya war der erste
Mann im Silberring. Er bestimmte von Bombay aus die Preise und
drückte London auf den zweiten Platz. 1912 hatte er den Silberpreis
auf 29"/is 6 getrieben. Er konnte die Engagements, die er gehäuft
hatte, nicht halten, seit durch die Verschlechterung der Wirthschaftkon-
junktur der Silberwerth sich verringert hatte. Die großen Lager wur-
den von den londoner Silberleuten übernommen und der Preis, der
sich bis 25'5/is gesenkt hatte (die Schwankungen reichen, in normalen
Tagen, selten über Vi« Penny hinaus), konnte wieder gehoben werden.
Die übrigen Metalle, die in London ihren Hauptmarkt haben, stan-
den im Zeichen der Baisse. Kupfer büßte im Lauf des Jahres 13 L (die
erste Iahresnotiz war 77 L) ein, nachdem im Oktober die höchste Spitze
(73V8) erreicht worden war. Zinn verlor mehr als 59 L (von 229^ bis
169^8), Zink 5, Blei hatte ziemlich gleichen Anfang- und Endkurs,
verlor aber von der besten Notiz des Iahres 3 L. Die Taktik der
Spekulation und das Verhalten des Konsums bestimmten gemeinsam
die Entwwelung der Metallpreise.

Diskont.

Eins der wichtigsten Wirthschaftlebenszeichen bietet die Statistik
des südafrikanischen Goldes. Sie brachte für 1913 zum ersten Mal
einen Minusvergleich: in den ersten elf Monaten wurde für 34/t9
Millionen L Gold produzirt (gegen 35,46 im Vorjahr). Die Goldaus-
beute in den Transvaalminen ist eng mit der Arbeiterfrage verwachsen.
Die ist für die Ergiebigkeit der Bergwerke fast von der selben Bedeu-
tung wie Technik und Kapital. Die Welt steht noch nicht auf Stützen,
Sie hat sogar die 6 Prozent ausgehalten, die ihr die Neichsbank auf-
erlegte. Die hatte im November 1912 ihre Rate von 5 auf 6 Prozent
erhöht und sie da gehalten. Am siebenunzwanzigsten Oktober 1913 er-
niedrigte sie den Wechselzinsfuß auf 5Vs, am zwölften Dezember auf
5 Prozent. In den ersten Monaten des Iahres stand die Reichsbank
noch ganz unter dem Druck der Politik, der internationalen Geldver-
hältnisse und der Lebhaftigkeit des Begehrens aller Geschäftskreise.
Das änderte sich früh und man erhoffte schon für den Mai eine Dis-
kontänderung. Zum Halbjahreswechsel gerieth die Bank mit 175 Mil-
lionen (gegen 64) in die Steuerpflicht, Die Belastung durch Wechsel
und Lombarddarlehen betrug 1633 (gegen 1580) Millionen, aber der
Goldvorrath war mit 1081 um fast L00 Millionen größer als im Vor-

jahr. Zwischen den Diskontsätzen beider Iahre bestand eine Spannung von Prozent; und es gab Leute, die meinten, durch diese Differenz sei der Unterschied in der Geldlage reichlich ausgedrückt. Im Centralausschuß wurde Ende August die Möglichkeit einer Diskontkürzung im Prinzip entschieden. Sorge machte nur der Blick aufs Iahresende. (Unnöthige, wie sich gezeigt hat.) Am dreißigsten September hatte sich die Steuerpflicht zu Gunsten dieses Iahres geändert: 246 gegen 339 Mittionen. Gold: 1143 gegen 836 Millionen. Die Diskontcrniedrigung fiel imMtober wie eine überreife Frucht vom Baum. Der Goldschatz der Reichsbank wuchs auf 300 Millionen. Die neue Goldrüstung der Wehrgesetze soll durch 120 Millionen Reichskassenscheine aufgebracht werden. In diesen zweiten Reichskriegschatz sind schon mehr als 75 Millionen geflossen. Die hohe Bankrate hat sich gelohnt. 12Y Millionen neuer Silbermünzen, die den Hunger nach Hartgeld in Noththagen stillen sollen, sind Ours posterior. Nur sechzehnmal war die Reichsbank in der Steuerpflicht. Der Privatsatz, der 1912 einen Durchschnitt von 4,22 Prozent hatte, wird 1913 auf wenigst'ens 5 Prozent kommen. Ultimogeld war bis Oktober thenrer als im Vorjahr. Die höchste Leistung im März: 8>/4 gegen 7 Prozent. Im November aber 4 V» gegen 6, im Dezember 6Vs gegen 8Vt. Der internationale Geldmarkt war ein Gegenstand der Sorge. Das englische Barometer wurde ängstlich beobachtet. Egypten lag an der Goldkrippe, um seine Baumwollernte zu reguliren; Indien brauchte britisches Gold als Arzenei; Amerika schickte Baumwolltratten und Finanzwechsel. Die Bank von England hatte im Oktober 1912 den Zinsfuß auf 5 Prozent gesetzt, im April 1913 4Vs Prozent normirt, war aber am zweiten Oktober gezwungen, wieder auf 5 Prozent zu gehen, und bedrohte die Diskontatmosphäre mit neuen Gewittern. Die verzogen sich wieder. Die Sanque Ss Kranes, die sich eifrig um südamerikanisches Gold bemühte, war trotzdem und trotz der Doppelwährung nicht im Stande, den Rekordsatz von 4 Prozent, der seit dem ersten November 1912 galt, zu beseitigen. Man ist in Geldsachen etwas bescheidener geworden. In Oesterreich-Ungarn war mans immer. Die Habsburger gingen bis Ende Oktober mit den deutschen Zeltgenossen, hielten aber ihre 6 Prozent Bankdiskont einen ganzen Monat länger und sind schließlich, mit 5Vs, noch über dem deutschen Zinsfuß geblieben. Vielleicht wäre die hohe Bankrate nicht geändert worden, wenn das Beispiel des Nachbars nicht zur Nachahmung gelockt hätte.

'Staatspapiere.

Daß die Staatspapiere nicht von der Verbilligung des Geldes profitirten, lag an den Ursachen, die dem Kapital den Weg bestimmt hatten. Die Kriegsfurcht hatte aus Effektenkapital Bargeld gemacht und der Wehrbeitrag diese Metamorphose nicht aufgehoben. So blieb es bis zum Iahresende; und es ist noch nicht sicher, ob die Aera „leichteren" Geldes, die für I914 prophezeit ist, gerade dein Renten-

markt Segen bringen wird. Der Reichsbanksatz hatte 1913 im Durchschnitt 5,90 Prozent (4,92) betragen. Um mit ihm wirksam konkurriren zu können, hätten die Staatspapiere einen noch niedrigeren Kurs haben müssen, als sie hatten. Die dreiprozentige Reichsanleihe stand im Iuli auf 73,80. Das war weniger, als der Normalzinsfuß von 4 Prozent erfordert hätte. Am Anfang des Iahres hatte die Reichsanleihe 78Vs gekostet und am Ende steht sie auf 76. Bei der vierprozentigen Reichsanleihe beträgt die Kursdifferenz 2 Prozent: 98 gegen 100; bei der 3Vsprozentigen 3: 85,50 gegen 88,60. Im Februar wurden 109 Millionen vierprozentiger Konsols, 50 Millionen Reichsanleihe, 400 Millionen vierprozentiger preußischer Schatzanweisungen emittirt. (Geplant waren 250 Millionen fund.rter Anleihen, wurden aber vom Konsortium abgelehnt.) Ausgabekurs: 93,40 für die Anleihen, 99 für die Schatzanweisungen. Resultat: 150 Millionen Anleihen fast ganz durch Schuldbucheintragungen gedeckt; die Schatzanweisungen nur zur Hälfte gezeichnet und mit etwa 80 Millionen noch im Besitz der Konsortialen. Im Iuni 50 Millionen Reichsanleihe, 175 Millionen Konsols, 75 Millionen preußischer Schatzwechsel, die (mit einjähriger Laufzeit) von den Banken fest übernommen wurden und vom Fiskus mit 5Vs Prozent verzinst werden. Ausgabekurs: 97,90 (Vs Prozent weniger als im Februar). Resultat: Reichsanleihe ganz, Konsols zum Theil gezeichnet. Der Rest war erst Ende Oktober ausverkauft. Wie es 1914 kommen wird, weiß man noch nicht. Wahrscheinlich wird das Reich, das mit dem Wehrbeitrag satt gemacht wird, auf eine neue Anleihe verzichten und Preußen Mitte Ianuar sein übliches Geschäft erledigen. Die Summe der in- und ausländischen Staatspapiere, die im ersten Halbjahr 1913 emittirt worden sind, war größer als in den drei Vorjahren: 1240 Millionen im Kurswerth (gegen 908, 853 und 1160). An ausländischen Neuheiten herrschte kein Mangel. Oesterreich brachte eine 4Vsprozentige Eisenbahninvesti» dionanleihe von 122,8 Millionen Mark zu 93. Ungarn 150 Millionen Kronen 4VsProzentiger Rente (so dick überzeichnet, daß in Deutschland nicht einmal die Sperrzeichnungen voll berücksichtigt werden konnten) und 550 Millionen 4Vsprozentiger Schatzscheine. Diese Tratten, die so verführerisch Schuldner und Gläubiger locken, waren 1913 der Modeartikel. Geld war theuer und selten, aber heißer begehrt als je. Der Pulverdampf auf dem Balkan hatte die Kehlen gelrocknet, Um rasch und sicher zu Barmitteln zu kommen, mußte man den kürzesten Weg nehmen; und da die Weltmächte nicht zögerten, ihre schwebenden Schulden, durch neue Schatzscheinemissionen, zu vergrößern, so hatten die 6ii minorum gentium erst recht keinen Grund, sich zu sträuben. Alles ging wie geschmiert. In London wurden englische Schatzwechsel zu 4 Prozent aufgelegt; in Paris französische. Der schneidige Finanzgeneral Caillaux will die 3 Milliarden, die Frankreich fürs Heer und zur Deckung des Budgetdefizits braucht, durch Schatzanweisungen aufbringen. Sein Porgänger Dumont, der nur 139 Millionen haben

wollte, hatte einen Hymnus auf die ewige Rente gesungen. Ismpors mutälltur; manchmal über Nacht. Die angebetete Dreiprozentige ist das Opfer des Szenenwechsels. Sie begann das Iahr mit einem Kurs von 89,25, senkte sich bis 83,35 (im Iuli), kletterte, mit Nachhilfe der Regirung, auf 91 und quittirt die Schatzscheincampagne mit 85. Iahresverlust: rund eine Milliarde. Die schlimmste Sensation erlebte England. DieKonsols geriethen noch vorIahresende unter die Räder. Sie hatten mit 71^4 den schlechtesten Preis, den sie je verzeichneten. Man bot fünfprozentige amerikanische Eisenbahnnotes zu 97 an; und dieser Konkurrenz waren die Goldgeränderten nicht gewachsen. Sie wurden in Massen angeboten, weil die Besitzer sich die feinen Pankeewerths anschaffen wollten. Zwischen Anfang und Ende des Iahres bestand für die Konsols ein Preisunterschied von 4 Prozent. Der nahe und der ferne Osten waren sehr aktiv; mit ungleichem Erfolg. Die chinesische Republik fand, trotz ständigem Erdbeben, gläubige Geldleute. Die fünf Mächte (ohne Amerika, das, aus Rücksicht auf die Gefühle des gelben Mannes, dem Syndikat den Rücken gekehrt hatte) geben eine 5Vsprozentige Reorganisationanleche von 510 Millionen Mark, Die war schneller verbraucht als errungen. Ihr folgten die obligaten Vorschußgeschäfte, nachdem das Fünferkonsortium sich entschlossen hatte, nur noch für Anleihen „zu Staatszwecken" aufzukommen. Oesterreichische Firmen gaben 3,20 Millionen ^L; die Lsiiqlls'Inaustri. , «Iis Ss OKins in Paris stiftete eine Anleihe von 180 Millionen Francs. Der Balkan hat noch nicht viel Bargeld erlangt. Rumänien blieb Kors oovoours. Im Ianuar wurden 150 Millionen 4VsProzentiger Schatzscheine (von Diskontogesellschaft-Bleichroeder) in Deutschland untergebrachtem Herbst folgte eine 4Vsprozentige Staatsanleihe von 250 Millionen, aus der 80 Millionen Schatzscheine getilgt werden sollen. Für die Türkei hatte Dschawid Bey, als Agent, 700 Millionen Francs in Paris abgeschlossen. Nicht viel mehr als die Hälfte des Gesammtbedarfes, der auf 1200 Millionen geschätzt wird. Aber die Politik störte das Geschäft. Die Türken mußten von Vorschüssen leben. 100 Millionen Francs gab das pariser Bankhaus Psrier (trotz Rußlands und der Nationalbank of Turkey Protest), 15 Millionen Francs die Lsulzus ?rsuzäiss und 10 Millionen die Deutsche Orientbank. Alles auf Schatzwechsel zu 6 Prozent. Bulgarien bekommt 25 Millionen in Paris, 30 in Wien und konnte achtprozentige Schatzscheine in Berlin unterbringen. Die große Anleihe brachte ihm 1913 noch nicht. Auch Serbien, das mit der Lanaus ?rg,uLo'8srbs eine fünfprozentige Anleihe von 125 Millionen abschloß, mußte sich mit Vorschüssen behelfen. In Paris wurden, statt geforderter 30, nur 10 Millionen gelockert; und die Schatzwechsel zu 7 Prozent, die Mitte Dezember zur Einlösung fällig waren, mußten prolongirt werden. Griechenland fand bei dem schon genannten Bankhaus Psrier einen Vorschuß von 10 Millionen Francs zu 6 Prozent. Im neuen Iahr wird ein großes Rennen um den Geldmarkt anheben, Um alle Mitläufer zu schlagen, hat Bayern,

wider jede Gewohnheit, seine Anleihe schon Mitte Dezember begeben: 80 Millionen zu 96,75 und 4 Prozent Zinsen.
Banken.!
Nicht besser als den Staatspapieren erging es den Hypotheken» Pfandbriefen. Auch da unaufhaltsamer Kursfall. Am dreißigsten Iuni hatte sich der Umlauf von Obligationen der deutschen Pfandbriefinstitute (um, 40) auf 11 450 Millionen erhöht (gegen 195 im ersten Semester 1912). Die Summe der Hypotheken wuchs in der selben Zeit (um 31) auf 11881 Millionen. Die Banken hatten sich mit Neuausleihungen nicht zu plagen <und konnten dafür um so höhere Provisionen und Zinsen bei den Prolongationen nehmen. Ihre Dividenden sind also nicht in Gefahr. Sie stehen sicherer als die Dividenden der anderen Banken. Nicht alle werden ihre Quoten von 1912 halten können. Das Iahr gehört nicht zu den fetten. Im Effekten- und Emissiongeschäfte schon gar nicht. Das reguläre Bankgeschäft aber hielt sich gut. Der Kredit, den die Banken gaben, war theuer, wurde aber trotzdem gesucht. Die Wechselporteseuilles bauschten sich, während "sie bei der Reichsbank einschrumpften. An Provisionen brachte das Kreditgeschäft mehr als die Effektenvermittlung, Durch das Konditionen» kartell konnten die Gebühren, besonders im Acceptverkehr, erhöht werden. Daß die Unkosten größer geworden sind, ist nicht anzunehmen. Auch die Verluste aus zweifelhaften Forderungen waren 1913 geringer als 1912. Am Schlimmsten erging es dem Schaafhausens«)«! Bankverein. Der mußte schon 1912 die Dividende von 7Vs auf 5 Pro' zent erniedrigen, weil er gezwungen war, mehr als 3 Millionen auf Verlust abzubuchen. Und 1913 wird der Schnitt ins Fleisch noch tiefer. Mindestens 13 Millionen werden für eine neue Sanirung aufgewandt; und die Aktionäre müssen sich mit einer Dividende von 3 Prozent begnügen. Der Kurs der Banivcreinsaktie hatte sich, unter dem Druck von Angstverkäufen, schon unter den Paristrich gesenkt. Man denke: die Aktie einer deutschen Großbank unter Pari! Neues von Belang gabs im Großbankenbezirk nicht. Die Dnrmstädter Bank vollendete die Fusion mit der Breslauer Diskontobank und übernahm das Bankgeschäft I. E. Levinthal in Breslau. Außerdem eine Bankfirma in Mainz, wo <eine Niederlassung errichtet wurde. Die Dresdener Bank erweiterte ihre breslauer Beziehungen durch ein Abkommen mit der Firma Gebrüder Guttentag; der Schlesische Bankverein (Concern Deutsche Bank) durch die Angliederung des Bankhaus^ S. L. Landsberger. Die Deutsche Bank eröffnete Filialen in Offsnbach, Hanau, Darmstadt: die Mitteldeutsche Kreditbank in Hannover, Baden-Baden und Mainz. In der Provinz wurde die Fusion zwischen dem Essener Bankverein und der Essener Kreditanstalt zu Ende geführt und der! Görtinger Bankverein mP 6 Millionen Mark Aktienkapital durch die Hildesheimer Bank (Deutsche Bank) neu begründet. Die Deutsche Nationalbank in Bremen (33 Millionen Aktienkapital)

gliederte sich die Leher Bank (2,5 Millionen) an; und die größte selbständige Provinzbank, die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, betheiligte sich kommanditarisch mit 2 Millionen bei dem angesehenen Bankhaus Deichmann L Co. in Köln. Die Bank für Thüringen (Strupp) erhöhte ihr Aktienkapital (um 5) auf 15 Millionen.
Die Zahl der) Insolvenzen war nicht so groß wie 1912. Im bayerischen Allgäu gabs harte Bankierfälle; in Küstrin erregte der Millionenkon» kurs des Bankhauses Gustav Puppe schmerzhafte Ueberraschung.
Der Prozeß gegen die 1910 zusammengebrochene Niederdeutsche Bank wurde, nach 114 Verhandlungtagen, mit der Verurtheilung Her Mehrzahl der Angeklagten (Direktoren und Aufsichtrathmitglieder) zu Gefängniß- oder Geldstrafen beendet.

I n d u st r i e.

Die Produzenten von Kohle und Eisen gehören zu der wichtigsren Bankenkundschaft. Der Montanbericht ließ den Rückgang der Konjunktur ‚fpät erkennen. , Die Erträge, die für das im Iuni endende Geschäftsjahr ausgewiesen wurden, deuteten nicht auf Anwandlungen von Schwäche. Unter den großen westdeutschen Werken blieb nur Deutsch-Lux mit der Dividende (10 gegen 11) zurück, obwohl der Betriebsüberschuß um 7 Millionen größer war als im Vorjahr. Aber die Vorsicht zwang zu hohen Abschreibungen. Bescheidenheit gebot auch die Finanzlage, die zur Aufnahme eines Bankenkredits von 15 Millionen zwang. Besser als in Deutsch-Lux ging es in Gelsenkirchen. Dort verzeichnet man für die ersten neun Monate des Betricbsjahres einen Mehrgewinn von 9 Millionen und das Fehlen jeglichen Geldbedarfs. Phönix blieb bei 18 Prozent, ängstete aber durch eine getrübte Prognose, die später berichtigt wurde. Melancholische Gesänge wollte die Börse nicht hören. Krupp trumpfte mit einem Dividendenaufschlag von 2 (auf 14) gegen seine Widersacher. Hoesch ging mit der Dividende von 22 auf 24, Harpen von 9 auf 11, Eschweiler von 8 auf 1(1 Im Osten: Bismarckhütte von 0 auf 9, Laurahütte von 6 auf 8, Kattowitzer Bergbau von 14 auf 15. Die Eroberungen des Herrn Petschek im mitteldeutschen und oberschlesischen Kohlenrevier weckten nicht überall Begeisterung. Neben dem Fürsten Christian Kraft ‚?u. Hohenlohe befiehlt er im ostdeutschen Kohlenbereich; und das Iahr 1914 wird zeigen, welchen Einfluß er übt. Sein Eintritt in die Hohenlohewcrke gehört zu den Folgen der Liquidirung des Fürstenconcern.
Daß Der 1913 sein ruhmloses Leben abschloß, ist ein Glück. Was das wirthschaflliche Ingenium wirklich leisten kann, zeigt das Montangebiet. Die Roheisenproduktion wird 1913 mehr als 19 Millionen (17,8) Tonnen betragen. Eins der schönsten Zeugnisse deutscher Industrie. Dazu die Ausfuhr, die die Vormacht der deutschen Eisen- und Stahlprodukte auf dem Weltmarkt unterstreicht: in den ersten elf Monaten des Iahres 5,91 (gegen 5,45) Millionen Tonnen im Werth von gut 1200 Millionen Mark. Ein ansehnliches Stück des

deutschen Einkommens. Der essener Roheisenverband wurde bis Ende 1917 verlängert. Zugleich das Abkommen mit den lothringisch-luxemburgischen Hochofenwerken. Das war nicht der einzige Erfolg im Syndikatbezirk. Nach mühsamer Bauarbeit wurde ein Röhrensyndikat unter Dach gebracht. Der Röhrenmarkt war seit 1910 ohne Kartell, Schließlich trieb die Haltlosigkeit des Geschäfts zu Sonderaktionen: der Concern der Mannesmannwerke entstand; und die großen Gemischtbetriebe (Gelsenkirchen, Phoenix, Thyssen) gliederten sichRöhrcnwerke an. Zwischen diesen Repräsentanten war eine Konvention geschlossen worden, die nicht lange hielt. Ihr folgte das Syndikat, das als wichtige Errungenschaft des alten Iahres gepriesen wird. Das Stabeisenfyndikat kam nicht. Die Erkenntniß des Nothwendigen war nicht so stark wie die Hemmungen des Entschlusses. So blieb es bei der erwähnten „Bewegungfreiheit", also bei Schleuderpreisen. Um den Stabeisenpreis, den wichtigsten der L-Produkte, drehte sich alles Interesse. Von 125 Mark zu Anfang des Iahres hatte er sich bis Mitte Oktober auf 93 (ab Oberhausen) gesenkt. Da war natürlich an Verdienst nicht mehr zu denken. Kaum wurden die Selbstkosten gedeckt. Erst in den letzten Wochen kletterte der Preis wieder in die Höhe und bestätigte die helleren Berichte von der düsseldorfer Montanbörse. Vielleicht wirds wirklich besser. Auch der Roheisenverband berichtete von regerer Nachfrage, fand aber keinen begeisterten Applaus, weil er die Ausfuhrvergütung kürzte. Die war auf 6 Mark für die Tonne erhöht worden und wurde für den ersten Ianuar 1914 auf HS/« Mark erniedrigt, weil dann die im September ermäßigten Preise in Kraft treten. Ein Ausgleich also, dem die Verbraucher nur ungern zustimmten. Aehnlich wurde das Verhalten des Kohlensyndikates beurtheilt; es mußte hören, daß es die Nachwirkungen der Hochkonjunktur zu weit ausgedehnt habe. Bis August war das Verhältniß zwischen Betheiligung und Absatz gegen das Vorjahr gesteigert worden. Im Ianuar 1913 waren es III Prozent (gegen 95). Im Durchschnitt der ersten sechs Monate 107 Prozent. Ein außergewöhnlich Hoher Standard. Kein Wunder, daß das Syndikat lange nichts von einer Preisänderung wissen wollte. Im November erst entschloß es sich dazu: für den ersten Ianuar und ersten April 1914. Um den selben Betrag (1 bis IVs Mark), der vom ersten April 1913 ab den Preisen zugeschlagen worden war. Aber die Exportprämie wurde zugleich (um 1) auf 2Vs Mark gekürzt. Mit dem preußischen Bergfiskus kam das Syndikat wieder ins Reine und gewann gute Chancen für die Erneuerung. Die deutsche Kohlenproduktion brachte, bis Ende Oktober, 1.60,6 Millionen Tonnen (147). Daß in Oberschlesien, von April bis Mai, 38000 Arbeiter ausständig waren, glitt am deutschen Montanmarkt eben so rasch vorüber wie der Kurssturz am glasgower Warrantmarkt, der die Eisenhandelsfirma Iames Watson K Co, begrub. Auch die Elektroindustrie hatte nicht zu klagen. Die großen Werke blieben bei ihren Dividenden (AEG 14, Siemens « Halske 12, Sie-

mens-Schuckert 10, Schuckert 8) und waren mit Umsatz und Auftragbestand zufrieden. Die A E G verzeichnete joon Iuli bis November Umsähe im Werth von 193 (170) Millionen; und die Aufträge für 1913 ergaben eine Summe von 318 (gegen 288) Millionen. Im Bericht von Siemens-Schuckert wurde konstatirt, das neue Geschäftsjahr habe eine Wendung zum Besseren gebracht. Der Geldbedarf hört nicht auf.

Schiffahrt.

In der Schiffahrt gabs reichen Ertrag und erbitterten Kampf. H A L und Lloyd feit Iuli in offener Fehde; und jedes freundliche Gerücht wurde hastig dementirt. Am ersten Ianuar treten die Kampfpreise für die nordatlantische Fahrt in Kraft. Die Zwischendeckraten (um 40) auf 120 Mark erniedrigt. Das ist keine Bagatelle. Die HAL weicht nicht von ihren Hauptforderungen: Ouotenerhöhung und Extrapreise für Zwischendeck der Imperatoren, Sie erhöhte ihr Aktienkapital (um 30) auf 180 Millionen, um, nach bedeutenden Aufwendungen für Schiffbauten (87 Millionen aus den Erträgen), die Liquidität auf die alte Höhe zu bringen. Die großen Dampfergesellschafteu hatten das letzte Geschäftsjahr mit reichen Gewinnen beendet. Höhere Dividenden zahlten: HAL (10 gegen 9), Lloyd (7 gegen 5), Hansa (20 gegen I5), Hamburg-Südamerikanische (14 gegen 10), Deutsch-Australische (14 gegen 11). Der Kampf gegen die Canadian Pacific, die Anfang April die Linie Triest-Quebec eröffnete, war ein Kinderspiel im Vergleich mit dem Duell zwischen den beiden deutschen Ozeanriesen. Die nordatlantischen Pools hören natürlich am Ende des Iahres auf. Nur der Passagepool wurde, auf Wunsch der englischen Cunard-Line, bis Ende Ianuar verlängert. Provisorisch; denn ein Kartell ist zwecklos, wenn HAL und Lloyd nicht, Beide, dabei sind. In der Ostasienfahrt bleibts bei offener Konkurrenz, trotz der Nachricht, daß der ostasiatische Dampferpool, dem die HAL nicht angehört, bis lMärz erneuert wurde. Die HALhat bereits erklärt, daß sie für 1913 wieder 10 Prozent Dividende geben werde.

Kurse.

Die Börse konnte von der Konjunkturänderung nicht unberührt bleiben. Ihr fehlte das Geld, der Wagemuth derSpekulation und das Publikum. Am zweiundzwanzigsten Ianuar gabs eine stürmische Hausse in Erwartung des Friedens, am vierundzwanzigsten eine Panik, nach dem Sturz Kiamils, am zwölften März neue Hausse auf Demobili» firung an der galizischen Grenze, Mitte April und Anfang Mai Deckungskäufe der Spekulation und wieder erwachende Neigung des Publikums. Der erste Balkanfriede, Ende Mai, wurde mit einerBaisse begrüßt. Und dieser Pessimismus wich nicht mehr. Was an Begeisterung aufgebracht werden konnte, wurde einzelnen Favoriten gespendet: Bremer Hansa, Deutsche Waffen, Naphtha Nobel, Braunkohlen und Petroleum (Kapitalserhöhung der Steaua Romana von 50 auf 100 Millionen Lei), Orientbahnen. Aber die Gluth blieb nur bei einzelnen Papieren tiefrorh. Ein paar Vergleiche mögen als Illustration dienen. Am ersten Ianuar 1913 traten die neuen Börsenusancen

Deutsch-Amerika.
3Z
in Kraft: Abtrennung der Dividendenscheine nach der Generalversammlung; keine Berechnung von Stückzinfen mehr. Bei Phoenix, Deutsch-Luxemburg, AEG kommt also die Beseitigung der Dividendenscheine in Betracht.
L. Januar
«, August
31. Oktober
22. Dezem»
ber
2S4.S0
245.62
247,-
248,5«
Tiskontogesellschaft
1-8.2K
182,62
183.—
135.37
156,25
150,50
149,—
150,—
163,37
159,75
158,75
155,—
118,75
108,62
106,25
100,62
263,5«
255,25
250^7
233.75
167,—
168,62
151,—
149,62
Gelsenkirchen
1»8,37
183,25
172,75
180,25
188.S«
191,17
174^0
173^7
167,75
145,12
136,25
130,50
241,75
243,75
242,50
234.12
Siemens « ßalske ...
229.25
2>7,5»
213,75
217,50
gamburg>Amerika»Linie . . .
163,75
140,25
138,25
132,12
298,87
296,25
274,2«
268^5
264,12
216,12
228,67
219,5«
157^,0
179,12
178,67
198,—
336,—
360,50
397,—
394,—
126,5«
117,75
120,12
116.62
5?S Adminiflr. Türken ....
78,4«
77-

79,7«
78.30
Oesterr. Goldrente ....
9^,50
91,—
88,4«
87.9»
KS?,—
61V.2K
594,-
b6S,-
Deutsche Glosgllihlicht ....
695,—
466,75
494^0
52».-
1914 hat Chancen: billigeres Geld und Befreiung von der schlimmsten Kriegsgefahr. Weissagung der Konjunktur?. Lieber nicht, Ladon.

## Deutsch-Amerika.

### Ein Brief.

ine in der „Zukunft" geführte Diskussion bestimmt auch mich zu dem Versuch, Einiges zum besseren Verständniß der deutsch-amerikanischen Verhältnisse beizutragen^ Man braucht durchaus nicht Optimist zu sein, um ^u behaupten, daß das Deutschthum in den Vereinigten Staaten sich langsam, aber sicher durchsetzt und, trotz der engherzigen Schroffheit anglomaner Kreise, Zimmer" mehr Anerkennung und Achtung gewinnt. Es ist wahr (und gut), daß der Deutsche sich hier rasch afsimilirt; nur,so kann er ein wirklich geeigneter Bürger d:r neuen Heimath werden. Es ist wahr, daß er seinen Vornamen, oft auch seinen Vatersnamen ins Englische überträgt; doch legt er mit dem Kleid nicht auch die deutsche Gesinnung ab. Die Zeiten sind vorüber, wo man es in!New Pork kaum wagen durfte, sich der deutschen Muttersprache zu bedienen, ohne als „Dutchman" verhöhnt Au werden. Und Präsidenten, die, wie Benjamin Franklin, gegen die deutsche Sprache kämpfen, haben wir „ins Fabelbuch geschrieben". Wilson, der moderne Gelehrte und Politiker, würde Solches nicht nur nicht wagen, sondern als unverzeihliche Dummheit betrachten. In den

Die Zukunft,
Cafes (im deutschen, nicht im amerikanischen Sinn des Ausdrucks), wo überhaupt Zeitungen ausliegen, erhält man nicht nur die New Vorker Staatszeitung, sondern auch Deutsche Blätter; und auk den hoch-, Tief- und Straßenbahnen New Vorks findet man Fahrgäste, die in ihre deutsche Zeitung vertieft sind. Der Deutsche in Amerika schämt sich seiner deutschen Abkunft nicht mehr, denn er Mhlt sich als Mitglied einer großen, über alle Staaten der Union verbreiteten Macht, mit deren wirtschaftlicher und politischer Bedeutung der Amerikaner des zwanzigsten Iahrhunderts rechnen muH. Wenn von Zeit zu Zeit (ob absichtlich oder aus Unwissenheit, bleiKe dahingestellt) versucht wird, das Deutschthum lächerlich zu machen, so bleibt es gewöhnlich bei dem bloßen Versuch; und meist hat der Schuldige auch noch die Suppe Mszuessen, die er sich so unbedacht selbst ein» gebrockt hat. Noch im lOttober hat ein Berichterstatter des New Vork herald einen solchen ksux päs gethan; in seinen englischen Bericht über die alle deutschen Elemente der Stadt New Vor? vereinigende Feier des „Deutschen Tages" streute er abfällig witzelnde Bemerrun» gen, wahrscheinlich, um die Lachmuskeln einiger Pankee»Chauvinisten zu reizen. Gegen diese Art von Berichterstattung gingen jedoch deutsche Vereine so energisch vor, daß die Redaktion des Blattes in Höflichster Form um Entschuldigung bat und mit dem Herrn 'Berichterstatter recht unsanft verfuhr. Das ist nur ein kleines Beispiel, aber es ist lehrreich genug. Eine andere Thatsache, von der wir uns für die Zukunft viel versprechen, ,ist die Gründung des Bundes „Iung-Deutsch-Amerika", an dem ich Äls Staatsführer von New Pork per» sönlich betheiligt bin. Dieser Bund, der sich nach und nach über die ganzen Be7einigten Staaten erstrecken,soll, bezweckt, dZe Nachkommen deutscher Eltern zur Pflege deutscher Sprache und Sitte anzuhalten, und die Mitglieder (die entweder das Abgangszeugnis einer Giemen-' tarschule besitzen oder mindestens sechzehn Iahre alt >ein müssen) verpflichten sich, wo es irgend möglich ist, in deutscher Zunge zu reden. In manchen „Gauen" dieses Iugendbundes sind Kinder nicht-deutscher Abstammung eifrige Mitglieder geworden, weil sie hoffen, ai'^k die^e We,ise ihre Kenntniß der deutschen Sprache zu vertiefen. Damit ist der Anfang gemacht, deutsche Eltern in ihrem Bestreben, deutsches Wesen und deutsche Sprache auf ihre Kinder zu übertragen, wirksam zu unterstützen. Wenn Nun auch die deutsche Einwande» rung in letzter Zeit zurückgegangen ist, so sott doch das Deutschthum darunter nicht zu leiden haben; wir wollen den Rückgang durch den Leistungwerth ausgleichen. So stehen wir heute fest auf dem Boden unserer neuen Heimath, doch unsere Wurzeln reichen hinüber ins liebe Vaterland. Und unser angestammter Idealismus hilft uns über so manches Hinderniß hinweg. Leicht list unsere Arbeit hier in Amerika nicht, aber Pioniere sind wir, Gott sei Dank, nicht mehr.
New Pork. Dr. pkil. F. C. De Walsh.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb H. m.b H in Berlin,

Berlin, den 1V. Januar 1914.
Liquidation.
Stille Gesellschaft.
HMm die Inseln der Engländer, Schotten, Iren, am Horizont
Wv des Weltreiches, das der unzermorschbar zäheWille dieser
Inselmenschheit schuf, dämmert, aus Wintermorgensgrau, seit
dem Schwinden desJulmondes dieHoffnung, den letztenTraum
Eduards des Siebenten inden Bodengrund lcbendigerWirklich-
keit zu rammen. Oft genug wurde, da dieser König-Kaufmann
noch, wie Faustens Helena einst bewundert viel und viel geschol-
ten, in niemals unmännlicher Anmuth unter uns wandelte, das
von dichten.mitBlümchen durchstickten Schleiern eingehüllte Ziel
seines Wunsches hier gezeigt: nach der Sicherung des (nicht ins
Ungeheure.nur insNothwendige abzurundenden) Britenbesitzes
die Wehrkräfte der europäischen Großstaaten in unverrückbare
Grenzen zu zwingen oder zu schmeicheln, zu überreden oder zu
pferchen. Immer wieder wurde auf die Stunde hingewiesen, aus
deren Nebeln der Ruf zurWehrmachtbegrenzung über denAer-
melkanal tönen müsse; immer wieder, Manchem allzu oft, gewarnt,
ohne den Kompaß eines nicht von Wetterlaune beirrbaren Wo!»
lens, ohne den zur Speisung einer Riesenmaschine gestapelten
Heizstoff in unsichtige Luftschicht hinauszudampfen. Schlug nun
die Stunde und wirkt Eduards gar nicht titanischer, nur slink aus
Erfahrung belehrter Geist noch aus demGrab? Herr LloydGeorge,
Britaniens Schatzkanzler und stärkster Agitator, glaubt, die Um»


file:///D|/0515/ocr%2080er/dz%20086_043.html[17.07.2014 17:08:09]

wandlung der Oligarchie, des von nobilit> und Zentry, als den Landeigenthümern, beherrschten Staates anglo-normannischer Eroberer, in eine friedliche, derMasse dienstbare, von derMassen» empfindung bestimmte Gemeinschaft dürfe nicht länger verzaudert werden; bereitet drum, mitschrofferemZugriff,als,imLondon der verblühenden Victoria.derRomantiker Karl Marxzu ahnen wag- te, die „ Expropriation der Exv ropriateurs" vor; lugt nach denMil- liarden aus.mit denen des selbstbewußterwachendenVolkes Früh- hunger.zu sättigen wäre; und ruft die Vorkämpfer der Demokratie, deren Alltagsstimmung stets friedlich, von heroischer Lebensauf- fassung abgeneigt ist, zum Kampf wider »den organisirtenWahn» sinn übertriebener Rüstung". Die durch Herkunft und Gewohnheit so derben Mitteln fernen Kollegen, die sich eher noch im Ministe- rium Seiner Huldvollen Majestät als des grilligenDemos fühlen, blinzeln und schwichtigen mit derWimper: Nehmet seine Rede.des Walisers.nicht gar so feierlich ernst; er plant a nev <Zeparture(nach demWort seines Vorbildes Gladstone, der freilich weniger mun- ter, mehr Presbyter als Marktschreier war) und späht nach dem Pfahl, an den er seinen Kahn, bis die Mannschaft geheuert, die Ladung gespeichert ist, ketten könnte. Auch sie aber dulden gern, daß Sendboten Britaniens das Festland abtasten und (ohne ir- gendwelche Vollmacht, versteht sich) in denHauptstädten dervom Wehraufwand wundgedrückten Staaten leis fragen: Hättet Ihr Lust zu einem fürsErsteunverbindlichenGeplauderüberdieMög- lichkeit.dieRüstunglast zu erleichtern?Nur aus Britanien konnte dieFrage kommen; erst nach dem ohneBlutverlustinSüdosteurova erfochtenenSieg, Herdas aufeinerHalbinsel(Liautung)begonnene Werk auf einer Halbinsel (Balkan) krönt. Auf demWappenschild des Geeinten Königreiches blinkt, unter dem gekrönten Goldlö- wen, in sanfterem Glanz Davids Harfe. Deren Silbersaiten rührt nun der sonst so Wilde, der in der Taufe den Namen David em- pfing (und vor dem die Goliaths so zittern, daß sie, um nicht in die Zange seines Enteignerwillens geklemmt zu werden,ihrenLand- besitz, den uralten der Bedford sogar, zu leidlichem Preis los- schlagen), und läßt sie tönen, wie Iubals einst sang. «Noch vor einem Iahr durften wir einen so kühnen Schritt nicht wagen; je- der Versuch zur Wehrmachtbegrenzung hätte damals einen ge- fährlichen Rückschlag gebracht. Ietzt erst schlug die günstigeStunde;

und die heiligsten Interessen der Menschlichkeit und Gesittung mahnenuns,dieseStundenichtzuversäumen." ttorm> s«it qui mal X pense: auf blauemBand schlingt der Spruch sich umBritaniens Raubthierschild. Weh dem Zweifler, der keusche Tugend mit loser Verdächtigung kränkt! Nur lehrt jedes Buch der Geschichte, daß Englands Weltgeschäft immer am Besten rentirte, wenn Menschlichkeit, Gesittung und anderes heiliges Gut als seines Trachtens höchstes Ziel den Gläubigen gezeigt worden war.
Die Zeit, jubelt David, ward nun erfüllt.EinIahr lang hat, mit GreysZunge,England als Weltenrichter gesprochen.Offenbar ward der Christenheit, dem Islam, denHindu,Buddhisten,Shintoisten.daß die gewaltigsteWestmachtdieGeschickedesErdballes lenkt; daß ihrer Office, wie einem Delphoi, die Rathsucher zuströmen; daß sie Mohammeds Reich vernichten und in neues Leben retten konnte, heute noch aushungern und ernähren kann. Offenbar, daß sie ihre Freunde reichlich (kostenlos: Mongolei) zu belohnen, die ihr Verfeindeten in Sanftmuth zu bändigen und diegezähmtenmitZuckerstückchen(kostenlos: Angola)zu beglücken vermag. Ihr Wille gebietet, wie weit in Südost der Slavenwall sich strecken, nach welchem Beutetheil Hellas greifen, was vom Albanerland ohne Fremdherrn bleiben darf. And den Richterstuhl umjauchzt die Dankbarkeit der Mächte, die in Geduld, Demuth, Opferbereitschaft der weisen Leitung Britaniens gefolgt sind und das mit dem Glück der Menschheit befrachtete Schiff vom londonerLotsen durchKlippen.überUntiefen hinweg steuern ließen. DerBlödeste müßte nun, endlich,merken,was geschehen ist; welches Geschehen von den unthätig scheinenden Häuptern Europas abgewartetwurde. England glaubt,denBilanzgewinndesIahres 1913, der durch den Sommerkrieg, den vom gewissenlosen Nebermuth des koburgischen Bulgaren heraufbeschworenen, gefährdet schien, an dem Tag, der ihm ein neues Häuflein internationaler Verträge schichtet, in feine Münzstätte schleppen und in Umlauf durch das weiträumige Imperium bringen zu können, das nach stärkenderNahrung lechzt.Wozu noch säumen?DieSpesen thürmen sich in Firnhöhe. Und keine Nothwendigkeit befiehlt noch, den zu Britaniens Gunsten gebuchten Saldo dem Blick Europens zu verhängen. Jetzt dars jedes Auge merken, daß aus dem Zeitabschnitt, der Millionen ein Unheilsjahr (ein alten, vor der Zahl

DreizehnscheuenAberglaubenbestätigendes)dünkte,derLöwedes in dunkler Stille erlisteten Nutzens Löwentheil heimtrug. Auch das Auge des Gefährten, der im Gewölb dieses Jahres seiner eigenen Sache, der ihm heiligsten, denSieg zu erstreiten wähnte. Irrthum, laß los der AugenBand! Das freie Gesichtsfeld erlaubt, klar zu erkennen, wer Sieger ward, wer ohne Mühensertrag oder mit blankem ScheingewinnnachHausschleicht, wer sichmit schmalem Profit begnügen muß. Wird Rußland, wenn auch aus seiner Schneenacht der Morgen des Abrechnungtages graut, mit dem Senior-Partner zufrieden sein und denMinister, der esinsolche Partnership drängte und, wenn er auch nicht mehr für die Firma zeichnet, doch für dieLustralbilanz verantwortlich bleibt, aus freu» digemGemüthswillen in denRanggroßerStaatsmänner heben? Wenn Alexander Petrowitsch Iswolskij, der den Gossudar aller Reussen in Paris, am Zahlschalter des Zarenreiches, vertritt, morgen aus dem Amtsbezirk schiede, wäre die Namensdauer,die erst den an derWirkensmöglichkeitverzweifelndenMagister Faust Trug dünkt, im Erinnern ihm für eine lange Wegstrecke gewiß. Dem Mann, der zweiIahre nach demFrieden von Portsmouth (der einen von England mit Japans Waffen gegen Rußland geführten Krieg endet)über Persien, Afghanistan,Tibet sich mit Britanien verständigt und damit derTriple-Entente aus Traumgebilden in greifbare Wirklichkeit hilft. Der Oesterreich-Nngarn demüthigen will und nicht nur auf des Trachtens Ausführung verzichten, sondern auch vor Europens Ohr gestehen muß, daß es niemals in einen Rechtsgrund verankert war. Dann mit Japan denVertrag schließt.der als ein Schutz-und Trutzbündniß gegen das sich sacht regende China gedacht ist. Er schürt, noch vielleicht nicht mit ganz wachem Bewußtsein, das Feuer, in dessen Gluth das morscheGebälkderaltenTürkeiverbrennt.Nach heimlich geschäftigem Weben schwenkt er das Flaggentuch italo»russischer Freundschaft, deren Ziel kurzsichtigenAugen allzu lange unerkennbar bleibt. Im Südostwinkel unseres Erdtheils hobelt fein Arm hastig die scharfen Kanten weg, die den Iuchtengurt eines Balkanbundes zerschrammen oder durchscheuern könnten, ttic et ubique. Zu jedem Film, den unser inneres Auge seit 1906 sah, hat er die Gruppen gestellt; oft auch die Kurbel gedreht. DerWal« fisch tätschelt mit der Schwanzflosse zärtlich den Bären, den die

Liquidation.
3?
Wasserkunst der Spritzlöcher zu ergötzen scheint. Ehe dieWunden von Mukden undTsushima verharscht sind, istRußland denBriten, sogar den Iapanern verbündet. Trotz den schmerzhaften Enttäuschungen eines Iahrhunderts wieder dicht von dem frommen Wahn umnebelt.die Dankbarkeit der befreitenBalkanvölker werde sich vor dem Zaren als dem willkommenen Nachfolger des Kha» lifen-Sultans in jauchzender Andacht beugen. Zwischen Serben, Griechen, Bulgaren scheint dasUnkraut uralten Haders, wie von einer Maschinenhacke, über Nacht ausgejätet; und der Wladika vonCetinje.der einst der ConnetabledesOsmanenheeres werden wollte, zückt wider den Großherrn das Schwert. Zu all diesem Geschehen hat Alexander Petrowitsch Iswolskij Beträchtliches mitgewirkt. Er hat nichts allein »gemacht"; ohne ihn aber ward nichts. Dem Erdboden haben die Zacken seines Wesens sich lief eingefurcht. Und er hat, vonAmtes wegen, doch kaum vierIahre lang das internationale GcschäftRußlands geleitet. Die Behauptung, daß er von der Petersburger Sängerbrücke die Macht, nur nicht deren Blinkschein, ins pariser Botschafterviertel mitgenommen und unterwegs kein Fädchen von seiner Kunkel verloren habe, wurde von Offiziellen und Offiziösen mit eifernder Biederkeit bestritten. Sasonow, heißts, gebietet hier, nicht Iswo'skij. Natürlich. Verrieth das Garn je die Spindel, von der es kam?
1906. Der unselige berliner Einfall, dem Westnachbar, weil er für die süßeste Naschwaare nur mit frostigem Lächeln gedankt hat, nun die Faust hinzurecken und ihm, bis er artig geworden sei, Marokko, den Preis für Egypten, für den Sudan und anderen Verzicht, zu sperren, hat den Schlaf der Welt gestört. Der Zorn, der aus der Erkenntnih wächst, daß Frankreich nicht zur Kraftprobe bereit, daß die Heeresintendantur und das Festungwesen verlüdert war, wirbelt aus fast schon verglimmenden Funken ein neuesNationalempfinden auf.dessenBrunst in derIugend, auch in der kindlich treu, ohne Gewissensskrupel, derRepublik anhangenden, rasch den Entschluß zu mannhafter Hingebung ans Vaterland reist. Die Zeit russischer Ohnmacht, grollt es vonCalais bis nach Marseille, soll zurDemüthigung Frankreichs benutzt werden; in keiner anderen Zeit hätte Deutschland solche Zumuthung gewagt. Dem Volksglauben steigt der Bündnißwerth Rußlands ins Unermeßliche. Bricht, so nah am Herzen Europas, die alte

Die Zukunft,
Wunde wieder auf und sehen wir, nach fünfunddreißig Iahren läßlichen Friedens, die Heere Deutschlands undFrankreichs noch einmal im Schlachtendrang? Der Einspruch, dem Bismarcks majestätischerMenschenverstand 1871 auszubiegen wußte, wäre jetzt gewiß; mindestens eine Großmacht dürfte nicht warten, bis ihr Schicksal am Willen desDeutschenReiches hing, das der Republik das Rückgrat gebrochen hat. In Berlin und in Wien gilt den Meisten Rußlands mandschurische Niederlage noch als Glücksbürgschaft. Ist noch nicht erkannt, daß der kühnste Britenkopf nicht hoffendurfte, denKolossusvon Moskau zu zertrümmern,sondern nur, ihn von Südostasien nach Europa zurückzukehren; daß darum die Nachbarn, denenRußland lästig werden könnte, ihm entweder inAsien helfen oder das dort verwundete Reich auf seinem europäischen Boden für dieZeitspanne eines Menschenalters lähmen mußten. Niemand hat Lust, die Verantwortung großer, vielleicht mit dem Schwert auszufechtender Beschlüsse auf sich zu nehmen. In den Kanzleien wird mit dem Glauben gerechnet, daß Rußland in langes Siechthum sinken und sich still bescheiden werde. Und muß es den Nachbarn nicht dankbar sein, dieihmgestatteten, seine zuverlässigen Truppen von den Westgrenzen wegzuziehen? Seit dem fünfzehnten Ianuartag wird in Algesiras verhandelt. Laut über Marokko: leise über größere Gegenstände. Vor dem Beginn der Konferenz hatKönigEduard zu Frankreichs BotschafterPaul Cambon fast genau so gesprochen wie ein Vierteljahrhundert zuvor Bismarck zu dem berliner Vertreter der Republik: »Sagen Sie uns, was Sie wollen: wir werden für jeden Ihrer Wünsche eintreten." An der spanischen Küste ist Eduards Vertrauensmann Sir Donald Mackenzie Wallace betriebsam; oft zwischen Englands und RußlandsBevollmächtigtenSirArthurNicolson und dem Grafen Cassini zu sehen (denen sich manchmal auch der Geschäftsträger Cartwright gesellt). Daß sie sich nur mit Cassinis weißem Hündchen beschäftigen und an des Grafen Witzen über die »großen Ohnmächte" und die schlechte Küche freuen, ist nicht anzunehmen. Warum sinddenn dieGroßen nichtstarkgenug, dem Scherifenkram ein rasches Ende zu bereiten? Weil zwischenBritanien und Rußland noch nicht Alles in reinlicher Ordnung ist. »Wir Russen haben in Asien eine Dummheit gemacht. Li-Hung» Tschang hatte, als er zurZarenkrönung nach Rußland gekommen

war, dem Finanzminister Witte gerathen, dieBahngleise nur bis Wladiwostok zu legen und sich nicht ins Dickicht des Südens locken zu lassen. Alexejew, Bezobrazow, Plehwe und Andere eiusclem Krinae hatten das Ohr des Kaisers: und die Warnung wurde überhört. Wir haben es bitter gebüßt. AberIhrBritenseid nicht gescheiter, wennIhr meint, unsere Schwächung müsse Euch nützen. Asiens Erde hat Raum für Alle; und in Europa würde durch unsereEntkräftungDeutschlandsHegemonie gesichert. Das Wachsthum deutscherMenschen- und Vermögensziffer, denNeu« bau deutscher Kriegsschiffe könntIhrnicht hemmen.Aber der Gefahr vorbeugen, daß an den empfindlichsten Stellen Eures Reichs» leibes, in Egypten undIndien, auf den Wink des den Deutschen befreundeten Khalifen derIslam sich wider Eure Vormundschaft empört und inder selben Stunde vom EndstückdesBagdadbahn» stranges aus ein deutsches Heer nach Indien marschirt. Muß Frankreich sich unter die Wucht deutscher Drohung ducken und Rußland auf schnelle Erneuung seines Prestige verzichten, dann bleibt Ihr mitDeutschland allein, das Armee und Flotte verstär» ken und die Mohammedaner gegen Euch hetzen wird. Einigt Ihr Euch mit uns und reißen wir, Beide vereint, Frankreich aus der Klemme, dann ist dieser Dreibund unüberwindlich. Ihr habt die größteFlotte.wir haben das größteLandhcer,Frankreich haiden größten Bargeldvorrath:Woher käme die Koalition, die unswi» derstünde?" So könnte Cassini gesprochen haben.Allerlei schlimmes Gerücht ängstet die Pariser. Rußland zeige sich in Algesiras lau, England eiskalt; Beide seien bereit, in Casablanca die Polizei so zu organifiren, wieder österreichischeVermittlungvorschlag empfehle. Schon hat in der Deputirtenkammer Herr Doumergue (der jetzt Ministerpräsident ist) die Russen, weil sie dem Freund undGläubiger nicht genugWaaren abkaufen.derb zu schelten gewagt. Schon flüstern Furchtsame, Frankreich werde auf der Konferenz einsam bleiben. Da giebt im März die Triple« Entente ihr erstes Lebenszeichen. Sir Edward Grey und Graf Lamsdorf erklären, daß sie auch in puncto Casablanca Frankreichs Willen stützen: unterstreichen dieses Gelübde dicker, als Diplomaten zu thun pflegen. Von dem Brustkorb der Republikaner löst sich der Alb. König Eduard hatHerrnBourgeoisdasWort gehalten, daß er den Herren Delcasse und Paul Cambon gab; und in Peterhof

Die Zukunft,
scheint die Gruppe, die der englischen die deutsche Freundschaft vorzog, des fruchtlosen Wortkampfes satt. Lamsdorf ist kränklich, müde, nicht derFerge für denKahn.der neueUfer sucht. DieCir» kularnote, die, am neunzehnten März, jede Verdächtigung russischer Bündnißtreue schroff abwehrt, ist seine letzte sichtbare Leistung im Auswärtigen Amt. Im Mai geht er und sein Nachfolger wird der fünzigjährigeHerrIswolskij, der im Vatikan, inIapan, zuletzt in Dänemark als Gesandter des Zaren beglaubigt war. Hohe Excellenz, Erbe der Ncsselrode, Gortschakow, Giers, Lobanow, GebieterzwischendemWinterpalastunddemGeneral« stab:zügelloferEhrgeizkonnteinKopenhagennichtraschereńVor» sprung träumen. Witte, der dem schwachenLamsdors gern drein» redete, ist fort und Stolypin dem internationalen Geschäft fremd. Der neue Herr kann schalten, wie ihm beliebt. So lange des Kaisers Gnade ihm lächelt. Nur ist, leider, das Feld, auf dem fein Wille sich auswirken könnte, von Schranken verengt. Der asiatische Acker ist im Süden verloren und braucht im Norden Ruhe; und in Europa stieße jeder kräftig vordrängendeWunsch,mag er nach Skandinavien oder nach dem Balkan langen, nicht nur auf öfter» reichischen und deutschen, sondern wohl auch noch auf britischen Widerstand. Wenn man mit England einig würde, ließe sich leben. Nach den Niederlagen und Putschen muß Rußland einen Erfolg illuminiren und, zunächst feiner eigenen Menschheit, zei» gen, daß es noch immer vonzärtlichen Freiern umworben ist. Seit es vom Stillen Ozean abgedrängt wurde, ist es für Indien nicht mehr eine nahe Gefahr. Darf England aber wünschen, daß sich das Slaventhum, eine Glaubensgemeinschaft, ein Islam von hundertfunfundvierzig Millionen Menschen, wieder gen Asien wende oder muß ihm,neben dem auf allenMeeren und Märkten Deutschland heranwächst, lieber sein, daß die Slavenfluth in Südosteuropa die Deiche bricht und ein Gelände germanischer Hoffnung überschwemmt? Die alte Frage, die vor und nach Moriers petersburgerBotschafterzeit manches Britenhirn beschäftigt hat, heischt endlich Antwort. Wo ist, in Europa oderinAsien, das Slaventhum der englischen Weltmacht gefährlicher und wo kann es ihr nützlichwerden?ZweiWillenstriebesuchen einander. Als Is» wolskij fünfzehn Monate im Amt ist, kann jedes unverstopfte Ohr ahnen, welche Antwort der Frage gefunden ward. Der letzte Juli»

Liquidation.
KZ
tag des Jahres 1907 bringt das (später auszubauende) russo-ja»
panischerer letzte Augusttag das anglo-russische Abkommen. Am
vierten Juni 1908 spricht Sir EdwardGrey im Parlament: »Ich
bin dafür, daß England und Rußland sich auf derBasis der Ver-
nunft und der Ehrlichkeit über alle Fragen, die ein gemeinsames
Interesse berühren, verständigen, und werde mit diesem Wunsch
fallen, wenn das Unterhaus ihm die Erfüllung versagt." Die
Mehrheit stimmt ihm zu. Am zehnten Juni empfängt Kaiser Ni-
kolai Alexandrowitsch (mit Frau und Mutter) im revaler Hafen
den König und die Königin von England; die Regirungen sind
durch Iswolflij (den die Huld der Schwestern Maria Feodo-
rowna und Alexandra schon am dänischenHof begnadet hat) und
Sir CharlesHardingevertreten.Eduard ruftüber dieOstsee: „Ich
bin gewiß, daß der neue Vertrag das Band, das die beiden Völ-
ker umschlingt, noch fester knüpfen und uns gestatten wird, wich»
tigen Zukunftfragen in Freundschaft eine befriedigende Antwort
zu finden/Fürs Erste gestattet er, dem Sultan für Makedonien
das anglo-russische Reformprogramm aufzuzwingen, dessen Aus-
führungerals allmächtigerGroßherr nicht überlebenkonnte. Auch
nicht überleben soll: denn Abd ul Hamid scheint dem Deutschen
Reich zugethan und des Willens verdächtig, in der Stunde eng-
lischer Noth die indischen Musulmanen wider Britaniens Ost-
flanke zu hetzen. Dreiunddreißig Tage nach Eduards Abfahrtaus
der revalerBucht kommt es im Dritten (makedonischen) Corps des
Türkenheeres zu offenem Aufruhr. Von Saloniki und Monastir
frißt der Brand mit hastiger Gier weiter. Abd ul Hamid wird ent-
machtet, verschwindet; die Stunde der Jungtürken schlägt. Gläu-
bige Gemüther sehen der Völkerfreiheit im Ost einen neuen Mor-
gen dämmern.Doch aus fahlerRöthesteigt kein junges Himmels-
licht; und der Herrschaftbereich derMondsichel wird schmaler, als
er seit den Siegertagen des zweiten Mohammed war. Im April
1909 schwelgen die Jungtürken im Triumph. Im November 1912
haben sie den afrikanischen Besitz und drei Viertel des europäi-
schen verloren. «Iis n'ont pas su Kire", sagt der abgesetzte Sultan,
den die»Loreley"an den Bosporus zurückbringt. Er staunt nicht,
hat nichts Anderes erwartet; fragt nur immer wieder: »Wieha-
ben sie es angestellt, daß Griechen und Bulgaren einig wurden?
DieseLeistung hätte selbst er den Leuten nicht zugetraut, unter de-

Die Zukunft,
renKolbenstößen seinThron zerbrochen war.Auch in dcm weißen Schlaukopf des Gefangenen leuchtete nicht die Erkenntniß, daß in allen Zonen der Politik, weil gegen Wahrscheinliches Jeder sichrüstet und manchmaldoppeltversichert, das Ziel listiger Kühn» heit sein muß, Unwahrscheinliches Wirklichkeit werden zu lassen. England, Frankreich, Rußland: zwanzig Jahre zuvor wäre diese Trias nichtnur unwahrscheinlich, wäre sie unmöglich genannt worden. Nun ist sie Ereigniß. Rußlands Palaeologenadler wendet sich wieder westwärts; und durch sein Gefieder ist eine Wundspur vom schärfsten Auge nicht zu erspähen. Fast schämt man sich schon, über die russische Niederlage, Revolution, Geldsorge noch zu reden.ZwischendemWeißenund dem Gelben MeerkeimtLenzeshoffnung auf eine helle Zukunft und der Erdkreis lauscht, wieinder Zeit Nikolais des Ersten, der leisesten Willensregung, derenHall aus Petersburg kommt.IswolskijsWerk? Er hatte King Edward und zwei gekrönteDamen in seinem Spiel, das vonfeinen Köpfen vorbereitetwar; aber seine Anfangszüge waren wirksam und unter Dutzenddiplomaten ist er,eine Figur. Er hat in der richtigenStunde die richtige Frage gestellt: „Asien oder Europa?" And daß ihm beimAbschluß des Perservertrages als Prämie dieOeffnung der Meerengen zugesagt worden ist, gilt als sicher. (Alexej Suworin, derBesitzer der„NowojeWremja", erfragte damals meinUrtheil über denVertrag; als ich geantwortet hatte, das Wichtigste werde wohl eine geheimeBosporusklaufel sein, sagte er: „Seltsam; Das hat mir Iswolskij auch angedeutet.") Mit solchem Ertrag zweijähriger Arbeit darfEiner sich brüsten.Wenn derMannnurnicht imRausch übermüthig wird, imDurst der Ruhmsucht unreife Birnen pflücken will und in Gortschakows Sanguinismus ausgleitet!

Seine Freunde lernen es fürchten. Hat er Gortschakows bösen Groll gegen Oesterreich geerbt? Mit dem Botschafter Grafen Berchtold verkehrt er intimer, als nach der Norm nöthig wäre. Er hat auch, im Februar 1907, den Pakt verlängert, den „pour le msintien ciu statu quoetclelapaix ZeneraIe"Oesterreich-Angarn 1897 mit Rußland geschlossen hat. Seitdem aber sind am Westhimmel Windwölkchen sichtbar geworden. Freiherr von Aehrenthal, der ein paar Monate nach Iswolskij ins Ministeramt gekommen ist, scheint schwieriger als Graf Goluchowski; kein so bcqucmerPart» ner. Als Botschaftrath und Botschafter galt er in Petersburg als

Liquidation.
Rußlands treuster und klügster Freund und wurde nicht nur von Schwanebach in überschwingendcn Hymnen gefeiert. Am Ballhausplatz, als selbständiger und verantwortlicher Staatsmann, sieht er ganz anders aus. In aller Stille hat er von der Hohen Pforte die Konzession zum Bau derSandschakbahn erlangt. Am siebenundzwanzigsten Januar 1908 sagt ers. Das, pfauchen wüthende Russen, ist das Ende des Statusquo, also auch unserer Vertragspflicht. Aus Rom und Athen, Belgrad und Sofia prassein neue Verkehrsprojekte aufs Jungtürkendach. Lästig, denkt Iswolskij; den guten Baron läßt meinRuhm nicht schlafen; auch von ihm soll man reden. Doch am Ende ists gut, daß wir derFessein ledig sind und allein für die Zukunft unserer südslavischen Freunde vorsorgen können. Die Hohe Excellenz darf den Verdruß nicht zeigen; denn die stambuler Wirrniß kann morgen zum Eingriff zwingen: und dazu ist Oesterreichs Zustimmung nöthig. Die braucht man auch, wenn der Meerengenvertrag geändert wird.Vernunftwarnt.daswinzigsteBrückentheilchenabzubrechen. Briefwechsel Iswolskij»Aehrenthal. In Buchlau sind Beide am fünzehnten September Gäste des Grafen Berchtold. (Schade, daß uns nicht einRembrandt die drei Gildenmeister, drei Temperamente gemalt hat: den glanzlos schwerfälligen, ohne Scheinsucht ins Wesen seiner Aufgabe versenkten Staatsgeschäftsmann den hitzig assoziirenden und kombinirendenErhascher jeder möglichen Minutenwirkung und die im Frost reinen, nie stürmenden Empfindens gekühlte Noblesse des Wirthes, der noch im Drang der Berufsarbeit ein Genießer bleibt, eines fchön gegliederten Satzes sich wie einer Patriotenthat freutund am Liebsten die Kanzlistenleistung auf dieWägschale derAesthetik höbe.) Der ganzeBerliner Vertrag wird durchgesprochen, jede mögliche Wandlung türkischen Besitzstandes erörtert, die, in Bosnien, Makedonien, im Pontus, zu Aenderung oder Ergänzung nöthigen müßte. Ueber dieses Gespräch ist viel offenbar Falsches, manches Glaubliche berichtet worden; ehe derHerr vonBuchlau, der lügen nie lernte, als Ohrenzeuge ausgesagt hat, wird der schlauste Ermittler durch Dunkel tappen.DaßAehrenthal nichtdeutlich sprechen wollte, daß Iswolskij,weil er spitzige Repliken besann, nicht so scharf aufhorchte wie fonst, ist wahrscheinlich. Gewiß aber, daß der kluge Freiherr diesmal klug genugwar, nicht klugzu sein.Wenn er seinen Mann

genau kannte, machte er ihn zum Vertrauten.»Sie sind der Einzige. Wir müssen jetzt annektiren, ehe die IungtürkcnWahlen ausschreiben und.. Ein Staatsmann Ihres Kalibers wittert die Gründe. Meerengenöffnung? Russischer Verschluß des Schwarzen Meeres? Wann Sie wollen. Wir müssen und werden ja noch eine weite Strecke mit einander gehen. Möchten Sie es Ihren Freunden in London.Paris.Rom sagen? Ich kannmirnichtsNützlicheres denken; denTagverabredenwir.Nnd,nichtwahr,Sie halten auch die Serben von Thorheiten ab? Auf die beiden Provinzen, die uns von Rußland selbst schon inReichstadt, 76, zugesprochen worden sind, konnten sie als ernsthafteLeute doch nicht zählen; und ihnen bleibt von derTürkenbeute jagenug. DenSandschak räumenwir. Fließen die beiden Serbenströme zusammen undmündet so, endlich, auch der Hauptarm ins Meer: meinetwegen; wenn der Lauf nicht zu tief ins Albanesische führt. " Aehrenthal hätte sich einen eiferndenHelfer geworben; ohne großes Risiko: die Annexion war ja beschlossen. Daß er, dem schon derScheinfremderHilfe(Bülow-Pourtales: der avis smical, der die Russenwuth dämpfte)widrig war, den Versuch nicht machen wollte, ist theuer geworden. Ists schon vergessen? Rußland hatte geglaubt, über die makedonische Iustizreform mit Oesterreich einig zu sein, und nicht geahnt, daß Aehrenthal entschlossen war, diesen (denTürken unbequemen) Plan um den Preis der Sandschakbahnkonzession aufzugeben. Die Meldung, daß dieBotschaftcrMarschall undMarkgraf Pallavicini (Franz Iosephs Vertreter am Goldenen Horn) den auf dem Boden des mürzsteger Programmes gewachsenen Entwurf türkischem Einspruch geopfert haben, wirkt mit der Macht nächtigen Feuerschreckens. Läßt sich aber als das Zufallsprodukt eines Mißverständnisses bemänteln. Und am Vorabend einer muslimischenRevolulion darf ein moralisch verantwortlicher Minister sich denLuxus der Empfindlichkeit nicht gestatten. Iswolskij beißt die Lippe; und schreibt dem wiener Kollegen einen netten Brief. Ungefähr: Wirmüssenzusammengehenund,für clleFälle, schon jetzt uns über das zur Kooperation taugliche Gebäude verständigen; Rußland könnte durch nahe Ereignisse ja genöthigt werden, Stambul und Galata zu besetzen, um sich Forts gegen den rebellirendcnIslam zuschaffen; was würden Sie dannthun? Schwer vorauszusagen, lieber Kollege; zunächst müßteOesterreich-

Liquidation.
Ungarn wohlseineKriegsfiaggeim Bosporuszeigen; ob es durch die Pflicht zur Ansehenswahrung auch gezwungen würde, au cielä cle ^itrovit/ä nach Saloniki zu marschiren, ist heute noch nicht erkennbar. DieserBriefwechsel(desscnVeröffentlichung das russische Eifern für dieUnantastbarkeitderTürkei seltsam beleuchtet hätte) geht demAufruhr im makedonischen Corps, dem Rebellenmarsch in die Hauptstadt, der Revolution Mahmuds voran. Zwei Monate danach ist die Summe des Möglichen, aus der das Nothwendige zu errechnen wäre, kleiner geworden. Die Türkensache (ungefährlo mag inBuchlau das Gespräch begonnen haben) hat sich anders gewendet und rascher entwickelt, als wir in der Zeit unsererKorrespondenzvermuthenmußten;jetztbleibtuns,Beidcn, nicht viel mehr als der Wunsch nach einem guten Verhältnis zu den neuen Machthaber«. Versteht sich. Auch wir Oesterreicher denken nicht an eine Gebietserweiterung aus Kosten der Türkei; sind sogar bereit, ihr den Sandschak zu räumen. (In einerDenkschrift, deren Inhalt Graf Bcrchtold am fünfzehnten Dezember 1913 der Oesterreichischen Delegation andeutete, sagtAehrenthal, der Sandschak wäre, weil er starke Befestigung forderte, zu theuer, auch,weil er in seinem Engpaß einArmcecorps unter dreiFeuer» fronten festgehalten hätte, im Kriegs fall gefährlich geworden und hätte, als Fremdkörper zwischen Serbien und Montenegro, die Einigung zweier orthodoxen Slavenstaaten gegen Oesterreich erwirkt: also nurRußland genützt. WelchemAugedieDenkschriftzugedacht war, wissen wir nicht; dürfen aber bezweifeln, daß sie Aehrenthals Meinung ganz aussprach.) Da Oesterreich abernicht dulden kann, daß in den seit dreißig Iahren von ihm okkupirten Provinzen Wahlen fürs türkische Parlament angeordnetwerden, läßt dieEinverleibungBosniens und der Herzegowinasichwahrscheinlich nicht mehr lange vermeiden. Diese formale Aenderung des Vesitzverhältnisses ist fürRußland ja belanglos; auch in unseren Geheimverträgen vorgesehen und seit der Reichstädter Konvention vom fünfzehnten Januar 1877 von uns mit der Neutralität imTürkenkrieganständigbezahlt.^ssllrement, cker baron; trotzdem würde in dieser kritischenStunde, die den Südslaven neue Gefahr zeigt, dieAnnezion inRußlandAcrgerniß geben;und ohne einen Europäischen Kongreß ginge es wohl kaum. Nicht meine Ansicht, sagtAehrenthal;Rußland hat vordreißigIahrenzugestimmt,mit

derTürkei werden wir uns verständigen und die Anderen haben nicht dreinzureden; immerhin würde ich einen Kongreß, der die Einverleibung nur registrirt und unser Besitzrecht nicht erst erörtert, ohne Zaudern beschicken. Die Stirn des Russen ist noch umwölkt. Aus dem Sorgendunst zuckt die Frage (die ihn nach Mähren geführt hat): Würde Oesterreich uns Schwierigkeiten machen, wenn wir die Oeffnungen der Meerengen forderten? Nicht die geringsten. Schön; einstweilen sind wir ja noch nicht so weit; ich bin aufUrlaub, als Gast unseres lieben Grafen ein Privatmann ohne Vollmacht, werde nach meiner Rückkehr in dieHeimath dem Zaren über unser Gespräch berichten und bitte nur, den Entschluß zur Annexion, wenn er Ihnen unaufschiebbar scheint, mir früher als allen Anderen mitzutheilen. Zugesagt? Ehe drei Wochen verstrichen sind, hat der Botschafter Graf Khevenhüller dem Präsidenten der Französischen Republik, Graf Mensdorf-Pouilly dem König von England (der ihn, zum ersten Mal, unfreundlich empfängt und ohne Einladung zur Hostafel entläßt) die Thatsache der Annexion angezeigt. Vielleicht hat Aehrental gefürchtet, ein sentimentalisch beschwörender Brief Nikolais könne seinen greisenHerrn zu einemZögern stimmen; vielleicht auchbcdacht, daß ein der Höflichkeit des Tischgenossen abgezwungenes Wort das Handeln des für ein Reichsschicksal verantwortlichen Staatsmannes nicht binden dürfe. Er griff nach dem Luntenstock. InParis hörtIswolskij: Oesterreich hat annektirt; die Staatshäupter haben die Briefe des Kaisers Franz Josef empfangen. Und er hat nichts gewußt. Sechzehn Tage ist es her, seit er aus Buchlau abreiste: und er hat nichts gewußt! Er reist während der Wehen solchenGeschehens in derWelt herum. Wie steht er morgen vor seinem Herrn? Vor den Genossen des Bündnisses und der Entente, den Südslaven, die ihn als Schutzpatron ehrten, demNeid überflügelter Diplomaten, vor der emsig sonst von seiner Hand gebürsteten undgekämmtenOeffentlichenMeinungundder selbstbewußten «Gesellschaft« in Peters Stadt? Er ist um allen Kredit. Ein Blender, wirds heißen. «Das blinde Huhn, das ein Korn aufgepickt hat. Der Erfolg hüpfte ihm in den Schoß. Jetzt zeigt sich, daß er nichts kann. Der kalteLeza hat den Tölpel übertölpelt. Bis nach Mähren fuhr Alexander Petrowitsch, um sich einseifen und barbiren zu lassen."Unerträglich.Doch immer noch

nicht das Schlimmste; auch aus Südost hagelt Unheil. FürstFer-
dinand hat sich zum Zaren der Bulgaren ernannt (nicht: vonBul»
garten; die Makedonen sollen sich gewöhnen, in ihm den Gebieter
und Hort zu sehen). Vorher war er in Wien, in Angarn, wurde
schon wie ein König behandelt, hat wohl heimlich Alles verein-
bart: und der Minister des Slavenpapstes hat nichts geahnt. Zar!
Gestern gab esnureinen, heutesindihrerzwei.And derKoburger,
derOesterreichsReiterrock trug,fühlt sich vielleicht gar auch schon
als Erben und Nachfolger des Caesars von Byzantion. Die Stirn,
der, mit der Mütze des Monomachos, die Krone Konstantins ge-
bührt, runzelt sich und das Russenvolk knirscht zürnig, als hätte
Frevel ihm ein Heiligthum bespien. Wer trägt die Schuldlast?
Der in Buchlau Gefoppte, den man nie von Kopenhagens Langer
Linie wegholen durfte. Nein, kreischt derAngeklagte: Aehrenthal,
den man aus der Gemeinschaft der Ehrlichen stoßen muß. Is-
wolskij rast durch Europa, will durch raschen und günstigen Ab-
schluß des Meerengenhandels erweisen, was ervermag, und, vor
der Heim kunft, die allzu breit klaffende Wun de überpflastern. Ver-
gebens. Bosnien-Herzegowina auch nach Formalrecht zu Oester-
reich-Rngarn gehörig; Bulgarien ein vom letzten Vasallenband
gelöstes Zarthum; Kreta proklamirt sich als einen Theil des Hel»
lenenstaates; Montenegro entkettet sich der Sperrpflicht, die Ar-
tikel 29 des Berliner Vertrages ihm aufzwang. Bricht das Chaos
herein? Wer den Jungtürken, deren Nothbau in allen Fugen
kracht, jetzt neuenVerzicht aufaltesRecht zumuthet, weckt gefähr-
liche Sehnsucht nach der hamidischenZeit. Schon droht dieMög-
lichkeit ihrer Rückkehr (der April bringt die Gegenrevolution).
Grey, der nie matt, nie von Leidenschaft verwirrt ist, hebt die
Achseln. »Möchten Sie, daß mitHamid die Deutschen wieder zur
Herrschaft kommen? Rußland muß warten; und ist so stark, daß
es warten kann." Nichts zu erlangen; nirgends. Iswolskij sinnt
Rache; brütet, lechzt, schnaubt, siedet; und wird mit seinem Ge-
fuchtel ein Bischen komisch. Er wähnt, ins weiße Kleid der An-
schuld schlüpfen zu können, wenn er Aehrenthal pechschwarz an-
gepinselt hat. Den nennt er nur noch „perfid". Dessen Tücke will
crüberallherausschnüffeln.,,d'est une «bsessionsagendieZunft-
genofsen. Persönlicher Groll hat, gerade im Diplomatenbcreich,
oftSchaden gestiftet. Selbst Bismarck rief, als er hörte, daß Gort-

Sie Zukunft.
schakowzumKongreßnach Berlin kommen werde, ausjäherZorn»
wallung: «Nun sieht Alles anders aus! Zum zweiten Mal soll
der Eitle meinen Rücken nicht alsPiedestal benutzen." Wenn er
nur mitSchuwalow zu thungehabt hätte, wäre Rußland mit dem
Ergebniß des Kongresses vielleicht nicht ganz so unzufrieden ge»
wesen. Kaum je aber eiterte aus einer Wunde der Eitelkeit schlim»
meresGift alsimWinter undFrühlingnachderAnnezion.Gort»
schakows Minenkrieg gegen den Grafen Thun scheint harmloses
Geplänkel, wenn man ihn der wüsten Tobsucht vergleicht, die den
Grafen Aehrenthal umheulte. Der Minister und das Land, für
das er, mit sauberer Waffe, focht. Oesterreich-Ungarn hatte den
Russen nichts genommen, nichts zu schmälern getrachtet, keine
Kränkung angethan; nurscin zehnfach verbrieftes Recht gewahrt.
Dennoch wurde die Stimmung im Nordostreich nun wieder, wie
sie war, als Bismarck aus Petersburg an seinen Chef Schleinitz
schrieb: »Oesterreich zu hassen, ist im Geist des gemeinen Russen
zu einer Glaubenssache geworden/ Trotzdem dieses Oesterreich
soeben durch Hingabe des Sandschaks verbürgt hatte, daß es nicht
denWegnachSalonikibeschreitenwolle.TrotzdemIswolskij nicht
leugnen konnte, daß in Buchlau die Möglichkeit naher Annexion,
in aller Ruhe, besprochen worden war. Und trotzdem er schon in
seines Zornes erster Hitze, am siebenten Oktober 1908, im «Temps-
offen gesagt hatte, die bosnische Sache könne Rußland nicht be»
stimmen, einen Krieg gegen Oesterreich-Ungarn zu führen.
Aus dem Köcher der Rede, die seinen Rückzug meldete,
schwirrten zwei Pfeile: die Ankündung des Balkanbundes (da-
malsnocheines derSerbenstaaten mitBulgarien undderTürkei;
System Tscharykow) und die laute Betonung des Werthes, der
aus Rußlands freundschaftlichem Verhältniß zu Italien entste»
hen werde. (Auch Herr Tittoni sprach in derKammer:»Dieitalo-
russische Verständigung ist einEreigniß, dessen ganze Wichtigkeit
erst die Zukunft entschleiern wird.«) Im Oktober 1909 hatIswolskij
auf einem Umweg, der österreichisches Gebiet meidet, den Zaren
nachRacconigi geleitet. Danach festigt er noch den Bund mit Ja»
pan und schickt den als Leiter derPolitischenAbtheilung bewähr-
ten Herrn von Hartwig nach Belgrad. Dann geht er als Botschafter
Nikolais nach Paris. Um den Westmächten näher, dem Schau»
platz seiner ersten Schlappe, der einzigen, die sichtbar wurde, fer»

ner zu sein. Er hat aus überschäumenden Bechern den Trank der Rache geschlürft; den Mann, den erals Erzschelm verschrien hatte, überlebt; zu allen Geheimverträgen und Anschlägen mitgewirkt; und, nicht ohne Grund, den Ruf eines klugen, zähen, odyssisch verschlagenenDlplomaten erworben. Erhatsich,wennerimAmts-bezirk handeln muß.jetzt amZügel undwürde nicht mehrsoreden, nicht solche Briefe schreiben wie vor fünf Iahren. Nur, so rühm» lich sein Lerntrieb ist . in die Schlichtheit geradlinigen, nicht um die Ecke schielendenDcnkens hat er sich noch nicht geläutert.Wie hat ergeschwitzt, gekeucht, sich geärgert undAnderezu ärgern versucht! Nicht sein Vaterland hat von all diesen Mühen den Hauptvor» theil eingeheimst. Wenn ihn morgen ein Einfältiger aus alter Schule fragt, ob es nicht doch klüger gewesen wäre, die Türkenli-quidation bis in den Tag hinauszuschieben, der Rußland zu star» ker und schneller Aktion eben so fähig findet wie Großbritanicn: nur Iswolflijs Mund, nicht sein Hirn könnte antworten: Nein. Er hat, weil ihm Wuth allzu lange des Denkens Fäden ver-wirrte, das zwiefache Hemmniß russischer Politik nicht erkannt, nicht denDoppelriegel gesehen, der sich vor den Entschluß zu star-kem Handeln schob. Ein allgemeiner (nur in England, seit ein paar Iahren auch in Italien nicht fühlbarer) Mangel der heute im Diplomatendienst thätigen Männer ist: sie kennen ihr Vater-land nicht gründlich genug, um in jeder Stunde zu ermessen, was es zu leisten vermag,was ihmnichtzugemuthetwerdendarf.Auch die tüchtigstenMissionchefs, die sich ernsthaft um die Erforschung der Wirthschaft und Kultur, des Willens und Vermögens der Völker, bei deren Regirung sie beglaubigt sind, mühen (ihre Zahl ist nicht groß und wir haben nicht nur,im Orient Gesandte, die über die Hauptstadt und deren hübsche Ausflugsvororte nie hin» auskamen),selbstdiesefeltenenZugvögel kennen oft das Nest nicht genau, in dem sie flügge wurden. Solchen Kenntnißmangel kann das kräftigste Talent nicht ersetzen. Wer die Leistungfähigkeit und die Schwächen seiner Firma nicht am Schnürchen hat, bringt ihr nicht die Aufträge, die sie braucht, erspart ihr nichtUnterneh-mungen, die über ihre Kraft gingen. Dem Diplomaten ist heute die Schulung im inneren Dienst, civilen und militärischen, unent-behrlich; und eine „Reform", die diese Lücke nicht füllt, wird nie-mals nützen. Iswolskij wußte, wie man in Rom, Tokio, Kopen-

hagen die Worte setzen, die Dinge drehen müsse. Das Werden, die Entwickelung seiner Heimath sah er nicht. Vielleicht noch das alte Rußland des üppig tosenden Hof- und fromm schatzenden Landadels, der ungeheuren Bauernschaar, die still ist wie ein sangloserWintermorgen,derGildenkaufleute,dieihrGeldmißtrauisch in Eisentruhen verschließen, des ungeberdigen, doch von einer grob zupackenden Hand lenksamen Großstadtgewimmels. Dieses Rußland nahm jeden von seinem Batjushka, dem Papst-Kaiser, gewollten Krieg stumm, wie Himmelsschickung, auf sich. Das ist nicht mehr. Rußland wird reich, verbürgerlicht sich und seine Bourgeoisie, die so rasch aufschoß wie aufseinenWiesenausschmelzen» dem Schnee das bunte Gepräng, läßt das Erworbene nach pfiffiger EuropäerArt» arbeiten". Die Machtbezirke sind umgepflügt und die Willensrichtung wird nicht mehr von dem Mythos, dem Gefühlstrieb eines Bauernstaates bestimmt. Weil Europa nur aufhorcht,wennvonOst elnelenderPutschlärmoder albernwüster Ritualmordprozeß widerhallt, wird dieserWandel noch nicht gemerkt; er müßte aus jeder Rechnung europäischer Politik einen alten Zähler streichen, in jede einen neuen einstellen. Die Bereicherungsucht junger Bourgeoisien, ihre Angst vor jähem Eingriff in ihr profitliches Gewerbe, gar vor Wafsengeklirr ist die festeste Stütze der Friedenswahrer. »DerKrieg würde Alles zerstören, was wir in mühsaliger Hast aufgebaut haben." Bankiers, Industrielle, Kaufleute rangen die Hände. Damit hatte Iswolskij nicht gerechnet. Auch nicht früh genug mit der Nnfertigkeit der Rüstung. Der russische Generalstab rühmt sich heute einer Friedenspräsenz von fast anderthalb Millionen Mann und der Möglichkeit, nach der Mobilmachung 5 600000 Mann an die Grenzen zu schicken; er behauptet, das Netz der strategischen Bahnstränge beträchtlich gefördert, alle Waffengattungen, besonders die Artillerie, auf den Gipfelpunkt der erreichbaren Leistung gebracht und für Technik und Intendantur, Nachrichtendienst und Ernährung so gewissenhaft vorgesorgt zu haben wie irgendeine andere Macht.Wahrheit oderDichtung?Frankreich fürchtet noch immer, im Drang des Kriegsanfanges mindestens zwei Monate lang allein fechten zu müssen. Vor fünf Iahren, noch im Winter des Balkanbrandes konnte Rußland einen Krieg gegen verbündete Großmächte nicht wagen. Und was Iswolskijs erster Zorn zu er-

langen strebte, konnte weder ein Noienbsrg noch ein Kongreß je gebären. Sein Rechtsanspruch war lahm. Denn seit der ZeitKa» tharinens und Josephs des Zweiten hatten die Erben Romanows den Westbai kan oft als Einflußzone der Habsburg-Lothringer anerkannt. Und da das Heer nicht bereit, die Stimmung, trotz der Wuth über die «Perfidiegerade im Geldquellengebiel dem Krieg unhold war, wich Iswoiskij, ohne auch nur die Meinung Greys undPichons zu erfragen, von der unhaltbaren Schanze. Auf den Wall des Balkanbundes. Daß er die Aussicht nach Südostasien vermauern ließ, durch die Verträge mit England und Japan aber die Wege nachNordpersien undindieAeußereMongolei ebnete, bleibt seine nützlichste That. Ein Aktivum (das morgen münzbar werden kann) auch die Verständigung mit Italien, die in den neunziger Iahren schon der alte Giers in den Gesprächen mit Rudini vorbereitet hatte, deren Grundriß aber erst inRacconigiendgiltig bestätigt wurde. Serbiens Ministerpräsident darf sich der Kunde freuen, weil sie lehrt, daß Rom und Petersburg über die Zukunft Albaniens einig sind. Alle anderen Erträge schwanken. Oester» reich-Angarn wird bis aufs Blut geärgert und in seiner Wirthfchaft geschwächt, doch nicht im Lebensnerv verwundet. England hat, mit dem kleinsten Kraftaufwand, dasMeisteerworben.Ruß» land?Nicht den eisfreien Hafen. Nicht den Verschluß des Schwar» zen Meeres. Nur: zum Raum die Zeit, ihn zu bestellen.

Stralzio.

.Bulgarien, Serbien und Montenegro müssen die Notwendigkeit ihrer Einigung erkennen lernen. Rußlands Wunsch ist, diese Staaten mit derTürkei in einenBund zu knüpfen, der allen davon umschlungenen Reichen die nationale und die wirthschaftliche Selbständigkeit verbürgt. Wenn wir Russen diesen Wunsch erfüllt sehen wollen, müssen wir den Türken beweisen, daß wir, fern von jederAbsicht auf Gefährdung ihrerRuhe,ihremStreben nach festerer Ordnung und kräftiger Verjüngung des Staatswesens mit dem Gefühl ehrlicher Sympathie zusehen.- In der Weihnachtrede, die seinen Rückzug aus der bosnischen Sackgasse anzeigte, sprach Iswolskij diese Worte. Weil kein lauter Ton sie ins Ohr hämmert, werden sie nicht sogleich beachtet. Dann heißts: »Der alte Traum von einem Balkanbund. Kinderei. Mit dieser

harten Speise hat Milan, hat vor ihm schon Mancher sich den Magen verdorben.- Nimmt der Russe den Plan, wie er zuerst war, mit nach Paris? In Konstantmopel betreibt ihn der Botschafter Tscharykow; empfiehlt den Türken, den freien Balkanvölkern von dem Verfügungrecht über die Balkanländer nichts abzuknausern, und den Slaven, auf den Sturmlauf gegen die Hohe Pforte zu verzichten. «WennRuhland, die Türkei, Italien für Euch sind, kann Oesterreich Euch nichts versagen." König Peler von Serbien wird in Konstantinopel wie das Haupt einer Groß» macht behandelt und auf dem sonst gesperrten Weg durch Makedonien heimgeschickt. Der bulgarische Ministerpräsident Geschow.der als Türkenfreund ins Amt gesetzt ward, spricht in der Sobranje aus, daß sein Handeln von dem Willen gelenkt ist, die aufrichtige FreundschaftmitdemOsmanenreichzusichern.FerdinandsSöhne besuchen den Sultan. Doch die Iunglürken, die Männer des Ausschusses fürEinheitundFortschritt,flndzuübermüthig,imWägen der Gewinnmöglichkeit zu lüderlich. Artiger Rede antworten sie mit Frechheit. Mit ihnen ist keinBund zu flechten. Ohne sie ? In Tripolitanien sind sie bedrängt. Ietztodernie. DieMakedonenwollen nicht länger warten und drohen dem leicht zu schreckenden Zaren Ferdinand. Der hat, für alleFälle,einen neuenVerfassungartikel durchgedrückt, der feinen Ministern erlaubt, der Sobranje, wenn die Wohlfahrt des Staates dazu räth, jeden mit einer anderen Macht geschlosscncnVertrag zu verschweigen. Er darf fortan also ohne Zustimmung des Parlamentes Geheimverträge unterzeich» nen und ist Herr der internationalen Politik. Am neunundzwan» zigstenFebruar1912wirdinSofiaderbulgaro-serbischeBündniß-vertrag unterschrieben, der dem Russenkaiser das Schiedsrichter» amt einräumt und dessen Militärkonvention die Spitze nicht nur gegen die Türkei, sondern auch gegen deren Schützer Oesterreich und Rumänien kehrt. Der Vater dieser Verträge ist nicht, wie Ferdinands Kawasscn ausschreien, der täppisch eitle Herr Stojan Dancw: ist der Bulgarenzar selbst; überdessenArbeitleistiingaus dieser Spükczcit noch Allerlei ans Tageslicht kommen wird. Iswol sk,j ist, natürlich, im Geheimniß; hat seinen Balkanbundesplan also neuem Bedürfniß angepaßt. Vierzehn Tage nach dem Ver» tragsabschluß wird Tscharykow, der in das veränderteBild nicht taugt, aus Konstantmopel abberufen.Ferdinandus geht, mit die»

fem Vertrag in der Tasche, nach Wien und umwinselt, im Rock des ungarischen Offiziers, mit Schmeichelrede den Kaiser Franz Joseph, gegen den ersichheimlichden Serben verbündethat. Ruft, ein römischer Katholik, im Herbst die Christenheit der vom Papst abtrünnigen Orientkirche zum Kreuzzug wider die Ungläubigen. Bleibt vorsichtig zu Haus, kränzt die bleichende Schläfe aber mit dem Lorber, den sein Herr in Thrakien gepflückt hat. Läßt sich im Festkleid des Oströmerkaisersphotographiren, besinnt seinen Ein» zug in die Sophienkathedrale und wärmt sich an der Vorstellung, wie pfiffig er die Kontrahenten, Serben und Griechen, um ihren Beutetheil prellen werde. Gipfclwahn. Dem der Absturz folgt. Folgen mußte. Wer in der langen, vom londoner bis an den bukarester Konferenztisch reichenden Kausalkette noch nicht alle Glieder sah, lernt sie aus dem Grünbuch des rumänischen Aus» wärtigen Amtes erkennen. Dieses Buch (,, Dokuments äip!«m2- tiques; les evönements cle w peninsule balcanique; I'üction 6e lä IZou- manie«) bietet dem Leser die beste, klarste und deshalb nützlichste Dokumentensammlung der letzten Jahre undist.inseinerSchlicht- heit, das würdigste Denkmal für Herrn Titus Majoresku, der in der Kriegszeit Rumäniens Staatsgeschäft führte. Mit einer stillen Kraft, einem sicheren Blick für das an jedem Tag Mögliche und Nothwendige, mit einer des nationalen Verlangens und Kön» nens stets eingedenken Selbstzucht, die noch vom Spröden Be- wunderung erzwingt. Auch auf denVorposten scheintRumänien ungemein tüchtige Wächter zu haben. Einen will, in Petersburg, Oesterreichs Botschafter einschüchtern; er hat mit Sasonow gc- sprachen und Beide »fürchten", daß Rumäniens Versuch, den bei Tschataldscha beschäftigten Bulgaren Silistria zu nehmen, die Großmächte in den Krieg reißen werde. «Die Russen wären ge» nöthigt, den Bulgaren zu helfen, auch wir Oesterreicher müßten dann marschiren und der europäische Krieg begönne. So viel ist doch Silistria wirklich nicht werth." Der Gesandte Nanu läßt sich nicht schrecken; findet die Warnerrede des Botschafters, nach ei- nem Gespräch mit dem Minister Sasonow, nur »höchst bezeich» nend"; und wird für seine Nervenruhe mit demAuftrag belohnt, zu melden, daß Rumänien in London, Sofia, Bukarest, nicht an anderer Stelle, mitBulgarien verhandelt. In Wien kann der Ge- sandte Mavrokordato(dem, leider, der Deutsche Botschafter den

Verzicht auf die StadtSilistria empfiehlt) dem Diplomatencorps aus dem »Lehrbuch fürbulgarischeRekruten" nachweisen, daß auf amtlichgebilligtenKartendieDobrudscha ein «noch nichtbefreiter Theil des Bulgarenstaates" genannt wird und daß Ferdinands Vertreter,als er däsDasein solcherKarten leugnet^.Anwahrheit aussprach. In Belgrad war der Gesandte Filality mit dem Ministerpräsidenten längst einig, als Oesterreichs Ngron mißtrauisch wurde (und auf die Frage, was Paschitschdenn gestern spät noch von demRumänen gewollt habe, die Antwort hörte: «DieAdresse meinesSchneiders").MajoreskusetztseineHöchslforderungdurch^ weil er nicht ungeduldig von der geraden Willenslinie abbiegt^ auch nicht, als die Regirung des Sultans ihm den nahen Ein» marsch der Bulgaren in Konstantinopel anzeigt, und weil er seinen stärksten Trumpf, fünf Corps sorgsam ausgebildeter und frischer Truppen, für die Stunde aufspart, die den arglistigen Feind vcr-> einsamt, wund, von drei Seiten bedroht sieht. Iswolskij.Delcasse, der nur für die Frist dieser Auseinandersetzung das Legatenamt inPetersburg übernommen hatte, undderFranzö'sischeGesandte Blondel, derDoyenund Volksgünstling in Bukarest, haben wacker mitgearbeitet. Der Hellsichtige merkt, wie Rumänien sich leise der Wollenssphäre der Westmächte, endlich auch wieder Rußlands nähert, und manchmal, daß noch Italiens Wort die Wägschale tiefer senkt als Deutschlands. Bulgarien muß in Schmach und Noth seines Zaren Sünde abbüßen. Rumänien hebt sich für eine Weile in denRang der Balkanvormacht. AberderBund, den die Stille Gesellschaft fest geknüpft wähnte, ist zerrissen.

Einerlei. Für den geplatzten Gurt giebts bald Ersatz. Daß der Bulgare sich heute nicht mehr gern gegen Slaven wendet und> wenn ihn Befehl dazu zwingt, ohne inbrünstige Glaubenswuth, das Schwert des Tataren, kämpft, ward erwiesen; und daß dem Balkanwinkelzarthum (dem die holdesteMärder „ Carnegie-Kommission" das Schandmal hunnischer Kriegführungnichtabwüsche) der Hochmuth ausgeprügelt wurde, preist im trauten Kreise sogar mancher Panslavist als ein Glück. Rumänien die deutsch-öster» reichische Schildwache an der Unteren Donau: Das war einmal. Nach demRückfallinsolchenZustandverlörendieWalachenihren Vorrang, die lateinischenFreunde.dasZutraucnderunterHabs» burgsSzeptern verkümmerndenSöhne und wärennichtnurzwi» schenNegotin undBaltschik gefährdet. Eben so unnöthig ist, fürs

Liquidation.
S7
Erste, die Sorge, Oesterreich-Ungarn werde die Wandlung der südslavischen Königreiche in republikanisch Vereinigte Staaten begünstigen. Dadurch würden diese Staaten zwar von der Ober» hoheitRußlands gelöstund allmählich indie Vorstellung eines mit Oesterreich»Ungarn zu vereinbarenden Wirthschaftkartells ge» wöhnt; doch derAberglaube an die «Pflicht innererPolitik", der die Doppelmonarchie hindert, ihre Zukunftaufgabe als der wcst» und füdslavischenVormacht zu erkennen,lähmt auch.in Budapest mehr noch als inWien, den Muth zurAussuhr von Saatgut, das dem Geistesacker der Nachbarn rothe Blüthen entlocken könnte. Und schon glimmt um dieUkraine, wo einst dieWilltur polnischer Wojwoden gebot, ein Funkenreif, der, wenn er in Wirbeln auf- flammt, dieBrandmauerzwischenRußland und Oesterreich rascher zerfressen könnte als der hitzigste Streit um serbischen oder alba- nischen Volksthumsbezirk. Morgen dämmert wieder ein Tag. Der mag sein Sorgenbündel in neue Nacht tragen. Heute will Jeder aufathmen und seinLiquidumin Sicherheitbringen. Freuet Euch des Lebens; und lasset Güte die Abrechnung ordnen.
Ein Kongreß? Damit hat sonst der Hader geendet; pompös. Jetzt hat Keiner rechte Lust zu solchem altmodischen Kram. So vieleMächte, groß und klein, verärgerte und vomSieg trunkene; fast allein weitmaschige Lügennetze eingefädelt, die eines Streich- hölzchens Feuer, ein brenzliches Wort in Zunder zerqualmen ließe. »Nicht rathsam." Auch fehlt der Präsident, vor dem Jeder sich beugt und dessen wuchtige Persönlichkeit splitternde Mein- ungen in die Stahlzwinge eines Entschlusses nietet; der Präsi- dent, der nicht erwählt zu werden braucht, weil ers, sobald er den Saql betritt, ist. Und die Scheckigen, denen von langerArbeit im Dunkel der Schweiß rann, dürften nicht einmal vornan auf der Weiöe der Eitelkeit grasen. Säkularerinnerung an den Wiener Kongreß? Der Vergleich könnte nur lehren, wie herrlich weit auf dem Festlande die Personalauslese gediehen ist. Nein. In enger Zelle verhandelt sichs traulicher. In der höchsten, reinlichsten wird dieffnglo-deutscheFreundschaftfürdasbreiteSchaufensterapprc- tirt.(BeimNoppen,Stärken,MoirirensindMißgriffenichtimm r zumeiden. Neulichwurde, mitoffiziösemBehagen,gemeldet,Bri- tanien erhalte aus der Portugiesenmasse zwar Mozambique, Deutschland aber nicht nur Angola, sondern auch die Erlaubniß, »mit feinem Kapital sich in hervorragendem Maß an der Ben-

guellabahn zu betheiligen, die bestimmt ist, die an Mineralschätzen reiche Katangaprovinz wirthschaftlich zu erschließen und deren Produkte dem Weltmarkt zuzuführen." Ohne ein «hervorragendes Maß" wird es kaum zu machen sein; denn die Benguella» bahnist alsdieübelsteGründungdesHerrnRobertWilliamsund seiner TanganijkaConcessions Co. verrufen. Deshalb wars nicht möglich, für diese Bahn, deren Strang zwölfhundert Meilen lang werden und in Katangas Kupferbauch führen soll, Geld aufzubringen.DieErlaubniß zurSanirung einesim Kern siechen,von der City für unheilbar gehaltenenNnternehmens: einWitz, der einen neuen Swift loben würde. Fehlt nur noch, daß dieser Einlaß in den kupfernenWurstkesselalsvollgiltige GegenleistungEnglands fürdieGewährseinerHerrschaft überdiepersisch-mesopotamischen Petroleumquellen einem hohen Adel und verehrlichen Publikum angeschmiert wird.) Aber auch in den anderenKämmerchenwird emsig gefeilscht und gekritzelt. Rußland will das Thor nach Armenien aufstoßen, weil in Transkaukasien und Nordpersien das Leben dann luftiger würde. Oesterreich fände den Sandschak von Tekke wohnlicher alsden vonNowibazar und schickt in das Hafen» städtchen Adalia einen Konsul, der ihm einen Ausfuhrmarkt ab» stecken und belegen soll. Auf den selben Mutessarifat, den selben Marktplatz blickt aber Italien; obendrein hat England in dieser Zone sich ein Einspruchsrecht (gegen Bahnbauten) vorbehalten, das einer Option ähnelt; und jeder neue Kundenfänger käme der deutschen Linie Adana»Mersina ins Gleisgehege. Ein Knoten im himmelblauen Dreibund! Bei Alledem handelt sichs nur um Asien. Auch in Europa aber ist die Rechnung noch lange nicht glatt. Griechenland hat sein Gebiet um das Anderthalbfache, seine Volkszahl ums Dreifache vergrößert. Trotzdem kommt es nicht in Ruhe. Damit aus der Retorte das Kunstgebild Albanien erstehe, sollen die Griechen viele mit sauberen Waffen erkämpfte Städte räumen; sollen tapfere Epiroten an alten Stätten helle» nischer Kultur sich unter das Ioch wilderGebirgsräuber beugen, die sich, ohne Gemeinschaft des Glaubens, der Sitte und Sprache, nun Albaner nennen. Auch wer den Willen zu politischem Han» deln nicht von sentimentalen Bedenken ankränkeln läßt, muß in dieser Forderung eine Schande und eine Dummheit Europas spüren. Eine Schande: weil die großen Zeichen derZeit vor dem Frevel warnen, den Menschen höhererZucht demBarbaren unter»

thanwerdenzu lassen. Eine Dummheit: weil derBlutdunst.deraus dem Opfer eines Rassetheiles aufsteigt, nicht ungerochen bleiben kann. Die weise Menschlichkeit der Großmächte schafft ein neues Kreta.Einsnur?DieInselnsindzwischenGriechenland,derTürkei undItalien noch immerstreitig: die von dem Namen Dodekanesos umspannte aegaeischeGruppe.sprichtItalien.nurzwischenmirund derTürkei. Und diese Inseln gebe ich nur derTürkei zurück; auch ihr erst, wenn sie jederBedingung des Friedensvertrages vonOuchy (Lausanne) gerecht geworden ist. Also noch nicht: denn aus Tri» politanien und derKyrenaika ist derRest türkischerTruppen nicht obmarschirt.SchlauerZauber.DieFeindevongesternlassen dünne Banden auf Afrikas Erde vagabundiren, um sagen zu können, die Bertragspflicht sei nicht erfüllt, Italien drum nicht zur Räumung des Dodekanesos genölhigt. Inzwischen stellt die Türkei das Riesenschiff »Rio deIaneiro" (Supradreadnought), das sie den Brasilianern abgekauft hat, als »Sultan Osman" in ihren Dienst und kann, wenn die italische Besatzung endlich abgezogen ist, denGriechen die Inseln sperren. Einstweilen weigert sie ihnen sogar Chios und Lesbos(Mytilene). Lesbos ist uralter Ionier-, alter Athencrbefitz; die Heimath Arions und der Sappho, ein <Threnhain hellenischer Wissenschaft und Kunst. Chios war den Hellenen ost untreu, blieb stets aber von ihrer Kultur getränkt; durch seine Flur wandelten die Homeriden, an seiner Küste zerstörte Alexej Orlow, den Katharina den Griechen alsNolhhelfer gesandt hatte, die Türkenflotte. Ists klug, dem Groll der Römer (die für ihren Schieberdienst inAnatolien bezahlt sein wollen) sich zu verloben? Würdig, vor jederLaune des Dreibundesgenossen, damit der Glanz der Eintracht nicht roste, wider den eigenen Vortheil sichzu beugen?Das Deutsche Reich hatUrsache, den Griechen ein kräftig aufblühendesLebenzu wünschen; und müßte mindestens dem Inselprogramm Englands zustimmen, das den Griechen ^hios und Mytilene, den Türken Imbros und Tenedos lassen und der noch von Italien besetzten Gruppe, unter formalerOberhoheit des Sultans, das Recht zur Selbstverwaltung gewähren will. Wer den Hellenen weniger bietet, bereitet neuen Krieg (zu dem der Kreuzfahrer Ferdinand sich dem Sultan verbünden kann). Dem Sultan, der nur den Titel, nicht das Amt des Feldherrn und Hordenführers noch hat. Der auch längst nicht mehr ?cgirt; die Puppe desAusschusses fürEinheit undFortschritt ist.

Die Zukunft.

Erfährt Abd ul Hamid, seit er aus dem Käfig von Saloniki in einen am Marmarameer geschleppt worden ist, was, nah bei ihm, geschieht? Dann Muß in diesem Hirn sich ein Erlebniß malen, das danüscherDichtungnichtunwerthwäre.dasganzaber^allin seiner grellbunten Mischung vonSchwärmertölpeleiundGraus, nurein unter dem Himmel Scheherzads erwachsener Cervantes zu gestalten vermöchte. Der bleiche, im Planen tollkühne, im person» lichen Verkehr kindisch furchtsameKhalif hat dcnWesten nie ver» stehen gelernt. Andere Mentalität; im Seelengehäus ein anderes Auge als des Orientalen. Nnd hätte er jemals einen Zipfel des Schleiersgehoben: er stünde jetztwiederinunverständlicherWelr und müßt? sich blind, taub, einen spukenden Leichnam glauben. Hatte Europa nicht gewollt, daß von ihrer Erde die Monsichel» fahne ostwärts weiche? Nein? Dann durfte sie die Verschwörung, den überrumpelndenAngriff derBalkanvölkernicht dulden. Ja? Dann durfte sie den Brückenkopf nicht verbreitern, der zurückströmenden Horde nicht imArchipclagus Herrschaftrechte erschachern. Was will das alteWeib? Warum tummelt es sich, ohneScham, mit nacktemGeficht.mit dem bethulichenGrinseneinerKupplerin, als wäre dem hehrsten Fürsten, dem vonRitterruhmzwiefach gekrönten, die Bettstatt zu rüsten? Welche Hoffnung trieb sie, vor dem Bastard islamischen und judeuchristlichen Pöbels, vor dem Affen ihrer aussätzigen Kinder in Ehrerbietung zu scharwenzeln? Ein Jüngerer, nicht vor allem Lebendigen so Scheuer stünde vor Räthseln; würde am hellen Tag vergebens nach Schlüsseln und Schrauben blinzeln. Gräuel und Schade schwollen ins Ungeheure: und nun wird der Türke in neue Wonnen gekitzelt.

Mit Lügen begann das Spiel; und endet in wüstes Lügengestrüpp. Reform: war das Losungwort; trotzdem es unter der MondfichelhundertmalzumKinderspottgewordenwar. ImBuch der Menschheit lebt der Türke nur als Krieger; mit Spaten oder Griffel, Phantasie oder Verstand schuf er niemals erstrebens« werthen, dauerbaren Werth; er lagerte; baute nur der Gottheit des Propheten ein Heim; unter seinem Tritt verdorrte das üppigste Land, drüber die vonjungem Saft straffeFrucht. DerGlaubenur, der Wahn, jede Rajah verachten zu dürfen, ist die Scholle, die ihn hält. Wird er ihr entwurzelt: wovon soll er leben, wofür gar kämpfen? Ein Jahrfünft hat, noch einmal, erwiesen, was von wurzellosen Osmanen zu hoffen ist. In Schmutz und Schwach-

Liquidation.
St
heit, auch im Märchenschimmer des Irrationalen würde die alte Türkei ihr Leben noch heute fristen. Den Reformatoren wurde Besitz, der völlig gesichert schien, zwischen zwei Sonnen zuPlunder. Die letzte Parzelle in Afrika, die weite Balkanhalbinsel; so wars überall, in Egypten, Tunis, Marokko, Persien, gewesen. Kein Schöpfervermögen; und kein Glaubensgut mehr, an das der Krieger in froher Inbrunst sein Leben hängt. Will Europa nicht lernen? Die Jungtürken, die Männer des Ausschusses hatten prassend alleTrügerkünsteverbraucht.IhrAnhangistwinzig; gekö-derte, gedungene Leute. Die besten Geister und die Massen werden durch Schreckensgewalt in Stummheit gezwungen; als Bettler gestäupt, als Hochverräther gemartert, getötet, wenn ihre Lippe, ihre Wimper nur andeutet, wie ihreMusulmanenseele dieEnvcr undDschavidhaßtundverflucht.Will Europanichthören? Grüfte brüllen, was derMundLebenderverschweigen muß.Wahlrcchi? Ruchlose Gaukelei. Parlament? Spielzeug für Kinder; denen jetzt auch noch die (sogar dem Deutschen Reichstag nicht verschränkte) Erlaubniß entzogen ist, der Regirung ihr Mißtrauen auszudrücken.Diese ehrenwertheRegirung schaltet, wie ihrerWillkür just beliebt; kann so schalten, weil Europa ihr glaubt (oder zu glauben scheint). Enver Bey wurde, Enver Pascha wird wie ein Mythenheld gefeiert. Er mag denMuth der Physis haben; auch eine polirte, schillernde Umgangsform. Seine Leistung? Er war derKopfdesLeibes, demOsmansErbe,StückvorStück, entschält wurde. Aus der Amtspflicht rennt er, um, als Offizier, seinen Sultan undKhalifen vomThron zu stoßen. Erwinkt demHenker: Hurtig; jeder Verdächtige werde gewürgt. Nach dem Römereinbruch schwört er, überlaut, nur als Sieger oder unter dem letzten Hauch den Kampf aufzugeben. Er verlängert eine Guerilla, die den Türken nicht nützt, den Italienern nicht ernstlich schadet; und kehrt mit billigem Marktruhm heim. Dort schießt er, im Korridor, den ahnunglos von der Arbeit herausspringenden Kriegsminister, den tüchtigen General Nasim, nieder (als feigen Mord würde der Westen die schmähliche That strafen); zwingt mit der Waffe dann den greisen Kiamil zum Rücktritt aus dem Großwesirat. Gegen die Bulgaren, Serben, Griechen hat er nichts als Geplänkel vermocht. Adrianopel war schutzlos, als er mit seinen Kumpanen hineinspazirte;und kann die Zukunft des bröckelnden Reiches mit gefährlicher Bürde belasten. Ein kleiner Dutzend-

major war er 1908; ist nunSchwiegersohn des Sultans, Pascha, General, Kriegsministcr, endlich auch sichtbares Haupt der Negirung, deren Willen er immer am Draht lenkte, und an Ehrenzierrath reicher als je einSaladin oderBayard. Seiner Heimath ist das Lustrum nicht so gut bekommen. Die ist zerfetzt, verhert.geschändet. Und die Diktatoren können sich nur hinter geliehenem Panzer noch halten. Diese Musterbürger, die gelobt hatten, keine Fußbreite vom heiligen Osmanenboden hinzugeben, die von der Gluth ihresPatriotismuszufiebernschienenundimHarnisch des Islamerlösers durch die Provinzen stolzirten, werfen die Kleinodien und dieWürde desReiches nun demFremdenhin.derden höchsten Preis bietet. Die Flotte den Briten, die Gendarmerie den Franzosen, das Heer, die Hauptstadt, das Meerengenschloß denDeutschen.die Transportmittelund Ausbeutungrechte Iedem, der zahlen kann. Weil derFremde, der sich in die Türkei einkauft oder einnistet, Alles dran setzen muß, die Leute, die ihm in den Vertrag oder auf den grünen Zweig halfen, nicht von derMachtzinne stürzen zu lassen. Ohne denBntenadmiralund die deutschen Generale, die gemeinsam, einstweilen, über alle Wehrkräfte des Rumpfstaates verfügen, wäre der Kriegsminister Enver Pascha unmöglich; thäte ihm, den die Armee als an ihrer SchnmchMitschuldigen haßt, morgen ein Kamerad, was Oberst Enver dem General Nasim that. Weil sie ihm und seinem Klüngel die Bleibsel dclReichsgewaltnichtanvertrauenmag.murrtesiewiderdieDeutschen, die ihr als Lehrer, als Erzieher stets willkommen waren. Um die Suppennäpfe Offentlicher Meinung aber braust, abermals, ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall...

Wirtschaft. Da der Kurs nicht die für die Liquidation ge» wünschte Höhe erklimmen wollte, soll der gütliche Ausgleich die Kelle füllen. Hellas,Christenheit,Kultur: Weihnacht ist ja gewesen; und Münze riecht niemals schlecht. Abd ul Hamid versteht den Weltwesten nicht. David Lloyd George versteht ihn so gründlich, daß er meint, in solcher Hochzeit geschniegelter Lüge braucheBritania sich nicht mit den Düften Arabiens und demPetroleum Kleinasiens zu begnügen. Bald rauft ihn Troll. Deutschlands Wehrzeichen blitzen am Bosporus. Horchet: im verschneiten Eichen» wald pocht ein Specht gegen eines welken Gewissens Rinde.

Der Mann ohne Ohren.
Der Mann ohne Ohren.
ch habe keine Ohren.
Versteht mich nicht falsch, liebe Leser; glaubt nicht, die Natur habe mir diese zierlichen Auswüchse oder, architektonisch gesprochen, die Voluten unseres Kapitals versagt. Besser, meine Mutter hätte mich nie geboren! Ia, ich möchte lieber zu spärlich als zu verschwenderisch mit diesen Labyrinthen bedacht sein. Was diesen Punkt betrifft, so beneide ich keinen Esel.
Ich habe mich nie ähnlichen Vergehens schuldig gemacht wie der große Defoe, dem dafür die Ohren gestutzt wurden. Ich habe nie mit abgeschnittenen Ohren am Pranger stehen müssen, noch lese ich in den Sternen, daß mir Aehnliches je bevorstehe. Wenn ich behaupte, keine Ohren zu haben, so soll Das, wohlverstanden, nichts Anderes heißen als: Ich habe keine Ohren für die Musik. Freilich wäre es ein Unrecht gegen mich selbst, wenn ich sagen wollte, mein Herz sei nie vom süßen Wohllaut schmelzender Töne gerührt worden. Das Lied ,,Eh' trennt das Wasser sich vom Meer" hat mich immer wieder seltsam bewegt; eben so „O Iugendzeit". Aber diese Lieder wurden zum Spinett gesungen und dazu von der süßesten und edelsten Frau, die je so genannt zu werden verdiente. Warum soll ich nicht gestehen, daß es Frau S. war, dereinst die blühende Fanny Weatheral aus der Universität, die Elias Herz gefangen nahm, daß er in den Tiefen seiner Seele er» schauerte, obwohl er noch ein blutjunger Bursche im Studentenrock war; daß er brannte und zitterte und erglühte von einer Leidenschaft, die das ferne Heraufdämmern eines verzehrenden Gefühls ankündigte, das später seine ganze Natur übersluthen und versinken lassen sollte: feine Liebe zu Alice W,?
Ich glaube, mein Gefühl ist zur Aufnahme schöner Harmonien vorbestimmt, während meinen Organen leider versagt ist, auch nur einen richtigen Ton hervorzubringen. Mein ganzes Leben lang habe ich versucht, die Nationalhymne auswendig zu lernen. Sobald ich außer der Hörweite anderer Menschen bin, pfeife und summe ich sie vor mich hin; und doch sagt man mir, ich sei noch weit davon entfernt, sie nur einigermaßen zu beherrschen. Trotzdem zweifelt, zu meinem Glück, Niemand an meiner patriotischen Gesinnung, Man hat oersucht, nur auf wissenschaftlichem Weg begreiflich zu machen, was eine Note bedeutet oder wie sich eine von der anderen unterscheidet. Der Versuch mißlang, obgleich ich mir die größte Mühe gab. Noch weniger kann ich Sopran von Tenor unterscheiden. Nur manchmal gelingt mir, den Generalbaß herauszufinden, weil er so unangenehm und aufdringlich ist. Die Bezeichnungen Sostenuto und Adagio sind für mich unergründlich wie die Nacht und sol, fa, mi, re klingt mir geheimnißvoll wie eine Zauberformel.
Es ist ein hartes Schicksal, einsam in einer Zeit zu leben, die, wie unsere, ein rascheres Ausfassungvermögen für die Musik verlangt als

irgendeine andere Epoche seit Iubals Zeit, Soll doch die Musik die übernatürliche Kraft besitzen, unsere Leidenschaften zu sänftigen und zu läutern. Aber ich muß es gestehen: mir hat diese gepriesene Heil« kraft von je her mehr Qual als Erquickung gebracht. Ich bin von Natur empfänglich für Geräusche. Das Hämmern eines Zimmermannes an einem heißen Sommernachmittag ist mir lästiger als der tollste SommernaHtspuk. Trotzdem sind solche unzusammenhängende, willkürliche Laute nichts gegen die abgefeimte Tücke der Musik. Den Hammerschlägen gegenüber verhält sich unser Ohr passiv, weil es nicht gezwungen ist, sie sich zu merken. Bei der Musik ist es anders. Mit ihr sucht das Ohr, wenigstens meins, zu wetteifern, obwohl es sich nicht in dem Gewirr von Tönen zurechtzufinden vermag, so wenig wie ein unkundiges Auge, das sich mit der Entzifferung von Hieroglyphen abquält. Ich habe einst eine ganze italienische Oper über mich ergehen lassen, bis ich es nicht mehr aushielt und in meiner Verzweiflung auf die lautesten Plätze und die belebtesten Straßen hinausstürzte. In ihrem Lärm suchte ich Erholung und Befreiung von der Tortur einer unfruchtbaren und erschöpfenden Aufmerksamkeit, die mich dem Wahnfinn nah gebracht hatte. Bei den ehrlichen, anspruchlosen Werktagsgeräuschen suche ich meine Zuflucht; was einem rechten Musiker die Hölle ist, wird mir zum Paradies.

Einst hörte ich ein Oratorium und beachtete dabei die Gesichter Ves Publikums im Parterre. Sie blieben gleichmäßig ausdruckslos und ohne die geringste Gernüthsbewegung. Das „lachende Auditorium" von Hogarth fiel mir ein. Welch ein Unterschied! Beim Anblick der Zuhörer um mich her hatte ich das Gefühl, im Theater der Toten zu fitzen, wo man sich zwingt, einige Geberden des Lebens nachzuahmen, unter denen jedoch die der Freude fehlt. „Sie saßen beisammen am Theetisch stumm und starr und verdammt." Worte sind Etwas, etwas wirklich Vorhandenes. Aber man denke sich Zucker auf Honig und Honig auf Zucker! Eine grenzenlos langweilige Süßigkeit! Und dennoch ist sie nichts im Vergleich zu Dem, was ich durch leere Instrumentalmusik erlitten habe. Sie wirkt auf mich, wie ein leerer Rahmen, zu dem ich das Bild malen soll, wie ein ganzes Buch voll Interpunktionen, zu dem ich die Sätze bilden soll.

Burton schildert einmal das Aufdämmern der Melancholie unter der Einwirkung der Musik: „Köstlich ist es für Den, der sich der Schwermuth ergeben hat, in stillen Hainen zwischen Wald und Wasser zu wandeln und den Gedanken nachzuhängen, die seine Seele mit Rausch und Entzücken erfüllen. Was gleicht der Seligkeit, in stillverklärtem Lächeln dahinzugehen, die unendliche Vielfältigkeit des Lebens zu fühlen und doch nicht zu wissen, ob dies Alles Wirklichkeit oder Phantasie ist? Im Anfang nimmt dies Spiel ihn so gefangen, daß er Tage und schlaflose Nächte ihm widmet, daß er Iahre in seinen phantastischen Betrachtungen hinzuleben glaubt wie ein Träumender und kein anderes Ergötzen kennt als den wechselnden Rhythmus des eige-

Der Mann ohne Ohren.
SS
nen Gefühls. Doch plötzlich verwandelt sich die Szene. Er, der Einsame, aller Gesellschaft Entwöhnte, sieht nichts mehr in der Welt als Etwas, ,das ihm das Leben trüb und unfroh macht. Furcht, Sorge, Mißtrauen und Lebensüberdruß fallen plötzlich über ihn her. Ein un» bezwinglicher Argwohn öffnet ihm die Augen und erfüllt seine Seele mit düsteren Schreckbildern, vor denen es kein Entrinnen giebt, weder durch Arbeit noch durch Selbstbeschwichtigung, keine Erlösung, keine Rettung/ Etwas Aehnliches wie diesen Szenenwechsel habe ich bei den Abendunterhaltungen im Haus meines Freundes N., eines guten Katholiken, an mir selbst erlebt. Mein Freund pflegte durch sein vollendetes Spiel auf einer herrlichen Orgel seinen Salon in eine Kapelle zu verwandeln, seine Wochentage in Sonntage und diese wiederum in kleine Himmel. Wenn er mit ein paar feierlichen Akkorden beginnt, die wie zufällig und ohne den Anspruch, beachtet zu werden, an mein Ohr klingen, so fühle ich mich um fünfunddreißig Iahre zurückversetzt, in die Zeit, da ich noch in den Seitenschiffen von Westminster den Chorälen lauschte. Der Geist einer alten Religion nahm damals von meinem jungen herzen Besitz. Das erhabene Pathos des Psalmisten, der, von der Verfolgung böser Menschen in den Tod gehetzt, sich Taubenflügel wünscht, durchdrang mich mit heiliger Ruhe. So bin ich auch jetzt, während ich dem Spiel meines Freundes lausche: ,Hoch über Irdisches entrückt, von ungeahnter Seligkeit begnadet/ Aber wenn mein Freund, dieser gefährliche Zauberer, nicht zufrieden damit, eine Seele bezwungen zu haben, seine Macht noch weiter steigert, indem er dieser Seele eine größere Last von Glückseligkeit aufzubürden versucht, als sie ertragen kann, wenn er Stunde auf Stunde immer neue Wellen aus drm unerschöpflichen Ozean deutscher Musik über sie ausgießt, aus jenem Meer von Klängen, auf dem im Triumph, vom Delphin getragen, der Arion Bach mit seinen Tritonen haydn, Mozart und Beethoven daherzieht, dann droht mir das Schicksal, unter der Wucht der Harmonien zu wanken, zu taumeln, zusammenzubrechen. Schwere Wolken hüllen mich ein wie Weihrauch, Priester, Altäre und Räuchergefäße tanzen mir vor den Augen: nun ist es der Genius seiner Religion, der mich umstrickt hält, es ist, als ob die Tiara, die edle Stirn meines Freundes beschatte: er ist Papst und neben ihm sitzt mit der trügerischen Wirklichkeit des Traumes die Päpstin, dreigekrönt wie er. Ich bin bekehrt und doch noch Protestant, der große Erzketzer und mehr noch: drei Ketzer bin ich in einer Person, die Seele der Ketzerei von Iahrhunderten, der Antichrist selber... Da tritt der Diener mit dem Servirbrett ein. Der Zauber zerstiebt und ein Schluck echten lutherischen Bieres, bei dessen Genuß mein Freund sich durchaus nicht scheinheilig zeigt, versöhnt mich wieder mit meiner Religion der reinen Vernunft und giebt meinen Wirthen ihre liebenswürdigen und gar nicht geisterhaften Gesichtszüge zurück. Charles Lamb.
(Deutsch von Klara Heuser.)

Die Zukunft.
Fiskus und Geschäft.
jMTe heftiger sich der Geschäftsgeist gegen die Fesseln der Oesfent? lichen Gewalt sträubt, desto tiefer schneiden sie ihm in die Epidermis. Die Geschicht? der letzten zwanzig Iahre deutscher Wirthschaftentwickelung zeigt das Wachsthum des Staatsnnflusses. Grauer Doktrinarismus lehrte, daß die Kultur des Kapitals stärker sein werde als die Tradition des Regirens. Die Erfahrung brachte andere Erkenntnis:. Börse und Banken mußten sich der höheren Einsicht fügen und hören nun den Lobspruch, daß sie sich gut gehalten haben. Als das Reichsbankdirektorium sich entschloß, die Folgerung aus seinem Goldüberfluß zu ziehen, wurde der Börse eine Lehre beschert. Sie sollte sich nicht etwa einbilden, daß man den Zinsfuß ihretwegen herabsetze, und nicht in Optimismus ausschweifen. Der niedrigere Banksatz sei nur für die legitimen Gewerbe. Die Effektenspekulation gehört nicht zu ihnen. Hätte sies nicht gewußt, so müßten die Kritiken, die seit Iahr und Tag im Sitzungzimmer der Reichsbank an ihr geübt werden, ihr die Augen geöffnet haben. Das Register ihrer Sünden ist gewiß nicht klein. Aber darf man Politik, die der Allgemeinwirthschaft dienen soll, nach einem begrenzten Ausschnitt gewerblicher Thötigkeit bestimmen? DieReichsbank kontrolirt denGeldmarkt. ("Nicht so sehr den Kredit, dem sie mehr passiv als aktiv gegenüber steht.) Darf sie diese Aufsicht so führen, daß man den Eindruck hat, nur auf die. Durchdrückung eines Grundsatzes sei es abgesehen? Durfte mau den schon seit Wochen lauten Wunsch nach einer DiskontZnderung als einen Traum der Börsenjobber verrufen oder hatte man ihn, objektiv, je nach der Finanzbereitschaft des Institutes und den Bedürfnissen des Geschäftes, zu prüfen? Publikum und Banken wären nicht böse, wenn die Kurse stiegen. Aber es ist besser, daß der Gerechte leide, als daß dem Diskontsatz ein Schade zugefügt werde. (Uebrigens kümmert sich die Börse nie um den amtlichen Wechselzinsfuß.)
Die Finanz hat sich in der Gewährung von Börsenkreoit beschränkt. Einschuß und Nachschuß waren uicht Chimaere; und mancher gläubige Kunde ist abgeschossen worden. Die Reports und Lombards hatten, bei den acht Großbanken mit Zwischenbilanzen, im Oktober 191?, 700 Millionen betragen, gegen W9 im Dezember 1912 und 900 Millionen im Oktober 1912, Beweis, daß die Kredite zum Ankauf von Werthpapieren eingeschrumpft sind. Die Wechselbestände der acht Banken stiegen (von Ultimo Oktober 1912 bis 1913) von 1728 auf 189g Millionen. Bei der Reichsbank bringen die beiden Vergleichtermine eine Minderung: von 1475 auf 1002 Millionen. Was folgt daraus? Daß die „Belastung" der Banken durch Wechsel zunahm, während die der Centralbank kleiner wurde. Die berliner Großfinanz hat die Effektengeschäfte der Kundschaft also beschnitten, zugleich aber einen breiten Arm des Wechselstromes von der Reichsbank zu sich abgelenkt. Kann man mehr verlangen? Dennoch hat ein

Mitglied des Reichsbankdirektoriums neulich gesagt, das Centralin»
stitut müsse gegen das Andrängen der Banken besser geschützt werden;
und ein Antrag mehrerer Volksvertreter forderte die Regirung aus,
endlich ein Depositenbankgesetz vorzulegen^ Hier wie dort: die Ban»
ken sollen in ihrer Freiheit beschränkt werden; trotz ihren Leistungen.
Freilich sieht man auch heute noch Regirung und Banken in
einer Front kämpfen. Der Diamantenkrieg brachte sie in die selbe
Schlachtreihe. Staat und Finanz werden von den Produzenten als
gemeinsame Gegner bekämpft. Seit Karl Fürstenberg den Marschall»
stab aus der Hand legte, tobt der Grimm noch lauter. Soipi« ^iriesnus
zieht gegen die Karthager zu Feld. Die Lüderitzbuchter haben den
Reichstag gegen die Gewaltthat des Fiskus aufgerufen; sie bestreiten
die Nothwendigkeit einer Kontingentirung, Da die englischen Minen
ihre Produktion um das Vierfache gesteigert haben, sei die Aufnahme»
fähigkeit des Marktes bewiesen. Aus Antwerpen aber wurde ge»
meldet, die „dauernde Geschäftsstockung" habe das londoner Diaman»
tensyndikat gehindert, auch nur einen Bruchtheil der Dezemberliefe»
rung von Jagersfontein abzusetzen. Das ganze Shipment dieser Steine
ist der Debeers Company geblieben; seit zwanzig Iahren sei Aehn»
liches nicht mehr geschehen. Spricht die Meldung wahr (und wer
wäre so thöricht, seinen Markt zu diskreditiren?), dann ist zu Hoff-
nungseligkeit kein Anlaß. Das Reichskolonialamt meint, daß die Ban»
kengruppe, mit Fürstenberg an der Spitze, die Ereignisse richtig ge»
sehen und kaufmännisch gewerthet habe. Die Förderer wehren sich
gegen den Beschluß, der in der letzten Regiesitzung gefaßt wurde.
Auf der Tagesordnung der außerordentlichen Generalversammlung
stand die Liquidation der Diamantenregie. Gegen sie wollten die
Prodnzenten stimmen und rechneten damit, daß sie, mit einer Zwei»
drittelmehrheit, den Beschluß umstürzen würden. Es kam anders.
Den versammelten Mitgliedern der Regie wurde mitgetheilt, daß das
Reichskolonialamt mehr als die Hälfte der Regieantheile für den Fis»
kus erworben habe. Die Förderer behaupten, die Regirung habe nicht
das Recht gehabt, die Antheile zu erwerben, da Paragraph 51 des
Statutes den Eintritt des Fiskus in den Besitz von dem allgemein
gefaßten Beschluß, die Gesellschaft aufzulösen, abhängig mache. Da»
durch, daß die Liquidation auf die Tagesordnung der Generalversamm»
lung gestellt wurde, sei die Bedingung des Statutes nicht erfüllt. Fis»
kus und Banken haben diesmal das selbe Ziel: sie wollen den Werth
der deutschen Diamanten vor üblen Folgen einer Marktkrisis schützen.
Und welchen Grund hätten die antwerpener Händler, um langsamere
Lieferung der Steine zu bitten, wenn der Absatz nicht schwierig wäre?
Der Reichskommissar bezeugte den Banken, daß sie für die Regie
nur im öffentlichen Interesse thätig waren, und dankte ganz beson»
ders dem Vorsitzenden, Carolo Fürstenberg, Der aber hat, zu freund»
iicher Kenntnißnahme, erklärt, daß die Berliner Handelsgesellschaft
niemals irgendwelche Geschäfte mit dem antwerpener Syndikat gemacht

habe. Die Kontingentirung ist übrigens schon im Marz 1913, nicht von Fürstenberg, sondern von einem Mitglied der Produzentenpart«, angeregt worden: wegen der erheblicheren Verschlechterung des Marktes. Die scheint also doch nicht erfunden zu sein. Die Regirung hat angeordnet, daß die Diamantenproduktion im nächsten Iahr um «in Drittel gekürzt werde. Ein Theil der Produzenten hat sie schon frei» willig eingeschränkt. Der Diamantenmarkt verträgt Experimente weniger als jeder andere Geschäftsbereich. Käme es zu einem Preis» stürz, weil der Markt mit angebotener Waare überschwemmt wurde, dann wäre die Rentabilität der Minen für lange Zeit vernichtet.
Neben solcher Gefahr ist die zeitweilige Kürzung der Einnahme» das kleinere Uebel. Ieder Betrieb, dem man die Freiheit der Produktion beschneidet, leidet natürlich, weil die Unkosten viel zäher am Boden haften als die Erträge. Aber der Werth des südwestafrikanischen Dia» mantenbesitzes wird nicht durch langsamere Produktion, wohl aber durch eine allgemeine Verkaufkatastrophe verkleinert. Was der Privat» Wirtschaft wehthut, ist hier der Volkswirthschaft nützlich.
Zur Rettung des gefährdeten Kohlenstoffes ist der Fiskus her» beigeeilt. Beim Stickstoff zögert er. Die Novelle zum Kaligesetz ist gezückt; aber die Kalileute wehren mit Händen und Füßen die drohend« Geste des Fiskus ab. In einer Versammlung des Kalisyndikates wurde beschlossen, der bedrängten Industrie, die mit einer Förder» einschränkung von 70 Prozent arbeitet, Nothhilfe zu bringen; das Recht zur Kündigung des Syndikatvertrages zum Dezemberultimv 1915 aufzugeben und bis 1920 keine neuen Schachte anzulegen. Diese Verpflichtung soll für die Mitglieder des Syndikates und für in« Außenseiter gelten; wenn die ihr zustimmen. An dieser Selbstent» äußerung hat es eben bisher gefehlt. Weil sie fehlte, sind alle Sa» nirungversuche unwirksam geblieben. Käme es zur Kündigung des Kartells, so würde der Staat wieder, wie 1910, eingreifen. Daß es dem Kalibergbau schlecht geht, wird nicht bestritten; wird ja auch durch die niedrige Reute bezeugt; und die Produzenten sagen es selbst. Das im Kaliberbgau angelegte Kapital (viel mehr als eine Milliard« Mark) hat sich noch nicht einmal mit 3Vs Prozent verzinst. Hier deckt sich privates und volkswirthschaftliches Interesse. Die gewerb» liche Arbeit muß reichere Früchte tragen, als man sie vom Spalter des Anlagekapitals pflückte. Der Kalibergbau hat die Produktion» leistung ohne Beachtung der Aufnahmefähigkeit gesteigert. Die G«g» ner der staatlichen Heilkur glauben nicht, daß ein neues Gesetz die Bewegung hemmen könne. Was da sei, lasse sich nicht beseitigen; und die Ankündung der Novelle hat den Eifer der Schachtbauer nur noch gespornt. Daß so lange mit dem Gesetz nur gedroht wurde, war falsch. Ietzt soll gar noch die Abgabe an die Reichskasse erhöht werden. Oui dovo? Mit den Geldern, welche die Industrie zum Zweck der Propaganda aufgebracht hat, ist ihr nicht so gedient worden, wie sie verlangen durfte. Zu neuen Opfern hat sie seitdem keine Lust.
Lad«n.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Horden in «erltn. — Verlag der Zukunft In Berlin, — Druck von Paß « Sarleb S, m b H, in BnliM.

Löschgranaten.
hat sich mit neuen Lasten und Fronpflichten bepackt,
die ihm Willen und Kraft für die wichtigste Arbeit lähmen
und deren Zweck doch nur sein kann, den Schein emsiger Rache-
bereitung zu wahren.Was können wir dagegen thun? Nicht viel.
Ohne Gebrüst zeigen, daß unser Kraftaufwand den französischen zu
überbieten vermöchte. Unwürdige Zumuthung mit der Wucht des
in Ruhe Starken abwehren. Unter demAlltagshimmel aber höf-
lichsein und eine Nation, die sich gern einer schönen Frau aus vor-
nehmem Haus vergleicht, nicht wie einHürchen behandeln, das sich
vom Pächter im Wohnzimmer prügeln, im Bett mit süßen Katzen-
zungen fütternläßt. Und(dieHauptsache)jeden erfüllbarenWunsch
unseres Reichslandes erfüllen. Dem hat unverzeihliche Dumm-
heit nun einmal das Allen gemeine, für Alle gleiche Wahlrecht
beschert. Dem müssen wir endlich in dauerbare Ordnung helfen,
aus der Zufriedenheit aufsprießen kann. Jede Volksabstimmung
würde erweisen, daß Elsässer und Lothringer nicht den Rückfall
an Frankreich wünschen; jede, daß sie in die Selbständigkeit eines
von eigenem Recht lebenden Bundesstaates hinstreben. Dieses
Wunsches Erfüllung wird allgemach möglich (und würde uns,
wie von anderem Elend, auch von der schmählichen Entwerthung
preußischer Bun desrathsstimmen erlösen).Preußen kann viel, hat,
fürsichundfürDeutschland,Nnvergänglichesgeleistet,strotztheute
nochinungestümemJugendmuth und braucht gegenAnwürfekeine

andere Wehr als den Stahlpanzer seines Genius, der aus stolz lächelndem Auge das Schmutzgerinnsel wegtropfen sieht. In el» sässische, garin lothringischeStammesart sich einfühlen: Das kann Preußen nicht. Dazu wäre eine Hingabe nöthig, die der männischen Borussenpersönlichkeit nicht abzutrotzen noch abzuschmeicheln ist. So lange ein Zwang in Fürsorgeerziehung, ins unge» wohnt rauhe Reichsgewand unentbehrlich war, stand der preußischeLandpfleger,Waibel,Büttelaufihmgebührendem Platz. Jetzt ist zwischen Mosel und Rhein, zwischen Diedenhofen und Mül» hausendasVolkinmündigesSelbstgefühl erwachsen. ImReichsverband will es bleiben, doch seine Sonderheit auch, wie Bayern, ^ Sachsen, Schwaben.Badener, drin zu ziemlicher Geltung bringen; und neun Zehntel aller Schwierigkeit kommen aus dem unklugenVersuch, dieses Volk in die preußischeWolljacke zu zwängen. Drum ist derRath schädlich, die Nachfolge des Grafen Wedel (der alt ist und die hastige berliner Ablehnung seines Ausnahmegesetzentwurfes im Amt, ohne neueAnsehensminderung, nicht lange überleben kann) dem Prinzen August Wilhelm von Preußen anzuvertrauen. Dieser Prinz mag Manches gelernt haben, bescheiden und liebenswürdig geblieben fein: auf die Zinne desReichslandestaugt er nicht; taugt keinSohn desKaisers. Derwäre.noch in derRüstung mit bestem Willen, dort ein Fremdkörper, wie im ergrauten Straßburg, Kolmar, Metz berliner Stuckprunk; müßte, in einem analtem undwohlhabendemAdel armenLand, seinen Verkehr fastvöllig auf den mitgebrachten Hofstaat und dieOberschicht der Offiziere und Beamten beschränken und würde so zum lebenden, ragenden Wahrzeichen der Scheidung in einheimische und eingewanderte Menschheit. Er könnte, wenn ihn Gewissenspflicht, nicht die Lust an der fast einzigen dem Civilprinzen zugänglichen Pfründe stimmt, des Lebens, des Wirkens niemals froh werden; auf diesem Vorposten,von dem er nur nach staatsrechtlicherTheorie absetzbar wäre,demDeutschenReich niemals nützen. DessenSüdwestecke ersehnt nicht eine preußische Sekundogenitur (die von allen Bundesstaaten, großen und kleinen, ungern geduldet würde), sondern die ihrem eigensinnigenWesen. wie dieSchale demFruchtkern, angepaßte Staats form, die ihr gestattet, von dem aus der Wurzel steigenden Saft die Wölbung der Blüthenkrone zu hoffen. Republik(warum nicht, da die Hansestädte gedeihen und in zärtlichem

Hätschelverhältniß zumKaiser stehen?)oder eine aus der Scholle süddeutsch-katholischen Empfindens erwachsene Dynastie, der rasche Einfühlung insAllemannenthum gelingt und die sich an der Schärfe des Lothringertones nicht wundreibt. Wird das Reichsland aus der unfruchtbaren Zwieherrschaft importirter Preußen und strebsamer, scheel angeschauter Notablen erlöst, wird es, im vierundvierzigsten Lebensjahr, ein in sich freier, zufriedenerBun» desstaat, dann ersucht es sehr bald die Franzosen, ihr Werben, Trösten, Wühlen einzustellen und denRächerdurst aus anderem Born zu stillen; dann seht Ihr die Elsässer und Lothringer sogar, dieheuteliebernochFranzöslingealsPreußensFürsorgezöglinge und Nachäfser scheinen, von Stolz und Nutztrieb fest in die fröhliche Empfindung unausrodbarer Nrdeutschheit gerammt. Was bliebe danach dem Nachbar? Soll er Wohlthat aufzuzwingen trachten, die nicht gewünscht, deren dreifarbiges Gewimpel schon als Belästigung empfunden wird? Alles in vier Kontinenten Erworbene an einen Krieg setzen, aus dem er als Sieger zwei ihm entwöhnte, ihm widerspänstige Provinzen und die Totfeindschaft von fechsundsechzig Millionen Menschen heimbrächte? Nein. Frankreich war oft jäh, hat oft sich fesselnder Vernunft entrafft, doch nie in plumpe Aufdringlichkeit verpöbelt. Neben einem zufriedenen Allemannenstaat (dessen Eisengurt nicht leichter, ni^lt weicher werden dürfte) würde es sich schnell in den Umstand neuer Zeit schicken; neuer Lebensart, die es aufathmen ließe, ttonoris causa zwischen Hardt und Meurthe eine winzige Grenzregulirung mit einfacher, von behutsamem Taktgefühl erfonnener Gedächtnißfeier. Ein der Aequatorialprovinz nützlicher Ausgleich in West- und Mittelafrika. Austausch des Anspruches auf Syrien gegen deutsche Verbürgung des Gesammtbesitzstandes der Republik (der so groß ist, daß er einem Volk von viel höherer Kopfzahl auf ein Iahrhundert hinaus reichlich lohnende Arbeit böte und der Weitung nach Kleinasien wahrlich nichtbedarf).AmnächstenTag könnte die Heeresziffer herabgesetzt, von dem überschüssigen Haushaltsgeld Marine, Luftschiffahrt, Kolonialverwaltung genährt werden. Deutscher Wucht sich Frankreichs Flamme vermählen."

Seit diese Sätze hier gelesen wurden, ist ein Halbjahr vergangen. Und fast drei Iahre ists her, seit, in den ersten Tagen des Kampfes um die Reichslandesverfassung, hier gewarnt wurde:

Die Zukunft.

„DenElsässern und Lothringern konnte manAllerlei geben; aber nur, wenn sie lautsagten: .Damitsindwirzufrieden; mehrfordern wir nicht von dem Deutschen Reich, dem wir uns froh und stolz von heute anzurechnen.'Nachsolcher Erklärungmüßten dieFranzosenReugeld zahlen und dieHetzhunde zurückpfeifen. In einem unzufriedenen Grenzland ein Parlament, das alsAbfchlagsrate genommen wird: da könnten wir Niedliches erleben." Als Herr von Bethmann dann ungefähr alles von feinem Mund „unannehmbar" Genannte angenommen und sich dadurch einen Sieg erhandelt hatte, stand hier über den neuenPyrrhus dasNrtheil: »Was er zerstört hat, ersteht nicht leicht aus den Trümmern. Seiner Geschicklichkeit darf ersich rühmen. Doch dieNation wird ihm nicht verzeihen.Auch der Kaiser nicht, dessen AugedieFolgen erblickt." Die sindlängernun nichtzuverhüllen. Geschehenes aber läßt sich wederwegschwatzennochmitderBayonnettespitzeausder Erde jäten. Zurück in Diktatur, Paßzwang, Absperrung? Das wäre, weil das junge Verfassungrecht, wie Schutt, fortgekarrt werdenmüßte, erstnach einerAenderung des Reichswahlrechtes möglich; und weil schon der Entschluß zu solchem Rückzug das Geständniß kläglichster Ohnmacht wäre, dürfte ein deutscher Staatsmann niemalsdazurathen.Nochsind.nach langwierigerNervenaufpeitschung, dieSinnewirrundmancherredlicheDcutschemcint, die wichtigste Pflicht dränge jetzt in denBeweis,daßwirdasknir» schende, pfauchende Reichsland in Ruhe bändigen können. Solcher Beweis wäre noch heute nicht schwer; doch ertraglos. Ohne Minderung derReichskraftElsaß-LothringeninZufriedenheiteinzuwurzeln: da ist dieAufgabe; eine noch zu bewältigende. Aus drei französischen Departements, die nie in Staatseinheit gegürtet waren und in denen völlig im Wesen verschiedene Stämme, Süddeutsche und Nordfranzosen, neben einander lebten, ist ein Staat gemachtworden. DefsenVertheilung an diedreiNachbarnistnicht mehr möglich. Die Fürsorgeerziehung, die bald einHalbjahrhundertwährt.muß einmal enden.DieStaatshülsebrauchtcinenKern, die künstlich aus einander fremden Volksthumsstoffen geschweißte Nation der Elsaß-Lothringer das Bewußtsein der Gemeinschaft und Verantwortlichkeit. Diese Menschen müssen empfinden, daß sie, politisch und wirthschaftlich, für sich selbst arbeiten; von eigenem Recht leben und nicht, hinter der Fassade einer straßburger Re->

girung, vom Wink der Berliner geleitet werden. Sie müssen sich, mit einem Senat oder (was ihnen bekömmlicher wäre) mit einer reichen Dynastie, die anständig Hof hielte, nach ihrem Belieben einrichten, demReichdasihmvonjedemBundcsstaatGcschuldete geben, aber aus demMißgefühl erlöstwerden, daß sie, unter allen deutschen Bolkheiten nur sie, sich als eigensinnige Individualität nicht durchsetzen dürfen. Sonst kommen wir nicht in Ordnung. Ist Elsaß-Lothringen im Reichsgebiet zufrieden, dann muß Frankreich, endlich, denTrauerflorablegen-UndDeutschlands europäischeStellung wäre, mit kleineremAuswand, fester gesichert als je. Bis das Licht solcher Erkenntniß den Reichsgipseln tagt, muß neuem Fehl, neuer Unheilsstiftung vorgebeugt werden. Nur schwachgemuthe Thorheit kann rathen, den nöthigen Personen» Wechsel aufzuschieben. Je schneller die TriasWedel-Bulach-Mandel verschwindet, desto besser. Mit dem Erweis ihrer Mißgriffe, ihres Irrthums würde kostbare Zeit vergeudet; und noch im Gewande der Unschuld wären die Drei um das zur Regirung gerade dort nöthige Ansehen. Die ganze Summe der Eigenschaften, die der Statthalter heute braucht, hat unter allen Sichtbaren nur Einer: Fürst Bülow. Jedes seiner Talente wäre da recht am Ort. Er würde den Corpsführern und den Leuten der Wilhelmstraße imponiren, jede scharf hervorstehende Kante behend abhobeln, dem gemeinenMann und derOberschicht liebenswürdig scheinen und Berlin dem Glauben entwöhnen, daß es in allen Kram des Reichslandes dreinzureden habe.Schöpferkraftfordert derPostennicht. And demFürsten ist nicht zuzutrauen, daß er, nach kleiner Pedanten Unart, fragen werde, ob er auch nicht um ein Leitersprößlein heruntersteige.Erkann(undmuß)seinenMachtbezirkdeutlich(und nicht zu eng) abgrenzen; und fände die Möglichkeit, seinem Vaterland aus einer finsteren Stunde zu helfen. Ehe das Spektakel von Zabern zu ahnenwar,habe ich auf ihn alsdenfürdasAmtTauglichsten gewiesen. Heute ist es wichtiger als je zuvor in der Reichsgeschichte. Will ers (oder der Kaiser ihn) nicht, dann wäre, zunächst, andenFreiherrn vonSchorlemer-Lieser zu denken. Für dieLandwirthschaftkann,imKampfuMneueHandelsverträge, aucheinAndcrersorgen.Für das Kanzleramt, das ihm(weilHerr vonTirpitz auf seiner Weigerung steht, die Kandidatur Lichnowsky nicht ernst genommen und gegen den Grafen Bernstorff mit allen Listen des

Himmels und derHölle gearbeitet wird) noch zugedacht scheint, fehlt ihm die Erfahrung in internationalem Geschäft und die Vorschvlung zu innerlich freier Herrschaft über Menschen und Umstände. InStraßburg hätte crMuße und Gelegenheit zu stärkererWesensrüstung. Und er ist sehr reich, Katholik, nicht fraktionell abgestempelt, nicht barsch und stachelig, aber auch nicht leicht knetbaren Willens. Wird noch einmal derFalsche an dieIll geschickt, dann keimt uns böse Gefahr. Noch brauchtWilhelm keinen Alba. Nur Einen, derMann ist, seine Helfer menschenkundig zu wählen und sich in das Wesen der Elsässer und Lothringer einzufühlen weiß. Die sind nicht so pechschwarz, wie der Groll enttäuschterPreußen sie jetzt malt. Ihre Geschichte erklärt das wunderliche, den fremden Betrachter oft ärgernde Gemisch ihrer Wesenszüge. Römer und Goten, Alanen und Allemannen, die Häupter des OstfränkischenunddesAustrasischenReiches, Frankreichs undSpaniens haben denBewohnern dieser Landfetzen befohlen. Ein Halbjahrtausend lang sahen sie wechselnde Staatshoheitzeichen. EinDeutscher, ein Egon von Fürstenberg, verrieth ihre Heimathund Hauptstadt dem Franzosen könig. Im achtzehnten Iahrhundert schanzten sie sich in das Hochgefühl, Franzofen zu heißen; wurde ihren kräftigsten Söhnen, den Kleber und Rapp, Kellermann und Ney, die SacheFrankreichs, derWeltbefreierin,Weltherrscherin, Lebensinhalt und Schicksal. Im Westen Rousseau, Robespierre, Bonaparte, Menschenrecht, Freiheit,Ruhm, im Osten derIammer des zerfallendenReiches, die Schmach desRheinbundes, die Schande fortwährendenVolksverrathes. Dennoch fanden die gegenNapoleon Verbündeten (deren Sechstes Corps am neunten Ianuar 1813 zwei Reiterregimenter nach Zabern vorschickte) im Elsaß, unter buntem Behang, noch das Kleid deutscher Kultur. Zwei Iahre danach weissagte Rückerts Gedicht den Tag, »da wohnen wird und wachen ein Fürst auf deutscher Flur". Ueber die Stimmung des Iahres 1823 schreibt Graf Ferdinand von Dürckheim-Montmartin: »So deutsch war noch Alles im Elsaß, daß wir vom Franzosenthum nur das Gute, Edle spürten; höchstens beleidigten die französischen Spottnamen (^Ilemänch tetecäri'ee) das elsässische Ohr. " Als dieser Graf 1840 Nnterpräfekt von Weißenburg gewordenwar, zeigtenBürger,Beamte,Bauern, »daß sie froh waren, zum ersten Mal einen Unterpräfekten zu besitzen, der Deutsch spreche und ihre Gewohnheiten und Sitten besser verstehen werde als ein

LSschgranaten,
75
Stockfranzofe. DieRegirung wollte durchaus, daß die französische SpracheinderVolksfchuleherrsche;denarmen Kindern vomLand wurde es aber sehr schwer, sich auch nur die nöthigsten welschen Worte einzuprägen, und ihre Aussprache blieb immer fast unverständlich."'AlsgarausdempariserKultusministeriumdieWeisung kam, in denReligionstunden Französisch zu sprechen, sträubten Ka» tholiken und Protestanten sich heftig widerdenBefehl und derBi» schofRaesantwortete,seinGewissengebieteihm,dieGrundbegriffe desGlaubens undderSittlichkeitden Kindern nurinihrerMutter- sprache zu künden. Der selbe Graf Dürckheim, der unter Louis Philippe und Louis Napoleon gedient und sein Schloß Frösch- weiler mit den in Malmaison von Bonapartc undIosephine benutzten Möbeln geschmückt hatte, erlebte dann, daß die geistlichen Herren die deutscheRegirung verdammten, weil sie im Elsaß den Kindern die Muttersprache raube; und wurde von den Stammesgenossen wie ein Verräther geächtet, weil er an seine Abkunft aus einem deutschen Edelmannshaus zu erinnern wagte. Im März 1872 hörte er aus Bismarcks Mund dieSätze:»Die Elsässer galten mir immer als die Elite Frankreichs; sie waren dessen beste Soldaten und vereinen die guten Eigenschaften beider Völker. Ihren Gewohnheiten undBedürfnissenmüssen die neuen Einrichtungen sich anpassen. Das Land braucht Arbeiter, nichtFürsten undHofchargen. Fürsten wollen sich amusiren: und dazu fehlt bei Ihnen die Gelegenheit.DasWichtigsteistmir, daßmöglichstvieleElsässer an der Verwaltung ihrer Heimath mitwirken." Dürckheim sagt: „Unter den Kindern der selben Mutter, des selben Vaters sind bei uns deutsche und französische Gemüther." Er sieht noch den schwunglos fleißigenBureaukratenMöller, den geschäftigen, doch von Beifallsucht geblendeten Marschall Manteuffel am Werk. Und schreibt, 1887, als Greis: „Windthorst ist im Elsaß mächtiger als Möller, Manteuffel und Bismarck zusammen." Fraget Euch, wessen Slern, Frankreichs oderDeutschlands, seitdem an Leuchtkraftgewann: und wohin aus dem Elsaß die Viertelmilliarde floh. Im Prenßcnlandtag hat ein Abgeordneter gestöhnt, das Elend sei entstanden,weil «in der Beamtenschaft desReichsandes daspreußischeElement ganz fehle";deshalb müsse sie schlechter arbeiten aIsdieMilitärbehörde.Der.HerrAbgeordneter,steht ein ausBaden stammender General vor; und das Haupt der Civilverwaltung ist ein preußischer Graf. Richtig ist (und hier mehr

als einmal erwähnt worden), daß derNothbau nicht so übel aus»
sah, als die Preußen Puttkamer und Koller im Amt des Haus-
wartes saßen; richtig, daß ein preußisches System unmöglichwird,
wennmansnichtmehrvonderzähenTüchtigkeitrobusterPreußen,
sondern von strebsamen Notablen leidlichenMittelmaßes bedie-
nen läßt.Erstens aberist,seitnuraufeinemhöhercnStuhlnoch,im
kolmarerBezirkspräsidium, ein Altpreuße thront, die allgemeine,
gleiche, direkte Wahl bewilligt und die Konstitution des Landes
vomGrundgebälk bis an denGiebelgeändert wordenen solchem
Parlament würde einem demLand Fremden die Führung unge-
mein schwer und Vernunft müßte drum auch dem nächsten Stalt-
halter rathen, das Staatssekretariat einem Sohn desReichslan»
des (nicht eines pariser Höflings) zu öffnen. Zweitens: Dürften
wir aus stolzem Vertrauen auf ein Reichsland blicken, das im vier»
undvierzigsten Jahr deutscher Herrschaft nur, wie eine Strafkolo-
nie, von importirtenBeamten inRuhe zu haltenwäre? Nndmuß,
drittens, ein vom Volk Abgeordneter mit dem schrillen Ausge-
klingelpreußischerlleberlegenheitjedenanderendeutschenStamm
bis ins Blut hinein kränken? „Alles verkümmert, verrostet, weil
auch in Südwest eben nur der Preuße regnen kann." Die milde
Seele des Mannheimers Bassermann mag vom Parteigenossen
solches Nrtheil hinnehmen. In Bayern, Baden, Württemberg,
Sachsenundin denkleinerenBundesstaatenwirdmansnichtgern
hören. Falsch und gefährlich: in einem Satz war kaum mehr zu
leisten. Spricht denn und regt sich nirgends im Lande der klügsten
Händler noch der Sinn, der politisch Nothwendiges wittert?
Das Schauspiel derzweitenIanuarwoche lehrt es uns fürch-
ten. Oberst vonReutcrund seine Lieutenants sind von allerSchuld
freigesprochen worden. DieserFreispruch wird gepriesen, bejubelt,
als habe er das Deutsche Reich mit Segensfülle begnadet; und
dem Volk, den Verwaltern und Richtern von Elsaß-Lothringen
wird schimpflicher Verdacht ans Zeug geflickt. Rohes, tückisches,
feigesGesindel,dasallemDeutschthumTodfeindschastgeschworen
hat; unfähige, gewissenlose Schlemmer, die, trotz dem Beamten-
eid, mit dem Pöbcl gegen die Obrigkeit paktiren; Richter, denen
Wuth das Pflichtgefühl zerfressen hat und die für trügende Ge-
dächtnißbilder dreist den Zeugeneid einsetzen. Wäre der Zustand
so, dann geböte das Reichsinteresse, ihn höchstens behutsam an-
zudeuten. WiedieKundevonhehremTrinmph Germaniens aber

LSschgranaten,
77
wird derneuste, allerneusteFund durch die Straßen geschleppt.Gestern:»SäbeIherrschaftvelwilderterSoIdaleska;Alleskaput:zum Heulen." Heute: »Verseuchung eines ganzen Beamtenkörpers; schmählichste Anarchie; zum Rasen. "Heute wie gestern: Kinderei; unwürdig eines ernsten, reifenVolkes.Das jetzt dem Erdkreis gezeigte Ergebniß ist das schlimmste, das zu erdenken war; das dem Ansehen Deutschlands schädlichste. Einen täppischen Lieutenant, einen im Diensteifer über die Grenze seiner Befehlsgewalt hinauslangendenRegimentskommandeur: jedes Heer hat irgendwo solche Gestalten; ihrer braucht das tüchtigste sich nicht zu schämen. FreundenundFeinden wird nun aberzugeschrien: «ImReichs» land werden die Vertreter und Bürger dcsReiches grimmig gehaßt und mit allen Listen schnöder Niedertracht angefeindet; gegen diese Schmach versagt die Beamtenschaft völlig und nur Bayonnette, Säbel, Maschinengewehr vermag die Ruhe zu sichern." Ist der Instinkt aus Politikerköpfen in Zuchtbullen gefahren? Herr Chauvin felbst konnte sich frohere Botschaft nicht erwünschen. Neber die straßburger Kriegsgerichtsverhandlungen aus» führlich zu reden, wäre bequem; noch aber nichtnützlich. Was ist Wahrheit? Was Recht? Am neunzehntenDezember 1913 haben vier Offiziere und zweiKriegsgerichtsräthe den Lieutenant Freiherrn von Forstner des rechtswidrigen Waffengebrauches und derKörperverletzungmiteinerWaffe schuldig gefunden. Amzehnten Januar fanden fünf Offiziere und drei Kriegsgerichtsrälhe sein Handeln löblich. Denn der lahme Schuster, den er verhaften ließ, hatte, obwohl ihn vier Soldaten hielten, für eines Augenblickes Dauer »einenArm freibekommen und eine verdächtige Bewegung gemacht": also durfte derLieutenant, „ an sich schon gereizt und in einer Verfassung, die ihn überall Angriffe fürchten ließ", glauben, der Schuster werde ein Messer zücken und ihn verwunden; »er konnte nicht warten, bis ihm das Messer zwischen den Rippen saß, sondern mußte sofort mit dem Säbelzuschlagen. "Der Schuster hattenichtgeschimpft,nichtgedroht,nurum sichgeschlagen, als vierMann und ein Fähnrich ihn abführen wollten; in seiner Hand war nicht die kleinste Waffe. Aber derLieutenant,,hatte gehört, daß man die Messer gebrauchen wolle". Er konnte zurücktreten und seinen Leuten zurufen: „Haltet des Mannes Arme fest!" Nein: »er hat dem Schuster mit dem Säbel Eins über den Kopf gegeben und die Kopfhaut durchtrennt; aber die Wunde

brauchte nicht vernäht zu werden und ist jetzt wieder völlig ver-
heilt" (sechs Wochen nach dem Hieb). »Diese Art der Vertheidigung war nach der Ansicht des Oberkriegsgerichtes durchaus angebracht." Der Vertheidigung eines bewaffneten Soldaten' Zugführers gegen die von ihm nur vermulhete Absicht (eines schuldlos Verhafteten) auf lhcitlichen Angriff. Der Schuster sagt, daß er solcheAbsicht nicht hatte(und wäre derTollhcit nah gewesen, wenn er einen bewaffneten Offizier im Kreise seiner Mannschaft geschlagen oder mit einem Taschenmesser gestochen hätte). Das Oberkriegsgericht (das einem preußischen Lieutenant „Bestürzung.Furcht oderSchrecken",dic,nach dem Gesetz, die Strafe ausschließendenMerkmale,nichtzutmut):,,DieGrenzederNolhwehr ist nicht überschritten." Das Reichsgericht: »Ob die Art der Vertheidigung zur Abwehr geboten war, ist nach der objektiven Sachlage, nicht nachdersubjektivcnAnschauungdesHandelnden, zu beurtheilen. Wesentlich ist auch, ob die Hilfsbereitschaft Dritter zur Stelle war und derAngegriffene sich festaufsie verlassen konnte." Freiherr von Forstner war nicht angegriffen; hatte weder Grund, selbst den Ungeberdigen zupacken noch sich indessen Armbereich zu halten; und konnte sich auf jeden Mann seines Zuges fest verlassen.Ein Kriminalanwalt, der unter solchen Umständen den SlrafausschlußdesNothwehrparagraphenheischte,hätteinMoa» bit keinen leichten Stand. Oberst von Reuter, dessen Rede und HaltungvordemKriegsgerichtso würdigwar,wie mansievondem Kommandeur eines Regimentes erwarten durfte, wurde freigesprochen, weil Polizei und Gendarmerie die Ruhe, nach seiner Meinung, nicht gesichert hatten und er, nach der Kabinetsordre vom stebenzehnten Oktober 1820, «befugt und verpflichtet war, auch ohneRequisitionderCivilbehörde einzugreifen und denBcfehl, dem diese Behörde sich zu fügen hat, zu übernehmen." Wie diese Befugniß und Pflicht mit dem Artikel 36 der preußischen Verfassung, nach dem »die bewaffnete Macht zur Unterdrückung innererRnruhen nur aufRequisition derCivilbehörde verwendet werden kann", inWillenseinklang zu bringen wäre, brauchte die Kriegsgerichte nicht zu kümmern; ihre Urtheile erwähnen auch nurForstners, nichtPreußens Verfassung. War aber der Befehl, dem Herr von Reuter (daran dürfte selbst der wildeste Armecfeind nicht zweifeln) blind folgen mußte, nicht schon im Ermittlungverfahren „festzustellen" und die Eröffnung des Hauptver-

Löschgranaten,
59
fahrens zu vermeiden? Wozu wurde der Oberst der Amtsanmaßung, Freiheitberaubung, Nöthigung angeklagt, da er sich gewiß doch sofort auf den Befehl des Kriegsherrn berufen hatte? Wen wollte man treffen?Das ist eineFrage von vielen. Wozu im Reichstag der ekle Lärm, des Kanzlers Zugeständniß, daß wider den Geist des Gesetzes gehandelt worden sei, der Depeschensturm auf,dielangeReisenach,daskurzeKolloquiuminDonaueschingcn? Was nun festgestellt worden ist, träger Wille und Unzulänglichkeit der Kreisbehörden, Recht und Pflicht des Trupvenkommandos, war an einem Vormittag zu ergründen. Und den Interpel» lantenimReichstagzuantworten: „Aufläufe; Offiziere beschimpft und mit Steinen beworfen; Polizei und Gendarmen boten nicht ausreichende Sicherung; Militär griff, nach der Vorschrift, ein; wer sich verletzt glaubt, wende sich ans zuständige Gericht." Hier aber gähnt nächtiges Dunkel. Unbestreitbaristnur, daß im Dezember, auch „ an den maßgebenden Stellen", derganzeHandelanders beurtheilt worden sein muß als im Januar. Als Generalmajor Kühn in Zabern Offiziere und Beamte, der Kaiser im Schloß des Oesterreichers Max Egon Fürstenberg den Kanzler, Statthalter, Kommandirenden General verhört hatte, wurdeReuter mit seinem Regiment aufdenUebungplatz quartirt; kam aus derStatthaltc^ rei ein Zettel, der nur als Urkunde des Sieges zu deuten war; sprach der Staatssekretär Zorn von Bulach:,, Die Civilverwaltung hut ihre Pflicht erfüllt, das Militär aber ungesetzlich gehandelt"; und telegraphirte an eine berliner Zeitung: „Habe jetzt keinen Grund mehr, Abschied zu erbitten." Was ist seitdem geschehen? Warum istHerr von Reuter nicht gefragt worden, ob er zwischen demachten und dem neunundzwanzigstenNovembertagwederden Befehl eines Vorgesetzten erbeten noch über die Lässigkeit der Ortsbehörde Beschwerdegeführthabe? Warum nicht, ob hier, in diesem langwierigen Gassenhader, dasVerfassungrecht, das so gewichtige Entschlüssenichtan die Willkür einesHirnes hängen will,weichen mußte? Ein Strafmandat, die Konfiskation einer zotigen Karte muß ein unbefangenerRichter bestätigen. Diese Rechtsbürgschaft ward erkämpft. Ob Bürger verhaftet, eingesperrt, verwundet, getötet werden dürfen, entscheidet, auch wenn die Erwägungfrist drei Wochen währt, ein von gerechtem Zorn Lodernder allein? Noch glimmt es. «Beitrag zurDeckung derKosten derWehrvorlage." Nicht dem Reichsland nur droht Feuersgefahr.

Die Zukunft.
Ruhm.

er Ruhm ist durchweg gerecht und kommt nach der Wichtigkeit der Menschen. Je berühmter Einer ist, desto mächtiger ist er unter den Menschen, desto mehr werth für sie; denn Ruhm ist Macht über viele Menschen durch den Werth von Leistungen. So daß sich nach dem Stufenrang der Berühmtheiten nun auch erkennen läßt, was der Menschheit zuletzt das Werthvollste gilt. Und dabei kommt man, wie bei allem Letzten, auf die Tiefe. Als Resultat nämlich stellt sich heraus, daß der Menschheit ihr ganzes relatives Sein, ihre gesammte Lebensfürsorge nicht so bedeutend erscheint wie das ihrer Relativität zu (Nrunde liegende Wesen, die absolute Wahrheit; oder Das, was dafür gehalten wird, die fiktiv absolute Wahrheit; daher, je mehr eines iMannes Natur mit der einen oder der anderen Verbindung hat, in dem selben Maß und nach der Kraft, wie sein Werk und Leben die Einigkeit mit der absoluten Wahrheit oder mit der fiktiv absoluten Wahrheit, mit dem Aberglauben, bezeugt, auch sein Ruhm unter den Menschen desto größer und dauernder wird. Ganz allgemein großen und bleibenden Ruhm finden die Erwecker des Ewigkeit-Bewußtseins, die großen Sprecher der Liebe, die Philosophen, die Künstler; deren Namen auch von der Menge, vom Volk, auf das Höchste geehrt wird. Trotzdem durch sie das Volk niemals zur reinen geistigen, zur wirklich absoluten Wahrheit geführt werden kann, sondern immer nur zur fiktiv absoluten Wahrheit, die ihm statt der eigentlichen Wahrheit gegeben ist. Aber diese fiktiv absolute Wahrheit gilt dem Volke höher als irgendwelche Leistung für die Lebensfürsorge, für die Relativität; und die Heroen der wirklich absoluten Wahrheit des Geistes werden vom Volk nach dem Sinn seiner Fiktionen aufgefaßt. Dafür das überwältigende Beispiel bietet Christus, der absolut berühmte Mann: die Großthat feiner allergrößten Weise, zu reden, hat ihn unter sämmtlichen Volksindividuen so berühmt gemacht wie unter den geistig Denkenden; er ist aber ein verschiedener Christus hier und dort.

Also nur die Repräsentanten der Wahrheit und des Aberglaubens gewinnen allgemeinen Ruhm, Nachruhm, Unsterblichkeit, wie die Sterblichen sagen: die bedeutendsten Entdecker, Erfinder, Naturforscher, ob auch durch sie das menschliche Leben mit Glück bereichert worden ist, stehen zurück.*) Nur wenige von ihnen haben

*) Die Namen der ausgezeichnetsten Erfinder bleiben unbekannt. Wie Viele wissen, welchen Männern wir das Telephon verdanken?

Ruhm.
immerhin ansehnlichen Ruhm erlangt: Kolumbus, Copernicus,Galilei, deren Leistungen bedeutend waren für die erfahrunggemätze Verifikation der Erkenntniß von der Relativität unserer Welt, also für die absolute Wahrheit. Empiriker mögen über das hier Gesagte nachdenken, auch einmal zusammenrechnen und staunen, wie sich so wenige Empiriker (mit den zu ihrer Zeit allerglänzendsten Namen) gehalten haben; Einer sollte das nützliche Buch schreiben „Uebei den Ruhm der Vergessenen", worin die berühmten Vergessenen Empiriker einen breiten Raum einnehmen würden. Die lebenden können daraus lernen, daß sie der Menschheit nicht so viel werth sind, wie etwa Zeitruhm sie glauben macht, und mögen endlich von ihrem lächerlichen Hochmuth gegen die Philosophie und gegen alles Geistige ablassen. Auf einen einzigen Mann von originaler Bedeutung und bleibender Wirkung kommen Schaaren schnell vergessener Empiriker, die ihn während ihres und seines Lebens nicht genug verachten konnten.
Der Zeitruhm hat nichts zu thnn mit dem wirklichen Ruhm in der Menschheit, der von der Zeit versagt werden kann. Die Zeit kann ungerecht sein; die Menschheit ist es nicht. Die Zeit vermag nicht zu unterscheiden zwischen den Nachahmern der Genies und den Genies selber; und wirklich können ja selbst die Nachahmer, ob sie auch abhängig sind von den originalen Geistern, zu ihrer Zeit und an ihrem Ort Etwas sein und wirken. Mondlicht ist auch nütz, und so lange die Sonnen da sind, werden, wie die Planeten, so auch ihre Satelliten laufen.
Ganz und gar schlimm ist es natürlich mit dem Zeitruhm Solcher, die nicht einmal zu ihrer Zeit und an ihrem Ort wirklich nützen und kein Licht sind, oft genug sogar Wolken, die das Licht am Scheinen verhindern; aber auch, wie Wolken, schnell wieder zergehen. Ich rede von den Künstlern und MetaPhysikern, die ihre Werke dem Pöbel auf den Leib zuschneiden und denen Dies natürlich ist, weil sie zum Pöbel gehören, auch mit ihrer Ruhmsucht, die zuweilen gar nicht wesentlich verschieden ist von der Ruhmsucht des gemeinen Mannes nnd gemeinen Weibes: beneidet zu werden; während die Anderen, denen wahrhafter Ruhm zu Theil wird, nur aus Anlaß eigener innerlicher oder allgemeiner Roth sich regen, niemals des Geschäftes und der Ehre wegen, und weit entfernt davon bleiben, nach Ruhm zu streben. Spinoza, der
Obwohl das mehr gebraucht wird als die Religion, Und wo die Erfindungen nach den Erfindern genannt werden, vergißt man, daß es sich um Namen der Erfinder handelt; wie es vielleicht auch mit Zeppelin gehen wird, wenn es überhaupt mit ihm gehen wird.

höchste aller geistigen Menschen, hat nicht gewollt, daß fein Name vor sein Werk gesetzt werde. Jene Ruhmsüchtigen freilich plustern ebenfalls idealistisch gar gewaltig sich auf, aber man weiß, wo sie in Wahrheit zu Hause sind und ihre Freuden finden, und mag an die Mönchs- und Nonnenklöster denken, die nach oben hin durch ihre Gebete mit der himmlischen Seligkeit in Verbindung standen, nach unten hin aber, durch unterirdische Gänge, mit anderer. Was Die thun, ist schlimmer, als ob sie gar kein Werk unter den Menschen vollführten, indem sie nicht nur nichts bessern, keine Seele bewußt machen und emporziehen und die Wirkung des Guten aufhalten, sondern geradezu den Pöbel in Bornirtheit und Unsitten bestärken und damit ihr allerdings schnell wieder von kimmerischev Finsterniß verschlungenes Rühmchen imd Anderes verdienen. Rühmchen, und wenn ganze Papierfabriken im Gang fein müssen, dem Bedarf Europas zu genügen. Europa bedarf immer eines bedenklichen Gegenstandes seiner Liebe; Europa hat noch nie von seiner alten Gewohnheit gelassen, ein Rindvieh zu lieben. Große Quantität des Bedarfes in einer Zeit weist hier mit ziemlicher Sicherheit auf schlechte Qualität der bedürfenden Zeitgenossen, auf kurzes Leben des Ruhmes und bloße Scheinlebendigkeit; es giebt Scheinlebendigkeit wie Scheintod. Es giebt Scheinlebendigkeit auch des Ruhmes; der wahrhaft Denkende läßt sich da nicht täuschen und bei ihm sind die Berühmten, deren Ruhm nicht ihren Werth und die Macht dieses Werthes offenbart, sondern die Macht des Nichtsnutzigen in der Allgemeinheit, bei wahrhaft Denkenden sind solche Berühmheiten berüchtigt. Damit sind wir nun doch noch bei dem einzigen Nutzen angelangt, den sie und ihre Produktionen auch für Andere haben; für die erst noch Ringenden. Offenbart sich ihnen bei einem Werk von der bezeichneten Art, welches ungemeinen Beifall der Zeitgenossen findet, auch nichts durch den Autor (außer dem nicht Wichtigen, daß von ihm bewußt oder unbewußt die allgemeine Nichtsnutzigkeit zu seinem Vortheil und Ehrgeiz ausgenützt wird), so offenbart sich ihnen doch Etwas durch das Publikum, so offenbart sich ihnen das große gebildete Publikum nach seiner wahren Beschaffenheit. And solche Belehrung thut dem beZserenGeist immer von Neuem noth, bis darüber, über Publikum und Bildung, das grenzenlos wichtige Nrtheil ihm fest geworden und er hinter die Wahrheit der Lehre von den Geistigen und vom Volk gekommen ist; hinter den natürlichen Unterschied zwischen den beiderlei Menschen, der durch allenWandel derZeiten steht, auch heute bei allgemeiner Bildung wie gestern bei allgemeiner Religion.
Potsdam, KonstantinBrunner.

ich den Namen des Grafen Villiers de l'Isle Adam zuerst:
EM hörte, that ich, was ein moderner Deutscher immer thut: ich schlug das Konversation-Lexikon nach. ‚Unter V, unter I, unter ^: Alles umsonst. Schließlich kam ich auf die Idee, man möge diesen seltsamen Menschen nicht nach seinem Namen, sondern nach seinem Titel eingereiht haben; und da schien die Lösung des Räthsels zu sein: ich fand einen Leconte de Lisle, war erleichtert und beruhigt, daß mein guter Brockhaus sich auch hier als zuverlässig erwies und die entlegensten Ecken der Kultur- und Kunstgeschichte mit seinem unwiderstehlichen Licht durchleuchtete. Aber ich hatte zu früh triumphirt: der Verfasser der „?osmss st possiss", der „?osinss träZilziiss", der Parnassien, der kalte, korrekte Formkünstler, der Nachfolger Hugos auf dem Sitz der Unsterblichkeit, war und ist nicht mein De l'Isle. Graf Philipp Matthias Villiers de l'Isle Adam war dem Brockhaus noch fremd. Anfragen bei französischen Buchhändlern erwiesen sich als nutzlos: die meisten Bücher, deren Titel mich besonders interessirten, waren längst vergriffen und nur zu lächerlich hohen Preisen antiquarisch zu haben, andere bei vielen Verlegern verstreut; ich sah keine Möglichkeit, mir ein Bild von der künstlerischen Individualität dieses außerordentlichen Menschen zu machen.
Der Verlag Georg Müller in München darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die erste Gesammtausgabe Villiers veranstaltet zu haben: die ersten Bände sind, in einer vortrefflichen Uebersetzung von Hanns Heinz Ewers, erschienen. Ewers ist ein Schüler Hoffmanns und Poes, erreicht aber die überwältigende und dämonische Kraft seiner Vorbilder nicht. Der echte und rechte Thronerbe Hoffmanns und Poes ist Villiers de l'Isle Adam selbst.
Er war der Abkömmling eines alten und erlauchten Geschlechtes. Schon im Iahre 1067 finden wir den Stammvater, Rudolph den Schönen, Herrn von Villiers und Dormans; 1324 vermählte sich Iean de Villiers mit Marie de l'Isle Adam; Beider Sohn, Peter, ist der erste Villiers de l'Isle Adam. Sein Sohn Iean, Marschall von Frankreich, fiel 1437 bei Brügge. Philipp war der erste Großmeister des Vrdens auf Malta. Philipp August kam 1862 nach Paris, um in den Tuilerien uralte Ansprüche seiner Familie auf den griechischen Königsthron geltend zu machen; aber es ging ihm wie Saul, der auszog, um seines Vaters Eselin zu suchen: statt des erhofften Königreiches fand er ein anderes: das Königreich der Kunst, in dem er mit der ganzen Glorie des geborenen Monarchen herrschen sollte. Die Krone dieses Reiches hat ihm freilich die Stirn blutig gedrückt; sie war die schmerzhafteste Dornenkrone, die je eines Menschen Schläfe umfangen hat. Das Leben dieses Königs war ein einziger Verzweiflungskampf gegen äußere Noth und innere Vereinsamung, gegen die fürchterliche und herzzerreißende Einsamkeit des Genies, das seine

Epoche wie eine lächerlich kleine Pygmäenwelt unter sich sieht, vor dessen erstauntem und geblendetem Auge Länder und Welten offen daliegen, die Niemand seiner dumpf dahinträumenden Mitmenschen auch nur zu ahnen vermochte. Sein Los glich ganz dem Edgar Allan Poes! Einsamkeit, Noth, Armuth war sein Theil. Von wenigen erlauchten Geistern abgesehen (nur Verlaine, Gautier, Baudelaire und Banville können in diesen: Zusammenhang genannt werden), war die französische Literatur der sechziger bis achtziger Iahre arm, platt und im traurigsten Sinn des Wortes realistisch: das bürgerliche Sitten- und Rührstück beherrschte die Bühne, und als Villiers im Iahre 1870 in seiner ,,Rsv«Its" (die erst 1896 ihre Auferstehung auf der Bühne feiern konnte) dem pariser Publikum mit einem Problem entgegentrat, das aus Ibsens Geist heraus geboren und trotz aller Verschiedenheit des Stoffes doch als Prototyp des neun Iahre später zu internationaler Berühmtheit gelangten Puppenheimes gelten darf, wandte die Masse sich empört weg. Die Stelle in der Vorrede zur „Ksvolts", in der Villiers sich mit seinen Kritikern auseinandersetzt, ist für das ganze Verhältniß seiner Kunst zu seiner Epoche im Besonderen und zur Menschheit im Allgemeinen so außerordentlich charakteristisch, daß sie hier ungekürzt folgen mag: „Iene Leute sind cs, die das Publikum beherrschen. Das muß ohne Bedauern zugegeben werden. So ist es stets gewesen, weil diese lächelnden Leute die einzigen dem .Gesunden Menschenverstand' sympathischen Apostel sind. Dieser würdige (so genannte) gesunde Menschenverstand, der in jedem Zeitalter seine Meinung gewechselt hat, der Spielball der Meinung eines Landes oder einer Mode ist, ‚die hohen Berge nicht liebt', der durch seinen Spott der Entwickelung der menschlichen Intelligenz stets Fesseln aufzuerlegen wußte und der doch stets nur darauf wartet, sich den Ruhm und die Früchte der fortschreitenden Entwickelung anzueignen! Er ist die Waffe Derer, die unfähig sind, eigene Gedanken zu haben. Er ist nichts Anderes als ein entwickelter Instinkt, der durch eine seltsame Krankheit irrgeführt wurde uud der nun den menschlichen Geist blind beleidigt, obwohl ex den Weg verfolgt, den dieser Geist ihm vorzeichnet und weist. Aber der menschliche Geist nimmt so wenig Notiz von den Sarkasmen des gesunden Menschenverstandes wie der Hirt von den Klagen der Heerde, die er an den ruhigen Ort des Todes oder des Schlafes führt. Mögen also die Apostel des gesunden Menschenverstandes fortfahren, uns zu kritisiren!"

Dieser gesunde Menschenverstand ist wirklich der Gegenpol des künstlerischen Schaffens unseres Dichters, Sein großer Roman „Tribulat Bonhomet", ist die geistreiche Verspottung dieses platten Rationalismus. Der superkluge Doktor, der sich selbst für „den innersten Gedanken des modernen Menschen" erklärt, wird durch ein höchst seltsames Erlebniß absurdum geführt. Die Frau des ihm befreundeten Arztes Cssar Lenoir hat sich eines Ehebruches schuldig ge-

macht. Lenoir stirbt; einige Monate nach seinem Tode erscheint er seiner Gattin in Gestalt eines australischen Kanibalen, der ihren Ge» liebten erwürgt. Bonhomet, der der sterbenden Frau die letzte Hilfe erweist, findet auf der Regenbogenhaut ihrer Pupillen das entsetzliche Bild mit aller Deutlichkeit fixirt. Diese dürftige Inhaltsangabe weckt die Vorstellung einer spiritistischen Durchschnittsnovelle; man muß Villiers selbst lesen, um einen Begriff von der dämonischen Kraft seines Stils, der glänzenden Ueberlegenheit seiner metaphysischen Deduktionen und seiner unheimlichen Fähigkeit in der Hervorzaube» rung gespenstischer Stimmungen zu empfangen. Der Dichter legt die Grundzüge seines philosophischen Glaubensbekenntnisses der unglücklichen Frau Lenoir in den Mund: eine durchaus dualistische Metaphysik beherrscht ihn und quält seine Seele mit schmerzhafter Süßigkeit. Eine geheimnißvolle Geisterwelt, die von dieser irdischen Atmosphäre durch unüberbrückbare Abgründe getrennt ist, thut sich auf: hinter den scheinbar realen Dingen und Phänomenen lauert ein entsetzliches und spukhaftes Etwas, dessen Anblick uns das Blut gerinnen und unser Haar sich sträuben läßt. Aber der Dichter kennt keine Furcht und kein Ermatten... Mit unaufhaltsamer und düsterer Leidenschaft dringt er vorwärts, seine kühne Hand zerreißt einen Vorhang nach dem anderen in dem schauerlichen Heiligthum der Er» kenntniß, er hat den verhängnißvollen Muth zu jeder Frage an die räthselhafte Sphinx, die schweigend vor ihm in ewiger Dämmerung liegt. Ihm ist, wie Baudelaire in der „Aort Sss ^,rtistss" andeutet:

„Rous ussrons notrs Kms sn Äs subtils «oruplots
M nous dsrnolirons maints lourös a,ririg,ture,
^.vant cls «oiNsmpIsr 1s, <zrs.nös Oiss,turs
Oont l'inksrrlÄl össir nous rsrnplit üs semZIots,"

Auch Villiers ringt mit den gewaltigsten Stoffen und Problemen, an die sich je ein Mensch gewagt hat, er erhebt sich mit dem Feuer eines Ikarus, um alle Himmel zu durchqueren uud den goldenen Kranz der Erkenntniß von den Sternen herabzureißen, aber endlich sinkt er mit gebrochenen Flügeln und verstörtem Herzen zu Boden. Ein titanischer Kampf wird vor uns ausgefochten: der Dichter sieht zu seinen Füßen eine in Haß und Qual umhergetriebene Welt, das Geschrei gemarterter, elender Geschöpfe, die einander zerfleischen und foltern, dringt zu ihm empor, tolle und groteske Fratzen irren in einem entfesselten Reigen an ihm vorbei, aber er sucht mit verzweifelter Leidenschaft eine letzte Hoffnung, eine letzte Liebe, eine letzte Güte hinter den Dingen, er baut eine blühende Welt seliger Träume und himmlischen Entzückens über >all dem nächtlichen Grauen auf, er spannt über die dunklen Leiden uud die angstvollen Zuckungen unseres hinfälligen, Geschlechtes einen leuchtenden Regenbogen. Doch plötzlich ist wieder Nacht, die Formen und Farben zerfließen und erbleichen und wir strecken in fürchterlicher Dunkelheit die Hände aus, während uns grinsende Gespenster auf allen Seiten umgeben.

Die Zukunft.
Nur den Größten unter den Großen ward vergönnt, aus den Erscheinungen, die vor Aller Augen liegen und zunächst durchaus nichts Furchtbares oder Uebernatürliches haben, das metaphysische Entsetzen langsam, langsam und unwiderstehlich hervorsteigen zu lassen. Einzelne Gedichte Poes, ein paar Novellen (vielleicht der „Schwarze Kater" und „Das verrätherische Herz"), einzelne Stellen aus den Erzählungen Hoffmanns wären hier zu nennen; außer ihnen noch die Werke der Droste, bei der sich das Gefühl des übernatürlichen Grauens mit bezwingender Gewalt ausprägt. Wir sind hier an den letzten Gründen der Dinge; das metaphysische Grauen bildet den Gegenpol zu dem verzückten, alle Individuationen aushebenden Schauen des Mystikers, es verhält sich zu diesem gewissermaßen wie die Schwarze zur Weißen Magie: der Mystiker dringt in die verborgensten Winkel alles Seins und Erlebens, um sich endlich mit Gott vereint zu finden, der Geisterseher erblickt an dieser letzten dunklen Grenze statt der beseligenden Einheit eine fürchterliche Zweiheit, einen grauenvollen Gegensatz zwischen den beiden Grundprinzipien der Existenz, zwischen Gott und dem Teufel; während er schon Gottes Nähe ahnt und fühlt, grinst ihm plötzlich eine verzerrte Teufelsfratze entgegen.
Dieses metaphysische Grauen haben wenige Geister tiefer und eindringlicher empfunden als Villiers. Während er uns die bunten Wege eines höchst bewegten und farbenprächtigen Lebens führt, taucht es plötzlich auf: zwischen die rauschenden Seidenroben und die flimmernden Lichter des „Letzten Festes" schiebt sich die finstere Gestalt des furchtbaren, bleichen Henkers; den jungen blühenden Herzog von Portland packt es mit unwiderstehlicher Gewalt, ein düsteres unheimliches Schicksal; über der Gestalt des Doktor Le Pommerais, der auf dem Schaffst erproben will, ob seine Gehirnnerven nach der Exekution noch zu funktioniren vermögen, liegt es wie ein blutiger Schleier; an den jungen Marineoffizier, der in der Hafenschänke das hübsche Kreolenmädchen im verschwiegenen Gemach liebkost und, von Wein und Liebe übermüdet, einen traumlosen Schlaf schläft, kriecht es heran in Gestalt der grausigen Pythonschlange. Und es ist überall, das Grauen, kein Schloß, kein Riegel sperrt es aus; es beherrscht die Welt und klingt wie ein verhaltener Unterton durch alle Stimmen des bunten und bewegten Lebens.
Aber das Genie von Villiers ist zu allumfassend, als daß man es nur von diesem Gesichtspunkt aus betrachten dürfte. Wenn wir das Metaphysische als eine bewegende Kraft seiner künstlerischen Persönlichkeit erkannten, so dürfen wir darüber nicht vergessen, daß das Physische, die dunkle und glänzende, heitere und traurige Fülle der rein natürlichen Erscheinungen, ihm eben so vertraut ist. Äie „Grausamen Geschichten" und die „Geschichten vom Ienseits" können in ihrer prachtvollen Lebendigkeit, ihrer gesättigten Kraft und überlegenen Heiterkeit nur mit Balzacs unsterblicher Komocdie verglichen wer-

den: während sich in ihr das Bild der Welt in unendlicher Fülle aufthut und eine Schaar von mehr als zweitausend Personen chaotisch an uns vorüberwirbelt, greift Villiers mit kühner Hand ins Leben, hebt einzelne Figuren aus dem Wirrwarr heraus und rückt sie in das Licht der Sonne: aber in jeder ist die ganze Summe unserer Existenz enthalten, jede stellt einen wundervollen Mikroskosmos dar, Geschicke, die, rein äußerlich gesehen, fast nichts bedeuten, werden uns zum Symbol alles menschlichen Seins und Bestrebens und alle geheimen Quellen und Brunnen rauschen vor unseren Ohren. Wenn ein Vergleich zwischen Balzac und Villiers gestattet ist, so darf man sagen: Balzacs Kunst gleicht einem gewaltigen Strom, der den Ozean sucht und auf dessen Fluthen wir Menschen rastlos und unaufhaltsam dahintreiben. Hier ist die höchste kosmische Fülle, die jemals erreicht wiarden ist: aus den sTiefen klingt es hervor, wie ein gewaltiges Brausen, wirre Schreie erfüllen die Luft und der Strom wälzt feine Wogen weiter, weiter. In Villiers' Kunst fehlt diese ungeheure Ein» heit, er ist, ähnlich wie Maupassant, dem Leben gegenüber mehr Eklektiker: seine Technik gleicht einem Scheinwerfer, der auf einzelne Stellen des grenzenlosen dunklen Blachfeldes dieser Welt seine Strahlen wirft, plötzlich, unwiderstehlich, mit schreckhafter Gewalt. Villiers ist, ganz wie Nietzsche, ein überzeugter und leidenschaftlicher Gegner der „modernen Ideen"; er haßt den „gesunden Menschenverstand", haßt den „Fortschritt", dieses verbrauchte Schlagwort aller,thörichten und schwachen Geister, haßt den dumpfen und sklavi» schen Nützlichkeitgeist, das Bildungphilisterthum und die sich bis an die letzten Probleme heranwagende Pseudowissenschaft mit der ganzen Inbrunst eines tiefen und metaphysisch gerichteten Geistes. So nehmen scha>fe Satiren einen breiten Raum in seinem Werk ein; Wissenschaft, Politik, Gesellschaftleben: er schont nichts; und so bieten seine unter metaphysischen Zeichen stehenden Novellen zugleich kulturgeschichtliche Skizzen von ganz besonderem Reiz. Auch das moderne Geschäftsleben, das den stillsten Winkel mit Lärm und Geschrei erfüllt, empfängt seine Abfertigung: in den Skizzen „Der Himmel als Reklameraum" und „Die Liebe zum Natürlichen." Ein tiefer und leidenschaftlicher Pessimismus spricht aus diesen Dichtungen; ein Ekel vor der lügnerischen Kultur, die uns verwirrt und verdirbt. Aber Villiers ist von der unkritischen Naturschwärmerei Rousseaus weit entfernt; Daphnis und Chloe sind bei ihm ein paar höchst spöttische junge Menschenkinder, die überall in der Natur die Entstellungen und Fälschungen der modernen Kultur bemerken und belächeln und die schließlich zu dem Entschluß kommen „der allgemeinen Bewegung zu folgen, zu leben wie die Anderen, sich also etwa ganz der Politik zu widmen, was viel einbringt." „Was gehört denn heute dazu," meint Chloe, „um die Majorität der Wähler für sich zu gewinnen und das Mandat eines Abgeordneten zu erreichen? Vor allen Dingen darf man kein gutes Buch geschrieben haben oder planen; dann darf man kein Talent 5»

haben, einerlei, zu welcher Kunst; man muß thun, als verachte man alle Schöpfungen der Intelligenz und darf nur in protegirendem Ton, mit zerstreutem, gleichgiltigen Lächeln von solchen Dingen reden. Man muß verstehen, selbst nach jeder Richtung hin den Eindruck einer gesunden Mittelmäßigkeit zu machen; man muß wohlgemuth mit den zweihundert Kollegen täglich die Zeit totzuschlagen wissen, entweder auf Kommando seine Stimme abgeben oder den Nachbar davon über» zeugen, daß man in einer Gesellschaft von traurigen Schwätzern sitzt, die mit sehr wenigen Ausnahmen eben so parteiisch wie bestechlich sind; abends kaut man dann an seinem Zahnstocher herum, läßt das Auge flüchtig über die Menge gleiten und murmelt: ‚Bah! Das wird sich schon machen lassen! Alles wird gemacht!'" Hält man hiermit noch die Geständnisse zusammen, die in den „Beiden Auguren" der Direktor der großen Zeitung dem vermeintlichen Literaturkandidaten macht und die in der esoterischen Weisheit gipfeln, daß man ein vollendeter Schafskopf sein müsse, um literarischen Erfolg zu haben, so wird uns völlig klar geworden sein, mit welcher Verachtung Villiers Politik, Zeitungwesen, Industrie, alle „modernen Errungenschaften" behandelt. Aber während dieser große Dichter die Oberfläche der Erde mit dem eisernen Besen seiner Satire reinfegt, dringt er tief in den ge- heimn ißvollen Grund aller Dinge ein; die großen Probleme der menschlichen Seele öffnen sich vor ihm und hier ist nichts Literatur, sondern Alles ist Leben. Das Leben selbst rauscht an uns vorbei und der Dichter wirft die goldenen Strahlen seiner reifen Kunst über alles Menschliche, allzu Menschliche: die erhabene Narrheit der Liebe, die bizarren Umkehrungen der natürlichen Instinkte, die Philosophie der großen Welt und der Courtisanen, das heimliche Leiden des ein- samen Künstlers, die groteske Wohlanständigkeit der kleinen Bour- geoisie, die Seligkeit der phantastischen Träume eines weltabge- schiedenen Sonderlings, das Leben und Treiben auf den Champs» Elysses, auf denen die verschiedenen Herrschaftsysteme Frankreichs in schneller Folge dahinrollen, während die Stimme des alten hilf« losen Mannes jahraus, jahrein in müder Eintönigkeit bittet: „Habt Mitleid mit einem armen Blinden!" Hier ist eine Fülle der Gesichte, die berauscht und betäubt, und zugleich ein äoeument Kuiusin von er- schütterndem Nachdruck. In einzelnen Erzählungen zittert die qual» volle Noth nach, die der Dichter selbst bis in die letzten Winkel hin» ein kennen gelernt hat; ich denke an den „Auserwählten der Träume," diese ergreifende Geschichte des armen Dichters, der von dem sterben» den Geizhals zum Erben seiner Schätze eingesetzt wird, weil er als Einziger die Träume des einsamen Mannes nachgefühlt hat. Dann die Töchter Miltons; ein erschütternder Weihgesang auf den einsam hungernden blinden Dichter, der, von den Seinen verspottet und ge» schmäht, sich aus der Tiefe seines Elends zu dem unsterblichen Hymnus auf das Licht emporringt. Ueber dieser knappen Skizze liegt die höchste Weihe unpathetischer Erhabenheit. Und das Leben, mit seiner öden,

trostlosen Monotonie, thut sich uns auf, in der ergreifenden Skizze ‚Zum Verwechseln ähnlich", in der die Paralelle zwischen dem Leichen» schauhaus und der Börse mit einer bis in die kleinsten Einzelheiten gehenden Treue durchgeführt wird. Die wörtliche Wiederholung der Ortsbeschreibung ist ein Virtuosenstück ersten Ranges und dabei von homerischer Einfalt. Diese knappe, nur wenige Seiten umfassende Skizze gehört zu den erschütterndsten Ausbrüchen der Verzweiflung und des Ekels, zu den stärksten Miniaturbildern des Lebens, die uns die Weltliteratur geschenkt hat.

Und nun erst das „wunderlichste Bnch der Bücher": Die Liebe! Sie glitzert und leuchtet in sprühenden Farben, sie wirft die dunkelsten Schatten über diese Blätter. Da ist die schauervoll geheime Geschichte der Liebenden, die auch im Tode Eins sind: die Gräfin Vera wird durch den Alles bezwingenden Glauben ihres Gatten aus dem Grab hervorgerufen und lebt mit ihm und schmiegt sich selig in seine Arme, bis der graue Tag diesem himmlichen Nachtzauber ein Ende macht. Da ist das Schicksal des Dichters, der, von seiner Geliebten verlassen, mit lächelnden Lippen in den Tod geht, nachdem er zuvor spöttisch und überlegen über di.e psychische Struktur des Künstlers auf erotischem Gebiet philosophirt hat: eine wundervolle Abfertigung des Gemeinplatzes von der Kälte und Empfindunglosigkeit des Künstlers. Und dann die seltsamen Cocotten-Raisonnements, die an graziöser Feinheit die Hetärengespräche Lukians weit hinter sich lassen: „Maryelle" und die „Pensionfreundinnen"; allerliebste Skizzen, hinter deren lässiger Anmuth sich der tiefste Sinn birgt. Besonders wirken die „Fräulein von BienfWtre", zwei sehr harmlose Geschöpfe, die ihr Gewerbe optima, kicls zur Ehre und zur Ernährung ihrer alten Eltern betreiben und einen Rückfall in die „Liebe" als eine Pflicht-Vergessenheit schlimmster Art empfinden. Aber plötzlich taucht dann die Liebe wieder auf und breitet in „Paul und Virginie", dieser bezaubernden Kinderidylle, ihre rosenfarbigen Flügel über uns. Aber auch die reizvolle Karikatur der Erotik fehlt nicht: die „Erlesene Liebe" ist eine entzückende Satire auf den fast- und kraftlosen Platonismus, womit überspannte Geister die lebendige Neigung zu fälschen geneigt sind; es gehört zu den lustigsten Skizzen der Weltliteratur, wie Friederike und Benedikt, statt in zärtlicher Umarmung, betend auf dem Balkon überrascht werden. Daran schließen sich psychopathische Studien: die „Unverstandene" (eine masochistische Weltdame) und „Sylvabel", die ungefähr der selben Gattung angehört; hier ist aber alles Pathologische mit so feiner Anmuth und graziöser Lässigkeit behandelt, daß keinen Augenblick lang uns die Atmosphäre der Klinik und des Krankenzimmers umdunstet.

Daneben fesseln dann wieder kleine reizvolle Anekdoten, wie der „Scharfsinn der Aspasia", die, um den Alkibiades unsterblich zu machen, seinem Hunde den Schwanz abschneidet, in der richtigen Erkenntniß, daß eine kleine Lächerlichkeit mehr Ruhm erwirken werde

so
Sie Zukunft.
als alle Großthaten und Heldenstücke der Geschichte. Dann das „Schönste Mittagessen"; hier übertrumpft ein Feinschmecker den anderen in dem Bestreben, das schönste Diner zu geben, ganz einfach dadurch, daß er das Gastmahl seines Rivalen unverändert wiederholt und für jeden Gast ein Zwanzigfrancsstück unter der Serviette hinzufügt. Unendliche Schwermuth geht von der kleinen Skizze „Kirchhofsblumen" aus: es sind die Blumen der Kirchhöfe, die von den Händlern geraubt und den jungen Mädchen zum Schmuck angeboten werden.
Man darf sich der deutschen Ausgabe freuen. Hier sind „ües livrss äivins, livrss rovsux", nach dem Gruhwort Verlaines. Er, der es wohl wissen mußte, hat Billiers zu den „postss insuäits" gerechnet, zu den unseligen Dichtern, die das Kainszeichen ihrer gewaltigen Kunst auf der Stirn tragen. Aber dem Fluch der Hölle fehlt der Segen des Himmels nicht: und Villiers selbst hat geahnt, das; ihm nach der qualvollen Enge einer gedrückten und verwirrten Existenz die geweihte Ruhe der seligen Geister beschieden sein werde.
Schlachtensee. Herbert Stegemann
^M annenluft und Blumenduft durchzogen das Pfarrhaus. Im Studirzimmer standen und lagen auf Schreibtisch, Bücherschrän» ken, Tischen, selbst auf der Erde, Blumensträuße von ländlicher Buntheit. Sie galten dem fünfundzwanzigjährigen Iubiläum, das der im ganzen Dorf beliebte Seelsorger heute gefeiert hatte.
Die Besucher und Gratulanten waren gegangen. Nur des Pfar» rers Reffe hatte gezögert. Nach längerem Schweigen und Brüten hob er jetzt endlich den Kopf mit einem Ausdruck der Entschlossenheit. „Ich muß Dir noch Etwas sagen, Onkel."
Der alte Pfarrer nickte und sah theilnehmend auf das erregte Gesicht des Studenten, der ihm gegenübersaß.
„Ich glaube, ich weiß schon, was Du mir anvertrauen willst: Du meinst, nicht Geistlicher werden zu können, gelt?"
„Ia. Woher weißt Du?"
„Ich merkte Dir an, daß Du mit einem schweren Entschluß kämpftest. Und was konnte Das sonst sein? Es fällt Dir doch schwer, nehme ich an."

Glaube.

Klaube.
S1
„Nicht eigentlich die That", erwiderte der junge Mann zögernd,
„ich habe sie lange überdacht. Doch Dir, dem Ueberzeugten, den
ich enttäuschen muß, mein Schwanken zu gesteheiv, fiel mir schwer."
„Ia, es ist Manches auch leichter gethan als gesagt", brummte
der Alte vor sich hin und begann, in dem kleinen Zimmer auf- und
abzugehen. „Was ist der Grund?" fragte er, nach einer Weile, vor
dem Iungen stehen bleibend.
„Ich habe den Glauben verloren."
„Also keine Weibergeschichten?"
„Nein."
‚Oast Du schon darüber nachgedacht, was Du werden willst?"
„Noch nicht. Ich fühle nur, daß ich ins Leben hinaus muß,
weiter lernen, forschen"
„Statt Anderen zu helfen, brauchst Du also ihre Hilfe. Und
was giebst Du ihnen dafür?"
„Das weiß ich noch nicht. Zuerst muß ich an mich selbst denken;
denn nur ein innerlich Befriedigter kann Etwas leisten."
„Da willst Du zuerst die Zufriedenheit nnd dann das Leisten?
Bequemer wärs freilich als umgekehrt: erst eine Leistung, die Einen
dann befriedigt."
„Du mißverstehst mich. Zur Arbeit muß ich aus mir selbst die
beste Kraft schöpfen. Wie könnte ich als Geistlicher taugen, wenn
mir der Glaube fehlt?"
„Das kommt nur auf Deine Stärke an. Sage mir nichts!" Un-
geduldig wehrte der Pfarrer dem erregt Auffahrenden die Rede. „Ich
kenne Deine Einwände. Hab' sie mir alle selber gemacht, ehe.. ."
Wieder ging er, mit sich kämpfend, auf und ab. „Höre, Leo," sagte
er dann, ohne den Neffen anzusehen, „Du sollst wissen, was Keiner
wissen durfte. Möglich, daß es Dir nützen kann: mir ists, in meiner
Iugend, wie Dir gegangen."
„Dir auch? Dann mußt Du mich ja verstehen. Aber Du hast
wieder zurückgefunden, bist im Glauben stark geworden."
„Wer sagt Dir Das?" unterbrach ihn der alte Mann ruhig.
Mußte ich denn Das verlassen und verschmähen und Andere zu lehren
aufgeben, was ich verlor und nicht mehr fand? Ich habe erkennen ge-
lernt, daß es etwas Großes, Herrliches ist um den Klauben. Daß ich
mehr Gutes thun und mehr Glück in meine kleine Welt bringen kann,
wenn ich ihn zu verbreiten suche, als mit aller Weisheit der Erde.
Und Das war der Glaube, der mich stark gemacht hat."
.„Onkel!" Empört, entsetzt starrte der junge Mann ihn an. „Wie
konntest Du? Dann war ja Dein ganzes Leben eine ... eine Sünde
gegen die heilige Wahrheit."
„Eine ‚Lüge°, hattest Du wohl sagen wollen? Frage meine Pfarr-
kinder; sie werden anders von meinem Leben sprechen. Die.Sünde ,
was man so darunter versteht, brauchte mich nicht mehr abzuschrecken.
Und was ist denn Deine .heilige Wahrheit'? Iedem nur Das, woran

er glaubt. Darum ist so ein .wahrer Heiliger' (wie Du mich heute nennen hörtest), der das Glauben lehrt, stets weiser und mächtiger als alle Anderen...
Siehst Du, damals, als es mir ging wie Dir (ich stand knapp vor der Priesterweihe), hatte ich Keinen, der für mich sorgte. Mußte mir über meine Zukunft klar werden, ehe ich den eingeschlagenen Weg verließ. Auf einem langen Spazirgang habe ich nochmals meine Lage überdacht. Meinem Gewissen nach hätte ich gar nicht schwanken dürfen; nicht? Hätte mir sagen müssen: Dir ist nur leere Form, was Dn hörst, siehst, nachsprichst und später lehren sollst, darum mußt du den Priesterberuf aufgeben. Aber was dann? Da stand die Roth. Mein Bruder, der Einzige, auf den ich rechnen konnte, hat, mühsam genug, seine Familie durchgebracht und für die Mutter gesorgt. Ich war immer Freischüler gewesen. Das Letzte, was der Pater noch für mich erreicht hatte, che er starb. Was sollte ich thun? Handwerker werden, Bauernknecht? Wäre schade um meinen Kopf gewesen, der mehr taugte als der Körper. Also: studiren und nebenbei meinen Lebensunterhalt erwerben. Die Zahl der Hungernden ver« mehren, statt, wie ich geträumt hatte, ein Gebender zu werden. Meine Neigungen und Talente habe ich bedacht. Da waren keine mich leitenden. Ganz wie bei Dir. Ein gutes Gedächtniß. Und reden konnte ich, daß meine Kameraden immer voll Verwunderung und Neid waren. Advokat werden: Das wäre gegangen. Wenn ich bis dahin nicht verhungerte. Unter Umständen heißt es auch da, Menschen, Thaten, Ueberzeugungen vertreten, die mich durchaus nicht überzeugen. Warum konnte ich denn nicht eben so Vertreter einer höheren Macht bleiben, die für mich nicht existirte?"
„Und einen Glauben heucheln, den Du nicht hattest? Nein, tausendmal lieber im Elend zu Grunde gehen!"
„Das sind die großen Worte, die doch nur zu kleinen Thaten führen. Lieber Iunge, Du wirst im Leben und Beruf noch oft genug Wahrheit und Aufrichtigkeit im Vorzimmer lassen; und Dein Gewissen wird es sogar billigen müssen. Die nackte Wahrheit kann gegen die Moral verstoßen, wie jede andere Nacktheit, der man Das nachgesagt. Welch ödes Iammerthal wäre die Erde ohne die Lüqe!
Auf dem Rückweg bin ich damals dann noch in eine Kirche eingetreten. Sie 'war leer und hat mir nichts gesagt. Gar nichts. Nach einer Weile ist eine alte Bäuerin gekommen. Kein stumpfsinniges Gesicht, wie ich es so oft treffen muß; ein unglückliches, verzweifeltes. Auch sonst hat sie verzweifelt ausgesehen. Vor einem Seitenaltar hat sie sich auf die Knie geworfen. Lange ist sie unbeweglich geblieben. Ich glaubte schon, sie sei eingeschlafen. Aber dann ist sie aufgestanden und ich sah wieder ihr Gesicht. Die Veränderung hat mir zu denken gegeben. In dem Augenblick hat die Alte nichts mehr von ihrem Elend gewußt. Sie war überhaupt nicht auf der für sie armsäligen Erde. Du weißt, wie ich sonst über Weltentrücktheit denke. .Stelle die

Klaube.
SS
Füße auf die Erde und bleibe ihr treu : ist mein Wort. Aber dieser Frau konnte man nicht besser helfen als dadurch, daß man ihr die Welt nahm. Und mancher jungen auch, sage ich heute.
Die Kirche ist wie ein Automat. Giebt nur Dem, der Etwas hineinbringt. Der nöthige Pfennig ist der Glaube. Ich hatte ihn nicht. Aber wenn ich Herr des Automaten wurde, dann konnte ich mit dafür sorgen, daß Iedem, der da kommt, reichlich das Seine wird. War Das nicht besserer Reichthum, ein schönerer Lebenszweck, als die Welt einem armen Mittelmaß-Studenten sonst zu bieten vermag? Mein Entschluß war fertig. Und ich habe ihn nicht nur meiner Noth gedankt. Das Weib, diese einzige Klippe, an der auch starker Mannes» wille leicht scheitert, hoffte ich, meiner Naturanlage nach, entbehren zu können. Und dann mußte ich schweigen lernen. Schweigen von mir selbst. So bin ich über mich, hinausgewachsen. ‚Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch die anderen Seelen/"
„Du hasts nie bereut? Oder hast Du den Glauben wenigstens wiederzufinden gehofft?"
„Nie und nein."
„Aber wie konnte Dich befriedigen, zu lehren, wovon Du nicht überzeugt bist?"
„Warum nicht? Es giebt keinen stärkeren Halt als die Religion, mit ihrer unkontrolirbaren Gerechtigkeit von Lohn und Strafe im Ienseits, kein echteres Glück als den Glauben. Die Ueberzeugung hatte ich und für die bin ich eingetreten. Das ist ja Eure Ähorheit, daß Ihr, was erworbenes Endziel sein sollte, die innere Befriedigung, im Voraus haben wollt. Den Weg dahin scheut Ihr. Den Glauben hat Keiner, daß man auch ein Ziel erreichen kann, das nichl vor Augen steht."
„Wenn Du den Menschen helfen wolltest, gab es doch noch andere Wege. Hat es Dich denn nicht gelockt, Wissen und Erkenntnis; im Volk zu verbreiten? Einengende Mauern niederzureißen?"
„Kindern Waffen in die Hand zu geben? Nein. Die‚einengenden Mauern' niederreißen? Und später wahrscheinlich entdecken, daß dadurch nur der Ausblick auf eine weite öde Fläche gewonnen wurde? Daß der Kopf zu unklar, das Auge zu trüb ist, um richtig in die Ferne sehen zu können? Während früher die Mauern ein kleines Besitzthum umschlossen hatten. Altes Gerümpel vielleicht. Dennoch ein Heim, das die Unzufriedenheit noch nicht zerrissen hatte. Persönlich hat mir Lernen und Lesen sogar mehr bedeutet, als Du Dir vorstellen kannst, der Du schon mit diesen Dingen aufgewachsen bist. Iedes Buch war ein stolz erobertes Neugebiet. Dennoch: versuche es nur einmal, mit allem Wissen, einem Sterbenden zu helfen, einen Schuldigen zu bessern, einem Verzweifelnden die Hoffnung aufzuthun, einem geistig Armen den Begriff von Schönheit und Erbauung zu geben. Einer verzweifelten Frau erklärte ich einmal, sie sei von Gott ausersehen, Anderen ein Beispiel gläubiger Ergebung

Die Zukunft,
zu werden, Ihr letzter Sohn war als Opfer seines Lebenswandels qe»
storben, ein anderer im Duell gefallen. Mann und Tochter ertranken
bei einer muthwilligen Segelfahrt. Alles kam, zur Läuterung ihrer
Seele, von .Gottes Hand', als Prüfung. Was hätte ihr die Auf-
klärung geholfen? Wie eine Krone hat sie ihr Leid getragen und
ist Vielen ein Beispiel gewesen. Alles wanket, wo der Glaube fehlt."
Der Iunge lächelte. Auch diese Freude an Citaten kennzeichnete
den nicht von Hause aus an Bildung Gewöhnten.
„Diesen .Glauben" muß doch erst Dein Wort, das aus gläubi«
gem Verstehen kommt, beseelen, wenn Du ihm genügen willst. Sonst
ist es, verzeih, Onkel, sonst ists Schauspielerthum."
„Und willst Du von Dem gering denken? Wenn von der Bühne
Dichterworte auf Dich wirken, wirst Du Den, der sie spricht, wohl nicht
einen Lügner nennen. Eher: einen Priester der Kunst. Und ist es
wirklich so, kann er Dich eben so an einen Schurken glauben lassen
wie an die edelsten Empfindungen, die seinem Inneren vielleicht ganz
fremd sind. Mein Leben hat ununterbrochen der selben Darstellung ge-
dient: ein Diener Gottes zu sein. Und ich bin stolz darauf. Ich konnte
die Wirkungen meines Wortes beobachten, habe in den Gesichtern
und Seelen der Menschen gelesen, zu denen ich sprach, und nur daran
gedacht, was sie brauchten und ersehnten. Ein Ueberlegender mit
starkem Wollen kann mehr Macht über die Gemüther bekommen
als Einer, der auch für seine Worte und Thaten immer die Billigung
eines Höheren sucht."
„Wie gefährlich kann solche Macht werden!"
„Ia. Wenn sie nicht in der rechten Weise gebraucht wird. Bei
einem Abtrünnigen, zum Beispiel, der niederreißt, was Andere auf-
bauten. Ich bin der Diener eines Herrn, der für mich ein bloßer
Name ist. Aber wenn er über uns wäre, müßte er zufriedener sein
mit mir, der ihn nur im Munde führt, als mit Vielen, die ihn im
Herzen tragen. Glaube mir, es gewährt einige Befriedigung, Denen,
die kommen, das Beste schenken zu können: Trost und Hoffnung. Und
selbst das Schönste zu gewinnen: Vertrauen.
Mein Lebensgeheimniß habe ich Dir entschleiert. Vielleicht stärkt
es Dich, auf Deinem Weg zu bleiben, ^ auch ohne Führer."
Der Iunge stöhnte. „Ich kann nicht. Nur das Bild, das ich
von Dir hatte, hast Du mir zerstört. Lebe wohl." ,
Der alte Pfarrer stand am Fenster, ließ seinen Blick dem Neffen
folgen und besann, wie seltsam es sei, daß der einzige Mensch, der
ihm nicht mehr vertraute, gerade Der sein mußte, dem er die Wahrheit
gesagt hatte.
Wien. Helene Migerka.

Balkanwirrniß.
SS
Balkanwirrniß.")
^!^V ie Koalition der Mächte hat uns auf dem Berliner Kongreg nicht
Sä« nur verhindert, eine wirkliche Entschädigung für die gebrachten
Opfer zu erhalten, sondern sie hat sogar noch den Plan der Kompen-
sationen für die slavischen Völker auf dem Balkan beschnitten, den sel-
ben Plan, mit dem die diplomatische Konferenz in Konstantinopel
1876, also vor dem Krieg, einverstanden war.
Das Bulgarien des Friedens von San Stefano, das vom Meer
bis ans Meer reichte, wurde in drei Stücke gespalten. Ein Theil wurde
ganz der Türkei zurückgegeben, der andere bildete ein autonomes Ge-
biet, das unter dem Namen Ostrumelien unter der Oberhoheit des
Sultane blieb, und nur der dritte Theil wurde als Fürstenthum Bul-
garien, freilich auch dem Sultan unterthan, anerkannt. Zwischen die
zwei Theile des einen serbischen Stammes, zwischen Serbien und
Montenegro, wurde der Sandschak Nowibazar als Keil geschoben und
Oesterreich das Recht gegeben, dort Garnisonen zu halten. Und das
selbe Oesterreich erhielt „zur Wiederherstellung des Gleichgewichts"
den Auftrag, zwei Provinzen zu besetzen: Bosnien und Herzegowina,
Noch mehr: Spizza ging an Oesterreich über; sowohl die See- als die
sanitäre Polizeiaufsicht in Antivari und längs der ganzen montenegri-
nischen Küste wurden Oesterreich-Ungarn überlassen; das unabhängige
Montenegro verpflichtete sich, das in Dalmatien geltende Seerecht ein-
zuführen, der montenegrinische Handel wurde dem Schutz der öster-
reichisch-ungarischen Konsuln unterstellt. Diese Mißachtung nationaler
Schicksale und Strömungen hatte die Wirkung, die man von ihr er-
wartet hat. Serbien fühlte sich im Norden von dem eisernen Ring
der österreichischen Besitzungen umklammert, die es von der See ab-
schnitten. In seinem politischen Bewußtsein schwoll das bittere Ge-
fühl an, einsam, von Rußland verlassen zu sein. Machtlos, gegen
Oesterreich anzukämpfen, gerieth es zeitweilig unter dessen wirthschaft-
lichen und politischen Einfluß. Der Möglichkeit beraubt, seine unvor-
theilhafte geographische Lage auf Kosten der von Oesterreich gewalt-
sam an sich gerissenen Territorien zu verbessern, wandte es sich, weil
es mußte, nach dem Süden hin, indem es den Blick über Altserbisn
in das Wardarthal und weiter nach Saloniki richtete. Hier stieß es
natürlich mit der bulgarischen Propaganda zusammen. Der Kampf
beider slavischen Völker war eine unvermeidliche Folge der Lage, die
unsere Diplomatie in Berlin nicht abzuwenden vermochte. Einer ihrer
ärgsten Fehler war das übermäßige Streben nach Befriedigung der
Eigenliebe: sie nahm Rumänien den Theil Bessarabiens, der uns bis

*) Ein paar Stückchen aus dem lesenswerthen Buch „Rußland
als Großmacht" (vom Fürsten Trubetzkoi), das eine wichtige Zeitspanne
russischer Geschichte umfaßt; die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart
giebt es heraus. Vergiß nicht, deutscher Leser, daß ein Russe es schrieb!

zum Pariser Frieden gehört hatte, und gab ihm dafür die Dovrudscha. Durch diesen Akt stießen wir von uns ein Land zurück, mit dem uns früher so viele von Rußland erwiesene Wohlthöfen verbanden und dessen Truppen noch soeben muthig in einer Reihe mit unseren gekämpft hatten. Für den Dreibund wurde ein neuer Verbündeter geschaffen, wir aber versperrten unseren Truppen den Zutritt in die europäische Türkei.

Der selbe Stempel der Unfähigkeit kennzeichnet die Aktionen der russischen Diplomatie auch nach dem Berliner Kongreß. Die „eigenwillige" Einverleibung Ostrumeliens in Bulgarien, die ja einen Theil des Friedenspaktes von San Stefano verwirklichte, rief unseren Protest hervor und führte zur Entfernung Alexanders von Battenberg aus Sofia. Die russischen Generale, die das junge Fürstenthum bevormundeten, erreichten, daß die soeben von uns befreiten Bulgaren darüber nachzudenken anfingen, wie sie sich von ihren Wohlthätern befreien könnten. Endlich vollzog sich der langjährige Bruch der Beziehungen zwischen Rußland und dem Fürstenthum.

England übernahm die Rolle Rußlands und begünstigte die Slaven. In diese Zeit fällt ein interessantes Schreiben des Englischen Botschafters in Petersburg, Sir Robert Morier, an seinen Kollegen in Konstantinopel, Sir William White; am siebenundzwanzigsten Dezember l8W schrieb Morier: „Die Thatsache ignoriren (wie es in England von jeder offiziellen und nichtoffiziellen Person, von jeder Zeitung und jedem Verein geschieht), daß die Bulgaren und die anderen Balkanvölker ihre Unabhängigkeit von der Türkei dem Blut und dem Geld Rußlands verdanken, ist der Gipfel der Ungerechtigkeit und von meinem Standpunkt aus zugleich auch dumm. Was kann daraus Gutes entstehen, daß man sich weigert, den Thatsachen ins Gesicht zu sehen? Vor dem Wort Panslavismus allein, wie manche Leute thun, in Hysterie zu gerathen, scheint mir der höchste Wahnsinn. Der Panslavismus ist eine Macht und kann, wie jede andere Macht, nützen oder schaden. Wird er im großen Kapf ums Dasein Stand halten? Oder wird er von dem Germanismus niedergedrückt werden? Fordert unser Interesse, daß er seine Kraft in Europa entfaltet oder daß er seine Kraft 'in Asien entwickelt? Das sind die Fragen, die mich interessiren und die ich mir zu beantworten suche; oder ich will mich wenigstens überzeugen, wie weit sie zu ergründen sind. Weil nur Sie mir richtigen Aufschluß gewähren können, möchte ich gern mit Ihnen darüber ausführlich sprechen. Mit Ihnen theile ich den Glauben: Für uns ist es sehr gut, daß die idiotischen russischen Bureaukraten, die auf dem Balkan das Blut von Hunderttausenden unschuldiger Bauern vergossen, in dem Volk, das sie mit diesem Blut befreiten, den bittersten Haß erzeugt haben. Wenn es Ihnen möglich ist, aus diesen Völkern eine Barriere zu machen, unabhängige Staaten zu schaffen, die den Kranken Mann in Konstantinopel vor dem Rasen der Stürme aus döm Norden schützen, so thun Sie es um Gottes

willen. Wenn sich diese Möglichkeit Ihnen in der natürlichen Entwickelung der Angelegenheiten von selbst ergiebt, wozu Sie als Vertreter einer der großen europäischen Signatarmächte und nicht als Vertreter britischer Sonderinteressen berufen sind. Nur betrachten Sie Dies nicht als das einzige Ziel Ihrer Politik. Gehen Sie nicht übereilt vor. Vergessen Sie nicht, daß schließlich die Hauptsache für uns Indien ist und daß wir niemals in europäischen Angelegenheiten versumpfen und dadurch die Handlungfreiheit in Asien verlieren dürfen. Mit anderen Worten: wir können endgiltig mit Rußland die Rechnung begleichen entweder durch einen Krieg von den allerungeheuerlichsten Dimensionen oder durch ein Abkommen, das Iedem giebt, was ihm gebührt."

Unsere Gesellschaft, die nicht richtig zu unterscheiden vermochte, wer an dem Fiasko der flavischen Illusionen schuld sei, nach dessen Enthüllung sich in Serbien die Schutzherrschaft Oesterreichs festsetzte und Bulgarien Rußland ignorirte, unsere Gesellschaft erkaltete allmählich vollkommen dem Schicksal der „undankbaren Staven" gegenüber. Die Gleichgiltigkeit gegen die äußere Politik entsprach der allgemeinen Reaktion und Apathie, die Rußland in den achtziger Iahren des vorigen Iahrhunderts ergriffen hatten. Nur in den Volksniederungen auf dem Balkan, wohin die Nachrichten über die diplomatische Kurpfuscherei nicht gedrungen waren, fuhr man fort, alle Unbill den Türken oder den Schwaben zuzuschreiben, und das Bild Rußlands strahlte fleckenlos nach wie vor. Diesen Zauber förderte die uneigennützige und edle Arbeit der russischen Konsuln, bei denen auch weiterhin die Bedrängten und Beleidigten Hilfe und Schutz fanden. Und unser komplizirter diplomatischer Apparat im nahen Osten, der auf einen ganz anderen Schwung und auf andere Arbeit berechnet war, gehorchte dem Gesetz der Trägheit: er produzirte viel Papier und führte selten eine That herbei. Aus diesem Grund übte die Erinnerung an unsere Traditionen und Interessen im nahen Osten, als unter der Regirung Alexanders des Dritten die Idee vom Bau der sibirischen Eisenbahn entstanden war, gar keinen Einfluß auf diese Pläne, deren Verwirklichung eine Ablenkung unserer Kräfte von Europa nach Asien für lange Iahre erforderte.

Der Entschluß der russischen Regirung, die Verbindung vonEuro-Päifch-Rußland mit der Küste des Stillen Ozeans zu Ende zu führen, und insbesondere unser aktives Hervortreten in der RolleeinesSchiedsrichters zwischen Iapan und China im Iahr 1895 stellte dem damaligen Minister der äußeren Angelegenheiten, dem Fürsten Lobanow-Rostowskij, die Aufgabe, sich für die nächsten Iahre vor allen Zufälligkeiten in unserer europäischen Front, besonders also im nahen Osten, zu sichern. Von seinem Aufenthalt auf dem Botschafterposten in Wien brachte Fürst Lobanow den Eindruck mit, daß, die innere Lage der Habsburgermonarchie ihr den selben Wunsch eingab: die nahöstliche Frage fürs Erste „einfrieren" zu lassen und sich vor allen Ueber-

raschungen auf dem Balkan zu sichern. So entstand das austro»russi»sche Uebereinkommen vom Iahr 1897, das man sowohl in Wien als in Petersburg als eine Versicherung vor gegenseitigen Umtrieben betrachtete, als protocols äs ässintörssssiusiit, wie es der frühere Minister des Aeußeren bezeichnet hat. Die Aufgabe wurde jedoch durch die Erregung der Christen gegen die Uebergriffe der türkischen Gewalt und durch die Propaganda der Balkanstaaten, die diese Erregung wach erhielten, erschwert. Weil sie im Osmanischen Reich Symptome der Zersetzung und des Verfalls sahen, bemühten sie sich um die Wette, ihre Rechte auf die Erbschaft des Kranken Mannes zu befestigen, wobei sie kein Mittel verschmähten und in gleichem Maße das Kreuz, das Buch und den Dolch im Kampf gegen einander benutzten.
Zum Zweck der Beruhigung und zugleich der Erhaltung des Prinzips der territorialen Unantastbarkeit der Türkei und der Hoheitrechte des Sultans unternahmen Rußland und Oesterreich ein großes Reformwerk in Makedonien, dem sich zum Theil auch die anderen Mächte anschlossen. Die unmittelbare Aufgabe, die sie bewältigen wollten, die Besserung der Lage der christlichen Bevölkerung Makedoniens und die Beruhigung der Provinz, wurde durch die Abhängigkeit der örtlichen Verwaltung und des Gerichts von der Pforte und dem Sultan, aber auch durch die unaufhörlichen Kämpfe der Banden erschwert, denen die Türken gleichgiltig zusahen, die sie sogar manchmal schürten, weil sie in dieser gegenseitigen Ausrottung der kämpfenden Nationalitäten einen gewissen Vortheil erblickten.
Noch schwerer als in Makedonien konnte man das Uebereinkommen in den Walkanstaaten durchführen, wo der traditionelle Gegensatz in den Anschauungen und in den Zielen der russischen und der österreichischen Politik noch schärfer hervortrat. Dieser Gegensatzäußerte sich mit besonderer Kraft in Serbien nach der Thronbesteigung der Karageorgewitsch im Iahr 1903. Die Offentliche Meinung war von einer Reaktion gegen Alles erfaßt, was unter den Obrenowitsch geschehen war, insbesondere gegen den österreichischen Einfluß. Den hatte König Milan verbreitert, seit er 1882 einen Geheimvertrag mit Wien abgeschlossen hatte. Als unser Krieg im fernen Osten aufloderte und die Nachrichten über die russischen Niederlagen einander folgten, erschrak man in Belgrad und Sofia vor der Rückwirkung, die diese Ereignisse auf dem Balkan haben könnten. Das austro-russische Uebereinkommen war bei den Slaven niemals populär, aber sie erblickten immerhin in ihm eine gewisse Garantie gegen die Machenschaften Oesterreichs. Nach der Schwächung Rußlands entstand die Furcht, daß dieses Uebereinkommen seine Kraft einbüßen werde; deshalb blitzte endlich in Belgrad lund Sofia das Bewußtsein der Nothwendigkeit auf, den brudermörderischen Kampf einzustellen und sich einander zu nähern, um aus der Einigung Kraft zu schöpfen. Das Ergebniß dieser Erkenntniß waren die Unterhandlungen über eine serbisch-bulgarische Zollunion, Leider wurde im letzten Augenblick mehr politisirt als ver-

nünftige Politik getrieben; und die vorzeitige Veröffentlichung des Ergebnisses der Unterhandlungen verhinderte den günstigen Abschluß, Oesterreich protestirte energisch gegen den Plan, durch dessen Ausführung es gehindert worden wäre, die Slaven noch länger gegen einander zu hetzen. Die Beziehungen zwischen Wien und Belgrad verschlechterten sich und bald kam es zum Zollkrieg. Für die Serben war dieser Umstand, trotz den zeitweilig erheblichen Verlusten, die sie zu tragen hatten, der erste Antrieb zur Erweckung des nationalen Gefühls und der produktiven Kraft. '. :. , ^ . .

. .!.! Die Blicke der Leiter der belgrader Politik richteten sich natürlich, Unterstützung und Sympathie suchend, nach Petersburg; aber nicht von dort aus erfolgte der Schlag, der den ersten, aber verhängnißvollen Riß im austro-russischen Abkommen bewirkte. Die Behaup tung des Fürsten Bismarck, daß die internationalen Bündnisse und Verpflichtungen nur unter dem Vorbehalt „rebus «i« stantibus" gelten, erhielt am Beispiel dieses Abkommens eine glänzende Bestätigung. Die Bedingungen, nnter denen es 1897 abgeschlossen wurde, hatten sich schon im Iahr 1908 erheblich verändert. Oesterreich hatte soeben das Abkommen mit Ungarn für zehn Iahre geschlossen. Der neue Minister des Aeußeren, Baron Aehrenthal, wollte die Eintracht zwischen beiden Hälften der Monarchie durch die Rückkehr zur aktiven äußeren Politik, öie sich als das beste Reizmittel des austro-ungarischen Patriotismus empfahl, noch mehr befestigen. Wenn man dazu noch den rein persönlichen Beweggrund, „einen kleinen Parlamentserfolg zu erlangen", fügt, so wird uns sein Auftreten in den Delegationen verständlich; er kündet den Bau einer Eisenbahn an, die von der bosnischen Grenze über den Sandschak Nowibazar bis Mitrowitza führen sollte. Eigentlich hatte dieses Projekt eine mehr symbolische als real« Bedeutung. Es erinnerte Oesterreich-Ungarn an den traditionellen Drang nach der Küste des Aegaeischen Meeres (Saloniki); aber die geplante schmalspurige Bahn, die beträchtliche Bergeshöhen durchschneiden mußte, konnte an und für sich kaum eine ernste praktische Bedeutung in wirtschaftlicher oder in militärischer Beziehung haben. Thatsächlich blieb der alte Weg über Belgrad und Nisch die kürzeste Verbindung zwischen Wien, Budapest und den makedonischen Mittelpunkten. Man konnte nur durch eine künstliche Kombination der Tarife den Waaren eine andere Richtung geben, aber man durfte dabei nicht die gefährliche Konkurrenz der südlichen Wege aus dem Auge verlieren. Auch konnte Oesterreich im Fall eines Krieges seine Truppen kaum nach der Türkei hinüberwerfen, ohne sich eine Verbindung mit seiner Basis über Serbien zu sichern. Also führte in Friedens- wie in Kriegszeit der Hauptweg nach Saloniki für Oesterreich über Belgrad und nicht Äber Mitrowitza.

Der Lärm, den das Auftreten des Herrn von Aehrenthal bewirkte, hatte ein Ergebniß, das sein Urheber wohl nicht erwartet hatte: er weckte den eingeschlafencn Trieb zur allgemeinen Slaveneinigung,



file:///D|/0515/ocr%2080er/dz%20086_107.html[17.07.2014 17:08:31]

Scheidemandel.

on der Aktiengesellschaft für chemische Produkte vormals L.Schei» demandel in Berlin wird schon seit Iahren gesprochen. Nicht, weil wichtige Börsenereignisse auf sie hinwiesen (die Aktie wird nur in München amtlich gehandelt und hat kein großes Publikum gefunden), sondern, weil die Gesellschaft den amerikanischen Trustgedanken besser als irgendein anderes deutsches Unternehmen verkörpert. Aus einer Fabrik in Landshut entwickelte sich der deutsche Leimtrust, der ein die Welt umspannendes Monopol erworben hat. Der Gedanke war furchtbar, wurde aber durch die Schwierigkeiten der Struktur gehemmt. Eine Monopolisirung ist auf dem Knochenmarkt nicht denkbar. Die Eigenart des Produktes und seines Handels läßt konkurrenzlose Beherrschung des Einkaufs nicht zu. Weil die Unternehmer sich darüber täuschten, mußte das System scheitern. Scheidemandel hat in den letzten Iahren hohe Dividenden (dreimal je 15 Prozent) vertheilt; in den siebenzehn Iahren niemals weniger als 5 und im Durchschnitt fast llProzent. Das letzte Arbeitjahr blieb dividendenlos; brachte nur das für Abschreibungen Nöthige. Zwingt solcher Sturz nicht zu der Annahme, daß die Finanztaktik der Gesellschaft schon lange falsch war?

In Landshut hatte sie ein solides und ruhiges Dasein geführt. Ein gut ausgebautes Unternehmen, das sein Kapital anständig verzinste. Fünfmal wurden je 18 Prozent vertheilt. Dann fing die neue Aera an: Berlin. Der Schwerpunkt des Geschäftes glitt nach Norddeutschland. Um den Hauptsitz gruppirten sich, außer den landshuter Stammbetrieben, fünfzehn Fabriken. Das neue Kapitel begann 1905, Mit einem Dividendenrückgang auf sieben und fünf Prozent. Damals wurde zuerst der Name des Mannes genannt, der auf die Entwickelung des Unternehmens den größten Einfluß gewann: Alois Löw. Ihm gehörten drei Chemische Fabriken (Lüneburg, Ohlau, Berlin-Heiligensee), die 1904 von Scheidemandel übernommen wurden. Löw bekam einen großen Posten Aktien und dadurch im Concern eine starke Stellung. Er stellte seine Energie und sein Geld zur Verfügung und die Verluste des Unternehmens haben ihn und die übrigen Großaktionäre hart betroffen. Aber es handelt sich nicht nur um Privatschmerzen, Daß die einst auf 300 Prozent bewerthetete Aktie jüngst zu 90 Prozent uotirt wurde, daß ein von der Börse auf 30 Millionen geschätztes Kapital plötzlich nur noch 10 Millionen werth war, ist nicht so wichtig wie der Mißerfolg eines geschäftlichen Systems. Ein Aktienunternehmen muß mit der Offentlichkeit rechnen, selbst wenn der größte Theil der Aktien Leuten gehört, die der Gesellschaft nah stehen. Als die Aktie stürzte, war Niemand da, sie aufzuhalten. Auch hat die Gesellschaft Obligationen ausgegeben, die in Berlin notirt und gehandelt werden: 3,20 Millionen fünfprozentiger Schuldverschreibungen; 1909 von der Dresdener Bank zu 102 herausgebracht. Wie viele von diesen Stücken dem Emissionhaus geblieben sind, weiß man nicht. Aber sie sind natürlich auch ins Publikum gekommen; wieder ein Grund zu öffentlicher Betrachtung.

Der Kurs der Obligationen, der im Vorjahr zwischen 104 und 100 schwankte, sank in der Zeit des Aktiensturzes ziemlich schnell auf 92. Die Dresdener Bank hat offenbar nicht viel gethan, um das zum Verkauf angebotene Material aufzunehmen. Oder sie kaufte nur zu den niedrigsten Preisen zurück. Außerdem hat Scheidemandel eine Bank» schuld von acht Millionen. Kreditgeber waren: Dresdener Bank, Allgemeine Verkehrsbank in Wien, Oesterreichische Länderbank und die wiener Bankfirma Gebrüder S. L M. Reitzes. Dieses Haus gehört zu den reichsten Geldmächten Oesterreichs und man sah in seiner Zugehörigkeit zum Scheidemandelconcern dessen festeste Stütze. Reitzes hatte aber schon ein Optionrecht auf drei Millionen Mark neuer Aktien, deren Ausgabe im März 1913 beschlossen war, nicht ausgeübt. Damals glaubte man noch an das Glück des Knochenleims; denn die Iungen Aktien sollten nicht unter 220 Prozent begeben werden. (Vorher waren, im November 1911, drei Millionen Mark zu 250 Prozent emittirt worden; und seit 1908 brachte jedes Iahr eine Kapitalserhöhung.) Man brauchte neue Betriebsmittel und wollte einen Theil der Bankenschuld tilgen. Aber die Transaktion unterblieb; und Reitzes kündigte Scheidemandel den Kredit. Sah er das Unheil schon nahen? Die Gesellschaft hat erklärt, daß ihr Fabrikationgeschäft gesund sei und gut arbeite. Der Minderertrag des letzten Iahres sei durch die verschlechterte Konjunktur, die hohen Preise des Rohmaterials, die drückende Zinsenlast bewirkt worden. Aber es kommt nicht auf die Details des Geschäftes, sondern auf die Lösung des Finanzproblems an. Wird es gelingen, die schwere Rüstung weiterzutragen? Ein Riesenapparat kann nichts ausrichten, wenn ihm das Geld fehlt. Seit dem Iahr 1909 hat sich Scheidemandels Machtbereich um rund 50 Gesellschaften und Fabriken erweitert. Von diesen Unternehmen sind einzelne in Liquidation gekommen, andere abgetrennt worden. Aber die Verschachtelung wurde dadurch nur um ein paar Nebenfächer verringert. Die Freunde sagen, die Gesellschaft sei gezwungen worden, Fabriken anzukaufen, um die Führung in ihrer Industrie, in der Knochenverwerthung, zu behalten. Dann haben die Herren die Folgen ihres Handelns eben nicht klar erkannt; und deshalb werden sie mit Recht getadelt. Di« Scheidemandelgruppe glaubte, die besten Verfahren für Leimgewinnung zu besitzen <die Ungläubigen warnten, auf den „Wunderleim" zu gehen), und erstrebte ein Monopol. Sie gründete die Rohprodukten-Handelsgesellschaft m. b. H,, die in Berlin die Knochenlieferung für die Fabriken des Leimtrust centralisiren sollte. Daß es trotzdem nicht gelang, den Preis des Rohmaterials auf ausreichende Höhe zu bringen, ist ein Beweis für die Fehler in der Konstruktion. Der starke Concern konnte die Preisbewegung nicht so ordnen, wie ers, im Interesse seiner eigenen Fabrikation, wünschen mußte. Und dabei sollte das Trustprogramm nichl nur Leim, Knochenfett und Knochendünger, sondern auch den Rohhäutehandel, die Beinwaren- und Gelatineindustrie umfassen. Daß es ein Fehler war, nicht zunächst den Aktien einen breiten Markt zu sichern, ist schließlich erkannt worden, Scheidemandel blies

auf die paar Hauptaktionäre und auf die Banken angewiesen; aus den großen Strombetten des Geldes floß ihm nichts zu. Um sich von den Lasten der Finanzirung zu befreien, gründete man im Iuni 1912 eine Trustgesellschaft und KoIäinlZ «ompänz': die Looists ^uxilisirs äs I'Inäustrie OKimiqus in Antwerpen. Von dem 12 Millionen Francs betragenden Aktienkapital übernahm Scheidemandel die Hälfte. Mitgründer waren: Reitzes; Seligmann Freies L Cie. in Paris; die Oompägnis Oommereiäls ?run?siL>.' in Paris; die Lsnqus Ss Reports, äs ?onäs ?ublios st äs Depots in Antwerpen. Zweck: Betheiligung an Unternehmungen der Chemi» schen Industrie in Europa und Uebersee; Erwerb und Ausbeutung der Patente und Verfahren Sche'demandels. Die Entlastung auf dem Betheiligungskonto war nicht beträchtlich. Am dreißigsten September 1912 war es noch mit 16,50 Millionen (bei 11 Millionen Aktienkapital) ausgewiesen. Ueber den Ertrag der Betheiligungen hat man schon im letzten Geschäftsbericht nichts mehr erfahren. Das gab Gewinne aus „Fabrikation und Betheiligungen" in einer Summe an; und in der Generalversammlung wurde, der Konkurrenz wegen, die Auskunft verweigert. Bis Mai 1913 war Herr Friedrich Müller Generaldirektor; dann hieß es, daß er „in Folge freundschaftlichen Uebereinkommens im Lauf des Iahres aus seiner Stellung scheiden werde, um als Ordentliches Mitglied in den Vorstand der Auergesellschaft einzutreten"; in den Aufsichtrathsstellen des Scheidemandelconcern werde er bleiben, Herr Müller hatte die Taktik der Gesellschaft stets mit besonderem Eifer vertheidigt; ob sie noch jetzt für richtig gehalten wird?

Die Entscheidung muß von Wien kommen. In der Bilanz ist, nach der Bankschuld, der Hauptfaktor: das Aktienkapital der Gesellschaft für Chemische Industrie in Wien. Diese Gesellschaft sollte mit Scheidemandel verschmolzen werden; da die österreichische Regirung diese Fusion nicht wollte, begnügte man sich mit einem Aktienaustausch, der von 14 Millionen Kronen 13,78 in den Besitz der Berliner brachte. Diese Betheiligung steht bei Scheidemandel mit etwa 3 Millionen Mark zu Buch. Eine Dividende hat das österreichische Unternehmen noch nie gegeben; es hat sogar einen Verlustvortrag von V0000Kronen zu tilgen. Neben der Länderbank ist eine „Erzherzogliche Vermögensverwaltung" an dem Schicksal der Gesellschaften interessirt. An die Ausgabe neuer Aktien oder Obligationen ist einstweilen nicht zu denken. Die Gesellschaft muß ihre Lebensmöglichkeit erst wieder glaubhaft machen, ehe sie Emissionen wagen kann. Die schönen Tage hoher Dividenden und hohen Agios sind vorüber. Bewiesen ist aber, daß die Finanzpolitik solcher Gesellschaften die Weite des Börsenmarktes zum Leben braucht. Nun müßte zunächst die Bankschuld getilgt werden. Daran scheint die Gesellschaft zu denken. Sie hat schon zwei Fabriken (Neukranz und Heiligensee) verkauft. Eine „Mobilisirung" dieser Art ist mit dem Trustprogramm unvereinbar. Scheidemandel konzentrirt sich rückwärts. Und die Moral der Geschichte ist: Den Kredit beim Publikum, der Emissionen ermöglicht, kann kein Bankenkredit ersetzen.

L a d o n.

Herausgeber und verantwortlich« Redakteur: Maximilian ßarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pag « Garleb G m b, S. in Berlin.

Berlin, den 24 Januar 1S14.

Preußenspiegel.

j^KWuß ein vom Volk Abgeordneter mit dem schrillen Ausgeklingel preußischer Ueberlegenheit jeden anderen deutschen Stamm bis ins Blut hinein kränken? Vor acht Tagen wurde hier die Frage ge» stellt; ein Fibelknabe brauchte die Antwort nicht schuldig zu bleiben. Dennoch ist seitdem das Geklingel noch schriller, der Widerhall drum noch unholder geworden. Irgendeine erlangbare Thorheit nicht bis ins dünnste Fäserchen auszunützen, scheint unseren instinktlosen Politikmächlern nachgerade unmöglich geworden zu sein. Die unkluge, unwahrhaftige Behandlung des elsässischen Spektakels hat zwischen Heer und Nation zum ersten'Mal wieder die gefährliche Kluft aufgerissen, die seit fünfzig Iahren, seit Bismarck die um Sobbe und Putzki heulende Wuth zum Schweigen brachte, für Aeonen geschlossen schien. Nun ouch noch Zank über die Leistung, den Muth, die Kulturzeugerkraft der einzelnen Stämme? Das alt« Preußen steigt nicht aus der Gruft; ist weder aus Rednerbombast noch aus cadiner Kacheln nachzukünsteln. Wer ihm Liebe werben will, kann heute, leider, nur die Toten zum Zeugnis; aufrufen. Doch lasset Euch, Neupreußen, nicht vom Ekel die Kehle würgen. Schauet aus Wintersnacht auf ein paar Spiegelun» Hen des Preußenwesens, das in heroischem Aufschwung noch nüchtern bleibt und, wenn es die Werthsumme vaterländischer Macht zu höhen trachtet, nie den eigener Tüchtigkeit ziemenden Nutzen vergißt.

I.

Die wahrhaft monarchische Regirung ist die schlimmste oder die beste von allen, je nachdem sie geführt wird. Wir wissen aus der Geschichte, daß die Bürger Einem ihresgleichen nur um der Dienste willen, die sie von ihm erwarteten, den Vorrang einge-

räumt haben; diese Dienste sind: die Ausrechterhaltung der Ge-

is

setze, der strenge Schutz der Gerechtsamen und der Justiz, de? äußerste Widerstand gegen die Verderbnis; der Sitten, die Verteidigung des Staates gegen seine Feinde. Der Souverain muß die Bestellung des Bodens im Auge behalten; er muß dafür sorgen, daß die Gesellschaft Aeberflusz an Lebensmitteln hat, muß, Industrie und Handel fördern; er ist wie ein Posten, der über Oie Nächsten, die in seiner Obhut sind, und über das Verhalten der Feinde des Staates wachen muß und der nicht abgelöst wird. Es wird exfordert, daß seine Boraussicht und seine Klugheit zur rech« ten Zeit Bündnisse schließt und solche zu Verbündeten wählt, die den Interessen der Gesellschaft, die er leitet, jeweils am Besten dienen. Man ersieht aus dieser kurzen Zusammenfassung, welche Fülle von Kenntnissen jeder dieser Punkte für sich fordert. Dazu muß eine tiefgehende Kenntniß der örtlichen Beschaffenheit des Landes, das der Souverain lenken soll, kommen und er muß sich gut auf den Geist des Volkes verstehen; denn wenn der Herrscher durch Unwissenheit sündigt, macht er sich eben so schuldig wie durch Sünden, die er etwa aus Bösartigkeit beginge: die einen sind Fehler der Trägheit, die anderen die Laster des Herzens; aber der Schade, der sich ergiebt, ist für die Gesellschaft der selbe. Die Fürsten, die Könige sind also nicht mit der höchsten Gewalt bekleidet, um sich ungestraft der Ausschweifung und dem Luxus hinzugeben; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Hochmuth in äußerlichem Glanz einherstolzirt und die Einfachheit der Sitten- die Armuth. das Elend mit ihrer Ueberhebung kränkt; sie stehen nicht an der Spitze des Staates, damit sie sich um ihre Person einen Haufen Nichtsthuer halten, deren Müßiggang und Nichtsnutzigkeit die Quelle aller Laster ist. Damit ein König seine Pflichten nie vernachlässigt, soll er sich oft ins Gedächtnis; rufen, daß er ein Mensch, ist wie der geringste seiner Anterthanen; wenn er der oberste Richter, der höchste Kriegsherr, der erste Finanzmann, der Premierminister der Gesellschaft ist, so ist er es nicht dazu, daß er großartig auftritt, sondern, damit er seine Pflichten erfüllt. Er ist nur der erste Diener des Staates und ist verpflichtet, rechtlich, klug und gänzlich uneigennützig zu handeln, wie wenn er in jedem Augenblick seinen Bürgern von seinem Regiment Rechenschaft geben müßte. Daher macht er sich schuldig, wenn er das Geld des Volkes, den Ertrag der Steuern für Luxus, für Prunk, für Schlemmereien vergeudet,, während er über die guten Sitten, die die Bewahrer' der Gesetze sind, wachen soll, während er die Bildung des Volkes erhöhen und nicht durch schlechtes Beispiel verderben soll. Die Erhaltung der guten Sitten in ihrer Reinheit ist eine der wichtig-

ften Aufgaben; der Herrscher kann viel dazu beitragen, wenn er die Bürger, die tugendhaft gehandelt haben, auszeichnet und belohnt, und denen, die so verderbt sind, daß sie über ihre Zuchtlosigkeit nicht mehr erröthen, Verachtung bezeigt. Der Fürst soll jede unehrenhafte Handlung deutlich mißbilligen und denen, die unverbesserlich sind, jede Auszeichnung verweigern. Es giebt eine weitere wichtige Sache, die man nicht aus dem Auge verlieren soll und die, wenn sie vernachlässigt würde, den guten Sitten einen Schaden thäte, der nicht wieder gut zu machen ist: wenn nämlich der Fürst Personen, die kein Verdienst haben, aber großen Reichthum besitzen, zu sehr auszeichnet. Diese an falschem Platz verschwendeten Ehren bestärken die Oeffentlichkeit in dem herkömmlichen Vorurtheil, es genüge, reich zu sein, um geachtet zu werden. Nun werfen der Eigennutz und die Habgier den Zügel ab, der sie zurückhielt; Jeder will Reichthum häufen; man benutzt die schändlichsten Wege, um zu ihm zu kommen; die Perderbniß greift um sich, sie faßt Wurzel, sie wird allgemein; die Begabten, die Tugendhaften werden verachtet und das Publikum ehrt nur noch diese Bastarde des Midas, deren große Ausgaben und Prunksucht es blenden. Am zu verhindern, daß die Sitten der Nation bis zu diesem furchtbaren .Uebermaß verderbt werden, soll der Fürst unablässig darauf achten, nur das persönliche Perdienst auszuzeichnen und dem Reichthum ohne Sitten und ohne Tugenden nur Verachtung zu zeigen. Im Nebrigen soll der Herrscher, da er recht eigentlich der Familienvorstand der Bürger, der Vater seines Volkes ist, bei allen Gelegenheiten die letzte Zuflucht der Anglücklichen sein, soll an den Waisen Vaterstelle vertreten, den Witwen beistehen, soll für den letzten Anglücklichen wie für den ersten Höfling ein Herz haben und soll Freigiebigkeit gegen Die üben, die jeder Hilfe beraubt sind und denen nur durch seine Wohlthaten geholfen werden kann. (König Fritz von Preußen.)

II.

„In dem Zeitpunkt, in welchem das Schicksal sowie die Zukunft einer ganzen Familie entschieden werden soll, ist es, glaube ich, erlaubt, einen Augenblick aus den Schranken einer allzu ängstlichen Bescheidenheit und Selbstverleugnung herauszutreten und Rechte geltend zu machen, die zum Theil unbeachtet geblieben, zum Theil durch das große Drängen von Begebenheiten in Vergessenheit gekommen sind. Eure Fürstliche Durchlaucht erlauben mir daher gütigst, Ihnen hier einige Gegenstände vorzulegen, die, wie ich, ohne zu sehr Egoist zu sein, glaube, einige Beachtung! verdienen.

Seine Majestät der König haben die Gnade gehabt, in dem Kabinetsschreiben vom dritten Juni, durch welches ich zum Grafen von Wartenburg erhoben wurde, die Dotation einiger Güter zu verheißen. Diese Dotationen werden jetzt bestimmt, und wie ich vernommen, sind gleiche Quanta für die fünf Generale, so sie erhalten sollen, ausgesetzt worden. Ich verkenne nicht, daß es schon eine große Begünstigung des Schicksals ist, unter der Zahl derjenigen Diener des Königs zu sein, die öffentlich genannt und belohnt werden. Bei einer öffentlichen Anerkennung und Belohnung entsteht aber natürlich jedesmal die Frage: Warum? And der Maßstab der Belohnung entscheidet hier ganz allein, über das Allgemeine und über das Besondere.

Die Eigenliebe, die allen Menschen eigen ist, verleitet oft zu ungerechten Prätensionen. Ich glaube daher, diese Klippe zu vermeiden, wenn ich nichts als aktenmäßige Wahrheiten sprechen lasse. Ich übergehe die Epoche des unglücklichen Krieges vom Jahr 1806. Während Erbärmlichkeit, Kapitulations, Stumpfsinn, Unwissenheit und kleinmüthiges Stillschweigen in entscheidenden Momenten allgemein war, schlug sich ein kleines Corps unter meinem Befehl heldenmüthig bei Altenzaun an der Elbe und rettete zwanzigtausend Mann. Der Herzog von Weimar muß es bezeugen; der Armee ist es allgemein bekannt.

Nach dem Frieden von Tilsit erhielt ich das Gouvernement von Preußen. Eure Durchlaucht können die peinliche Lage, in der ich mich in jenen Zeiten befand, am Besten und Richtigsten beurtheilen. Ich provozire auf Ihr eigenes Zeugniß, ob ich nicht in jener kritischen Epoche mit Besonnenheit, aber auch kraftvoll gehandelt habe; freilich ohne Geschwätz, aber mit rastloser Thätigkeit. Immer nur das wahre Interesse des Königs und des Vaterlandes im Auge habend, ließ ich mich von den damaligen Kraftrednern nicht impulsiren, nicht irreführen, aber auch durch Kleinmut!) nicht lähmen. Die ausgedehnten Bollmachten, die, wie Eure Durchlaucht sich erinnern werden, mir damals einen Wirkungskreis bestimmten, wie ihn noch kein General vor mir gehabt hatte, waren für einen Mann, der gegen Ruhm und'Namen nicht unempfindlich ist, ein anziehender Köder. Wohl dem König und dem Vaterland: ich habe die Sache zu würdigen gewußi und die Probe bestanden. General von Knesebeck ist hier mein Zeuge und in Händen habende Aktenstücke jeder Art sind meine Beweise.

Der Zeitpunkt trat ein, wo Preußen ein Corps gegen Ruß» land an Napoleon gab. Während meine Kameraden große Worte sprachen und sich der Gnade des Königs durch ansehnliche Ge-

schenke von Klostergütern erfreuten, mußte ich ins Feld rücken, in einen Kampf gegen mein Gefühl und unter so widrigen Verhältnissen, daß nur meine Unterwürfigkeit in den mir stets heiligen Willen meines Königs mir Gehorsam gebot. Der erste Theil des Feldzuges von 1812 war sehr niederdrückend für mich. Mein Obergeneral hatte ganz andere und leidenschaftliche Ansichten über die öffentlichen Verhältnisse als ich. Er sah in Napoleon und dessen Handlungen etwas Uebermenschliches und in den Feldherren Davout und Macdonald die Jünger eines Propheten. Meine Weigerung, die Festung Pillau in französische Hände zu geben, zog mir schon damals Unannehmlichkeiten zu; und Napoleon äußerte sich sehr ungünstig gegen meine Person an der Tafel auf dem Schloß zu Königsberg. Das Oberkommando des Hilfcops kam endlich in meine Hände. Vernünftiger Weise kann wohl Niemand leugnen, daß in diesem Corps zuerst der alte kriegerische Sinn, den die Schlaffheit der Anführer erdrückt hatte, wieder glänzend hervorgehoben wurde und daß der später in der Armee allgemein herrschende heroische' Geist von diesem Corps ausging. Die Führung eines preußischen Hilfcorps war unter den damaligen Verhältnissen nicht so leicht, wie es unsere Kraftmänner meinten. Ich glaube, dieses schwierige Räthsel mit aller Besonnenheit gelöst zu haben; denn die! Führung des Krieges igeschah mit Würde, aber ohne Animosität. Freund und Feind mußten hohe Achtung für das preußische Corps haben. Der französische Marschall konnte sich nie über Lauheit in den Operationen, der Feind sich nie über Acharnement beklagen. Die Schonung und Erhaltung der Truppen, nicht mein persönlicher Ruhm, den ich leicht hätte glänzend heben können, war mein Zweck; ich glaube, das fVaterland ist mir für diese Resignation Dank schuldig. Die Schlacht von Baaske am neunundzwanzigsten September 1812 und die mit ihr verbundenen fünftägigen Gefechte und Operationen waren für Preußens Politik von der höchsten Wichtigkeit. Für mich waren diese Kriegsbegebenheiten genugthuend; sie zwangen Napoleon, der mich haßte, zur Anerkennung, daß ich Soldat sei. Er bestimmte, daß ich ein eigenes Corps führen sollte, und setzte mir mit dem Offizierkreuz der l^gion cl'Konneur eine Dotation von zwanzigtausend Franken Renten aus; General von Krusemark und der Graf Saint-Marfan werden Eurer Durchlaucht damals die Anzeige davon gemacht haben. Beide sind noch lebende Zeugen; mir wurde die Bekanntmachung davon offiziell durch den, Marschall Macdonald.

Wenn der Sieg des preußischen Corps in Kurland für Napo-

leon damals von Wichtigkeit war, indem durch ihn der ganz« Belagerungtrain und hundertzehn Kanonen gerettet wurden, so ist auch die Anerkennung und Belohnung dafür wahrhaft königlich; und ich frage Eure Durchlaucht, was ich wohl nach diesem Maßstab und nach Dem, wie Napoleon seine Generale belohnte, zu erwarten hatte, wenn ich seiner Sache anhing und mich in seine Politik gefügt hätte. Die Beantwortung dieser Frage, die ich von Eurer Durchlaucht erwarte, ist wichtig für meine Persönlichkeit, denn sie stellt meine Uneigennützigkeit in ein helles Licht. Mein Benehmen vor, während und nach der großen Begebenheit in Rußland ist Eurer Durchlaucht hinlänglich bekannt. jOhne Anmaßung glaube ich sagen zu können: Alles was ich that, war gut und mit kalter Vernunft berechnet. Mein letzter Schritt, der Abschluß der Konvention, war gewagt, aber 'entscheidend; entscheidend für den Staat, denn bei der Ohnmacht, in der die Russen an dem Niemen ankamen, hing die Politik von Europa von der ersten Streitkraft ab, die aufgestellt werden konnte, und diese Streitkraft lag in meiner Hand. Die Vereinigung meines Corps mit dem von Macdonald war mehr als hinlänglich, um alle Russen, die sich näherten, zurückzuweisen. Zwei Tage vor der Konvention hieb meine Kavallerie die russischen Infanteriemassen nieder und nahm die Kanonen aus ihrer Mitte weg. Die russischen Corps konnten nicht einmal das Feld gegen Macdonald allein behaupten; sie wurden aus Tilsit hinausgeworfen und konnten seinen Rückzug, obgleich er keinen Mann Kavallerie hatte, nicht hindern. Was wäre also geschehen, wenn ich nicht that, was ich gethan habe? Ich frage Eure Durchlaucht, was hätte das preußische Kabinet thun müssen, wenn ich die Russen (was als mathematisch gewiß anzunehmen ist) bei Koltiniani und bei Tauroggen geschlagen hätte? Hätte nicht die ganze preußische Streitkraft, so wie die festen Plätze, in Napoleons Hand gelegt werden müssen? Hätte das österreichische Hilfcorps den Muth gehabt, einen Entschluß zu fassen, wenn ich nicht voranging? Was Anderes als mein Benehmen konnte verhindern, daß der Schauplatz des Krieges nicht wieder in unser schon ohnehin unglückliches Vaterland gelegt wurde? And endlich, wenn der Schritt, den ich that, nachtheilig für unsere Politik gewesen wäre, war in diesem Fall nicht Alles so gestellt, daß mit dem Fall meines Kopfes der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten wieder freies Feld hatte? Eure >Durchlaucht bitet ich, sich des Briefes zu erinnern, den ich damals an Seine Majestät schrieb und den Sie wahrscheinlich gelesen haben. Gewagt und kühn war also die ausgeführte That nur für meine Persönlichkeit, nie für den Staat.

Mit Stolz, mit Selbstzufriedenheit blicke ich auf jenen Zeit-
Punkt zurück. In einem Zeitalter, wo Eigennutz und Selbst-
sucht so sehr vorherrschend ist, habe ich das wohlthuende Gefühl,
Z>aß ich, ohne zu wanken, hingab, was mir in fünfundvierzig-
jährigem Dienst zu erwerben so sauer geworden war, nämlich
meinen Ruhm, meinen Namen, mein Vermögen (denn schon
hatte ich von dem Eroberer die Zusicherung jener Dotation von
zwanzigtausend Franken Einkünfte). Alles gab ich preis; selbst
meinen Kopf wagte ich für mein Baterland, wenn sein Fall
nothwendig war.
Daß ich im Lauf des jetzt beendeten Krieges das begonnene
Werk mit aller Kraft durchgeführt habe, darüber wird der Neid
selbst mir Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen; daß ich aber
manche Kränkung ertragen, daß ich nach blutigen, ehrenvollen
Kämpfen, die ich durchgefochten, in den Hintergrund gestellt und
daß ich die höchste Resignation zum Wohl des Ganzen überall
bethätigt habe: davon kann ich Eure Durchlaucht nur durch mein
nuf Aktenstücken begründetes Tagebuch überzeugen, welches ich
Ihnen, sobald meine Papiere herangezogen und geordnet find,
mitzutheilen nicht verfehlen werde. Immer treu dem Grundsatz,
meine Persönlichkeit dem Interesse des Allgemeinen unterzuord-
nen, habe ich dieses Tagebuch noch nicht in Druck geben wollen.
Manches würde dadurch in ein anderes Licht gestellt werden und
manches Helleuchtende sich in dunklem Schatten verlieren. Bis zu
diesem Zeitpunkt aber glaube ich doch Eurer Durchlaucht sagen
zu müssen, daß ich keck Jeden auffordere, mir auf folgende Fra-
gen zu antworten: Welches Corps war das letzte auf dem Schlacht-
feld bei Groß-Görschen? Wer sammelte die preußischen Corps
bei Frohburg und ordnete den Rückzug an? Wer deckte den
Rückzug nach der Schlacht von Bautzen? Wer disponirte den
Rückzug nach dem schlecht eingeleiteten Gefecht von Löwenberg?
Wo ist die Disposition zur Schlacht an der Katzbach? Und wo
die zu den Schlachten von Möckern und Laon?
Wenn Jemand auftreten kann, der mir sagt: Hier hat Ge-
neral Vorck nur als braver Soldat geschlagen, hier hat er nur die
Dispositionen befolgt, die ihm gegeben wurden, so bin ich der
Ehrenräuber, der sich mit dem Verdienst eines Anderen brüstet,
und ich selbst will mich zum Verlust der öffentlichen Achtung
verurtheilen.
So steht die Sache. Das ist heilige Wahrheit, eine Wahr-
heit, die ich an das Licht stellen kann, so hell wie die Sonne,
Z>ie am Firmament steht.
Größere Details über diesen Gegenstand würden dies Schrei-

den unnöthig verlängern; schon das Gesagte niederzuschreiben würde ich unterlassen haben, wenn Eure Durchlaucht mich nicht in London ausdrücklich dazu aufzufordern die Güte gehabt hätten. Ich habe dieser Aufforderung gewissenhaft und treu genügt und erlaube mir nur, Eurer Durchlaucht die Frage vorzulegen: Ist es ungerecht und unbillig, wenn ich wünsche und erwarte, daß der Staat neben der Dotation, die Seine Majestät der König im Allgemeinen den fünf Generalen bestimmt haben, mir insbesondere einen Ersatz für die Dotation leistet, die mir von Napoleon schon bewilligt war, ehe noch die allgemeine Gelegenheit eintrat, sich Verdienste um das Vaterland zu er« werben?

Bon Eurer Durchlaucht gerechter Beurteilung erwarte ich die Prüfung dieser Frage sowie ihre Beantwortung und schließe mit der Bitte, die Gesinnungen der höchsten Achtung und treusten Ergebenheit zu genehmigen, mit welchen ich stets zu verharren die Ehre habe

Eurer Durchlaucht

ganz gehorsamer Diener

(An Hardenberg; 1814.) Vorck.

III.

Papa hat mich heute äußerst glücklich gemacht, indem er mir das Eiserne Kreuz gegeben hat. Nur wünschte ich, es verdient zu haben; dann würde es mir noch viel mehr Freude gemacht haben. So kann ich es nur als eine große Gnade und als ein Andenken, an diese Zeit betrachten. Indessen hoffe ich, noch Gelegenheit zu haben, mich dieser Auszeichnung würdig zu zeigen. Papa rief mir aus der anderen Stube zu, ich solle Plotho petersburger Zeitungen bringen; ich ging also rein, um sie zu holen; als ich wieder 'raus ging nnd so in die Zeitung 'rein sah, hielt er mir das Kreuz hin. Ich war ordentlich erschrocken; dann konnte ich aber meine Thräneu nicht mehr verbergen, als ich ihm dankte; auch dafür, daß er gerade den heutigen Tag gewählt habe (den Geburtstag der Königin Luise). Er sagte, er habe es mit Fleiß gethau, um so mehr, da das Kreuz gerade heute vor einem Jahr gestiftet worden sei. Dann ermahnte mich Papa noch, in allen Stücken Fortschritte zu machen, wie er so oft und liebevoll thut, und gabmir noch seine Zufriedenheit wegen meines Betragens zu erkennen. Ein gutes Geburtstagsgeschenk für mich wäre Band zum Eisernen Kreuz, zum Rothen Adler (kleinen) und Georg-Orden. An der Medaille für den Krieg arbeiten wir jetzt Alle. Auf der vorderen Seite wird wahrscheinlich zu stehen kommen, rund herum oder auch nur halb

herum: Preußens tapferen Kriegern; in der Mitte ein halb Lor-
der- und halb Eichenkranz. Auf der hinteren Seite wird unge-
fähr kommen: Gott war mit uns; ihm sei die Ehre. Aber ich
bitte, hiervon nicht zu sprechen, weil es noch geheim sein soll und
mir also sehr übel zu stehen kommen würde, wenn es durch, mich
'raus käme. (Prinz Wilhelm von Preußen an seine Schwester
Charlotte; aus Frankreich im März 1814.)

IV.

Malinka, ich zeige Dir nunmehr alles Ernstes meine Ver-
lobung an, die kein Geheimniß mehr ist. Ich erhielt in der vori-
gen Woche einen Brief von hier, der mir freistellte, herzukommen
und die Antwort hier zu hören. Am Montag früh kam ich durch
Angermünde, fuhr spurlos durch Naugard und Dinstag um Mit-
tag war ich verlobt. Alles Nähere, das maßlose Erstaunen der
Kassuben, von denen die, welche nicht gleich rundum überschlugen,
noch immer haufenweis auf dem Rücken liegen, den Verdruß der
alten Damen, daß auch keine sagen kann: „Ich habe eine Silbe
davon geahnt u. s. w.", will ich Dir mündlich erzählen. Einst-
weilen bitte ich nur Dich und Oskar, Euch in wohlwollende Ver-
fassung für meine zukünftige Frau zu setzen, die Dir selbst noch
schreiben wird. Reinfeld liegt hier dicht bei Polen, Bütow ist die
nächste Stadt, man hört die Wölfe und die Kassuben allnächtlich
heulen und in diesem und den sechs nächsten Kreisen wohnen acht-
hundert Menschen auf der Quadratmeile; polisK spoKen Ksi'«. Ein
sehr freundlich Ländchen...

Zu dem großen Landtag in Berlin werde ich wohl nicht ge-
wünscht werden, da ich in Pommern freiwillig ausgeschieden bin
und hier die erwartete Vakanz nicht eintritt, indem der Ober-
präsident Bonin selbst sein Licht als Redner glänzen lassen will.
An und für sich würde ich der karce sehr gern beiwohnen; unter
jetzigen Umständen ist es mir aber recht lieb, daß ich nicht brauche
und dafür in Reinfeld sein kann. Vor dem zwanzigsten März
kann ich hier wegen verschiedener Geschäfte nicht gnt fortgehen,
wenn auch das Wasser vorbei wäre, und dann hätte ich bis zum
achten April nur Zeit und müßte am Ende bis zum Wollmarkt
in Berlin sitzen; denn so lange, meint man, wird das Stück spielen,
da die Provinziallandtage dieses Jahr ausfallen und dort zum
Theil mit abgemacht werden.
(An die Schwester Malwine; 1847.)

Die Diplomaten sind hier sonderbare Mutze, die nach Hause
berichten, was für Cigarren man raucht, nie aus der diplomati-
schen Fechterstellnng kommen und auch im bloßen Hemde das

Die Zukunft.
Bewußtsein, Bundestagsgesandter zu sein, niemals verlieren.
Der gesellige Verkehr mit ihnen wird dadurch lästig und insipide.
Meine Stellung ist hier eine lediglich zuschauerliche und ex post
tritisirende, da die wichtigeren Sachen fertig aus Berlin kom-
men, die übrigen Meist mündlich ,und gelegentlich abgeredet wer«
den, was doch nur Einer besorgen kann. Von österreichischer
Seite bemüht man sich, meine Ernennung zu hintertreiben; ge-
schieht Das mit Erfolg, so werde ich vor Ablauf des Sommers
die Freude haben, mich dem harmlosen ländlichen Leben zurück-
gegeben zu sehen, denn in meiner jetzigen Stellung fühle ich
mich überflüssig und meine Ernennung nach Stuttgart oder so
Etwas, für wie auszeichnend ich sie auch vor drei Monaten ge-
halten hätte, würde jetzt nicht viel Anderes als ein Testimonium
meiner Unbrauchbarkeit für die hiesige Stelle sein, nachdem man
die Absicht, mich als Bundesgesandten anzustellen, einmal auf
glaubwürdige Weife ins Publikum gebracht und mir die bündig-
sten Zusicherungen von höchster Stelle darüber ertheilt hat.
Außerdem weiß ich nicht, ob und wie weit ich mich mit unserer
Deutschen Politik identifiziren kann, wenn nicht der Hauptfaden
durch meine Hand geht; jedenfalls will ich hier nicht Hütten
bauen, ehe ich nicht selbständig und klar sehe und genau weiß, wel-
che Stelle man mir der arroganten Pfiffigkeit unserer „ehrlichen
Halters" gegenüber zumuthet. . . Ich bombardire von hier aus,
daß sie in der inneren Politik sich klar machen, wo sie hinaus-
wollen, und sich nicht zwischen zwei Stühle setzen. Wenn sie die
Stände zu weiter nichts als zu einem interimistischen Ein-
ichätzung-Organ aufrufen, so heißt Das mit Kanonen auf die
Hühnerjagd gehen; und wenn sie nicht aufhören, die wichtigsten
amtlichen Funktionen durch Leute üben zu lassen, denen ihr Amt
nur eine Waffe gegen die Regirung ist, so können sie nichts
durchführen. In acht Tagen ffommt >der Prinz von Preußen her;
cr hat sich, wie ich erfahre, schon überzeugt, daß seine erste An-
sicht, meine Ernennung sei eine Mediatisirung unter Oesterreich,
nicht richtig gewesen, und scheint mit uns oder doch mit meiner
Verson ganz ausgesöhnt. Im August erwarten wir den König
l)ier auf dem Wege von Königsberg, wo er am Dritten eintrifft,
nach Hohenzollern. Weißt Du keinen Finanzminister? Zuletzt
wird Hermann mein Rabe wohl ruhig wieder eintreten. . . Die
Besuche lassen mir keine Ruhe und ich mag die Thür nicht
ichließen, weil so oft schnell Durchreisende kommen, die man gern
gesehen hätte. Seit ich an diesem Briefe schreibe, habe ich drei
oder vier deutsche Kleinstädter, einen magyarischen Magnaten,

-einen stockrussischen hazardspielenden Diplomaten, den alten ^adziwill und einen berliner Geheimen Rath hier gehabt und sie alle in Nnterhosen und dem Dir bekannten schwarzgelben Schlafrock empfangen, da ich noch jetzt, um vier Uhr, nicht zum Anziehen gelangt bin.

Ich benutze die Zeit, während eben so voluminöse wie insipide Abstimmungen über Regulirung des Vereinswesens verlesen werden, um Dir, lieber Bruder, einmal Nachricht von unserem Ergehen zu geben. Ich habe Dir zuletzt aus irgendeinem italienischen Neste einige Zeilen geschrieben, von denen ich nicht weiß, ob Du sie bei der fabelhaften Liederlichkeit des piemonteser Postwesens erhalten hast. Ich wurde aus Genua durch Vorspiegelung wichtiger und dringlicher Geschäfte zurückcitirt, und da ich seit vier Wochen keine Zeitung gelesen hatte, hielt ich Alles für möglich, ließ Frau und Kinder zurück und reiste, mit Kolik behaftet, Tag und Nacht bis Frankfurt, wo ich schon merkte, daß es sehr thöricht von mir war, den diplomatischen Dienst mit militärischer Pünktlichkeit zu behandeln. Es war offenbar blos Futterneid hochgestellter Personen, die sich ärgerten, daß ich mich umhertrieb und sie nicht. Indessen gab mir meine Eile wenigstens noch Gelegenheit, die Jagd in Setzlingen mitzumachen und einigen inzwischen in Berlin aufgetauchten leichtsinnigen Projekten ein Bein zu stellen, die allerdings mir wichtig genug scheinen, um mich über meine Couriereile zu freuen, trotz mancher Noth, die ich vermöge meiner italienischen Bauchverfassung unterwegs erlitten habe... Das Leben ist wie ein geschicktes Zahnausziehen; man denkt, das Eigentliche soll erst kommen, bis man mit Verwunderung sieht, daß es schon vorbei ist; oder ich wollte es, meiner hiesigen Beschäftigung entsprechend, lieber mit einem Diner vergleichen, bei dem das unerwartet frühe Erscheinen von Braten und Salat auf den Gesichtern der Gäste den Ausdruck der Enttäuschung hervorruft. Möge sich für uns Beide die Aehnlichkeit mit dem Diner dadurch vervollständigen, daß nach dem Braten nur noch süße Speisen folgen. Ich werde wahrscheinlich einige Wochen nach Kissingen gehen und dann ins Seebad; Leber und dickes Blut reden mir die Aerzte vor; um Fünf soll ich aufstehen und in nasse Tücher wickeln wollen sie mich; ich aber ziehe eine natürlichere Todesart vor, wenns einmal sein soll; le remecle 6st pirs c^us 1s mal... Die Oesterreicher sind sehr thöricht, daß sie Prokesch wieder hergesch-ckt haben; man sagt, Buol habe dringend gewünscht, ihn aus Wien los zu sein, und nichts Anderes gewußt als Frankfurt. Ich scheine der Einzige zu sein, der ihn verdauen kann; ich wünsche mir gar

keinen Anderen. Aeberhaupt ist dienstlich meine Stellung ganz meinem Geschmack entsprechend und die Vertheilung der Stimmen zwischen uns und Oesterreich jetzt, Gott sei Dank, eine andere als' vor drei Iahren. In Berlin ist man seit Monaten fest und gub in der europäischen Politik und wird es hoffentlich bleiben, da all» mählich auch die Gegner der bisherigen Politik sich bekehren.

(Aus Frankfurt an den külzer Bruder Bernhard.)

Hier in Petersburg habe ich einen Geschäftsverkehr, wie er so heftig hoffentlich nicht bald wiederkehrt. Die laufenden Sachen bestehen in dem polizeilichen und gerichtlichen Schutz von etwa, vierzigtausend Preußen, die in Rußland leben, und in Besorgung preußischer Prozesse gegen russische Anterthanen. Man ist Advokat, Polizei, Landrath, Ersatz-Kommission für alle diese Leute und korrespondirt für sie direkt mit allen Behörden des russischen Reichs von Weichsel bis Ural. Ich habe oft über hundert Anter» fchriften den Tag. Da war wenig Zeit zum Briefschreiben; seit sie (Franzosen und Sardinier gegen die Oesterreicher) sich schlagen, kann man sich etwas erholen. Ich bin nur in großer Sorge, das; wir uns schließlich mit dem nachgemachten 1813 er von Oesterreich besoffen machen lassen und Thorheiten begehen. Sobald wir uns einmischen, wird natürlich für Frankreich der deutsche Krieg Haupt» . und der italienische Nebensache und die Parteinahme Rußlands für Frankreich unvermeidlich. Dann bricht der Tanz an allen Ecken los, auch im Orient und in Ungarn. Ich glaube, daß wir es in der Hand haben, den Krieg auf Italien einzuschränken und auch Oesterreichs deutsche Besitzungen davor zu sichern. Thun wirs nicht, so mag Gott ein Einsehen haben und uns den gesunden Menschenverstand wieder verleihen, der wenigstens unserer Partei für die Beurtheilung auswärtiger Verhältnisse abhanden gekommen sein muß, wenn die blödsinnigen Elukubrationen der Kreuzzeitung über die europäische „Situation" die Ansichten ihrer Leser ausdrücken sollten. Wenn wir Oesterreich zum Siege verhülfen, so würden wir ihm eine Stellung verschaffen, wie es sie in Italien nie und in Deutschland seit dem Restitution-Edikt im Dreißigjährigen Krieg nicht gehabt hat; dann brauchen wir einen neueil Gustav Adolph oder Friedrich den Zweiten, um nns erst wieder zu emanzipiren. Bisher haben wir uns nicht dumm machen lassen; und ich hoffe, wir bleiben fest. Wir sind nicht reich genug, !mn unsre Kräfte in Kriegen aufzureiben, die uns nichts einbringen.

In Baden habe ich dem verrückten Attentat (Beckers) beinah beigewohnt. Ich suchte den König gerade auf der Promenade und fand ihn eine Viertelstunde nach dem Vorfall etwas verdrießlich

Äber das Aufsehen und die Störung, das Unterfutter aus dem Rockkragen hängend, sonst aber ganz heiter gestimmt, im Gegen« latz zu der entsetzten! Amjgebung, bestehend aus der Königin, Großfürstin Helene und deren Damen. Meine Abreise wurde dadurch noch eini^: Tage verzögert, so daß ich es nun sehr eilig habe. Bernstorff kommt an Schleinitz' Stelle, der Hausminister wird. London soll hör der Hand offen bleiben, setzt aber viel "Begehrlichkeiten in Bewegung; die meinige nicht, ich, bleibe lieber in Petersburg und ziehe ungern um. Beinah war ich Minister des Innern geworden, aber die Sache hat doch sehr ihre Haken, Hefonders wegen der vielen schlimmen Landräthe, in die man einen ganz neuen Zug bringen müßte. Einstweilen bleibt nun das ganze Ministerium am Platz außer Schleinitz und ich richte mich für den Winter in Petersburg ein.

Meine amtliche Stellung ist bei allem äußeren Glanz dornen« Doller als Jemand außer mir weiß, und meine körperliche Fähig- keit, alle die Galle zu verdauen, die mir das Leben hinter den Cou- lissen ins Blut treibt, ist nahezu erschöpft, meine Arbeitkraft den Ansprüchen nicht mehr gewachsen. In meinen eigenen Geldange- legenheiten habe ich kein Glück, vielleicht kein Geschick, jedenfalls nicht die Zeit, mich darum zu kümmern. Ich war in guter Lage, Bevor ich die erste Dotation bekam; seitdem geht Alles in Varzin «uf; ich habe außer meinem Gehalt und der Pacht von Schön« Hausen nicht einen Groschen Einnahme, nur Zuschüsse zu Se- ilitz, Misdow, der Forst und den Bauten; die ganzen Pacht- verträge bleiben hier und reichen nicht. Die Zukunft wird das Alles wohl ins Gleise bringen; ob zu richtigen Zinsen, Das 5veiß ich nicht. Die neue Dotation ist, wie ich denke, sehr Werth- Holl, bisher aber brachte sie mir nur eine Ausgabe von 83 000 Thalern, die ich aufgenommen habe, um eine veräußerte Par- zelle mitten darin zu kaufen, den einzigen Fleck, wo man sich etabliren kann, wenn man nicht in einem verwunschenen Jagd- schloß im wüsten Walde wohnen will. Die Einnahmen waren bisher NOOO Reichsthaler netto, darunter 3500 Thaler Jagd- Pacht und 2 bis 3000 Thaler für Mahl-, Brau- und Brenn- zwang. Beides fällt künftig fort, das Zweite durch die Gesetz- gebung, und die Jagd kann ich doch nicht dauernd den Ham- burgern lassen. Die Einnahmen stehen mir erst vom ersten Ja- nuar 72 an zu. Bis dahin mache ich Schulden. Immer wären ZO OOO Thaler eine schöne Revenue, nur muß man nicht Fürst dabei sein. Auf diesen Schwindel werde ich mich wohl nicht mehr recht einleben. Dein treuer Bruder

<An Bernhard.) Bismarck.

Nation und Dynastie.

hne auf den Streit um den Begriff der Nation einzugehen, konstatire ich: daß Nation, Volk, Rasse immer als die natürliche Grundlage des Staates gegolten haben, daß die aus der bekannten Mischung entstandenen fünf großen Nationen des eigentlichen Europas Rassen sind, weil ihre Angehörigen gemeinsame körperliche und seelische Merkmale haben, in denen die Merkmale der gemischten Bestandtheile erkennbar sind, daß bei den Deutschen der Charakter des Hauptbestandtheils, den man an den Skandinaven beobachten kaun, durch die Mischung mit Slaven und einer alpinen Urbevölkerung wenig alterirt erscheint und daß jede dieser fünf Nationen, sobald sie fertig war, einen mit ihr sich deckenden Staat erstrebt hat. Die „schweizer Nation" und die „österreichische Nation" sind Abnormitäten und können eine Regel des Verhaltens für andere Völker nicht bilden. Günstige geographisch? und geschichtliche Verhältnisse haben die drei westlichen Nationen ziemlich früh ans Ziel gelangen lassen, zuerst die Engländer, dann die Franzosen, dann die Spanier. In Italien wurde die Einigung, wie zuvor in Griechenland, durch die starke politische Anlage rivalisirender Städte, deren Macht später auf Fürsten überging, verhindert. Macchiavelli klagt (im zwölften Kapitel des ersten Buches der Oiscorsi) als Hauptschuldige die römische Kurie an <> Okiesa schreibt er und verleiht damit Klassizität dem falschen Ausdruck, der, zum Schaden der Kirche, diese Begriffsverwechselung verewigt); sie sei nicht stark genug gewesen, ganz Italien ihrer Herrschaft zu unterwerfen, aber doch stark genug, ihre Unabhängigkeit dadurch zu behaupten, daß sie fremde Machte ins Land rief, so oft sie sich von einem italienischen Staat bedroht sah. Daß Deutschland statt eines Einigung- einen Auflösungprozeß erlebte, daran waren schuld: die stark ausgeprägte Eigenart der deutschen Stämme; das aus der Naturalwirtschaft hervorgegangene Feudalsystem, das Territorialstaaten entstehen ließ; die im Mittelalter schwer zu überwindenden großen Entfernungen der Glieder des alten Reiches von einander; die centrale Lage, die jeden der Grenzstaaten zu einer durch Beziehungen! zu ausländischen Nachbarn gebotenen Sonderpolitik zwang; vom sechzehnten Jahrhundert an kam, als Vorwand oder als wirklicher Entzweiungsgrund, die kirchliche Spaltung hinzu.

Als sich nun zuletzt dennoch das Einigungstreben mächtig regte, ward der Widerstand dagegen nicht wenig durch eine ideale Empfindung verstärkt: durch die altdeutsche Tugend der Mannen-

treue, die in der modernen Form der Anhänglichkeit an Dynastien zum politischen Laster wurde. Sie wirkt heute noch im Westen wie im Osten fort. Im Westen erhält sie eine Anzahl überflüssiger Kleinstaaten am Leben. Der Bundesstaat hat an sich große Vorzüge vor dem Einheitstaat, nur könnte er, sollte man meinen, vernünftiger gestaltet werden: jeder der großen deutschen Stämme sollte seine Kulturangelegenheiten für sich besorgen, unabhängig von der Centralgewalt, der die Landesvertheidigung, der Verkehr, die wirtschaftlichen und sozialen Angelegenheiten obliegen. Danach müßte es keine Miniaturstaaten mehr, sondern nur noch einen preußischen, einen brandenburgisch-pommerschen, einen, schleswig-holsteinischen (einschließlich Mecklenburg), einen schlesi» schen, einen sächsischen (im Umfang des alten Kurfürstenthumes Sachsen), einen hannoverschen, einen westfälischen, einen rheinfränkischen, einen hessischen, einen allemannischen und einen bayerischen Staat geben. Die >Anhänglichkeit an die Dynastie ist heute wohl nur noch Maske des Stammespartikularismus: der Monarch wird geschätzt, weil er die Fortdauer des Sonderstaates verbürgt; nicht die Anhänglichkeit zan die Welsen erhält das Welfenthum am Leben, sondern die Abneigung der Hannoveraner gegen Preußen, von dem sie sich ihre Eigenart nicht wollen rauben lassen. Indeß, da an die Durchführbarkeit dieses Neugestaltungplanes nicht zu denken ist, wollen wir dieses scheinbar Vernünftige als ein bloß Ervernünfteltes bei Seite lassen; wir können Das auch leichten Herzens, weil das Dasein von einem Dutzend winziger Scheinsouverainetäten nur ein Schönheitfehler am neuen Reich ist, der weder der Politik noch der Verwaltung ernsthafte! Schwierigkeiten bereitet.

Im Osten aber hindert der Legitimismus die Wiedervereinigung der Deutschösterreicher mit dem deutschen Volkskörper. Legitimismus wird das Dogma genannt, für dessen Ausbildung die deutsche Mannentreue benutzt worden ist: die Ansicht, daß der -Dynastie die Herrschaft über das Land, in dem sie regirt, bis zum Jüngsten Tage gehöre; eine Ansicht, die aus der Feudalität erwachsen ist, aus der Zeit, wo die fürstlichen Territorien Landgüterkomplexe, also Privateigenthum waren. Und nachdem einige Bischöfe und Monarchen aus frommer Demuth das Oei Zrätia ihrem Amtstitel vorangesetzt hatten, entwickelte sich aus dieser Formel durch Mißdeutung die Idee des Gottesgnadenthumes, die den Anspruch der Dynastie auf den ewigen Besitz ihrer Herrschaft heiligte und unantastbar machte. Heute hält nun Niemand mekr das Staatsgebiet für das Eigenthum der Dynastie; dem Volk,

der Nation gehört es: und darum hat das Volk auch über die Regirungform und über die Besetzung des höchsten Staatsamtes zu entscheiden.. Wählt ein Volk die republikanische Form, so wird die neue Republik von allen Mächten, auch den monarchischen, anerkannt. Der Legitimismus uud das mystische Gottesgnadentum sind keine Rechtsinstitutionen mehr. Der Deutsche zieht die Monarchie vor, nicht als Legitimist, sondern, weil sich die Besetzung der höchsten Stelle im Staat durch Erbgang besser bewährt hat ,als der oftmalige Wechsel und die Wahl des Staatsoberhauptes Tlnd der Deutsche wM den Werth einer tüchtigen Dynastie zu schätzen. Ist er fromm, so fühlt er sich Gott zu Dank verpflichtet für diese Gnadengabe. Das ist ungefähr das Gegentheil von dem Gottesgnadenthum, das in der Einbildung des Monarchen besteht, Gott habe aus Gnade ihm und seinen Nachkommen auf ewige Zeiten das Land jals Eigenthum verliehen, das seinen Ahnen ein König zu Lehen gegeben hatte. Der verständige Deut» sche macht also nicht die Thorheit, eine bewährte Dynastie zu verjagen und sich eine Republik beizulegen. Aber die Vernunft würde in Unvernunft umschlagen, wenn er um der Erhaltung einer Dynastie willen den Staatszweck und den politischen Bestand der Nation preisgeben wollte, was geschehen würde, wenn er eine Dynastie fortregiren ließe, die der nationalen Einigung hartnäckig widerstrebt. Man sucht, trotz 1866, den Legitimismus mit der Behauptung zu retten, den Fürsten sei erlaubt, was göttliches Gesetz den Völkern verbiete; nur Fürsten dürften aus Grund des Kriegsrechts andere Fürsten absetzen und deren Länder annektircn. Die hessischen und hannöverschen Sonderlinge, die aus fanatischer Schwärmerei fürs unverjährbare fürstliche Erbecht die Weltgeschichte zurückschrauben wollen, haben ganz Recht, wenn sie diese sophistische Unterscheidung nicht gelten lassen. Entweder jede Dynastie hat ein unantastbares Besitzrecht: dann darf es auch der König von Preußen nicht antasten; oder sie hat es nicht: dann darf auch die Nation thun, was ein preußischer König als Vollstrecker ihres Willens gethan hat; um der Ordnung willen ist es in solchen Fällen allerdings besser, die Nation handelt durch ihr Oberhaupt als ohne oder gegen dieses.

Durch legitimistische Bedenken also dürfen sich die Deutschen diesseits und jenseits von den Sudeten von der Wiedervereinigung nicht zurückschrecken lassen. Man hält den Großdeutschen entgegen: das Grundgesetz des politischen Nationalismus fordere nicht, daß die Grenze des Staates genau mit der Sprachgrenze zusammenfalle. Sehr richtig; aber es ist thöricht, die zwölf Millionen Deutschen der Donaumonarchie auf eine Stufe zu stellen

mit der Irredenta im Trenttno und im Litorale; doppelte Thor»
heit, we'l es sich nicht nur um eine so große Menschenzahl handelt,
sondern auch um ein Land; ein Land, das eine Schöpfung deut-
scher Kulturarbeit und die Heimath großer deutscher Genien ist;
ein Land, das aus militärischen und wirtschaftlichen Gründen
als integrirender Theil zum deutschen Baterland gehört, welches
durchs Herausschneiden dieses Theils, wie ein Blick auf die Land»
karte lehrt, grausam verstümmelt worden ist; ein Land, das dem
Deutschen den Zugang zum Mittelmeer erschließt und zu den
Brücken, die in fein Kolonialreich hinüberführen. Oft wurde be-
hauptet, die Angliederung Eisleithaniens ans Deutsche Reich
würde eine Schwächung des Deutschthums bedeuten, weil dann
die jetzt von der Donaumonarchie gebundenen Nationalitäten
unter die Herrschaft Rußlands gerathen würden; ich fordere aber
gerade, daß sich die (einerlei, in welcher Form) geeinten Deutschen
die Oberhoheit über alle Westslaven sichern.
Mit Alledem will ich nicht etwa die Berjagung der Habs»
burger durch eine von Schoenerianern zu unternehmende Revo»
lution empfohlen haben. Ich schätze die Habsburger sehr hoch,
wegen ihres Charakters, wie wegen ihrer Verdienste um Deutsch-
land; und ich bin kein Freund von Gewaltsamkeiten und Kata»
strophen. Ich will die Entwickelung ihren natürlichen Ber»
lauf nehmen lassen und wünsche, daß die Habsburger dabei nicht
allzu schlecht fahren. Aber da bei der Entwickelung menschlicher
Zustände doch eben menschliches Wollen und menschliche Aeber»
legung mitwirken, Ho möchte ich Etwas dazu beitragen, dieser
Mitwirkung die rechte Richtung zu geben, indem ich die Ueber-
zeugung zu verbreiten suche: jede deutsche Politik, die nicht Groß-
deutschland als nächstes Ziel ins Auge faßt, ist verkehrt orientirt,
und sollte sich die Dynastie der Habsburger als ein Hinderniß in
den Weg stellen, dann dürfen legitimistische Bedenken auf dem
Weg zum Ziel nicht aufhalten. Sollte, sage ich, denn es muß
nicht etwa so sein. Es ist sogar möglich, daß die Dynastie, deren
Lage von Tag zu Tag unbequemer wird, sich durch engsten An-
schluß an das Deutsche Reich zu retten suchen wird, wie denn auch
jetzt schon viele Deutsche Oesterreichs, an ihrer Kraft zur Selbst-
hilfe verzweifelnd, nach Hilfe von außen schauen. Die Italiener
haben es nicht zu bereuen, daß sie den Muth hatten, mit ihren
Angestamenten aufzuräumen; nach einer schweren Nebergangszeit
sind sie (nicht zu gedenken der Befriedigung ihres nationalen Ehr-
gefühls) in einer viel besseren Lage als ihre Väter und Großväter
unter den alten Regirungen.
Da ich Macchiavelli erwähnt habe, füge ich noch bei, daß
n

ihn vor ewiger Zeit Martin Hobohm in der „Frankfurter Zeitung" gegen die preußische Polen« und Dänenpolitik angerufen hat: innere Feinde vernichten oder versöhnen, nicht einen Mittel» weg einschlagen, am Allerwenigsten den elenden der Chicanen: in einer eroberten Provinz alle zu ihrer Behauptung nothwendigen Grausamkeiten rasch verüben, dann aber Milde walten und sich davon nicht abbringen lassen, räth die Weisheit des großen Florentiners, den die Staatsmänner viel zu wenig studiren.
Diesem Nachtrag zum ersten Polenartikel füge ich noch einige Ergänzungen des zweiten bei. Lists Programm: die Besiedelung des Balkan durch Deutsche, ist durch die letzten Ereignisse doch nicht so undurchführbar geworden, wie es mir im Juni schien. Die Kriege haben das Land so entvölkert und wirtschaftlich ge« schwächt, daß finanzielle Hilfe allein nicht genügen wird, die Wun» den zu heilen; ein mäßiger Zufluß von Menschen, natürlich tüchtigen Menschen, also Deutschen, wird den Balkanvölkern sehr dienlich sein. Ferner erinnert mich eine staatswissenschaftliche Abhandlung in den „Grenzboten" daran, daß meine Unterscheid dung der Staaten in solche, für die es Thorheit und Verbrechen sein würde, Krieg gegen einander zu führen, und in solche, die sehr leicht mit einander sowohl als mit einem der Kulturstaaten in Krieg gerathen können, längst vom Völkerrecht anerkannt ist. Dieses Recht scheidet die Gemeinschaft der Kulturmächte, die im Verkehi mit einander an Regeln und Pflichten gebunden sind, von den übrigen Staaten oder Völkern, denen gegenüber solche Rücksichten nicht zu beobachten sind. Man kann den Unterschied definiren: das Prozeßverfahren der Barbaren ist im privaten wie im Staatenverkehr der Hieb und der Schuß; die Staaten dagegen, die innerlich befriedet sind, so daß gewaltthätige Selbsthilfe als VerbrechenLilt, haben auch ihre internationalen Zwistigkeiten vor einem Schiedsgericht statt mit der Waffe zu schlichten. Der Fall, daß einer von ihnen zu den Waffen greifen muß, weil andere ihn überfallen, ist bei der von mir beschriebenen heutigen Lage nicht leicht denkbar. Nur in der Umgrenzung der Kulturstaatengemeinschaft weiche ich von den Diplomaten ab. Diese haben die Türkei in die Gemeinschaft aufgenommen, die aber nicht hinein gehört, eben so wenig wie die übrigen Balkanstaaten, denen mörderische Selbsthilfe noch als der natürliche Zustand gilt; sie sollten der Gemeinschaft nur als Schützlinge Oesterreichs oder der vereinigten Mächte Deutschland und Oesterreich angegliedert werden; für ihr Wohlverhalten hätten sich die Schutzmöchte zu VNhiwM.
/

Dann habe ich einen Irrthum einzugestehen. Ich hatte ge» schrieben, die deutschen Landarbeiter in den östlichen Provinzen würden von den Russen und Galiziern nicht verdrängt, sondern diese würden nur hereingerufen, um die Lücken zu füllen, welche die abgewanderten Deutschen ließen. Nun hat der Amtsrath Kayser im Maibande des Iahlrbuchs der Deutschen Landwirth- schaftlichen Gesellschaft einen Bortrag veröffentlicht, in welchem er sich schuldig bekennt, als junger Anfänger zur Abwanderung der Deutschen aus seiner Gegend den Anstoß gegeben zu haben. Seine Arbeiter hätten eine Lohnerhöhung gefordert; er habe sie nicht bewilligt, sondern russische Wanderarbeiter berufen, die da- mals billiger waren (jetzt seien sie es nicht mehr). Als er nun vor sechs Iahren den noch vorhandenen deutschen Tagelöhnern, um sie zu halten, angeboten habe, sie seßhaft zu machen, seien diese darauf nicht eingegangen; sie hätten gesagt: sie seien ja nicht davor sicher, daß er bei vorkommender Gelegenheit wieder Ausländer annehme; dann verlören sie den Tagelohn und wären an die kleine Scholle gebunden, von der allein sie doch nicht leben könnten. Rittergutsbesitzer scheinen also in der That durch ihr Verhalten zur Abwanderung den Anstoß gegeben oder wenigstens sie befördert zu haben. Doch ist ja der Zug vom Dorf in die Stadt eine ganz allgemeine, nicht auf Ostelbien beschränkte Er- scheinung, die überall und immer eintritt, wo und wann Volks- bildung und sogenannte Kultur auf dem Dorf verbreitet werden und der Verkehr (sammt dem Militärdienst) die Landleute das Stadtleben kennen lehrt. Das unkluge, unsoziale und unpatrioti- sche Verhalten einzelner Rittergutsbesitzer ist darum nicht als die einzige oder Haupt- und Grundursache, sondern nur als eine Mitursache des Nebels anzusehen.

Endlich will ich natürlich nicht, daß über die äußere Koloni- sation, wenn sie einmal in Gang kommen sollte, die innere ver- nachlässigt werde, und wünsche darum Verbreitung in weitesten Kreisen den Vorschlagen, die Dr. Georg Wilhelm Schiele in Naumburg macht.*) Alle Vorschläge dieses warmherzigen, mit scharfem, nüchternen Verstand und klarem Blick für Wirklichkeiten ausgerüsteten Patrioten und Menschenfreundes beruhen auf

*) Eine Sammlung seiner Aufsätze ist als Heft Nr. 12 „Ueber innere Kolonisation und städtische Wohnungfrage" im Verlag des Schutzverbands für deutschen Grundbesitz erschienen. Nebenbei: Das hier über eine Zertheilung Deutschlands in Stammstaaten Gesagte war schon gesetzt, als im Berliner Tageblatt der osnabrücker Pfarrer Dr. Pfannkuche einen ähnlichen Gedanken aussprach.

reichen Erfahrungen, die er aus seiner Praxis als Arzt und Stadt-
verordneter zu schöpfen Gelegenheit hatte. Zum Schluß die Be-
merkung, daß leider, was auf der einen Seite durch innere Ko-
Ionisation gewonnen wird, an anderen Stellen durch die moderne
Form des Bauernlegens verloren geht. So kaufen, wie eine Zu»
schrift an die „Schlesische Volkszeitung" klagt, in den Kreisen
Münsterberg und Nimptsch ein paar Magnaten Bauerngüter in
solcher Zahl zusammen, daß wohlhabende Dörfer ganz verschwin»
den. Giebt es dagegen keine gesetzliche Hilfe?
Neisse. Dr. KarlIentsch.

## Schmoller als Lehrer.

chmoller als Politiker ward in der „Zukunft" schon gewürdigt.
Hier ist angestrebt, ihn als Lehrer zu zeigen.
„Im Folgenden übergebe ich der Offentlichkeit den Versuch,
in grundrißartiger Form zusammenzufassen, was ich seit sechs»
unddreißig Jahren in meinen Vorlesungen über allgemeine
Volkswirthschaftlehre vorzutragen pflege. Nach fast siebenzehn
Jahren überwiegend angestrengter archivalischer Arbeit überfiel
mich eine Sehnsucht nach der Beschäftigung mit den großen all»
gemeinen Fragen unserer Wissenschaft. Ich spürte, daß ich mir
Klarheit in diesen Fragen verschaffen müßte, gerade um auch
das Detail der archivalischen Forschung zum höchsten Ertrag zu
bringen. Meine alte Liebe zu philosophischen und psychologischen
Studien war mit neuer Kraft erwacht. Ich fühlte, daß vor Allem
meine Vorlesungen dadurch sehr gewännen, daß die stärkste An-
spannung der geistigen Kräfte doch bei der Vorbereitung auf die
Vorlesung stattfinde, daß meine besten allgemeinen Gedanken mir
dabei kämen, daß deshalb auch der Versuch, Das zu fixiren, was
ich den Studirenden sage, berechtigt und heilsam sei, obwohl er
den Autor nöthigt, die Bruchstücke seines Wissens unter dem
Gesichtspunkt seiner geschlossenen Weltanschauung zu einem
Ganzen zu vereinigen." So begründete Schmoller um die Jahr»
hundertwende die Herausgabe seines „Grundriß der allgemeinen
Volkswirthschaftlehre". Man sieht: die Vorlesungen sind ihm
treibende Kräfte. Nicht nur im äußeren Sinn ist er Sozent vor

dem Autor. Neber vierzig Jahre (mit siebenundzwanzig ward er Ordentlicher Professor) übte er das Lehramt, ohne je in seinem inneren Antheil zu erlahmen.
Schulte im Hofe schuf zu Schmollers siebenzigstem Geburtstag eine Steinradirung des Altmeisters; Schmollers beste Wesenheit trifft sie. Allzumenschliches ausgelöscht von bewußtem Wollen. Den spürenden Forscher, den rastlosen Arbeiter, den spendenden Lehrer bannte der Künstler mit dem Blick für das Wesentliche, für die Quintessenz der Persönlichkeit. Den Schmoller gab er, der vortrug, erfüllt vom Gegenstand, beseelt vom Wunsch einprägsamen Wirkens. In der großen Aula oder im engen staatswissenschaftlichen Seminar: stets drängten sich die Hörer. In süddeutscher Klangfarbe spannen sich die weitausholenden, sicher sich vollendenden Perioden. Langsam, bedächtig, sonder Erregung. Kaum unterbrach je ein stärkerer Tonfall den gleichmäßigen Redefluß, kaum je ließ eine heftige Geste die ruhig taktirende Hand stärker schwingen. Hier sprach Jemand, der über einen gewaltigen, glänzend geschichteten Stoff souverain verfügt, 'dessen Wissen eine gefaßte Weltanschauung fest untermauert., Lehrer und Gelehrter im guten Sinn beider Worte. Lehrer: dem Sämann gleich, der aus vollen Händen reiche Saat streut. Gelehrter: der an stets erneuter Quellenforschung originales Denken bietet. Die Schöpferfreude gab diesen gelassenen Vorlesungen das pulsirende Leben und die eigene Heiterkeit, die an den Reiz alpiner Spazirgänge erinnert, wo man hoch oben, mit weiten Ausblicken, so still und sicher schreitet wie selten in der Ebene.
Schmoller besitzt den Fleiß des Genies. Auch die Zeit für sein Kolleg bemaß der Vielbeanspruchte überaus reichlich. Der Erste zu Semesterbeginn, der Letzte am Schluß; peinlich hielt er seine Unterrichtsstunden ein. Trotzdem: „Alle meine Vorlesunghefte enthalten den doppelten oder dreifachen Umfang Dessen, was ich vortragen konnte." Als geborener Lehrer resumirte er oft. So straften gelegentliches Abschweifen des Hörers kaum je unausfüllbare Lücken. Fast mühelos ward er für selbstständige 'wissenschaftliche Arbeit gerüstet. Namentlich auch im Seminar, beim Lesen von Quellen und Gesetzestexten. Dem Psychologen bot sich dort ein noch interessanteres Studium: Schmoller selbst. Im Seminar gab er sich freier als im Kolleg. Bei guter Laune fand er Ziele für seine Bosheiten; in Grund und Boden konnte er seine Opfer lächeln. Bei schlechter Laune verriethen herbe Ausfälle die Gefahr seiner Ungnade, verrieth Gereiztheit über Widerspruch den eingeborenen, nur gedanklich überwundenen Autokraten. Wider-

willen gegen Unterbrechungen beleuchtete wurzelechte Selbstherrlichkeit. Zu seinen üblichen Redewendungen gehörte: „Hat Jemand hierzu Etwas zu bemerken?" Dann, ohne Hauch einer Pause, ohne leiseste Möglichkeit der Beantwortung dieser rhetorischsten aller Fragen: „Ist Das nicht der Fall, so fahre ich fort." War gleich seine Richtung unverkennbar, so trifft doch der oft geäußerte Vorwurf: er habe „Richtungen gezüchtet", nur höchst bedingt zu. Er unterschlug, auch darin ganz Gelehrter, nie eine Wesensseite des Gegenstandes, kehrte die Medaille um und um bis zur ermüdenden Gewissenhaftigkeit, bis zur Blässe angestrengten Objektivismus. Als Häuptling der „historisch-ethischen" Auffassung ökonomischen Geschehens machte er Schule wie jede starke Persönlichkeit. Meist sogar im guten Sinn redlich-nützlichen Kärrnerthumes. Aber aus Schmollers Seminar zogen auch die unabhängigsten, geistig selbständigen Professoren, die Bahnbrecher neuer Erkenntniß und Forschungmethode.

Ein Wort muß über seine Stellung zum Frauenstudium gesagt werden. Die Volkswirthschaft (noch die zünftigste) erwies dem Weib früh Gastlichkeit. Neben sachlichen Gründen mag persönliche Entscheidung führender Nationalökonomen betheiligt sein. Schmoller hat Beatrice Webbs „Englische Genossenschaftbewegung" hoch gewerthet. Vielleicht bestimmte ihn dieses Werk, Arbeiten von Anfängerinnen auf ihre Tauglichkeit für sein Jahrbuch zu prüfen. Sein Scharfblick erkannte Elisabeth Gnauck-Kühnes soziologische Begabung; mit sicherer Hand wies er der Suchenden gemäße Bahnen. Auch mich, die ich seiner Auffassung ferner stand, eine gänzlich Unbekannte zu ihm kam, berieth er in werthvollster Art. Auf die einzige Empfehlung einer Erstlingarbeit hin erschloß er mir, wie sein Jahrbuch, Universität und Seminar. Solche an einem Mann seiner Generation bewundernswerthe Hilfbereitschaft kam sicher nicht aus einer Vorliebe für das Frauenstudium, sondern war durch ein feines Gehör für Zeiterfordernisse erwirkt. Schmoller widerstrebt jeder nur gefühlmäßigen Zurücksetzung. Als einzige Frau unter fünfzig Studirenden empfand ich seinen ungewöhnlichen, jede Befangenheit bannenden Takt.

Es ist am letzten Semestertag, am Schluß eines besonders ausgedehnten Kollegs. Da freut sich Schmoller an der Vollzahl der Hörer, namentlich auch der Hörerinnen. Zum ersten Mal beginnt sein Dank an die treue Schaar nicht mit den Worten „Meine Herren"; diesmal heißt die Anrede: „Meine Damen und Herren." Wüthendes Gescharre und Getrampel. Schmoller übertönt den Lärm. Erneutes Getrampel; zornige Zurufe. Den überlegen

lächelnden Blick in die Menge gebohrt, wiederholt der Bändiger hallend die Anredeworte!; wiederholt sie bis zum völligen Verstummen des Aufstandest schleudert sie nochmals in die erzielte lautlose Stille. In seinem Lächeln liegt Drohung: Hütet Euch!
Man sagt, daß Schmoller ein gefährlicher Gegner fei. Doch über die Person stellt er stets wohl die Sache.
Mit der Bewußtheit des wesentlich unnaiven Menschen giebt er eine Selbstanalyse seines Lehrerthumes, die ins Schwarze trifft: „Die Gesichtspunkte, welche mich bei meinen Vorlesungen beseelen, sind immer die gewesen: so anschaulich zu sein, daß Der, welcher die Dinge noch nicht kennt, sie einigermaßen sehen und erfassen kann; den Studirenden neben den allgemeinen gesicherten Wahrheiten den Gang beizubringen, auf dem sie gefunden sind, die Zweifel darzulegen, welche sie eingeben, die empirischen Grundlagen so im Detail darzulegen, daß er sie sich selbst ableiten kann. Ich weiß wohl, daß es auch eine andere Methode giebt, daß sie zum Theil für den Anfänger vorzuziehen ist. Auch in der Na« tionalökonomie (und gerade auch in der historischen) wird eine konstruirende Methode von mehreren meiner Kollegen mit Virtuosität gehandhabt: man geht von wenigen klaren Sätzen und Formeln, von präzisen Definitionen aus und bringt damit Einfachheit und Klarheit in Alles; ich möchte sagen, zu viel Einfachheit und oft nur eine scheinbare Klarheit. Ich fand im Leben. immer, daß der Hauptfehler in der praktischen Anwendung staats« wissenschaftlichen Wissens der sei, daß die der Universität Entwachsenen die gesellschaftlichen Erscheinungen für viel zu einfach halten; sie glauben, diese Erscheinungen mit wenigen Definitionen und Formeln bemeistern zu können. Meiner Auffassung und Anlage entspricht es, den Anfänger stets auf die Komplizirtheit und Schwierigkeit der Erscheinungen und Probleme aufmerksam zu machen." Dies ist Schmoller als Lehrer wie in seiner ganzen Wesenheit. Der Mann wägender Besonnenheit, dem Temperament kaum je die Richtlinien verwirrt; der bei aller Bedingtheit und Vielfältigkeit doch fest auf der wohlgerundeten Erde steht, der, überzeugt von der wissenschaftlichen Zuständigkeit sittlicher Werth« urtheile, zum Firmament der Hoffnungen aufblickt.
Nach einem zu Glück und Erfolg gleichsam vorbestimmten Leben, schwindelfrei, unbeirrt vom Anrücken zweiflerischer Jugend, ragt er in eine auch im Soziologisch«Wirthschaftlichen filmartig zuckende Segenwart. Helene Simon.

## Volksschulordnung in Großberlin.

(Für die Oberklasse.)

ie Verschiedenheit der Lehrpläne und der Klassenzahl in den Gemcindeschulen von Großberlin bereitet der Bevölkerung beim Wechsel des Wohnsitzes und Aufsuchen von Lehrstellen so vielerlei Mißstände, daß eine Aenderung des Zustandes seit Iahren allgemein als nothwendig empfunden wird. Das Kultusministerium berief deshalb Anfang 1912 einenAusschuß aus Vertretern der Aufsichtbehörden, der betheiligten Gemeinden und der Lehrerschaft, um die Ausstellung eines einheitlichen Lehrplanes für die Gemeindeschulen von Großberlin zu berathen. Die Verhandlungen wurden vertraulich geführt, die einleitendeil Sätze des neuen Einrichtungplanes sind aber zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden. Sie lauten: 1. Die Gemeindeschulen von Großberlin umfassen acht aufsteigende Klassen, jedoch ist bereits in der Klasse des siebenten Schuljahres wegen der aus dieser Klasse abgehenden Kinder ein Abschluß vorgesehen. 2. Es bleibt den Gemeinden von. Großberlin überlassen, die Klassen von 8 bis 1 oder von 7 bis 1 und 1s zu zählen. Die acht Klassen der berliner Gemeindeschule sind also erhalten geblieben und werden auch in den Vororten, die bisher nur über sieben Klassen verfügten, zum Theil eingeführt. Dafür ist aber in der Klasse des siebenten Schuljahres ein Abschluß der Ausbildung vorgesehen; ganz allgemein, also auch in Berlin, wo er bisher fehlte. Dieser Einigungversuch wird ungetheilten Beifall finden.

Erheblichen Bedenken aber muß der zweite Satz unterliegen. Er trägt alle Merkmale der im Ausschuß herrschenden Meinungverschiedenheiten, geht aber ihrer Lösung aus dem Weg. Denn mit Sicherheit läßt sich voraussehen, daß Berlin bei seiner Benennung 8 bis 1 bleiben, die meisten Vororte aber ihre Klassen von 7 bis 1 und 1s, zählen würden. Damit wäre die Verschiedenheit, die der Ausschuß endgiltig beseitigen sollte, amtlich festgelegt. Die unausbleiblichen Irrthümer bei den Kindern, die umgeschult werden, bei ihren Angehörigen und den Geschäftsleuten, die für zwei benachbarte Ortschaften Schulbücher und anderte Lehrmittel vorräthig halten, mag mancher Lehrer gering einschätzen. Aber nie wird man über den Mißstand hinwegkommen, daß eine der wichtigsten Abgangsklassen in den Vororten als erste, in Berlin als zweite gezählt werden soll, Rund 7000 Kinder gehen jährlich in Berlin aus der Klasse des siebenten Schuljahres, der Zweiten, ab. Sie alle müßten beim Aufsuchen einer Lehrstelle hinter ihren Gefährten, die aus der gleich hohen Ersten Klasse des Vorortes abgehen, zurückstehen. Denn wenn man die Bevölkerung auch noch so oft über die verschiedene Klassenbezeichnnng aufklärt, der Handwerksmeister, der kleine Kaufmann und Gewerbetreibende wird das Abgangszeugniß der Ersten Klasse höher bewerthen als das der Zweiten, ohne lange zu bedenken, ob das eine Zeugniß in Wilmersdorf, das andere in Berlin ausgestellt ist. Diese Ungerechtigkeit durfte nicht bestehen bleiben; und da im Lehr»

Plan-Ausschuß keine Einigung über eine gleichmäßige Bezeichnung erzielt wurde, war es Recht und Pflicht des Ministeriums, die durchgehend gleiche Bezeichnung vorzuschreiben. Eine erneute Anfrage bei den betheiligten Gemeinden war zwecklos, denn deren Auffassungen waren in den Iahre lang gepflogenen Verhandlungen, zuletzt noch im Lehrplan-Ausschuß, zum Ausdruck gebracht worden.
Aber ließ sich die Einheitlichkeit nicht herstellen, indem man die berliner Zählweise allgemein vorschrieb? Gewiß: wenn es sich bei der Bezeichnung nur um eine gleichgiltige äußere Form handelte, wäre,es billig gewesen, den Wünschen Berlins, das die meisten Schulen besitzt und in ihnen bereits acht aufsteigende Klassen eingerichtet hat, Rechnung zu tragen. Aber für die Entscheidung mußten innere Gründe maßgebend sein. 'Die Bezeichnung durfte nicht einer Ortschaft zu Liebe gewählt werden, sondern sie mußte dem neuen Unterrichtungplan entsprechen, die Vertheilung des Stoffes auf die einzelnen Iahrgänge und vor Allem den in der Siebenten Klasse vorgesehenen Abschluß zu richtigem Ausdruck bringen.
In der Festsetzung dieses Abschlusses ist die wesentliche Bedeutung der Neuordnung zu suchen. In ihr liegt das Zugeständniß, daß für die meisten Kinder, die von sechs bis vierzehn Iahren die Schulen besuchen, sieben aufsteigende Klassen die angemessene Zahl bilden, die sie ganz überwinden können. In der Verkennung dieser 'Ähatfache durch Lehrervereine und Gemeindeverwaltungen liegt der Grundfehler, der bei der Erörterung der Frage gemacht wird. Der Satz „Für jedes Schuljahr eine besondere Klasse" klingt selbstverständlich, ist aber entweder nichtssagend oder irreführend. An seine Stelle hat der für alle Schulen gleichmäßig geltende Erfahrungsatz zu treten, daß für eine bestimmte größere Anzahl von Klassen eine Lebenszeit von mindestens einem Iahr mehr zur Verfügung stehen muß.
Von den Volksschülern treten in Berlin mehr als zehn Prozent wegen körperlicher oder geistiger Schwäche verspätet in die Schule ein. Ein großerTheil der Kinder wird dann gelegentlich durch eigene länger dauernde Krankheit oder durch ansteckende Krankheiten der Geschwister und Hausgenossen vom Unterricht fern gehalten. Andere werden durch dnangelnde Begabung, unglückliche häusliche Verhältnisse und verfrühte Heranziehung zum Gelderwerb in ihrer geistigen Entwickelung so gehemmt, daß sie nicht alle Klassen in der vorgeschriebenen Zeit durchmachen. Tatsächlich erreicht nicht ganz die Hälfte aller Schulkinder die Erste Klasse und wenig mehr als ein Drittel macht sie ganz durch. Wollte man also einer nennenswerthen Mehrheit der Volksschüler eine auf acht Klassen vertheilte Ausbildung sichern, so müßte 'man sie neun und mehr Lebensjahre in der Schule behalten können.
Für die höheren Schulen gilt das Selbe. Obgleich hier die häuslichen Verhältnisse ungleich günstiger liegen, wurde doch, wie, zum Beispiel, eine statistische Zusammenstellung des Iahres 1912 ergiebt, die Abiturientenprüfung im Durchschnitt nicht mit 18 Iahren, sondern auf

den preußischen Gymnasien mit 19,7 Iahren, aus den Realgymnasien mit 19,5 Iahren und auf den Oberrealschulen mit 19,6 Iahren abge« legt, das Einjährigenzeugniß auf den Realschulen nicht mit I5 Iahren, sondern erst mit 16,8 Iahren erworben. Ueberall ist also die Anzahl der Klassen geringer als die der Lebensjahre. Aber dieser Satz hat für höhere und niedere Schulen verschiedene Bedeutung. Denn dieSchüler höherer Anstalten sind in ihrer Zeit kaum beschränkt; für sie ist es weniger wichtig, ob sie ein Iahr oder zwei auf die Schulzeit zulegen. Man kann deshalb getrost die Zahl der Gymnasialklassen nach erzieh- lichen und wissenschaftlichen Grundsätzen bestimmen und den Eltern überlassen, wie viele Lebensjahre mehr sie ihren Kindern für die Schule zugestehen wollen. Bei den Schichten aber, aus denen die Volksschule ihre Zöglinge bezieht, ist die wirthschaftliche Nothwendig. keit, die Kinder so früh wie möglich ins Erwerbsleben zu führen, so zwingend, daß nur in Ausnahmefällen der Schulbesuch über die ge- setzliche Zeit hinaus fortgesetzt wird. Auf hundert Kinder kommt in Berlin immer nur eins, das über das vierzehnte Iahr in der Volks- schule bleibt. Man kann deshalb den Unterrichtsplan der Volks» schulen nicht auf irgendein theoretisch erwünschtes System gründen, sondern muß als Ausgangspunkt die festbegrenzte Spanne von acht Iahren nehmen und danach die Klassenzahl für den Durchschnitts« schüler um eins geringer bestimmen. Wenn der Gymnasiast durch einen Druck von gleicher Stärke, wie ihn die wirthschaftlichen Verhältnisse auf den vierzehnjährigen Volksschüler ausüben, im achtzehnten Iahre zum Verlassen der Schule gezwungen wäre, wenn etwa die Univer» fität den Besuch der Vorlesungen davon abhängig machte, daß er die Reifeprüfung schon mit achtzehn Iahren bestanden hätte, so würde keine Behörde auf den Gedanken verfallen, zwölf aufsteigende Schul» "stufen einzurichten, sondern sie würde weniger Stufen anordnen, um nicht die Mehrzahl der Tauglichen von der Universität auszuschließen. Die Mißachtung dieser Erfahrungthatsachen hat verschuldet, daß biele Zehntausende von berliner Volksschülern ins Leben treten muß» ten, ohne den Abschluß ihrer allgemein für erforderlich erachteten Schulbildung empfangen zu haben. Freilich pflegen manche Lehrer die abgeschlossene Schulbildung ja gern zu bespötteln; und auch die von der berliner Lehrerschaft im Iahr 1911 ausgearbeiteten Vor» schlage für die neuen Lehrpläne wollen von einem Abschluß nach dem siebenten Schuljahr nichts wissen. Sie ordnen vielmehr den ganzen Wissensstoff in acht Stufen ein und legen auf die letzte Stufe gerade die wichtigsten Abschnitte, die jedes Unterrichtsfach erst' beenden und krönen. Die Achte Klasse bringt zum ersten Mal in der Religion die Gleichnisse Iesu und die Bergpredigt, in der Geschichte die ganze Zeit nach Friedrich dem Großen, also die Französische Revolution, die Befreiungskriege und die Begründung des Deutschen Reiches. Alle diese wichtigen Abschnitte würden der Hälfte der berliner Volksschüler, da sie die Erste Klasse nicht erreichen,

vorenthalten und weiteren fünfzehn Prozent, die nur ein halbesIahr der Ersten Klasse angehören, in Bruchstücken übermittelt werden. Da» durch wird der Werth und die Verwendbarkeit des Entwurfes, an dem die gediegensten Kräfte der Lehrerschaft gearbeitet haben und in dem reiche Unterrichtserfahrungen niedergelegt sind, wesentlich beein« trächtigt. Ohne in die Beschlüsse des Lehrplan-Ausschusses eingeweiht zu sein, kann man mit Sicherheit erwarten, daß die hervorgehobenen Abschnitte und andere gleich unentbehrliche der Klasse des siebenten Schuljahres zugewiesen sind, so daß dort ein Abschluß erreicht wird. Hiernach läßt sich die Stellung, die der Klasse des siebenten und achten Schuljahres in dem neuen Einrichtungplan zukommen wird, richtig beurtheilen und danach die vom Minister festgesetzte Zählweise würdigen. Die Siebente Klasse ist die höchste, die von der Mehrzahl der Schüler vollständig durchgemacht wird; in dieser Siebenten Klasse findet ferner der Lehrstoff, den man den Volksschülern für das Leben mitzugeben sittlich verpflichtet ist, seinen Abschluß. Die Schüler, die aus ihr abgehen, haben ein Anrecht, auf dem Entlassungzeugniß die Bestätigung zu erhalten, daß sie ihre Pflicht gethan und ihre Schulbildung abgeschlossen haben. Die Klasse des achten Schuljahres nimmt nur eine kleine Minderheit körperlich und geistig besonders beanlagter Kinder für ein Iahr auf und bietet ihnen eine über das unbedingt Nothwendige hinausgehende Erweiterung Knd Vertiefung des Wissens. Diese bevorzugte Stellung wird treffend durch den Namen oder „Oberklasse" bezeichnet. Ihre Schüler werden, wie sie es verdienen, über die des Durchschnittes herausgehoben, ohne daß Diese unverdient hinabgedrückt werden.

Die Berechtigung der neuen Stoffvertheilung und die Folgerichtigkeit der Zählweise steht also fest. Dennoch wurde die ministerielleVerfügung mit den Ausdrücken der Entrüstung als neues Glied in der Kette von Maßnahmen hingestellt, die die Volksbildung hinunterschrauben sollen. Zu der Schwere und Leidenschaftlichkeit dieser Beschuldigungen stehen freilich die sachlichen Einwände, die man einzeln angeführt hat, in auffallendem Gegensatz. Selbst wenn sie berechtigt wären, würden sie ziemlich bedeutunglos sein. Der Berliner Lehrer- und Lehrerinnenverein hat die vermeintlichen Gefahren der neuen Aählweise in einer Bittschrift an den Minister zusammengestellt und zugleich der Oesfentlichkeit vors Auge geführt. Alle aufgezählten Bedenken laufen auf die Befürchtung hinaus, daß die Bezeichnung der Achten Klasse als Oberklasse dazu führen müsse, sie allmählich ganz zu beseitigen und damit die achtstufige Gemeindeschule zur siebenstufigen, die bekanntlich minderwerthig sei, zu erniedrigen. Zunächst würde, wie die Eingabe meint, die freiwillige Ausdehnung des Schulbesuches über das vierzehnte Iahr allmählich ganz schwinden. Unter den rund 224 000 Kindern, die die Gemeindeschule besuchten, und den 25 000, die aus ihr abgingen, waren aber im Iahr 1911 nur 230, deren Schulpflicht von den Angehörigen verlängert worden war. Diese Zahl ist,

an sich betrachtet und mit den anderen verglichen, so gering, dah sie bei der Bedeutung der ganzen Frage gar nicht ins Gewicht fällt. Die Zahl hat übrigens in den letzten Iahren auch unter den bestehenden Verhältnissen ständig abgenommen und hängt nicht vom Schulsystem, sondern nur von der wirthschaftlichen Lage ab.

Auch die weitere Befürchtung, daß mehr Gesuche um vorzeitige Befreiung vom Schulunterricht einlaufen werden, sobald die Erste Klasse bereits nach sieben Iahren durchgemacht sein kann, ist belanglos. Denn der bloße Wunsch der Eltern genügt nicht, und da Schule und Aufsichtbehörde ihre Entscheidung nach den selben Grundsätzen wie bisher treffen werden, wird das jetzige Verhältnis;, wonach unter den 224 000 Schülern etwa 2000 vorzeitig vom Unterricht befreit werden, unverändert bleiben.

Eine stärkere Entvölkerung der obersten Klasse als jetzt ist also nicht zu erwarten. Die selben Schüler, die unter den heutigen Verhältnissen die Erste Klasse erreichen, gelangen später auch in die Oberklasse. Ob jede Schule eine eigene Oberklasse besitzen wird oder ob bei geringerer Schülerzahl die Oberklassen benachbarter Schulen zusammengelegt werden: Das entscheidet später jede Gemeinde nach eigenem Ermessen. Berlin kann grundsätzlich in jeder Schule eine Obsrklasse einrichten. Wenn aber in den Vororten mehrere Schulen eine gemeinsame Oberklasse besitzen und Berlin später (die Anschauungen wechseln ja) den selben Weg beschreiten sollte, so entstünde dadurch kein Schade. Eine ähnliche Einrichtung besteht auch an den höheren Schulen Berlins, wo auf vierzehn Realschulen drei Oberrealschulen kommen. Nicht nur wirtschaftliche Gründe, sondern auch unterrichtliche Erwägungen sprechen dafür. Bei kleinen Kindern kann allerdings die häufige Umschulung mitten im Schuljahr und mitten in der Aneignung des fortlaufenden Lehrstoffes mancherlei Schaden bringen; aber die beweglichen Klagen des Lehrervereins treffen auf die dreizehnjährigen Kinder nicht mehr zu. Die werden, nachdem sie in der Ersten Klasse den festgesetzten Abschluß ihrer Ausbildung erhalten haben, gemeinsam mit ihren begabtesten Klassengefährten, denen sie seit Iahren nah stehen, gern in die einige Strahenzüge entfernte Oberklasse einziehen, um dort ihre Kräfte mit den besten Schülern des Stadtviertels oder der ganzen Ortschaft zu messen. Ihre Lehrer hätten sie auch in der alten Schule zum großen Theil gewechselt, denn die Weiterführung von Klassen durch den selben Lehrer findet man meist nur unten, während für die obersten Klassen stets bestimmte, besonders kenntnißreiche Lehrer verwendet werden. Die einzelne Schule, der die Oberklasse fehlt, wird auch keineswegs die besten Schüler für sich in der Ersten Klasse zurückbehalten (was mit der Pflichttreue der Lehrer und Rektoren eben so wie mit den Aufsichtbefugnissen der Behörden unvereinbar ist), sondern sie wird ihren Ehrgeiz darein setzen, in die gemeinsame Oberklasse immer möglichst viele ihrer gut vorgebildeten Schüler zu entsenden.

Volksschulordnung in Großberlin.

Und nun möge zum Schlug noch ein Blick auf den Unterrichtsbetrieb dieser geplanten Oberklasse geworfen werden, damit man beurtheilen könne, ob sie den Vergleich mit der jetzigen Ersten Klasse zu scheuen hat. Berlin verfügte im Iahre 1911/12 über W0 Zweite Klassen, besaß aber nur 324 Erste Klassen, Deren Zahl ist deshalb so gering, weil zu Ostern und Michaelis bekanntlich eingeschult wird und diese Oster- und Michaeliscoeten bis zur Zweiten Klasse durchgeführt werden, aber nicht weiter. Dann werden beide Coeten fast durchgängig wegen der geringen Schülerzahl zu einer einzigen Ersten Klasse vereinigt, so daß diese Klasse zwei verschieden vorgebildete Abtheilungen enthält. Die zu Michaelis aus der Zweiten nach der Ersten Klasse versetzten, Schüler treffen hier eine Abtheilung an, die im Sommerhalbjahr schon den Unterricht genossen hat, den sie selbst im kommenden Winter empfangen sollen. Ein gemeinsamer Unterricht beider Abtheilungen ist also, da der Lehrstoff fortlaufend ist, in vielen Fächern bisher unmöglich; und eine Abtheilung mich sich selbst überlassen bleiben, während der Lehrer mit der anderen arbeitet. Man braucht nicht Fachmann zu sein, um die Mängel dieser Unterrichtsweise zn erkennen, und mit Sicherheit darf erwartet werden, daß in den neuen Lehrplänen dieser Fehler vermieden und getrennter Unterricht an die einzelnen Abtheilungen der Oberklasse nicht mehr zugelassen wird. Die Aufgabe läßt sich gerade bei der neuen Eintheilung leicht lösen. Denn da in der Klasse des siebenten Schuljahres, der neuen Ersten, bereits ein Abschluß erreicht sein soll, bleiben der Oberklasse viele ausgewählte Abschnitte aus allen Wissensgebieten vorbehalten, die unabhängig von einander sind und deshalb mit beiden Vbtheilungen gemeinsam durchgearbeitet werden können, nicht nur aus den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst, wo es bisher schon möglich war, sondern auch aus der Glaubenslehre und Kirchengeschichte, aus Bürgerkunde, Handel, Weltverkehr und Naturwissenschaft. Bedeutet hiernach die neue Lehrstoffvertheilung und die ihr folgerichtig angepaßte Klassenbezeichnung wirklich einen Rückschritt in der Entwickelung des preußischen Volksschulwesens? Wenn man allen Erwägungen das Dogma voranstellt, daß die rein achtklassige Schule mit Abschluß nach der letzten Stufe das Ideal, jede andere Form minderwerthig sei, dann freilich muß die Frage bejaht werden. Ohne vorgefaßte Meinung ist sie zu verneinen. Auch sämmtliche Gemeinden von Großberlin werden, wenn die noch an einigen Stellen vorherrschende, von Lehrervereinen ausgehende Mißstimmung überwunden ist, die bleibenden Vorzüge des neuen Unterrichtsplanes dankbar anerkennen. Iedenfalls werden die Kinder, die aus der neuen Ersten Klasse abgehen, in ihrer abgeschlossenen Bildung denen der früheren Zweiten vorzuziehen sein. Wer aber der Oberklasse ein Halbjahr oder Zwei angehörte, wird mehr Wissen in sich aufgenommen haben, als ihm in der bisherigen Ersten Klasse geboten war,

Wilmersdorf. Dr. Georg Heinitz. »

Preußen.

KzMs wispert in Rheinsbergs Muschclfaal.
W«ö Die Pagen kichern und lachen,
„Seine Hoheit, Prinz Heinrich, sind heule so fahl.
Das giebt wieder reizende Sachen.
Heut kommt ja des Königs Majestät.
Da wird unserem Prinzen der Kopf gedreht.
Denn der König will mit ihm sprechen
Und ihm lustig die ivirbel brechen,"
Prinz Heinrich ordnet das Puderhaar
vor d<m Spiegel im Bildersaal.
„Hier spielte er, als er noch Kronpnnz war,
Und j^tzt ist er Korporal.
Hier war er Genie. Jetzt kennt er nur Pflichten;
Jetzt weiß er nichts mehr von Träumen und Dichten,
verweht ist die letzte Spur
von Liebe, Geschmack und Kultur."
Am Nachmittag steht, durchgeistigt und blaß,
Der Prinz vor der Majestät.
In seinen Augen flimmert ein Haß;
Und der große König versteht.
Er sieht ich den Bruder prüfend an
Und endlich bricht er des Schweigens Bann,
Er folgt seiner Hunde Spiel:
„Ihr nnditirt zu viel!
veidrchtes Melier. Ich kenne Das.
Der See, diese Luft giebt Grillen,
Nonsieur mon fröre sind reichlich blaß
Und leben von Eisenvillen?
Das hat mich schon früh der Vater gelehrt:
Zwei Eisenkurcn haben Werth:
Der Krieg, mon prince, und die Pflicht»
Das Andere schert uns nicht,
Ich fand mich ja auch in die Rolle hinein.
Ich sehe nicht mehr, was schön ist;
Ein König, Soidat, für den das Schrein
Der Blessirten das liebste Getön ist
Ah, blsgue . , . passe der Iugendtraum , , .
Jetzt spritzt mir der Krieg ans Haus den Schaum
Und würgt meine Monarchie.
Ein Lächeln ist Sanssouci.

was Geist, was Kunst, Genie, Geselmack?
Schlagt iotl 's ist cKäMäcZe und Last,
Zum Teufel mit Dichter- und Künstlerxack!
?srgon, ich glaube fast . . ."
Des Königs Bncke scheinen gebannt.
„Nicht wahr? Dies Haar? Diese rociche Hand?"
Er bleibt vor dem Bilde stehn . . .
„Line reizende Dam.', von'Pesne?
Der Blick ist kcnz, die Wange weich
wie Pfirsich von Versailles.
Die Lippen! von pesnel Ich sah es gleich!
Und das Kle^d s >a rocäille , . ,"
Da starrt Prinz Heinrich den Bruder an.
Gr begreift und lächelt: „Sic sind ein Mann.
Noch ist es nicht zu spät.
Ich komme, Majestät."
Dann haben die Brüder nichts mehr gesagt,
von Kunst nicht mehr ge>p,ochen
Und haben sich auch nichts vorgeklagt
Und waren nicht gebrochen,
Sie ritten am Abend nach Berlin,
Sann mußten sie Beide nach Böhmen zichn
Da sorgten die feindlichen Reiter
Für ihre Belustigung weiter.
Sie haben Siez auf Sieg gesetzt
Und sprachen immer noch nicht.
Nur fanden sie zuallerletzt
Die harte Freude der Pflicht.
Sie wurden ernst und wurden still.
,,<Lin Jeder weiß jetzt, was er w,ll,"
Der König sprach es einmal;
>Ls war nach dem freiberger Thal.
Am Abend spielte leis in die Nacht
Der König ein Konzert.
Da hat am Feuer der Prinz gelacht.
Dann hat er sich nicht gesperrt,
Line Thräne schlich ihm die Wange hinab.
Und er sprach in die Gluthcn, scharf und knapp.
Den Tert 'ur Melodie:
»Uourir . . . rMisir . . .
pour la pstrie,
?our Is pstrie!-
Werner von der Schulenburg.

Die Zukunft,

Mexikos Bankerot.

er schwache Madero, der den starken Porfirio Diaz vom Thron gestoßen hatte, erfreute sich des amerikanischen Schutzes. Er fiel als Opfer der Anarchie und wurde durch den Thatmenschen Huerta abgelöst. Alle echten Mexikaner sehen in Huerta, dem schlauen und zähen Stammesgenossen Chingachcooks, den einzigen Mann, der wieder Ordnung schaffen kann. Aber die Staatsmänner in Washington betrachten huerta als Rebellen und fordern seinen Rücktritt. Er wehrt sich, bleibt und sperrt dem europäischen Kapital die Zinsen, Europa zahlt die Kosten der washingtoner Politik. England und Frankreich sitzen auf einem Haufen mexikanischer Papiere; auf einem hohen, seit der (sonst nicht so gut berathene) Deutsche sich von seinen Mexikanern getrennt hat, als sie wieder einmal gestiegen waren. Niemand dachte an die Möglichkeit einer Zinsensperre. Mexiko hatte seit Iahrzehnten seine Coupons pünktlich eingelöst und war stark geblieben, als andere Staaten ihren Gläubigern schlimme Pein bereiteten. Argentinien, Brasilien, Portugal, Griechenland. ?empi psssati. Die schwarze Liste, die vom Oounoil «k torei^u booäkoläsrs geführt wird, gilt nicht mehr, seit die Vereinigten Staaten Centralamerika saniren. Nun aber macht Mexiko auf das weiße Blatt einen dicken Klecks. Die Erinnerung an die schönen Tage der Diazepoche wird wach. Man hört den Namen des besten Finanzministers, den Mexiko je hatte, Limantours; und jetzt ists blutiger Ernst, Als 1893, nach Silbersturz und schlechten Ernten, vom drohenden Bankerot gesprochen wurde, kam das Gerücht von den Baissiers und Alles ging schließlich gut. Mexiko zahlte seine Zinsen, Müssen wir auf die nächste Zahlung nun warten, bis die Vankees den Rio Grande überschritten und aus die Mauern Mexikos das Sternenbanner gepflanzt haben?

Die Einlösung der Ianuarzinsscheine war für die Zollanleihe von 1899 und für die innere Anleihe von 188Z gesichert worden. Zwei Wochen danach: Zinsensperre. Zunächst für sechs Monate. Aber in solchem Fall bedeutet eine Frist nicht viel. Dem Zusammenbruch der Staatsfinanzen war der Bankerot der National Railways of Mexiko, des,größten Eisenbahnnetzes derRepublik, vorangegangen. DerIanuarcoupon der auch in Deutschland eingeführten 4>,zprozentigen Prior Lien Bonds konnte nicht eingelöst werden. Den Obligationären wurde vorgeschlagen, statt der Barzahlung sechsprozentige Notes mit dreijähriger Geltung, verbürgt durch Regirungbonds, zu nehmen. Diesem Anerbieten ist durch den Staatsbankerot die festeste Stütze entzogen. Aber den Besitzern der Bonds bleibt keine Wahl; bares Geld bekommen sie ja nicht. Das Kapital derNationalRailways ofMexiko, ein Stock von rund 890 mexikanischen Dollars, ist auf ein Drittel seines Werthes zusammengeschrumpft. Noch im Iuni 1913 wurden von einem internationalen Konsortium, dem auch deutsche Banken angehörten, 6 Millionen L ßprozentiger Goldnotes der National Railways

übernommen. Die Zeichnung erfolgte in Paris. Eine Zulassung in Deutschland war ausgeschlossen; die preußische Regirung wollte neue Mexikaner nicht an die Börse lassen. (Das war, nach Chicago-Mil» waukee, der zweite Streich. Den dritten brachte der zehnte Ianuar 1914.I Anlaß: Galizien. Ist es nöthig, daß deutsche Börsen sich den 'Schuldverschreibungen eines Landes öffnen, das deutsche Waaren boykottirt? Gewiß nicht. Also war der Protest berechtigt. Und die Aktivlegitimation wurde durch die Vorbereitung der preußischen Schatzscheinemission erbracht. Um der Meinung vorzubeugen, das Handelsministerium sei gegen alle ausländischen Geschäfte, müßte es stets sagen, auf welche Scheibe der Pfeil abgeschossen war.)

Die Mtionäl Ksilvs^s sind nach nordamerikanischem Muster fi» nanzirt worden. Ein Wolkenkratzer aus Werthpapieren. Durch die Verwässerung deA Kapitals wurde die Ertragfähigkeit geschmälert; und der Krieg vernichtete die letzten Reste der Rentabilität. Wirthschaftgüter wurden nicht mehr befördert und die Bahn verlor einen großen Theil ihrer Strecken, Brücken und Wagen. Erst nach Iahren und mit dem Aufwand großer Geldmittel könnte der Bahnkörper geheilt werden. Besser als den National Railways erging es derTehuan« tepec-Eisenahn, die ihr Netz weit vom Schuß hat. Güter- und Pers!onentransporte bleiben ungehindert; und die Besitzer der (in Berlin notirten) Schuldverschreibungen dieser Bahn haben, außer dem Kursverlust, keine Gefahr zu fürchten. Wie viele Mexikaner in Deutschland liegen, läßt sich nicht errechnen; nur der Gesammtbetrag der in Berlin, Frankfurt, Hamburg eingeführten Anleihen und das Stück, das vom Kurswerth abgeschmolzen ist. Ohne die Schuldverschreibungen der National Railways hat man einen Stock von rund 875 Millionen Mark. Ein Kursrückgang von 30 Prozent ergiebt einen Verlust von 260 Millionen Mark. Das ist immerhin der Rede werth,

Die schlimmste Schädigung erleidet der mexikanische Kredit durch den Zusammenbruch der Währung. Diese Katastrophe trifft den Hauptnerv der mexikanischen Wirthschaft, den Außenhandel; denn die Republik kann ihre Güter nicht zu normalen Preisen an das Ausland verkaufen, so lange ihr Geld werthlos ist. Die feine Arbeit des klugen und gebildeten Limantour, der eine mitteleuropäischen Mustern nachgebildete Währung vorbereitete, ist zerstört, Huerta verbot, unter Androhung strenger Strafen, die Ausfuhr von Gold- oder Silbermünzen, Dadurch sollte die Metalldecke festgehalten und den Banknoten die erforderliche Schwere gesichert werden. Aber alle Gewalt hat das Edelmetall nicht im Land gehalten; und der mexikanische Silberpeso, der einen bestimmten und anerkannten Werth hatte, ist heute nicht viel mehr als ein monetärer Begriff. Wer Zahlungen in Pesos zu erhalte» hat, verliert viel; und das Verbot der Goldausfuhr, das bei der Ankündung des Staatsbankerots wiederholt wurde, hat den mexikanischen Wechselkurs im Ausland in den tiefsten Abgrund gestürzt. Ein Land, das nur noch mit Papiergeld von zweifelhafter Güte zahlt, ist



file:///D|/0515/ocr%2080er/dz%20086_143.html[17.07.2014 17:08:44]

im internationalen Geschäft unmöglich. Die Entwerthung des mexikanischen Geldes drückt natürlich den Vermögensstand der eingeborenen Bevölkerung. Wie groß der Schade war, wird man erst sehen, wenn ein neuer Reformator den Kredit wieder festigt. Für die Amerikaner, deren geschäftliche Interessen in Mexiko durch eine zehnstellige Zahl ausgedrückt werden, müßte sich die Initiative von selbst ergeben. Sie können wünschen, die mexikanische Wirthschaft zu Ramschpreisen zu kaufen; hätten aber keinen Gewinn von einem solchen Erwerb, wenn sie nicht für eine haltbare Vergoldung sorgten.

Die Vereinigten Staaten bezogen im Geschäftsjahr 1912/13 für 225 Millionen Pesos Waaren aus Mexiko, das für 98 Millionen von der Union kaufte. Dann kommt England mit 26 und 31, Deutschland mit 25 und 16 Millionen Pesos. Der Gesammtwerth des mexikanischen Außenhandels betrug 496 Millionen Pesos und das wichtigste Ergebniß war ein Aktivsaldo der Handelsbilanz. Die Hauptlieferanten könnten ohne diese Kundschaft bestehen; aber Mexiko kann den Export seiner Waaren nicht entbehren. Wird ihm die Ausfuhr gehemmt, so vergrößert sich seine Verschuldung ans Ausland noch mehr. Der Weltmarkt nimmt von Mexiko Silber, Gold, Kupfer, Blei. Nun ist die Ausfuhr der Edelmetalle verboten, die Kupferminen arbeiten nur mit halber Kraft und die Bleiproduktion ist eingeschränkt worden. Folgen: Entwerthung des Wechselkurses und Steigerung der Bleipreise. Kupfer ist nicht so empfindlich, weil der Weltmarkt aus mehreren Quellen gespeist wird und Ersatz immer möglich ist. Blei aber wird theurer, sobald ein großer Produzent weniger liefert.

Die Hauptschlacht tobt um das Petroleum. Die Standard Oil war vertreten durch die Waters Pierce Co., die Pierce Oil Corporation heißt, seit sie sich von der Standard Oil getrennt hat. Behauptet w ird.Rockefeller habeMexiko, seit dem Konflikt mit serner alten Agentin, der Waters Pierce, denRücken gekehrt; doch giebt esBeziehungen zu dem zweiten großen Petroleumconcern (Mexican Petroleum Co. of Delaware und Petroleum Transport Co.), Noch gebieten die Engländer im mexikanischen Oelreich. Die Firma S. Pearson L Son in London ist nicht nur ,in Mexiko, sondern auch in den südamerikanischen Republiken eine Großmacht. Lord Cowdray of Midhurst, der geadelte Hauptchef des Hauses, Lord Murray of Elibank, Sir Clarendon Hyde: diese Namen haben südlich vom Rio Grande einen guten Klang. Die Petroleumgesellschaften der Pearsongruppe sind: die Eagle Oil Co, (Rohöl und Raffinerie), die Eagle Oil Transport Co. (Transportdampfer) und die Anglo-Mexican Petroleum Product Co. (Außen, Handel). Diese drei Werkzeuge arbeiten gemeinsam für die englischen Petroleuminteressen; und daß, sie nicht erfolglos sind, zeigt das Minenspiel der Amerikaner. Die Pearsons kontroliren Eisenbahnen, Elektrizitätgesellschaften, Weißblechfabriken, Am Ende werden Iohn Bull und Uncle Sam sich einigen. Muß zuvor aber Mexiko seinen letzten Peso verlieren und seinen Gläubigern den Schlummer stören?

L a d o n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Haiden tn Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin — Druck von Paß « Garleb S. m. b tz In Berlin.

Berlin, den 31. Januar 1914.
Das Waarenhaus der vernünftigen
Menschen.
AMür den Begriff „vernünftige Menschen" würde ich die Grenze ziemlich hoch nach oben ziehen und recht viele berliner Ercellenzendamen, auch manche Millionärin einschließen. (Mit anderthalb Millionen Vermögen sind kinderreiche Familien heutzutage ja nicht mehr reich; sie müssen sich täglichen Einschränkungen unterziehen.) Menschen dieser Kreise sind Kunden der Waarenhäuser, nicht nur wegen des kleinen Kostenunterschiedes, sondern wegen der Ersparnisse an Zeit. Wegen eben dieser Gründe ist der Kampf gegen Waarenhäuser vergeblich; auch erklärte Gegner benutzen ja Dampffähren, statt den hart unter, kder Konkurrenz leidenden Ruderknechten ein ehrliches Auskommen zu gewähren. Die meisten Kunden dieser Sorte beschäftigen zwar ihren besonderen Schneider, Handschuhmacher und Schuhmacher, ihre Schneiderin und Putzmacherin, ihre Buchhandlung und ihr Blumengeschäft. Aber mit unserer Liste, unserer Sammelkarte in der Hand kaufen wir etwa wöchentlich im >Waarenhaus die verschiedensten kleinen Erfordernisse des Alltags. Wegen dieser Alltagsbesorgungen nähern wir uns einem Millionen kostenden, reich geschmückten Monumentalbau. Fast jede der gewaltigen Spiegelscheiben-Abtheilungen, in denen londoner und pariser Waarenhäuser allerlei Gegenstände mit Preisangabe zweckgemäß und übersichtlich aufbauten, ist in Stilleben verwandelt, in ein Bild. Sehr beträchtliche Summen werden für diese „Kunst" ausgeworfen. Stoffe und Kostbarkeiten aller Art werden hierfür preisgegeben. Natürlich kann solche Wachspuppengruppe auch in der verfeinertsten Farbenskala, auch in de.
is

sinnig-sentimentalsten Zusammenstellung nicht künstlerisch befriedigen; immerhin erheitern Stilleben die Straße, haben also Einiges für sich. Warum aber sollen wir Glühstrümpfe in einem Alabasterraum kaufen, Einsatztüll unter dem Schatten eines Simili-Trecento-Reliefs, Gummischuhe an einem von Künstlerhand (schlecht) entworfenen Trophäenbogen, Läufer in einer mit Onyx eingelegten Marmorhalle, Schreibhefte, Kasserollen und Nähnadeln an einer überladenen, verschnörkelten, schmiedeeisernen Barock-Balustrade? Wollen wir eine Lücke im Wäscheschrank ergänzen, so finden wir einen gewaltigen Aufbau; hunderttaufend künstliche Rosen schmücken ihn aus, hunderttausend zu Wasserlilien gedrehte Taschentücher wurden hierzu entwerthet. Auch wenn wir Luxusgegenstände kaufen, brauchen wir dazu doch keine Malachitwände, keine Blumenfülle. Diesen Aufmachungluxus, diese Ausgaben für die Dekoration des uns gleichgiltigen Waarenhauses bezahlen wir vernünftigen Menschen, all unsere Einkäufe werden mit einem nicht unbeträchtlichen Aufschlag belegt; statt die Wohlthaten des Großbetriebes voll auszunutzen, tragen wir die Kosten für diesen unnöthigen Schmuck.

Wer hierüber nachdenkt, zahlt diesen Aufschlag unwillig; und Menschen mit einem kultivirten Geschmack leiden geradezu unter dieser mißlichen Pracht. Denn neun Zehntel der Besucher passen zu diesem Luxus, wie Eisbein auf Meißener Porzellan; sie fallen lohne ihre Schuld in verletzender Weise aus dem Ton. Diese kleinbürgerlichen Menschen wirken richtig, vernünftig, erfreulich in einer Elektrischen im Nordosten der Stadt, an der Familienkaffeeküche von Pichelswerder. Inmitten der Marmorwände, Treibhausblumen und Prachtornamente erhalten sie ein traurig grotesques Aussehen. Diese Dekorationen sind nicht nur überflüssig: sie sind unästhetisch. Schuld daran ist nicht etwa eine Liebhaberei der Waarenhausbesitzer. Die glauben vielmehr, es dem Geschmack jder Menge schuldig zu sein. Neberall würde man das Selbe hören: „Das wird eben heutzutage verlangt." Weil diese Anschauung bedrohlich auf die deutsche Kulturentwickelung einwirkt, schreibe ich diese Zeilen.

In Ländern alter Kultur wird dies Alles nicht verlangt. Dort hat man mehr Gefühl für Harmonie und Stil. Die pariser Waarenhäuser sind vorbildlich für unsere gewesen; sie bringen im Ganzen Aehnliches, auf dem Gebiet der Mode Hübscheres. Aber Gebäude und Ausstattung sind dem Zweck gemäß einfach, ohne Stilleben und Märchenschmuck, ohne Alabaster, Kamelien, und Plastik, Nur in einem Punkt (und er ist für deutsche Kultur überaus bezeichnend) wird dort und in Waarenhäusern aller

Änderen Länder ein größerer Luxus entfaltet: die männlichen Angestellten sind wie bei uns angezogen, die Verkäuferinnen jedoch sehr viel besser gekleidet und frisirr. Auch in den Häusern, wo, wie bei uns, in sozialem Sinn auf das Wohlergehen der Mädchen geachtet, ihnen „ein Nebenverdienst" also nicht auferzwungen wird. In diesem einen Punkt sind aber bei uns die Ansprüche recht bescheiden. Das kommt zuallerletzt. Wie in Paris, so ists auch in London, dieser reichsten Stadt Europas, dieser vornehmsten Stadt der Welt. Da solche Großgeschäfte für die weitesten Kreise, nicht für den Luxus der Reichen, bestimmt sind, würde man Ausstattungpracht dort unpassend und geschmacklos finden. Zweckgemäßheit ist das Wesen des Stils. Schmucklosigkeit schadet nie, Schmuck an der unrechten Stelle ist immer unschön. Die Verkennung dieser Binsenwahrheiten hat dem neuen Deutschland den oft beklagten Emporkömmlingsanstrich verliehen. Bei Duval in Paris erhält man für geringen Preis eine leidliche Kost; die Räume sind einfach gehalten. Aehnliche, nur weniger sorgsam bereitete Gerichte zu ähnlichen Preisen erhalten bei uns in, Berlin minder elegant gekleidete Schichten der Bevölkerung im Monumentalbau. In von Marmor und Goldbronze strotzenden . Hallen, die an Kaiser-Mausoleen, Nibelungenburgen oder überputzte Bankettsäle amerikanischer Trustherrscher gemahnen. In allen Theilen des Reichs baut man auf Kosten der Steuerzahler für 'unsere Beamten, Bürgermeister und Schullehrer Dienstgebäude, die zu Kohlenmillionären mit Haushofmeistern, Diamanttiaren, Vrokatgewändern gehören, in denen die spärlich einfache Dienerschaft, der bürgerliche Zuschnitt der Damen, das Dutzendmobiliar grelle Dissonanzen geben (von dem Mißverhältnis; der Pensionirung zu schweigen). Postgebäude, die keiner Repräsentation, auch nicht, wie Iustizpaläste und Schulräume, einer ethischen Beeinflussung, sondern nur den einfachen Verkehrsnothwendigkeiten dienen, zeigen einzig und allein in Deutschland architektonische Aeberladung, architektonischen Schmuck. Auch diese stillosen, weil unangebrachten, anspruchvollen Spielereien fallen uns Steuerzahlern ziur Last (des Mißverhältnisses zu den Witwen- und Waisengeldern nicht zu gedenken). Neberall der Fassadenluxus. „Das wird eben heutzutage verlangt."').

*) Kleinbürgerkram aber, verehrtes Fräulein von Bunsen, scheine» die üppigsten Postämter und Schulhäuser neben den prangenden Hallen des Reichsmilitärgerichtes und des Reichsmarineamtes. Am Lietzensee könnte ein Vicekönig oder Statthalter thronen und dem Parlament eines mittleren Bundesstaates Obdach gewähren, Marine«mt? Tirpitz-Oper. „So siehst« aus": könnte zu diesen ans thenren >3-

Die Zukunft.
Ganz anders geht der geschmackvoll verfeinerte Luxus vor.
Erst die Pflege des eigenen Körpers, die gefällig moderne, den,
Mitteln entsprechende Kleidung, dann die Aesthetik der Tag vor
Tag bewohnten Räume. Immer einige Blumen, und wären es
nur ganz wenige, zur eigenen Freude, sorgsam abgetönte Plauder-
ecken, Stilleben; individuell und bedeutungvoll als Rahmen, als
verkörperter Ausdruck des eigenen Daseins; dazu die ruhige Ge-
übtheit der Bedienung.
Solche Kulturmenschen wünschen sich schlicht zweckgemäße
Großgeschäfte mit mustergiltigem Betrieb. Denn darin sind wir
sehr verwöhnt. Die Organisation unserer Waarenhäuser ist noch
praktischer, noch besser als die in Paris und erst recht als, die in
London, wo in der Abfertigung und Zustellung der Waaren eine
geradezu unglaubliche Rückständigkeit herrscht. Wir beklagen uns
auch nicht über die Inseratenverschwendung; in der ganzen Welt
zeigt die Reklame eine aufsteigende Linie, sie wird also wohl
ihre durch Ziffern zn erweisende Berechtigung haben. Wir
möchten jedoch nicht länger für unharmonischen Schmuck zahlen;
man soll uns mit solchem neudeutschen Talmiluxus verschonen.
Natürlich sind diese Kulturkreise zu klein, als daß für sie
ein großes gutes Waarenhaus erbaut werden könnte. Weiß man
aber erst, daß jeder einzelne Gegenstand sich etwas wohlfeiler
als bei den Aufmachungnebenbuhlern stellt, so werden diese
Massen ganz gewiß nicht fehlen. Dann könnte bei'uns langsam
ein Gefühl für das Passende heranwachsen, ein Umschwung in
dem „heutzutage Verlangten" sich vorbereiten.
Mari e von B u n s e n.
Boden hingeräkelten Steinmassen der Berliner sprechen. Wie ein
Theater, das große Ausstattungopern, Kerkyra und anderen kunst-
widrigen Quark herbergen soll. Ans Wasser mußte das Ding (da-
mit Torpedoboote und übermorgen Dreadnoughts vor seinem Thor
ankern können) und der Schiffbaucrdamm war wohl nicht fein ge-
nug; das Theatralische aber ärgert nur Einzelne und schmeckt den
Meisten. Allen, die ihre halbe Portion Rinderbrust gern in einer
nachgestümperten Kaiserpfalz zerkauen und in Bräutigamswonne er-
schauern, wenn sie hören „die größte Bar der Welt" öffne sich ihrem
Tritt. Das für Preußen, fürs Reich Wesentliche wurde in schlichter»
oft in dürftiger Enge. Ietzt reckt Alles sich in Palastmaße. Nicht in
Maarenhäusern nur heißt die neudeutsche Parole: „Ausmachung".

Ienseits.
Jenseits.
Novelle.

er bat die Macht des Südens nie empfunden.
Der nicht ein Höherer zu werden glaubte.
Wenn ihm der heißern Sonne Acht und Lust,
Der Gärten hängende Gefilde lachten.
Dem Jüngling tanzt im Gold der Strahlengluthen
Der kühnsten Träume kürzeste Lrfüllung;
Unmöglich scheint es ihm, daß leichtes Leben
Und hohen Schaffens gradeste Vollendung
Nicht auf dem selben starken Strome brausten.
Der jungen Schicksals schnellen Nachen trägt.
Und selbst der Reife wendet gern die Blicke
Von grauen Zweifeln lähmender Lrfahrung
Zu Möglichkeiten neuer Zukunft hin:
Sieht er der Welten nächtliche Konturen
Sich lösen zu des reinen Lichtes Sieg,
Sieht er zur Feier innrer Fröhlichkeiten
Sich noch des Llends Weh-Grimasse retten,
„was fehlschlug", denkt er, „ward nur falsch begonnen,
Nickt ich, das Außer-mir war schuld.
Gab andrer Himmel mir ein andres Leben,
So jauchzten mir die Volksgenossen zu,
wo heute nur das träge Schweigen gähnt,
wir könnten Alles: die Gelegenheit
Allein schlägt uns die Lunken aus der Seele,
Die reinern Wesens Flammen lodern machen.
In Reuelosigkeit und Schönheit wären
Die Wuellen unsers Innern aufgerauscht.
Rein blindes vorurtheil, kein Aberwitz
Band uns die Welt der heimlichen Gesichte,
wenn einmal nur wir in der Freiheit blühten
Der weißen Lüfte und der heißen Völker."
So dacht' auch Ritter Heinrich, der zwei Monde,
Bei leichtem Südwein und bei Makkaroni,
Bei Mispeln, Hähnchen, Artischocken
von dicken Lrbsen sich und Bier erholt . . .
Und nun voll Reue hin zum Norden wieder
Der Sehnsucht Vurpurwimvel lenken sollte.
vqm Lilzug Syrakus-Girgenti sah er
Ueber des Meers erhabene Vrairien
(voll Duft und Glast im Ahnen Griechenlands)
Der Insel leicht geschweifte Lbenen,

Die Zukunft.
Träumend im Spiel und Flirt berauschter Sonne.
Castrogiovannis fein gezackte Zinnen
Thürmten sich gipfelschrcitend ihm vorüber;
Noch einmal, wie im Brennpunkt Eingelagert,
von dreien Austen, dreien Meeren grüßend,
Lrschloß sich Macht und Huld Trinakricis.
Da, leicht und biegsam, wie von schwankem Stahl,
Schlüpft in den Abtheil flink ein junges Weib,
Gefolgt vom Schützer seiner schwachen Jugend.
Wie eine Abgesandte dieses Lilands,
In Form und Farben prunkvoll auferblüht,
Schien dieses Bild. <Z) schlanke junge Hindin,
Gazelle, Antilope, Pinie Du!
Aus ihres Haupthaars nächtiger Wetterwolke,
Das nur ein Ltwas wie ein Tur'ban krönte.
Doch nicht zu bändigen vermochte, blickte . . .
Nein, athmete ein dunkelglühend Auge,
Das unter Brauen, wie in Stein gemeißelt.
Wie von assyrschem Stifte scharf gezogen.
Der Nase allzu kühnen Ueberschwang
Nur schien um Gnade, Grazie zu bitten,
wie von Gesängen bebt' der zarte Mund,
Sprach sie mit dem Begleiter; nur zum Thron
Von Rhythmen könnt' sich diese Lippe wölben.
Als hätten Griechen, Römer, Sarazenen,
Friedrichs des Zweiten Völker und Normannen,
All die verwegenen Geschlechterreihn,
Die dies umkämpfte Feld der Sonnensehnsucht
Mit hohen Tempeln und mit Blut bestellt, —
Als fänden sie sich ein und brächten Jeder
Sein Köstlichstes, um einmal noch das Beste,
In diesem süßen Aind herauszubilden.
Herr Heinrich sann. Der Fall traf schwer. Doch plötzlich
Bemerkte er des Mannes Blicke stechend
Auf sich gewandt: so lange und so gründlich.
Der Gegenwart entrückt, war er versunken
Im Anblick von Siziliens Meisterstück.
Gedanken kamen ihm, Gedanken gingen
von blutigen Rächern der verletzten Lhre,
Und schaudernd mit dem Bohrerblick des Mannes,
Spürt' Heinrichs lGeist sich langsam, aber sicher
Ihm drei Zoll Lisen in den Busen graben . . .
Lr rafft' sich auf, beherrschte sich, sah wieder
Durchs Fenster in die Lauscha t, um mit einmal

Jenseits.
1«
Aufs Neue sich ob dem Problem zu finden,
wie schnell die schönsten Hügelketten, Burgen,
Der Horizonte und der NIcere prangen
vergehn vor eines Menschenkindes Pracht,
Sein Blick traf jach den ihren; wie ein Streicheln
Gings über seine Seele. Sie hielt Stand;
Und bald war es ein Haschen und ein Fliehn,
Lin Listen um die kurzen Galgenfristen,
Die jenes Andern Argwohn ihnen ließ.
Ihr Schirm sank plötzlich hin, traf Heinrichs Rnie;
Der faßte ihn begeistert, um ihn selig
Dem <Lngel, der ihn ließ, zurückzugeben.
Als fast gewaltsam eine rauhe Zaust,
Die Zaust des Andern, des Gebieters, „Freundes",
Ihm sein Iuwel entwand, es selbst zurückgab
Wie ein gestohlnes, noch erwischtes Gut,
Gleich Llingen blitzten unter Heinrichs Augen
Briganten-, wildrer-, Raubthicrblicke; kleinlaut
Wollt' er von Sitten seines Landes sprechen,
Als schon der Andre mit Gepäck und Liebster
Ins Nachbarabtheil umzog, dann zurückkam
Und Heinrich, der zu folgen kaum vermochte.
In wildem Sizilianisch, unter furchtbarn
„Ah, oh" und Augenrollen, mit Gcberden,
Die bald die peitsche, bald des Messers Schneide
Zu führen schienen, seine Unthot nachwies,
„Ist meine Braut, ist meine Braut, per Bacco!"
Der ständige Beschluß durchschnitt die Luft,
Bis por der allgemach verständnißlosen
Und kühlen NZiene Heinrichs der Empörte
Sich endlich forthob. Aber Diesem schien es.
Als sei durch Bäche Blutes er gewatet,
Als sei die Rache aus Versehrter ,Lhre
Soeben seinem Haupt vorbeigerauscht.
Girgenti! Agrigentum! Akragas!
Du, pindars „Schönste Stadt der Sterblichen",
von zweien <Lrden träumend, da Luropens
vervehmte Strenge sich hinübersehnt
Nach weichern Ueppigkciten Afrikas;
Du heißes Lieb, das seinen Dank dem Himmel
In Schwefelbrodem wild cntgegendampft!
Herr Heinrich saß auf der Piazza, fiebernd
vom Glück des Himmels, unter dem er lebte.
Der seligen Bläue über seinem Haupte
In Wonnen ganz erschlossen. Hin zum Meere

Die Zukunft.
Verdämmerte der griechischen Tempel Andacht
Zu melancholischer verscholleuheit.
Lin Tafe Nero und der Zigarette ,^, ,
Leichtlebig Wolkenvolk umdampften ihn;
Rein Rausch der geistigen Getränke durfte
Die holde Trunkenheit der Lüste stören.
Die lind auf den erhitzten Wangen buhlte. .'
„Signore, ah, Signore!" drang es plötzlich , ^,'
Lrfreut an Heinrichs Vhr: und der Bthells,
Der gestern ihn mit Schaudern ahnen ließ.
Wie Messers Schneide auf Gebeinen knirsche,
Stand wieder vor ihm. „Ah, wie gehts? Auch hier?
's ist schön da! B Girgentiü" Also sprach er.
Als träfe er den ältesten Bekannten
Und ward nur liebenswürdger, schloß ins Herz
Girgenti, Heinrich, Menschheit, je gedämpfter
Der Gegeiigrusz erfolgte. „Ich erkannte
Sofort Sie wieder", rief er, „V, ich kenne,
Wer einmal Eindruck mir gemacht!" Herr Heinrich
Blieb stumm. Nur aufgeknöxster sprach der Andre:
„Sie staunen! . . , Doch Das gestern war nur Scherz . . .
<Ls hat auch sie erheitert ... Ia . . . Sie wissen:
Die Weiber schwelgen, wenn die Männer hadern."
„Gin Scherz?" dacht' Heinrich. „Darum Mord und Totschlag?"
„Sie sind von England?" fuhr Der fort, „von Deutschland?...
Amerikaner?" Lr sann tief, ganz tief.
„Amerikaner! Hm!" Sein Wort bekam.
Da Heinrich schwieg und Der Amerika
Ietzt wirklich für Herrn Heinrichs Heimland hielt.
Fast feierliche Tönung. Milliarden
Lrglosteten vor seinem Blick. Lr schrie fast:
„Ist sie nicht schön? Gefällt sie Ihnen?" „wer?"
„Die Dame gestern." „Ihre Braut?" „Ia, Braut!"
„B, viel zu schön, um nur ein Weib zu sein,"
Sprach Heinrich, „viel zu schön, ein Rind zu tragen.
Zu welken, hinzuschwinden gleich dem Grase ..."
„wollt Ihr sie sehn?" <Lin schurkisch Gaunern spielte
In grauen Falten um den Mund. „Sie sehen?"
Fragt' Heinz. „Ich sagte, sie sei schön? nichts weiter.
Ich, dem Ihr gestern nicht einmal erlaubtet, ^
Die selbe Luft mit ihr zu athmen . . . soll sehn sie?"
„Die Selbe. Sie gefällt Luch? B, ich glaub' es!
Ich führ' Luch hin. weil Ihr es seid! Auch Ihr
Gefallet ihr! Nur keine Sorge. Ich . . .
verschwinde, wenn Ihr da seid. Sie ist lustig.
Noch lustiger als schön . . . Bleibt, wie Ihr wollt

IenseitZ.
Und . . . könnt!" <Ls grinste wieder in den Ecken
Des Angesichts. Ein Mißverständnis; war
Unmöglich. „MenschI" (Hcir Heinrich brüllte fast)
^,Ihr seid es selbst, der Eure Braut verkuppelt!"
Ein unnachahmlich Spiel, verwundrung halb
And halb Geringschätzung für Schwachbegabte,
Derhuschte über den verschmitzten Zügen.
„Was heißt verkuppeln? Heißt es kuppeln, wenn
Ich sie und mich versorge? Kupple ich,
Wenn ich nnt Schmuck und Spitzen sie behänge?
Wir brauchen Geld, Das ists, um anzufangen.
Hier, in Girgcnti, o! Wenn Einer.wagte . . .!"
Und ganz wie gestern im Coups des Zuges,
Blutunterlaufnen Auges, racheschnaubend,
Schien er mit Dolchen und mit Bist zu dröhn . . .
„Wenn Einer nur von den Bekannten hier,
T>on Bürgern sich vermäße, ihr zu nahn,
Er käme lebend nicht vom Platz. Doch Ihr?
Ihr seid ein Fremder, heute hier, dort morgen.
Rein zart Erinnern hält Luch ab, zu scheiden.
In einer andern, fernen Stadt erwartet
Luch neue Gegenwart, der Tod des Gestern.
Ihr kommt, Ihr geht, seid heut geliebt und morgen
vergessen, übermorgen nie gewesen.
Was thuts? Ich halt' es aus. Auch sie und Ihr!
U?ir aber haben, was wir brauchen. . . Kommt Ihr?"
Da packt' die Wuth Herrn Heinrich, daß er selbst
Wie ein Berserker auffuhr und den Andern,
Des kasters falten Bourgeois, empört
Hinwegwies von dem Tisch.
Sin Ekel faßt' ihn.
Als möcht' die Schönheit, die er heut' getrunken.
Den Flitterwahn der Weltbeseligung,
Des Lins von Für und Wider, Nacht und Licht,
Lr Hinspein dieser Landschaft, jenen Tempeln,
Der Menschheit um ihn, jedem Lachen, Singen,
Das falsch und frech aus ihren Kehlen schrie.
Der Himmel über ihm schien wie besudelt,
Die selige Bläue glich Toulissenfetzen,
Drauf Affenvolk und Gauklerbanden flirrten
Und niederplärrten in den Lärm der Welt.
Hier war ein Fall von „Reuelosigkeit".
Den Burschen plagte nie ein Wenn und Aber,
Die große Einheit aller Gegensätze

Die Zukunft.
vollzog sich restlos in ihm; gut war böse
Und böse gut, sobald es ihm beliebte.
Lin Herrscher, überschritt er jede Grenze,
Unangekränkelt von Bedenken, Zweifeln,
Und sonnig, mit des Träumers süßem köcheln,
Erfüllt' er jeden Stand der „Unschuld", der
Gewünscht ward und bezahlt . . . „Du Faun, Du Vieh,
Du Sohn von einer Hündin, Schlamm»Schmarutzer!"
So drangs noch von den Lippen Heinz, als langsam
Die Straße er hinabschritt zum Hotel,
Im Schreiten, da er aus der Häuser Reihen
Hinaustrat auf die Wunderstraße, die.
Den ‚Felsen der Athen«' schlank umgürtend,
Hinausblickt auf das Meer, stahl sich ihm wieder
Die Pracht und Fülle dieser Welt ins Herz,
was war ein Mensch vor diesen Traumgewalten,
was galt sein Schwätzen noch in diesem Schweigen!
Und plötzlich sah er, wie unendlich seltsam
Lr selbst sich ausnahm in dem ganzen Spiel.
Unsagbar kindlich schien es ihm auf einmal,
wie zur Madonna er dies Weib verklärt.
Den Mann als ihren Schutz und Stolz gesehn,
Den selben Mann, der ihm dies selbe Weib
Als Freudenmädchen anbot! Hier Phantom und dort
Der Gleichmuth eines Skrupellosen, dem
Sein Hcrzton der Entrüstung Phrase war.
War es nicht Dummheit? Wie kam er dazu.
Sich zu entflammen gegen Andere, die
Er kaum verstand? Blieb nicht ein Ieder schließlich.
Der er sein mußte? Blieb er es nicht selbst?
Malt' sich nicht deutlich in des Andern Wesen
Der Südmensch, Mittclländler, während er.
Er, Heinrich, noch in seinem Sonnentaumel
So deutsch, so blau und blond verblieb! War nicht
Sein Schwärmen in der Ursündlosigkeit,
In Schwclgerei geeinter Elemente
Das Erbtheil seines Stamms; wars nicht zugleich
Ganz deutsch, im Drang des Schmückcns, des Verklärens
Zerdroschnes Stroh für Gold zu halten, nur
weil irre Sonnensplitter drüber kosten? . . .
Schön wars und heimisch, In ihm lag der Zwiespalt.
Erst spiittisiren über Welt und Himmel,
Erwsgen, wie man rcuelos und heiter

Das ganzeMenschcnthum zur Schönheit löste.
Und dann sich regen um das erste beste
Ihm ungewohnte Abenteuer, vielleicht
Um Ieden, der sein Credo anders las.
Als Pfaff, Dozenten, Katechismus wollten I
Der Andre lebte praktisch seinen Sünden,
Genoß in Unschuld seine Lust der Schuld;
Doch nannte mans mit Namen, thürmte er
Auf Hügel Berge, Welten zu erdrücken,
war nicht Herr Heinrich nur das Gegenspiel?
Er schluckte Teufel, schrak zurück vor Mücken;
Lr spie Vulkane, floh vor feurigen Augen;
Er wollt' und durfte Alles und that nichts . . .
was war zuletzt denn besser? Ia, was galt
Dem Urgeist mehr, ihm, der doch auch den Andern
Aus Laune an den Lebcnsstrand gespien?
wars nicht auch dumm, wo rings das Dasein lockte^
Daß er hier einsam in den Abend schweifte?
Sein dunkles wirthshauszimmer stand ihm plötzlich
vor Augen sammt der leuchtenden Piazza
Und staunend fragte er das Abendroth:
„Warum die Heiterkeiten, die ich hege,
Die weiten Seligkeiten, meine Feste,
Verstecken in ein ödes Wirthsgemach?
Warum nicht tragen sie ans Licht der Freiheit?
warum nicht schenken, nicht verschwenden? Hier
Erwartet mich die Dumpfheit . . . Harrt nicht dort
vielleicht ein neuer Anreiz, neuer Eindruck,
Erfahrung, die ich nie gepflückt, entschwunden
Auf immer, ließ ich heute sie vorbei?
B, daß auf neue, unerhörte Art
Mir dieser Lande Himmel dufteten,
Herab sie träuften Weisheit Sokrates'
Mit Alkibiades' behender Grazie!
Aspasia aber sollt' voll Maß und Anstand
Erhöhten Gastrechts Arsenale öffnen,
Die in der Völker-Esse dieses Eilands
Der Menschen Witz und Anmuth aufgehäuft!" . . .
Er wandte sich zurück; Bedenken schwanden.
Am Ende, dacht' er plötzlich, log mir Iener!
„Braut" war vielleicht die Schöne deshalb nur,
Um mein „Interesse" zu erhöhn, . . . den Lohn?

Die Zukunft.
Ls klang ein dachen. Der Athenafelsen
Warf es zurück und als Gelächter sprangs
von Fels zu Thal, als sei der pan der Schlüfte
Im Dämmern aufgestört und schrillte gellend
von Stein auf Stein hinab zu Ulecr und Tempeln.
Herr Heinrich lachte. Lacht', daß hier und da
Die Pärchen stehen blieben, hold'sich fragend,
Bb es noch andre Narren gcb' als sie.
Heinz lachte über seinen großen Zorn,
Die Welt des Bluffs: So tief ergötzlich wars.
Wie hier die Reihe der Unmöglichkeiten
In bunter Wandelbahn vorüberzog,
Wie flatternd über Fratzen, Gaunern, Trümmern
Sein Wetterbanner der Humor entrollte.
In seiner ungewollten Romik, im
Durchsichtigen Spiel der schlichtesten Instink.e ^
War auch der „Andere" ihm nicht Mensch mehr, nicht
Persönlichkeit. Lr war ein Schauspiel nur.
Und abermals ux',ndt' Heinrich seine Schritte:
Dies war die Lösung!
Bei des Weges Biegung
Sah sein Hotel er flammend rings durchleuchtet,
Aus allen Fenstern schwoll der Schein ins Freie,
Wie eine große Heiterkeit sich lachend , , ,
Hervordrängt aus der Seele Ueberfluß.
Galt dieses Lachen ihm? Freigut war Licht!
'Lr wußte: seine Seligkeiten, Feste, . , , ,
Aein Andrer, Fremder konnte sie ihm geben.
Die große Reuclosigkeit . . . Auch sie
Besaß allein als Schauspiel Araft, Das Denken
Vermochte in Gelassenheit zu nehmen
Der Welten Treiben in versöhnten Bildern, , ,
vermochte Jedem seinen Lauf zu lassen, ., ,
Wie es dem Himmel und ihm selbst gefiel.
Begab man sich ins Wirbeln der Atome,
Zur schäbigen Materie, wölkte Staub,
Der lichte Flieger ward ein trüber Sklave
Und tausend Herren tauschte man statt eines.
Westend. Paul Ma

Dublin,
Dublin.*)
jedem Schulbuch steht, daß Dublin die Hauptstadt von Irland ist. Es ist, wie die meisten Sachen, die apodiktisch in den Schulbüchern stehen, nicht ganz wahr, sondern nur so annähernd. Dublin war einmal die Hauptstadt von Irland. Dublin wird später einmal wieder die Hauptstadt von Irland werden, heute ist London die Hauptstadt von Irland und Dublin nur eine Art Sub-Hauptstadt. So wie früher die Lord-Statthalter von Irland ruhig in England zu bleiben und nur einen Stellvertreter nach Irland zu schicken pflegten.
Wenn man in Dublin spazirt, sieht, fühlt, riecht man überall: gewesene Hauptstadt. Es giebt imposante öffentliche Paläste im klassizistischen Stil; fünf Schritte weiter balgen sich die zerrissenen Iungen i,m Schmutz, torkeln die Betrunkenen. Seit einem Iahrhundert giebt es kein irisches Parlament; und seitdem ist Dublin zurückgegangen. Früher war diese Stadt die zweite Stadt des britischen Weltreiches. Die irischen Peers mußten wohl oder übel ihre Paläste in Dublin bewohnen, weil das irische Oberhaus hier tagte. Die reiche Gentry kam nach Dublin, weil ein Mitglied jeder Familie entweder dem Unterhaus angehörte «der angehören wollte. lAin Ende des ,achtzehnten Jahrhunderts war Dublin eine von den großen Städten Europas. Heute ist es eine provinzielle Stadt mit großstädtischen, ja, weltstädtischen Ansprüchen; eine sonderbare Kreuzung von Paris und Krähwinkel. Eine Stadt mit wenig Industrie und viel industriellem Proletariat. Die Guinneß-Brauerei ist das größte industrielle Unternehmen; aber der Alkoholkonsum in Dublin muß noch größer sein als die Alkoholproduktion. Der Hafenverkehr ist nicht gering. Das kommt von der Auswanderung. Man sieht in schmutzigen kleinen Geschäften göttliches altes Porzellan, Bilder, Möbel; die Stadt wandert langsam in ihre Trödelläden. Außer in einigen verkehrreichen Hauptstraßen ists überall still, wenn nicht irgendein Betrunkener gröhlt. Dann wieder höchste englische Eleganz, schöne Frauen, edle Pferde. Der Vicekönig hält einen förmlichen Hof und dieser Hof erhält der Stadt Etwas von ihrem einstigen Glanz.
Um zu verstehen, was Dublin ist, muß man wissen, was Dublin war: eine Kolonialhauptstadt. Diese durchaus irische Stadt war die Feste aller Unterdrücker Irlands, zuerst der dänischen Wikinge, dann der Anglonormannen, dann aller englischen Geschlechter. Als Ulster noch den wilden O'Neills gehörte und keltisch war wie der hinterste Minkel der Bretagne, war Dublin schon sicherer Besitz der Engländer. In Dublin war verboten, Irisch zu sprechen. In Dublin war erlaubt,

*) Aus dem Band „Irland", der im Hypenonverlag erscheint, Impressionen aus der Landschaft, dem Leben, der Stimmung des umstritlenen Inselstaates bietet und viel dem Deutschen Neues erzählt.

jeden Iren totzuschlagen. Das wurde 1361 in dem „Statut von Kit» kcnny" feierlich ausgesprochen. Rings um das Gebiet von Dublin wurden Pfähle aufgepflanzt, damit nur ja nichts Irisches hereinkomme. Durch die Iahrhunderte blieb das Kastell von Dublin das Zwing-Uri von Irland; „Dublin-Castle" bedeutet in der politischen Phraseologie Irlands so viel wie bureaukratische Unterdrückung, Polizeiherrschaft, Kolonialtyrannei. Wenn man die Patricks-Kathedrale besucht, diewichtigste Kirche der irischen Christenheit, findet man die Denkmale von Männern, die gegen die Iren von Irland gekämpft haben; natürlich ist die Kirche seit der Reformation anglikanisch-protestantisch, also vom irischen Standpunkt aus englisch und anti»irisch. Nicht weit davon steht eine noch schönere alte Kathedrale, Christ-Church. Die ist wenigstens gleich von den normannischen Eroberern erbaut worden und war nie ein nationales Heiligthum der Iren, wie das Gotteshaus des Heiligen Patrick. Auch Christ-Church ist nicht der katholischen Majorität der Bürger geblieben. Die mußten sich im Schatten ihrer entfremdeten Nationalheiligthümer funkelnagelneue Kirchen bauen. Wenn man in Irland in gehobenem Stil von den beiden Konfessionen des Landes spricht, sagt man „Kirche und Kapelle" und meint mit Kirche die anglikanische. In diesem sonderbaren Land sind die größeren Dome für die Wenigen, die kleineren für die Vielen.

Das Kastell, die Patricks-Kathedrale und Christ-Church liegen nah bei einander in dem alten Stadttheil am rechten Ufer des Liffey; ein Komplex von düsteren Thürmen und Zinnen. Etwas weiter davon steht Trinity-College, die Landeshochschule. Bis 1792 konnte hier kein Katholik einen akademischen Grad erlangen; erst seit 1873 sind auch den katholischen Akademikern alle Privilegien und Vortheile der steinreichen Universität zugänglich; aber Trinity-College ist immer noch eine Hochburg des englischen Protestantismus. Das College schickt einen Abgeordneten nach London; dieser Abgeordnete ist jetzt Sir Edward Carson, der Führer der Ulsterpartei, der hartnäckigste Feind des irischen Volksthums, Wenige Schritte weiter, am College Green, liegt das griechisch aufgeputzte Haus der Bank von Irland. Hier tagte bis 1801 das selbständige irische Parlament, das von den englischen Kolonisten gewählt wurde. Als die Iren eben in dieses Haus Einlaß gesunden hatten, wurde es ihnen vor der Nase zugesperrt; mit allen Mitteln der Bestechung wurde die berühmte Union durchgesetzt. Seitdem ist Dublin nicht mehr die Hauptstadt von Irland.

Diese Stadt hat eine große historische Mission gehabt; von hier ans ist Irland gegen die Iren rcgirt worden. Und diese Stadt ist immer wieder irisch geworden. Das ist das Sonderbare. Wenige Iahrzehnte nach der Zeit, wo die normannischen Barone die alten keltischen Häuptlinge von ihrem Boden gejagt hatten, sprachen die normannischen Barone Irisch, trugen irische Mäntel und irische Namen. Die Soldaten Cromwells erschlugen die irischen Bauern und wurden (wo sie nicht in geschlossenen Massen saßen) selbst irische Bauern. Am Ende des

siebenzehnten Iahrhundert brach Wilhelm von Oranien den letzten wirklich starken irischen Aufstand (an dessen Spitze der letzte katholische König von England stand). Im achtzehnten Iahrhundert wurde Irland irischer denn je; es war eine förmliche irische Renaissance. Während England gegen Amerika und die Französische Revolution kämpfte, konnte es die Iren nicht mehr niederhalten; es mußte dulden, daß sich vicrzigtausend irische Freiwillige waffneten, um ihr Land gegen eine französische Invasion zu schützen; es konnte diesen Bewaffneten nichts mehr abschlagen. Und nun kam der Gipfelpunkt der bisherigen irischen Geschichte: das dubliner Parlament, dieses Parlament englisch-protestantischer Kolonisten, war so irisch geworden, daß es alle nationalen Träume verwirklichte, eine Erklärung der nationalen Menschenrechte erließ, die barbarischen Katholikengesetze wegfegte. Von 1782 bis 1801 ist Dublin die irische Hauptstadt eines irischen autonomen Staates gewesen. Und die Stadt blühte auf.

Dann ist der unglückselige Aufstand von 1798 gekommen, ein ^Nachspiel der Französischen Revolution, ein blutiger Rasfeukrieg ohne unmittelbare politische Ursachen. Die Engländer hatten eine Gelegenheit, das befreite Irland mit Gewalt niederzuwerfen, die Autonomie zu vernichten. Seitdem hat sich die irische Geschichte nicht in Dublin, sondern in London abgespielt. Die großen irischen Führer waren Mitglieder des londoner Parlaments. Die Iren errangen sich politische Mechte und mußten sie in London ausüben. Das Land ist seither von London aus regirt worden, obwohl der Vicekönig und die angestammte Bureaukratie in Dublin Castle geblieben sind. Als die Iren in Dublin geknechtet waren, blieben sie Iren und machten ihre Unterdrücker zu Iren. Seit die Iren als freie Staatsbürger Abgeordnete nach London schicken,' haben sie ihre nationale Existenz fast verloren.

Die Hauptstraße von Dublin heißt O'Connel-Street. Das steht sogar in gaelischen Lettern auf den Straßentafeln. Die schöne gerade Straße wird durch nationale Denkmale entstellt. Kommt es darauf an? Es kommt darauf an, was in den Geschäften der Hauptstraße verkauft wird. Ueberall: englische Sachen. Die Kolporteure laufen schreiend herum und verkaufen die londoner Morgenblätter. Gewiß: sie verkaufen auch nationalistische Zeitungen, mit den wackersten patriotischen Leitartikeln und geheimnißvollen Paradespalten in gaelischer Sprache. Aber die Berichte über das letzte londoner Rennen werden eifriger gelesen; hinten pmngen die Inserate von Lyons Tea und Pears Soap. Der irische Nationalist trägt einen londoner Hut und geht zur londoner Lunchzeit in ein typisches londoner City-Nestaurant, wo auch nicht eine spezielle irische Speise auf der Karte steht. Nur der Whisky, der Whisky ist irisch geblieben. Nämlich: der schottische ist nicht so stark. In den Schaufenstern der Bnchläden liegen Abhandlungen über Homerule und gaelische Grammatiken; aber gekauft werden die neusten Sirpence-Novellen londoner Unterhaltungschrift, steller. Ii: den Theatern werden während der Saison die neusten

londoner Schlager gegeben; die vortrefflichen irischen Dialektschauspieler sind nur in London beliebt und haben in Dublin kein Publikum^
Der Ire Bernard Shaw hat seine Tcndenzkomoedie „Iohn Bults andere Insel" für Dublin geschrieben, aber aufgeführt wurde sie in London^
Dublin ist eine englische Stadt mit mehr Lärm, mehr Schmutz, mehr Whisky als die anderen irischen Städte. Und vielleicht mit mehr IMusik und Farbe. Irisch ist an Dublin, ist an der ganzen Insel die Sehnsucht nach einem verschwundenen irischen Wolksthum, DerSchmerz über Verschmerztes. Den Iren ist nicht, wie den Polen, ein Nationalstaat vernichtet worden; sie haben nie einen gehabt, wenn man nicht das nebelhafte Königthum des guten Brian Boroimhe rechnen will. Irisch war durch ein Iahrtausend immer nur die Abwehr gegen das Fremde. Ietzt steht nicht eine wirkliche moderne Nation als ethnische Einheit da, sondern nur der Iammer um die verlorene Nationalität. Auch Das verbindet. Aber was die Gaelifche Liga sonst für den gemeinsamen Kulturbesitz der Nation ausgeben will, die gaelischen Schriftzüge, das Gerede von Barden, Druiden und alten Königen, Das ist nur eine pietätvolle historische Spielerei. Wenn morgen ein Erdbeben die Hauptstadt Dublin zerstört, alle Denkmale historischer Unterdrückung, alle Zeichen des zähen Kampfes um die Assimilation, wenn dann die neue, einige irische Nation auf den Trümmern eine neue Stadt aufzubauen hat, wird sie eine typisch angelsächsische Stadt aufbauen. Was Dublin heute seinen irischen Charakter giebt, ist nur noch die Erinnerung an den englischen Druck, Die Engländer wissen schon, warum sie Dublin jetzt wieder zur richtigen Hauptstadt eines autonomen britischen Bundesstaates machen wollen, Dublin wird den letzten Winkel von Irland anglisiren, wenn Irland frei ist.
Das neue Irenparlament wird dann gewiß noch zehn patriotische Denkmale aufstellen lassen und für Sockel mit Harfen und gaelischen Inschriften sorgen. Doch jeder Abgeordnete wird sich mit Pears Soap waschen, wird Lyons Tea trinken, die londoner Sixpencebücher lesen und ein richtiger Kolonialengländer sein, mit einer alten sentimentalen Neigung zu etwas Unenglischem im Herzen. Nur eine neue Vereitelung der irischen Autonomie könnte aus Dublin wieder eine gaelisch-kcltische Stadt machen; wie diese Wandlung geschehen sollte, ist freilich nicht klar zu erkennen.
Ein Gegner der Iren hat gesagt: „Die Iren wissen nicht, was sie wollen, aber sie werden nicht ruhen, ehe sie es erreicht haben."
Der ruhelose Drang nach Abwehr ist das vom Wesen der Iren Sichtbarste. Wenn Dublin wieder die Hauptstadt von Irland ist, wird eine interessante Spielart der Engländer einen nenen, anglo-irischen Staat bilden, nicht mehr von den Londonern nnterschieden als die Bayern von den Ostpreußen. Dublin wird Englands München. Wenn Home» rule die Sehnsucht der Iren nach Irland stillt, giebt es keine Iren mehr.
Richard A. Bermann.

Mschön hat unsere Eisenindustrie in den letzten Iahren gebaut; ZHH schön und gewaltig zugleich. Immer riesiger wurden die Maße genommen; von den Erzbunkern bis zu den Werkstätten und Magazinen. Silos bis zu ZW Meter Länge, zwei- und dreifach neben einander, sind gar nichts Seltenes; so in Hagendingen, auf der Adolf-Emil-Hütte, auf dem neuen Hochofenwerk Patural der De Mendels. Und welche Massen werden mit einem Male auf die Gichtplateaus befördert; in schwindelnder Höhe schwebt der Erzkübel, der selbst seine sieben Tonnen wiegt, mit einem eben so schweren Inhalt an großstückiger Minette. Die Gasreinigungen, vor Iahren kleine Nebenanlagen, sind heute großmächtige Fabriken geworden, in denen ein Dutzend komplizirter Apparate steht; man reinigt das Gichtgas trocken oder naß; man geht bis zum Feingas mit 0,01 Gramm. Die „Centralen" gelten Etwas erst von 25000?L an; und zwölfMaschinen ist das Gewöhnliche; manche Centralen bergen vierzehn dieser Ungeheuer mit 40000 ?8 und mehr; auf der einen Seite die Hochofengebläse mit dem kurzen, stoßendenAthem, auf der anderen Seite die Gasdynamos in Reihe und Glied, die kolossalen Schwungräder bewegend. Hochöfen und Cowpers immer höher und weitbauchiger; der Phoenix baut in Ruhrort einen Hochofen von 500 Tonnen Kapazität. Die Mischer aber, in denen das flüssige Roheisen aufgespeichert wird, thun es, wenn sie Etwas auf sich halten, nicht mehr unter 8 bis 900 Tonnen; 1000 Tonnen ist schon sehr häufig und die Gewerkschaft Deutscher Kaiser hat es sogar auf 1200 Tonnen gebracht. Die kleineren Mischer werden überall auf die großen Kapazitäten umgebaut. Die Thomaswerke sind zu Kolossalbauten geworden; und den 30 Tonnen-Konverter sieht man schon sehr oft. Der Martinofen von 50 bis 60 Tonnen ist die Regel; das düsseldorfer Werk des Phoenix hat sogar einen fünften Martinofen von 110 Tonnen bekommen. Man überwindet bei den großen Oefen auch die Schwierigkeiten in der Herstellung von Qualität. Die Rohblöcke sind bis auf 5 Tonnen das Stück angewachsen. Mit einem Blockwalzwerk kommen die besseren Werke nicht mehr aus; zwei neben einander stehende müssen es sein. Man walzt Längen bis zu 120 Meter, so auf der Adolf-Emil-Hütte. Hallen von 300 Meter sind nichts Außergewöhnliches; in Hagendingen ist die Halle vom Blockwalzwerk bis zur Verladung S30 Meter lang. Die Radiatoren-Fabrik der Abteilung Schalker Gruben- und Hütten-Berein von Gelsenkirchen ist 190 Meter lang und 90 Meter breit; sie fertigt in vierundzwanzig Stunden nicht weniger als 4000 Glieder au, Dieses Werk in Schalke ist die größte Gießerei der Welt, nach Ausdehnung wie nach Umfang des Arbeitprogrammes. Drei Fasson- und drei Röhrengießereien, dazu Radiatoren- und Abflußröhren-Gießerei, Zu den modernen Riesenwerken gehört auch die Walzwerksanlage der Mannstaedt-Werke in Troisdorf; acht Hallen neben einander mit acht Strecken; größte Länge dieser Hallen 300 Meter, Hagendingen und

Die Zukunft,
Adolf-Emil-Hütte bekommen etwa sieben Millionen Kubikmeter Gas pro Tag von den Hochöfen.
Solche Massenräume mit ihren gigantischen Produktionen verlangen Transporteinrichtungen. Man bedenke, daß allein auf dem Hochofenwerk Kneuttingen des Lothringer Hütten-Vereins täglich 1200 Wagons zu befördern sind. Die Erze des Minette-Reviers sind von mäßigem Gehalt. Man braucht große Mengen davon; also auch an Koks. Das Roheisen will zum Mischer und Stahlwerk, der Block zum Walzwerk; Schienen und Träger zur Adjustage. Die Fertigfabrikate uird Kommissionen wollen in den Wagon. Man sieht zwar auf einem alten Werk noch einige wohlgenährte Pferdchen Schienen an die Bearbeitungmaschinen ziehen; in dem selben Werk mühen sich auch noch viele Männer ab, um einen Wagen mit Knüppeln zu schieben. Aber Das sind Ausnahmen, die mehr in das Museum gehören und wohl auch bald verschwinden werden. Im Uebrigen hat die Industrie das große Problem der schweren Massenbeförderung in bewundernswerther Weise gelöst. Da ist die elektrische oder feuerlose Lokomotive und, vor Allem, der Kran und die Drahtseilbahn; Kräne bis 55 Meter Spannweite bestreichen die weiten Räume und arbeiten so leicht und geschickt wie eine menschliche Hand. Drahtseilbahnen von Meilenlänge sind keine Seltenheit und gewaltige Hochbahnen wecken unser Erstaunen; der Phoenix hat für die Beförderung seines Roheisens vom hoerder Werk nach der Hermannhütte eine Hochbahn von 5 Kilometer Länge hingestellt; die Dortmunder Union schafft den Koks von den eigenen Zechen auf einer Bahn heran, die einen großen Theil des Weges unter der Erde zurücklegt. Solche Anlagen sind theuer, rentiren aber.
Und dann die Kraft! Dampf: bei den Allermodernsten höchstens noch zur Heizung der Werkstätten zu brauchen; oder für die Reserve» turbinen. Aber es giebt doch noch Leute, die an dem Dampf mit Liebe hängen. Die De Mendels arbeiten noch viel mit Dampf, aber Fran?ois de Wendel, der die Schaar der Techniker dort führt, wird auch darin Wandel schaffen. Beim Blockwalzwerk hat sich der Dampf noch am Besten behauptet, selbst bei ganz neuen Anlagen, obwohl die Elektrizität auch da ihren Siegeslauf längst angetreten hat, Im Ganzen aber sind die modernen Werke auf Gas und Elektrizität aufgebaut. Daß man dem Hochofen den Wind mit Gasgebläsen zuführt, ist nun allgemeiner Brauch, aber auch das Stahlwerksgebläse wird immer mehr mit Gas angetrieben. Beim Martinofen reißt man die Generatoren ab; ein Gemisch von Hochofen- und Koksgas liefert ja eine wohlfeilereHeizung als die Kohle. Auf dem Phoenix in Ruhrort wird man gar nur Koksofengase zur Heizung der Martinöfen verwenden und die Hochofengase unter den Koksöfen verbrennen. In den Gießereien von Schalke-Gelsenkirchen, wie auf der Friedrich-Wilhelms-Hütte, wird das Gas zum Trocknen der Gußstücke benutzt. Die Mannstaedt-Werke haben zwei große Besonderheiten in der Krafterzeugung. In der Maschinenhalle sind 'nämlich neben vier<Sas-Dynamos,die mit Hochofengas gehen,

noch zwei Dieselmotoren von je 20W ?L, die ersten Aggregate dieser Größe inDeutschland; außerdem hat dasWerk eine großeBraunkohlen-Generator-Anlage; die Eier»Briketts des kölner Reviers sind ja frachtlich bequem zu haben. Das Braunkohlengas wird wie Hochofengas verwendet. Auch die Oelfeuerung hat bei Mannstaedt Eingang gefunden.
Ausschaltung der menschlichen Arbeitkraft ist ein Hauptprinzip.
Die Mechanisirung der Arbeit beherrscht die Werke. Du stehst iu dem endlos großen Hochofenwer?; von der Müllerei bis zu den Centralen kaum ein Mensch; es donnert ^und poltert, es braust und zischt, aber das Ganze scheint von unsichtbaren Händen geleitet zu sein. In der Elektrohängebahn, die die Erze auf den Ofen schafft, stehen an den entscheidenden Punkten einzelne Leute, unr das weitläufige Getriebe vor Störungen zu bewahren; Lichtsignale erleichtern die Verständigung; in der Müllerei, die sich Hunderte von Metern hinzieht, hat ein Mann einen Motor resp. einige Hebel zu bewegen; ans dem Gichtplateau des modernen Hochofens sieht man aber überhaupt keinen Menschen. Der Erzkübel setzt sich automatisch auf den Hochofen, schließt den Ofen und gießt seinen Inhalt in den Ofenschacht. So geht die Arbeit Tag und Nacht, Iahre hindurch, bis der Ofen seine Reise beendet hat. In der kolossalen Gasvertheilunghalle der Adolf-Emil-Hütte sitzt ein Mann, der mit einer kleinen Apparatur den Betrieb regulirt. Natürlich mußten die Leute!auf den sinnreichen Mechanismus erst eingefuchst werden. In den weiten Walzwerkhallen sind einige Leute in Bewegung; der wichtigste Mann ist der Steuermann, der dasGanze mechanisch lenkt. Ganzneuerdings, eigentlich spät, hat man bei den Draht- und Schnellwalzwerken die Führungen eingerichtet. Höchst ingeniöse Gießmaschinen nehmenda, wo man ohne Stahlwerk arbeitet, so in Schalke-Gelsenkirchen und Esch, das flüssige Roheisen auf und machen die Herstellung von Sandformen überflüssig. Eine Schüttelformmaschine zum Stampfen des Lehms für Gußstücke ist inSchalke dasNeuste; mechanisch ist da dieBeschickung der Kupolöfen; eine einzige Bohrmaschine bohrt acht Löcher auf einmal.
Mit einer magnetisch ausgerüsteten Maschine wird in Hamm-Phoenix die Verpackung von Stiften bewirkt.
An Licht und Luft ist nicht gespart. Man geht hoch in die Luft, die nichts kostet. Schön nnd gewaltig hat man auch für die Arbeiter und Angestellten gebaut. Eine Arbeiter- und Beamtenkolonie ist immer prächtiger als die andere; dazu kommen Kasinos, Konsum-Anstalten, Ledigenheime, Speiseanstalten, Schlafhäuser. Der Mann aus dem Mittelstand kann nicht besser untergebracht sein als die Mehrzahl der Arbeiter und Beamten in den Eisenwerken. So muß es aber auch sein. Man hat schon Sorgen genug, Arbeiter zu bekommen und festzuhalten. Man muß den Leuten Annehmlichkeiten bieten, denn die nächste Stadt ist weit und die Zeit, sie zu besuchen, fehlt. Die Millionen, die für freiwillige Wohlfahrteinrichtungen aufgewendet werden, gehören zu den Unkosten. Daran darf nicht gespart werden. Gerade die neuen Werke spannen die Leute scharf an, und bis die neuen Anlagen flott laufen, muß manche Nacht geopfert werden.

Die Zukunft,
Man wirthschaftet sparsam; kein Abfall kommt um. Bei der Begichtung wird scharf darauf geachtet, daß nichts von dem kostbaren Gas entweicht. Der Gichtstaub wird überall Ärikettirt, In Kneuttingen fängt man im Stahlwerk dieAsche in besonderen Kaminen auf. DieSchlackenwolle, wie sie in Troisdorf bei Mannstaedt entfällt, wird zu Filterzwecken verwendet.
ZweiGottungen vonWerken hat man zu unterscheiden,wenn man von den Neubauten in der Eisenindustrie spricht. Da sind die ganz neuen Werke in Esch und Hagendingen, die überhaupt erst hingestellt wurden; und die alten Werke, die ihre Anlagen nach und nach umgebaut haben. Esch ist ein kleiner Ort im Großherzogthum Luxemburg. Man braucht fast eine Stunde scharfen Autotrabes von Luxemburg bis nach Esch und wird manchmal bös geschüttelt, denn die Wege sind vielfach sehr schlecht. Die Deutschen haben Geld ins Land gebracht. Was haben die neuen Werke allein an Terrain gekauft! Der Millionen-Bauer ist jetzt in Luxemburg zu suchen, denn durch die Grundstückskäufc der Industrie ist der Besitzer des kargen Ertrag bringenden Bodens reich geworden; und die Terrainkäufe dauern noch immer fort. Die Deutschen haben das Land reich machen helfen. Aber beliebt sind sie auch dort nicht. Der Luxemburger neigt mehr nach Frankreich; auch in den Hotels muß mans zu seinem Leidwesen merken. In Esch sind zwei neue große Werke entstanden. Das eine ist die Adolf-Emil-Hütte, errichtet von der Gelsenkirchener Bergerksgesellschaft, und das andere errichtet von dem Concern Burbach-Eich-Düdelingen. Hagendingen dagegen liegt in Lothringen. Vor Iahren wars da noch sehr idyllisch. Man stieg dort um, wenn man die Rombacher Hütte besuchen wollte, undtr,nk morgens früh im Freien seineMilch, während dieVöglein munter zwitscherten. Inzwischen hat dortAugust Thyssen sein Werk hingestellt, das Stahlwerk Thyssen Aktiengesellschaft firmirt. Das Stahlwerk Thyssen ist aber kmehr, als der Rame besagt. Mit einer Cementfabrik fing es an. Danach wurde ein Hochofenwerk mit fünf Oefen gebaut; dann folgten Stahl- und Walzwerksanlagen. Gelsenkirchen besitzt bei Esch eigentlich drei Werke; vom Aachener Hütten-Verein her noch das alte Hochofenwerk Esch und das Hochofenwerk Deutsch-Oth, früher Athus. Dazu ist die Adolf-Emil-Hütte (Bergassessor Seidel) gekommen, so genannt nach den Brüdern Adolf und Emil Kirdorf; Hochöfen mit Stahl- und Walzwerk. Esch und Hagendingen, früher kleine; unbekannte Orte, sind heute weltberühmte Industriestätten und die ersten Amerikaner kommen nach Esch, um, des Staunens voll, die neuen Anlagen zu studiren. Das Studium lohnt sich und das Staunen ist berechtigt.
Adolf-Emil-Hütte und Hagendingen zeigen sich dem Laien als Schwesterwerke; der Techniker selbst wird natürlich bei seinem Werk was Besonderes finden, zum Theil sicherlich auch mit Recht. Aber in vielen Grundzügen sind die Werke einander doch sehr ähnlich. Beide sind mit großem Wurf hingestellt. Man hat aus dem Vollen gearbeitet, Raum war da; Geld auch; wo die eigenen Mittel nicht reichten, wurden

fremde Gelder benutzt, und sie strömten den beiden Gruppen gern und in Fülle zu, aus Bankkredit, Aktien oder Obligationen; Gelsenkirchen ist auf 180MillionenMarkAktienkapital gekommen und hat obendrein 70 Millionen Mark Obligationen. An Thatkraft, an Fähigkeit, zu dispgniren, und Technikergabe hats auch nicht gefehlt. So hat man ohne Rücksicht auf die Kosten die modernsten Errungenschaften der Technik herangezogen, um Etwas zu schaffen, nicht für den Augenblick, sondern auf Menschenalter, Etwas, das ohne Beispiel in unserer Industrie ist. Man begegnet denn auch auf Schritt und Tritt irgendeiner Besonderheit. Die Ähnlichkeiten zwischen den beiden großen Anlagen treten uns überall entgegen: Bunkeranlagen, gleicheGrößederMischer; im Stahlwerk das Gießen ohne Gießgrube; Kübelbeschickung: Schiebeleisten beim Blockwalzwerk; die unterirdischen Kanüle für dieLeitungen. Diese Kanäle sind besonders interessant: übermannshohe Kanäle, in denen alle Leitungen, so für Elektrizität, Wasser usw., vereinigt sind. Das Werk gleicht durch diese Kanäle, die viele Kilometer lang sind, direkt einer ganzen Stadt. Die Zusammenfassung der Leitungen in den Kanälen bietet den Vortheil, daß man ohne Umstände an die Leitungen heran kann. Natürlich haben die Werke auch ihre Besonderheiten. Die Hagendinger rühmen ihre Wasserversorgung. Gemeinsam istBeiden die klareDisposition in derLage der einzelnen Werke zu einander. Das ist ja ein wichtiges KnpKel in dem modernen Eisenhütten-' bau. Keine unnützen Transporte. Das Material muß in dem Fortgang der Fabrikation den kürzesten Weg haben. Bei Artikeln von dem Gewicht, das hier inFrage kommt, versteht sich dieseOekonomie desTransportes leicht. Im Einzelnen weichen die Dispositionen bei den zwei Konkurrenzwerken von einander ab; jedes Werk hält seine Disposition für die rationellste. Aber diesen Streit, ob achsialer oder vertikaler Anschluß des Walzwerkes, wollen wir den Technikern überlassen.

Nun muß man nicht glauben, daß Esch und Hagendingen lauter neue Gedanken aus dem Boden gestampft haben. Viele Grundgedanken waren schon von den älteren Werken angewendet; so in der ökonomischenDisposition, in der Stellung der Werke zu einander. Keine Transport- und Wärmeverluste; dieser Grundgedanke begegnet uns schon bei vielen alten Werken; und man kann ruhig sagen, daß auch in Oberschlesien, speziell bei Oberbedarf (Boecker-Niedt) und Bismarckhütte (MaxMeier), gar mancheAnlage sich sehr gut neben dem Westen sehen lassen kann. Der Phoenix hat in Hoerde Thomas- und Martinwerk rechtwinklig zu einander gestellt, während man sonst diese beiden Werke in einer einzigen Linie aufstellt. Das aber ist den neuen Werken in Esch und Hagendingen eigen, daß sie die Grundgedanken in dem Aufbau und Ausbau mit aller Folgerichtigkeit durchgeführt haben.

So leicht wie den Leuten in Esch und Hagendingen ist den alte» Werken das Bauen und Disponiren nicht geworden. Sie mußten sich an vielen Orten doch sehr nach derDecke, in diesemFall also nach dem Gelände. strecken. Vereinzelt, wie auf der Hütte Friede in Knenttingen

uud auf der Dortmunder Uuwn, mußte man neue Werke über den alten Hütten aufführen; der Betrieb darf ja nicht stillstehen, während gebaut wird. Aber wie das Beispiel gerade in Kneuttingen (General» direktorBrennecke undSiewers) zeigt, hat man auch auf dem beschränkten Raum Bedeutendes geleistet. Das neue kneuttinger Stahlwerk (auf der Hütte Friede) gehört zu den schönsten und imposantesten Anlagen in Deutschland; an den Walzwerken ist das umfangreiche Walzprogramm zu rühmen. Erstaunlich ist es, zu sehen, was man in den letzten Iahren aus dem hasper Eisen- undStahlwerk (Generaldirektor Haenel) gemacht hat. Nach Fertigstellung des neuen Martinwerkes verfügt Haspe in,Rohstahl über eine Produktion von W0000 Tonnen bei einem Aktienkapital von 13 Millionen Mark und bei 4,18 Millionen Mark Obligationen; also ein sehr günstiges Verhältniß. Klug bleibt aber Haspe bei seinen mittleren Profilen; Qualität gilt ihm mehr als Massengewichte. In Preßmuttereisen, wie es bei Mannstaedt verarbeitet wird, hat Haspe eine unangreifbare Position. Das neue Martinwerk, das zunächst mit drei Oefen zu 50 Tonnen ausgerüstet wird, arbeitet nach dem flüssigen Verfahren und stellt Martin-Qualität eben so billig her wie Thomas-Material. Das nene Blechwerk hat auch in den Zeiten der schwersten Depression des Iahres 1913 noch verdient, weil es mit die niedrigsten Selbstkosten unter den deutschen Blechwerken hat. Billig zu arbeiten, ist eben heutzutage die Hauptsache; wers nicht kann, bleibt auf der Strecke.

Die Mannstaedt-Werke sind in den Riesenmaßen und mit der klugen Disposition der ersten südwestdeutschen Werke neu in Troisdorf aufgebaut worden. Sie stellen in ihrer heutigen Gestalt die Vereinigung der Sieg-Rheinischen Hütte und der kalker Mannstaedt-Werke dar. Aber von den alten Werken ist nur noch wenig da; was fürPrachtanlagen sind an ihre Stelle getreten; ein imponirender Eingang in das liebliche Sieg-Thal. Die innere Verbindung zwischen Kneuttingen, Haspe, Mannstaedt und der düsseldorfer Eisen- und Draht-Industrie wird durch die Persönlichkeit Peter Klöckners und durch Interessengemeinschaften bewirkt. Der Concern Klöckner hat heute in Roheisen und Rohstahl eine Leistungfähigkeit von 1,2 Millionen Tonnen erreicht; er hat also das Niveau des Tonnenmillionärs schon beträchtlich überschritten. In diesem Concern haben die Mannstaedt-Werke eine Veredlung der Produktion erreicht, die wieder in den weltberühmten Mannstaedt-Profilen ihren Höhepunkt besitzt. Was die Mannstaedt-Werke walzen, läuft schon auf Schmiedekunst hinaus. Die Gesellschaft ist darin ohne Konkurrenz; man begegnet den Mannstaedt-Profilen eben so auf der Untergrundbahn in Berlin wie in Ostasien und Südamerika; auf den Ausstellungen in Brüssel und Leipzig wurden die Mannstaedt-Pavillons vonallen Fachleutenbewundert; und ersteKünstler sind damit beschäftigt, dem Ziereisen immer neue Formen zu geben. Die Mannstaedt-Werke machen auch Auto-Felgen, wie denn ihr Ar-Ix'itprogrnmm weit über die Special-Profile hinousgeht, Gießerei

und Maschinenfabrik stellen manches wichtige Stück her; auch Roll»
gänge für Walzwerksanlagen, große Cementöfen und Ständer für
Scheren. Eine eben so hübsche wie leistungfähige Anlage ist die Mut»
tern» und Schraubenfabrik; das Rundeisen, dafür kommt aus Kneuttin»
gen. Mannstaedt hat auch eine neue Art, die Hochofenschlacke zu granu»
liren, herausgefunden; dabei wird die flüssige Schlacke trocken geschleu»
dert; als Abfall entsteht die Schlackenwolle. Zwei junge Herren Mann»
staedt leiten heute das Werk; der alte Herr ist gestorben.
Der Concern Klöckner gehört, wie der Phoenix, zu den Gruppen,
die im Rahmen des Gegebenen mit ruhiger Stetigkeit neu bauen und
imodernisiren. Der Phoenix hat gar nicht den krankhaften Ehrgeiz, in
Allem vornan zu sein. Man regt sich da auch nicht auf, wenn der An»
dere für die Beschickung der Hochöfen eine Elektro-Hängebahn baut,
während man selbst vielleicht noch hier und da Steilaufzüge hat. Beu-
kenberg ist sehr für moderne Werke und mancher bedeutende Bau ist
in letzter Zeit aufgeführt worden; Beispiele: das neue Schnell-Walz»
werk in Ruhrort, das neue elektrische Drahtwalzwerk in Hamm und
das neue Martinwerk in Hoerde. Aber über dem Bauen wird dasGeld»
verdienen nicht vergessen. Das Selbe kann man von dem Concern Klöck»
ner sagen. Ie größer ein Concern, um so mehr muß der Leiter Selbst-
beherrschung genug besitzen, um nicht blindlings nach jeder Neuerung
zu greifen. Man muß auch aus den Anlagen erst einmal Etwas her»
ausholen, bevor man sie wieder abwirft.
Der Baufanatiker will unter allen Umständen die neusten Werke
und die größten Betheilignngen haben. Die Technik peitscht ihn ja auch
ruhelos weiter. Der schärfste Vertreter des Baufanatismus ist Hugo
Stinnes, die Montan»Sphinx Deutschlands. Ein kluger Mann; er
spricht nur selten. Hat bei Deutsch-Luxemburg kein Geld in der Kasse,
ließ aber 12 Millionen Mark an Dividenden ausschütten. Weder in
den Aufsichträthen noch bei den Banken ist ein Mann, der diesen ruhe»
losen Geist bändigen könnte. Höchstens der Geldmarkt wäre stark genug,
ihn auf einige Zeit festzuhalten. Wird aber in der Geschichte der deut»
schen Montan»Industrie ein großer und wird persönlich ein reicher
Mann fein, wenn er die schweren Lasten, die er sich aufgebürdet hat,
durchträgt. Ein fleißiger Mann; die mitternächtige Stunde soll ihn
noch bei der Arbeit finden. In seinen persönlichen Ansprüchen noch
immer bescheiden; er will aber, wie die Fama im Revier erzählt, in
dem mülheimer Stadtwald ein Schloß mit 200 Zimmern bauen. Der
Bau wird ohne Zweifel herrlich werden; denn das Bauen versteht Hugo
Stinnes. Das muß ihm auch der Neid lassen. Man betrachte die Dort»
munder. Union! Ein Anderer hätte die Union gar nicht genommen und
Differdingen allein würde heute glänzend dastehen, während das Werk
jetzt die anderen mit durchschleppen muß und selbst darüber etwas ab»
magert. Etwa 40 Millionen Mark hat Hugo Stinnes in die Union
gesteckt, Bon den alten Anlagen ist nur wenig stehen geblieben. Neu
gebaut wurde in gewaltigen Dimensionen das Thomas- und da? M^r-

Die Zukunft,
tillwerk; zwei große Universal- und eine neue elektrische Blockstraße, ein Preßwerk mit neun Schmiedeöfen, eine mächtige Radsatzfabrik, eine große Bearbeitungwerkstatt für Stahlformguß, Elektro-Stahlwerk u.a. Die Anlagen für Wagon-, Brücken- und Weichenbau wurden vergrößert. In Transporteinrichtungen wurde geschaffen, was die Zeit überhaupt verlangen kann. In Eisenbahnmaterial, Stabeisen, Stahlformguß und vielen anderen Dingen wurden steigende Produktionen und Qualitäten geleistet. Gas und Elektrizität sind die Grundlagen des ganzen Betriebes. Die Maschinencentrale faßt nach völligem Ausbau 15 Maschinen. Ein starker Zug einheitlichen Schaffens geht durch das großeWerk. DieAbtheilungSchiffsbau ist nach Emden verlegt worden, wo ein neuer Werkkomplex im Entstehen begriffen ist. Firmen von Weltruf, wie die Deutsche Maschinenfabrik, auch Demag genannt, Berlin-Anhalt, als Bamag bekannt, Haniel und Lueg, Klein in Dahlbruch führen, in engem Zusammenhang mit den Gesellschaften, alle diese Neuanlagen aus. , > >

Und die Folge dieser ausgedehnten Bauthätigkeit? Wilder Kampf um die Arbeit. Betriebseinschränkungen; manches Schnellwalzwerk könnte jetzt mit besserem Recht Langsam-Walzwerk heißen. Preissturz bis um 35 Mark für die Tonne. Das ganze Verbandswesen über den Haufen geworfen. In Stabeisen, Blechen, Röhren maßlose Unterbietungen. In Draht sieht man ernsthaften Verwickelungen entgegen. Der Weltmarkt in Radsätzen deroutirt. Wie soll man sich aber auch über Verbände, die doch die naturnothwendige Ergänzung des Exports sind, verständigen können, wenn einzelne Werke allein so viel verlangen, wie bisher die ganze deutsche Industrie hergestellt hat. Erst Ende 1913 begann, bei Röhren, ein Umschwung. Dem Niedergang auf dem Eisenmarkt entspricht die Kursverherung an den Börsen. Auch die Bilanzen der einzelnen Gesellschaften zeigen die Wirkung der Bauthätigkeit; wie manche Gesellschaft wartet auf den Augenblick, wo sie sich Mit neuen Aktien oder Obligationen liquider machen kann! Phoenix und Hoesch freilich haben die Dividende aus eigenen Mitteln bezahlt und dann sogar inoch Geld übrig behalten.

Mußten Sie denn nun so viel bauen? Danach fragte ich einen der Generaldirektoren, der mir mit berechtigtem Stolz alle seine Herrlichkeiten gezeigt hat. Der Mann war über diese Frage so verblüfft, daß er einen Augenblick still war. So selbstverständlich schien ihm das Bauen. Das Grundmotiv für diese ganze Bauthätigkeit ist ja auch gut: man will vorwärts; denn man darf hinter der Konkurrenz nicht zurückbleiben. Man will die Selbstkosten immer weiter verringern; man muß es auch, denn die Unkosten, die nicht zu umgehen sind, steigen^ in beängstigender Weise.

Emil Kirdorf hat angefangen. Als er die großen Fusionen gemacht hatte, war er ein Riese in Kohlen, aber von mittlerer Statur in Stahl. Und dann die Verbände! Die Hüttenzechenfrage! Harpen ist eine der größten Gruppen unter den Reinen Zechen, aber Müser hat

doch den Anschlug verpaßt, Emil Kirdorf hat die richtigen Konsequenzen aus den Forderungen der Zeit gezogen. Gelsenkirchen kann nicht nur in Kohlen groß sein. Deshalb baut es die Adolf-Emil-Hütte. Man bekommt dadurch auch dieVortheile der flüssigenVerarbeitung des Roheisens. Thyssen widerspricht erst.geht aber dann hin undthutdasSelbe. Aber wenn Zwei das Selbe thun, ist es nicht das Selbe. Höhnisch verbreitet die Fama, daß Thyssen in Hazendingen zu theuer arbeite. Die Adolf-Emil-Hütte soll den Stahl so billig machen wie Hagendingen das Roheisen. Das Gerede von den unzulänglichen Erzen für Hagendingen scheint nicht unbegründet zu sein; aber die hagendinger Leute erwidern, daß sie Das durch sonstige Vortheile in ihren Einrichtungen mindestens ausgleichen. Immerhin heißt es von verschiedenen Seiten, daß Thyssen über den Verkauf des hagendinger Werkes verhandelt hat. Namen werden genannt; so habe De Wendel 50 Millionen geboten, während Thyssen 80 verlangt habe. Noch jetzt hält Man einen Verkauf des hagendinger Werkes an De Wendel für möglich; und es wäre keine schlechte Lösung nach beiden Seiten hin. De Wendel, wo Generaldirektor Pastor die kaufmännischen und Verbandsfragen leitet, käme in den Besitz eines schönen Werkes und brauchte die jetzt mit großer Energie in Angriff genommene Modernisirung eines Theiles der eigenen Werke nicht fortzuführen. Der finanzielle „Dreh" wäre dabei doch leicht zu finden, Adolf-Emil-Hütte und Hagendingen haben dann die Anderen mit fortgerissen. Eins ergab sich aus dem Anderen. Der Eine, der Draht herstellt, will sich sichern für denFall, daß eineMißkonjunktur inDraht kommen sollte; er baut also ein Blechwerk, Dazu gehört aber Martinmaterial. Also baut er ein Martinwerk. Martinstahl macht man am Besten bei dem flüssigen Verfahren, wie Phoenix-Hoerde und Haspe es haben. Für das flüssige Verfahren braucht man Roheisen; also baut man einen neuen Hochofen, Weil man größere Längen auswalzen will, muß ein neuesBlockwalzwerk gebaut werden. Das elektrischeBlockwalzwerk aber verarbeitet große Mengen und rasch; kaum ist der eine Stich beendet, folgt schon der neue Block scharf durch die Walze. Größere Leistungfähigkeit des Blockwalzwerkes oder, wie in den meisten Fällen, der zwei Blockwalzwerke hat größere Stahlwerke und Hochöfen zurVoraussetzung; und so geht es weiter. Phoenix-Hamm kann sich aus seiner Vorrangstellung in dem Weltdrahtgeschäft nicht verdrängen lassen, weil Stinnes in Sankt Ingbert so wild losgegangen ist. Folglich muß Hamm seine Fabrikation auch erweitern.

Das Inland aber kann diese ungeheuer erhöhte Produktion nicht aufnehmen, trotzdem da der Verbrauch an Eisen pro Kopf von 112,2 Kilogramm im Iahr 19W auf 135 Kilogramm im Iahr 1912 gestiegen ist. Luft aber muß sich die Eisenindustrie schaffen; darum setzte eine gewaltige Erportthätigkeit ein. Wer, wie Klöckner, eine starke Handelsorganisation besitzt, ist den Anderen voraus. Der deutsche Eisenexport hat zum ersten Mal in der Geschichte des neuen Reiches im Iahr 1913 die Milliarde Mark überschritten ; und auf dem Weltmarkt erleben wir

in Eisen zwischen den ersteil Exportländern vielleicht einen Zusammen»
stoß, bei dem es Scherben giebt. Nicht dieNoth allein ist es, die die In-
dustrie auf den Weltmarkt getrieben hat. Sehr richtig sagt sich die In-
dustrie in ihren erleuchtetsten Köpfen, daß der Eisenexport gute Checks
auf das Ausland hereinbringe, also unsere Zahlungbilanz verbessere.
Die Eisenindustrie will uns also mit der nachdrücklichen Förderung des
Exportes liquider machen, nachdem sie selbst durch die Aufwendungen
für die Neubauten so große Theile des Nationalvermögens festgelegt
hat. Wird der Geldmarkt leichter, dann wird auf dem Baumarkt eine
neue Belebung einsetzen: und damit eröffnen sich der Eisenindustrie
neue Hoffnungen. Was will Gelsenkirchen mit seiner Radiatoren»Ab-
theilung, die gewaltiger ist als die der Nationalen Radiator Co. in
Schönebeck, wenn nicht tüchtig gebaut wird? Absatz müssen wir haben,
Nach Absatz, Massenabsatz, schreit die ganze moderne Technik. Man
stelle sich in eine ganz beliebige Werkstatte, etwa in Hamm-Phoenix,
wo Stifte, oder Mannstaedt, wo Schrauben gemacht, oder Kneuttingen,
wo Moniereisen gewalzt wird: Absatz, Verkauf ist das Wichtigste.
Machen können wir so viel, daß wir die Erde bedecken und versorgen
können. Ein ganz besonderer Pfiff bei den letzten Neuanlagen der
Eisenindustrie besteht nämlich in ihrer Erweiterungfähigkeit. DieWerke
sind auf Zuwachs gebaut. Man kann schon jetzt auf vielen Anlagen
bequem das Doppelte leisten und ungezählte Techniker lauern auf den
Augenblick, wo sie rechts und links anbauen können; der Platz dafür
ist schon vorgesehen. Falsch ist also die Annahme, daß die jetzige Krisis
den Eifer der Werke, zu bauen, gedämmt habe. In der Krisis bauen
wir billiger, lautet jetzt das Argument; und wer die Mühe nicht scheut,
durch die Werke zu wandern, kann an den zahlreichen Baustellen seine
Kletterkünste probiren. Auch ganz neue Werke sollen entstehen; die
Gutehoffnunghütte scheint an ihrem Plan, bei Dudenhofen zu bauen,
festhalten zu wollen, Collart möchte auch endlich das lange erstrebte
Stahlwerk haben, obwohl sich Felten und Guilleaume, also die AEG,
in diesen Zeiten leicht auf Iahre hinaus mit Halbzeug sichern könnten.
Der Phoenix dagegen wird, verständig geleitet, wie er ist, nicht nach
dem Südwesten gehen. Auch die Stumms scheinen ihren Plan, in
Ueckingen zu bauen, fallen zu lassen. Sonst aber sind noch ungezählte
Neubauten und Modernisirungen im Gang oder geplant: Hochöfen,
Blockstraßen, Schienenwalzwerke, Stahlwerke usw. Es gäbe einen hüb-
schen Berg Papier, wenn man von Dortmund bis Ruhrort, vonDüssel»
dorf bis Hagendingen alle Berechnungen und Pläne von Neubauten
und Vergrößerungen auf einander thürmen wollte.
Ein Gutes haben die neuen Werke ohneZweifel gehabt. Sie haben
der Technik die Gelegenheit gegeben, große Aufgaben zu bewältigen.
Sie haben die gesammte Eisenindustrie von Neuem in Bewegung ge»
bracht: und dieser beispiellose Wettkampf schuf DeutschlandsEisenindu»
strie die Aussicht, de,, critc» Platz in der Welt zu erring«?.
I>r, Georg Tische, t,

hatte ich Gelegenheit, Ihnen vollständige Uebereinstimmung S^S^ auszusprechen, wenn Sie in der draußen sehr verbreiteten „Zukunft" Uebersee- oder Kolonialangelegenheiten behandelten. Mit wirklicher Betrübniß aber haben Ihre zahlreichen Ueberseefreunde von dem Artikel Kenntniß genommen, welchen Herr Dr. Fritz Reck-Malleczewen in der „Zukunft" über uns veröffentlichte. Ich lebe seit 1895 draußen, war mehrere Iahre an der „Westküste", sieben Iahre Landwirtschaftlicher Sachverständiger im Ministerium des Fomento in Mexiko und bin jetzt Direktor der Volkswirthschaftlichen Abtheilung bei der hiesigen Provinzialregirung, in einer Stellung, die ich auf Vorschlag der deutschen Regirung unter fünfunddreißig Bewerbern erhielt. Ich erkaube mir, Ihnen Das mitzutheilen, um meine Befähigung zur Beurtheilung von Ueberseeangelegenheiten zu erweisen. Der Deutsche hat sich im Allgemeinen im spanischen Amerika gut bewährt und wird geachtet, weil er geschäftlich tüchtig ist und sich den doch nun einmal gegebenen Verhältnissen anzupassen versteht; er ist, als Mensch, lieber gesehen als ein Engländer oder Nordamerikaner. „I^s simMios colcmis »lemäns" ist die ständige Reporterredensart, wenn Festlichkeiten im Deutschen Klub in Mexiko, Lima oder Buenos Aires beschrieben werden sollen. Geliebt werden wir und die anderen der germanischen Rasse "Angehörigen hier freilich nicht; man braucht unsere Intelligenz und kauft unsere Waaren, weil man überzeugt ist, daß sie besser sind als die der anbietenden Konkurrenz. Kommen aber öfter solche Zweifel, wie wir sie über die Äürkenkanonen und den Kruppskandal in der hiesigen, von Paris, London und New Vork aus instruirten Presse bis zum Neberdruß fanden, so wird es bald damit vorbei sein. Die Literatur giebt von der Stimmung der Gebildeten ein gewisses Spiegelbild. Die lateinisch-amerikanischen Schriftsteller sind ja bei uns gar nicht be kannt. Wer kennt in Berlin Ruben Dario oder Vargas Vila, die einen so außerordentlich großen Einfluß auf die zeitgenössische kreolische Literatur üben? Sie und die kleineren Götter sind in Paris in die Schule gegangen und mit französischem Geist getränkt; selbst wenn sie nie in Frankreich waren, sehen sie doch in der Niederwerfung Frankreichs und in der Belagerung der vills lumiörs eine der gesammten lateinischen Welt angethane Schmach; noch heute, nach vierundvierzig Iahren. Dafür zeugt schon das von Vargas Vila über die germanischen Barbaren Gesagte; dabei ist er, wenn ich nicht irre, Kolumbianer, gehört also einem Volk an, mit dem wir nie das Geringste zu thun hatten. Und wie spricht e>r über unseren Kaiser, dessen körperliche Fehler er nicht mal verschont! (Dazu muß man allerdings Mestize fein.) Unsere Stellung haben wir uns also, noch dazu gegen die gut eingeführte englische. französische und nordcnncrifanische Konkiir-

renz, nur durch persönliche Eigenschaften erworben. Einer der häufigsten und thörichtesten Vorwürfe, die man uns macht, gilt der Thatsache, daß Mancher seinen Vornamen ablegt oder ins Spanische, Portugiesische umformt. Hier ists aber üblich, im täglichen und geschäftlichen Verkehr den Vornamen zu gebrauchen, mit dem vorgesetzten ‚Don"; sogar auf der Post, besonders in den vielen Hunderten kleinerer Orte, erhält man seine Briefe leichter, wenn man unter einem spanischem Namen bekannt ist, da das Lesen und Aussprechen der germanischen Namen den doch nur mangelhaft vorgebildeten Postbeamten die größte Schwierigkeit macht. Das kann Ihnen jeder Ueberseeer bestätigen. Also aus rein praktischen Gründen ist dieser Brauch eingeführt und empfehlenswerth. j Der Kunde, der von draußen hereinkommt, findet viel eher das Geschäft (die tisncZä) von Don Carlos und Don Pablo als von Hagemann öd Sommerfeld. In diesen Ländern, in denen Verfassung, Regirung, Beamte und Alles, was zum öffentlichen Leben gehört, hinem fortwährenden Wechsel ausgesetzt sind, nützen die persönlichen Beziehungen und intimen Lokalkenntnisse eines kaufmännischen Vicekonsuls viel mehr als die umständliche und amtliche Thätigkeit eines Berufskonsuls. Wie mancher Landsmann ist vor Gewaltthat und Unrecht, besonders im Inneren, bewahrt worden, weil der Konsul im Hauptamt Geschäftsfreund und Gläubiger des Richters oder Iefe Politico war! Das find doch Thatsachen, die Ieder hier kennt.
Mit Phrasen ist hier nichts zu machen. Eine Hand wäscht die andere. Der Berufskonsul, der von einem Ort zum anderen wechselt, nie warm wird, oft kaum die Sprache beherrscht, kann hier nicht den selben Nutzen bringen wie der altansässige, angesehene, begüterte, meist mit den lokalen Machthaber« verwandte kaufmännische Konsularvertreter. Wer könnte unseren zahlreichen deutschen Handlungreisenden, diesen; unermüdlichen Pionieren unserer Handelsausdehnung, bessere Auskünfte geben? Und für unsere volkswirthschaftliche Entwickelung ist es wichtiger, Konsularvertreter zu haben, die damit Bescheid wissen, als juristisch gebildete Beamte, die wohl einen Globetrotter von der Art des Herrn Reck angenehm empfangen können, aber der Kolonie und dem Handel wenig nützen. Solche Konsuln leisten die besten Dienste auf den großen Plätzen, wo sie volkswirthschaftliche Beobachtungen anstellen und darüber berichten können und wo, der vermehrte Geschäftsbetrieb einen Beamten fordert. Aber auf kleineren Plätzen (wo wir, schon der Schiffahrt wegen, Vertreter brauchen) sind kaufmännische Konsuln besser. Auch in die Klagen über die Unzulänglichkeit unserer diplomatischen Vertreter kann ich nicht einstimmen. Unser Material ist nicht schlechter und nicht besser als das anderer Nationen; schädlich ist nur der zu rasche Wechsel der Beamten, Die Herren können ja nie warm werden, und wenn sie anfangen, in ihrem Wirkungskreis Nützliches zu leisten, müssen sie fort. Das müßte geändert werden. Was Herr Dr. Reck über unseren Ueberseehandel sagt, ist mir nicht verständlich. Wem verdanken wir denn unser großes Absatzgebiet? Der

unermüdlichen Arbeit unserer Ueberseekaufleute; denn die englischen und amerikanischen Waaren, die uns zu gleichen und oft besseren Bedingungen angeboten werden, sind in den meisten Branchen von gleicher Qualität, und daß unser Export ungemein rührig ist, beweisen ja die beweglichen Magen unserer Konkurrenz. Als Musterbeispiel möchte ich die deutsche Kolonie in der Hauptstadt Mexikos und die wundervollen Plantagenkolonien an der Westküste von Guatemala und Südmexiko anführen. Was über das Leben und Treiben unserer jungen kaufmännischen Angestellten gesagt wird, ist recht oberflächlich. In unseren Kreisen wird eben so Sport getrieben und Familienverkehr gepflegt wie bei den Engländern. Auch deren Iugend schlägt manchmal über die Stränge. Daß der Kreis der Vergnügungen eng begrenzt ist und Grobes einschließt, liegt in den gegebenen Verhältnissen. Der Maßstab, den Reck an Alles legt, wird sichtbar, wenn er das betriebsame und für Südchile wichtige Punta Arenas ein Tscherkessendorf nennt. Das aber sind wir von den Grünhörnern gewöhnt. Wir kennen ja diese Herren, die gleich nach der Ankunft sich in dem Cafs de Diligencias in Veracruz, in Aues Keller in Buenos Aires oder in unseren Klubs in Havana, Santiago oder Lima herumdrücken, mit dem nächsten oder übernächsten Dampfer wieder abfahren und dann über die Länder urtheilen, in denen Millionen unserer Landsleute ein gutes Fortkommen und eine angesehene Lebensstellung finden und nach denen Milliarden unserer Waaren abgesetzt werden. In Centralamerita giebt es kein« Niggerexcellenzen, Herr Dr. Reck, sondern Kreolen; und wenn ein deutscher Dampferkapitän dort die Flagge eines Staates setzt, dann gehorcht er der Schiffsetikette. Wie sollen unsere großen und mustergiltigen Schiffahrtgesellschaften ihr großes Kapital verzinsen, wenn sie nicht ausländischen Passagieren den Aufenthalt an Bord angenehm machen? Von den relativ wenigen deutschen Fahrgästen können sie nicht leben. Wenn eine Nachricht nicht ausgehängt war, ists die Schuld der amerikanischen Telegraphenagentur, die sie eben nicht übermittelte. Die Schiffsleitung läßt alle Meldungen sofort in deutscher und englischer (oder spanischer Sprache) veröffentlichen,

Cordoba (Argentinien). Hellmuth Iuan Ludewig.

(Was soll ich mit meinem schönen deutschen Vornamen Hellmuth hier anfangen? Der Spanier spricht ihn Eljmus aus: H stumm, ll lj, th s. Da scheint mir die Umwandlung meines zweitens Vornamens Hans in Iuan immer noch vernünftiger.)

; II. Die Aeußerungen über die Ueberseedeutschen, zu denen auch ich als Vertreter deutscher Industrien in Südamerika mich zähle, müssen selbst den tolerantesten Deutschen verletzen, da es sich hier nicht mehr um scharfe Kritik, sondern um eine Entstellung der Thatsachen handelt. Herr Dr. Reck scheint sich vor seiner Reise unter den deutschen Vicekonsulaten >in Südamerika Repräsentationstellen großen Stils vorgestellt zu haben, wo man nichts Anderes zu thun hat, als durchfahrende Vergnügungreisende gastfreundlich aufznnehinen, und ihnen

Die Zukunft,
zu ihren Ausflüge» ,,Bärenführer" zu Verfügung stellt. Dann ist er natürlich enttäuscht worden, als er in den zum Theil noch kulturell recht primitiven Plätzen Vicekonsuln getroffen hat, die außer ihrer Würde noch einen Nebenberuf haben: Kaufleute, die natürlich zunächst ihren Geschäften nachgehen. Ich bereise seit mehreren Iahren die südamerikanischen Republiken, insbesondere Argentinien und Chile, !und kann daher aus meiner Erfahrung behaupten, daß gerade wir Deutschen mit unseren Vicekonsuln und Konsuln durchaus zufrieden sein dürfen. Die Vicekonsuln sind nicht im deutschen Sinn Krämer, sondern wirkich Kaufleute, mit reifer Lebenserfahrung, die sich um das Deutschthum hier besondere Verdienste erworben haben. Gerade in Punta Arenas, in der für die Schiffahrt gefährlichen Magelhaensstraße, wo deutsche Dampfer ständig verkehren, ist die Vertretung des Deutschen Reiches unentbehrlich und wir Kaufleute, die wir doch in erster Linie daran interessirt sind, sehen es lieber, wenn der Konsul Kaufmann ist, und danken bestens für den „deutschen Kerl, mit Herz und Maul auf dem rechten Fleck, ehemaligen preußischen Kavallerieoffizier"; die „Krämeralluren" sagen uns immer noch besser zu als deren schnodderiger Kasernenton. Die Moralpredigt für den deutschen Ueberseehandel konnte sich H«rr Dr. Reck auch besser überlegen. Er scheint nicht zu wisse«, daß der deutsche Exporthandel den englischen im letzten Iahr bereits an Umfang eingeholt hat und ihn in aller Kürze sicher übertreffen wird. Daß es auch unter den deutschen Commis in Südamerika Sumpspflanzen giebt, will ich nicht in Abrede stellen; aber nicht nur unter den deutschen. Ich treffe oft genug Engländer, die am Whisky zu Grunde gehen, trotzdem sie „im Frack diniren". Und daß sich die jungen Deutschen hier nicht auch im Sport bethätigen, ist unzutreffend; sie stehen den Engländern darin nicht so unendlich nach, haben aber auch nebenbei noch Interesse für Literatur und bemühen sich vor allen Dingen, die Landessprache zu lernen. Ist es nicht ein Zeichen von Streben und Intelligenz, wenn der Deutsche hier in wenigen Monaten Spanisch spricht, was der Engländer nicht in Iahren oder nie feqtig bringt? Das liegt nicht nur am Talent, sondern an der Willenskraft des Deutschen, der seine freien Abende dazu benützt. Warum übersieht Herr Dr. Reck die Vorzüge der Ueberseedeutschen? Alle Welt beneidet uns um unsere Anpassungfähigkeit, ohne den kindlichen Gedanken, daß wir nachäffen. Warum gehen die großen Aufträge für die Bedarfsartikel des täglichen Lebens nach Deutschland? Weil wir verstehen, den Bedürfnissen des Landes Rechnung zu tragen, weil wir die Verhältnisse studiren und erfassen und unsere Erfahrungen praktisch verwerthen. Herr Dr. Reck wird wohl eine merkwürdige Ausnahme bleiben, wenn er die deutschen Dampfer so sehr tadelt. Ich kenne unzählige Argentinier, Chilenen, Franzosen, Engländer usw., die die deutschen Dampfer allen anderen vorziehen, und es wird wohl keinem Deutschen einfallen, auf englischen Dampfern zu reisen, weil er auf den deutschen Schiffen „zu liebenswürdig" be-

Briese.

dient wird, Deil Beweis, daß wir Deutschen unser Kaufherrenthum im Ausland zu behaupten vermögen, haben unsere weltmächtigen Ueberseehäuser längst erbracht,

Buenos Aires. Ernst Tichauer.

III. Zwei so gewichtige Männer wie Vaihinger und Fritz Mauthner haben, getrennt von mir, Gruppes Bedeutung zu erkennen gewußt, Vaihinger hat schon 1911 auf Gruppe hingewiesen; von philosophischen Werken war ihm jedoch, wie mir, nur der „Antaeus" bekannt. Diesen aber citirte er ausführlich und ließ dem Denken des wackeren deutschen Mannes alle Ehre widerfahren. Mauthner aber gebührt das Verdienst, als Erster den ganzen Gruppe erkannt und gewürdigt zu haben. Er war es auch, der mir (da ich ihm, nichts ahnend von seiner KenntniH Gruppes, den Vorschlag machte, ich wolle in der „Bibliothek der Philosophen" den „Antaeus" herausgeben) mittheilte, er selbst sei. gerade damit beschäftigt; und er wars, der mickr auf die beiden glänzen» den und gewichtigen Hauptwerke Gruppes hinwies. All Dies habe ich in dem von beiden Gelehrten erwähnten Artikel erzählt; er lag den beiden Herren als Sonderabdruck vor, so daß die Provenienz nicht zu erkennen war. Der Aufsatz steht in dem „Deutschen Bibliophilenkalender für das Iahr 1914"; wie ich höre, ist dieses hübsch ausgestattete und mit vielen Beiträgen versehene Buch beinahe vergriffen, so daß,- es schwer sein dürfte, es heute noch zu beschaffen. Das Einzige, was ich noch, als Beitrag zu Gruppes Privatleben, hinzufügen möchte, ist, daß ich sämmtliche Briefe besitze, die dieser Mann in seinen Iahrzehnte währenden Beziehungen zu dem altberühmten Verlag Georg Reimer in Berlin schrieb. Der Chef des Hauses war so liebenswürdig, mir die (mehr als achtzig) Briefe Gruppes aus seinem Verlagsarchiv abschreiben zu lassen. Aus ihnen lernen wir gerade den Philosophen am Wenigsten kennen. Vielleicht eben deshalb, weil Reimer wohl die philosophischen Schriften Gruppes stets anstandlos und gern in Verlag nahm. Sonst aber sehen wir Gruppe gar eifrig bemüht, den Verlag für.seinen alljährlich erscheinenden Musenalmanach, für Antologien für Knaben und Mädchen, endlich aber für seine eigenen Dichtungen zu erwärmen. Gerade mit diesen aber hat der Aermste schwere Sorgen; denn Reimer mag nicht viel davon wissen. So erscheint denn eben jener „Firdusi", den auch Mauthner erwähnt, nach längeren Irrfahrten in Cottas Verlag. Außer der bescheiden geäußerten Hoffnung, endlich werde doch seine Zeit kommen, ist wenig Persönliches diesen ganz konventionellen Briefen zu entnehmen. Eigentlich bot die ganze Sammlung eine Enttäuschung. Das Beste, was Gruppe war und zu sagen hatte, ist eben in seinen Schriften selbst zu suchen; als Menschen haben ihn mannichfache literarische Veranstaltungen zum Zweck eines kleinenNebenerwerbes zu sehr inAthem/gehalten, als daß er zu freier und kühner Aeuß«rung seiner Persönlichkeit gelangen konnte.

Wien. Arthur Trebitsch,

IV. Vor vielen Iahren erschien in einem illustrirten Blatt eine harmlose Zeichnung, die aber durch ihre "Unterschrift: „Wo ist die Katz'?' alle Deutschen, die sich an öffentlichen Fragen betheiligen, in Unruhe versetzte. Denn die Katz' war erst nach langem Suchen auf einem Baum zu entdecken, dessen Aeste und Blätter die Umrisse ihres luftigen Körpers bildeten. An dieses „Vexirbild", das den Anstoß zu unzähligen anderen gab, wurde ich erinnert, als ich in einer Wochenschrift neulich einen unscheinbaren Berghügel sah, der als einer der charakteristischsten und schönsten Berge Deutschlands gepriesen wurde. Unter den harmlosen Bildern aber stand ein flammender Artikel, der das deutsche Volk gegen „die drohende Vernichtung des Hohenstoffeln" durch ein Basaltwerk zu einem lauten und energischen Protest aufrief. „Donnerwetter", dachte ich mir, „das Alles für den Hügel!" Wie ists möglich^ wenn er auch noch so lieblich ist und an seltenen Tagen den noch selteneren Besuchern durch das Buchendickicht eine prächtige Aussicht gewährt? Das kann doch kein genügender Grund sein, in verbreiteten Blättern für einen so kleinen, dem größten Theil des deutschen Volkes gänzlich unbekannten ... Bei diesem Wort stutzte ich. „Wo ist die Katz'?" fragte ich mich. Ehe ich aber hier die Antwort darauf gebe, möchte ich an die Leser die Frage stellen: „Wo ist der Hohenstoffeln?" Nämlich der wirkliche, nicht der phantastische Emporkömmling, der nach Iahrtausenden plötzlich wieder Feuer speit und nur in den Redcblüthen einiger Schaubudenherolde zu finden ist.
Natürlich wird man mir antworten: „Der Hohenstoffeln liegt im Hegau"; weil es nämlich schon in der Ueberschrift der Artikel steht. Aber wo liegt der Hegau? Ich bitte Sie, Herrn Kunze aus Rostock, mir einmal ehrlich zu sagen, ob Sie schon vor dem Protestgeschrei wußten, wo der Hegau liegt, Und wenn Sie es wußten, wenn Sie sogar einmal mit der Bahn durch den lieblichen Gau gekommen sind, wußten Sie, wo der Hohenstoffeln liegt? Sie schweigen. Das haben die biederen Bewohner des Hegaus bis vor einem halben Iahr auch gethan. Und so kam es, daß von dieser wirklich hübschen und eigenartigen Gegend nur wenige Menschen hörten. Erst Scheffels „Ekkehard" hat einem Theil des lesenden Publikums wenigstens den Klang des Namens „Hohentwiel" eingeprägt. Aber der Hohenstoffeln? Da Mußte erst ein ganz Anderer kommen, der seine Lieder nicht mit Pfeilen abschoß, wie Ekkehard, sondern auf den die Anderen ihre Pfeile schossen, der seinen Nainen nicht in die Rinden der Bäume schnitt, sondern in harten jungfräulichen Basalt, dem naturwüchsige Erdarbeiter und Steinbrecher auf seinem Gut poetischer erscheinen und lieber sind (ich glaube, auch der Natur selber) als eifernde Naturschwärmer und geifernde Aestheten; und der trotzdem seine industriellen Drahtgrüße dem liebeseligen Ekkehard und dem weinseligen Ioses Viktor mit größter Hochschätzung hinübersendet.
Aber auch dieser Mann hätte noch nicht genügt, um dem glücklichen Bodenseewinkel eine solche Bombenreklame zu verschaffen, wenn

zu dem Unternehmen nicht noch ein Name von besonderem Klang gekommen wäre, ein fürstlicher Zahlendichter großen Stils, der mit einem Basaltwerk auf eigenem Boden schon vor zehn Iahren den Anfang gemacht hatte. Leider ließ man damals die gute Gelegenheit unbenutzt vorübergehen. Die Natur mußte sich ja in diesen barbarischen Feiten noch ohne Schutz behelfen, sogar noch bis in die letzten Jahre, wo die schönen Fälle bei Laufenburg, eine wirkliche Naturschönheit, und so viele Schwarzwaldschönheiten unbeanstandet der Industrie zum Opfer fielen. Aber jetzt hatte man dafür zwei Basaltwerke mit einem Schlag, Darum: Ihr Wald- und Wiesendichter, Ihr Heimathtreuen, Ihr Streber nach der Bürgerkrone, Ihr Reisige und Reisende des Idealismus, auf in den Kampf um die Ehre! Das Land darf nicht mit schwarzem häßlichen Basalt, es muß mit Gold gepflastert werden! Nieder mit den „adeligen Landesverwüstern", hoch die Touristen!

Das größte Unglück für das Land wäre gewesen, wenn die beiden Gesellschafter m. b. H. die idealen Forderungen ihrer Gegner erfüllt, wenn sie auf ihre Einnahmen aus dem Werk verzichtet, die großen Herstellungskosten durch Anleihen und Hypotheken gedeckt und dann freundlich gebeten hätten, auf ihren Besitzungen ruhig und unbescholten ihre Tage beschließen zu dürfen. Erst als diese Gefahr glücklich vorüber war, wurde der Kampsplatz erweitert. Die Lavamasse war in Bewegung und floß als Druckerschwärze über Millionen von Zeitungblättern, neue Gesetze wurden vorgeschlagen und die deutsche Sprache erschien zu arm, um für den „Bandalismus", die „Vernichtung", „Verwüstung" und „Schändung" noch wirksame Bezeichnungen zu finden. Warum der Lärm? Weil an einer Stelle, die von unten kaum zu sehen ist, an einem kleinen Abhang von höchstens drei badischen Morgen ein verkümmerter Waldbestand entfernt wurde, der ohnehin in kurzer Zeit hätte gefällt werden müssen, und weil vielleicht in Zukunft einmal eine unten sichtbare Basaltwand entsteht, die wegen ihrer prächtigen Färbungen auch noch einen malerischen Anblick gewähren würde. Darum tobt der Lärm. Wenn man den groß- und namenszügigen Idealisten, die sich qls empörte Protestirer aufgethan haben, einen Einspruch gegen einen Steinbruch auf dem Gralsberg Moni Serrat oder auf der Akropolis zum Unterschreiben gäbe, so würden sie sich auch noch als die Retter Griechenlands und Spaniens betrachten, weil sie nicht wüßten, da>ß an diesen geheiligten Stätten schon seit langer "Zeit Steinbrüche bestehen> und weil es in ganz Deutschland nur einen einzigen Mann gegeben hat, den bekannten Rechtsgelehrten Paul von Roth, der allen idealen Forderungen, die an ihn kamen, unerschütterlich seinen Wahlspruch entgegensetzte: „Ich versammle mich nicht, ich unterschreibe nicht und ich gebe kein Geld her." Nun: in dem letzten Punkt wenigstens sind erfreulicher Weise auch beim Basaltwerk alle Parteien einig, so daß schon der Gedanke auftauchen konnte, die Landesderwüster hätten zu Nutz und Frommen ihrer Heimath in antiker Selbstaufopferung mit ihren Peinigern diesen Keldverweigeriingtriist
Iii

gegründet. Aber an einen solchen Idealismus kann ich heutzutage nicht mehr glauben. Hat doch auch ohne diesen ethischen Entstehung-- grund des Werkes das badische Land und seine Presse alle Ursache, dem grundherrlichen und besonders dem fürstlichen Unternehmer dankbar zu sein, auf dessen Iagdgründen schon manche deutsche Mücke in kürzester Zeit sich zu einem Riesenungethüm ausgewachsen hat, über dessen Benennung die Parteien noch heute streiten.

München. Ferdinand Freiherr von Horn st ein.

Sind die Landsleute, die sich in Südamerika eingelebt haben, nicht allzu empfindlich? Die hier gedruckten Briefe sind die höflichsten und an sachlicher Substanz reichsten aus einem Haufen. Weil in einer Zeitschrift, der man lange gern gelauscht hat, mal Etwas steht, das Einem nicht behagt, taugt sie nicht mehr? Dann, liebe Herren, wählet Euch eine andere i Herrn Allewelt Schmeichelgerichte aufzutischen, ist nicht meine Sache. Möglich, daß der Herr, dessen Artikelchen Euch ärgerte, übertrieben, flüchtig hingesehen, daß seinem Sinn sich allerlei Schiefes eingedrückt hat. Nicht ganz so wahrscheinlich, doch immerhin möglich, daß er gar nichtsRichtiges,Beherz!genswerthes ausgesagt hat. Thätemir leid; ist aber da sogar nicht stets zu vermeiden, wo siebenmal geprüfte Mandarinen, höhere und hoheBeamte, SchloßabzugvonderSonnenseite des Lebens, nach geheimräthlichen Vorträgen „das Wort ergriffen". Da giebts oft genug blanken oder blinden Unsinn. Hier dünkt das Unglück mich nicht so arg. Ihr berichtigt das Falsche, von Eurem Auge für falsch Gehaltene; und habt die erwünschte Gelegenheit, über Euer Wollen und Sinnen, Erleben und Schaffen Allerlei auszusagen, was Bequemlichkeit sonst wohl im dumpfen Brustschrein hängen ließe. Und: daß der Deutsche draußen Tüchtiges, oft Ungemeines leistet, ist auf diesen Blättern nicht allzu selten erwähnt worden. 8ät prsw bibsrunt... Freiherr von Hornstein, ein Dichter, ein nach Kunstkultur langender Mann mittleren Vermögens, hat einen Theil seines Geldes, in Gemeinschaft mit dem Fürsten Max Egon Fürstenberg, an eine Basaltwerkanlage gewendet und wird nun beschuldigt, die deutsche Welt zu verwüsten, die deutsche Landschaft zu schänden etc. pp. Ihm wird zugemuthet, den grausen Plan aufzugeben, sein Geld in den Schornstein von Hornstein zu schreiben und auf des Lebens Lurusgüter fromm zu verzichten, Kinderei? Dann: alltägliche. Idealismus m. b. H , der auf Anderer Kosten lebt, nur von Anderen Opfer heischt, ist in der deut- ^ schen Mode; die Sucht nach redlichem Gewinn Iedem, der ihn nicht erlangen konnte und kann, ein verächtlicher Gräuel; und „Erklärungen", die ins Weltblättchen kommen, unterschreibt der Philister gar zu gern: fühlt sich, wenn ers darf, als „hervorragenden Zeitgenossen". Den Gescholtenen sei die Losung eines lustig arbeitenden berliner Großindustriellen empfohlen: „Ick ärgre mir nicht, ick wundre mir blos."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hardert in Berlin. — Berlag der Zukunft in Verlin, — Druck von Paft S Garleb S, m, b, S in Berlin.

Berlin, den 7. Februar 1«14.
Virement.
Straßburg.
dritte Kaiserliche Statthalter in Elsaß-Lothringen wollte einpaarWochen länger in Straßburg thronen, als er durfte; der vierte istgebetenworden.nachderAnnahmeseinesAbschieds» gesuches noch einpaarWochen im Amtzubleiben.HermannFürst zu Hohenlohe-Langenburg, Graf von Gleichen, der den Waffen» rock Oesterreichs, Württembergs, Badens, Preußens getragen und dieWürde des preußischen Generals der Kavallerie erlangt hatte, durfte sich als großenHerrn fühlen. SeineSchwesterAdel» Heid war die Mutter der Kaiserin Auguste Victoria, seine Frau Prinzessin von Baden und Basedes Großherzogs Friedrich.Aus Straßburg kam über den stillen Herrn kaum je eine Klage. Er repräsentirte anständig, hielt sich, wenns irgend ging, im Hintergrund und ließden Sachverständigen die Last der Verwaltung. Inseinem Erleben spiegelte sich die Internationalität des fränkischen Dynastenhauses; doch im Reichstag war er, als Abgeordneter, früh für das reichsländische Sprachengesetz eingetreten und als Statthaltertrachtete er, ohne allzu schwerenMüheaufwand dieDeutsch» heit des Reichslandes zu sichern. Kein politischer Kopf von der gefährlichen Fluoreszenz Edwins Manteuffel. Kein Geschichtenträger vom Schlag des ersten straßburger Hohenlohe, des Schil» lingsfürsten. Nur achtbares Mittelmaß. Seit Chlodwigs schlimme „Denkwürdigkeiten" ans Licht gekommen waren, stand Hermann im Schatten.Die für die Veröffentlichung derTagebücherzunächst verantwortlichen Herren, Prinz Alexander Hohenlohe und Konig

fistorialpräsident Curtius, waren ihm untergeben; manche Leute behaupteten, er hätte die Publikation zu hindern vermocht; und er konnte auch die (vom Kaiser gewünschte) Entamtung des Herrn Curtius nicht erzwingen. Der war und ist der kühl verständige Mann nach dem Herzen der Lutherischen im Unterelsaß; weil er ihre um Dogmen und Kirchenbräuche unbekümmerte Glaubens-freiheit nichrzu schmälern strebt und jeden Versuch landesherrli» chenKirchenregimentes abwehrt.Zweimalwollte er,nach sichtbaren ZeichenAllerhöchster1lngnade,gehen;zweimal ward ihm dieAb» ficht auf Demission ausgeredet. Er wurde nicht an die Galatafel geladen, mußte lesen, daß der Kaiser lange mit dem Bischofund dem Oberrabbiner von Straßburg gesprochen habe; blieb aber, auf-recht und fröhlichen Sinnes, im Amt und kam mählich wieder in die Sonne. Der Langenburger hatte, nach dem Tod Friedrichs von Baden, auf denWunfch verzichten gelernt, seinen Sohn Ernst alsNachfolger in den straß burger Palast einziehen zu sehen;war Fünfundsiebenzig, fast dreizehn Iahre lang Statthalter und zum Rücktritt bereit. Nach Stand und Lebensleistung meinte er, auf eine Respektsfrist Anspruch zu haben, den Auszugstermin selbst bestimmen zu dürfen: und war ein Bischen ärgerlich, da er schon im Herbst 1907, nicht erst um die Weihnachtzeit, fort mußte. Staats, raison ist unerbittlich. Für Herrn Heinrich von Tschirschky und Bö» gendorf, der im Staatssekretariat des Auswärtigen Amtes nicht heimisch geworden war, mußte schnell ein guter Posten freigemacht werden;und dersanfte Heinrich wollte nach Wien, von woihn, als jungen Sekretär, nach seiner Verlobung mit der Tochter eines ge-adelten Industriellen, der Botschafter Prinz Reuß versetzen ließ. Graf Karl Wedel wurde der Erbe Hohenlohes.Auch Einer, dem nicht immer die schwarzweiße Fahne voranwehte; ein Oldenbur-ger, der unter dem König Georg von Hannover gedient und als Dragonerlieutenant bei Langensalza gegen diePreußengefochten hatte. Nach der Annexion Hannovers wurde er ins Preußenheer übernommen. Stand dreiunddreißig Iahre im aktiven Dienst. Generalstab,Militärbevollmächtigter,Flügeladjutant,Brigadier, General a w suite. Als FlügeladjutantWilhelms hat er, am dritten April 1890, dem Kaiser Franz Ioseph ein ungewöhnlich langes Allerhöchstes Handschreiben überbracht, in dem, wie früh nach Friedrichsruh berichtet wurde, der DeutscheKaiser demVerbün-

dcten erzählte, welcheGründe »zurEntlassung Bismarcks zwan»
gen". (Chlodwig hat aus dem Mund Franz Josephs nachherüber
Bismarck dasNrtheil gehört: »Es ist traurig, daß ein solcherMann
so tief sinken konnte".) In dieCivilarbeit hatte den Generalmajor
Grafen Wedel einNnfall gedrängt. ImMai 1891 saß ermitdem
Kaiser amKommerstisch der bonnerBorussen.Nach dem Corps»
fest wollte Wilhelm den Großherzog von Luxemburg vom Bahn«
hof abholen. Die Ankunftstunde rückt schon heran, der Kaiser trägt
noch Kneipjacke und Stürmer: und Wedel wagt, als Dienst thuen»
der Adjutant, in leiser Ehrfurcht endlich dieZrage, welche ^tni»
?orm,^we Majestät anziehen wolle. Darin sieht der Kaiser eine
LeMon^MüngehörigeAndeutüng,zur Einholungfürstlicher Vet-
tern passe die Borussenjacke nicht. »Sie scheinen Neigung zur Dl»
plomatie zu haben; da kann Ihnen geholfen werden." DerGeneral-
major kommt als Lehrling ins Auswartige Amt. Fällt aber nicht
in lange Nngnade. Schon im Herbst 1892 wird er als Gesandter
in Stockholm beglaubigt. Vermählt stcheinemreichenschwedischen
Edelfräulein; wird, nach zwei Ruhejahren, wieder Soldat; zum
General der Kavallerie und zumGouverneurvon Berlin ernannt;
1899 als Botschafter nach Rom, 1902, als die Diplomatie des
Fürsten Philipp zu Eulenburg gar zu phantastisch geworden ist,
nach Wien geschickt. Eine wunderliche Laufbahn. In derMetter»
nichgafse war Wedels Wirken anodin; derMann aber amHof so
beliebt wie in derPreßwelt. Für die dunkle Tonart, in derFrank»
reichs Botschafter, Marquis de Reverseaux, mit ihm über den
Marokkostreit sprach, hatte der Soldat kein Ohr. Daß er im März
1906 Jedem, ders hören wollte, sagte, Deutschland werde in Al»
gesiras fortan nicht mehr die winzigste Konzession machen, war
nicht seine Schuld; er konnte nicht wissen, daß man in Berlin zu
neuer Nachgiebigkeit entschlossen war. Konnte durch bessere In»
formationüberWesen und Willenshang des Grafen Goluchowski
uns aber die Mensurdepesche des Kaisers ersparen. Vielleicht
hatte die bonner Erfahrung ihn die dem neudeutschen Hofmann
ziemenden Mores gelehrt. Seit dem Oktober 1907 ist er Statt»
balter. Seinen vernünftigen Rath, auf den Panthersprung nach
Agadirzu verzichten, überschrie die SozietätKiderlen»Bethmann.
InStraßburg wäre er (weil derHerrReichskanzler sich dieRück»
zugslinie dahin offen halten wollte) wohl noch länger geblieben,
IS'

wenn sein »Regime" nicht dieHäupter des Heeres geärgert hätte. Der Mann, der im Welfendienst gegenPreußen focht, als preußischerOfsizier dasEiserneKreuzZweiterKlasseerwarb,von 1866 bis 91 und von 1897 bls99preußischenTruppen, sogar zweiGardekavalleriebrigaden, befahl, fällt nun als »schlaffer Civilist"; fällt, weil er den Namen zu einem System gab, dem in Berlin, im Schi oß klarer als im Amt, der Grundriß vorgezeichnet worden war. DerNamedesFolgcrs ist noch nicht bekannt. Daß die Summe derheutedortnöthigenEigenschaftendenFürstenBülow empfiehlt und daß, wenn er aus demKalkul scheidet, an den Freiherrn von Schorlemer-Lieserzu denken wäre, habe ich hier gesagt. Ein Prinz? „Das dulde ich nicht", sprach Bismarck zu dem Grafen Ferdinand Dürckheim-Montmartin; «wir brauchen im Elsaß Arbeiter, nicht Fürsten und Hofchargen; auch fehlt es bei Ihnen an Vergnügung für einenFürsten und Sie wissen ja, wie gern die hohen Herrschaften sich amusiren." Ehe der Staatsrechtsbegriff Elsaß» Lothringen nicht einen Inhalt, die künstlich geschaffene Einheit zweier grundverschiedenen Stämme nicht eine Heimath hat, ehe das Reichsland, Kaiserland nicht ein Bundesstaat mit eigener Wirtschaft undArmee geworden ist, wird nichtRuhe. Denn auf ein großes Handeln, das Elsassern und Lothringern das Einfühlen ins Reichswesen erleichtert, darf Deutschland fürs Erste ja kaum noch hoffen. Der stmßburger Professor Dr. Werner Wittich sagt in seinem lesenswerthen Aufsatz über »Kultur und Nationalbe» wußtsein im Elsaß": „Die großen nationalen Kämpfe der Revo» lution und der Kaiserzeit haben das französische Nationalbewußtsein imElsaß vollendet. Wer wollte voraussehen oder garhoffen, daß in ähnlichen Feuergluthen das elsässische Volk auch innerlich ganz dem deutschen Volk mit Leib und Seele verbunden würde k Das politischeLeben inDeutschland ist seit dem großenKrieg sehr arm an nationalen Ereignissen gewesen, die eine ähnlicheWirkung wie Revolution und Kaiserzeit ausüben konnten. Selbst die Einweihung der restaurirten Hohkönigsburg oder derFlug des Grafen Zeppelin über Straßburg und das Elsaß lassen sich an Wirkung auf die Seele des Volkes nicht dem Bastillesturm oder den Schlachten derRepublikund des Ersten Kaiserreiches vergleichen. Die Neigung der Elfässer zu Frankreich ist ein der Kindesliebe zu den Eitern entsprechendes Pietätgefühl. Ihr Verhältniß zu

Deutschland gleicht einstweilen einer ohne Liebe geschlossenen Ehe zwischen zwei reifen Menschen, deren jeder seine Erfahrungen, Neberlieferungen und Lebensgewohnheiten hat. Die Neigung entspringt nicht daraus, daß man einander die eigenen Lebens» Gewohnheiten aufzwingt; nur gemeinsame Interessen, Erlebnisse und große Schicksale können zwei solche Menschen in Liebe zu» sammenführen." So denken im Elsaß und in Deutsch-Lothringen Eingeborene und Eingewanderte, die nicht blind und taub durch das Leben stampfen. So müssen die Männer denken lernen, d!e dasLand regiren sollen, bis derWeg inSelbstregirung freiwird.

Die Personalauswahl scheint dem ersten Blick verständig. EinPreuße.GrafRoedern.istStaatssekretär, einBayer, Freiherr von Stein, Unterstaatssekretär geworden. Dem Grafen Roedcrn wurden, auch hier schon, Klugheit und gute Manier nachgerühmt. <Die maniere wird zunächst das Wichtigste sein; die Form des Wollens muß sich der Gleisweite reichsländischen Denkens ein» passen: sonst ist Verständigung unmöglich.) Der Staatssekretär wird regiren; wenn nicht doch schließlich noch ein Staatsmann Statthalter wird. FreiherrZorn von Bulach war keinstarkerHort. Sohn eines verarmenden Geschlechtes, Bruder des straßburger Weihbischofs, Schloßhauptmann der Hohkönigsburg, als fran» zösischer Offizier a.D.den preußischen Generalen immer einBis» chen verdächtig, als Günstling des Kaisers den noch zärtlich nach Frankreich Blickenden verhaßt: Hindernisse ringsum. Puttkamer und Koller hatten regirt; Bulach ließ sich leiten. Von dem ge» schickten Herrn Mandel, Unterstaatssekretär des Innern, der, als er, nicht ohneMühe und persönliche Hemmung, in denSattel ge» klettert war, den klugen und fleißigen Kopf rasch über das Bu» reaugehudel reckte. Herr Petri, der Iustizsekretär, kam neben ihm nicht auf; er war früh in die deutsche Verwaltung übernommen worden, roch den damals Unversöhnlichen nach Renegatenthum und hatte nie durch besondere Amtsleistung den Bann gebrochen. <Auf seinem Platz hätten die Elsässer längst gern den Oberlandes» gerichtspräsidentenMolitor gesehen, dem sogar überflügelte Kol» legen die Fähigkeit zutrauen, das verwitternde Ressort auf die Höhe gerechter Forderung zu bringen.) Bald hieß es von Weißen» bürg bis nach Metz: „Mandel macht Alles". Das mißfielMan» chem; und einem Unterstaatssekretär, der von.Amtes wegen nur

fürs »Innere" sorgen soll, wird die Allumfassung, Allverwaltunz nicht leicht gemacht. In der Forstnerkrifis haben Alle, vom Statt» halter bis auf die zaberner Staatsanwälte, sich würdig und tapfer gehalten; Alle standen fest auf ihrer Iteberzeugung, duckten sich nicht ängstlich flink in die Schlupfwinkel der Gunst undhattenmin- destens neun Zehntel des Reichslandsvolkes, auch der Altdeut» schen, hinter sich. Der vom Namen des preußischen Generals GrafenWedel gedeckte Zustand steter Friktion und Zerfahrenheit war zuvor aber, längst,unhaltbar geworden.Jetzt wird einWille re- giren;einesMannesVerantwortlichkeitfühlbarundgrcifbarsein. Daraus kann Nützliches werden; wenn nicht wieder Vorur- theil das heute noch Nothwendige und das morgen schon Mög- liche verkennt. Wedel müßte zu Roedern, zum jungen der alte Graf sprechen: »Sie waren vor achtzehnIahrenReferendar und' sind jetzt Staatssekretär; gelten also in Berlin als schwersten Ka» libers.Hier können Sie den Nimbus weiten; aber auch allen Kre- dit verlieren. Lassen Sie sich, lieber Graf, nicht in den Wahn schwatzen, das zuletzt Geschehene biete den Schlüssel zum Ver» ständniß elsassischen Geistes. Grundfalsch. Konnte, wenn man PreußencorpsinGarnisonhinlegte.auchinOberbayerngeschehen. Das regional Besondere war nur:die Rednerei über einen nahen Krieg gegen Frankreich und, freilich nur in einer Kasernenstube, die Aufforderung, die Fahne derRepublik zu besudeln. Das geht nicht. NnterFrankreichsFahnen haben elsassische und lothringische Männer sich Heldenruhm erfochten und aufs letzte Bett gestreckt. In solcher Erinnerung lebt ein Gefühl, das der Weife schont. Ein neuer Krieg gegen Frankreich kann nothwendig werden; ihn vor dem Ohr derMenschen, denen Frankreich das Menschenrecht, die Wohllhat hoher Kultur und anmulhige Lebensform gab, zu bere« den. wäre unklug, auch wenn er im nächsten Morgengrau beginnen müßte. Sonst hat das Ereigniß (das wurde, weils werden sollte> mit dem Problem, dem Sie die Lösung zu suchen haben, gar nichts gemein. Jede Stunde, die Sie an die Erforschung der zaberncr ‚Fälle' wenden, ist vergeudet. Wenn General von Deimling auf MandelsBitte gehört und den Garnisonchef von Zabern ansTe» lephon befohlen hätte, wäre fastAlles anders geworden. Er wollte nicht; wollte ‚die Geschichte zum Klappen bringen'. Wurde von den KriegsgerichtennichtzurZeugenaussage berufenund hat über

michgesiegt.derihninDonaueschingengeschlagenhatte.Abgethan.
MachtsParteiwütherichenSpaß,Deimlings,des badischenBür»
gerssohnes.Siegüber mich, denpreußischen General und Grafen,
in einen Sieg Preußens überFranzöslinge umzufrifiren: meinet-
wegen. Zwar kann ich das Sprüchlein unseres guten Bethmann
(alles im Reichstag Geredete war ja unter jeder Kanone) nicht
nachbeten; seine emphatische Mahnung, die Wunde zu heilen,
nicht,drin zu wühlen',kam uns hier einBischen komisch vor:weil
wir meinen, dem Versuch zur Heilung müsse die Untersuchung,
Durchleuchtung der Wunde vorangehen. Zu spät. AnIhrer Stelle
ließe ich mirüber denKramnichtserzählen.Auch nicht,daßSie in
Feindesland und überall von Haß umdräut sind. Dummes Zeug.
Die Zeit, wo dieMehrheit den Rückfall an Frankreich ersehnte, ruht
im Grab. Sie finden hier mehr als siebenzig Prozent Katholiken (in
deren Gedankengängen auch ein behender Protestant sich schwer
zurechttastet). Die machen die Landesstimmung. Die Jahre des
französischenKulturkampfessind in derreichsländischen Geschichte
beinahe eben so wichtige Daten wie die des Krieges. Als es gegen
die Kongregationen vorging, seinen Gesandten vom Hof des Pap«
stes heimberief und den Staat schroff von der Kirche trennte: da»
mals erst hat Frankreich die zwei Provinzen endgiltig verloren.
Horchen Sie herum. Selbst die Soutaneträger, einst die Führer
in der Protestbewegung, erschaudern, wenn ihnen Einer von der
Wiederkunft französischer Herrschaft vorschwärmt. Diesen tnsson
spürt, in seines Herzens Kämmerlein, sogar der (zu vielgenannte)
rappoltsweiler AbböWetterle; trotzdem er ein echter Franzos ist
und man von ihm zwar die Erfüllung derBürgerpflicht, doch nicht
ein stolzes Bewußtsein der Deutschheit fordern darf. (Auch ein
Punkt, wo die Schreier im Reich mich niemals verstanden. Sollte
ich diesen als Franzosensproß 1861 im französischen Elsaß ge-
borenen Emile, der, wenn er seinen Schmerz aufFrankreichs Erde
ausstöhnt, nicht in den Volksverrath des Neberläufers hinabsinkt,
zum Märtyrer machen? Als ein kurioses Kerlchen, über dessen
Hastgeste, wenns mit dem Weinbäuchlein zu neuem Sprung an»
setzt, selbst die Freunde den Kopf schütteln, ist er uns bequemer.)
Der reichsländischeKlerus hat von der gottlosen Iakobinerrepu»
blik nichts zu hoffen; er weiß, daß die Oberhirten in Straßburg
und Metz, der kränkliche und der eifernde, ehrfürchtiger behandelt

werden als der Erzbischof von Besan?on, dem ihre Vorgänger unterthan waren, und würde sich selbst sammt seinem Glaubens» recht schädigen, wenn er aus dem Reich frommer Duldsamkeit die Rückkehr in den Staat der Pfaffenfresser durchsetzen könnte. And an seinem Wink hängen zwei Drittel der Landsmannschaft. Seit die Beschimpfung des goupillon und der calotte in die Pariser- mode kam, ist in Lothringen und im Oberelsaß das Feld für uns frei; erst seitdem. Dort haben Sie Maas- und Moselfranken, hier AUemannen. Ein dem schweizerischen ähnliches Volksthum. Fast nirgends Großgrundbesitz; weder Konservative noch National» liberale, nicht einmal Centrumsleute norddeutschen Schlages; nur katholische und lutherische, wilde und sanfte, bürgerliche und sozialistische Demokraten. Damit und mit einem von allgemei- nem, gleichem, direktem Wahlrecht gelieferter Landtag nach dem Wunsch preußischer Konservativen regiren: keinGoliath und kein David kann es leisten. Kein Weitsichtiger wird es wollen. Dem Slaven mag der Deutsche, dem Deutschen der Slave die Lebens» gemeinschaft verekeln. Hier ist die Aufgabe nicht, das Volk weg- zudrängen, zu knechten, in fremde Gefühlshaut einzuzwängen, sondern, es dem Reich zu befreunden, ihm im Reich ein behag- liches, nicht nur sonnenloser Pflicht gehöriges Leben zu bereiten. Iedemerkbare Absicht aufWesensunterdrückungwürfediese stäm- migen Menschen in die Sehnsucht nach Frankreich zurück. Jetzt haben sie sich in dieAnnexion, als in einen unwiderruflichenSpruch der Geschichte, gewöhnt und wollen deutsch sein; auch wenn ihre Lippe gern die Sprache Voltaires und Bonapartes spricht oder, umallzu Norddeutsche zuärgern, die Marseillaisepfeift. Nurnicht überallHochverrath wittern;nicht vonAufruhr träumen, weil das Geld für dieKaiserjagd erst nachgemächlichemZögerndesMan- nesstolzes bewilligt wird. Hexen lernt Unsereins nicht; nur be- hutsam mit den erlangbarenMittelnwirthschaften.DenGlauben, der von Ihnen Wunder erwartet, müssen Sie enttäuschen. Wer Sie laut rühmt, schadet Ihnen. Ein Genie brächte den straßburger Landtag nicht auf die gouvernementale Linie Spahn-Basser- m ann» Kaempf. Dennoch läßt sich mit den Leuten hier leben, wenn man sie nicht knufft und ihr Menschlichstes zu verstehen sucht."

ProfessorWittichsagt:»EineArmeevonachtzigtausendMann und die Festungen Straßburg und Metz bilden die Sicherheit des Reiches in Elsaß-Lothringen; aber keine Staatsraison der Welt

Vermag die dauernde Behandlung eines der kultivirtesten Länder Europas alsFestungsglacis oderMilitärgrenze für dasReich zu rechtfertigen. Politisch wird die Sicherheit des Reiches nicht in Straßburg, fondern in Berlin vertheidigt. Die Pflicht des herr» sehenden Staates ist, auch ohne Hilfe der Landesverwaltung so stark zu bleiben, daß die Elsässer in Frieden und nach ihrer Art zu guten Deutschen werden können." Die letzten Sätze sind stich» fest. Daß Elsaß-Lothringen in West das Reichsglacis ist, dürfen ivir niemals vergessen. Warumrunzeltsichnachjeder Erwähnung der Thatsache die Stirn des Reichslandes? Auch Nordost- und Nordweflpreußen, Schlesien, Tirol, Galizien sind Glacis: und die Bewohner ächzen nicht unter hartem Druck. In Friedcnszeit ^ehlt dem Festungstädterkaum eindem Nachbarzugängliches Vergnügen. Daß Lothringern und Elsassern die Vorstellung eines Krieges gegen das Land, dem ihre Eltern zugehörten und dem 5hre KulturWesentliches verdankt, widrig ist, muß jederGerechte begreifen. Daß aus der Vorstellung nicht Ereigniß wird, ist gewiß, wenn die reichsländische Menschheit sich mit dem gewordenen Rechtszustand zufrieden zeigt und, ohne die Gefühlsfasern, die sie an Frankreich binden, zu durchschneiden, ihr Wollen in Deutschlands Farben kleidet. Das thäte sie, sobald ihr das selbe Recht zuerkannt wäre wie den anderen deutschen Stämmen. Nicht wider das Reich, den Ewigen Bund, kämpft sie, sondern wider die Verurtheilung in ewige Stiefkindschaft. Würden Bayern, Sachsen, Schwaben nicht murren, wenn Berlin ihres Schicksals Höhen und Tiefen nach Willkür bestimmen dürfte? Könnten sie die Regimenter lieben, die in ihrem Land fremde Wächter und herrische Gäste, nicht Söhne und drum Schützer sind? Auch Eisasser And Lothringer wollen (und können) den Reichsring nicht sprengen, fondern sich, im Gefäß einesBundesstaates.ihm einfügen. Un> nutzes Zaudern. Daß Menschen wichtiger, als Werthzeuger kostbarer sind als Parzellen und andere Handelswaare, hat unsere Kolonialverwaltung endlich einsehen gelernt; dieAusrodung der Schwarzen schiene ihr heute nichtmehr deutscher Gewinn. An der Westgrenze desReiches brauchen wir nichteininstummeDemuih gebändigtes, sondern ein inbrünstig der deutschen Sache verlobtes, in fröhlicher Freiheit für sie thätiges Volk. Frankreichs Entkirchlichung hat für uns gewirkt. DieRheinprovinz magMctzum» fassen und die stärkste Festung unterpreußischeObhutstellen. Alles

Aebrige: Bundesstaat mit eigenstämmigem Leben, eigenem Herr»
scherhaus und Heer, auf die man stolz sein und die man kratzen kann.
Paris.
Vor der Möglichkeit solcher EntWickelung hat der greifende,
sieche Rachesänger Döroulede gebebt. Sein Lebenswerk wäre vor
Aller Augen entwerthet gewesen, wenn dieTöchter, deren Heim-
kehr ererflehte, überdenWasgenwaldgerusenhätten: «Wirble!«
ben Euch dankbar, fühlen uns hier aber ganz wohl." Dann gab
es keine Trauerparade mehr vor dem umflorten Standbild der
Stadt Straßburg. Dieser Schmerz blieb dem Barden erspart. Er
hörte noch den Groll der Elsasser, das Gewimmer ihrer thörichten
Vertheidiger, denWiderhall desEuropäerglaubens, Deutschland
werde mit dem Reichsland niemals fertig; und fog neuen Hoff»
nungsfaftin den welkenden Leib. Am zweiten Dezembertag keuchte
derTotkranke.aufdemFeld beiChampigny.noch einmal dieMahn-
ung:»Denket immer daran!" Nun ist er tot.Wars nöthig, an seinem
Leichnam, als eines Maulhelden, Gauklers, eitlen Narren, nekro-
logisch sich zu ergötzen? War nicht günstige Gelegenheit zum Er»
weis menschlichen.dem Menschenwerth gerechten Verständnisses?
Der Neffe des nüchtern klugen Bourgeois Augier, der käufliche
Schreiber und Weiber so hübsch, für den Alltagsbedarf des Thea»
ters,nachschuf,konnte,seiterausdeutscherGefangenschaftfloh,nur
im Zustand der Ekstasis athmen. Deutschland war ihm die Welt-
geißel, das Babylon neuer Zeit. Er pfauchte, schrie, tobte und war
willig, Jedem zugehorchen, der denErdbodenvondemNngeheuer
befreite. Kleist,Arndt,Jahn haben den Eroberer nicht fanfter be-
handelt. Aus dem Geheul klang der redliche Gefühlston eines dem
Vaterland in treuer Inbrunst hingegebenen Mannes; und die
besten Franzosen sagten, nach einem Lächeln, überdenaltenPaul:
„Ein reines Herz." An Gräbern verglimmt der Zorn. Deroulede
hatte keinenBlutstropfeneinesPolitikers in sich; wollte häßliche,
unbequeme Wirklichkeit niemals sehen. In den letzten Iahren
heischte er die Wahl des Staatsoberhauptes durch Volksabstim»
mung. Auch der so Erwählte hätte dieTricolore nicht aufErwins
Münster gepflanzt; wäre vielleicht friedsamer gewesen als Herr
Poincare. Das Urtheil der Landsleute, das den Stifter des Pa-
triotenbundes in denRang ritterlich saubererHelden hebt, brau-
chen wir nicht, mißtrauisch, nachzuprüfen; wer solchen Feindes

Schatten grüßt, ehrt sich selbst nicht minder msihn. UndderBarde war nicht etwa ohne Talent. In seinen Soldatenliedern ist Kraft und Schwung, ist ein Funkelstrahl aus dem Gallien, von dem noch der Republikaner träumt. Ueber die Dramen wird der Zuaven» mantel gespreitet. Maskeraden, die DeutschlandsVernichtung ankündeten. Ueber den«Hetman"(Elsaß»LothringenistdieUkraine) schrieb Zola 1877: „Herr Deroulede ist noch jung, hat Talent und verdient jede Ermuthigung. Auf dem Posten des Dichter-Soldaten ward er ein Liebling der Menge. Wer ihm vorwirft, seine Verse seien nur mittelmäßig, gilt morgen für einen schlechten Staatsbürger. Man schielt ihn unwirsch an und brummt: Mir scheint, Sie wollen die Armee beschimpfen!" Das kommt, inFrankreich, nicht wieder. Deroulede war der Letzte aus der Arche von 1871. Maurras sieht anders aus; hat nicht das Kindergemüth.

Danzig.

Manche Mode kam uns aus Paris. Folgt den Schlitzröcken und Ueberwürfen nun die Kasernenrhetorik und der französisch gefärbte Nationalismus, der demZögling derChanzy,Bourbaki, Boulanger in seiner Maienzeit Anhang warb?

> „Gerade in diesen Tagen von La Rothiöre, da war es wieder einmal Preußen, das Oesterreich, die Russen und, wenn auch mit Widerstreben, manchen deutschen Staat, manche deutschen Stämme mit sich fort riß, jenseits des Rheins ans Paris. Preußische Thaten sind es gewesen, Sie Napoleon 1813, 1814, 1815 niederzwangen. Und, meine Herren, in der Hauptsache sind es ideale Kräfte gewesen, die in diesen Thaten wirksam wurden. Wie 1813 aber, so auch 1870/711 Ich rufe zu Zeugen Alle an dieser Tafel, die damals im Donnerwetter der Schlacht gestanden haben. Nicht Ueberlegenheit der Waffen, nicht die Uebers zahl, sondern der preußische Geist unseres Volkes ist es gewesen, der dem ganzen Feldzug die Wendung gab, der preußische Geist ist es gewesen, der die Bataillone von Saint-Privat siegreich durch den Eisenhagel von Geschossen schreiten ließ. Der kriegerische Manneswerth der Truppen war es, Das heißt auf Preußisch und, Gott sei Dank, auch auf Deutsch: der kriegerische Manneswerth unseres Volkes, sein soldatischer Geist. Und heute, meine Herren! Gottesfurcht, Königstreue, Vaterlandliebe, Staatsgefühl, der Sinn für Zucht und Ordnung, kurz, alle die Tugenden, die den militärischen Geist ausmachen, sind die heute noch so lebendig wie damals? Der Haß gegen die Monarchie, gegen die Religion, gegen die Armeen der HaH gegen Preußen, ja, selbst gegen deutsch-nationales Empfinden wird auf allen Straßen der Reichshauptstadt verkündet und an anderen Verkehrscentren. Ein Theil unserer Tagesliteratnr hat sich von den hehren Aufgaben der Presse abgewendet und zieht Alles, was uns heilig ist, was uns groß gemacht hat, in den Staub, sucht Etwas darin, den Zwiespalt noch zu erweitern und uns im Ausland zu verdächtigen. Und weiter, meine Herren, die Zeit von jetzt, sie wird weit überwiegend beherrscht von der Sorge um

wirtschaftliches Gedeihen, um Genieyen. Idealismus wird verlacht, die Zahl, zumal, wenn sie metallischen Klang hat, bedeutet Alles; die Unzufriedenheit wird geschürt, alle Wohlthaten, alle soziale Fürsorge, Versicherungen, Renten, aller Wohlstand steigert nur die Begehrlichkeit und der Geist des Umsturzes, der Aufsässigkeit, des Aufwicglerthums schleicht in die Gemüther, bedroht den gesunden Sinn unseres Volkes und unserer Iugend. Meine Herren! Das sind auch Thatsachen, Aber dennoch, wie oft habe ich von dem Geburtstagskinde von heute ähnliche Worte gehort wie die: .Gott sei Dank, daß ich kein Pessimist bin!' Nun, meine Herren, wir wollen auch keine Pessimisten sein, sondern uns freuen, daß es eine Persönlichkeit ist, die wir Kaiser und König nennen. Fünfundzwanzig Jahre lang hat er das Elbe seiner Väter behütet. Was er ererbt hat, er hat es erneut zu erwerben gesucht durch sein lebendiges Verantwortlichkeitempfinden, durch das vielseitige Versiändniß für die Forderungen der fortschreitenden Zeit. Das Meer hat seine trennende Bedeutung auch für Deutschland verloren, der Kaiser hat sein Volk auf das Wasser gerufen. Und unsere Handelsstädte sind mit ihrer Blüthe die besten Zeugen dafür. Die Industrie hat überall, wo sie die Vorbedingungen für eine gedeihliche Entwickelung gefunden hat, festen Fuß fassen können, hat einen Aufschwung genommen, wie wir ihn vor wenigen Iahrzehnten noch kaum erwartet habcn. Erst heute haben wir in der Technischen Hochschule gehört, wie wir in vielen Beziehungen an zweiter Stelle in der ganzen Welt stehen. Und die Technik, meine Herren, hat in dem Geburtstagskind einen Förderer, würdig ihres beherrschenden Einflusses? alle Gebiete des wissenschaftlichen Lebens, die Künste, die Wissenschaft haben in ihm einen für alles Schöne und Edle begeisterten Beschützer. Und, meine Herren, die Armen, die Kranken, die Invaliden der Arbeit: in der Fürsorge für sie übertrifft keine andere Regirung die unseres Kaisers und Königs. Wir leben in einer ernsten Zeit und haben den glühenden Wunsch, Ieder an seiner Stelle, sein bestes, sein edelstes Wollen und Können für unseren Kaiser und König einzusetzen. Mit heiligem Ernst erfüllt uns dieses Festgelübde, dieser Huldigungsgrug, dieser Geburtstagswunsch. Kein Monarch der Erde hat so schwere Aufgaben zu erfüllen wie der König von Preußen, wie der Deutsche Kaiser, «sein Glück unser Glück! Hoch lebe Kaiser Wilhelm II. Hurra!"
Diese Rede hat, am Geburtstag des Kaisers, derFührcr des Siebcnzehnten Armeccorps, General von Mackensen, im danziger Schützenhaus gehalten. Das war noch nicht. Oesterreicher, Russen, Schweden knirschen schon, wenn dieRede auf das »Iubeljahr" kommt. IhrerVerdienste wurde nicht gedacht; nicht einmal, als ein Erzherzog, ein Großfürst, ein Sohn des Hauses Berna» dotte vor dem mächtigenleipzigerDenkmal standen.Endlich wer» den sie erwähnt: als die Zcuderer, deren Widerwillen Preußen tühnfortriß.Gneisenau schrieb ausdemHauplquartier derVerbündeten anClausewitz: »Der langeMann.der dieLeute,die er nicht mag,überdieSchu!teransiehl(KönigFriedrichWilhelmderDrittc), findet es sehr thöricht, daß man über denRhein gehen will. Warum manjetztaufdicscnaberwitzigenGedankenkomme?DerNhcin sei ja einAbschnitt; da müsse man stehen bleiben. Was uns denn Die am anderen Rheinufer angingen? Wir würden doch wohl

nicht die lächerlicheIdee haben wollen, nach Paris zu gehen. Und solches Zeug mehr." Fritz Ludwig von der Marwitz hörte denKö» nig sagen: «Nun eine Schlacht gewonnen, denFeindbisüberden Rheingetrieben, gleichübermüthigwerdenlNebermuththutselten gut.heißt es. InFrankreich hineingehen! Eben so schnell wieder her- auskommen wie Napoleon ausRußland!* UndMarwitz notirt: » KaiserAlexanderundBlücher bewirkten denUebergang. "Blücher selbst schreibt: «Noch immer stehe ich hier am Rhein; hätte man auf mich gehört, so wäre ich heute in Brüssel. Aber Frankfurt war zu verführerisch: da ist ein ganzes HcervonMonarchenund Fürsten; diese Versammlung verdirbtAlles; eine Lustbarkeit jagt die andere und ich fürchte> daß wir viel verträumen." Am Abend vor La Ro- thiere: »Napoleon will verhandeln, aber der edleAlexander und alle Gutgesinnten wollen schlagen." Nach der Schlacht: «Ich habe nur fünftausend Preußen bei mir gehabt, das Uebrige waren Russen, Oesterreicher und Württemberger." Ist ein Komman» dirender General berufen, den Verbündeten von 1813 den Kranz zu zerzausen? Den deutschen Völkern, die 1870 gegenFrankreich zogen, ins Ohr zu posaunen, nur der preußische Geist habe den Si eg verbürgt und beschert? Von Saint»Privat zu sprechen und die Sachsen und denWettinerAlbert nicht zu nennen? Dasistschäd- licher als die Zufallsentgleisung eines pensionirten, vonder Glorie des neuen Preußenbundes verwirrten Regimentskommandeurs. Und was sieht Herr von Mackensen in seiner Heimath? Was er dem Auge des Feindes nicht entschleiern dürfte. Ein verkommen» desVolk, ohne Staatsgefüh', Zucht, Ordnung, wehrhaften Geist; einVolk, das den Idealismus verlacht und, trotzdem es nur das Geldschätzt, denUmsturzderStaatswirthschaftvorbereitet. Müß- ten ringsum nicht die Feinde jauchzen? Nicht so schnell, wie ihre Aufmarschsähigkeit erlaubt, sich auf diese untüchtige, unzüchlige Nation, dieses faulendeReich stürzen? AusIrrthum würden sie inVerhängniß taumeln. Was Herr von Mackensen sieht, ist nicht wirklich, ist Wahngebild; aufjedemWeg trügtihnsein Blick. Par- teien, Redner, Schreiber, denen die Monarchie eine veraltcnde Staatsform, Patriotismus höchstens »eine heroische Schwach- heit" (Lessing), dieKirche derErzfeind(FritzvonPreußen)scheint, hat heute in jedem Erdtheil fast jedes halbwegs zivilisirte Land. Nirgends sind siesobescheiden,still,ungefährlichwieimDeutschen Reich. Nicht immer wars da so ruhig; auch nicht in der Heroen-

zeit. Auf den ersten Kaiser, den ersten Kanzler ist je zweimal ge»
schossen worden. Die schauten Aufruhr und Barrikaden. Jetzt?
SchönsterStadtfriede. Die marxische Sozialdemokratie sorgt besser
als irgendeine Polizei für äußere Ordnung und verpönt Putsch
oder garAttentat.»Das sind Thatsachen." Genußsucht und Geld»
adoration? Wir wollen, Excellenz, lieber nicht öffentlich erörtern,
wo solcheUnkräuter mit der geilstenGeschwindigkeit wuchern. Nur:
in diesem DeutschenReich, von diesem regirbarsten, geduldigsten
aller Völker wird mehr gearbeitet, als Sie ahnen. Dieses Volk
bringt alljährlich für feine Wehr zweitausend Millionen Mark
auf; und ein Bruchtheilchen dieses Volks hat der Armee soeben
eineMilliardegesteuert.NimmtesvondenHäupternundPfründ-
nern des Heeres Worte hin, durch die es imUrtheil des Auslan»
des geschändet wird, dann verkriecht sichs in feige Hundedemuth
nnd seine bescheidene Geduld wird ruchlose Schmach.
Wer gläubig den Corpskommandanten und Generaladju-
tanten hört, muß meinen, im Bezirk deutscherMenschheit sei hohen
Lobes nur der Kaiser würdig. Dürste Herr von Mackenfenihn, dem
er Alles verdankt, an dessen Wimper sein Glück hängt, der ihn mor>
gen insDunkel schicken kann, auch nurim Kleinsten tadeln? Nein;
also spare er das Gerühm für den Kreis der Vertrautesten auf.
Von der Lippe des Verpflichteten, Untergebenen, der die leiseste
Rüge mit dem Inbegriff seines Daseins bezahlen müßte, klingen
Hymnen nicht lieblich. And istsolcherLippendienstetwapreußisch?
»Seine Majestät der Kaiser und König: Hurra!" Mehr sagte
Moltke kaum jemals. Warund ist auch nicht nöthig. Was solluns
die Mär, Wilhelm habe es schwerer als jeder andere »Monarch
der Erde"? Schwerer als Nikolai, der im Käfig sitzt, als Franz
Joseph, der nie einen Ferientag und immer mindestens eine
Staatskrisis zu besinnen hat, als der stets vonMördernumlauerte
Spanier und gar der gemiedene Pseudobulgare? Wir sehen (die
McU?en aus zufriedenemAuge),daßderDeutscheKaiserausvol»
ler Schale, in nie versiechenderGenußfähigkeit,Freuden schlürft;.
viel mehr Muße zu Erfrischungreisen, Festen, Jagd und ähnlicher
Kurzweil hat als der Vertrauensmann irgendeiner anderen Na»
tion. Das ist sein Recht. Unseres, zu hindern, daß seine Diener, daß
die von der Nation besoldeten Männer uns als ein Gesindel
malen, das, ohne eigene Leistung, von der Gnade, dem Genie, dem
Schöpfergeist und rastlosen Fleiß eines Einzigen lebt.

# Wie das Leiden in die Welt kam.

ls eine urälteste Frage der Menschheit tönt sie uns aus allen DM Zeiten entgegen und auch der yottentote, Botokude, Austral« 'neger sucht sie auf seine Weise zu beantworten: die Frage, wie der Tod in die Welt kam, wie das Leiden, Schuld und Sünde über den Menschen hereinbrachen. Sie schließt von vorn herein alle Ethik in sich ein, Religion und Philosophie, und an ihr, als dem Grundproblem der Tragik, kommt auch der Künstler nicht vorüber. Er muß Stellung zu ihr nehmen.

In diesem Punkt aber fühlt, denkt und redet auch das Kind unserer Zeit noch durchaus mythisch; und auch wir wissen noch heute nichts Gescheiteres und Besseres darüber zu sagen, als was schon einige Jahrtausende alt ist und zurückreicht bis in die Früh« und Morgenzeiten unserer Kultur. Gerade zwei Darstellungen sind es, in denen uns im Umkreis unserer europäischen Civilisa» tion die Tragoedie aller Tragoedien, das Drama vom Sünden« fall des Menschen, immer wieder vorgetragen wurde.

Als Kinder und in den untersten Schulklassen hörten wir zuerst die wunderliche Mär, daß die Menschen aus dem Paradies gestoßen wurden, weil sie wider das Gebot Gottes einen Apfel von einem Baum stiebitzt und gegessen hatten, und daß Dies die Erbschuld, die Erbsünde war, welche den Tod herbeiführte, alles Leid und Unglück über die Erde brachte. Wir lasen es mit Kinderaugen, aber solche verbotenen Aepfel hatten wir schon in aller Nachbarn Gärten gemaust und in der Kinderseele regte sich ein Widerspruch, ein erster Haß und Abscheu wider einen Gott der Rache und Strafe, der ein so geringes Versehen so schrecklich und grausam vergalt und alle nachgeborenen Geschlechter darob mit Qualen und Martern verfolgte. Es dauerte auch nicht lange, da wurde der Mythus für uns zu einem Märchen.

Als wir aus der Welt der biblischen Elementarschulkultur übertraten in die der griechisch-lateinischen Gymnasialkultur, lern- ten wir dann den anderen großen Mythus von der Ursache des Nebels kennen, den platonischen. Wie er uns sagt, sind alle Dinge und Erscheinungen, der Natur, unseres Daseins und selbst wir Menschen nur noch verfälschte und getrübte, verdorbene und schlechte Ab- und Trugbilder ganz anderer, vollkommener, höchster und reinster Wesensexistenzen, der Urbilder und reinen Ideen, die einer un- und überirdischen, metaphysischen, transzendenten, Ienseitswelt angehören. Eine Welt des Wesens und eine Welt

der Formen stehen einander hier schroff gegenüber, und wenn jene Alles in sich einschließt, was wir als Gottwesen; als Gott-attribute bezeichnen, so gehört zu dieser Alles, was wir als materiell-sinnliche Form wissen und kennen. Ewig, ganz unvergänglich und unveränderlich, stets das Selbe, das absolut Vollkommene ist dieses Wesentliche, die reine Idee, das Ur» und Vorbild, das Ideal der Dinge; vergänglich, veränderlich, unvollkommen sind da» gegen alle Formen und Erscheinungen unseres irdischen Seins. Nennen wirs kurzweg den platonischen Mythus. In der Thai ist die platonische Lehre nur eine Version, ein Ausfluß der so viel älteren Lehre vom Absoluten, vom Ding an sich, vom Einen in Allem, über den ganzen Orient und Occident verbreitet. Die Lehre vom Absoluten wiederum ist nichts als unsere Vernunftlehre überhaupt, fällt völlig mit ihr zusammen, und da alle unsere Kulturreligionen auf ihr aufgebaut sind, so können wir diese auch als Vernunftreligionen der ältesten, primitivsten Naturreligion der Menschheit entgegenstellen, wie sie noch heute zum Theil unter unseren Wilden lebt. Indem auf irgendeine geheimnisvolle Weise einmal das Absolute, der Logos, Brahma, Gott, oder wie mans nennen will, indem das Vollkommene, Nnwandelbare sich in lauter unvollkommene, wandelbare Dinge differenzirte, diese schuf, aus sich herausgehen ließ, hatte sich die Trennung zwischen einer oberen und einer unteren Welt, einer Welt des schöpferi» schen Geistes und der sinnlichen, geschaffenen Erscheinungen vollzogen; und diese untere war damit dem Tode, der Schuld, dem Leiden verfallen.

Jedenfalls hat die Lehre vom sündigen Wesen aller Kreatur seit Jahrtausenden die größte Macht auf das menschliche Gemüth geübt und wurde als eine Grundthatsache des Weltgeschehens gläubig hingenommen. Als Wahrheit aller Wahrheiten ergiebt sie sich angeblich nothwendig aus dem Wesen unserer Vernunft; und aus den großen tragischen Gebilden und Schöpfungen der Menschheit leuchtet uns fast überall der platonisch: Mythus in. seinen Grundzügen entgegen. Zweifellos hat er auch einen vollständigen Sieg über die biblische Erzählung errungen, und wenn er noch mit allen Respekten angehört wird, ist Diese uns doch mehr zu einem Köhlerglauben geworden, der nur noch in ganz bibelstrengen und bibelfesten Kreisen seine Bekenner besitzt. Etwas Absurdes, Kindlich-Kindisches steckt in ihm, im innersten Kern Vernunftloses, Vernunftwidriges; und auch der fromme Erklärer Pflegt über den Sinn der Geschichte damit hinwegzukommen, daß er ganz allgemein von der Uebertretung des göttlichen Gebotes als

der Sündenfallsursache spricht. Doch unklar bleibt, warum denn Gott eigentlich das Verbot erlassen hat.
Wenn der platonische Mythus im höchsten Maß die tragi» sche Kunst befruchtet hat, so ist doch auch der biblische nicht ohne Einwirkung vorübergegangen. Milton etwa bleibe dabei ganz außer Acht. Wie ich in meinem „Kleist-Buch" gezeigt habe, ist Kleists Dichtung immer wieder auf ihm aufgebaut; und von Kleist führen alle Brücken zu Shakespeare zurück. Am Anfang unserer modernodramatischen Bewegung stehen Kleist und Hebbel. Jener denkt biblisch-mythisch, Dieser platonisch^mythisch. Und es lohnte sich wohl, diesen Unterschieden nachzugehen; zu sehen, wie sie zu ganz entgegengesetzten Auffassungen und Lösungen führen und den Ausdruck bis ins Innerlichste beeinflussen, so daß beide Dichter sich zuletzt antipodisch gegenüberstehen. Wenn uns Hebbel mit ab« soluter Tragik zerschmettert, entfaltet sich die eudämonistische Dich» tung Kleists durchaus als Glückslehre und die Tragoedie wird bei ihm zu Komoedie und Schauspiel, gipfelt in der Ueberwindung aller tragischen Weltauffassung.
Wir hätten das dritte Kapitel im Ersten Buch Mosis nicht mit genügender Aufmerksamkeit gelesen, sagt uns Kleist. Und als Kin» der waren wir in der That wohl nicht reif genug, den Sinn dieser Apfeldiebstahlsgeschichte zu verstehen. Berührt sie uns vielleicht deshalb so absurd und kindisch, bleibt sie uns darum so unklar, weil wir Vernunftmenschen wurden, platonisch fühlen und denken lern» ten und die Lehre vom Absoluten, Ding an sich, unveränderlichen Wesen in allen veränderlichen Formen unseren ganzen Welt- glauben und unsere Kulturweltanschauung beherrschten?
Völkerkunde und Religiongeschichte haben uns erst in unserer Zeit ganz neu und tiefer in das Seelenleben unserer Naturvölker, in die Vorstellungen und Gebilde der ältesten und ursprünglichsten Menschheitreligion, der Naturreligion, in die Verfassungen der vorgeschichtlichen, mythischen Zeitalter hineinblicken lassen. Und uns in den Stand gesetzt, aufmerksamer noch und mit besserem kul- turgeschichtlichem Wissen auch als Kleist noch das biblische Gleich- nis; zu lesen. Wie der Mythus aller Mythen, die überall verbrei- tete Sintfluthsage, das Urgebilde naturreligiöser Weltanschau- ung, so trägt auch die Erzählung vom Sündenfall Adams und der Eva all die Grundzüge, die ihn als eine alterthümliche Schöpfung noch dieser naturreligiösen, mythischen Zeit bezeichnen.
Als zwei allerverschiedenste Typen der Menschheit, wie zwei Antipoden, stehen sich das primitive Naturkind und der Vernunft- und Kulturmensch, der große Absolutist, entgegen; und die gewal-

tigste Revolution im ganzen menschlichen Geistesleben hat sich wohl damals vollzogen, als der Naturmensch in den Vernunftmenschen sich umwandelte, die Naturreligion unter dem Ansturm unserer monistischen, monotheistischen Kulturreligionen erlag und statt der labilen Organisationen die stabilen Einheitstaaten auf Grund des absolutistischen Gedankens entstanden. Als das ursprüngliche bildliche, an der sinnlich-anschaulichen Erscheinung haftende dichterische Reden zum abstrakten logischen Denken und Reden wurde. Nicht ohne schwere Wmpfe können sich diese Evolutionen vollzogen haben; und ist nicht gerade der Mythos voll von Schilderung solcher Götterdämmerungskämpfe, erzählt die biblische Geschichte von der Vertreibung des Menschen aus dem Paradies nicht selber nur von einem solchen Götterdämmerungskampf? Dürfen wir sie viel» leicht auffassen als ein Produkt dieser Kampfzeit, da ein alter und ein neuer Mensch hart gegen einander stoßen?

Doch der Dichter dieses Mythus ist durch und durch Reaktionär. Steht auf Seiten der Alten. Ist Priester der Naturreligion. Mit wilder Geberde wendet er sich gegen die Neuen und die Erneuerer. Ihr vertreibt den Menschen aus dem Paradiese. Ihr seid die Zerstörer des Glücks. Ihr wollt unterscheiden zwischen Gut und Böse. Als ein Warner aller Warner reckt er sich auf und schreibt ein prophetisches Mene Tekel an die Wand.

Auch in den indischen Apanishaden tönt es wieder vom Sturm und von den Begeisterungen dieser Geisteskämpfe. Hier sind wir ganz im Lager der neuen Menschen, der Sieger. Der Glaube an das Absolute hat die Herrschaft an sich gerissen. Wenn aber diese Upanishadendenker tiefe Geister waren, zu denen noch dieSchopenhauer und mit ihm viele andere Kinder unserer Zeit als zu erleuchtetsten Genien aufblicken: follte es nicht auch bei den Anhängern des Alten schon einige grundgescheite Köpfe gegeben haben, die ihnen an Feinheit des Geistes nichts nachgaben?

Lesen wir das dritte Kapitel der Bibel nach dem Rath Kleists mit etwas mehr Aufmerksamkeit, so springt uns als merkwürdigste und auffälligste Thatsache entgegen, daß dieser Paradiesesmythus dem platonischen schroffwiderspricht. Dertypische Gegensatz zwischen Natur- und Vernunftreligion, zwischen dem vorwissenschaftlichen primitiven naturkindlichen und unserem kulturellen Fühlen und Denken, zwischen einer sinnlichen und einer abstrakten Welt, der auch in den Gegensätzen eines kleistischen und hebbelschen Dichtens wirksam wird, tritt uns sofort auch schon entgegen in unseren zwei großen Mythen vom Sündenfall der Menschheit.

In der Bildersprache des Menschen der noch mythischen Zeit«

alter bedeutet der Apfel als Symbol die Fruchtbarkeit; er iist die Lebensfrucht, das Leben selbst. Auf den Rath der Schlange, des Schlangengottes, des Drachen, der in den Naturreligionen eine so große, vielfach böse Rolle spielt, pflücken Adam und Eva die Frucht des Lebens vom Baum der Erkenntniß. Wider das Verbot, dessen Sinn eben dahin geht, daß der Lebensapfel nur nicht von diesem Baum gepflückt werden darf. Von einer verhängnißvollen Verwechselung, die sich der dumme betrogene Adam zu Schulden kommen läßt, erzählt uns das biblische Gleichniß. Er hat den Er» kenntniszj- und den Lebensbaum mit einander verwechselt: und Jahwe athmet noch einmal auf. Diesmal ist die Revolution doch noch glücklich abgelaufen. Uns selber sei Dank, daß der Mensch nicht an den Lebensbaum ging. Hätte er den Apfel dort gepflückt, dann wäre er geworden wie wir, wüßte seine Unsterblichkeit und wir Götter wären überflüssig geworden.

Doch indem der Adam die Trugfrucht vom Erkenntnißbaum aß, brachte er sich um das Paradies, erkannte seine Sterblichkeit und all seine Arbeit war seitdem ein Säen unter Dornen und Distel. Dieser Trugapfel ist nicht ein Symbol der Fruchtbarkeit, sondern der Unfruchtbarkeit. Und seitdem bewacht der Engel mit dem flammenden Schwert, der Engel des Krieges, ewiger Zwietracht, unauslöschlichen Hasses den Baum des Lebens, daß nur nicht der Mensch mit der Erkenntnißfrucht im Leibe wieder in seinen Schatten hineingelange.

Das ganz und gar Unvernünftige, Vernunftwidrige des Paradiesmythus besteht darin, daß er eben die Erkenntniß, die Vernunft als das Uebel aller Uebel hinstellt. Als der Mensch erkennen wollte, that er den Sündenfall und kam um das Paradies? Der Apanishadendenker, der Platoniker, der Schopenhauergeist, alle und jede Macht der Wissenschaft protestiren in uns und schlagen ein helles Gelächter auf. Das ist unverständlich, absurd. All unser religiöses, philosophisches, wissenschaftliches Denken dreht sich seit Jahrtausenden einzig nur um dieses Wissen von Gut und Bös; und daß wir diesem Gottwissen nachgehen, macht unseren höchsten menschlichen Werth aus. Räthsellösung wäre hier Erlösung, Nur durch unsere Vernunft, die Kraft unseres abstrakten Denkens, durch die wir uns vom Thier unterscheiden, sind wir noch verknüpft mit jenem göttlichen metaphysischen Wesensdasein und sie nur beweist uns, daß dieses wirklich ist, nothwendig sein muß, wenn es der Sinnenmensch auch gewiß nicht wahrnehmen kann. Darum gehören eben diese Sinne dem Fleisch, der Sünde an und auch unsere menschliche Vernunft ist eine getrübte, verfinsterte,



file:///D|/0515/ocr%2080er/dz%20086_197.html[17.07.2014 17:09:04]

nicht zu verwechseln mit der Gott-, der absoluten Weltvernunft, aber doch noch das einzige Band, das uns an jene bindet.
Die Vernunft ist die Sünde aller Sünden, so sagt uns der biblische Mythus. Und der platonische Mythus, jedes Uvanishadendenken spricht: Sie ist das Gut aller Güter. Von einer Verwechselung erzählt uns Jener, von einer Verwechselung zweier Bäume, des Erkenntnis;« und des Lebensbaumes. Auch in der Hottentotengeschichte giebtes eineVerwochselung: derWorte. Sollten auch hier vielleicht noch dunkle Erinnerungen und Ahnungen vorliegen von jener Periode der Scheidung der Menschen?
Das Naturkind redet eine Bildersprache, ganz und gar dichterischer Art, eine Sprache der sinnlichen Anschauungen, und wenn es etwa von Bäumen redet, so meint es damit die Bäume dieser Erdenwelt, dieses unseren hiesigen Lebens, — Lebensbäume, die man mit den Händen „begreifen", mit den Sinnen fassen kann, für uns durchaus fruchtbare Dinge. In den Upanishaden hin» gegen, bei Plato, Kant unterhält man sich in der Vernunft-, in der abstrakten Sprache; und wenn Plato von seinem Baum spricht, so meint er ganz und gar nicht so einen Baum der Natur, wie ihn Jeder kennt und gesehen hat, sondern er meint „den" Baum, der nicht auf natürlichem Weg, sondern nur kraft menschlicher abstrakter Begriffsbildung gebildet, abstrakt-begrifflich „begriffen" werden kann, die Baum-Idee, den Baum-Logos, den Grund« und Ursachenbaum, von dem Aller Vernunftglaube annimmt, daß aus ihm einmal die Erdenbäume hervorgegangen sind.
Dem Paradiesesmythus von der Verwechselung der Bäume kann also sehr wohl ein tieferer Sinn untergelegt werden. Ein alter naturreligiöser Priester und Dichter warnt den neuen, vernunftreligiösen Menschen, den Upanishadendenker, davor, daß er doch nur nicht diesen seinen Erkenntnißbaum, den Baum der Logik, platonischen Denkens, verwechseln soll mit dem Lebensbaum, dem Baum der Physik und der Erdenwirklichkeiten. Diese Verwechselung der beiden Bäume aber hängt innig zusammen, beruht zugleich auf einer Sprach- und Wortverwechselung, indem die ursprüngliche sinnlich-anschauliche Sprache sich in abstrakt-begriffliche umwandelte; und nur ein Mensch abstrakt-begrifflichen Denkens konnte zuerst auf den Gedanken von einem platonischen Urbaum kommen, der nicht hier, sondern allein im Reich der Metaphysik, der reinen Ideen wächst.
Warnend erhebt der Paradiesesmythus seine Stimme. All Euer Denken und Dichten wird von nun an unfruchtbar sein und Ihr werdet unter Dornen und Disteln säen. Und in diesem Punkt

hat er zweifellos Recht behalten. Die ganze Kulturgeschichte, die Geschichte unserer Vernunft und Wissenschaft bestätigt nur, daß alle Früchte, von diesem Erkenntnißbaum gepflückt, sich als hohl und taub erwiesen. Wie in jener Neujahrsnacht von Jena sich über diesen Urbaum, diese Urpflanze die Goethe und Schiller hoffnunglos, aussichtlos gestritten haben, so war es von je her. Der Mensch des abstrakt begrifflichen Denkens, der Upanishaden-denker, die Geister der Philosophie und Wissenschaft, galten uns seit jener großen Zeit der Menschheitscheidung als die Berufenen, die Erlesenen; zu ihnen blickten wir als den Führern auf, die uns sagen wollten und sollten, was Sinn und Zweck des Lebens sei, indem sie eben ihre Aufgaben lösten und ihre absolute, abstrakte Ding-an-sich-Welt als Grund und Ursache oder als Ideal dieser unserer Welt irdischer Dinge nachwiesen. Was ist dieses Absolute, diese Ureinheit, dieses „Wesen" in oder jenseits der Erscheinungen? Der Glaube an den Erkenntnißbaum hatte uns betrogen. Auf allen Wegen, die der abstrakte Denker ging, endete er übemll mit dem gleichen Ignoramus und Ignorabismus. Unerkennbar, unerforschbar ist das Ding-an-sich-Gott, wie auch das Ding an sich das Wesen der Materie, das Wesen der Energie, von dem Dubois-Reymond spricht, — wie Plato und Aristoteles, so scheiterte der moderne Darwinismus an seiner Urzells, seinem ITrbaum, seiner Urpflanze. Und so erging es uns mit allen Fragen und Problemen, die wir uns jemals als Früchte vom Paradieses-baum der Scheidung von Gut und Böse gepflückt haben.

Der absolute Baum des platonischen Mythus, die Baum-Idee, das Baum-Wesen, ist natürlich wiederum nichts Anderes als die von dieser Vernunft stets gesuchte letzte Einheit, wo Alles eins und gleich ist: die Einheit in der Mannichfaltigkeit, welche das Ziel aller Wissenschaft stets war. Wie uns Kant eben sagt, macht es das Urbedürsniß des menschlichen Geistes aus, es ist die gesetzte Form, das s, priori allen Denkens, die Mannichfaltigkeiten auf die Einheit zurückzuführen. Damit werden sie erkannt. Das ist das Wesen des Erkennens. Das ist, was wir im eigentlichen Sinn erst als wissenschaftliches Erkennen, Vernunfterkennen, rationales, logisches Erkennen bezeichnen. Zweifellos hat Kant darin Recht, daß unsere ganze Vernunft- und Wissenschaftlehre der Kulturjahrtausende nur eine solche Lehre von der Einheit in der Mannichfaltigkeit ist und sein will. Aber auch nur von jenem Tage an, da der Mensch des abstrakten Sprechens, die Idee des Absoluten, das Upanishadendenken in die Welt eintraten und den Sieg über das primitive Naturkind gewannen,

da über der Naturreligion die Vernunftreligion herrschend empor»
stieg. Doch Kant hat nicht Recht, wenn er darin das a priori, das
Ur allen menschlichen Geisteslebens überhaupt erblickt; sondern
die Forschungen und Erfahrungen unserer Ethnologie und Völ-
kerpsychologie seit Kant haben uns eben besser unsere Naturvölker
kennen gelernt, die gerade eines solchen abstrakt-begrifflichen
Denkens noch nicht fähig sind, für welche ein solches Urbedürfniß,
die Mannichfaltigkeiten auf die Einheit zurückzuführen, durchaus
nicht vorhanden ist. Und auch in dem Dichter des Musadl^s»
mi)lhnö steht der ^laturniensch vor uns, der das Ergcbniß.der „Kri-
tik der reinen Vernunft" vorwegnimmt, die Ergebnislosigkeit sol-
chen Euchens voraussagt, Unerkennbar, unfaßbar ist diese Einheit,
dieses Absolute, dieses Ding an sich, wie uns auch Kant zuruft.
Und wenn der selbe Kant meint, trotzdem könnten wir Menschen
niemals aufhören, nach dieser Erkenntnis ; zu streben, so ist Das
zweifellos Danaiden- und Sisyphus-Arbeit und der Paradieses»
Mythus hat Recht: ein solcher Bernunftmensch sät unter Dornen
und Disteln. Von solchem Danaiden- und Sisyphus-Treiben ist
merkwürdig oft in den alten Mythen die Rede. Mit Recht hat
man wohl unsere ganze alte Philosophie als ein Danaidenfaß
bezeichnet. Ob nicht einst das kantische „Trotzdem" sein Ende fin-
det? Wenn uns das Vernunftorgan so im Stich läßt, sollen wir
uns nicht nach einem „novum orAanon" umschauen, mit dem wir
uns in dieser Welt besser zurechtfinden?
Wie uns der Paradiesesmythus erzählt, steht ein Engel mit
flammendem Schwert vor dem Lebensbaum und bewacht ihn, daß
der der Vernunft verfallene Mensch nicht mehr zu ihm hingelan-
gen kann. Dieser hat damit gerade die Fähigkeit eingebüßt, die
wahren Sinne des Lebens zu erfühlen und zu erfassen, ein frucht-
bares, bestes Leben zu führen, und sich um das Daseinsglück be-
trügen lassen. „Vernunft und Wissenschaft sind nothwendig dog-
matisch", sagt uns Kant. Sie sind nothwendig absolutistisch. Die
Lehre vom Absoluten ist Grund- und Eckstein all unserer Ver-
nunftweltanschauung. Unsere Wissenschaften sind genau so dog-
matisch-absolutistischen Geistes wie unsere Vernnnftreligionen.
Mer oiefer'Geist in uns ist nach dein Paradiesesmythus der böse
Geist, der uns diese Erde in ein Iammerthal, lauter unfrucht-
baren Thuns, in eine Stätte unaufhörlichen Krieges, des Kampfes
Aller gegen Alle, verwandelt hat. Der Engel ewiger Zwietracht
schwingt seitdem am Lebensbaum sein Flammenschwert.
Und wenn uns Schopenhauer von den Philosophen sagt,
sie seien ein einziges Geschlecht von Spinnen und Skorpionen

(und er war gewiß selber mit allerbesten Skorpionswaffen gerüstet), so wüthen überhaupt diese vernunftbegabten Menschen viel schlimmer wider einander als die unvernünftigen Thiers. Die Bestie aller Bestien ist dieser Mensch. Allerdings berührt uns die Schilderung des Paxadiesesglückes in der Bibel wie dieSchilderung des Gesellschaftzustandes von Naturkindern totemistischer Zeitalter. And auch Wundt meint in seinen „Elementen der Völkerpsychologie", daß damals das Leben nothwendig friedlicher und glücklicher verlaufen sein muß. Erst als auf Grund des Vernunft- , denkens, des Glaubens und der Lehre vom Absoluten, dogmatischen Denkens und Trachtens alle Herrschaftgefühle zur höchsten Entfaltung gelangen mußten, als an der Stelle der alten, labilen, schwankenden Organisationen absolutistische Staats- und Kirchengebilde sich erhoben, starre Einheitstaaten, wo Alles nach einem Gesetz, einem Willen regirt werden, Alles gleich, eine Heerde sein, nach einer Fasson selig gemacht werden sollte, ohne daß diesem Bemühen ein Erfolg entsprach, und der Gegensatz von Idee und Wirklichkeit stets zu neuen Konflikten führte, gab es der Reibungflächen in Fülle. Die Frucht vom Erkennwißbaum, die Scheidung in Gut und Böse, in eine metaphysisch-gute und in eine irdisch-böse Welt, schluckte der Mensch mit Haut und Fleisch hinunter. And unüberwindliche Klüfte thaten sich auf zwischen dem Pharao, dem inkarnirten Absoluten, dem inkarnirten Gott, dem Himmelswesen, das Land und Besitz monopolisirend an sich riß, und dem versklavten, ausgeraubten Volk, den Kindern irdischer Niedrigkeiten. Alle Staats- und Kirchenorganisationen blieben seitdem immer nur schwache Abwandelungen dieses ältesten absolutistischen Staatsgebildes; und ob nun der Bernunftmensch Staat oder Ich, den Gott oder das Geld als Werth aller Werth« absolutirte und abstrahirte, Staat und Ich, Gott und Geld wurden zu ewigen Haß- und Zwietrachtmächten, die unauslöschliche Kriegsgluthen immer von Neuem entfachten. Von Anfang, an hatte sich die menschliche Vernunft in Gegensatz zur Natur gestellt, den Kampf wider die Natur gepredigt und alle ihre Vernunftorganifationen konnten auch nur widernatürliche Gebilde sein, die den Gegensatz von Ideenwelt und Wirklichkeitwelt aus sich heraustreiben. And wie der Peer Gynt Ibsens, der aus dem Mittelpunkt gebrachte ewig Halbe, irrte seitdem der Mensch, ein betrogener Betrüger, über die Erde dahin, hilflos, verwirrt und vergiftet von all den Früchten vom Baum der Erkenntnih.

Im platonischen Mythus werden wir auf eine metaphysische, eine Gottwelt hingewiesen, durch die wir allein auch wieder von

dem Nebel und der Sünde dieser Erde erlöst werden. Rnd dunkel blieb hier nur, warum, zu welchem Zweck denn eigentlich das Absolute, das Vollkommene einmal die unvollkommene Welt ent» stehen ließ, der gute Gott die Menschen böse werden ließ. Fragen, an denen sich vergebens der Vernunftmensch das Gehirn zerbrach.
Der Paradiefesmythus spricht ganz realistisch zu Menschen menschlich verständlich. Einem Irrthum sind sie verfallen, eine falsche Weltanschauung, ein falsches Weltbild haben sie sich gebildet, als sie, wie Schopenhauer, meinten, im Spiegel abstrakter Begriffe konterfeie sich die wirkliche, die wahre Welt. Doch dieser Grundirrthum führte auch eben dazu, daß der Mensch lauter Organisationen und Einrichtungen schuf, durch die seiner Natur Gewalt angethan wird. „Die Erlösung" kann sich auch hier auf Erden vollziehen, wenn nur der Mensch der Vernunftschlange den Kopf zertritt.
Der Gegensatz zwischen dem platonischen und dem Paradiefesmythus, zwischen Vernunft- und Naturweltanschauung zieht sich zuletzt durch unsere ganze Kultur dahin; und heute wird er in dem Kampf zwischen metaphysischem und positivistischem Denken sichtbar. Wenn bis zum Beginn der Neuzeit die spekulativ-begriffliche, abstrakte, metaphysische Philosophie des platonischen Mythus die unumschränkte Alleinherrschaft behauptete, zerfiel diese seitdem jedoch einem immer mehr um sich greifenden Zersetzungprozeß; und der alten Begriffsphilosophie erstand im modernen Empirismus und Pragmatismus, in der Naturwissenschaft der Gegner. Zugleich machten auch die absolutistischen Staatsgebilde den konstitutionellen Platz, durchaus entsprechend unserer Wissenschaftlehre, die nun die Versöhnung und den Ausgleich, die gleichmäßige Berechtigung der beiden Gewalten, des abstrakt-begrifflichen Denkens und der sinnlichen Erfahrung, predigte. Doch Positidismus und Empirismus sind in den Wurzeln immer noch verwachsen mit der alten Begriffsphilosophie und tragen selber an Dem, was sie am Gegner tadeln.
Nur einer von den Geistern der Neuzeit spricht vollkommen radikal, so radikal wie der alte Naturpriefter, der Schöpfer des Paradiesesmythus. Wie Dieser auch ganz gewiß ein Priester der Natur, Einer, der auf den Lebensbaum hinweist, um die Axt an die Wurzel des Erkenntnißbaumes zu legen. Francis Bacon, eben der Begründer unserer neuen empiristischen Weltanschauung, der uns aber mehr und noch etwas Anderes als nur diesen Empirismus lehrt. Als schärfster Feind alles abstrakt-begrifflichen, syllogistifchen Denkens, verwirft er eben das Organ der Plato und

Aristoteles, das Vernunftorgan als durchaus untauglich, um uns dafür das novum «r^anon, das neue, bessere Organ der Welt» anschauung kennen zu lehren. Mit lauter Idolen, lauter Wahn» lehren und falschen Fiktionen hat uns unsere Vernunft, unsere Vernunftlehre beschenkt; und unter diesen Idolen nennt Bacon an erster Stelle die ickols, tribus, den allgemeinsten, eigentlichsten Trugwahn. Den dogmatisch-absolutistischen Grundgedanken der Vernunft, die Idee des kantischen s, priori, die Lehre von der Einheit in der Mannichfaltigkeit, eben unsere ganze Ein» heitweltanschauung, von der einen Ursache aller Dinge. Diesem Wahn sind Alle verfallen, die MetaPhysiker wie die Positivisten, die Begriffsphilosophen wie die Naturphilosophen und die Naturforscher. Bacon wirft sie Alle in den selben Abgrund, die Pla» toniker, Aristoteliker und Phytagoraeer, die Idealisten, Realisten und Mystiker. Doch eben so wenig finden Kepler und Galilei Gnade vor seinen Augen; und damit weist er auch unseren Darwinismus und den Monismus Haeckels und Ostwalds ab.

Für Bacon steigt als Land der Erlösung die „novs, ^tläntis" auf, die neue Erde, das Dritte Reich, Shakespeares Prospero-Insel, wo der Mensch des riovurn «rZan, befreit von Wahnlehren und allen Idolen der Vernunft, dem absoluten Ich, wie dem absoluten Staat, ein besseres Dasein sich aufzubauen weiß. Wie ja auch Kleist den Menschen hinweist auf diese dritte Periode der Bildung, nachdem er zuerst die Stufe der Natur, dann die Stufe der Vernunft überschritten hat. Bacon und gleist sprechest oft ^?^„ö»?,äm. O^,.!^ Paradiesesmythus: Pflücket.di den Menschen' und aÜen'Vingen der Erde als von Geschöpfen; der prometheisch-schöpferische, künstlerisch und erfinderisch schaffende Mensch steht in der Nrreligion, im ältesten ursprünglichen Mythus als das Gottwesen selbst vor uns. Und nicht der bloße Empiriker, sondern dieser Künstlermensch, der prometheisch-proteifche Mensch, ist auch für Bacon der Erretter für uns, welcher der Vernunftschlange den Kopf zertritt. In seiner Kunst und Kraft, zu wandeln und umzugestalten, besitzt der Mensch das Organ der Bildung, das stets fruchtbar ist und dessen sich der Mensch bewußt werden muß, wenn er die Herrschaft und Tyrannei des alten Organoid, der Vernunft, überwinden will, das uns stets nur mit unfruchtbaren Ideen, Idealen, Idolen überschüttete und damit den Menschen zum leidvollsten Wesen werden ließ.

Zehlendorf.
Julius Hart.

Die Zukunft.
Brief eines Dichters an einen Herrn.
ZWtt uf Ihren Brief, hochverehrter Herr, den ich heute abends auf dem EM- Tisch fand und worin Sie mich ersuchen, Ihnen Zeit und Ort anzugeben, wo Sie mich kennen lernen könnten, muß ich Ihnen antworten, daß ich nicht recht weiß, was ich Ihnen sagen soll. Einiges und anderes Bedenken steigt in mir auf, denn ich bin ein Mensch, müssen Sie wissen, der nicht lohnt, kennen gelernt zu werden. Ich bin außerordentlich unhöflich und an Manieren besitze ich so gut wie nichts, Ihnen Gelegenheit geben, mich zu sehen, hieße, Sie mit einem Menschen bekannt machen, der seinen Filzhüten den Rand mit derScheere halb abschneidet, um ihnen ein wüsteres Aussehen zu verleihen. Möchten Sie einen solchen Sonderling vor Augen haben? Ihr liebenswürdiger Brief hat mich sehr gefreut. Doch Sie irren sich in der Adresse. Ich bin Der nicht, der verdient, solcherlei Höflichkeiten zu empfangen. Ich bitte Sie: Stehen Sie sogleich ab von dem Wunsch, meineBekanntschaft zu machen. Artigkeit steht mir schlecht zu Gesicht. Ich müßte Ihnen gegenüber die nothwendige Artigkeit hervorkehren; und Das eben möchte ich vermeiden, da ich weiß, daß artiges und manierliches Betragen mich nicht kleidet. Auch bin ich nicht gern artig; es langweilt mich. Ich vermuthe, daß Sie eine Frau haben, daß Ihre Frau elegant ist und daß bei Ihnen so Etwas wie ein Salon ist. Wer sich so feiner und schöner Ausdrücke bedient wie Sie, hat einen Salon. Ich aber bin nur Mensch auf der Straße, in Wald und Feld, im Wirthshans und in meinem eigenen Zimmer; in irgend Iemandes Salon stünde ich da wie ein Erztölpel. Ich bin noch nie in einem Salon gewesen, ich fürchte mich davor; und als Mann von gesunder Vernunft muß ich meiden, was mich ängstigt. Sie sehen, ich bin offenherzig. Sie sind wahrscheinlich ein wohlhabender Mann und lassen wohlhabende Worte fallen. Ich dagegen bin arm und Alles, was ich spreche, klingt nach Aermlichkeit. Entweder würden Sie mich mit Ihrem Hergebrachten oder ich würde mit meinem Hergebrachten Sie verstimmen. Siemachen sich keine Vorstellung davon, wie aufrichtig ich den Stand, in welchem ich lebe, bevorzuge und liebe. So arm ich bin, ist es mir doch bis heute noch nie eingefallen, mich zu beklagen; im Gegentheil: ich schätze, was mich umgiebt, so hoch, daß ich stets eifrig bemüht bin, es zu hüten. Ich wohne in einem wüsten, alten Haus, in einer Art von Ruine. Doch Das macht mich glücklich. Der Anblick armer Leute und armsäliger Häuser macht mich glücklich; so sehr ich auch denke, wie wenig Grund Sie haben, Dies zu begreifen. Ein bestimmtes Gewicht und eine ge» wisse Menge von Verwahrlosung, von Verlotterung und vonZerrissen» heit muß um mich sein: sonst ist mir dasAthmen einePein. Das Leben würde mir zur Qual, wenn ich fein, vortrefflich und elegant sein sollte. Die Eleganz ist mein Feind und ich will lieber versuchen, drei Tage

lang nichts zu essen als mich in die gewagte Unternehmung verstricken, eine Verbeugung zu machen. Verehrter Herr, so spricht nicht derStolz, sondern der ausgesprochene Sinn für Harmonie und Bequemlichkeit. Warum sollte ich sein, was ich nicht bin, und nicht sein, was ich bin? Das wäre eine Dummheit. Wenn ich bin, was ich bin, bin ich mit mirzufrieden; und dann lächelt Alles, ist Alles gut um mich. Sehen Sie, es ist so: schon ein neuer Anzug macht mich ganz kunzufrieden und Unglück» lich; woraus ich entnehme, wie ich Alles, was schön, neu und fein ist, hasse und wie ich Alles, was alt, verschabt und verbraucht ist, liebe. Ich liebeUngeziefer nicht gerade; ich möchteUngeziefer nicht geradezu essen, aber Ungeziefer stört mich nicht. In' dem Haus, in welchem ich wohne, wimmelt es von Ungeziefer: und doch wohne ich gern in demHaus. Das Haus sieht aus wie ein Räuberhaus, zum Entzücken. Wenn Alles neu und ordentlich ist in derWelt,dann will ich nicht mehr leben, dann morde ich mich. Ich fürchte also quasi Etwas, wenn ich denken soll, ich solle mit einem vornehmen und gebildeten Menschen bekannt werden. Wenn ich befürchte, daß ich Sie nur störe und keine Förderlichkeit undErqnicklichkeit für Sie bedeute, so ist die andere Befürchtung eben so lebendig in mir, nämlich die (um ganz und gar offen zu reden), daß auch Sie mich stören und mir nicht erquicklich und erfreulich sein könnten. Es ist eine Seele in eines jeden Menschen Zustand; und Sie müssen un» bedingt erfahren und ich muß Ihnen Das unbedingt mittheilen: ich schätze hoch, was ich bin, so karg und ärmlich es ist. Ich halte allen Neid für eine Dummheit. Der Neid ist eine Art Irrsinn. Respektire Ieder die Lage, in der er ist: so ist Iedem gedient. Ich fürchte auch den Einfluß, den Sie auf mich ausüben könnten; Das heißt: ich fürchte mich vor der überflüssigen innerlichen Arbeit, die gethan werden müßte, mich Ihres Einflusses zu erwehren. Und deshalb renne ich nicht nach Bekanntschaften, kann nicht danach rennen. Iemand Neues kennen lernen: Das ist zum Mindesten stets ein Stück Arbeit und ich habe mir bereits erlaubt, Ihnen zu sagen, daß ich die Bequemlichkeit liebe. Was werden Sie denken von mir? Doch Das muß mir gleichgiltig sein. Ich will, daß mir Das gleichgiltig sei. Ich will Sie auch nicht um Verzeihung wegen dieser Sprache bitten. Das wäre Phrase. Man ist immer unartig, wenn man die Wahrheit sagt. Ich liebe die Sterne und der Mond ist mein heimlicher Freund. Ueber mir ist der Himmel. So lange ich lebe, werde ich nie verlernen, zu ihm hinaufzuschauen. Ich stehe auf der Erde: Dies ist mein Standpunkt. Die Stunden scherzen mit mir und ich scherze mit ihnen. Ich vermag mir keine köstlichere Unterhaltung zu denken. Tag und Nacht sind meine Gesellschaft. Ich stehe auf vertrautem Fuß mit dem Abend und mit dem Morgen, Und hiermit grüßt sie freundlich
der arme junge Dichter,
Biel. RobertWalser.
IS

Anzeigen.
Die Serben im Balkankrieg owl 2 und 13 und im Kriege gegen die Bulgaren. Franckhscher Verlag in Stuttgart.
Das Buch ist ein kleines Generalstabswerk über die beiden Kriege und gewinnt an Interesse noch dadurch, dcvß zwischen die einzelnen, durch Kartenskizzen, Pläne und Binder illustrirten Schlachtberichte Episoden eingestreut sind, die von Mitkämpfenden selbst erzählt werden. Das Buch belehrt in schlichter Schreibweise über den Ursprung und den Verlauf der beiden Kriege; außerdem charakterisirt es Land und Leute. Ich durfte mich um so eher berufen glauben, solches Buch zu schreiben, als ich schon 1875 an der Erhebung der Herzegowzen und Bosniaken gegen die türkische Herrschaft cheilgenommen und seitdem jedem wichtigsten Ereigniß auf der Balkanhalbinsel beigewohnt habe. Wie andere Kenner, komme auch ich zu dem Schlußergebniß, daß Serbiens Heer vortrefflich ist und das serbische Volk ein viel besseres Urtheil verdient, als diesem fleißigen, intelligenten und in seiner Mehrheit durchaus nicht panslavistisch gesinnten Volk bisher meist gewährt worden ist.
Leipzig. A. Kntschbach.
Die Eidgenossen. Ein Akt. Bei Georg Müller in München.
Die Widmung an Ferdinand Hodler lautet:
Verehrtester Meister, Sie haben der staunenden Mitwelt im „Rückzug von, Marigno.no", im „Auszug der jenenser Studenten" und im Reformationbild fmr Hannover lebendige Beispiele aufgerichtet von einer schöpferischen Souverainetät aller Geschichte gegenüber, die nicht nur bezeugt, daß es bei uns mit der Historienmalerei alten Schlages aus ist, sondern darüber hinaus das Sicmal giebt zur endgiltigen Ueberwindung alles eklektischen Historizismus in der Kunst überhaupt. Die erstaunliche Entwickelung dieser Linie Ihrer Kunst allein würde genügen, Ihrem Namen einen Platz in der Geistesgeschichte zu sichern. Wenn Sie schon auf allen übrigen Gebieten Ihrer universellen Kunst (bei der symbolischen Ideendarstellung durch den rhythmisch,-bewegten Menschen oder bei der Eroberung der Alpennatur als Ausdruck für die Ahnung des Ewigen im Endlichen) aus das Zeitlos-Typische, auf das Allgemein-Menschliche ausgingen, so war doch die durchschlagende Probe auf Ihr Künstlcrthum die triumphirende Bewältigung der Geschichte, die Erhebung geschichtlicher Größe aus dem Zeitlichen hinaus in das Menschenthümlich-Ewige. Daß Sie dabei dein Sinn der Geschichte, deren innere Wahrheit, bei aller formalen Autonomie, bei aller ethischen AllgemeingilUgkeit so streng zu wahren wußten, ist kein Widerspruch. Vielmehr ist keine wahrheitgebende Deutung des zeitlichen Lebens überhaupt möglich ohne jene

innere Größe, die a,uf das Ewige gerichtet ist. Was mäch nun bewegt, dieses Drama Ihnen zu widmen, ist der Umstand, daß ich es unter der Suggestion Ihrer großen historischen Gemälde geschrieben, daß ich demnach eine ähnliche Ausgabe mit dichterischen Mitteln durchzuführen versucht habe, nämlich: die ßerauslösung geschichtlicher Größe aus ihrem spezifisch-zeitlichen Zusammenhang durch eine freie Syn^ these aus den mir gegebenen Umständen. Der entscheidende Anstoß, den mix Ihre malerischen Epopöen für den Stil meines Dramas gegeben haben, betrifft nicht nur die ethische Gesinnung oder den Geist der Unabhängigkeit von der Geschichte im Allgemeinen. Wesen hat schon Goethe mit wundervoller Präzision ausgesprochen, indem er sagt: „Für den Dichter giebt es keine historischen Personen; es beliebt ihm, «ine sittliche Welt darzustellen, und er erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, seinen Geschöpfen ihre NameN beizulegen." Ihr Einfluß aber bestimmte mir geradezu die Wahl der künstlerischen Form selbst und deren Verhältnis; dem geschichtlichen Vorwurf gegenüber. Wenn ich hier einen Friedensvertrag zwischen zwei Völkern wie ein geistiges Duell zwischen zwei hervorragenden Individuen behandle oder gar den Bruch dieses Vertrages, die Schlacht bei Marignano, in einen einzigen Schwertstreich zusammenfasse, so folge ich darin nur eben so treu (und wäre es auch mit unendlich viel schwächeren Kräften) den Anforderungen einer wahrhaft dramatischen Darstellung, wie Sie, verehrter Meister, denen der Epik Ihres stolzen Pinsels gefolgt sind, wenn Sie im „Auszug der jsnenser Studenten" den Aufbruch eines Heeres überzeugend in einen einzigen Iüngling zusammenfaßten, der in seinen Militärrock stürzt, oder das ganze stürmische Erwachen einer Nation in jenem anderen Iüngling gestalteten, dessen übermächtige Begeisterung seine adelige Gestalt wie ein Fanal in die Höhe reißt und in feiner hoch in die Luft geworfenen Hand in eine Geste ausbricht, die die Fessel von! Jahrhunderten von einem Volke nimmt. Dazu also, daß ich im Drama Aehnlichss gewagt, also versucht habe, ganzes Völkergeschehen in wenige primitiv große Gesten konkreter Einzelgestalten zusammen zu drängen, dazu hat allein Ihr Vorbild mir den Weg zu zeigen vermocht. Nicht Zufall ist es, daß gerade Sie, der Schweizer, der monumentalen Auffassung der Kunst wieder Bahn gebrochen haben. Denn echtes Schweizerthum ist das Vermögen der freiwilligen Unterwerfung des Individuums unter die selbstgeschaffene Gemeinschaft. Dies Vermögen aber ist die Vorbedingung zur Gestaltung solcher Individuen, die Träger einer überpersönlichen Mission sind, und zur Erfindung solcher Formen, die in konkret überzeugender Weise (nicht tendenziös typisirend) die Gemeinschaft als Quelle subjektiv gesteigertsten Erlebens darzustellen vermögen. Dies aber sind die Hauptmomente aller inneren Größe und insofern aller künstlerischen Monumentalität. In diesem Sinn haben Sie in Ihrer neuesten Schöpfung, im Reformationbild für Hannover, einer schon als Problem für die

Kunst neuen Sache einen völlig neuen Ausdruck geschaffen. Das Verhältnis; von Individuum und Gemeinschaft (nicht nur als Führer und Masse) erfährt durch Ihre kompositorische Erfindung eine blitzartige Erleuchtung: in dieser gewaltig-beschwörenden Geste des Einigers der „Masse" geht der „Führer"-Ehrgeiz völlig auf in der qualvollen Selbstüberwindung. Gewiß: eine herrische Geste dieses mächtigen In« dividuums mag den Gemeinschaftwillen aller Uebrigen ausgelöst haben. Aber die wahre und für die Kunst ganz neue Größe der Darstellung beruht in der Sichtbarmachung der sich unmittelbar darauf vollziehenden freiwliligen Unterwerfung dieses Individuums unter den Willen des Ganzen, der wie eine entfesselte Sturmfluth die Brust des Entfesselers selber zu durchströmen scheint. Dieser Moment ist zur Darstellung gewählt. So wird die Beschwörung der Anderen zur Selbstbeschwörung. Der Führer begehrt von den Geführten nichts, das er nicht in höherem Maße von sich selbst begehrte. Nie hat es in diesem Sinn ein mehr schweizerisches Werk gegeben. Ia, dieses Werk ist, als Vollendung Ihrer ganzen Kunstentwickelung, in jedem Betracht die gewaltigste Kraftäußerung eines Einzelnen in der Geschichte des gesammten Schweizergeistes, seit er einmal, einem dumpf in den Gemüthern brennenden politischen Gigantentraum folgend, halb Europa mit heißem, kriegerischem Blut durchpulste. Was damals an unerhörter Kraft die Leiber bewegte und unser Volk zu einer alle Form verschlingenden räumlichen Expansion zwang, hat sich inzwischen „unter Gottes Peitschenschlag" nach innen gekehrt und beginnt jetzt, in solchen Werken wie den Ihren im Gebiet des Geistes siegreich durchzubrechen. Dafür Ihnen, als dem stärksten Verkünder unseres Volksgeistes, nach meinem besten Vermögen zu huldigen: Das ist der Sinn meiner Widmung.
München. HansMühlestein.

Ueber Altern und Sterben. Vom Geheimen Medizinalrath Professor Dr. Ewald. Bei Alfred Hölder in Wien.

Das Thema, das allen vom Weibe Geborenen so nah liegt, ist in ungemein fesselnder Weise behandelt. Die Darstellung ist zwar streng wissenschaftlich gehalten (dafür zeugen die zahlreichen Quellenangaben und die Tafeln mit Abbildungen, die auch dem Laien ein ihm fern liegendes Gebiet mühelos erschließen), zugleich aber in schöne Form gekleidet; und in die Weisheit des Gehirns weht der warme Hauch ans einem Menschenherzen hinein. Dankbar denkt am Ende der Les»r Dessen, der ihn an so sanfter Hand, mit so mild tröstendem Wort, in das große Schweigen zu führen vermöchte. „Fast Niemand wird sich des Augenblickes seines Todes bewußt. Der Engel des Todes umhüllt die Seele mit dichtem Schleier und trägt sie davon." Der berühmte Arzt, der so spricht, hat die tiefste, höchste Menschenangst im Ohr seines Herzens gehört. Ella Grün.

Anzeigen.
L«1
peladan: Der zprinz von V^zanz. Drama. Verdeutscht von
Emil Schering. Georg Müller in München,
„Wenn man die Geschlechter nicht an den Kleidungen erkennen
könnte, überhaupt die Verschiedenheit des Geschlechts errathen müßte,
so würde eine neue Welt von Liebe entstehen. Dieses verdiente in «inem
Roman mit Meisheit und Kenntniß der Welt behandelt zu werden."
Diese neue Welt von Liebe, die Lichtenberg um 1800 ahnte, hat Pe-
ladan um 1900 hier geschildert.
Grunewald. Emil Schering,
Grete Veier. Geschichten, Ossterheld S Co. in Berlin,
Die Selbstanzeigen der „Zukunft" sind ein Bedürfniß, weil es
an sachliebendeu Kritiken in Deutschland fehlt. Man sehe sich an,
was für eine Sorte von „Würdigungen" für den Weihnachtmarkt fa-
brizirt wird. Ist man nun gar mit einem gefährlichen Sinn für gei-
stige Unabhängigkeit behastet, dann fehlt Einem sogar jene billige
Kritik aus dem Freundeskreis, die man mit dem täglichen Besuch lite-
rarischer Stammtische oder Cafss denn doch überzahlt. Ich gehe nun
im Lauf von zwölf Iahren den vierten Band kleiner Geschichten her-
aus und ich weiß, daß unter diesen hundert Erzählungen einige sind,
die man, wären sie russisch oder französisch herausgekommen, mit
Entdeckerpathos ausschreien, würde. Mir fehlt ein Uebersetzer, zu
Deutsch: Ausschreier, ich habe auch nicht in ausreichendem Maß die
kommerziell-organisatorische Begabung, die für den Ruhm von heute
unerläßlich ist. Alles ist in diesem durch eine hemmunglose Publizität
geschändeteu Iahrhundert auf Organisation gestellt! Ich verpflichte
mich, einen wohlhabenden Mann, der ein paar moderne Stimmung-
phrasen permutiren kann, in einem Iahr berühmter zu machen als
das Odol. Organisation ist Alles! Nur in jeder größeren deutschen
Stadt einen eifrigen Platzvertreter, der die Waare möglichst esoterisch
preist: und bald bekreuzen sich die Snobs (obwohl Das sonst nicht
ihre Gewohnheit ist). Ich habe überdies noch den Mangel, daß mich
mein Iahrhundert gefangen hält; ich erlebe meine Zeit mit klopfen-
dem Herzen, und was ich schreibe, ist getränkt von Gegenwart. Die Ge-
ziertheit, die sich in einen altvaterischen Erzählerstil flüchtet, die Hohl-
heit, die sich im Renaissancekostüm versteckt, kann mir das Fieber nicht
nachfühlen, das in mir durch den Prozeß der Grete Beier erzeugt wurde.
In meiner Geschichte steht natürlich etwas ganz Anderes als in den
Prozeßakten der Grete Beisr; in meiner Geschichte steckt nur der Fie-
bertraum, erlebt in der Nacht nach ihrer Verdammung zum Tod. In
meinem Band findet man (leider) auch schwächere Stücke. Niemand
fühlt Das tiefer als ich selbst. Ich glaube, mich zu exkulpiren, indem
ich den großen deutschen Zeitungverlegern zurufe: „Gönnt Euren Ta-
lenten Muße, spannt sie nicht ununterbrochen ins Ioch, laßt uns auch,
scheinbar arbeitlos, fpaziren. Macht aus Euren Rennern keine Lastthiere l
Stefan Großmann.

Reserven.

us der Rede, in der Präsident Havenstein die Diskontpolitik der EU? Reichsbank vertheidigte, wurde vielfach gefolgert, ein Depositengesetz werde kommen, wenn die Banken das ,,Iahr der Sammlung" nicht ausnutzen, um aus ihren Buchreserven Barreserven zu machen. Diese Furcht hat der Präsident in einer anderen Rede dann beseitigt. Das Depositengesetz, Gespenst und Seeschlange, schreckt jetzt nicht mehr. Die Reichsbank hat im Iahr 1913 ihren Goldschatz um rund 4<X) Millionen vermehrt Das ist eine lobenswerthe Leistung. Das rasche Wachsthum dejr deutschen Waareneinfuhr hatte freilich den Goldimport gesteigert und für den neuen Kriegsschatz von 120 Millionen Gold konnten 1913 schon 75 Millionen zurückgelegt werden; statt der Goldstücke giebt es nun Reichskassenscheine, mit denen sich der Verkehr abfinden muß. Daß die deutsche Wirthschaft ohne ausländische Gelder gedeihen kann, wurde schon 1912 auf ein Ruhmesblatt geschrieben. Aber mit dem Diskontsatz der Reichsbank ist man noch immer nicht zufrieden. Das vom Geheimrath Havenstein bekämpfte Vorurtheil, die Reichsbank müsse jeden Kreditwunsch erfüllen, konnte in deren Kundschaft niemals aufkommen. Die weiß, daß die Bank nur die Ansprüche befriedigt, die ihren Bedingungen entsprechen; wenn sie vernünftige Anträge ablehnte, brächte sie selbst ihre Leistungfähigkeit in Verdacht, Die Reichsbank kann also nur Einfluß auf die mit ihr arbeitenden Banken zu gewinnen suchen. Das war gerade im Iahr 1913 nicht ganz leicht. Die Summe der von den deutschen Kreditinstituten angekauften Wechsel hat sich vergrößert, der Wechselbestand der Centralbank sich verkleinert. Daraus war zu ersehen, daß der Wechselstrom sich getheilt und einen viel stärkeren Seitenarm als sonst in das Gelände der Privatbanken entsandt hatte. War es Absicht (um den amtlichen Diskontsatz zu senken), so hat sie sich als wirksam erwiesen. Trotz dem Geschrei, daß nur Börsenjobber gegen den hohen Zinsfuß wütheten, wird er bald um zwei Prozent kleiner geworden sein. Und die Banken waren nicht aufdringlicher als sonst; Herr Havenstein hat keinen stichhaltigen Grund, über sie zu klagen. Er sagt: „Die Reichsbank ist nicht verpflichtet (Das möchte ich auch einmal offen und ehrlich aussprechen), ihre letzten Mittel auszuschütten, nur, weil unsere Wirthschaft sich im Uebermaß aus Kredit aufbaut oder weil unsere Bankwelt und andere wirthschaftliche Faktoren (psoostur intrs, muros st sxtrs) sich, statt selbst auf ausreichende Liquidität zu halten und für angemessene Barreserven vorzusorgen, nur auf die Reichsbank verlassen." Neben diesem Tadel bleibt die Thatsache bestehen, daß die Bank ihren Goldvorrath um WO Millionen erhöhen konnte. Die Kundschaft stöhnt über unbillige Härte im Kreditbereich und sehnt die Tage zurück, die alle Bankenkonten in Sonne getaucht haben. Soll das Verhältniß, von Reichsban? und Privatbanken im Wesentlichen anders werden, dann ist ein Umbau unseres ganzen Wirthschaftsystems unvermeidlich.

Reserven,
203
Die Centralbank verfügte am einunddreißigsten Dezember 1913
über eine Metalldecke, die fast 58 Prozent des Notenumlaufes schützte.
Das war ein Höhepunkt; früher sind 50 Prozent nie erreicht worden
und 1912 waren es nur 42. Der Fortschritt ist ansehnlich genug. Als
die unbegrenzte Ausgabe kleiner Banknoten verlangt wurde, deutete
Präsident Ravenstein auf einen Goldvorrath von 1500 Millionen Mark.
Sehr fern ist dieses Ziel kühner Träume heute nicht mehr. Die Zwan-
zigmarknoten, die der Reichsbank zu ihrem neuen Gold verholfen ha-
ben sollten, brachten im Iahr 1913 eine Goldersparniß von 110 Millio.
nen. Das ist kein ungeheurer Betrag / doch ein im Umlauf des Goldes
nicht unbedeutender. Wichtiger war der Ueberschuß der deutschen Goldl-
bilanz, die in der Einfuhr 431, im Export 60 Millionen Mark betrug,
so daß ein Saldo von 371 Millionen zu Gunsten Deutschlands blieb.
Die Goldbewegung ist von höchstem Werth für die finanzielle Bereit-
schaft, weil die gesammte Geldpolitik auf das Gold eingestellt worden
ist. Die Voraussetzungen, unter denen sich die Centralisirung des Gol-
des im deutschen Wirthschaftbezirk vollzog, dürfen nicht geändert wer-
den. Die Goldstatistik ist nicht zuverlässig. Die Summe des zum deut-
schen Vermögen gehörenden Goldes beruht auf Schätzungen (zwischen
3500 und 3700 Millionen Mark); ob der Goldbestand (es handelt sich
nur um monetäres Metall) in einem Iahr zu- oder abgenommen hat,
ist schwer festzustellen. Sicher ist aber, daß die Goldproduktion sich in
den letzten Iahren verringerte. Der Direktor der amerikanischen Bun-
desmünze hat für 1913 eine Produktion im Werth von 455 Millionen
Dollars angenommen. Das wären 10 bis 11 Millionen weniger als
1912. Die Arbeiterwirren in Südafrika und die Verschlechterung der
Goldqualität haben die Ausbeute der Randminen geschmälert. Wenn
«uch Rhodesien und der Westen bessere Ausbeute lieferten, so bleibt
doch Transvaal entscheidend. Man muß die Goldproduktion mit der
Goldpolitik der Notenbanken vergleichen, um zu erkennen, daß die Kette
der Möglichkeiten nicht lückenlos ist, Vermehrung der Bankreserven
und des staatlichen Goldschatzes: müßte darunter nicht die Qualität
des umlaufenden Geldes leiden? Die Produktion wird dünnsr und
die Vergoldung der Banken soll dicker werden.
Auch die Bank von England wendet sich gegen die Gewohnheit,
sie als letzte Reserve zu betrachten. Das englische Centralinstitut hängt
an der Tradition und hat deshalb, trotz seinem historischen Ruf, Krisen
durchgemacht, die anderen großen Notenbanken, besonders der Reichs-
bank und der Lantus Ss ?rg,nOs, erspart blieben. Paris ist oft der Noth-
helfer Englands gewesen. Noch in den letzten Iahren. Die Bank von
England besitzt viel weniger Gold als unsere Reichsbank und ist trotz-
dem die Zufluchtstätte aller Depositenbanken im Vereinigten König-
reich. Dieser Zustand mißfällt manchen Häuptern der City; sie for-
dern von den Banken eigene Goldreserven, die als Bürgschaft für die
Verbindlichkeiten dienen können, also nicht zum Betriebskapital ge-
hören, sondern unverzinst, in gesonderter Verwaltung, gehalten wer-
ls

den. Da die Reserven, l>ie englische Institute bei der Centralbank haben, nur in kritischen Tagen mobil gemacht werden, so würde das neue Systeni die Goldpolitik der Bank nicht unmittelbar fördern. Uns aber wird das englische Beispiel zur Nachahmung empfohlen. Zuerst hiefj es: Sorgt für liquide Mittel; dann: Ein großer Haufe deutscher Staatspapiere gehört in die Effektenbestände; und jetzt wird bares Geld verlangt. Die! Reichsbank pocht auf ihren Erfolg. „Was ich kann, müßt Ihr auch können." Die Offentliche Meinung wird geblendet. Und wenn die „Geldfabriken" (Vanitss vsniwtum) nicht von selbst wollen, wird man sie durch ein Gesetz zwingen. Die deutschen Aktienbanken, die Zwischenausweise veröffentlichen (91 im Ganzen), hatten am letzten, Oktobertag 8225 Millionen Mark Kreditoren und 213 Millionen. Kassenbestände: 2,6 Prozent. Das ist nicht viel, hat aber gereicht; aus barem Geld darf in einem Wirchschaftbetrieb nur der kleinste Thsil des Vermögens bestehen. Die offenen Reserven der Banken betrugen 678 Millionen; sie sind ein Theil des Betriebskapitals und werden, nicht gesondert aufbewahrt. Das wird als Mangel empfunden. Eine. Reserve soll ein unantastbares Vermögsnsstück sein, das von keiner Krisis berührt werden darf. Wenn die Reserven mindestens 10 Prozent der fremden Gelder decken sollen, mußten am letzten Oktobertag 822 Millionen offener Reserven in den Kassen liegen. In barem Geld: der Kassenbestand der 91 Ban?en muKte also ums Vierfache größer sein, als >er war. Die englischen und die deutschen Banken allein würden, um ihre Reserven auf den gewünschten Goldpunkt zu bringen, mehr brauchen, als in einem Iahr produzirt wird: 1800 bis 2000 Millionen Mark. Und wenn man die Auffüllung über mehrere Iahre hinzöge, müßte noch irgendwo im internationalen Goldbezirk Mangel entstehen. Die Bewegung des Goldes folgt den Kurven der Wirthschaft.

Den größten Posten unter den „greifbaren Aktiven" bilden die Wechselbestände: 3041 Millionen. Sie sind ein Theil des Ergebnisses der Vankenarbeit. Kredit- und Anlagebedürfniß kommen hierin zum Ausdruck. Die Reichsbank wünscht nicht, daß die Banken durch Rediskontirung von Wechseln ihren Geldbedarf erledigen; sie sollen selbst für genügende Goldreserven sorgen. Das ist der Zweck der Uebung. Das ertragreiche und nützliche Wechseldiskontgeschäft hätte, nach dem neuen Programm der vermehrten Barrücklagen, ein Opfer zu bringen, das,' man eins des Intellektes nennen dürfte.

Ob die Erfüllung solcher Wünsche, die unsere ganze Kreditorgunisation umstülpen müßte, im Format der herrschenden Volkswirth» schaft noch möglich wäre, ist mindestens ungewiß. Die Reserven müssen in jedem. Augenblick greifbar und gegen jede Vermischung mit dem, Betriebskapital geschützt sein. Aber eine Ansammlung großer Bar» reserven, die keine Zinsen tragen (die, Verzinsung setzt eine wirthschaftliche Funktion und damit eine Preisgabe der Bargeldeigenschaft voraus), ist mit den Lebensbedürfnissen des für die Volkswirthschaft ohne Rastpause arbeitenden Kapitals nicht vereinbar. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Waziinilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pak 6 Sarleb G. m, b. S. in Berlin.

reiIahrhunderte schlichenund trabten.keuchtenund tosten hin, seitShakespeare starb. EinSpältchennur bleibtin dem dritten Jahrhundertring noch zu füllen: dann trieft AUgermaniens Erde gewiß wieder vom Niederschlag dichtsträhniger Gedenkreden und Magister, Minister wohl gar betheuern, daß der Speerschüttler <lus Stratford im nie verwitternden Heiligthum deutscherMensch- heit throne. Amen; schon jetzt. War eine Zeit bewußten Empfin- dens, derDieser nicht lebte? Kann je eine sein, aus der er starb? 'Grimmig fast lächelt unsere Vorstellung solchen Glaubens. Ihr ist Shakespeare allgegenwärtig; nicht, wie Sterbliches, zwischen Anfang und Ende gegrenzt; sind Hamlet und Falstaff, Lear und Romeo, König Macbeth und König Heinz, Coriolanus und Bru» jus, der Mohr und der Iude von Venedig, die Demagogen An» tonius und Cade näher als die Götter, die Helden, das auf zwei Beinen stampfendeGethierHomers.kaumserneralsdieIünger.die Feinde und die Gefolgschaft desGalilöers. EineBibel ließ auch er; frommer Einfalt und stolzirender Gelehrsamkeit eine Weide. Das Antlitz desErdtheiles.derihn trug,hatsich gewandelt;mühsam muß öer Geschichtschreiber es nachzukünsteln trachten. Ein Weltreich erwächst und neuenGlaubensSaat reift inHalme.BritischeMann- heit ist nach Rußland und an die Levante, nach Nordamerika und Ostindien vorgedrungen. Aus des Kerkers Gruft stieg eine Köni» zin aufdenThron.vomThron eine.dieüberSchottland geherrscht



file:///D|/0515/ocr%2080er/dz%20086_213.html[17.07.2014 17:09:09]

und sich demKönig vonFrankreich vermählt hat, aufs Blutgerüsts
Des Meeres Riesentrichter verschlingt eine Armada und Brita--
niens Klippe dröhnt vom Hall des Donnerkeiles, mit dem RomK
Priester die Abtrünnigen in Nordwest strafen will. In diese
Welt ungeheuren Schicksals zeugt eines Landwirthes, Gerbers^
Metzgers, Fell» und Wollhändlers Sohn ein Gewimmel, das
aus Gaias von Eros befruchtetem Schoße zu quillen scheint.
«Des Dichters Auge, in schönem Wahnsinn rollend, blitzt auf
zum Himmel, blitzt erdwärts hinab; und wie die schwangere
Phantasie Gebilde von unbekannten Dingen ausgebiert, gestal»
tet sie des Dichters Kiel, benennt das luftige Nichts und giebt
ihm festen Wohnsitz. So gaukelt die gewaltige Einbildung."
And ihr Gaukelwerk überlebt alles Geschehen, das hinter den
hohen Schanzen einer „Wirklichkeit" unverwundbar schien. Das
Gefild von Azincourtund das Schafot der Stuart, der fünfte PiuS
und der zweite Philipp, Babington und Norfolk: der Blick, der
solchenNamen und Buchdaten einWefenskleid wirken will, mutz
zuvor Nebel schlitzen. Des Gauklers Brut aber lebt noch, jung,
in unverschlifsenem Gewand. Nnd auf den Brettern, die der Vater
ihnen als festen Wohnsitz gab, wuchs nie doch ein Körnlein; so
schmal dünkten sie ihn selbst, so eng die Räume, die sie demAuge
vortäuschen konnten, daß er stöhnte: »Stopft man in dieses O von
Holz die Helme nur, wovor bei Azincourt die Luft erbebte?" Nnter
Rost sind die Helme erblindet: Heinzens und seines heißspornigen
Vetters Gelächter hüpft noch von rother Lippe. »Shakespeare ge-
sellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wiejener; Beiden
ist nichts verborgen. Er gehört nothwendig in die Geschichte der
Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf.
Shakespeares ganze Verfahrensart findet an der eigentlichen
Bühne etwas Widerstrebendes. Wir leugnen, und zwar zu seinen
Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für fein Genie gewesen.
Nun hatsich aber seit vielen Iahren das Vorurtheil in Deutschland
eingeschlichen.daß manShakespeare aufder deutschenBühneWort
für Wort aufführen müsse, und wenn Schauspieler und Zuschauer
daran erwürgen sollten. Behalten dieVerfechter dieserMeinung
die Oberhand, so wird Shakespeare in wenigen Iahren ganz von
der deutschenBühne verdrängt sein, welches dann auch kein Nn-
glück wäre; denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm

desto reinereFreude empfinden." Diese Sätze sindachtundachtzig Jahre alt; Wurden von Goethe geschrieben. Der rühmte denham» burgischenSchauspielprinzipalSchröder, dessen gröhtesVerdienst die»Bearbeituttg"shakespearischerStückesei;meinte,IuliensAm- rne und Romeos Freund Mercutio seien, »als possenhafte Inter- mezzistenund Zerstörer des tragischen Gehaltes, unerträglich"; und billigte, daßSchröder dieSzene weggelassen habe, in derKönig Lear (bei derReichsvertheilung) „so absurd erscheint, daß man sei« nen Töchtern in derFolge nicht ganzUnrecht geben kann. "Lächelnd Iesenwirs;trotzdemehrwürdigenNamen,derdiewunderlichePro- phetie beglänzt. Längstistjede Bearbeitung, diedas Gebildschönen Wahnsinns in Goethes «folgerechte, Uebereinstimmung liebende Denkart"zuzwängenstrebt,uns unerträglich; längst auch derWahn verdunstet, Shakespeares Werk»lasse sich beimVorlesen amBesten überliefern". AmBesten: weil (spricht die alte weimarische Excel- lenz) der Brite »mehr Dichter überhaupt als Theaterdichter ist" und, bei der»Unvollkommenheit der englischenBretterbühne ".eine Theaterkunst, wie sie seitdem entstand, gar nicht zu erdenken ver» mochte. »ShakespearesStücke warenhöchstinteressanteMärchen, nur von mehrerenPersonen erzählt, die sich, umetwasmehrEin» druck zu machen, charakteristisch maskirt hatten, sich, wie es noth« that, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuschauer jedoch überließen, sich auf der öden Bühne nach Belieben Para- dies und Paläste zu imaginiren." Wir aber sind »nach und nach durch Verbesserung der Maschinerie, der perspektivischen Kunst und derGarderobe in eineNatürlichkeitforderung hineingewach- sen, von wo man uns wohl schwerlich in die Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte." Deshalb: Rezitation oderBearbei» tung. Solche Weisheit kam 1826 vom Ilm-Olympos. Sie ward bald widerlegt. Charles Kean und Henry Irving in London, Dingelstedt in Weimar selbst, in München und Wien, Herzog Georg inMeiningen und invielenHauptstädtenEuropens haben bewiesen,daß noch in schwerem,allzu lang nachschleppendenPrunk- gewand der Mythos des Briten nicht erstickt. Und jetzt schaaren Berliner sich vor der Pforte des Deutschen Theaters, um für die Abendfeste des Shakespeare-Cyklus einen Sitz zu erkämpfen. DieserCyklus ist in derGeschichte deutscherBühnenkunstein Ereigniß. Nichtnur als die Leistung eines Willens, eines aufselbst

Die Zukunft,
erworbenemBcsitz stehenden,nicht von fürstlicher, staatlicher,st« dti-
scher Gunsthilfe geförderten Könners, der aus Blöcken und Bal-
ken, Edelstein und Schlacke, feinem, derbem und schlechtem Men-
schenstoff die bunteste und klüftigste aller Einbildnerwelten nach-
schus und dem in seinen hellsten Stunden gelang, ohne Blendwerk
denReiz dieserWelt noch zu höhen,ihreAltersmale,ohneSchminke
und Flitter, dem Blick freundlich einzuschleiern. Das hatein»Pri»
vattheater", ein nicht von Zuschuß genährtes Unternehmen der
Eigenwirthschaft, niemals vermocht; auch unter den vonFürsten
und Bürgerschaft beschenkten Hof- und Stadttheatern sehe ich nicht
eins, das sich solcherThat rühmen durfte. Die Werke des Mannes,
dergeborenwurde.alsMichelagniolostarb.unddessenletzteSonne
in Madrid dem sterbenden Cervantes, inLeiden dem zehnjährigen
Rembrandt leuchtete, dünkten ja schon den altenMeistervon Wei»
mar so fern, daß er meinte, nur einkluger »Bearbeiter" könne ihnen,
«die in ihrer Integrität nicht vorgeführt werden sollten", behut»
samnoch die Gnadenpforte zurBühneaufthun. „NurMomenten,
ausgesäten Iuwelen", sei auf dem Theater die Wirkung noch ge-
wiß; doch werden sie, durch vieMntheatralisches aus einander ge»
halten. Die theatralischen Forderungen erscheinen ihm nichtig und
so macht er sichs beq uem. W iedasAniversum, das er darstellt, bietet
er immerneueSeitenundbleibtamEndedochunerforschlich;denn
wir sämmtlich, wie wir auch sind, könnenwederseinemBuchstaben
noch seinem Geist genügen. "Deshalb dürfen nursorglich erwählte
und zubereiteteProbchen aufs Schaugerüst. SolcherGlaube warb
immer neuenAnhang.weil die Werke, damit unserAuge sichnicht
müd undenttäuschtvomKleid ihresWesens.vondenBuckelnund
Warzen ihres Leibes wende, cin Aufgebot mimischer, sprachlicher,
szenischer Kunst heischen, das schwer zu erreichen ist. Dingelstedt,
der den drei Heinrich-Dramen und den zweiRichard-Tragoedien
zwischen Leinwänden eine Heimath, nicht ein Gastrecht nur, gab,
konnte ziemlich frei schalten. ReichlicheGeldzufuhr aus dem Habs»
burgerhaus; eine Stätte alter, frohsinnlich gebliebener Schau»
tunste und ein von Schreyvogel, Laube, Halm zärtlich gepflegter
Stamm kräftiger, ineinander gewöhnter, an einander abgestimm-
ter Spieltalente. Noch ward nicht fühlbar, daß bei Königgraetz,
mit dem Primat in Deutschland, auch die höchste Gloria des Hof»
burgtheaters unwiederbringlich verlorenwar; noch galt das Glück,

auf wichtigem Posten demKunsthaus des Kaisers von Oesterreich verpflichtetlZU werden, als die Krönung eines Mimenlebens. Im Wettlauf durch das ganzeReich deutscher Zunge siegte leicht immer derWerber ausWien. Auch Dingelstedt aber begrenzte seinWagniß in den Kreis der Historien (aus dem er Johann und den achten Heinrich fchied), fetzte und flickte, nicht täppisch, doch ohne Ehrfurcht, in den Dramen herum, erkünstelte der darin wimmelnden Menschheit hübschere Nasen und spritzte ihr allerlei Tonics ein. Charles Kean wollte Gepräng und Augenweide,Irving Glanzrollen, Herzog Georg die Möglichkeit, aus geschichtlich bestimmter Zeit ein Gewand nachzuwirken und der Masse, die auf derBühne, nach denTagen desHellenenchores, in unleidlicheAmorphievertummert war, eine Gestalt zu schaffen, den Gestus und Ton des Jubels und Jammers anzuerziehen. Wilbrandt und Förster, L'Arronge, Barnay, Possart versuchten Synthesen des in einem Halbjahrhundert auf die Bretter geheimsten Gutes und machten, wenn sie sich nicht eitel dem Zügel männlich ernsten Geschmackes entrafften, ihre Sache anständig. Der meininger „Caesar", der in den Szenen des Mordes und des Aufruhrs wie die Offenbarung neuerWunderkräfte gezündet hatte, sollte in London (wo Alma Tadema für das Bildliche forgte) überboten werden; und dieses mächtigsteallerRömerdramenwurde(nach der langwierigsten und vielleicht theuersten Borarbeit, die je an solche Aufgabe gewandt ward) das Prunkstück des moskauer Künstlertheaters, dessen stärkste Persönlichkeit, Stanislawskij.imSzenischenvonden Meiningern undvonAntoine, imMimischenvonRossi, der Bernhardt und von Guitry, schon zuvor aber von den Spielern, Tänzern, Sängern seiner jung blühenden Heimath viel gelernt hatte und mit der eleganten Wucht, derwildenZärtlichkeitseinergenia» lischenNaturThalwerke(»ZarFjodor«, »OnkelWanja«. «Volksfeind ", „ Nachtasyl«) auf die Höhe unverlierbaren Erlebnisfes hob. Shakespeare, den Forderer des Ungeheuren, nahm der vor Europens Runzelstirn schüchterne Mann nicht mit auf die Reife. Beerbohm»Tree thats; und zeigte uns aller Gräuel gräueligsten: den »mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten", mit Aufzügen, Pferdegestampf, buntem Lichttand und wagnerischer Musik für den Gaumen der Snobs zugerichteten Shakespeare. Ein Ende. Klar, hieß es, zeigt sich nun, daß die meisten dieser Dramen hinter der

Rampe nicht mehr möglich sind; daß man sie, wie Kerzen aus Nr»
väterzeit, putzen muß, damit sie den Flammenreif überleuchten.
And die geistreichen, kunstfremdenLeute, die längst erzählt hatten,
der dritteRichard sei gar nicht mehr, Caesar nach derMordszene
kaum noch zu ertragen, Hamlet ein Lesestück, in der Lustspielwelt
jedes Witz beet verblüht, rösteten die bekleideten Bäckchen am Torf»
fever wohlfeilen Triumphes. Das Gerede vom nie verwitternden
Heiligthum tröpfelte noch; aber den Erwachsenen, den Pächtern
von Bildung und Besitz nahte selten die Sehnsucht, eins der un-
begreiflich hohen Werke in feiner Leibhaftigkeit zu fehen. (Eines
Spielers Kunst allenfalls. Rossis Othello, Romeo, Lear, die Kleo-
patra.Lady Macbeth, Hermione derWolter, Booth, Salvini.Ro»
bert, Ludwig, Kainz als Hamlet, Hartmanns Heinz, Matkowskys
ZweiterRichard und Coriolan: solche Lockung wirkte fort; gehört
aber in den goethischen Bereich der »Momente und ausgesäten
Juwelen" ) Entweder wurden atmosphärisch einander fremde
Szenen mit dicken Heftfäden zusammengebündelt oder der Vor-
hang fiel so oft, daß der von Leid und Lust heiße Sinn des Zu-
schauers sich in den Pausen erkälten mußte. Der Geberde oder
der Zunge des Mimenhaufens fehlte die rechte Beredsamkeit.
Das Gehumpel derTechnik kam dem schnaubenden Genius nicht
nach; und die alltäglich vor »Nebertreibung" gewarnten Spieler
verkrochen sich aus der Firnwelt in die Ofenwärme bürgerlichen
Mißgeschickes und Spaßes. Auf der Drehbühne ist Shakespeare
zu neuem Leben erstanden; auf der jungem, spielfreudigem Volk
eingeräumten Kunstinsel eines Prospero brüllte und fann, weinte
und scherzte, ächzte und kreischte, rülpste und räkelte sich fortan seine
Menschheit; enthüllte sich in die Herrlichkeit des ersten Tages.
Nur gelehrte Banausen und Gecken, denen jedes irdische, jedes
himmlische Ding zum Spiegel ihres Wuchses und Witzes wer-
den soll, mäkeln noch: »Dieses ist modernem Empfinden veral»
tet, Jenes nicht fein genug differenzirt." Eben so weise wärs, vor
dem aufgestürmten Nordmeer, im Hermelin des Hochgebirges,
unter dem grünen Dach des von Sonne trächtigen Laubwaldes,
zwischen der Möwenspur und den Kaninchenlöchern derDünen»
haide die Mängel solcher Natur zu erörtern. Der im reinsten
SinnFromme nimmt sie, wie sie ward, und stottert nicht dieFra-
ge, ob nicht, heutzutage, die ganze Chose ein Bischen intimer

zu machen wäre. Der Schwatz verhallt, jubilate! In Berlin, in der Stadt der Puppenallee und des Protzenbaustils, der Kitsch» ckathedralen,Amusirpaläste und anderer widrigenBarbarei, wird im Spielhaus die Kasse umlagert, wenn Shakespeare auf dem Zettel steht. Da ist, Ihr Minister und Bürgermeister, ein Poli-Mum. Ist die Frucht einer Arbeit, die Ihr, weil sie niemals fetten Zins tragen kann, mit ansehnlichem Zuschuß fördern müßtet, statt das Geld des Staates, des Städteknäuels an Quark nnd Juchhe zu verläppern. Ein Anfang. Den wir dem edlen, von flügger Phantasie beschwingten Kunstwillen des Herrn Max Reinhardt verdanken. Auch sein Kyklos ist nur ein Anfang; außen nicht noch gar innen vollendet. Kann ers je werden? Vier gute, ^ünf schwache, verzerrende, duftlos verklügelte Aufführungen ibsenischer Dramen, in deren Reihe die Gedichte von Brand und Gynt, von Julian und Haakon fehlen, als»Ibsen-Cyklus" auszuklügeln, rieth hellhöriger Geschäftssinn. Ein Shakespeare-CY» Aus, der das Universum des Einzigen umfaßt, würde das Schauspielhaus Jahre lang jedem anderen Versuch sperren, wichtige Kräfte in Brache zwingen und, immer, Stückwerkbleiben: weilnur inAtopia die für den Globus dieserTragoedien.Komoedienausreichende Mannheit und Weibheit wuchs. Immerhin dürfen wir hoffen, die Könige Johann, Richard den Zweiten, Heinrich den Fünften, Kleopatra, Rosalinde, Imogen, Miranda in den Reigen iretenzu sehen.Das letzteWort gebührt dann demMagusProspero, der Stürme entbinden,Naturlaunenund Seelenkraft ergründen lernte. »Das Fest ist jetzt zu Ende; unsre Spieler, wie ich Euch sagte, waren Geister und sind aufgelöst in Luft, in dünne Luft..."

Doch schon der Anfang ist Ereigniß. Was Kunst undTechnik der Bühne jetzt vermag, wie sie, auch ohne den Zauber genialischer Spielkunst, nur durch denWillen eines musischen Menschen, der ste beherrscht, Atmosphären schafft, ihnen Bilder und Töne einstimmt, die Mtternden oder störrigen Gefühle einer müden, abgehetzten, aller Großheit des Wollens und Handelns entwöhnten Menge,die staubig und lahm von derIagdnach dem Nutzen, von derBesinnungneuerProfitgelegenheitkommt.inihrenWcihebann ?ingt und Tausenden zur Welt wird: hier ists zu erhorchen. Grundsätze des Spielbereiters: nurDramen, in die sein Herz, nicht mühsälig, auf den Krücken der Erklärer, fein Verstand sich

eingefühlt hat, für dieDarstellung zu küren; als ein Verliebter in Muttermal und Krähenfüßchen nur besonderen Reiz, Mehrung derHoldsäligkeitzu sehen und noch, wenn die erste Gluth verprasselt ist, vor der winzigsten Amputation zu zaudern, als dräute aus auf» klaffender Gruft des Dichters zorniger Widerspruch; also nurweg» zuschneiden, was die Wirkung hemmt odernicht darstellbar scheint; nie einemWerk das Gewand, das es braucht, knickernd zu weigern, doch niemals auch eins zu überladen; nicht Bildchen, farbigen Lehrstoff der Kulturgeschichte oder Gaffertrost in das Gedicht ein» zukleben, sondern es tief in denAbglanz seines eigenen Lichtes zu tauchen; die Architektur des Ganzen, vom First bis zum Keller, jede Raumdistanz und ökonomische Nothwendigkeit zu durchden» ken, ehe für die Fassade der Stein gewählt, für Ton und Farbe der Helfer gedungen wird; und nirgends einOrnament anzubringen, das nicht ein knospender Wunsch des Dichters befahl.

Ein Sommernachtstraum.

In dem hellen Königspalast, der über Attila hinragt, will Theseus sich Hippolyten vermählen, die er aus dem Feldzug ins Amazonenreich als schönste Beute heimgebracht hat, und von Lust nur und lauter Fröhlichkeit soll während dieser Maientage der Athenerhof widerhallen. In der Stadt tummelt sichs geschäftig; die Handwerker sogar, redliche Kleinbürger, denen attisches Salz nie die Speise würzte, dürfen mit Erlaubniß Seiner Excellenz des Herrn Intendanten Philostrat das Hochzeitfest der Majestäten mit einem Spiel verschönen und Probiren nach des Tages Last mit dem Feuer eifriger Dilettanten ihr Mimenglück. Nur in der Natur sieht es nicht nach Feiertags frieden aus. Längst schon muß da draußen irgendwo Etwas nicht in Ordnung sein. Auf keine Iahreszeit ist mehr rechter Verlaß. Sommer und Winter haben das gewohnte Kleid getauscht; aus Eiskrusten gucken fröstelnde Knöspchen und purpurn erblühte Rosen tötet unter grau ver» hängter Iunisonne der Reif. Gehts so weiter, dann erlischt Hy- mens Fackel unter Hagelschauern oder verflackert nach unreinem Glänzen im Sturm. Haben die Elemente das Griechenland hassen gelernt? Sie lieben es noch; nur sind ihreHerrscher nichtinHoch» zeiterstimmung. Während im Schloß ein Eheband geknüpft wird, scheint in Wald und Flur sich eins lösen zu wollen. Elfenkönig

und Elfenkönigin hadern rauh mit einander. Eifersucht hat ihnen bisher nie das Leben vergällt; solche böse Kurzweil in langen Ehetagen ließen die nicht vonderEinheitdesOrtesBelästigtenimmer den sterblichen Tölpeln. Der König mag der zierlichen Phyllis auf der Hirtenflöte Minne singen oder die üppig strotzende, hochgeschürzte Amazone aus spröder Mragoscheu girren, die Königin zärtlich sich an den Reckenleib des Athenerfürsten schmiegen: wenn der Rausch gewichen ist, rügt kein ernster Vorwurf die trunkene Freude. Jetzt aber hat schwarz sichs am Ehehimmel zusammen» geballt. So lange die Königin mit Menschenmännern äugte, ließ derGatte die rasch entstandene, rasch gestillte Brunst lächelnd gewähren. Erst als dem losen Sinn seiner Throngenossin sich die Sehnsucht nach Mutterglück entbindet, erwacht in dem Elfen der männische Neid. Ein Kind, das nicht seine Kraft in ihrem Schoß gezeugt hat, ein aus Menschenland geraubter Inderknabe soll auf seiner braunenHaut früh und spätdieKüssefühlen,umderenHitze der Lichtalbenherrscher vergebens buhlt? Das darfnichtgeduldet werden. Der König heischt, die Königin weigert den Liebling. Seitdem ist der Friede gestört, hallt das Echo majestätischen Gezänkes durch Wiese und Wald, sucht ängstlich geducktes Elfenvolk vor den Sturzbächen scheltender Rede in Eichelnäpfen Unterschlupf. In einer schwülen Nacht aber findet der auf Thron und Lager Vereinfamte endlich sein Lächeln wieder. Noch ist er König, Herr über alleKräfte lebendigerNaturund starkgenug,um alle Widerstrebenden in das Gesetz seines Willens zuzwingen. Wie thöricht hat er bis heute gehandelt! Mit Gründen wollte er der Frau die Binde vomAuge schmeicheln, mit eiferndem Zuspruch verwirrten Sinnen den rechten Weg weisen und war, weil sein Trachten nicht ans Ziel kam, ganz unköniglich wüthend geworden. Nie hat Vernunft, nie selbst die Dialektik des klügsten Kopfes gegen die Gier der Sinne, der Liebe zumal Etwas vermocht. Seit über der Erdfeste Monde sich runden und wieder schrumpfen, dichtet Liebe ihr Tropenreich vor dem kältenden Hauch des Verstandes, will sie in Blindheit selig sein, nicht nüchtern, wie der Händler seineWaare, ihren Besitzstand prüfen. Wer in der Einbildung lebt, läßt nur durch einbildnerische Kraft sich vom welkenden Wiesenplan auf einen neuenTanzplatz locken, der füßemWahn nun noch frischer, von holderemDuft erfüllt, zu verliebtem Spiel geeigneter scheint.

Her mit der Zauberblume, deren weißerMädchenleib von Kupi»
dos Pfeil die nie vernarbende Wunde empfing und purpurn seit-
dem zwischen blasseren Schwestern leuchtet! Zwei Tropfen ihres
Saftes auf ein entschlummertes Lid: und das Auge vergißt, was
ihm so lange Entzückung gab, und hängt nur an dem Gegenstand
noch, den es erwachend als ersten in seinem Gesichtsfelde fand.
An der Stolzesten bewährt sich das Wunder. Beschämt muß die
Elfenkönigin erkennen, daß ihr streichelnder Finger im grünen
Brautbette dieMooskissen für einen Eselskopf geglättet hat.Und
nun beugt ihr Trotz das kecke Haupt. Sie opfert den schönen Kna»
bcn, den sie dem Troß des Eheherrn bis heute bestritt, Friede ist
wieder am Elfenhof, Friede rings in der Sommerpracht langen-
der Natur; und unter hellen Gestirnen kann Theseus Hippolyten
i marmen. Vergessen ist Irrung und Wirrung. Dem irdischen
Fürstenpaar weihen des Feenreiches Herrscher mit Segensspruch
undReigen das Haus, in dem Heldenglück nisten und sprossen soll.
»Ein Sommernachtstraum." Oft haben ihn vor reichen und
armsäligen Schaugerüsten Große und Kleine geträumt. Da fan»
den sie Alles, was einen Traum behaglich möblirt: Könige und
Feen, Elfen und Vögel, verliebtes Volk, das Irrlichtern nach-
laumelt und vom nächtig waltenden Weltgeist endlich doch in die
Klarheit geführt wird. Ein Traum, der nicht ängstet, sondern zu
tüchtigen Tagwerken stärkt. Doch allmählich schwand sein Reiz;
im grellen Rampenfeuer verblaßte der Märchenglanz und das
Irrlicht winkte nicht mehr mit deraltenTrugkraft.Man hatte schreck-
lich viel gelesen, war sehr weise geworden und hatte deshalb den
Muth.auch an Ehrwürdigem nun zu mäkeln. Das soll Athen sein,
die Stadt der helläugigen Pallas? Dieser gebildete Herr, der des
Dichters Auge in schönem Wahnsinn rollen sieht und wie ein Ro-
mantiker aus Hugos Kahn den Prozeß poetischen Schaffens be-
schreibt, spreizt sich vor uns mit dem Namen des Poseidons-
svrossenTheseus?Deutlich zeigt sich hier, daß nicht (wie alle Bit-
dungphilister wünschten) der gelahrte und edle Lord Bacon,son-
dern ein ganz gemeiner Komoediant die Dramen Shakespeares
geschrieben hat; einer,der zwar imPlutarch,in OvidsMetamor-
phosen und in der französirten Merowingersage zu blättern, das
Zusammengelesene aber nicht zur Einheit zu gestalten vermochte.
Jeder Abiturient weiß heute, daß man in Athen anders gelebt

^und geliebt hat; daß man von dem Bischen Sinnenfreude und ^Sinnenfrevel gar nicht erst viel sprach. Und wie kommen die Spukgeister des christlichen Mittelalters ins mythische Attika ? So wilde Sprünge sind selbst im Märchenland nicht zu dulden. Auch ließ der Dichter sichs diesmal keinen Schweiß kosten; seht nur, wie dünn die Charakteristik, wie hastig gestückt das Kleid der Handlung ist. Hermia und Helena, Demetrius und Lysander: Typen, nicht Individuen: und Alle reden, Männlein und Weiblein, die spitze, funkelnde Sprache des in die Gemeinschaft derHöflingezugelassenen Dichters. Zwei Lebenskreise, die einander kaum berühren; was kümmerts den Athenerfürsten, ob Titania mit ihrem Oberen schmollt oder kost? Ein genialer Schwank, doch eben ein Schwank nur. Bestellte Arbeit; ein Eintagsspiel, das die Hochzeit des Grafen Essex (oder des Eärl of Bedford) mit Feengepräng putzen soll. Daher die Eile, in Lylys Spuren zum bestimmtenTerinin Märchenschätze zu heben, und die fast zu fühlbare Sucht, der feinsten Gesellschaft des Landes nicht nur derben Spaß, fondern auch geistreicheAllegorie zu bieten. Ans lebt dieses alte England nicht mehr; erst dieDeuter doziren uns,daß hier der Königin Elisabeth als einer Vestalin gehuldigt, da anLeicesters kenilworther Feste erinnert und dort vor Spensers pedantischemFeengetändel eine artige Verbeugung gemacht wird. Was blieb? Elfen und Clowns. Etwas für die reifere Jugend. Die schickte man nun ins Schauspielhaus, wenn der »Sommernachtstraum" aufgeführt wurde.und forgte,daß ihr keins von den erreichbarenWundern des »Ausstattungstückes" entging. Theseus thronte in einerPracht, als hätten Pheidias und Mnesikles in heraklischen Tagen schon die Stadt der Pallas Athene geschmückt. Oder einer aus der Gräuel» schaar derdenkendenRegisseure verbessertezeitgemäß denungebildetenSohn des stratforder KiZK bäüikk und zog den Griechen, damit sie besser in sElfenland paßten, Renaissancegewänder an. Aufje» denFall mußte es am Hof des Amazonenbezwingers hoch bergeYen. Oberons Völkchenparadirte neckisch in Atlas und Tarlatane; zur Verstärkung wurde das halbe Balletcorps mobilgemacht, das mit bepuderten, vom Miederpanzer gestützten Brüsten an TitaNiens Blumenlager Brautjungferndienst that, geschminkte Arme rang, umOberonsZorn zu sänfügen, und auf der grünen,Wald» bo de n heuchelnden Friesdecke die Spur kreidiger Sohlen ließ. Zu

schauen war also genug. Und wenn die prangende Halle von den Iubelklängen desHochzeitmarsches erdröhnte und sämmtlicheHerren und Damen vom Chor, im Feiertagsstaat und mit der steifen Vornehmheit herrschaftlichen Gesindes, das immeraus derAristokratenrolle zu fallen fürchtet, langsam die Marmorstufen nieder» schritten und sich mit Anmuth und Würde vor dem Fürstenpaar neigten,gabs ein ausTönen undFarben gefügtesBild, von dem der junge Sinn sich nicht trennen mochte. Am Abglanz solcher Seligkeit hatten dann auch die Erwachsenen ihre Freude. So wurde aus dem dreihundertjährigen Gedicht die sublime Kinderkomoedie. Gleich nach der Firmung gönnten selbst strenge Eltern Knaben und Mädchen diesen Genuß; den artigsten schon zuvor. Den Mündigen, denen eine umflitterte Schnurre nicht für drei lange, müde Abendstunden genügt, schien das Gedicht verloren. Mußte ihnen wohl verloren sein. Von der Vernunft, die sie fordern, scheint der Schöpfer dieses Gedichtes ja nicht viel zu halten; immer klingt, wenn sie erwähnt wird, ein sp öttischerNebenton mit. Als sein Wahn das falsche Liebchen umwirbt, brüstet Ly» sander sich mit reifer Mannesvernunft, die ihn endlich der Liebe Thun und Wesen erkennen lehre, und ruft der schlanken Helena, die er unter der Röthe des selben Abends noch verschmäht hat, stolz zu: «Der Wille wird von derVernunft regirt; mir sagtVer» nunft, daß Euch der Preis gebührt." Als dann die Sonne aus feuchten Schleiern steigt, hält er die bräutlich jauchzende Hermia im Arm. Auch in der Elfenwelt wirkt ein Tröpflein Zaubersaftes mehr Wunder als alle Vernunft. Und mißlingt den Zunfttölpeln das tragische Festspiel nicht just deshalb so kläglich, weil sie, statt ohne Angstbedenken des Herzens Einfalt zu folgen und auf die Einbildungskraft der Zuschauer zu bauen, ihre schwierige Sache hübsch realistisch und rationalistisch zurAnschauung bringenwollen? Wer schon Haare am Kinn hat, willnichtmehrinden Weiberrock; eine Scheunenlaterne lügt Mondlicht; Kalkslecke auf einem Kittel bedeuten, daß sein Träger eine Mauerwand vorstellt; und Schnock steckt den Schreinerkopf aus der Mähne, um die Majestäten und denhochwohllöblichenAdelzuversichern,daßerzwar wüstenköniglich zu brüllen versucht, doch kein Löwe, sondern ein ehrsamer Handwerksmann ist. Vernunft räth, die Nerven der Damen zu schonen und dem Publiko stets das Bewußtsein zu

Zassen, daß nur zu seinem Ergötzen, zum Schein nur geliebt und gestorben wird. Doch Ovids babylonischesPaarwird zum Kinder» spott, wenn die Fackel derVernunft allzu hellin das Gebild schwangerer Phantasie hineinleuchtet. Der selbe Irrthum also in allen drei Lebenskreisen. Ist er am Ende des Gedichtes Inhalt und Sinn? Sagt dieses seltsame Hochzeitkarmen, statt die weiseWahl desTheseus zu preisen,dem gekrönten Freieretwamit Schelmen» inuth ins Gesicht, daß Verliebten, Poeten und Allem, was ihnen dienstbar ist, die Vernunft gar nicht taugt, weil sie im Märchenreich der Vorstellung leben, dessen Luftschlösser nur das Heer der Dämonen und Kobolde, nicht bewußterWille zu bauen vermag? Ueber Vernunft, Willensfreiheit, Bewußtseinsdünkel siegt jauchzend hier die Herrin: Natur. Mit allen Organen hat sie der Dichter empfunden, mit der Gewalt eines Weltenschöpfers allihre großenWunder im kleinsten gewirkt. SeinwarmerVaterblickreift amSlielinderBlattwiege die Kirschenzwillinge; aus vollen Hän» den fpendet er Pfirsich und Stachelbeeren, Purpurtrauben und Feigen: nicht daswinzigsteGlühwürmchenmordetseinTritt; und zärtlich hütet er sich, der Flugbahn der Biene zu nahen, die ihren Honigsäck emsig von Blüthe zu Blüthe schleppt. Und in diesem Eden, das selbst der Genius nur in begnadeter Stunde zu schaffen vermochte, durften Balletdamen eingedrillte Tarlatanekünste üben? Ihre schimmernden Leiber haben auch Dich, Felix Mendelssohn, vom rechten Ziel abgelockt, als Du diese Welt tönen ließest: nur das grazile Wesen zierlicher Opernelfen fahest Du, derWillensdrangungestüm tobender Elementargeisterweckte kein Echo in Deinem Ohr: und so wurdest Du hier zum holden Verführer. Als Puck zuDir sprach, hattestDuAriel.das zarteAlters» kind, schon reden gehört; und einmalnur.indem rhythmischen Gelächter, das Du dem Poltergeist gabst, wies Deine landfremde 'Phantasie denWeginsrobusteWefendes Elfenfaktotums. Denn Puck ist weder eines weisen Prospero wohlerzogener Knechtnoch ein Seidenpage, der, mit Essenzen besprengt, in Palastzimmern lungert, sondern ein stämmiger Bursch, den das feinere Elfenvolk einen täppischen Gesellen schilt, ist Kobin Zooä ffellov, der tausen-! derlei Schabernack im Schlingelhirn hat, mit heller Schadenfreude die schläferige Gevatterin aus der Dünnbierruhe zwickt, den müden Wanderer ins Dickicht foppt und sich vorWonne auf seinem

Moospolster kugelt, wenns ihm gelang, mit verheißendem Stutengewieher den Hengst von der vollen Haferkrippe zu geilen. Schält ihn geschwind aus den weichen Ephebengewändern und gebt ihm den groben Flaus, der dem Waldläufer und Kletterwaghals ziemt; rauft ihm dann die Löckchen zur krausen Lümmeltolle. Roth sei sein Schopf und in dem Brand eine grüne Strähne, die allso» gleich lehrt, daß dieserWildlingnichtinMenschenreichen erwuchs. Grasgrün seiTitaniensHaar, des amoralischen Weibchens;und Oberon, der sich zu lange aufMädchenhüften gewiegt hat,lerne wieder männisch drohen und rasen, lerne den geschniegelten Seigneur de l'Aube aus Huons Sagenkreis vergessen und sich, im rauheren LandgermanischerMärchengeister, wieder als denungebändigten Alberon fühlen, mit dessen Herrnlaune nicht neckisch zu spaßen ist. Und diese von allen Kulturkämmen noch verschonte Schaar hause mit losem Scherz und hungrigen Sinnen in einem Walde, der ihres Wesens Spur trägt und unter hellem oder verschleiertem Himmel mit ihr athmet und lebt. Die Friesdecke fort; bis ans Knie soll Elf und Mensch in Farngestrüpp waten. Hügelt den Boden und bepflanzet ihn mit Bäumen, deren Zweige Harz, nicht Oelgeruch schwitzen, Bäumen, die nicht wie Linnen schlottern, wenn derArm eines Mädchens sie als Stütze umklammert. Zeiget Eure neusten Künste,Theatermeister! Lasset mir dieBlätterimAbendwindrau» schen, Irrlichter aufglühen, Summkäfer und Nachtfalter durchs Gesträuch schlüpfen, den ganzen buntenTroß des kleinen Volkes die Königin ins Brautbett geleiten. «AnWasser, Feuer, Felsen» wänden, anThier'und Vögeln fehlt es nicht."Doch sorgetmirsäuberlich, daß man den LampcnrußEurerFeuerspiele und dieMo derdünste derRequisitenkammer nicht rieche. Dann erst lernen Die unten und oben, Gründlinge und Zinnengucker, lachend die ewig unwandelbare Philosophie der Erotik verstehen und sind lachend bereit, den täppischen Puck zu den Weltweisen zu zählen, weil er wiehernd'den Hengst vor die Wahl zwischen Stute undHaferstellt und am Thiergleichniß ahnen lehrt, was sie bald danach im höheren Bereich unseres Wollens schauen: wie grundthöricht es ist, in dicserWelt irrerTriebe hochmüthig auf das Bewußtsein des K«mc> sapien5 zu pochen. Regirt Vernunft denn klüglich den Willen? Shakespeare giebtim bewegten Bild, GoetheinabstrahirterLehre die Antwort: »DieNatur freut sich an derIllusion. Wer diese in

sich und inAnderenzerstört,DenstraftstealsderstrengsteTyrann.
Wer ihr zutraulich folgt, Den drückt sie wie ein Kind an ihrHerz.
Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen
nicht,wohersiekommenundwohin sie gehen. Siesollennurlaufen;
die Bahn kennt sie. Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man
ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie
wirken will. Sie ist listig, aber zu gutem Ziel; und am Besten ists,
ihre List nicht zu merken. Alles ist ihre Schuld, ihr Verdienst."
Alles. In stiller Nacht, aus deren dunklem Schoß derSturz
einer Eichel, eines Finkchens Brunstregung widerhallt, webt die
zu gutem Ziel Listige Hofleuten und Handwerkern kichernd das
Schicksal: verknotet mit Spinnfäden sittsam erzogene Adelsbrut
zu dampfendem, wollüstig stöhnendem Fleischgeknäuel; gattet die
holdeste Elfin dem stinkigen Esel und schickt athenische Jungfrau»
lein auf die Birsch nach dem Mann. Vernunft wird Unsinn: und
Unsinn lümmelt und faselt noch in die Stunde süßester Wonne,
feierlichster Lebensweihe hinein. Drum hat der Spielgestalter dem
Wald zu Tanz und Spuk die Glieder gelöst und mit strengem
Witz darauf geachtet, daß keinem Mann das Mützlein, keinem
Weib der Schurz ganz gerade sitze. Alle mag er, Athener und
Elfen, in noch andächtigere Wahrung jedes Wortes verpflichten;
Titaniens lichtes Bild aus neuer Vision nachschaffen; die König»
lichen Paare einander, wie der Sinn der Dichtung heischt, an»
ähneln; und demHochzeitakt denRahmenzurückgeben,denerihm
im Herbst nahm. Der war würdiger als die Opernstarrheit, in der
Lachlusterfriert.Nicht,wiejetzt,einmassigerSaalbau,indenweder
das Gestümper der tragirendenRüpelnochderReigendes Elfen»
Volkes taugt. Ein Stückchen Nachthimmel, unter dessen Anhauch
dasFackellicht leis erbebt,blicke wieder aus strahlendenSternen»
augen auf Thefeus, Pyramus.Puck, Hippolyt« und Thisbe und
leuchte dem Betrachter noch einmal ein, daß dieses Gekribbel im
Bann lebendiger Natur steht, nicht hinter festem Gemäuer sich von
ihr scheidet. KleineMängel. Die Gesammtleistung lobt den Mei-
ster. Der holte uns ein Kronjuwel aus der Kinderputzstube, die
es nicht schätzen noch nützen konnte; nicht die Höhnung des Ver»
nunftdünkels, nicht das Schabernecksplel, das Willen und Vor»
stellung durcheinanderwirbelt. »Kindertand, der wie leereTrSume
schwand «.nennt das Koböldchen freilich die Zunftschelmerei; giebt

aber den lieben Herren vor derBühne auch den Rath, sich einzu-
bilden, im Schlaf habe ihr Hirn das eigene Dichten geschaut. Spot»
tet ihrer und schont sich selbst nicht. Ausdem Märchen von dernicht
immer schmerzlosen Aeffung eitler Unnatur schluchzt auch, was
über allen Tand ist. »Mich dünkt, von Thränen blinke Lunas
Glanz; und wenn sie weint, weint jede kleine Blume um einen
wild zerrissenen Mädchenkranz." Das ward nicht für Kinder ge»
schrieben. Die es, über dem Orgelpunkt des Gedichtes, spricht, ist
willig, aus des Esels borstigen Lenden die Frucht zu empfangen.
Der Kaufmann von Venedig.
Mondschein. Ungeduldig erharrte Hochzeitnacht.Mustk. Drei
Paare. Thisbe wird angerufen. «ZuBett, Verliebte!" DieHerrin
von Belmynt könnte die Mahnung des Athenerherzogs wieder-
holen. Und wieder ist dieWaffe der Vernunft stumpf, istUnnatur
wehrlos geworden. Hier aber sind wir in Menschenland. Keines
ElfenbeinchensTrippelnwird hörbar. EinSchwarzalbnurschlich
umher und bedrohte mit dem Gespinnst seinerRachsucht den ern»
sten Nährer lüdrianifch genießender Iugend. Oberons Welt-
ordnung ward durch den Inderknaben, auch Antonios durch ei-
neu Fremdling gestört: durch Scheilock (Shylock? Müssen wir
eines venetischen Iuden Namen für deutsche Augen schreiben,
wie ein Brite ihn für britische schrieb?) Erst wenn der Eindring»
ling abgewehrt, in Ohnmacht geduckt ist, kehrt der Segen spen»
dcnde Friede zurück. Blinkt Lunas Glanz nicht mehr von Thrä-
nen. Drückt Natur wieder ihre Kinder zärtlich ans Herz. Klingt
aus dem Himmel, der Wiese, dem Brautbett, der Gerichtsstätte
sogar wieder Musik. Grüßt Glockenton fromm die Sonne.
„DerIudevon Venedig war die erste Heldenrolle, die ich Ed-
mundKean spielen sah. Ich sage: Heldenrolle; denn erspielteihn
nicht als einen gebrochenenaltenMann, alseineArtSchema des
Hasses, wie unser Devrient that, sondern als einen Helden. So
ficht er noch immer in meinem Gedächtniß, angethan mit seinem
schwarzseidenen Rockelor, der ohne Aermel ist und nur bis ans
Kniereicht, so daß dasblutrotheUntergewand,welches biszu den
Füßen hinabfällt, desto greller hervortritt. Ein schwarzer, breit»
rändiger, aber zu beiden Seiten aufgekrempter Filzhut, der hohe
Kegel mit einem blutrothen Band umwunden, bedeckt das Haupt,

dessen Haare, so wie auch die des Bartes, lang und pechschwarz herabhängen und gleichsam einen wüsten Rahmen bilden zu dem gesund rothen Gesicht, worin zwei weiße, lechzende Augäpsel schauerlich beängstigend hervorlauern." Das sind die Hauptsätze aus Heines Darstellung, nach der Keans Scheilock der Held des Dramas war. Kein lichter Held freilich, dem die Herzen zustiegen, doch einer, der für sein Recht u d das seines Stammes kämpft und deshalb unserMitleid verdient, wenn er derUebermacht erliegt. Auch in Deutschland hat diese Auffassung derRolle sich früh durchgesetzt. Nicht jederMime konnte denIuden so jungundvon Kraft strotzend spielen wieKean. Alle aber haben sich, seit Dörings Tagen, gehütet, ihn dem Hohn auszuliefern, Alle ihn als Märtyrer unserem Menschengefühl empfohlen. Nur Mitterwurzer, der immer von der Heerstraße wich, gab ihn als komisches Fabelscheusal: und blieb ohne rechte Wirkung. Die Gestalt schien nicht mehr zu ändern. Israels Prozeß gegen die Christenheit. Das Drama des Rassenkam.fes. Neben den Mohren trat der Iude von Venedig. Beide sind Fremdlinge, sind gehaßt, um Rang und Geld beneidet; Beide werden nach kurzer Herrlichkeit von ihrer Höhe gestürzt. (Von ihrer Höhe: Othello ist General»Statthalter und Scheilock kann von sich sagen, Antonio habe ihm «eine halbe Million gehindert", muß also ein sogar für unsere Begriffe großes Vermögen haben.) Für Schwarze und Beschnittene ist in der Republik Venedig kein Raum. Der Scheilock des Herrn von Possart ist inTon und Geberde von düsterer Majestät; halb Prophet, halb jüdischer Lear. Der des Rossischülers Novelli ein tausendfach enttäuschter Ehrenmann, den nur die auf feinen Stamm gehäufte Schmach zur blutigen Rache treibt und dessen Kinderglaube zu' versichtlich auf die unbeugsame Kraft venezianischer Gesetze hofft, der IeM, die ihn so lange drückten und die endlich nun einma', end ich für ihn sprechen müssen. Dabei ist das Merkwürdigste, daßauchChristendenScheilockso sehen wollen.WennerdemGroßkaufmann Antonio seine Wuth ins Antlitz speit, sind nicht nur Iudenfreunde auf seiner Seite. Wenn der zum Verlust seiner Habe undzurTaufe Verurtheilte als ein zwiefach Geschlagener aus dem Gerichtssaal schleicht, geleitet ihn mitleidiges Schaudern.

Daß Shakespeare dicse Wirkung nicht gewollt hat, ist leicht zu erweisen. SeinWerk ist heiter, jubelt dem Leben zu und verklingt

ineine Symphonie von Liebe.Mondscheinschwärmerei undMusik. Der Nachhall eines Rassenprozesses hätte ihm die Harmonie gestört. Der ganze Scheilockhandel muß im letztenAkt, wie ein böser Spuk, vergessen sein; und ist auch vergessen. Shakespeare übernahm denSloff vonFiorentino und Silvayn(dieihn wahrschein» lich in älterenBüchern gefunden hatten). Beide erzählen von einem Iuden, der sich von einem christlichen Schuldner für denFall der Zahlungunfähigkeit ein Pfund Fleisch ausbedingt und die Forderung allen Ernstes einkassiren will.Silvayn giebtschon so ziemlich Alles, was von frühen Antisemiten gegen den Iudengeist vorzubringen war. DemItaliener war derIude nur eine Episode in einer lustigen Intriguengeschichte. Gianetto, Ansaldos Pflegesohn, landet auf reich beladenem Schiff beim Schloß einer durch SchönheitundWohlstand berühmten Witwe,dievonFreiernumdrängt ist, sich listig aber, wie einst das Weib des Ulysses (nur mit schärferem Erwerbssinn), dem hitzigen Werbenzu entziehen weiß. Wer ihr einen Antrag macht, wird ins Witwenbett gerufen (wir sind im Mittelalter und gar nicht zimperlich) und aufgefordert, ohne langes Ceremonial die Ehe zu vollziehen. Zeigt er sich untüchtig zu so angenehmem Geschäft, dann verliert er die mitge» brachteMorgengabe und hat zum Schaden auch noch denSpott. Untüchtig zeigt sich aberIeder; denn Iedem wird, ehe er sich hinstreckt, ein schnell wirkender Schlaftrunk gereicht. So bleibt die schlaue Witwe von Ketten frei und sieht sich nach jederMännerkraftprobe reicher. Auch Gianetto hat schon zwei Schiffe, zwei Schätze verloren; doch die Raserei derSinne läßt ihn nichtruhen. Er bestürmt denPf egevater,ihn zu einer dritten Reise nachBel» monteauszustatten.Ansaldo hat nichtmehr genugGeld undmuß, um den Wunsch des Verliebten erfüllen zu können, zehntausend Dukaten von einem Iuden leihen, der sich, nur für den Fall der Insolvenz, ein Pfund von des Gläubigers Fleisch verschreiben läßt. Diesmal kommt der von einerZofe vor demNarkotikum gewarnteIüngling ans holdeZiel: mil ihrem ererbten und erlisteten Besitz wird die reizende Witwe sein. Im Rausch derFlitterwochen vergißterdieHeimath,denVater;erstamVerfalltagdenkterderGe> fahr, die demAussteller des Schuldscheins droht. Nimm geschwind zehnmal zehntausend Dukaten und eile ohne Rast nach Venedig, spricht die Frau. Reist ihm noch in der selben Stunde nach, ver»

mummt sich als Advokaten aus Bologna, plaidirt für Ansaldo und setzt schließlich die Entscheidung durch, daß derIude, derden zehnfachen Betrag seiner Forderung abgelehnt hat, zwar das PfundFleifchaus dem Leib des Schuldners schneiden, doch dabei keinen Tropfen Blut vergießen darf. Die Sache verläuft wie in dem Gedicht des Briten; sogar die Ringgeschichte stammt von Fiorentino. Die Bettprobe war selbst für die elisabethanische Bühne nicht zu brauchen und wurde durch die aus Robinsons Oestro msnorum entlehnte Parabel von den drei Kästchen ersetzt. Doch der Iude blieb der geprellte Wucherer aus der Komoedie. Und die ursprüngliche Absicht des Dichters war gewiß, Scheilock dem Gelächter auszuliefern. Er ist geizig und sein Haus eine Hölle; Iessika haßt, Lanzelot höhnt ihn und Tubal hat seine Lust daran, denvon SchmerzundZornbeinaheTollennochmuthwilligzumartern. Warumhaßt derIudeAntonio? „Weil er von den Christen ist, doch mehr noch, weil er aus gemeiner Einfalt umsonst Geld ausleiht und hier in Venedig den Preis derZinsenuns herunter» bringt." Die Tochter sähe er gern tot und eingesargt, wenn nur die Dukaten und Iuwelen neben ihrerLeiche lägen. Keine Spur von Güte ist an ihm. Mag Antonio verbluten: von der Pflicht zur Wundpflege steht nichts in dem Schein. Drum liebt ihn auch kein Mensch, istNatur und Kunst ihm stumm. DerTon derFlöte dünkt ihn nur lästiges Gequäk. Wie aber spricht aus Lorenzos Mund zu uns derDichter? „DerMann, der nicht Musik hat in sich selbst, den nicht die Eintracht süßer Töne rührt, taugt zu Verrath, zu RäubereiundTücke;dieRegungseinesSinnsistdumpfwieNacht, seinTrachten düster wie derErebus.TraukeinemSolchen!"Wer Scheilock als Helden oder Märtyrer spielt, fälscht, auch wenn er Kean oder Rossi heißt, den Schöpferwillen des Dichters.

Aber Shakespeare war nicht Marlowe; und der Iude von Venedig konnte deshalb kein Iude von Malta werden. Auch er mußte »Recht haben"; und hats auf seine besondereWeise. Drängt in dieser Welt nicht Alles nach Gold? Ist Antonio nicht ein Kolonialkaufmann, der sicher auch mit Sklaven handelt, Bassanio ein skrupelloserMitgiftjäger? (Bei Shakespeare richtetAltväte.« Weisheit oft Unheil an. Brabantios Warnung weckt das Mißtrauen in der Brust des Mohren; und das Bleikästchen, mit dem PorziasBaterdieTochtervorgeidgierigenFreiernschützenwollte,

wird just nun von Einem geöffnet, der Geld fucht und Liebe fand.) Jessika felbst, die von Thisbe und Medea so artig zu schwärmen weiß.vergüldet sich,ehe sie mit demBuhlen derHölle entläuft,mit Dukaten und Edelgeschmeide: und HerrLorenzo freut sich des dem Schwiegerpapa gestohlenen Gutes. Nur Porzia, die Lady von Belmont, denkt nicht anBesitz, an Gewinn; von ihrerArt.sagt die kluge Jüdin, hat die arme, rohe Welt aber auch nur eine geboren. UndScheilock, der nicht das Land bebauen, nicht Schiffe an fremde Küsten schicken darf, soll nicht dafür forgen, daß sein Gold und Silber sich schnell mehrt? Was hat er denn sonst noch? Haß und Verachtung grüßen, Flüche und Spottlieder folgen ihm. Er ist nicht vom Stamm des Barrabas; ist anders, doch nicht von anderemWesensstoff als die» ChristenmännerSie bereichern sich durch Sklavenarbeit und Ausbeutung derKolonialkundschaft oder birschen auf reiche Erbinnen; ihm bleibt nurdergemeineWucher. Vielleicht follte die F eischforderung den hochmüthigen Antonio nur kirren, der in (oft erborgter)Neppigkeit schwelgenden Gentry nur zeigen, daß auch ein Jude das Recht für sich waffnen kann. Nun aber ist die Tochter entflohen, das Haus ausgeraubt, der jammernde Vater vom Pöbel gehöhnt und bespien worden; nun walte der Gott der Rache, der Erbarmen nie lernte. .. Dem alten Ungethüm, das die Gerichtsschranke umkrallt, wird schlimm mitgespielt. Porzias Spruch ist die unverschämteste Rechtsbeugung, die sich erdenken läßt; nicht besserals einNrtheil, das dem Schuldner ein Pfandobjekt zuspräche, dem Gläubiger aber die Befugniß, den Raum, der es birgt, jedem Fremden zu sperren. Nein: viel schlimmer noch. Der Vertrag mochte, weil er gegen Menschenpflicht und Moral verstieß, für ungiltig erklärt werden. Aber die Vermögenskonfiskation und der Taufzwang? Die Grausamkeit des Spruches wäre unerträglich und müßte jedem feiner Fühlenden die Freude an derDichtung verleiden, wenn er nicht in einer Komoedienwelt gefällt würde. Nicht an die Vernichtung eines Menschenlebens, noch weniger an das ahasverischeCend eines Stammes sollen wir denken, wenn in der Mondnacht sich die Paare gefunden haben, sondern über den Wucherer lachen, dersich schlau dünkelte und von einem Mädchen doch, trotz seinem Sträuben, mit der eigenenWaffe, dem blanken Schächtmesser, bezwungen ward. Nicht immer darf man über ihn lachen; und nicht immer ver-

mag mans. Weder Christ noch Iude. »Dulden ist das Erbtheil unseres Stamms." »Wenn Ihr uns stecht: bluten wir'nicht?- «Der Fluch ist erst jetzt auf unser Volk gefallen; ich hab' ihn bis heute niemals gefühlt." Lessing hat sich die Sache leicht gemacht. SeinNathan hat keinen der fremdartigen Züge, die den Söhnen Sems im Wechsel der Orte und Zeiten überall neuen Haß weckten, keine der Furchen, die zwei Iahrtausende der Knechtschaft, des Elends, der Ghettobedrängniß, der Inzucht und schnöden Erwerbsgisr auf die Hebräerstirn pflügten. Ein vornehmer, an allen Quellen europäischer Bildung getränkter Herr, der sich bequemt, für kurze Abendstunden ein Iude zu scheinen, und vor dem, als demweisesten,gütigsten,uneigennützigstenallerSterblichen,Christ und Musulman sich in Bewunderung beugt. Wie ein Mensch neben einer Modellpuppe wirkt Scheilock neben ihm. Welch ein Jude! Shakespeare hat nie einen gesehen; denn erst 1660 durf» ten wieder Israeliten in England wohnen. Und das Gerücht, er sei in dem Pestjahr 1392, wo alle londoner Theater, wegen der Ansteckungsgefahr, geschlossen blieben, in Venedig gewesen, ist durch kein haltbares Zeugniß beglaubigt, Hätte er in der Adria» republik (in der die Iuden freilich zu Tausenden saßen) auch nur einen Tag verbracht, dann würden seinem Venedig die Kanäle und Gondeln nicht fehlen. Doch wozu brauchte er Scheilock und ScheilocksSippschaft zufehen? Sah erdenn den großen Caesar? Den römischenIunker, der bei Corioli die Volsker schlug ? R ichard und Bolingbroke? Den bleichen Prinzen, dem Bewußtsein den Willen lähmt und dessen Epidermis so dünn, dessen Gewissen so zag und schwindlig ist wie des Modernsten? Keiner ging ihm auf der Gasse vorüber. Alle sah nur das innere Auge des ewigUnbegreiflichen, den man nicht wägen, nicht messen, nicht in bestimmbareVermögensgrenzenzwingenkann.AuchScheilockfandernicht auf derRialtobrücke. Dennoch: welch ein Iude! Die Sprache; kein Wort und kein Bild, das er nicht gewählt haben könnte, haben müßte. DerRhythmus; eines Geldhändlers, demdasBuchMosis und der Propheten zum Vaterland ward. Das Verhältniß zur Tochter, zum Hausburschen, zum Konkurrenten; auf Lea sogarund sein Eheleben mit ihr fälltrückwärts ein fahlerLichtschein. In drei Jahrhunderten ist seitdem keine Iudengestalt erschaffen worden, die wagen darf.sichnebendiefezustellen,nichteine, es ist, als habe

Scheilockalle Möglichkeiten typischer Darstellung erschöpft. Zäh ist er, schlau, betriebsam; ein Knicker undPfennigscharrer; und doch so undisziplinirt, im Drang seiner Rachsucht so unbesonnen, daß er auf einen Satz die in langer Qual gehäuften Schätze verspielt. Alle Tugenden und alle Laster geduckter, entwurzelter Orient» Menschheit, der nur ein Machtmittel gegönntwar und dieIahwe-kult und Mammonsdienst gar zu gern vereinen wollte. And auch dieses Schöpfers Brust war gegen das Leid der Kreatur nicht ge-panzert. Man könnte glauben, der Komoediant, auch ein Paria, mit dem adelige und reiche Herren ihr freches Spiel trieben, habe für Weh und Wuth des Parias leichter als Andere den rechten Ton gefunden. Für wessen Schmerz und Lust aber traf er ihn nicht? Was je in einer Menschenbrust tobte und jauchzte, hat er empfun-den undzupersönlichstemAusdruckgebracht. Greisen und Kindern sah er ins Hirn und seine Stimme bebt, wenn er sie ihnen leiht, noch von ihrem Herzschlag. Kordeliens holdes Schweigen hörte er und sah im Nilpalast die alte, fett gewordene Schlange in später Lüsternheit züngeln. Nicht nach Venedig brauchte er zu gehen,um Scheilockzu finden; ihnauchnicht beiMarlowe,Silvayn, Floren-tino zu suchen und das dürre Gestell dann mit aufgestapeltem Mi-mengrimm zu wattiren. Israels Erlebniß stand in derMenschheit heiligenBüchern. DieLogosheimath, dieUnstetheit, die zumRaub-bau zwingt, das Ghetto, der Zwang, im Geldhandel durch die Lücken tyrannischer Gesetze zu schlüpfen, die Furcht,mit dem Besitz auch den letztenHaltgegen roheWillkürzuverlieren,und das Ge-fühl, dem Bedrücker nichtTreue noch Redlichkeit schuldig zu sein: dieseElemente konnten in einemmajestätischleuchtendenHirn sich zum Wesensbilde des Juden von Venedig mischen.

In einem Hirn, das des Fluches Gift nicht bis ins zweite Glied fortschwären ließ.Jeisikaist desDichtersLiebling und.trotz Abkunft, Diebstahl, Ausbruch, auf Porziens sauberem Edelsitz willkommen. Doch ihr Vater muß scheusälig bleiben. Den Groß-kaufmann, der, im Ekel vor gewissenlos schnödem Wucher, den Zinserpresser anspie, will Scheilock nicht, Mann wider Mann, töten, auch nicht arglistig morden, nein: im Schutzbezirk der Ge-richtsschranke schlachten, in langer Qual verbluten lassen. Nur vor eiternden Seelenstümpfen ist er dadurch entschuldigt, daß die No» bili nicht, sammt ihremTroß,in amianthischerReineprangen.All-

tagszärtlinge mit rasch stichelnder Zunge, rasch in Gier aufglühenden Herzen und gefälliger Allure; dem Freund länger als dem Liebchen treu, der Feigheit so fern wie demTugendgeheuchel und des Kitzels, der in Abenteuer drängt, erst ledig, wenn Noth zwingt, nach einem Goldfischlein zu angeln. (DerMann, derdemRuthendorndieMannheit einhakt, um eineFrauzuerködern.derenGeld oder Arbeit ihn nähren kann: im Leben als ein in dieWeltPaßlicher geachtet, auf der Bühne ein dem Dunstkreis der Zuhälterei benachbarter Wicht. Ueber einen Bassanio, der die karg ausgestattete Nerissa, weil sie ihm lieblicher duftet, der reichen Porzia vorzöge,spräche die Rechtsgenossenschaft das Urtheil:»Ein Tropf, den geiler Taumel beherrscht; er konnte die Millionärin haben.
"
Hinter dem Lichtbirnenspalier scheint er fast erbärmlich, weil er nach demReichthum derHoldesten langt.) Die anmuthig Ludernden verthun nur Ersetzliches und sind der Natur gehorsam. Scheilock will sie nach seiner Laune kneten, ihr die Wirbelsäule des Willens brechen, Iahwes Dromete und Schwert sein.Ein bis in das Gehäus schlauer Frommheit verschmutzter Menschheitschänder. Drum wird er geprellt und zerstriemt; ohne Gnade der Unbarmherzige.Hohn muß ihm nachgellen; nicht eine Zähre rinne seinem Leid. Wer weiß, ob er sich nicht noch einmal aufreckt? Morsch ist er nicht. Kann in Verona mit erborgtem Geld das alte Geschäft fortfetzen, das Ehristenbekenntniß abschwören und.wie Marlowes Barrabas, in den Bart schmunzeln: Lieber mit vollem Säckel ein gehaßter, angespuckter Iude als ein darbender Christ.
Am finsteren Kanälchen fehen wir sein Haus; zwischen feuchten, schwitzenden Mauern ein Obdach, einen Münzschuppen und Krämerwinkel.nicht ein von Liebe betreutes Heim.Neber dieBühne des Deutschen Theaters schreiten zwei Scheilocks. Herr Schildkraut kann nicht Held, will nicht Scheusal sein. Er möchte mimisch beweisen, daß hier ein Mensch lebt, der geworden ist, wie er werden mußte. Als Vater beinahe zärtlich, als Geschäftsmann nicht ohne Stolz, vor demDogen ein angesehenerBänker, der eineWechsel» schuldeingeklagthatund sicherist, seinunanfechtbaresRechtdurchzusetzen. Sehr jüdisch, auch im Innersten; der Verlust seiner Habe beugt ihn nicht, wie ein Blitz aber wirft ihn die Verdammniß zur Taufe nieder. Die Gestalt war, als ich sie sah, zu klein; mit der (niemals aufdringlichen) Fülle ihrer Menschenmale den Maßen

des Bürgerdramas besser als eines Höllenulkes angepaßt. Dieser Jude muß, ob man über ihn lacht oder vor ihm erschaudert, ein anderer Kerl sein als das Dutzend der Wucherergilde. Ein vom rothen Dämon völlig Besessener, dem man zutraut, daß er »zu» nächst dem Herzen" das ihm verpfändete Pfund Fleisch ausschneiden wird. Die bösesten Blutsauger und Halsabschneider klettern aus derTitelmetaphernicht inwirkliche Gewaltthat; lafsensichauf so riskante und dennoch erlraglose Geschäfte nicht ein. Dieser thuts: und muß in jeder Lebensregung deshalb maßlos, dem Nrstand derNatur nah sein. Dahin möchte der andere Scheilocksich recken: Herr Bassermann. Schlanker, nicht leiblich nur, ohne Fettpolster über den Sehnen und Nervensträngen, im Ton schriller hier und dort feierlicher. Ein verrammelter Willenskäfig; durch dieses Schleußenthor drang keinTröpschen kühler Vernunft in das brodelnde Blut. Nicht sehr jüdisch und doch unbescheidener als der echte Jude. Im Gerichtssaal ein freches Maul und die Haltung desHerrn (der die höchste Gage hat).DerDogevonVenedigthront nicht in der gottcihnlichenAllmacht eines deutschenLandgerichtsdirektors, der einer Strafkammer vorsitzt; ließe sich aber solches Gepfauch, Gewetz, Gekreisch von einem Pfandleiher aus dem Ghetto wohl nicht gefallen. Scheilock muß mit der Grimasse krallenloser Demuth auf seinem Scheinrecht stehen; unterwürfig noch, wie von Anvorstellbarem, von einemUrtheil wispern, dasVenedigsGesetzbuch in Schande einsudeln würde. (DazubrauchternichtdenRath der Vernunft: für dieseStauung des Blutdranges sorgt der auch im Thier wacheTrieb, sich selbst zu erhalten.) Herr Bassermann ist der reifste, im breiten Bezirk seines Könnens jeder Wirkung sicherste Schauspieler, der heute in Deutschland lebt. Noch jenseits von diesem Bezirk (dessen Grenzen sich, wenn wir in Lears Königreich, Narrenreich schauen, demAuge martirenwerden)einSouverain. Im Gewand unserer Zeit, unserer Mentalität und Lebensgewohnheit unübertrefflich. Niemals ein kalt klügelnder Virtuos. Den täuscht die ungemeineRoutine desSpielersdenvonsolcherHerrschaft über alle Kunstmittel Geblendeten vor. Dahinterwohntlau» tereRedlichkeit, die eher verhungern als mit Falschmünze zahlen würde. Wo dieser Menschenwerth nicht zum Ausdruck kommen darf, verarmt schnell auch der Mime. Scheilocks Kontur kann er geben; nicht Scheilocks Wesensfarbe noch denInhaltseinerHirn»

gefäße. „Ernehmesich inAchtmitseinem Schein!" Viel Schmächtigere holen aus der zweimal wiederholten Drohung, aus den Krämpfen, dieTubalsVetternbosheitnochsteigert,stärkerenEffekt. Vor demRichter wird dieserIudeprotzig frech,weilerden Spieler sonst nicht infam genug dünken würde. Warum aber setzt auch dieser vor allem Bildlichen sonst soBedächtige demVater desKätzchens aus Zion ein Greisenhaupt auf denstraffenRumpf? Warumsalbt er den zuvor richtig Gesehenen am Ende doch ins Ranzig-Senti» mentale? Eines rührsamen Graukopfes Anblick verwirrt unser Gefühl. Und wir sollen ja lachen, so hell und derb wie die in Kerngesundheit verschmitzte Porzia der Frau Heims; im Gelächter den Schwarzalben aus der Erinnerung spülen. Eine Komoedie sahen wir; aus Iammer und Lebensgefahr lockt nun die Musik der Menschen, der Dinge in Kommoedienstimmung zurück. Schon einmal rieth ich, die Sache Scheilock widerAntonio öffentlich richten zu lassen. Alhemlos lauscht Alles. Dann, als Porzia, in der Robe des Rechtsgelehrten, ihr Schelmenstück vorgetragen hat, platzt, nach kurzer Pause, auf der Galerie unwillkürlich Einer heraus. Das Lachen steckt an; und bald jauchzt der ganzeSaal über den gelungenenStreich. Nichts mehr von Gerechtigkeit, vom Sinn des Gesetzes. Kein menschliches Mittel blieb unversucht; Arglist werde drum überlistet. Der Iude jammert (weil ihm sein Geld genommen wird, nicht, weil er Christ werden soll; davon hat Shakespeare nichts angedeutet) und trollt sich, unter sprühendem Hohnregen, aus dem Saal. Der Spieler muß freilich auf den bewährten »Abgang" verzichten. In dieMondnacht fällt abernicht, zwischen schäkernde, zu emsiger Lust frohe Paare, der Schatten eines vernichteten Menschen. Iessika braucht im Bett nicht zu schaudern. Venedig hört man nur athmen; sieht es kaum. Keinen Aufzug noch das Geplärrputzsüchtiger Maskentänzler. Vom Lido her hats gestürmt und Gischtflocken bis an die Täubchenkrippe geweht. Fordert das Recht der Republik, duldet auch nur, daß ein Handelskönig das Brustgewölb dem Stahl fremdbürtiger Rachsucht öffne? Banget nicht! Natur hilft sich selbst. Daß die Iüdin raffte und floh, scheint nicht mehr Fiedel. Freundesnoth läuterte denGenießer. Eines Mädchens klingende Seele wird zumSchild, der das Schächtmesser stumpft. Und die Pfahlstadtbadetin Sonne.

L?0 Die Zukunft.
Ballade der Witwe.
ie lag in ihrem Witwenbett,
Als ob sie nie empfunden Hütt'
Des Zwiebetts heiße Wonnen;
Seit ihrem großen Herzeleid:
wie viele Jahre Einsamkeit
Sind grau dahingeronnenl
Nun liegt sie, ein verblühtes Weib,
welk in der Seele, welk am keib,
Ihr ist, als ob sie schliefe.
Und doch, sie weiß nicht, ob sie träumt,
Daß ihr das But so pocht und schäumt,
Als ob sie Jemand riefe.
Es lockt so zärtlich und so heiß,
Daß sie ihm nicht zu wehren weiß,
Sie haucht nur, fchamerschüttert:
Ich weiß, Du ungestümer Mann,
Daß ich Dir nichts mehr schenken kann,
Bin welk und grau verwittert. . .
Da, welch ein Wunder, welche Tust,
Auf einmal fühlt sie ihre Brust
Sich runden und sich dehnen!
Sie war der Stolz der Ulädchenzeit,
weiß, voll und rund, der Schwestern Neid
Und aller Männer Sehnen.
V Glück, die Brust ist neu erblüht,
Bis in die Rosenknospen glüht
Ein neues, junges Leben I
warm ist sie, voll und schneeig weiß —
Und unter seinen Küssen heiß
Fühlt sie ihr Glühn und Beben,

Sie schreckt empor, weh: Hand und Hand
Hält pressend Brust und Brust umspannt . . ,
Sie kann sich nicht besinnen.
Dann flieht ein köcheln ihren Mund
Und in die Kissen weh und wund
Fühlt sie die Thränen rinnen . . .
Prag. Hugo Salus
<V4?

Gottsucher.
HMach Kanada, erzählt in seinem Buche über die russische Sekte der „Duchoborcy" P. Birinkow, flüchteten die Mitglieder der Sekte, um den Verfolgungen in ihrer Heimath zu entgehen. Doch auch in Amerika fanden sie keine Ruhe. Sie waren zwar frei, hatten gutes Einkommen, doch peinigte sie auch hier das Gewissen. Sie ver« ließen deshalb gar bald ihre Ansiedlungen, ließen das Vieh frei, ver« theilten ihr Geld und zogen hinaus, um „Christus zu finden", Gott zu suchen. Diese Handlung ist für den Russen typisch. Er sucht Gott in der Welt, nicht in seiner eigenen Seele. Für ihn gilt noch nicht das Wort des Evangelisten: „Das Himmelreich ist in Euch/ Es ist, sagt ein Kenner der russischen Volksseele, Ladislaus Iablonowski, in seiner Abhandlung, der ich die meisten Belege entnehme, etwas Sinnliches und Aeus;erliches in den religiösen Bemühungen des russischen Volkes. Das geistige Ideal realisirt sich nicht im Inneren des Menschen, sondern irgendwo im Raum, in einer erträumten Welt, in unbekannten, un» findbaren Menschen. Deshalb haben auch die geistig religiösen Kämpfe in Rußland ein fast physisches Wesen. Gott wird gesucht wie eine Sache, die irgendwo versteckt ist und die man erst nach langem Herum-suchen und nach mühsamen Wanderungen finden kann. Die geistigen Regungen nehmen eine materielle Gestalt an.
Da ist ein russischer Bauer, der im Traum eine Christusvision hat. „Herr, was könnte ich Dir opfern?" „Opfere das Auge". Der Bauer erfüllt sofort den Befehl: er zündet ein Lämpchen an, wärmt an dem Licht einen Nagel und durchsticht das Auge. Beispiele solcher Art findet man in Fülle in dem Werk Rozanows „Das dunkle Antlitz; Metaphystik des Christenthums".
Das Opser der Gottsucher muß jedoch nicht immer die Handlung eines Exaltirten, sondern kann auch die nüchterne That einer ganzen Gemeinde sein. Da ist die Sekte der „Skopzen", deren religiöse Ver-pflichtung in dem Entfernen der Geschlechtstheile besteht. Nach der Operation wendet sich der Aelteste der Gemeinde an den Neophiten mit den Worten: „Dieses da ist Satans Stachel; Du hast es herausge-rissen". Seelenheil bedeutet bei den Sektirern die Lösung des Indivi-duums von der Welt. Also ein rein geistiges Problem, das jedoch nach russischer Art in physischer Weise, mit dem Messer, gelöst wird. Eine andere Sekte bekämpft die individuelle „Sünde" durch die Mas-sensünde. Das sexuelle Geschlechtsleben des Einzelmenschen führt in „Sünde". Vermieden wird sie durch chaotische Orgien.
Solche Thatsachen zeigen die Tendenz, die geistigen Bedürfnisse durch äußerliche Mittel zu befriedigen, die religiösen Probleme auf physische, sinnliche Art zu lösen. Diese Tendenz führt zur Lebensver-neinung. Der Begriff „Sünde" wächst in gigantische Maße; von der Sündhaftigkeit des eigenen Daseins und dem Sündenpfuhl der Welt kann nur das Nichtsein, der Jod befreien. Konstantin Leontiew, der Verfasser des Werkes „Der Orient, Rußland und das Slaventhum",

erzählt von einem russischen Exaltado, Michael Kurtin, der seinen Sohn schlachtete, in der Ueberzeugung, der Heiland wolle dieses Opfer. Vor Gericht erklärte Kurtin: „Einmal, nachts, plagte mich der Gedanke, daß alle Menschen sündhaft sterben; ich konnte nicht einschlafen, stand auf, zündete vor dem Heiligenbild die Kerzen an, fiel auf die Knie und betete mit Thränen in den Augen für das Seelenheil meiner Familie. Da kam mir der Gedanke, meinen Sohn Gregor vor der ewigen Verdammniß zu retten. Mein einziges Kind war lustig, verständig, über sein Alter entwickelt; ich fürchtete, daß er nach meinem Tode vom Glauben abfallen und für ewig verdammt sein könne: deshalb beschloß ich, ihn zu töten." Ein anderes Beispiel führt Rozanow an. Da hat eine Bäuerin des peterhofer Bezirkes, nachdem sie im Sergejewer-Kloster gebetet hat, einen Scheiterhaufen errichtet und sich selbst dem Flammentod übergeben. Das grasseste Exempel liefern jedoch die Bauern von Ternowka im Gouvernement Cherson. Sie ließen sich lebendig begraben, um der Weltsünde zu entgehen und das Himmelreich zu erlangen. „Zwei, drei Tage Marter", sagte der zum Tode entschlossene Sektirer dem noch schwankenden: „Das ist doch nichts im Vergleich zu den ewigen Martern. Kannst Du die Regentropfen zusammenzählen? Nein. Denke nun: wie viele Tropfen in einem Regenschauer, so viele Marterjahre harren Deiner in der Hölle; lieber also zwei oder drei Tage in der Höhle und dann in das Himmelreich."
Unter den neuen Sekten, die seit der Revolution in Rußland entstanden, sind die „Freien Christen". Bischof Michael, einst Archimandrit, ist der Schöpfer des neuen Glaubens, der, die Bräuche und Dogmen des alten behaltend, eine seelische Verbrüderung der Menschen auf Grund der sozialen Interessengemeinschaft will. Einige Gebote des „Freien Christenthums" lauten: „Blicke nicht stets gen Himmel; schau: dort drüben wird für Deine Schwester ein neues Freudenhaus errichtet". „Das Gebot, jede Mühe für heilig zu halten, ist schlecht: denn die Arbeit ist Sünde und Verbrechen." „Das Christenthum kann nur eine soziale Institution sein. Das Chriftenthum persönlichen Heils ist eine lügenhafte Erfindung Derer, die im Namen Christi die Sklaverei geschaffen haben." (Pankratow: „Gottsucher.")
Eine andere Sekte sind die russischen Adventisten, an deren Spitze der Petersburger Oberst Bejningen steht. Sie erwarten die Ankunft Christi auf unserer Erde 1932. Der Ankunft des Heilands werden wichtige Weltercignisse vorhergehen: die Rückkehr der Iuden nach Palästina (1913), der Fall des Papstthums (1923), Bau des neuen Tempels in Jerusalem (1926). Auch der Antichrist wird sich zuvor wieder zeigen. Zu den wichtigsten Gebräuchen der Adventisten gehören religiöse Lieder, die jedoch nur modernen russischen Dichtern entnommen werden (Chomiakow, Mereschkowskij).
Diese Neubildungen, so verworren und naiv sie manchmal sich äußern, beschränken sich nicht etwa auf die untersten Volksmassen Rußlands, sondern dringen auch bis zur Intelligenz vor. Freilich erscheinen sie hier nicht in der primitiven Form einer Vergrabung bei

lebendigem Leibe oder Kastration. Hier äußern sie sich in einer tiefen Gewisfenspein und in den Bemühungen, das Leben dem Kanon „neuen" Glaubens anzupassen. Was war die Flucht Tolstois Anderes als der Versuch, irgendwo Gott zu suchen und zu finden, Gott, den der kummervolle Grübler doch in sich selbst nicht fand? In der Revolutionzeit regten sich die Gemüther; die russische Intelligenz be» gann, die religiösen Werths umzuwerthen; so entstand der Begriff „Bogeiskatieli" (Gottsucher). Eine „Religiös-philosophische Vereint« gung" wurde gegründet, der Mereschkowskij, Rozanow, Filosofow, Berdiajew angehören.

Pankratow erzählt, er habe auf einem Wolga-Schiff einen Pilger gesprochen, der ihm sagte: „Ich habe alle Klöster durchwandert, war in Ierusalem und auf dem Berg Athos, ich habe viele Sekten kennen gelernt und mit vielen Menschen gesprochen und fand doch nirgends das gerechte Leben." Ein anderer Pilger, der zur Sekte der „Unsterblichen" gehörte, sagte: ,.Ich reiste nach Mesopotamien und Indien, um dort die »unsterblichen Menschen' zu finden. Christus, Iohannes und die anderen Heiligen leben auf der Erde. Aber wo? Das ist die Frage., Irgendwoher kommt Dir in den Sinn: vielleicht in den Bergen In» diens. Man muß also gehen, wohin die Hoffnung treibt, die Sehnsucht führt..." Wie viel Mühe, Kämpfe und Leiden, sagt Pankratow; und Alles, weil ins Bewußtsein des Russen nicht der Grundsatz des Evangelisten dringt: „Das Gottesreich ist in uns."

Giebt es Unfruchtbareres als ein Suchen Dessen, was man nicht finden kann, wenn man es nicht bereits in sich hat, mit sich herumträgt? Stanislaw Wyspianski, der bedeutendste Vertreter der polnischen Literatur von heute, schrieb eine Tragoedie „Der Fluch". In diesem Merk spiegelt sich, wie in keinem anderen, die slavische Volksseele. Das Zusammenfassen der Glaubenselemente in harmonisch geordnete Formen ist dem Slaven fremd. Ein Gemisch heidnischer Tradition und naiver Gottanbetung äußert sich in den wirrsten Anschauungen. Die wirthschaftlichen und politischen Zustände, die in den untersten Schichten herrschen, begünstigen die Gährung. Treten mächtige äußere Impulse hinzu, dann offenbart sich die nnruhige, von einander widersprechenden Gefühlsfaktoren beherrschte Volksseele. Solche Offenbarung zeigt uns Wyspianskis Tragoedie. Der Fluch der Dürre hat zur Erntezeit ein polnisches Dorf heimgesucht. Die Gemeinde ist überzeugt, daß die Ursache dieser Gottesstrafe in einem unerlaubten Verhältnis; des Ortspriesters zu einem Weibe bestehe. Der Priester, selbst Bauernsohn, ist schwach, ohne festen Halt, eine Natur, die sich ausleben will und die Askese, zu der sie durch den Beruf gezwungen ist, verabscheut. Die Sucht nach Genüssen hat den Priester seiner Religion entfremdet. Aus dem Konflikt zwischen dem beleidigten Recht einer höheren Macht und dem menschlichen Drang nach Glück erwächst die Tragoedie. Nun ist dieses Thema in der Weltliteratur nicht neu. Daß aber die heidnische Sühnung durch ein blutiges Opfer als Notwendigkeit hingestellt wird, ist urslavisch. Der Vertreter dieser Auffassung ist

der Küster, den die empörte, zur Verzweiflung getriebene Gemeinde um Hilfe anfleht. Er verkörpert die ursprüngliche, durch die Berührung mit der sündigen Welt unverderbte Auffassung des mittelalterlichen Ehristenthums. Und das Volk empört sich gegen den Priester; es will den Vertreter des Ueberirdischen aus anderem Stoff gefügt sehen und wendet sich zu dem Küster, der alles Weltliche überwunden hat.

Das Problem des „Fluches", aus der Kunstsphäre in die des wirklichen Lebens verpflanzt, aus dem kleinen polnischen Dorf auf ein großes Landgebiet verbreitet, aus einem Einzelfall auf ein« Massenbewegung angewendet, bedeutet: die neue Sekte der Mariawiten.

In der Stadt Plock, in Russisch-Polen, lebt die Mutter des Antichrist. Frau Felicie Kozlowska soll das Ungeheuer zur Welt gebracht haben. Dessen Ursprung, Alter, Aufenthalt schwankt in den Vorstellungen des Landvolkes. Als die Mariawitensekte auftauchte (nach dem Abflauen der Revolution), wurde erzählt, ein Frauenzimmer aus Plock trage den Antichrist in ihrem Schoß, so daß er in der nächsten Zeit in unserem Thränenthal zu erwarten sei; Andere behaupteten, er sei schon auf der Welt, zähle einige Iahre; es gab aber auch Menschen, die sein Erscheinen verschieben wollten und sagten, das Mädchen, das ihn gebären sollte, sei erst eben ans Licht gebracht worden. Ieder soziale Umschwung hatte seinen Antichrist. In Mereschkowskijs Trilogie „Christ und Antichrist" wird diese Thatsache in drei Kulturepochen nachgewiesen, Den Mariawiten ist Mütterchen Kozlowska mit ihrer visionären Kraft willkommen. Sie wird die Vermittlerin zwischen dem Himmel und den Menschen. Sie verschmäht jeden Anstoß von außen, der zur Entstehung einer Illusion nöthig ist, verfügt aber über eine Anzahl von unkontrolirbaren Halluzinationen, die ihr den Ruf einer Heiligen einbrachten. Während ihre Iünger, die Agitatoren der Sekte? greifbare Forderungen aufstellen, liefert sie das visionäre Rohmaterial des blinden Glaubens. Sie erzählt, zum Beispiel, die Heilige Klara habe den Alkoven, in dem ihr Steinbild steht, verlassen und der Kozlowska befohlen, ihren Platz einzunehmen. Oder: der Erzengel Gabriel habe ihr angekündet, daß sie den Antichrist gebären werde. Das Mütterchen, erzählen nun die Sektirer, litt sehr darunter, daß sie das Ungeheuer gebären soll, und fiel in Ohnmacht, als sie die Botschaft vernahm. Als sie aber hörte, daß man dem göttlichen Willen unbe» dingt folgen müsse, wiederholte sie die Worte ihrer heiligen Vorgängerin: „Da bin ich, Deine Dienerin."

Die natürlichen Konsequenzen des Mariawitismus bieten ein beachtenswerthes Bild. Alles, was in den letzten Iahrzehnten außerhalb der offiziellen Kirche und an der Grenze zwischen Wissenschaft und Charlatanismus auftauchte, mündete in die Lebenregeln und Weltanschauungen der Mariawiten: Hypnotismus, Magie, Okkultismus, Gesundbeten, Vegetarismus, Antipatriotimus, Antidogmatismus und Antikapitalismus. Ein kunterbuntes Gemengsel. Aber die Mariawiten sind weit davon entfernt, einen geschlossenen Orden, einen Bund von Gesinnungsgenossen zu bilden. Sie sind in der vollen Bedeutung

des Wortes eine seelesiä militsns. Aus einem innerreligiösen Problem möchten sie eine soziale Krisis heraufbeschwören. Mit Hilfe der bethörten Bauern entfernen sie gewaltsam die alten Priester und setzen neue ein. Auf Zufallskanzeln werden Hetzreden gegen die Säufer, Sünder, Sozialisten, Freimaurer, Intelligenzler, Satansjünger gehalten. Bei dem Kleinbauer hat sich zu den täglichen Plagen seines schweren Lebens, dem Hungertyphus, dem Steuereinnehmer, diehärteste gesellt: die Entscheidung zwischen zwei einander bekämpfenden geistlichen Richtungen. Die Sekte stützt sich auf die unterste Schicht.
Die intellektuell Ueberreifen, die auch ihre Sekte haben, heilen „Elsen" und bekennen sich zum schroffsten Individualismus, zu völliger Ausschließung des Nichteingeweihten; sie erstreben das Mittelalterliche Klosterleben mit dem indischen Exklusivsystem. Den Elsen ist jede agitatorische Absicht fremd. Die verderbte Masse, die sterbende Welt haben sie aus dem Aauberkreis ihrer Verbrüderung verbannt; kein Sonnenstrahl, kein belebender Funke soll aus dem erlesenen Kreis der Eingeweihten auf das Babel der Morituri fallen. Darum ist es so schwer, volle Wahrheit über ihr Thun und Lassen, ihre Absichten und Ziele zu erlangen. Die Mariawiten spielen mit offenen Karten; wenn die Elsen ihre Treffer zeigen, sieht man höchstens Allegorienfiguren. Ohne die Schlüssel des geheimnifjvollen Tempels aus der Hand zu geben, haben sie aber in einer Reihe von Publikationen offenbart, was sie die Laien wissen zu lassen gnädigst geruhten. Die interessanteste Publikation ist das erste Jahrbuch der Eleusis-Gesellschaft.
„Erlöser der Völker" nennen sich die Elsen. Ihre Erlösermittel sind sehr einfach; vierfache Abstinenz: von Alkohol, Nikotin, Kartenspiel und Geschlechtsleben. Das läßt sich hören. Die Anreger der „Eleusis" wären aber nicht Slaven, wenn sie in heller Klarheit blieben. Die mystische Einkleidung der Idee verschiebt die Forderungen ins Nebelhafte und Kleinliche. „Die Eleusisgruppen", heißt es im Iahrbuch, „sind Stätten eines neuen religiösen Ordens, der durch Abstinenz die Ve-brüderten zur Opferfähigkeit anregt, durch Reinheit das Verhältnis^ der Geschlechter umbildet." Durch die gesegnete Macht der Reinheit und des Gebetes soll der Menschheit geholfen werden. Das Wort „Menschheit" ist hier nicht in seinem ganzen Umfang zu verstehen. Die Elsen beschränken sich auf die Nation. „Vor dreitausend Iahren lehrte man im attischen Tempel in Eleusis die Unsterblichkeit der Seele und die Oberhoheit des Geistes über den Körper. Die eleu» sinischen Mysterien weihten die Auserwählten mit Ausschluß der Glaubenlosen ein und lehrten sie, durch Reinheit sich ein besseres Dasein als das irdische verdienen. Ihr Wesen war national; nur attische Bürger wurden aufgenommen, alle Fremden ausgeschlossen." Die religiöse und nationale Beschränkung innerhalb einer ethisch vollkommen berechtigten Genossenschaft schließt die „Elsen" von der Kulturevolution der Menschheit aus. Alles, was abseits von der geraden Linie der Kulturevolution steht, soll sich um die mystische Idee schaaren.
Lemberg. Professor Dr. BertholdMerwin,

Illusion.

Deiche: der Lentze lacht in den Saal! Er hat, noch im Winter des Mißvergnügens über den Wehrbeitrag, dem deutschen Anleihemarkt den Frühling gebracht. Er hat den neuen Rententyp erfunden. Die preußischen Konsols gehören zum Wesen Preußens wie zu Englands die Papiere mit dem Goldrand. Keiner giebt den bewährten Typus gern auf. Aber der preußische Finanzminister hat, praktisch und nüchtern, nach den Marktverhältnissen gefragt und sich dann zu dem „langfristigen" Schatzschein entschlossen. Der verbindet die guten Eigenschaften der alten Rentenform mit den Reizen der Schatzanweisung. Sein Erfolg übertraf alle Erwartung. Die ersten 350 Millionen, die zur Zeichnung aufgelegt wurden, lockten 25 Milliarden heraus; und davon waren 19 zur Sperre bereit. Nie hatte eine deutsche Anleihe solchen Zulauf. Im Iahr 1903 wurde die dreiprozentige Reichsanleihe achtundvierzigmal überzeichnet; und auf diesen stürmisch begehrten Papieren blieb die Deutsche Bank, die damals die Oberregie hatte, trauernd sitzen. Das hatte die Symphonie der Konzertzeichner bewirkt. Solche Maurer haben diesmal nicht die Hauptarbeit geleistet. Mögen auch nicht die ganzen 19 Milliarden verfügbares Geldkapital sein (Mancher hat einen hohen Betrag gezeichnet, um sich eine ansehnliche Quote zu sichern): sie zeugen für die Gesundheit unserer Volksfinanzen. Das Ausland sollte den Spott über das deutsche Nationalvermögen nun verlernen. Der große Sieg trieb die preußische Finanzverwaltung, noch 200 Millionen zu begeben und so ihren ganzen Geldbedarf für 1914 zu decken. Preußen hat mit einem Streich 600 Millionen bekommen; und seine älteren Anleihen stehen besser als zuvor.

Das Publikum wußte noch in den ersten Wochen dcs neuen Jahres nicht, ob das Aussehen des Geldmarktes sich bessern werde. Die Diskontermäßigungen haben den Zweifel beseitigt. Die Reichsbank hat seit dem Oktober ihre Rate viermal verkleinert; jetzt sinds 4 Prozent. Optimisten meinen, das Iahr 1914 werde 3 Prozent Bankdiskont und die Aussicht auf Konversionen hoch verzinster Staatspapiere bringen. Die Fliegerleistung der Phantasie ist stattlich. Wenn solche Revolution in naher Zeit wahrscheinlich wäre, hätte sich der preußische Finanzminister wohl nicht beeilt, den ersten 400 Millionen seiner Schatzanweisungen gleich den zweiten, kleineren Theil folgen zu lassen. Er hätte es gar nicht gedurft. Die Schatzscheine, die, nach Serien, in sechzehn Iahren rückzahlbar sind, legen dem Fiskus ein Opfer auf. Für die 400 Millionen hat er 383, für die 200 Millionen rund 193 bekommen; er muß also 22 Millionen mehr zurückzahlen, als er erhielt. Zu solchem Kapital- und Zinsverlust wäre der Finanzminister nicht bereit gewesen, wenn er eine Umwälzung in der Rentenrepublik für möglich hielte. Die einzige Konzession, die ihm gemacht wurde, war, daß dieBanken für die letzten 200Millionen auf ihrenZwischengewinn verzichteten und sich mit einem Mertelprozent für die> Kosten begnügten.

Die Bedingungen waren noch hart genug. Auch sind die Erfahrun<>
gen, die Miquels Konversion brachte, nicht vergessen. Im Kastanien»
Wäldchen denkt man noch an das Wuthgeschrei, das damals erscholl.
Nicht „aus Liebe" erwerben die Leute dreiprozentige Staatsan»
leihe; sie hoffen, mit den entwertheten Papieren eine Kurschance zu kau»
fen. Diese Papiere sind seit dem Iuli 1913 um 5 Prozent gestiegen; noch
1911 aber war ihr niedrigster Kurs 82. Da war in Tagen wohlfeilen
Geldes also ein ziemlich sicherer Gewinn zu holen. Nunzeigt sich, daß die
Meinung der Wenigen richtig war; und die Vielen beeilen sich, ihnen
nachzueifern, um noch ein Stück des Nutzens zu ergattern. Für die
Banken ist diese Entwickelung zunächst nicht bequem. Ihnen wird
wirtschaftlich verwerthbares Kapital entzogen. Nutzen bringt ihnen
der Wechsel nur insofern, als sich der Passivzins erniedrigt. Der ist
aber weniger wichtig als der Zins, den die Banken von der Kundschaft
erhalten. Die Früchte des regulären Bankgeschäftes können, trotz dem
neuen Konditionenkartell, schmaler werden. Aus den Iahresabschlüssen,
aus der Gruppirung der Gewinne um die Dividende wird man er»
kennen, wie die Hohe Finanz die Zeichen des neuen Iahres beurtheilt.
Die allgemeine Hausse, die im Ianuar begann, kann die Bilanzen nur
indirekt berühren und die volkswirthschaftliche Bedeutung des besseren
Geldstandes kann den privatwirthschaftlichen Nutzen überragen.
Wochen lang zeigte sich die seltene Erscheinung, daß, der pariser
Privatdiskont höher war als die Sätze in Berlin und London. Während
hier 1V- bis 3 Prozent notirt wurden, blieb Paris auf 3Vs- Die Bank
von England paradirt mit einem Banksatz von 3 Prozent, den sie feit
August 1912 nicht mehr gesehen hatte, und kümmert sich nicht um das
ängstliche Bemühen Frankreichs, alles erreichbare Gold an sich zu
ziehen. Da der Strike im Transvaal und die Krisis in Indien nicht
mehr schrecken, Egypten jetzt kein Gold braucht und Südamerika noch
nicht frisch genug iU um neues Gold an sich zu locken, können die
Regenten der Bank, auch bei 3 Prozent Diskont, ruhig schlafen. Frank-
reich hat seine russischen Geschäfte, die durch den Donner der Putilow»
kanonen in Unordnung gerathen waren, ins Reine gebracht. Zunächst
die Eisenbahnanleihe von 2Vs Milliarden Francs, von der ein Theil
(665 Millionen) zu 94 Prozent in Paris emittirt wird. Die Regirung
bestimmte, das; der Erlös der Anleihe fürs Erste in Paris bleibt und
den russischen Banken nur nach jeweiligem Bedarf der Eisenbahngesell»
schaften ausgezahlt wird. Daß Frankreich das Geld so lange wie
möglich behält, hat gute Gründe: bis die Milliarden für das Heer
bereit sind, dürfen große Summen französischen Geldes nicht ins Aus-
land wandern. Ein Rundblick auf die Rentenkurse der drei Haupt»
gebiete europäischen Kapitals ist lehrreich. Die dreiprozentige Reichs»
anleihe und die englischen Konsols sind höher, als sie im ganzen Iahr
191g waren. Die französische Rente ist zwar seit Neujahr um etwa
2 Prozent gestiegen, aber von dem höchsten Gipfel des Vorjahres noch
um 3 Prozent entfernt. Wäre die Rentenhausse im September 1913


file:///D|/0515/ocr%2080er/dz%20086_245.html[17.07.2014 17:09:21]

echt gewesen, dann hätte sie länger gedauert. Als die Deckungskäufe der Spekulanten aufgehört hatten, blieb von der nationalen Begeisterung des Publikums für das Standardpapier nicht viel übrig.
Da die preußische Emission nun erledigt ist, haben die Konkurrenten freie Bahn. Dqs Reich wird im Iahr des Wehrbeitrages kaum neues Geld brauchen. Der Kolonialfisrus, der noch 90 Millionen für Anleihen' „gut" hatte, wollte Ende August einen Theil dieser Summe flüssig machen. Damals wurde gerade die Möglichkeit einer Diskontänderung im Centralausschuß der Reichsbank angedeutet. Trotzdem lehnte das Frnanzkonsortium die Uebernahme einer Anleihe ab und wollte nur Schatzscheine auf zehn Monate, mit 52/4 Prozent Zinsen, nehmen. Das war natürlich zu theuer. Die ganze Kolonialtransaktion unterblieb. Nun hat sich das Blatt gewendet. Die Banken sind bereit, eine Schutzgebietanleihe zu übernehmen: 45 Millionen vierprozentgier Papiere zu 96,50. Da die Kolonialanleihe sich in ihrer Qualität von einer Reichsanleihe nicht unterscheidet (das Reich garantirt Verzinsung und Tilgung), so hat dex niedrige Ausgabekurs besondere Bedeutung. Die vierprozentige Reichsanleihe kostet rund I00; das neue Papier 3Vs Prozent weniger. Und dabei redet man von Konversionen? Die Uniform der neuen Schutzgebietanleihe ist nicht das Kleid des Siegers. Man sollte bedenken, daß, schon als die dreiprozentige Reichssnleihe auf 83 stland, von einer Katastrophe gesprochen wurde; heute steht sie noch mehr als 4 Prozent unter diesem Katastrophenkurs. Daß vierprozentige Hypothekenpfandbriefe je billiger als 96 sein würden, hielt Niemand für möglich; heute sind sie, trotz neuer Hausse, noch um 2 Prozent niedriger. Erst wenn das Kapital diese Klüfte überbrückt haben wird, stehen wir wieder auf dem Boden, auf dem wir, auch nicht sorgenlos, einst standen. Mit der Sicherheit, die nach dem Riesen» erfolg der Schatzscheine zu lautem Ausdruck kam, dürfen wir auf solche >Entwickelung nicht rechnen. Die Glanzzeit der Renten kann eben so schnell wieder enden, wie sie aus Nebeln trat. Was ist denn aus der Geldfülle geworden, von der gesagt wurde, sie müsse das ganze Bild der Kapitalswelt ändern? Kaum wagt man noch, von ihr zu sprechen; und bald wird abermals von Mangel die Rede sein. Von allen Seiten droht oder lockt eine Ueberfülle neuer Emissionen. Schatzfcheine, Kolonialanleihe, Pfandbriefe, hamburgische und andere städtische Anleihen, neue Ungarn und Rumänen: Das ist ein Theil der Papiere, die Berlin anbietet. Dazu kommt London mit ungeheuren Werthpacketen (die schon für den Ianuar auf 900 Millionen Mark geschätzt wurden) und Paris mit der großen Wehranleihe, den Russen, Türken, Serben, Griechen. Wahrscheinlich fordert der Februar Geldbeträge, wie sie im Lauf eine.s Monats noch nie verlangt und hingegeben wurden. Geldfülle: Adel Ob nicht, wenn Ebbe wird, auch die deutschen Staatsanleihen wieder ihren Kurs bröckeln sehen, bleibt abzuwarten. Sicher ist aber, daß einstweilen der Rentner vor einer Konversion, die ihm dreiprozentige Papiereaufzwingt, nicht zu beben braucht.
L a d 0 n.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin.
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck do» Paß « Sarleb G m, b, H in Berlin.

Berlin, den 2l. Februar 1S14.
Theater.
uz)
König Lear.
HK^en Zug shakespearischer Königdramen, den derKindesmör»
der Iohann führt, müßte auf der Bühne der von den eige»
nen Kindern gemordete Lear schließen. In dieser langen Reihe
<deren Flügelmänner zwei Bastarde sind: der von Kraft und Witz
strotzende Philipp und der glatte, nicht feige Schuft Edmund) sun»
kelts von Gold und von Stahl;färben Blutströme fahlenden Pur-
pur; läutet »der greise Glöckner Zeit,der kahle Küster", Krönung
und Hochzeit, Sturz und Bestattung ein; schmettert die Trompete
den Iubel des Siegers, dröhnt von derTrommel der dumpfe Ruf
zu Trauergepräng in die Luft. Würdig schreiten, hastig schwingen
M in Eisen geschiente Männer auf den Thron. Bunt umfäumen
vonVolksgunst gespendete Blumen des Einen Fußkleid; derAn»
dere wetzt, als wärens die Stufen einer alltäglich begangenen
Treppe, die Sohle an Leichen, über die der einzige Weg auf die
ergierte Höhe führt. Dieser strauchelt, rafft sich noch einmal auf
und stürzt dann in Nacht. Ienen würgt unter hellem Himmel Ver«
hängniß. Johann und Philipp, der zweite Richard und Heinrich
von Hereford, Heinrich und Heinz, Eduard und Richard Gloster,
Heinrich der Sechste, Duncan,Klaudius: ausDräuen und Win-
ten, aus Gebot und Geseufz ist jedes Herrscherwesen, fast jedes
*) S. „Zukunft" vom vierzehnten Februar 1914.
ss

in steten Krieges Zeit mögliche, zu ahnen. Doch Keiner hat so» tief das Leid und die Lüge, in solchem Graus des Erlebens die ungeheuren Schlagwetter des Königsschicksals gespürt wie Lear. Britaniens König war er: und taumelt einsam aus triefendem Kornfeld auf die Klippe am tosenden Meer. Eine Krone trug er- und kränzt den alten, von Regen nassen, vom Sturm gezausten Kopf im Morgengrau mit Winden und Kletten, Nefselblüthe und Schierling, mit Kukuksblumen und anderem Ankraut, das zwi» schen den Nährhalmen des Weizens leis aufgewuchert ist. Der Edlen Edelster war ihm zu blindem Gehorsam unterthan: und derAbhub des Gesindes weigert ihm nun den Gruß. Ein Königs» drama; nicht ein Familientrauerspiel. Nicht, wie undankbare, lieb» loseKinder des Vaters Leben vernichten, soll unserAuge schauen, nicht diesen banalen Vorgang, der imPalast nicht größer schiene als imPferch geduckterMenschheit, sondern die Enttäuschung, Entkrö» nung des Königs, der wähnte, als Fürst geboren zu sein, als ehr» fürchtig bestaunter Fürst hinzusterben, und mit den Kleinodien die Macht, mit dem Goldreif die Geltung verliert, ohne die sein ver» wöhntes Herz nicht athmen, sein vor dem Anhauch groberWahrheit allzu lange behütetes Hirn nicht desDenkensAmt betreuen kann. Das Könkgsdrama. Das fand derDichter nicht in altenBü» chern, nicht bei Geoffroy von Monmouth noch beiHolinshed. Nur eine Keltensage von Leir, Balduds Sohn, der in Urvätertagen, als Ioas König von Iuda war, über Britanien herrschte. Eine Mär, deren Endlehre wiederholt, was wohl in allen Ländern, weils in allen erlebt ward, Alterndeneingeschärftworden ist;Rü- diger von Hünchhoven hats in den Reimspruch geformt: ^Wer seinen Kindern giebt das Brot und leidet nachmals selber Noth, Den schlage man mit der Keule tot!" Leir will seinReich den drei Töchtern schenken. Das größte Stück soll Der werden, aus deren Mund die zärtlichsteLiebe spricht. GonorillaundReganerschmei» cheln sich ihreTheile. Cordeilla bringt keinWort über die keusche Lippe; wird drum enterbt und verstoßen, aber vom Gallierherzog heimgeführt. Zu ihr flüchtet der Alte, da die schlimmen Töchter ihn mißhandelt, aufBettlerkost gesetzt haben; und einGallierhcer führt ihn durch die Trümmer britischer Aufgebotsmacht auf den Thronzurück.Zwei Jahre noch si tzt er im Glanz. Als im fernenSüd- ost König Ierobeam die Israeliter in Bethel das Götzenbild gol-.

dener Ochsen anbeten heißt, stirbt Leir. Königin Cordeilla wird nach kurzer Herrschaft, da der gallische Prinz» Gemahl, der starke Schützer, ihr weggestorben ist, von den Neffen entthront und tötet sich im Gefängniß. Die dürftige Historie mag den Stoffsucher an Sidneys, des Höflings, Schäferroman »Arkadia" erinnert haben. In diesem (von der londoner Gesellschaft verschlungenen) Frag» ment wird erzählt, wie ein alternder Fürst von Paphlagonien, weil erder Schmeichelzunge seines Bastards lieber glaubt als dem schlichtenWort des ehelichen und ehrlichen Sohnes, Land, Heim- stätte und Augenlicht verliert; nur den einen Wunsch noch hegt, auf einenGipfel geführt zu werden, von dem er sich in Todes Gnade stürzen könne; doch an derLiebe des geächteten,inMördershand gegebenen Sohnes seinen Lebensabend noch wärmen darf. In diesen Parallelkreis hätte manches hübsche, dünne Talent ein lehr» samesFamilienbild gerahmt. KeineAufgabefürdas majestätische Wollen Eines.der schon dieHeinrichs undRichards geschaffen.der alten Tragikomoedie des Königs von Gottes Gnade ein neues Kleid gewirkt hat. Richard der Zweite, der müßig in der Schaar der Günstlinge tändelt und praßt, dem Volksbedürfniß und dem Wunsch desAdels selbst seinOhr täubt,dasReich in schimpfliche Verträge kettet und wie einen Gutshof, ein ererbtes Iuwel in Pfand giebt.war dennoch,mit all diesemMakel, ein liebenswür- diger Mensch, dessen Edelsinn fühlbar wird, wenn Unglück den an Schmeichelspeise Gewöhnten in strenge Sinnendiätzwingt. Im Wahn heiligender Erleuchtung schien er schlecht, wüst, gewissen» los. Der auf jedem Gebiet das über Wohl und Weh, Gewinn und Verlust entscheidende Wort sprechen wollte, war auf keinem Ge» biete je heimisch geworden.Der allesRecht fürsich heischte, beugte sich niemals ins Ioch der Pflicht. Sonne will er, immer erneutes Vergnügen; kann in Schatten und Fron nicht gedeihen. Die Em» pfindung innerer Unsicherheit weicht nur, wenn das am Wink seinesAuges hängende Hofgesinde ihn hündisch umwedelt. Dann dunkelt der allerWirklichkeitFerne sich den Heiland, von dem die bang auf ihn blickende Menschheit Erlösung hofft. Und will nicht ahnen, daß ein verwegener Vasall sich rüstet, mit keckem Griff den Königzufällen, die Kronezupacken. SchonklammertsichHeinrichs Hand, noch Richards um sie. Ward sie zum Brunnen mit zween Eimern, die einander füllen, der leere immer tanzend in der Luft,

der andere unten, ungesehn.vollWasser? DieGoldbuckel drücken demKönig dieLehre ein, daß er der bis andenRandmitThränen gefüllte Eimer ist, der imSinken noch den anderen steigen sah; daß er sein Leid einschlürfen und Heinrichs Erhöhung schauen muß. Fest schien er.wie in schroffe Felsen, in dasBcwußtseinköniglicher Unantastbarkeit verschanzt. In den Wolken, rief er, hält mein Gott Heerschau über die Schaar, die mit Schwert und Pestilenz einst die Bedrohung der Kronmacht, den Vasallenfrevel an heute noch ungcborenen Kindern rächen wird. Aufhören soll er, König zu sein? Weil wider ihn ein Rebell Mannschaft waffnet? Vor dem Odem irdischerStreiterlernte der geweihte Statthalter desHerrn niemals beben. Gegen jeden Mann, den Bolingbroke in Wehr-dienst gepreßt hat, stellt der Himmelsherr einen Engel ins Feld. Und des Ozeans Fluth wüsche nicht den Balsam vom Leib des Gesalbten. Undank? Wer einHügelchen erklomm, ein Händchen füllen, ein Menschlein herbergen konnte, hat Undank geschmeckt. Uralte Negersage kündet den Entschluß des mit Wohlthat Be» häuften, den Wohlthäter zu töten.Auch imBereich sanfterer Sitte spci ht ocrBeschenkte.freundlichGefördertegern nach einerMöglich-kcilsiillcn, unruchbaren Mordes Wie löste er sonst sich aus lästiger Schuld, aus dem Zwang zum Bekenntniß,daß er eines Anderen Kraft, nicht der eigenen, das Beste verdanke? Soll Hinz, bis das braune Haupt ihm ergraut, durch jede Gasse posaunen, an jeder Ecke erlauschen, daß Kunz ihn ins Licht hob? Er muß den Schen» ker morden; Antlitz ihm und Seele bespeien. Muß sich selbst ein-reden, daß der Kerl eigentlich nichts Rechtes für ihn that, nur um Bewunderung buhlte oder seitdem zum Wicht geworden ist. Wäre Hinz noch der Ehrenmann, als den er sich alltäglich filmt, wenn er den argen Kunz, wegen derBagatelle von damals, nicht den Hohn und Schimpf kosten ließe, den Niedertracht verdient? In jeder Sonne spiegelt sich solchesBild. „Als Schmeichlersaugen wir die Männer aus, auf die wir Gift und Haß doch fpeien werden. Wer trögt nicht, wenn man in das Grab ihn senkt, als Freundesgabe Wunden?" Ein ewiges Thema; doch in der Fuge von Lears Schick-sal nicht derHauptsatz. »Wenn der alteHerr seiner Iüngsten, dem guten Kinde, das Reich gegönnt hätte, wärs ihm besser gegangen -: diese Erkenntniß trügen wir aus der„Tragoedie des Undankes" heim. Erbärmliche Weisheit. Was wäre uns der Greis, der die

eigene Brut, obwohl sie seit zwei Jahrzehnten ihm im Nest hockt, so wenig kennt, daß er gesüßten Geifer von ihrer Lippe wie Honig? feim aufleckt? Dem, dicht unterm Vaterauge, drei Mädchen auf» wuchsen undimWesendennochsofremd blieben, daßderplumpste Trug ihn in lichtlose Irrniß verleitet? Der streichelt, wo er strafen, und flucht, wo er segnen müßte? Als Reichsvertheiler (nach Goethes fast dummem Wort) so absurd handelt, daß die Vor» mündschaft der Töchter nicht unnöthig scheint? Ein Siecher, in Geistesschwachheit Vergreister. Wann erst wird er unserem Verstand verständlich und reckt sich bis in denWipfelunseres Mensch» heitempfindens? Wenn sein Königthum ihm Verhängniß ward: weil es ihn in den Wahn gottähnlicher Allwissenheit gepanzert, vom rauhen Luftstrom des Lebens abgesperrt und nie fürchten gelehrt hat, ihn könne eines Sterblichen Mund, auch den Gesalbten ein flinkes Zünglein belügen. Undank? Stinkt nicht bis an den Thron. Der weiße Berbernhengst, der Richards Liebling war, ist nun stolz auf seinen neuen Reiter Heinrich Lancaster. Denn Der zieht heute in die Stadt ein, die gestern die Rest» denz Richards des Zweiten war; und da König ist, wer König heißt, wenden Alle, die nicht im Schatten verkümmern wollen, Gunstsucher, Schleppenträger, Meute und Schimmel, von der gesunkenen sich zur aufsteigenden Sonne. Elisabeth liebte dieses Königsdrama nicht; fand es wohl allzu bitter und der Monarchie schädlich wie Schwamm dem Palastgebälk. Auf ihrem Thron sitzt nun King James, der häßliche Sohn der holden Maria Stuart und ihres schönen Buhlen Darnley. (Wirklich aus Darnleys Samen? Maria sollte den Sänger und Geheimschreiber David Rizzio,trotzseinerFratze,aufihresLeibesWeidegeletzthaben;und Frankreichs vierter Heinrich bespöttelte den Herrn VettervonBritanien und Schottland, der sich salomonischeWeisheit nachrühmen ließ,als»König Salomonen SohnDavids -.) Unter diesem Jakob, der strammen Jünglingen nichts weigern kann und seine Bettwärmer, dieCarr,Buckingham,Villiersund Eintagslustknaben, offen zur Schau stellt.verlüdert der Hoftonrasch. Knechtseligkeit wälzt sich in Schlamm. Sprossen von altem Angelnstamm erniedern sich in hündische Demuth; finden sich hoch geehrt, wenn des KönigsMund oder Schreibkiel sie als Hündchen, als brave Köter anspricht. Ists rathsam, in solcher Zeit (die Macaulay und Swinburne derNeros

verglichen haben) die Scham des Königthumes zu blößen? Ists möglich, die brandige Wunde auf seiner Brust im Hofschauspiel» haus dem Purpur zu entbinden? Allmachtwahn Eines, derWahr» heit aus seinem Dunstkreis peitscht, über den von Schmeichlern aufgetischten Schüsseln wollüstig schmatzt, dieHerrscherpflicht hin» wirft und einen Troß lungernder Ritter hätschelt: Jakobs Tücke hätte Anspielung erschnüffelt undgraufam gerächt. Vernunft ein» pfahl, das Königsdrama festins Kleid derFamiliengeschichteein» zuwickeln; des Vaters Wirrniß und Leid greller als des Königs zu bestrahlen. Das ist gelungen. Herder sieht «den gutherzigen Verschwender, den raschen Unbarmherzigen, den kindischen Va- ter". Bischer» die Tragoedie dermißhandelten Pietät"; einenver» weichlichten, launischen Greis,« der Kindesliebe nach den Worten messen und belohnenwill, nach der Schönheitund dem Reichthum der Worte, die sie über sich selbst machen kann". Direktor Goethe hat die einzige Szene, die denAlten als König zeigt, weggestrichen; weil sie doch gar zu thöricht sei. Sogar Strindbergs Eulenblick drangniemals auch nur bis in den obersten Schacht dieses Dunkels. Dunkel ist Lears Reich. Dunkler als irgendein anderes, in das Shakespeare Menschen zeugte. Kein Leuchtthurm; nicht das schwächste Blinkfeuer, dem sich das Auge vertrauen könnte. Unter sternlosem Himmel brüllt ein unsichtbares Meer auf, bäumt sich hinter graubraunen Nebeln und schlingt Strand und Düne, Men» schen, Thiers und Pflanzen in die aus Speichelschaum klaffende Rachenhöhle. Dann wird es still. Ein bleicher Morgen lugt scheu aus schwarzen Gewölkfetzen und hebt einen Zipfel vom Bild grau» ser Verwüstung. Schmal ward das Land; kahl, wie ein vom Ratten- zahn abgenagter Knochen, die Küste. Keine Möwepfeist dem Kind, daß es aus ihrem Kropf die forglich gespeicherte fette Nahrung empfange. Zerwirbelte, zerquetschte Fische, Wasservögel, Qual» len; zwischen abertausend Federchen und Flossen zerrupfte Flügel, geknickte Krabbenhülsen und Schneckengehäuse, abgescheuertes Holz und Thiergebein. Leichengeruch verpestet die dunstige Luft. Ein Sonnenstrählchen lockt Hoffnung aus dem Schlupfloch; flieht schnell aber, da aus allen Ritzen des Himmelsthores Blutregen quillt, aus dem Klippenspalt, dem Geschling von Tang und Algen blutiger Schleim sickert. Und wieder wird, schon am Mittag nun, Fmsterniß. Kaum noch erträgliche. Nie ließ der Dichter uns in

solcher Oede; nie ohne ein tröstendes, Frühling verheißendes Knösplein. Vatermord, Brudermord, Schwestermord sahen wir bereiten. Der gespornte Eisenschuh eines Herzogs zertrat eines Grafen, eines geknebeltenGreises Augen. Gift und Dolch, Peitsche und Ouälblock haben jedes Treugefühl wie schmählichsten Frevel gestraft. Zwei Schwestern, Fürstinnen, Ehefrauen, spreiteten sich unter des selben Mannes kitzelndes Fell. Ein Königsgeschlecht starb brutlos. Cordelia selbst, die Wahrhaftigste, deren Schweigen so lieblich nichtwie Virgilicns, doch von echterem, muthigeremAdel ist, Cordelia, die unserem Hoffen neuer Sonne Glanz übers Meer bringen follte, veralhm« noch vor dem Vater, der ihrer Sorge Kind geworden ist. KeinFortinbras, Malcolm, Richmond bürgt für hellere Zukunft. Nur Edgar lebt fort. Graf Edgar Gloster wird König heißen. Ein uns fast Fremder, den wir den irren Bettler spielen, dann den krötengifltgen Halbbruder richten sahen. Der aber nie sein Innerstes demBetrachter aufthat undden derDichter nicht in Glanz geharnischt hat, Ist er ein König? Auf kahlem Strand neuen Lebens Sch öpfer ? Oder warLear der letzte im Land? Der hat sich als König gefühlt. Als einen König der Heiden» zeit, die noch nicht, zwischenFroherBotschaftundKreuz,zweifeln, ängstlichzwinkern,unsicherschielen lernte.DerMitleid nochSünde, Entsagung ein Kinderfpott ist. Kein Heiland kam ihr; und daß Einer, mit spitzem Dorn und Eisennägeln im Fleisch, seine Lehre leben könne, würde sie niemals glauben. Götter kennt sie, üppig schwelgende und müde; und Göttern darf ihr König sich ähnlich dünken. Im alten Drama spricht Lear von Cherubim und Himmelswonne ; spricht der Witwer auch von der Frau, dieerbegrubunddie dendreiTöchternnunalsweiseBeratherin.denSchäfleinalsHir» tinfehlt. »Denn Söhne kann der Vater zwar regiren, doch Mutter» weisheitmußdieTöchterführen."HättederDichtersichmitdiesererstenFassung desSagenstoffes begnügt,dann wäre seinem Lear das Rüffelwort Goethes erspart geblieben. Was später absurd schien, ist hier der Köder in einer Mädchenfalle. Cordelia will sich nur dem Mann vermählen, dem zuvor sich ihr Herz gab. Um dem eigensinnigen Kind in haltbares Eheglück zu helfen, will der Vater den zärtlichenWettstreit der Schwestern, der ihm gestatten wird, der Iüngstenzusagen: »DaDumirLiebeschworest, muß Deine Iugend auch den Gemahl nehmen, den ich Dir wählte." („Dann kann sie meine

Die Zukunft,
Bitte nicht verneinen, muß auch die Arme stumme Thronen wei»
nen. Triumph reift mir aus solcher listigenThatundsie wird einem
Herrn inAlbions Staat.") Diese Nähte hat der Poet, alle, wieder
aufgetrennt. Wozu einen Stoff, ausdem ein Königsmantel wer»
den kann, an ein Hauskleid vergeuden? Aus Lears Bewußtfein
fchwindet die Engelschaar, ausLears Gedächtniß dieMutter seiner
Töchter. Lear traut sich, wie jedes Vermögen, die Gabe zu, eines
Mädchens Herz zu ergründen, und braucht sich, um eine Iungfrau
dem rechten Mann zu verloben, nicht in kleiner Menfchen List zu
bücken. Von den Göttern stammt fein Amt und Götterkraft pocht
ihm in den Adern. So lange er lebt, kannLug undTrugihnnichtbe-
schleichen. Er würde den falschen Ton, den Ton derFalschheitver»
nehmen. Die Zunge, die er löste, spricht Wahrheit; sonst risse er sie
aus dem Gaumenschlund. Wer wähnt denn, Götter zu trügen?
Lear hebt die Wimper: und sieht in der düstersten Kluft das In»
sektengekribbel. Lear winkt: und aus dem störrigsten Leib redet un»
verschleiert die Seele. Denn er ist König. Will, ohne des Amtes
Bürde, sich desEhrenrechtesfxeuen.DazubedarfernichtderKlein-
odien und sichtbaren Symbole; auch keines Landbesitzes. Wären
Apollon undHekate entmachtet, wenn ihnen beliebte, in Gesinde»
tracht über die Erde zu wandeln? Schnell, Mädchen: reihet die
klingende Münze Eures Gefühles auf eine blanke Schnur; nach
derenLänge messe ich Euch den Erbtheil. Der Lebende, zu leben
Willige beschenkt Euch; weil ein König nicht kargt und weil ein
Königskind aus warmer Hand lieber als aus erkalteter nimmt. Du,
Cordelia.weigerstdenZollderLiebe? Willst nicht zärtlicheWorte
fädeln und alsSchaustuck um DeinesVaters Halsfurchen hängen?
Also jätet er, wie feistes Unkraut, Dich aus und wirftDich übers
Meer, daß Du fern ihm seiest wie der raubthierisch Menschen
fressendeSkythe. Du, Dienstmann, willst meinen Sinn erweichen
und ihr die Strafe wegbetteln? Meines Auges Blitz schlägt Dich
Rebellen in Bann. Denn ich bin von der Gottheit Gnade König.
Wenn aberGlaube dieGotth eit flieht,wennwie ausgehungerte
Wölfe die Männer, wie brünstige Fliegen die Weiber nur dem
Trieb nach Sättigung noch gehorchen und derNrstand derNatur
wiederkehrt? Dann ist kein König mehr; gilt nichtName noch Ehren-
recht. Ringsum ist Streit; und nur die Stärke siegt. Ein König
ohne Land, ohne Heer, ohne Goldschatz, das ihm eins würbe? Ein

nackter König? („vn roi n'est pas cians la nature; II n'y aurait pss cZe nu-: Bonaparte.) Mit der starren Zuversicht eines Nachtwandlers istLear vom Thron gestiegen; birscht er jetzt aneinesAbgrundes zackigen Rändern. Herrisch schallt sein Spaß und sein Zorn» Scheltrede und Gelächter. Die Iüngste war unkindlich und bekam drum als einzige Mitgift des Vaters Fluch. Die Aelteren sinnen gewiß im Traum noch, wie sie das Gebirg der WohltkM dem Vater vergölten. Der heischt nichts als würdiges Obdach, Iagdrecht, Geräth und Nahrung für sich und seine hundert Ritter. Die braucht er. Wer jauchzte ihm sonst zu und verstummte vor seiner Stirn Runzeln? Hinter derMeute und vor dem Becher: der gehorchende, jedes gnädige Zufallswort wie Nektar schlürfende Troß erst macht den Herrn. Anderes sah Lear auch vom höchstenReichssitz niemals. Unterthane, die er gestern geadelt hat, morgen gemeinen Leuten einreihen kann. Einer nur sprach ihm Wahrheit: der als Spaßersinner, als Hofnarr gemiethet ward und den, wenn seine Frechheit die Lachlust nicht mehr weckt, die Peitsche ftrieml. Lear hat, was er hatte, was je sein Begehr war. Goneril wills ihm kürzen. Regan will den Völler nicht herbergen. Der thut ja, als ob er noch König wärelWettertundtostundwehrt seiner Mannschaft nicht das Gelümmel. «Mein Essen!" «Mein Narr!" Er soll sich bescheiden. Mit kleinerem Gefolge die Krippe umlagern. Der Alte wird kindisch und muß in Zucht. SchirmtGottheit den Geweihten? Mit dem Glauben starben die Götter; und ihrer Welt dämmert bald wohl der letzte Tag. Wider erträumte, aus Angstwehen geborene Herrschermacht stehen die Elemente auf. Feuerstrahl zuckt durch die Finsterniß, des Meeres Geheul wird vom Donner überdröhnt, Sturm und Regen jagen und haschen, zerstäuben und umschlingen einander. Still, Donner! Nicht länger, Blitz, wage, mein Auge zu höhnen! In den Sack, Sturm, sobald Du den Himmel reingefegt und die Schwaden verweht hast, aus denen die nassen Strähnen rieseln! Niemand gehorcht. Das Ohr der Götter, der Menschen ist taub. Und Der rief, war doch ein König. Heimlos ist er. Der Zuchtruthe seiner Töchter, denen er veideHälften seines Schläfenreifes, seiner Königsmacht gab.ent» floh der Greis in eisige Wildniß, in die Schrecken des Wintergewitters. So ist der Welt Lauf ? Einer entgötterten, die schon barst, schon in unsaubere Fluth sinkt. In dieser untergehenden Welt muß

Die Zukunft.
der gute Sohn sein tapferes Herz ins Lumpenkleid eines tollen Strolches mummen. Wird der treue Diener geprügelt, in den Schandblock gespannt, mit lahmen, zerbeulten Gliedern in überschwemmte Haide gejagt. Zerstampft eines zeternden Schuftes Stiefel dieAugen des mitleidigen Edelmannes. Würgt desHenkcrs Strang vor dem Antlitz des Vaters das letzte, das einzige Kind, das ihm zwiefach geborene. Für dieses Ende hat Verheißung uns aufgespart? Drum schrien wir beim ersten Blick ins Licht. Ins Rampenlicht der großen Narrenbühne, auf der das Neu» geborene, wenns gehen und sich verstellen gelernt hat, mitspielen soll. Was? IstseinLämmchen.dengrimmenWolf.istseinlistiges Füchslein, das trägste Schaf; und die schnurrende Hauskatze mime uns den Löwen. Wie erhielten wir sonst dasAbbildumgestülpter Weltordnung? Und daß sie aus allen Fugen ist, ihren Edelstoff in die Pfütze taucht und den Kehricht sonnt, weiß Lear, feit der Sturm ihm die Schleierbmde zerriß, die schon dem jungen Prinzen um die Schläfen, die Augenthäler geknüpft worden war. Lear hört. Des Königs Wort klingt hohl, wie nachgestümperte Münze, und weckt nirgends in Pflichtgefühl Widerhall. Aus Schurkenmund kommt ehrbare Mahnung, aus der Kehle verbuhlter, in Geilheit wüthender Weiber der Ruf zu sittsamem Wandel. („ Seht dort die ziereDame!Ihr Antlitz weissagt Schnee in ihrem Schoß; sie spreizt sich tugendlich und dreht sichweg, hört stedieLustnurnennen: und doch sind Iltis nicht und hitzigeStute so ungestüm in ihrerBrunst. VomGürtel nieder sindsKentauren.wennWeiber auch von oben.") Bellt ein Hund, so spitzen Alle, Männer und Frauen, das Ohr; vielleichtistsObrigkeit.diebefiehltoderwarnt.antreibtoderLohnbietet. Hündisch klänge nur eines Menschen Stimme den in hündisches Winseln, in feiges Gekläff, ins Bettelduett von Schwanz und Pfo» ten Gewöhnten. Schlage, König, Dein Haupt, das Trug als Wahrheit einließ und sich verriegelte, wenn Redlichkeit an die Dachpforten klopfte. Der gedungene Schelm mit der Klingelkappe ist ein treuer Gesell; der halb nackte Landstreichermit der lallenden Zunge ein Weiser. Lear sieht. Zum ersten Mal Wirklichkeit, nicht mehr Traumgebild und geputztes, bebändertes Scheinwesen. Hört.sieht, fühlt, schmeckt, riechtdasErlebnißgemeinerMenschheit.Soistder Lauf derWelt und so ihreOrdnung? Das haben Götter geduldet "nd Könige begünstigt? Lear lernt Mitleid mit allem Lebendigen;

init dem gehetzten Wild und dem heimlos frierenden Wanderer. Lernt frommen Zweifel anAllem.was ihm gesternnoch Pfeilerdtr Erdkuppel fchien.Wie oft hat Gold und Gnade den Rechtsschein erkauft, war des Richters Sünde fchnöder als des Gerichteten! Was ist denn Sünde ? Nach dem Gesetz sühnt den Ehebruch nur der Tod. Nach sinnlosem Gesetz. »DerZeisig thuts; die kleinegoldene Fliege, vor meinen Augen buhlt sie. Laßt der Vermehrung Lauf! Unzucht, sei flink: der König braucht Soldaten!" Und fchlimmer als seineim Ehebett gezeugtenTöchterkannGlostersBankertnicht fein. Der liebt wohl den Leib, der ihn schuf, denkt Lear: und ahnt nicht, daß er zwischen Edmunds Opfern steht, zwischen dem geblendeten Vater und dem in Wahnsinn verlarvten Bruder, Dann wittert er Gloster und möchte ihm, damit der Vasall des Königs Elend beweinen könne, die eigenen Augen leihen. Denn noch im schwärmendenHirnnistet.wiehintermorscherBaumrindederBlitzvogel, aufrecht und wach der Glaube ans Königsrecht. Kleines Schicksal ist nicht derThräne werth;doch wenn einKönigfiel, muß die Menschheit in Zähren zerfließen. Und wer König war, bleibt es noch in der Gruft, noch, wenn ihn Würmer bekriechen. Lears Hand brach die Krone. Unkraut kränzt feinen Schädel. Dennoch: »Ieder Zoll ein König. Blick' ich fo starr, erbebt der Unterthan. Ich bin ein König. Wißt Ihr Das, Ihr Herren?«

Der Herr des DeutschenTheaters hat es gewußt. Nicht das Gräuelspiel von undankbaren, entmenschten Kindern wollte er zeigen, auch nicht, wie ein kränkelndes Hirn aufflackert und verglimmt; sondern: das Königsdrama. Wie einem Mythenkönig, der an Gottes Statt richtet und thront, läßt er seinem Lear huldigen. Der schreitet nicht, wie Sterbliche, in den Saal. Auf einem Prunkstuhl tragen ihn Diener herein. Wie ein geweihtes Panier, ein heiliges Sinnbild schwebt er über den Häuptern. Iedes Knie beugt sich; und die Lippe, die seines Kleides Saum küssen durfte, Mit sich begnadet. In dieserSchwüle konnte derWille zu Selbstvergottung auffchießen. Eine Sklavenhorde; ein Herr. Dessen Laune kürt Fürsten, schleudert Herzoge in die Hausknechtschaar. Dem konnte, weil er wie Gott ist, nie die Furcht^nahen, daß ihn Schmeichlerlist trüge. Was zum Ruhm seiner Großheit gesprochen wird.kann nie zu viel sein; ist kaum je genug.Allmacht krönt,AllWesenheit gürtet ihn: und sein Ohr follte nicht Böses, wenn sichs an ihn wagte, von Gutem sondern? Niemals wehte aus gemeiner

Die Zukunft.
Wirklichkeit ein Hauch der Gassenluft in diesen Götzenpalast, diesen Tempel eines Erdengottes.Und nie hätte die hier betende Heiden» heitsich in die Vorstellung verlausen, ein Gott könne sich bequemen, unterMenschen zu wohnen, fürMenschenzu leiden, freienWillens' sich an ein Kreuz nageln zu lassen. Mit dem Fuß stieße Lear so un» königlich schwachgemuthen Mythos hinweg; lachend. (Der, ahn» unglos> selbst Nägel und Hämmer an die Todfeinde vertheilt.> Heute will er ein Galaschauspiel. Die Parade großmüthiger Schen» kung und ein Lobterzett, dessen Stimmen er nach Gebühr lohnt. Weh dem Gehudel, wenns ihn zu preisen, als den würdigsten Kö» nig zu rühmen wagte! Gottessaat wuchs über das Massenurtheil, die Hofmeinung hinaus. Lears Blut nur darf Lears Edelsinn lo» den; nicht den Walter und Heerkönig: den Bater. Da jedes Kind von ihm nurWohlthat empfingund in sorglicher Pflege gedieh, ists jedem leicht, kinderleicht, den Dank, einmal, in Worte zu fügen. Eine schweigt? DerLiebling, just der verzärtelteSpätling, kann sein Gesühl nicht vor hundert Augen aufs Wortpolster legen und gar noch besprengen, bis es süßer duftet als das nebenan Ausgebün» delte? Abscheu vor Heüchelkunst und dem Gebläs eines Odems, den Gewinngier, nicht Herzensgluth, erhitzt hat, umschnürt den Brustkorb so eng, daß auch der schüchterne Wille zum Reden im Drang erstickt? Elende Flausen. Liebe beglückt sich selbst in der Enthüllung. Nur aus undankbarem Gemüth läutet kein Glocken- blümchen der Sehnsucht zärtlichen Gruß. Das Gesinde sah, hörte des Königs Bitte. Zum ersten Mal eine, die unwirksam blieb. Wenn solche Schmach nicht gerächt wird, verlernt deryundejunge das Zittern. Nehmt, Frankreich, das schöne Steinbild, die holde Wüstenei mit Euch übers Meer; nicht in der Nähe, nicht fern baut des mißhandelten Baters Segen ihr ein Haus.Ihr aber, geliebte Kinder, liebende, theilet das ganze Reich ... Gerichtstag. Un» ter Donner und Blitz; in der von Sturm und Regen umprassel» ten Hütte. DieRichter: einIrrer, ein Zunftnarr, ein in die Maske der Tollheit Gezwungener. »Nun, Ihr Wölfinnen?" Gonerils Fuß trat den Vater. Dem Auge, das in Regans Herz geblickt hat, scheint der starre Fels eine Blüi henau. Röthet die Spieße im Feuer und bohrt sie erst, wenn sie in kühlerer Luft aufzischen, denUnge» heuern ins Eingeweide l.. Und nun ? Behutsam weckt sanfte Musik den Kind gewordenen Vater. Cordeliens Lippe hat für ihn gebetet; Cordeliens Kuß löst ihn von dem Folterrad, das seinerThränen

flüssiges Blei durchglüht hat. Des Menschen Sohn, den Menschen
'Gott werden, Menschen in Höllenqual fesseln ließen. Wieder droht
Kerkersnacht? Die wird durchplaudert, durchscherzt: denn neben
Dem Achtzigjährigen schmachtet die Tochter; und dem hellenLied
Her in Treue heiligen Frau vermählt sich im Käfig der Sang des
Uralten. Ersieht eine Faust sie drosseln, hörtsie röcheln, tötetihren
Henker und trägt auf dürren Armen sein Kind in Freiheit, unter
Hie blaueWölbung des Himmelsdomes. Das hatderGreis noch
'vermocht. In Cordeliens erkaltendem Schoß verlischt das letzte
Künkchen seiner Kraft. Trompeten künden den Sieg des Königs»
rechtes. Doch derKönig,denLeid dasRecht empfinden lehrte.ist tot.
Herr Reinhardt wollte das Königsdrama. HerrBassermann
Blieb im Familientrauerspiel. Bürger-König. Mit einer großen,
gelblich blanken Glatze, der nicht Schaudern, der lächelndes Mit»
keid in Regen und Gewittersturm nachblickt.DerWind muß über
Z>ie Platte ins Genick greifen, wenn er eine Strähne zausen will.
^Ein wunderlicher Greis. Aus feinem Seelenstoff und von würdig
Datrizischer Haltung. (Ein nordwärts verschlagener Brabantio:
höchstens.) Warum ernur auf den Prunkstuhlgeklettertist? Einem
'Gott ähnlich hat dieser vernünftig Gesittete sich niemals gewähnt.
Häßlich jäheLaunen sind in ihm. AchtzigIahre und dreiTöchter:
'Daswürde von schwereremFehl entschuldigen. Daß er abdankt, ist
cklug;denn er nickt auf demThron ein. Daß er vor dem Hof von den
Mädchen gehätschelt sein möchte, ist eine Schrulle. Keinen Auf»
^echtenbeugt derDrang, zu Diesem «Herr "zu sagen. Vor ihmbebt
nicht einmal derNarr (dessen grimmige, seitCordeliens Abschied
Verhärmte Anmuth und blaß flimmernde GemüthsfrommheitHerr
Moissi mit kecker Inbrunst malt). Ein redlicher, weicher Lear, dem
Menschenwerth Freundschaft wirbt, der nie aber wagen würde,
das Haupt in den Aufruhr der Naturgewalten zu recken. Nicht
ihnen ist er verwandt; vornehmen Menschengeschlechtern. Er ist
nicht durch Visionen getaumelt; hat nicht den Henker des letzten
Kindes getötet. Der düstere Pomp des Thronsaales, die Haide,
dasHerdfeuerstngtdasLied, das vonLears Lippedröhnen müßte.
Der Spielgestalter hat erfühlt, was Vernunft dem Hauptspieler
Hehlen mußte: daß dieses grausig herrischeWerk nur von der Gnade
des Mythengeistes, aus der es in trübe Verzweiflung empfangen
zoard, im Licht der Christenwelt noch zu leben vermag.

Die Zukunft,
Dresdener Theater.
M^ulius Ferdinand Wolls (mit zwei „l" und einem „f" ge-
schrieben, worüber ich mich stets verwundern muß), der Her»
ausgebe? der größten sächsischen Tageszeitung, hat im Verlag von
Erich Reiß seine Dresdener Dramaturgie veröffentlicht. „Aus
zehn dresdener Schauspieljahren" nennt er sie, die an die älteren
Freunden der Theaterhistorie bekannte Geschichte des dresdener
Hoftheaters von Robert Prölß anschließt. Wollfs Dramaturgie
begleitet und feiert, so darf man wohl trotz all seinen kritischen
Ausführungen sagen, die Aera des Intendanten Grafen Seebach,
der zum Wohl des deutschen Dramas, und unserer dramatischen
Dichter seit 18M an der Spitze der sächsischen Hoftheater steht.
Was zunächst am Meisten an dieser Sammlung von Theater»
kritiken erfreut, ist der schöne und vornehme, maßvolle Ton, auf
den sie sammt und sonders gestimmt sind. Dieser Mann und
Mensch hat es fertig gebracht, so verschieden geartete Kerle wie
Wedekind, Hauptmann, Wilhelm von Scholz, Ernst Hardt, Gustav
Wied, Schmidtbonn, Walter Harlan, Paul Ernst, Ban Eeden,
Shaw und mich, wenn nicht immer liebend, so doch verstehend
und würdigend zu umfassen. Und erfreut sagt man sich, wenn
man diese Besprechungen vergessener oder noch umstrittener Stücke
oder solcher, die sich schon gesetzt haben, wie der alte Fontane sagte,
durchliest: „Wie schön Das ist! Es geht ja auch ohne dies wüste
Geschimpf und ohne dies ewig spöttische Gekrittel, das mit einem
guten oder faulen Witz ein ganzes Werk totzustechen beliebt!"
And man entdeckt plötzlich zu seinem größten, schönsten Erstaunen,
daß es ja in Deutschland noch giebt, was man, dank den bitteren
Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, ausgestorben glaubte: einen
Kritiker, welcher der Bundesgenosse des Theaters ist, dem er dient.
Die Kulturgemeinschaft zwischen der Leitung eines Theaters
undder Kritik, die ihre Werke bespricht und vermittelt, dies Ziel, das
alle bedeutenden Bühnenleiter von Immermann, der sich Grabbe
dafür heranholte, bisauf dieDumontundReinhardt.dieihreeigene
Theaterzeitung gründeten, träumend ersehnen, ist in dieser dres-
dener Dramaturgie Wollss hergestellt. Man merkt, es kommt dem
Verfasser zunächst darauf an, sein Theater, das er durch eine zehn-
jährige Kritik mitgebildet und lieb gewonnen hat, zu fördern. Er
hat seine verantwortliche Stellung als sehr geachteter und beach-
teter Rezensent dazu benutzt, die Führung des dresdener Schau-
spielhauses zu berathen, freundschaftlich zu berathen als ein ehr-
licher Makler und nicht von oben herab wüst anzurempeln und zu
verstimmen, wie es manche berliner Kritiker so zu halten Pflegen,

die damit nur erreichen, daß sie weder von den Direktoren noch von den Dichtern mehr gelesen werden. Nnser dresdener Dramaturgos verschweigt seine Ansichten niemals, aber er waltet seines strengen Amtes vornehm und würdevoll und ehrt sich selbst dadurch, daß er die Führer des Theaters wie seine pairs behandelt. Er schwingt nicht den Bakel in lehrerhaftem Hochmuth und urtheilt nicht mit der sadistischen Mordlust eines Blutrichters drauf los. Auch treibt er sein Handwerk nicht um des Handwerkes willen nach dem unfruchtbaren Grundsatz: La critique pour Is critique! Nnd seine nicht mit künstlichen Brillanten überladenen Feuilletons verkünden nicht mit jedem Satz laut schreiend: „Schaut her! Was für Gold ich aus dem Dreck mache, den ich rezensirew muß!" Indem er Werthloses einfach nicht beachtet und Werthvolles nicht kleinlich bemäkelt, lehrt er die Leute, die ihn lesen, sich wieder einmal zu freuen am Theater, ehe sie draufloskritisiren oder die Mätzchen und Scherzchen eines Kritikers nachpfeifen. Wenn er, ein Beispiel zu nehmen, Otto Ludwigs Versstück „Hanns Frei" und seine „Torgauer Haide" zu besprechen hat, huscht er über die kindliche Häkelarbeit der Verskomoedie schnell hinweg, um desto länger und heller ein Licht für den Torso der Fritze ntrilogie aufzustecken. Er vergleicht nicht an einem Drama die einzelnen Akte, wie ein Buchführer „creän" und „äebet", um den einen an dem anderen zu messen und zu mindern. „Ich sehe gar keine einzelnen Akte", erwidert er einmal fast wütend, als man ihn freundlich darauf aufmerksam machen will, daß der Schluß irgendeines Stückes doch eigentlich sehr abfalle. Gewiß: den Theaterenthusiasmus theilt Wolls mit manchen Kritikern, denen ihr Beruf noch nicht zur Marter geworden ist und die am Liebsten jede Mitternacht vor einer Bühne heranwachen. Aber er liebt die Dichter, die ihm klingen, wirklich, er redet es sich nicht nur ein und thut literarisch verliebt. Die meisten seiner Dramenbesprechungen lesen sich wie Danksagungen, noch warm von dem großen Gefühl oder dem Feuer einer neuen Erkenntniß, das durch das vernommene Werk in ihm entzündet wurde.
Damit setzt man sich selbst und seiner Klugheit und Ueberlegenheit allerdings in Deutschland schwer ein Monumentlein. And der Verleger mag wissen, ob diese Sammlung positiver Kritiken viele Freunde und Leser bei uns finden wird. Drum ist es ein Glück, daß sie es gar nicht mehr nöthig haben. Denn diese Kritiken sind ja bereits, als sie zum ersten Mal als Feuilletons in der Zeitung erschienen, von unzähligen Menschen gelesen worden. Ihr schönstes Verdienst liegt darin, daß sie in so vielen Seelen schon die Freude am Theater und die Theilnahme an dieser ernsten und großen öffentlichen Angelegenheit erweckt haben.

Die Zukunft.
Jeder Theaterkritiker von Beruf ist zugleich Theaterpolitiker und soll oder muß es sein. Man ahnt gar nicht, wie oft auch im Jeuilletonbetrieb einer Zeitung von oben her bestimmte Direktiven oder doch wenigstens eine allgemeine Richtung angegeben wird, die zu befolgen die ausführenden, schreibenden Organe sich angelegen sein lassen müssen, wenn sie nicht an der Lokalreporterecke scheitern wollen. So entsteht manche Kritik par «rclre c!u I^ovkki, der man es hinterdrein kaum mehr anmerkt, daß sie aus einer aufgepfropften Ueberzeugung erwachsen ist. Schon daß Dies bei Wolls, der ja, wie Heinrich Simon, der Chefredakteur der Frankfurter Zeitung, durchaus Autokrat in seinem Blatt ist, nicht geschehen kann, macht seine Sammlung werthdoller als die eines abhängigen Feuilletonisten, der leider nicht immer schreiben darf, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Wolls hat nur eine einzige Politik von seiner ersten Kritik an befolgt und wird ihr (Das merkt man)auch bis zuseinerletztentreubleiben.nämlichdie: das dresdener KöniglicheSchauspielhaus zu heben, so sehr, wie er es an seiner ein» fluhreichen Stellen vermag. DiesschöneWerk ist ihm schon geglückt. Das dresdener Hoftheater wird auch als Hofschauspielbühne mit Recht heute als das beste in Deutschland angesehen. Ja, es gilt, was Manchen mehr bedeuten mag, überhaupt als «ins unserer ersten Theater. Das ist es, was uns, die wir keine größeren Sorgen als das deutsch,: Drama und das deutsch: Theater kennen, den Kritiker Wolls besonders theu:r macht: daß seine Kritik ins Positive ausgeschlagen ist und dazu beigetragen hat, so Werthvolles und Würdiges wie das heutige dresdener Schauspielhaus zu formen. Er Hat als Kritiker an einem Werk mitgeschaffen, das mehr noch ist und gilt als sein Buch, in dem sich ein wohlhabender Geist in entzückender, nie knauseriger, nie protziger Weise ausgiebt: ein deutsches Theater am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, von dem man noch an dessen Ende rühmend sprechen wird.
Einen einzigen Mann hätte er meines Erachtens auf einen noch etwas höheren Sockel stellen sollen. Den Mann, den Gras Seebach jüngst in gerechter Anerkennung seiner Verdienste zum künstlerischen Direktor des Schauspielhauses ernannt hat und auf den wir Dramatiker, die wir im Herbst bei dem Bankett zur Eröffnung des neuen Hauses in Dresden zusammensaßen, alle im Stillen eine ehrenvolle Reoe hielten. Es ist (ich rufe seinen Namen !>er Kliv, deren Ressort die Theatergeschichte ist, laut ins Ohr. Sah sie nicht vergesse, ihn unter die besten Namen zu setzen): Karl Zeitz. Nach Ludwig Tieck und Eduard Devrient ist er der dritte große Dramaturg, den wir Dresden zu verdanken haben.
Kaiserswerth. Herbert Eulenberg.

den tiefsten Eindrücken, die den Fremden in alten Hafen- und Handelsstädten erwarten, gehört der Anblick der gewaltigen Lager und der vielgeschossigen Speicherbauten an den Lade» und Anlageplätzen der Schiffe. In eindringlicher Sprache verkünden diese hochgethürmten Gebäude mit ihrer schmucklosen, nur durch die Wucht und den Rhythmus der Baumassen bewirkten Monumentalität die stolze Würde und den verantwortungvollen Ernst des Kaufmannsberufes, dem sie dienen. Ungeheure Mengen von Ballen und Waaren aller Art vermag der Bauch dieser klotzigen Baukörper aufzunehmen, die wie aus riesigen, aufeinandergestapelten Kisten gefügt erscheinen. Und auf den geräumigen, als Waarenbehälter dienenden Gehäusen steigen steile Giebel und hohe Dächer empor, deren freier Hohlraum bis unter den Frist noch zu Lagerzwecken ausgenutzt werden kann. In langen Reihen, blockartig nebeneinandergebaut, besäumen sie zu beiden Seiten die Ufer des Hafens. In Hamburg und Kopenhagen bestimmen die charakteristischen Formen der Speicherg?-böude schon bei der Einfahrt in den Hafen die architektonische Erscheinung des Stadtbildes. Und das Kranthor in Danzig, das sich mit jäher Silhouette über die Giebel und Dächer der benachbarten FischerhSuser erhebt, ist der Stadt zum architektonischen Wahrzeichen geworden, das an Popularität dem Thurm der Marienkirche fast gleichkommt. Auch Berlin besaß bis vor Kurzem noch in den Gebäuden des Inselspeichers ein ehrwürdiges Denkmal monumentalen Zweckbaues, das mit seinen großen, gedrungenen Baumassen das schöne Stadtbild von Alt-Berlin am Wasser weithin beherrschte und das in diesem zerfallenden Hafenviertel, über dem der leuchtende Glorienschein der Geschichte schwebt, fast mit der Kraft eines Symbols zu wirken vermochte.

Kaum eine halbe Stunde schon aufwärts von der Stelle, wo jetzt der staubige Schutt vom Abbruch des Inselspeichers lagert, liegt, kurz vor Treptow, am rechten Spreeufer, der neue Osthafen der Stadt Berlin. Auf die Anlage eines eigenen Hafenbeckens hat man verzichtet; die Magazine, Lagerschuppen und Verwaltungsgebäude sind unmittelbar an dem Flußufer errichtet worden. Durch den neuen Osthafen ist dem Wasserverkehr der lange entbehrte Stützpunkt geschaffen worden und die in den letzten Iahren stark zurückgegangene Binnenschifffahrt erhält in diesem großartigen Ingenieurwerk eine ausgezeichnete, auch gesteigerten Verkehrsansprüchen genügende Lösch- und Ladeanlage. Durch seine vortrefflichen technischen Einrichtungen, durch seine modernen He

bcmaschineu »nd durch die übersichtliche Klarheit des Gesammtplans wird der berliner Osthafen seinen Zweck in mustergiltiger Weise erfüllen und dem Handel der Reichshauptstadt gewiß, ein nützliches Instrument werden. Zu bedauern ist nur, daß die Stadt Berlin in diesem Fall, gegen ihre Gewohnheit, vor den Forderungen des profanen Nutzzweckes ganz ihre kulturellen Verpflichtungen vergessen hat. Wir durften erwarten, daß an dieser begünstigten Stelle im Stadtbild, die an Sonntagen Tausende von Berlinern passiren, wenn sie auf den Sterndampfern den grünen Gefilden der Oberspree zustreben, eine auch architektonisch bedeutende Anlage geschaffen werde, ein Komplex charaktervoll durchgebildeter Speichergebäude, der für den Blick vom Waffer her die WürdeBerlins alsHandelsherrin repräsentiren könnte. Eine grosse Gelegenheit zur Entwickelung eines städtebaulich werthvollen, durch kühne Monumentalität imponirenden Nferaspekts ist hier versäumt worden. Die architektonische Durchbildung der umfangreichen Baulichkeiten, die auf dem ausgedehnten Hafengelände errichtet wurden, ist mit unverzeihlicher Gleichgiltigkeit irgendeiner unbekannten Baufirma überlassen worden, die sich schlecht und recht, mit unzulänglicher Kraft und mit untauglichen Mitteln, an dem Auftrag abgequält hat. Man fragt sich verwundert, warum bei so großen Gelegenheiten nicht die Hilfe oder doch wenigstens die derathende Mitwirkung des Stadtbaurathes in Anspruch genommen wird. An solchen wahrhaft modernen Bauaufgaben, die mit neuen Konstruktionen neue Aufgaben zu bewältigen suchen, könnte Ludwig Hoffmann seine in den letzten Iahren bedenklich überspannte Kraft wieder auffrischen; und ein Auftrag wie dieser, wo unbeackertes Neuland zu bebauen war, mußte ihm sogar besonders willkommen sein, weil er eine für ihn seltene Möglichkeit bot, einen akademisch-trockenen Formalismus zu überwinden, der sich leise schon in seine Kunst einzuschleichen droht. Wollte man aber auf die Theilnahme des viel, beinahe allzu viel beschäftigten Stadtbauraths verzichten, so war der Anlaß doch immerhin bedeutend und die Aufgabe wichtig genug, um zu ihrer Lösung einen bewährten Architekten, dessen Talent man vertrauen durfte, heranzuziehen. Baumeister wie Behrens und Poelzig, Beide an den Bauaufgaben der modernen Großindustrie erzogen, hätten den Speichergebäuden des Osthafens die Monumentalität amerikanischer Getreidesilos zu geben vermocht, die aus der sinnfälligen Wucht ursprünglicher, aus einfachen Elementen zusammengesetzter Formen gewonnen ist.
Walter Kurt Behrendt.
«>

MVA erkwürdig, wie verbreitet noch immer „in den weitesten Krei»
^^.V sen" die Legende vom einfältigen, tumben lyrischen Dichter
ist, der irgendwie in den Momenten der Inspiration das modulirte
Gedicht fertig und mühelos in sich findet; merkwürdig, wie viele
und selbst literarisch Gebildete diesen Mythos des angeflogenen
Gedichtes unbewußt weiter verbreiten und wie wenig die Dichter
selbst geneigt sind, diese Legende, die sie dem Göttlichen und Nn-
bewußten mehr annähert, zu zerstören. Nun wissen wir aber, schon
durch Philologie belehrt, daß das Göttliche des angeflogenen Ein»
falls sich immer mit dem Irdischen der peinlich künstlerischen Durch-
bildunz vereinen muß, um das vollkommene Gedicht zu gestalten,
daß noch niemals in der Trunkenheit des Weins oder des Haschisch
ein vollkommenes Gedicht entstanden ist, sondern nur in der Nüch-
ternheit der Arbeit, die aber wieder durch innere Glüth ihre eigene
Rauschkraft hat. Wir wissen, daß der Blitz der Inspiration nur
für eine Sekunde lang das Unbewußte aufhellt und aus dem rück-
fallenden Dunkel das besinnende Gefühl sich erst alle Konturen der
inneren Bision wieder in bewußter Erinnerung und schöpferischer
Thätigkeit erneuern muß. Und doch, so genau wir wissen, daß
unsere besten lyrischen Schöpfer harte Arbeiter waren: ein Miß»
trauen gegen den klugen Dichter bleibt immer wach, der um alle
Werths weiß, und ungern mag sich das allgemeine Gefühl daran
gewöhnen, daß auch ein treu und bewußt Arbeitender, ein Häm-
merer und Wortschmied ein lyrisches Kunstwerk schaffen könne.
Unter diesem Mißtrauen wird Ernst Lissauer viel zu leiden
haben, weil man ihn eigentlich heute besser als einen der klügsten
Kritiker lyrischer Werths kennt, als einen der ganz wenigen Men-
schen, die mit feinstem Ohr den leisesten Mißklang aus einem Ge-
dicht abhorchen und bei aller Gefühlskraft für den Gesammreindruck
doch sich noch Witterung für jede Einzelheit bewahren. Man ver-
gißt aber dabei, daß immer nur der Schaffende um die letzten
Werths der Kunst weiß und gewisse Erkenntnisse niemals im bloßen
Nachfühlen verständlich werden, sondern sich nur in eigenthütiger
Schöpfung erleben. Diese Mißtrauischen erwarten von einem tech-
nisch so gescheiten Merker wie Lissauer vielleicht eine Kompilation
aller möglichen lyrischen Stile, ein Mischmasch aus einem Neu-
sten und Modischsten, aus Dehmel, Rilke, George und Dauthendey.
Aber schon sein erstes Gedichtbuch „Der Acker" hat gezeigt, daß er
seinen eigenen Stil bewußt in sich ausgebildet hat und kein Vor-
bild braucht. Sicher: er hat Lehrmeister gehabt und von ihnen das
Wichtigste gelernt, die Zucht des Wortes. Konrad Ferdinand Meyer

war sein erwählter Erzieher, von ihm hat er die äußerste Straffheit der Strophe gelernt, die Zusammendrängung des lyrischen Materials in den engsten Raum, die Vermeidung alles Ornamentalen und bloß schmuckhaften Beiwerkes, und die höchste Konzentrirung des Attributiven, die für ihn so bezeichnend ist. Diese Gedichte im „Acker" waren wie kleine eherne Ringe um den Raum eines einzelnen Gefühls, jeder seine einzelne Anschauung hart umschließend. Aber immer noch eine einzelne, ein ausgesperrtes, wenn auch umgrenztes Stück Welt.

In seinem neuen lyrischen Werk aber, dem „Strom", dem der treffliche Eugen Diederichs ein schönes blaues Gewand geliehen hat, ist diese Frage unter dem Druck! der inneren Gährung glühend aufgequollen; eine Erweiterung des Menschlichen, des Stofflichen und des Dichterischen hat sich erfreulich kundgegeben. Die engen Dauben sind vom aufquellenden Gefühl zertrümmert, wo früher Starre war, ist hier Strömen, das Sehen hat sich in gestaltendes Schauen verwandelt. Vom Früheren ist als Besitz nichts sichtbar verblieben als die Peinlichkeit und Sorgsamkeit des sinnlichen Wortes, die Kunst des Attributes, von der ich schon sprach, die bei Lissauer alles Gesehene auch zur stärksten Gegenständlichkeit erhebt. Nur hat sich das Bild auch in die Vision gesteigert, der Gegenstand nicht nur gegen den äußeren Blick des Auges, sondern auch gegen den inneren im symbolischen Sinn aufgethan. And von dieser steigenden Fülle ist die anfangs hart schließendeForm geborsten; die Zeilen, die früher im maßvollen Takte hinwellten, sind übergeschwollen in einen freien, breiten, neutönenden Rhythmus; der Athem weht schneller, stärker, klingender in diesen Gedichten. Nie aber verliert er sich insUnartikulirte, ins blos Klingende und Tönende; immer bleibt er, auch in den Sekunden des Jubels und des Aufschreis, eng in seinen Sinn gebunden. Es giebt keine leeren Stellen in diesen Gedichten; aber auch vielleicht keine orphischen, inkommensurablen, ganz unbewußten. Alles ist gesehen mit Verstand und Vision zugleich, Alles bleibt auch bei weitestem Ausblick fest im Irdischen und neigt sich nie ins Unbewußte oder Vage hinab. Vielleicht schadet zu viel Scharfsichtigkeit dem Gefühl, das gern in Dämmerungen sich auflöst, Lissauer faßt Alles mit starken Händen und zwingt es sich zuerst in ein Bild des Gesichtes, aber dann hebt er es über sich selbst hinaus ins Symbol der Welt. Und diese Zweiheit der Durchdringung giebt allen seinen Versen einen zugleich sinnlichen und geistigen Reiz, der manchmal das Aeußerste an dichterischer Wirkung erzielt. Ruhelos reich ist dieser Blick. Lissauer bosselt mit der selben starken, kunstkräftigen Hand kleine Kostbarkeiten, mit der er den großen, wuchtigen, erzenen Gesang

glockenhaft hämmert. Alle Stimmen hört er, die kleinen und die ganz großen; in einer wundervollen Wachheit lauscht er geringen Dingen ihr leise pochendes Seijn ab und hört zugleich das Stur» mische aller kosmischen Erregungen. Da ist ein kleines Gedicht „Die Zeiger", das ich als Probe seines Beginnens hinsetzen will. Es ist noch im gebändigten Rhythmus, ganz lyrisch durchgeistigtes Bild:

Gleich einem Acker trägt Frucht die Breite der Uhr,
Zeit reift auf ihrer gesegneten Flur.
Rastlos wächst und wuchert die Saat,
Drei Tagwerker schaffen in steter Mahd.
Des Ersten Sichel weht zierlich und leis
Und schneidet die schlanken Sekunden im Kreis.
Der Rechen des Zweiten harkt stark und lang
Und baut Garbe an Garbe das Feld entlang.
Gemächlich fährt der Dritte in die Runde
Und häuft Bund auf Bund zur ragenden Stunde.
hoch steht Ernte an Ernte gereiht
Weit durch die lange Ewigkeit.

Mit solcher Geschlossenheit des Strophischen betrachtet Lis- sauer aber nur einen ruhenden Zustand. Sofort wird seine Zeile beweglich, geschmeidig am belebteren Gegenstand, sie bildet un» bewußt immer den inneren Rhythmus des Dargestellten nach und ich glaube, man spürt den Wind mit seiner ganzen wilden wan- delnden Gewalt in diesem Gedicht:

Wie ein gewaltstrotzender Mann
Läuft der Wind Frauen und Mädchen an,
Packt
Ihre Kleider, als wollt er sie nieder
Reißen, und schmiegt sie prall an die Glieder,
Daß sie vor ihm wandeln wie nackt.
Die ganze Welt ist ihm ein Weib,
Das er begehrt,
Laub, Fluth, Sand ist Leib,
Den er begehrt.
Er berennt alles Sein,
Es zu verführen,
In alles Sein
Schlüpft er hinein,
Seines Wesens Wesen wie einen süßen Wein
Aufzusaugen und tief zu spüren.

Aber wahrhaft groß, neu und bedeutend für unsere deutsche Lyrik werden seine Gedichte erst, wo sie in den Hymnus emporsteigen. Da bekommen sie etwas Orgelhaftes, sie schwellen auf und schaffen gleichsam um sich selbst einen weiten, hallenden Raum, aus dem man ihre starke Stimme voll hören kann. Dann ist ein großer Zug in ihnen, wie man ichn bisher in der deutschen Lyrik selten gefunden hat, ein Wille zum Symphonischen, ei,ne Sehnsucht zur Kraft des Johann Sebastian Bach und der deutschen Holzschneider. Man spürt hinter ihnen eine breite, volle Persönlichkeit, die sich mannhaft gegen die Welt stellt und aus ihrer eigenen Sicherheit die beste Kraft nimmt. Selbstgefühl ist es i,m Grunde, was Lissauer so stark macht. Er liebt das Leben vielleicht nur, weil er sich selbst liebt; schafft sich Weltfreude aus der Selbstfreude. Mit Verhaeren verglichen, der auch ein so großer Weltfreudiger ist, aber demüthig, dankbar, sich selbst nur als Fragment im ungeheuren All empfindend, beglückt, entzückt von jeder Sekunde seines Schauens, scheint Lissauer hochmüthig in seiner Freude, eigenherrlich und selbstsicher. Sich selbst singt er den „Lobgesang", der dem Leben gelten soll:

„Beladen
Hast Du mich über und über mit Glücken und Gnaden.
Du gabst mir, zu sein wie das Gras, windgewiegt, sonnedurchbrannt,
Und löstest die Wurzel mir, daß Füße mich tragen ins Land.
Dann hast Du mein Haupt aufgeschlossen, daß ich höre,
Und daß ich blicke, meine Augen aufgehellt,
Du läßt für mich rauschen die Winde und Ströme
Und hast für mich die Städte und Gebirge aufgestellt,
Du gabst mir, zu spüren gedufteten Hauch von Halm und Blume,
Gabst Getast meiner Hand, daß sie Welt greift und fühlt,
Du gabst mir wirkende Kraft, die den Tag umpflügt wie prächtige Ackerkrume,
Gabst schwarzfluthenden Schlaf, der Ader und Nerv mir kühlt.
Gabst mir bildende Macht, zu erbauen
, Welt aus Deiner Welt, wie mein Odem und Blut sie schauen.
Mitten im Tag wittre ich Ewigkeit,
Kraft Deiner Kraft hast Du in mich ausgegossen,
Athem von Dir ist wehend in mich eingeschlossen,
Ich bin benedeit."

Aber er singt sich mit solcher Kraft, mit solcher Freude, daß alle Dinge der Erde für ihn daran Antheil nehmen müssen, er spiegelt sich nur in Allem, was groß und glühend ist, im Nil, im unendlichen Strom, in Feuer und Wind, und verschmäht sichtlich als Gleichniß die kleinen flüchtigen Erscheinungen des Lebens. Formt er Bilder, so sind sie aus größter Zeit, aus den Bauernkrie» gen, die Predigt Savonarolas, der Siebenjährige Krieg, nie aber

nnr heitere, gefällige, kokette Anekdoten, sondern immer mit welthistorischem Horizont. Seine Kraft fühlt sich aller Kraft verbunden und steigert sich ständig an diesem Wissen. Sie schafft sich Jubel, sogar als Zeichen jener höchsten Sicherheit einen ganz abgelösten, sehr deutschen schalkigen Humor, wie ihn nur die ganzen Freien, ganz Selbstsicheren haben. Kraft strömt aus seinem Rhythmus, Fülle aus seiner Eigensüchtigkeit, Bejahung aus seinem Jubel, Männlichkeit aus Allem, was er schafft.

Dieses Mannhafte, Starke und Ekstatische ist. was Lissauer bedeutsam für die neuere deutsche Lyrik macht. Die äußere,Jorm, die ein Dichter findet, ist ja immer leicht nachzuahmen; aber ein Rhythmus ist abgetötet, fehlt ihm der lebendige Athem der Persönlichkeit, die ihn geschaffen hat. Und ich glaube nicht, daß die Nachfahren, die Lissauer wohl bald folgen werden, jemals ein so vollkräftrges, vieltöniges und schöpferisches Buch zeugen werden wie diesen „Strom", der in die neuere deutsche Lyrik mit starker, tönender Welle hinabrauscht.

Wien. Stefan Zweig.

Selbstanzeigen.

Z5arl Ludwig Jessen: Friesische Heimathkunst. Mit Text von Momme Nissen. Ein Mappenwerk mit 36 Bildern, darunter 12 Farbendrucken. Verlag von Max Hansen in Glückstadt.

Das Werk hat nach, Bilderauswahl und Begleitworten einfach Dem zu entsprechen gesucht, was das nordalbingische Land an heimathlicher Kunst im Herzensgrund und nach eigener Kundgebung begehrt. Die für die Wiedergabe von Form, Licht und Farbe der Originale beste heutige Technik ist angewandt worden und die Blätter sind durchweg erfreulich gelungen. In Schleswig-Holstein kennt, liebt, ehrt man den mit seinem nordfriestschen Vaterstamm völlig verwachsenen Maler-Patriarchen schon lange. Nach Studien in Kopenhagen, Paris und Rom ist er alsbald ins Elternhaus heimgekehrt und wohnt noch als Ginundachtzigjähriger in dessen nächster Nähe. Sein Werk ist nun ein schlicht gefaßter Spiegel volksthümlichen Wesens und Lebens geworden. Man findet hier den selben Volksgeist in abwechselungreicher Fülle, den Friedrich Paulsen (dessen Heimathdorf zwei Stunden von dem! Iessens entfernt liegt) in seinen Jugenderinnerungen klar und fest gezeichnet hat.

„Kulturkonservativismus" kommt durch kluges Beharren auf ererbtem Grund immer wieder zur Geltung, weil er zur Erhaltung unseres Staatslebens so unentbehrlich ist wie der Adel, der Bauernstand und gesundes Brot; kulturkonservativ nach jeder Seite giebt sich diese

Friesenmappe. Sie hat freilich nur ein bescheidenes Erntefuder niederdeutscher Volks- und Kunstitreue geladen, aber wir hoffen, daß Etwas mit hinein geborgen worden ist von der nährenden Würze, die an rothglühenden Sommerabenden über unsere Wiesen streicht und die auch dem Großstädter die Nerven entspannt, das Gemüth erfrischt. Mir führte Pietät die Feder; Iessen ist nicht nur mein Oheim, sondern auch mein erster Lehrer in der Kunst.

Wenn dieser Prototyp der alten Malergarde, dessen Bestes sowohl Thoma wie Liebermann hochschätzen, seine liebevoll und fast primitiv durchgebildeten Interieurs in den Glaspalast sendet, dann gehen münchener Maler eigens hin, um sich zu verwundern, daß man „heute noch so malt". Es ist Kuch eine ganz merkwürdige Erscheinung, daß in dem kleinen Dorf Deepbüll (den Badeinseln Sylt und Föhr gegenüber auf dem schleswigschen Feststand gelegen) ein ebendort 1833 geborner Künstler von 1859 bis heute heimathliche! Bilder malt, ohne seinen Stil erheblich zu, Indern, während Europal durch immer neue Kunstweisen über und über revolutionirt worden ist. Freilich: wie die gewaltigen politischen^ Eruptionen des Geisteskraters Paris, so haben auch seine künstlerischen ihre zeitlich begrenzte Danerz die Fluthcn ebben zurück und der Schlund des Futurismus wird nicht ewig Wände und Augen und Seelen mit Exkrementen besudeln.

Schon angesichts der impressionistischen Improvisationen durfte man fragen: Ist Dies eine Kunst für die tiefblickenden Deutschen? Beim Neoimpressionismus ward es klar, daß diese künstliche Malart für jede« Formenfreund unverdaulich sei. Im Kubismus sehen wir eine Bild gewordene Aftergeburt, Was nun? Man blickt rückwärts bis zu Lessing und sagt sich: Wieder einmal hat uns das anreizende Paris in Kulturfragen irregeleitet. Wir sehen, es handelte sich hier nicht nur um künstlerische Auffassungen, die unserem Wesen nicht entsprachen und die von uns nur vergröbert werden konnten (um einiger brauchbarer Anregungen willen gaben wir uns selber auf); wir standen uns oft in einer sittlichen Sphäre, der wir nie und nimmer deutsches Hausrecht zubilligen würden; wir standen Techniken gegenüber, die es uns geradezu unmöglich machten, unser Sehen, Fühlen und Denken auf der Leinwand zu verkörpern, die außerdem, ganz objektiv bewerthet, ephemer und unergiebig waren. Wir überlegen, daß jede echte und große Kunst im Zusammenhang mit nationalen Eigenthümlichkeiten erwachsen ist, so daß die größten Meister geradezu ihres Landes Geist wie in einem Brennspiegel zu sammeln pflegten. Unwillkürlich sehen wir uns um: wo sind in dem unaufhörlichen und aufreibenden Wechsel des mouvement moäerno noch stetige Kunstelemente, die dem eigenen Boden entstammen? Wir finden sie, bezeichnender Weise, an den Grenzen von Deutschland, nach Dänemark, nach Holland, nach der Schweiz zu, in den Bergen und nah der See, dort, wo der Mensch sich noch zu sammeln vermag, ^Spürt man ihnen nach, so gewahrt man, Gott sei Dank, daß auch heute noch Seelenkräfte walten, die in der Abwärtsbewegung

von Manet bis Kandinffy ganz ausgestoßen waren, daß unsere deutsche Kunst andere Daseinsbedingungen, Harmonien und Wirkungen hat, als die Modernsten sie lehren, und daß sie auch heute noch ganz so frisch sind wie einst, wenn Eigencharaktere, wie Menzel, Leibi und Böcklin oder auch bescheidenere Größen, frei mit ihnen schalten.
Je wilder sich die jüngsten Decadents geberden, desto wahrscheinlicher wird im staatlichen, religiösen, künstlerischen Leben eine Wiedergeburt aufdem Grund unserer gediegensten Vergangenheit.Man hat vielfach mit der Inventuraufnahme nach solcher Richtung begonnen. Auch wir haben spontan einen kleinen Beitrag dazu geboten.
München, Momme Nissen,
Wunden und Wunder. Saturn-Verlag in Heidelberg.
Friedrich Schlegel meint: „In jedem guten Gedicht muß Alles Absicht und Alles Instinkt sein.« Mit diesem Satz hat Schlegel den einzig giltigen Maßstab zur Beurtheilung lyrischer Schöpfungen geschaffen. Mit diesem, nur mit diesem Werthmesser möge man meinem Buch nahen, um zu erkennen, ob sich dort wenigstens einige „gute" Gedichte finden lassen, ob das Bluterlebniß des Autors zum Nach« erlcbniß des Genießenden werden kann, ob die Veröffentlichung dieser Verse 'überflüssig oder nothwendig war. Ohne pathetische Anmaßung, aber auch ohne simulirte Bescheidenheit will ich das Urtheil meiner Zeit erwarten, ohne auf das Recht zu verzichten, an künftige Generationen zu appelliren. Paul Mayer.
Jenseits von Optimismus und Pessimismus. Kerlers Verlag in Ulm. 5 Mark.
Unter Verzicht auf Forschung nach dem Wesen der Wirklichkeit, im Gegensatz also gu aller wie immer gearteten Metaphysik, genau so gut aber auch zu allem Positivismus, zu aller Naturphilosophie, versuche ich, die Frage nach dem Sinn des Lebens phänomenologisch, „mors Asoinstrico", rein aus den Thatsachen einer impersonalistischen Ethik zu beantworten. Materialismus, Monismus, Dualismus, Theismus, Pantheismus, Panentheismus, Atheismus, Positivismus, Mystizismus, Pragmatismus: noch bleibt vor dem Leben die Wahl anderer Standpunkte möglich. Die Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens, die sich mir aufgedrängt hat, nenne ich Impersonalismus. Eduard von Hmrtmann, der diese Idee streift, freilich ohne ihren Vollgehalt auch nur zu ahnen, sagt von ihr, daß ihm „kein ernsthafter Versuch zur Durchführung dieses Einfalles bekannt" sei. Absoluter Impersonalismus hat wirklich noch nie einen Vertreter gefunden. Dem Alterthum ist er völlig fremd. Fsnslon ist der Erste, der in wesentlichen Stücken impersonalistifch empfinden will. Auch bei Kant und Fichte, die freilich gerade in den letzten und entscheidenden Fragen personalistisch denken, tritt ein relativer Impersonalismus

hervor. In neuerer Zeit kamen der erwähnten Anschauung nah Planck,
Wundt, Dorner, Schwarz und am Nächsten Cohen.
Ulm. DietrichHeinrichKerler.
Die Uhr. Ein Spiel in zwei Akten. Schuster S Loeffler in Berlin,
P r o l og.
Stockfinstere Nacht. Der Vehmrichter steht auf einem schwarzen Sockel, vor einem schwarzen Vorhang. Er ist ganz schwarz gekleidet. In der Rechten trägt er eine lange Wachskerze. Die Kerze leuchtet plötzlich auf. Ihr flackerndes Flämmchen ist das einzige Licht weit und breit. Es ist, als schwebe ein erleuchtetes Gesicht frei im Weltraum. Der Vehmrichter beginnt monoton und metattisch:

Als der Meister die Welt erbaut,
Ward sie drei Häuptern anvertraut:
Die Frau im goldnen Eisenkleid
Sollte der Zukunft entgegenharren;
Die Stunde der bunten Wirklichkeit
Gehört dem buntgescheckten Narren;
Mir ward das Gewesene unterthan.
Ich habe meine Pflicht gethan.
Der Mütter Stöhnen, der Kinder Lallen
Ließ ich verhallen.
Aufrechte Krieger und strahlende Bräute
Wurden meine Beute.
Was sich blähte, stolz und vermessen:
Verweht und vergessen.
Greise und Knaben
Hab' ich begraben.
Ob Allem, was da lebt und streitet,
Ist mein schwarzer Mantel gebreitet.
Brennlichter Zorn und Leidenschaft:
Das Licht erlischt, der Zorn erschlafft.
Verwischt und vernichtet ohne Spur —
Ein Fraß der Uhr.
Die Uhren sind meine Sägemühlen.
Sie mahlen und kreisen ihre Zeit
Unbestechlich, ohne Fühlen,
In ruheloser Gelassenheit.
Nicken und ticken, picken und knistern,
Fügen Sekunden zu ihren Geschwistern,
Zernagen und sägen mit trägen Zähnen
Das Dasein der Erde zu Staub und Spähnen.

Das Rad erfaßt es, die Uhr zerbrichts.
Prunk' und Pracht wird Nacht und Nichts.
Unter den Stühlen
Meiner Wühlen
Thürmen sich Berge
Von Leichengebein:
Zermürbte Gedanken,
Bertvitterter Stein;
Verreckte Zwerge,
Erwürgte Stunden, —
hat Alles bei mir
Sein Ende gefunden:
Rebellion und Königspanier.
Riesen sanken,
Kränze verblühten,
Verse vermoderten,
Feuer loderten
Und verglühten.
Ich habs gelöscht, vernichtet, zersetzt.
So ist mir vom Meister die Pflicht gesetzt.
Du Narr der gleißenden Gegenwart —
Ich pack' Dich hart.
Meinen Krallen
Bist Du verfallen.
Dein eitles Werk soll vergessen sein.
Nur Deine Sünde wird ewig schrein.
Goldne Herrin der kommenden Dinge,
Ob ich Dich bezwinge?
Von Stunde zu Stunde wächst mein Reich -
Deinem kommt es doch nicht gleich.
Du trotzest und spottest meinen Mühn:
Ich jäte die Blumen, Du lassest sie blühn.
Ich jäte und tilge stets und treu:
Auf Deinen Feldern wachsen sie neu.
Meine Mühlen mahlen Korn und Schrot:
In Deinen Furchen wächst neues Brot.
Aus meiner Rache wird Verzeihn,
Aus der Verzweiflung Hoffnungschein.
Was ich auch Hüll' in meine Nacht:
Beim ersten Hahnenschrei
Erwacht
Die alte Gaukelei.
Die Kerze erlischt. Es ist wieder stockfinster.
RodaRoda und Gustav Meyrink.

## Maria Stein.

ie auf weichen Daunen gleitet der Schlitten durch den Schnee,
der schon Tage lang vom dunklen Himmel fiel, hier und da
ein Bauer vor seinem tief eingeschneiten Gehöft. Ein bellender Hund,
ein paar Saatkrähen, aufgeplusterte Haubenlerchen. Sonst nichts.
Ausgestorben scheint die Welt.
Der Kutscher faßt sich an die Ohren. Kalt pfeift der Wind;
es geht bergan. Langsam trottet der alte, knochige Gaul; er dampft.
Er riecht wie Mist und ranziges Leder. Dicke Schneemützen haben
Telegraphenstangen und ihre Porzellantopse. Die Drähte summen
und surren ein traurig Lied. Hell klimpert die Klingel an der Deichsel
des Schlittens, der sich jetzt mühsam aufwärts schiebt. Dichter Tannen-
wald. Eine lange, melancholische Strecke, dann lichtet er sich. Hinten
im Wiesengrund, an der steinigen Berglehne ein kleines Kloster, von
einer Mauer umgeben. Mittendrin die Kapelle, ihr Thurm, daran
das Pfarrhaus. Winzig klein, wie ein Spielzeug, schaut es aus dem
Schnee heraus.
„Wie heißt das Kloster?" fragt der in seinen dicken Pelz gehüllte
Bär, der Fahrgast.
„Maria Stein!" ruft der Kutscher ihm zurück. Schnell muß er
die Zügel anziehen. Der Gaul will auf den Wiesenweg, er stolpert:
„Rechts, mein Lieber, gehts nach Brandil! Wart', ich werd' Dirs zeigen!"
Haut mit der Leine auf den dampfenden Gaul, daß es klatscht. Schrill
klingt die Schelle an der Deichsel. Dann geht es auf der Reichsstraße
weiter. „Maria Stein!" wiederholt der Kutscher und dreht sich zum
Fahrgast um; verschmitzt fügt er hinzu: „War ein Kloster!"
„Was ist es denn jetzt?" fragt der Bär aus seinem Pelz,
„Ein Narrenhaus; ein Russ' wohnt drin!"
„Wie kommt der Russe nach Tirol?"
„Bin noch nicht lang in der Gegend. Man hört halt Mancherlei.
Nach Maria Stein will Keiner gern."
„Warum?"
Der Kutscher überhört es. Schritt geht der Gaul. „Geh weiter,
Hansel!" Mit der Leine klatscht er ihm auf den Rücken. „Geh weiter!"
Hansel fängt zu traben an. Die Klingel klimpert.
„Warum will Keiner nach Maria Stein?"
„Weil der narrische Baron alleweil schreit und betet. Weit kann
maus hören. Zum Fürchten ists. Niemand hat ihn gesehen."
„Merkwürdig!"
„Ein Weibsbild ist auch drinnen. Sei Mutter oder die Schwester.
Die pflegt ihn; kein Mensch sonst."
„Woher weißt Du Das?"
„Der Pfarrer sagts!"
„Der ist Wohl oft da?"

„Nur, wanns ihm quält, dem Baron; dann holt das Weibsbild deN Pfarrer aus Brandil."
„Was quält ihn denn?"
„Ia, Herr! Krank ist er, narrisch, alleweil beten, beten und beichten möcht' er halt, beichten!"
Von der Höhe sieht man jetzt in das tiefe Thal. Eingeschlossen von schroffen Felsen liegt das Dorf.
„Ist da Brandil?"
„Wohl, Herr!"
Bergab gleitet der Schlitten schnell die Kehren dahin. Vereinzelte Hütten, Häuser, die Dorfstraße. Am Marktplatz in Brandil verstummt plötzlich die Klingel an der Deichsel. Vor der Krone, die er kennt, ist Hansel verständig stehen geblieben.
Der alte Baron Sermenow, Besitzer großer Eisenwerke und Maschinenbauten in Nishnij Nowgorod, ist gestorben. Seinen Söhnen Pöter und Alexis hinterläßt er ein stattliches Vermögen. Peter, der viel ältere, führt mit geschickter Hand die Geschäfte. Alexis, der Maler, geht nach Italien, um dort weiter zu studiren. Er hat Talent.
Eine ganze Strecke geht Alles glatt. Dann laufen Briefe von Alexis ein, in denen er, immer wieder, um Geld bittet. Anfangs werden ihm die gewünschten Summen geschickt. Da aber die Bitten nicht aufhören, sogar Forderungen kommen, glaubt Peter ein Recht und die Pflicht zu haben, statt des Geldes Ermahnungen zu schicken. Die nützen nicht. Bewirken das Gegentheil. Trotzig verlangt Alexis telegraphisch sogar „sein Geld". Das ist dem Bruder zu viel. Sein Geld ist auch mein Geld! So geht Das nicht. Kurz und bündig depeschirt er ihm: Komm und hole Dirs!
Wirklich:Alexis trifft in Nowgorod ein. Kein brüderliches Wiedersehen. Die als Freunde geschieden, stehen einander wie Feinde gegenüber. Vierschrötig, dunkel: Peter. Schmächtig, hell: Alexis.
Kain und Abel.
Böse Auseinandersetzungen folgen. Eben so hohe Wechsel aus Rom, Florenz, unterschrieben mit: „Peter Sermenow".
Ist es möglich? Sehen die Augen richtig? Peter Sermenow?
Seine Güte mißbraucht; gefälscht sein Name. Ein Nichtsthuer stiehlt ihm sein Vermögen, schändet den Namen Sermenow und lacht dazu.
Auch noch Hohn! Von diesem verdammten, blonden, falschen Alexis!
Mit ihrer ganzen Liebe versucht Nadja, Peters Weib, den Gatten zu beschwichtigen. Vergebens. Zu groß die Summen, zu niederträchtig der Betrug. „Lieber einen toten als solch..."
„Um Gottes willen, Sermenow, was hast Du vor?!"
„Laß mich!"
„Nein! Um aller Heiligen willen, was hast Du vor?"
Umsonst. Fort stürzt Peter, dem lachenden Alexis nach,
... Es war geschehen. Zu stark hatten die großen, muskulösenHände ihn gepackt. Der blonde Alexis starb,

Die Zukunft.
Gewissen, warum beißest Du so scharf mit Deinen Zähnen? Seele,
weshalb brennt Deine Flamme der Unruhe ewiglich? Gedanken, warum
zermürbt Ihr das Hirn? Schreit es nachts: Mord! Brudermord!
Fort! In ein anderes Land. Weit fort von der Stelle der That.
In einen Winkel verborgen, allein. Allein mit Nadja. Sühne! Buße!
Theuer wurde Maria Stein bezahlt.
Ohne Fahrgast zieht Hansel den Schlitten langsam die Kehren
hinauf. Der Kutscher ist eingenickt. Leer die Straße. Der Abend neigt
sich; düster wird es; Schneeflocken fallen. Ringsum Stille. Nur die
Klingel an der Deichsel klimpert. Bergab setzt sich Hansel selbst in Trab.
Er will nach Haus, ist müde. Beim Anziehen erwacht der Kutscher,
„Recht hast, Hansel; nur zu, daß wir heimkommen." Dichter
fällt der Schnee. Gleichmäßig trabt der Gaul. Beim Wiesengrund
bleibt er plötzlich stehen und spitzt die Ohren. Was ist da? Woher
tönt es? Klagend klingt es über den Schnee. Blutroth leuchtet ein
Auge. Unheimlich wird es dem Knecht. Er lauscht und späht. Maria
Stein; ein Fenster hell. Wer läutet die Glocke? Kalt rieselt es ihm
am Rücken. Fest zieht er die Zügel an. Der Gaul, als wüßte er, wa-
rum, greift weit aus. Im Galopp gehts dahin, als peitsche der Teufel...
Oben im Thurm steht Nadja. Zitternd zieht sie den Strang,
wehmüthig klagt die Glocke durch die Nacht. Schnee stäubt in das
offene Bogenfenster auf die arme Gestalt. Die verweinten Augen
sind zum Himmel erhoben; die Lippen lallen: „Erbarmen!"
Und wie in Barmherzigkeit senkt sich der Schnee als großes,
weißes Leichentuch auf die kalte Erde nieder. Ganz still wird es. Un-
aufhörlich fallen die Schneeflocken und decken Alles zu.
München. Paul Kalisch.

ch habe im November hier zweifelnd gefragt, ob Kleinhändler i»
fremden Erdtheilen Konsuln des Reiches sein sollen; ob nicht die
Furcht vor dem Verlust einheimischer Kundschaft sie auch da leise treten
ließe, wo des Reiches Interessen einen vernehmbaren Schritt verlan-
gen. Darob und ob des zweiten Theiles meiner kleinen Arbeit große
Aufregung bei südamerikanischen Deutschen (nicht bei allen; denn eine
ganz stattliche Anzahl hat mir zugestimmt). Zunächst wählten die
beiden Herren, deren Briefe hier veröffentlicht wurden, die primitive
Technik und schalten mich einen Seichtling, einen Globetrotter, ein
Grünhorn, dem das Recht zum Urtheil abzusprechen sei. Wie kommen
die Herren eigentlich dazu? Sie kennen mich doch gar nicht und wissen
nicht, ob mich nur Muße und Erholungbedürfniß hinausgetrieben,
haben. Setzen nun aber ohne Weiteres voraus, ich habe meine Weis-
Antwort.

Antwort.
2V9
heit aus den deutschen Klubs und allerlei lmir «unbekannten Freuden»
orten hergeholt und sei einer der Vielen, die zwischen Dampfer und
Dampfer die Stätten deutscher Wirksamkeit „studirten". Daß ich auf
den einen großen Handelsplatz immerhin anderthalb Monat verwen-
den konnte, habe ich, weil ichs für überflüssig hielt, nicht gleich er»
wähnt. Herr Harden sagte mit Recht, es sei möglich, nicht wahrschein»
lich, daß ich nur Falsches sah. Im Wesentlichen hat sichs bei meinen
Behauptungen um Dinge gehandelt, die durch Menschenkenntniß und
für Kulturfragen geschärfte Sinne übermittelt werden. Und ob die in
diesem Fall mich, der ich als leidlicher Optimist nach Amerika kam,
ganz im! Stich gelassen haben: diese Frage durfte hier wohl erörtert,
konnte aber nicht durch der Herren persönliche Angriffe auf mich, den
Ungekannten, bejaht werden. Sachlich erwidert man mir, „die Vice»
konsuln seien Männer mit gereifter Erfahrung". Mag sein. Wurde,
auch von mir, wie ihre und des gesammten Ueberseehandels Geschäfts-
tüchtigkeit, nicht angezweifelt. Gehört aber am Ende, liebe Herren, nicht
zur Sache, weilsj mein Verlangen nach unabhängigen Vicekonsuln
noch immer nicht als thöricht erweist. Der eine Herr wirft mir vor,
ich schwärme für Konsuln mit näselnder Schnoddrigkeit (die, Herr
Tichauer, bei „den Pionieren des deutschen Welthandels", hinter den
Tischen der Waarenhäuser und beim Gentryspiel achtzehnjähriger Han»
delsbübchen nicht seltener zu finden ist als in.preußischen Offiziercorps).
Weshalb die Vermuthung? Nur, weil mir ein Konsul imponirt hat,
der von der Kavallerie zum Ueberseehandel hinübergewechselt war? Der
Mann näselte nicht, hatte keine Wildwestmanieren und nahm feine
Eigenschaft als Konsul mindestens eben so ernst wie seine geschäftlichen
Interessen. Dann verlangte ich noch, daß der deutsche Kaufmann sich
mehr als bisher des zweiten Theiles seiner doppelten Mission bewußt
werd?: seinen Wohlstand zu mehren und die eigenen und des Reiches
Dehors zu wahren. Darauf schreibt ein Herr, wir seien angesehen, trotz
der heimlichen Antipathie, die in uns den- Barbaren wittere. Mag
sein. Was ich sah, lehrte mich freilich Anderes. Und die Hochachtung,
die, zum Beispiel, Mexiko dem Reich erwies, als es die Mörder der
Kovadonga-Deutschen nach zwei Iahren „bestrafte", dürfte nicht nur
in meinem empfindsamen Gemüth haften geblieben sein. Das war
der einzige zur Sache gehörende Einwand, den ich in den Briefen ge»
funden habe. Denn wenn man mir auf meine Klagen über den Man»
gel an persönlichem und nationalem Selbstbewußtsein sagt: „Wir
machen ja so gute Geschäfte dabei und Alle neiden uns unsere An»
Passungfähigkeit", dann muß ich gestehen, daß die Herren an meinen
Behauptungen und Wünschen vorbeigeschossen haben. Nicht mit einem
flüchtigen Wort habe ich die Erfolge und die Tüchtigkeit unseres Ueber-
seehandels bezweifelt. Und was ich^ iml Interesse des Deutschthums,
schrieb, ist mit Phrasen und Scheltreden nicht zu widerlegen,
Fritz Reck-Malleczewen.

## Aktionärwünsche.

ie weit reicht das Recht des Aktionärs, an der Geschäftspolitik mitzuwirken? Das Gesetz liefert nur einen Umriß. Auch wenn sichs um höchst! wichtige Dinge handelt, wird, in der Praxis, der Aktionär oft nicht gehört. Letztes Beispiel: der Kampf der Rheder. Weder HAL noch Lloyd haben die Generalversammlung der Aktionäre befragt, ehe sie den Tarifkrieg begannen. Was sich ereignete, liegt zwischen zwei Versammlungterminen. Die HAL sprengte die nordatlantifchen Pools. Hätten die Aktionäre zu beurtheilen vermocht, ob die Taktik richtig oder falsch war? Ihr Interesse fordert guten Kurs und sichere Dividende; in der Strategie des Geschäftes finden sie sich nicht zurecht und können deshalb nicht die Befugnisse eines Großen Generalstabes für sich fordern. Nur das Recht zur Kritik; wenn sie Schädigung fürchten müssen. Der Tarifkrieg zeigte die Ueberlegenheit des Geistes über die Kapitalmasse, die durch eine Menge einzelner Besitztheile dargestellt wird. HAL und Lloyd haben zusammen ein Aktienkapital von 305 Millionen. Nach dem Kurswerth sinds mehr als 400, mit den Obligationen fast 600 Millionen, Mit diesen zwei deutschen Gros;-rhedereien stehen viele ausländische Gesellschaften im Konkurrenzkampf. Da gehts also mindestens um eine Milliarde; und Hunderttausende von Aktionären find daran interessirt. Wenn die HAL alle Konsequenzen ihrer Größe durchdrücken will, so thut sies, weil sie die Rentabilität ihrer Schiffe zu steigern wünscht. Ob Das in der Freiheit besser geht als in der Fessel eines Kartells, müssen die leitenden Köpfe beurtheilen. Herr Di-. Albert Ballin ist der Schöpfer der Schiffahrtpools, hat aber nie deren unbedingte Notwendigkeit gepredigt. Als der Lloyd, 1911, das südamerikanische Kartell kündigte, trat Ballin für den Gegner ein, obwohl di« HAL, durch ihre Beziehungen zur Hamburg-Südamerika-Linie, von dem Zusammenbruch des Pool mit betroffen wurde. Heute ist die HAL bereit, mit dem Lloyd einen Bundesvertrag gegen die Fremden zu schließen, Sie hat sich nie unversöhnlich gezeigt. Die in Wien zwischen Ballin und Heineken vereinbarte Interessengemeinschaft wurde schon vor Monaten von Hamburg vorgeschlagen. Der pariser Konferenz war die HAL fern geblieben. Das verdroß die Anderen; über es kam nicht zur Kriegserklärung, Die Engländer behielten sich Freiheit der Bewegung vor. Daß der Vorbehalt wohl überlegt w<u> haben ihre Kampspreise bewiesen. Der Lloyd fand in der Verlängerung de!s Nordatlantischen Dampferlinienverbandes, dem außer ihm noch die Holland-AmerikaLinie in Rotterdam und die Red Star Line in Antwerpen angehören, eine achtbare Gemeinschaft. Wäre dieser Pool mit den anderen, die im Ianuar endeten, zerfallen, dann hätte der Friedensschluß länger gedauert. Freilich hat ihn auch Oesterreich beschleunigt. Die wiener Regirung hat ihr Ziel, das Monopol der deutschen Großrhedereien zu brechen, erreicht. Was die Dampferlinie der Canadian Pacific nicht vermochte, hat die Taktik der Auswandereragenten bewirkt. Der Austro-Americana, der von HAL und Lloyd großgezogen

nen triester Rheder«, wurde das österreichische Ueberseemonopol verliehen. Die deutschen Gesellschaften ressortiren von ihr. Da der Lloyd die stärkere Stellung im österreichisch-ungarischen Geschäft hatte, lag es im Interesse der HAL, sich ihm anzuschließen. Den Wienern war der Zwist der Rhedereien natürlich bequem. Die Passagepreise müssen nun so schnell wie möglich wieder steigen. Die HAL wollte ihre Dividende, wegen des Tarifkrieges, nicht erhöhen; sie hätte gewiß 11 Prozent gegeben, wenn nicht die Vorsorge für den Kriegsschatz abgemahnt hätte. Manche Gesellschaft ist so reich ausgestattet, daß sie denAttionären viel mehr geben könnte, als sie giebt. Das darf sie, wenn dieses Verfahren ihr nützlich scheint. In Bayern ist jetzt wieder ein Beispiel solches Zustandes zu sehen. Die Aktie des Reichelbräus in Kulmbach, einer der bestrentirenden deutschen Branereien, ist seit Neujahr von 189 „uf 220 gestiegen. Die Gesellschaft schlicht ihr Geschäftsjahr am dreißigsten Iuni, kann also im Februar noch nichts über ihre Dividende sagen. Die betrug seit dem Gründungjahr 1895 zwischen 10 und und 12 Prozent. Die Aktie wurde mit einem Kurs von 163 an die Börse eingeführt. Die Spannungen innerhalb eines Iahres gingen bis zu 20 Prozent. Das Papier ist also nicht unbeweglich; in dem Gewimmel des berliner Kurszettels fiel es aber nicht auf. Das hat sich in letzter Zeit geändert, da der Kurs sich zu Höhen emporwagte, die er früher nicht gesehen hatte. Das Reichelbräu gehört zu den glücklichen Gesellschaften, die im Geld schwimmen. In dem Ausweis vom dreißigsten Iuni stand ein Bankguthaben von rund 1,80 Millionen: etwa 30 Prozent des Aktienkapitals und fast fünfmal so viel, wie der Dividendenbetrag fordert. Außerdem gab es ein Anlagenkonto für disponible Mittel und eine Delkredereireserve von rund 600 000 Mark. Eine so hohe Rücklage für zweifelhafte Schuldner ist in einer Gesellschaft, die kaum Verluste an ihren Außenständen erleidet, nicht unbedingt nöthig. Aber was soll man mit dem Geld anfangen, wenn man die Aktionäre nicht durch hohe Dividenden verwöhnen will? Alle Konten kann man ja nicht ans eine Mark abschreiben. In den Grundstücken stecken auch große innere Reserven, da ihr Werth um 4 (statt der üblichen 1 bis 2) Prozent heruntergeschrieben worden ist. Wozu hält die Gesellschaft ein so hohes Bankguthaben? Im vorigen Iahr, bei 6 Prozent Bankdiskont, war diese Taktik allenfalls zu verstehen. Aber bei niedrigen! Geldsätzen, also auch billigerer Verzinsung der Gelder durch die Banken, ist solche Anlage kein gntes Geschäft. Wenigstens nicht für die Gesellschaft. Wenn man den Aktionären keine Genußscheine als Bonus geben will, könnte man einen Theil des Aktienkapitals zurückzahlen.

In der Steigerung des Kurses drückt sich die Hoffnung auf höhere Dividende aus. Ob sie erfüllt wird? Eine Verwaltung, die von der Richtigkeit ihrer Finanzpolitik überzeugt ist, läßt sich nicht leicht umstimmen. Schmelzende Erfahrung warnt vor dem Einschwenken in unsichere Wege. Lxsmpls äoesnt. Die kasseler Aktiengesellschaft für Federstahl-Industrie hat Iahre lang ansehnliche Dividenden gegeben und den Ruf ein« solid gebauten Gesellschaft erworben. Das Iahr 1912 brachte einen



file:///D|/0515/ocr%2080er/dz%20086_279.html[17.07.2014 17:09:33]

Dividendensturz (von 12 auf 5); die angehäuften Barmittel waren nicht gut verwerthet worden. In der Generalversammlung wurde erklärt, die Gesellschaft habe so viel Geld gehabt, das ; sie genöthigt gewesen sei, sich nach neuen Geschäftszweigen umzusehen. Und so kam die Beleuchtungbranche und der Betrieb einer Gasanstalt zu den Korsetfedern, die das Glück des Unternehmens begründet hatten. Liquidität ist also nicht immer ein Segen, sondern manchmal Verführerin. Innere Reserven dürfen nicht für die Dividende benutzt, können aber privatwirthschaftlich nutzbar gemacht werden. Warum zahlt man nicht einen Theil des Aktienkapitals zurück? Die Ansammlung großer Fonds zeigt ja, daß das Grundkapital in seiner ursprünglichen Ausdehnung nicht mehr zum Betrieb des Unternehmens nöthig ist. Das Reichelbräu hatte 1,80 Million Bankguthaben, 600000 Mark Delkredereireserve, 927 000 Mark mündelsicherer Effekten und Hypotheken, Die liquiden Mittel allein betrugen also rund 2«/t Millionen. Würde die Delkredererücklage aus die Hälfte gekürzt (was bei den relativ niedrigen Außenständen der Brauerei vollkommen ausreichte), so hätte man, bei 3V> Millionen Aktienkapital, eine verfügbare Summe von rund 3 Millionen. Der Plajn, das Stammkapital durch Rückzahlung auf die Hälfte zu verringern, um. dann mit einer Verdoppelung der Dividenden rechnen zu können, wäre da nicht allzu kühn.

Der Normalaktionär kann solche Entschlüsse nicht durchsetzen. Die geschäftliche Taktik wird von den gewählten Führern beistimmt und die Generalversammlung hat nur das Recht, ihrem Mihmuth Worte zu geben, wenn sich das Programm der Verwaltung nicht bewährt hat. Das „wirtschaftliche Interesse" ist ein Begriff, der stets verschieden aus» gelegt werden kann. Daran erinnerte neulich wieder eine interessante Entscheidung des Reichsgerichtes. Die Gutchoffnunghütte in Ober« hausen führte einen Prozeß gegen Thyssens Gewerkschaft Deutscher Kaiser, die sie aus ihrem Besitz von Aktien der Gesellschaft für Hüttenbetrieb in Duisburg-Meiderich hinausgedrängt haben sollte. Von den 4500 Aktien dieses Unternehmens besaß Thyssen alle bis auf 9, die der Gutehoffnunghütte gehörten. Eine Generalversammlung beschloß, das Grundkapital von Duisburg-Meiderich um 100 000 Mark zu kürzen. Von je 45 eingereichten Aktien sollte eine für kraftlos erklärt werden. Wenn Aktionäre weniger als V Aktien einreichten, sollten sie alle gestrichen, durch neue ersetzt und für Rechnung der Besitzer verkauft, denen aber der Erlös ausgezahlt werden. Dadurch verschwanden die 9 Aktien der Gutehoffnunghütte und Thyssen war Alleinbesitzer der Aktiengesellschaft für Hüttenbetrieb. Das Reichsgericht hat keinen Grund gefunden, die Transaktion für ungesetzlich zu erklären; es meint, die Thatsache, daß die Gewerkschaft Deutscher Kaiser die Lage zum eigenen Vortheil ausgenutzt habe, sei noch nicht als Verstoß gegen die guten Sitten zu beurtheilen. Und die Unzufriedenen können nur weitermurren.

L a d o ii.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Marimilian Horden in Berlin. - Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Sarleb <S, m. b. S. in Berlin.

Berlin, den 28. Februar 1S14.
'Theater.
in/)
Romeo und Julia,
^ie sahen, wackerer Prologos, allerliebst aus, als Sie, in Romeos Farben, auf schwarzen Beinchen unter grünem Seiden» wämslein, vor den übervollen Saal hüpften und, artig und klug, ihren Vorspruch zirpten. Vom Leidenslauf einer Liebe, die dem Tod geweiht ist, weil das von Liebe zusammengewirbelte Paar unter dem Unstern wüthendenHasses erwuchs, der seit Menschenaltern die Väter trennt, die Geschlechter zu Fehde und Mord wider einander waffnet. Zwei Veroneserhäuser, an Rang und Ahnenwürde gleich, doch so vermauert, vermörtelt in alten Grimm und rauflustigeRachsucht, daß ihren Söhnen sich, wo sie einander erblicken, das Schwert aus der Scheide lockert. Und ists erst locker, dann sucht es, wenn die Adriasonne auf das Amphitheater Diokletians niederbrennt, hastig schon das Herz des Totfeindes. Aus beiden Stämmen ist ein Strom edlen Blutes geflossen; und daß diesesSaftesStoffauchdasSchicksaldesmitleidswerth-unseligen Paares färben werde, dem der roth gedüngteBodenHeimath ist, verräthPrologos (denSchlegel drum, mit derAbsicht auf Spannung desHöreremp findens, weggelassen hat). Sie habens hübsch ausgeplaudert; setzten die Füßchen der vierzehn Verse so niedlich, wie Sie aussahen. Kaum so, wie Shakespeare sich seinen Chorus

*) S. „Zukunft" vom 14. und 21. Februar 1914.

Sie Zukunft.
dachte; eher wie ein feines, schlankes, neckisch gescheites Chorus»
Girl, das Tölpeln denWeg durchs Dickicht eines Intriguenstückes
erleichtern soll. VerkleidetesMädchen (deshalb: Sie), nicht feier»
lich schreitender Vorsprecher. Aus der Stirn den Abglanz klugen
Lächelns, nicht das dunkle Gewölk, aus dem Donner und Blitz
droht. Vielleicht muß es so sein. Denn Ihr Sprüchlein schließt
mit dem Verspaar: »WennIhrDies mit geduldigen Ohren hört,
wird unserFleiß verbessern, was noch stört." Immerhin wäre zu
bedenken, ob ein Ansager, der uns in eine Tragoedie, vor die
Leichen von fünf jungen Menschen ruft, gar so munter drein»
schauen, mit so drolligerAnmuthdasVersgefiederplusterndürfe.
Später. Einstweilen möchte ich der liebenswürdigsten Einladung
zur Kritik folgen und zu sagen versuchen^ „was noch stört": da-
mit Fleißige nachprüfen und, wo es nöthig scheint, bessern können.
Das Gedicht ist allerJugendwunder voll. FürJugend hats
ein Junger geschaffen. Der auch die Alten aus jungem Auge
sah. Biographen und Literaturgeschichtschreiber, deren emsige
Lichtungarbeit heute zu wenig genützt wird, englische und deutsche
(in Frankreich ist eigentlich nur Taine ernster Beachtung werth),
haben berichtet, wievielShakespearedenQuellenunddenSchöpf-
eimern der Vorgänger entnahm. Mitihm, sprach Goethe zu Ecker»
mann, „ists wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie
den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger
Haide: und Sie werden vor Erstaunen über seine Größe keine
Worte finden. Besuchen Sie ihn aber in seiner riesigen Heimath,
kommen Sie zu ihm über seine großen Nachbarn, die Jungfrau,
das Finsteraarhorn, den Eiger, das Wetterhorn und den Monte
Rosa, so wird zwar derMontblanc noch immer ein Riese bleiben,
aberSie nicht mehr in solches Erstaunen setzen." DasBild über-
zeugt uns eben so wenig wie der vorausgeschickte Satz, Shake-
speare habe »die ganze Menschennatur in allen Tiefen und Höhen
so erschöpft, daß im Grunde für den Nachkömmling nichts mehr
zu thun übrig blieb." Nichts mehr als Dieses: Faust, Tafso, Stella,
Hermann, Homburg, Penthesilea,-Kabale und Liebe, Wallenstein
und Demetrius, Judith, Herodes, Rhodope, Helene Alving.Ros-
mer, Solneß (und noch etliches Andere) zu schaffen. Weil Mar-
lowe und Massinger, Ben Ionson und gleicher Kerle waren, soll-
Shakespeare uns kleiner scheinen? Dann müßte auch Bonaparte,

weil neben ihm ungemeine Feldherrntalente sannen und fochten, müßte Bismarck auf dem von Stein und Scharnhorst bestellten Boden demBlick schrumpfen. Den aber dünkt zwischen Riesen und kräftigen Menschen (auch zwischen Luther und denHus, Zwingli, Calvin) der Größenunterschied beträchtlicher als zwischen den Cisgipseln einerBergkette. Die Dichter, aus deren Schatzkammer Shakespeare sich Schmiedestoff holte, ragen uns neben ihm kaum höher als neben MoliereCyrano. TrotzdemBrooke die Hauptge» stalten der veroneserTragoedieerdachtundgetauft hat, gehören sie mit Haut und Haar, mit denKlüften ihresWollens und denWar» zen ihres Gefühles Dem, der aus Buchschemen Menschen warb. Lebendige; von dem Fürsten (nicht :Prinzen; Eskalus ist Fürst von Verona, Prinz Heinz Fürst vonWales) bis herab zu dem Teller» Wechsler, der im Lärm und Praß eines Maskenfestes nicht vergißt, für Suse Mühlstein und Lene das Pförtchen öffnen zu lassen. Und über diesen Menschen, um sie istAtmosphäre. Andere als auf Lears nordischer Insel; sogar als inPorziens graziös verludertem Vene» dig. Dieses Verona ist das »Bern" der Heldensage und Theodo» richs; die schwüle Residenz der ghibellinischen Skaliger. Italische Kleinstadt, in die von den Alpen der Fön weht. Heiße Menschen von großartigerLebensallure, für die in derEnge kaum genügen» der Raum ist. Das kichert und fuchtelt, scherzt und flucht, tändelt und brüllt auf; stürzt sich aus derMummenschanzins gefährlichste Abenteuer und hat, bis zum letztenWank,ein übermüthiges.dem Tod trotzendes Wort auf der Lippe. Iust die Welt, der Schauplatz fürden Vorgang, dergezeigtwerdenfoll: die Liebe als Elementar» ereigniß. Liebe, die nicht wägt, wählt, bedenkt, Vernunft zuRath heranwinkt; die vom Himmelsstrahl erwirkt scheint, »so ungestüm, wieschnell entzündetPulver aus derKanone furchtbaremSchlunde blitzt", und, wie das Geschoß aus eiserner Rachenhöhle, Schicksal wird. Unvermeidliches, in das der vom Rauch Nmqualmte sich gleiten läßt. Wann drängt sie ihr Bild, als der Schicksalsmacht, mit der deutlichsten Eindringlichkeit durchs Gesicht ins Empfin» den? Wenn derZweig, auf dem sie erblühte,längst nur,in vielen Bommern, Haß gereift hat. Capuletti undMontecchi (Shakespeare schriebMontague, damit seineKundschaftMontecchi spreche.wie erdenalttestamentlichenSchelach»ScheilockfürBritenaugenShy- lock schrieb; muß es, auch bei uns, immer so bleiben?) liegen in 2.'

s="offscreen">Die Zukunft. v.86 1914. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library Skip to main

## Text Only Views

Go to the text-only view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

## Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

## Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
Full-text Catalog

Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

Full view only

LOG IN

## About this Book

## Catalog Record Details

Die Zukunft. v.86 1914.

View full catalog record

**Copyright:** Public Domain in the United States, Google-digitized.

## Get this Book


- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,*
*whole book download is not available. (why not?)*


## Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

**Add Item to Collection**

Add to your collection: Select Collection

Add

## Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067089642

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067089642?urlappend=%3Bseq=283

Embed this book

## About versions

**Version:** 2012-03-24 02:05 UTCversion label for this item

# Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)




- Front Cover
- Title Page - ii
- Section 1 - 1
- Section 2 - 16
- Section 3 - 17
- Section 4 - 19
- Section 5 - 20
- Section 6 - 35
- Section 7 - 69
- Section 8 - 87
- Section 9 - 103
- Section 10 - 108
- Section 11 - 121
- Section 12 - 122
- Section 13 - 132
- Section 14 - 133
- Section 15 - 135
- Section 16 - 137
- Section 17 - 139
- Section 18 - 163
- Section 19 - 169
- Section 20 - 171
- Section 21 - 173
- Section 22 - 189
- Section 23 - 196
- Section 24 - 197
- Section 25 - 205
- Section 26 - 206
- Section 27 - 237
- Section 28 - 239

- Section 29 - 273
- Section 30 - 275
- Section 31 - 305
- Section 32 - 307
- Section 33 - 309
- Section 34 - 323
- Section 35 - 325
- Section 36 - 341
- Section 37 - 357
- Section 38 - 360
- Section 39 - 373
- Section 40 - 401
- Section 41 - 402
- Section 42 - 403
- Section 43 - 405
- Section 44 - 415
- Section 45 - 417
- Section 46 - 421
- Section 47 - 427
- Section 48 - 429


## Search in this volume

Search in this text Find



weil neben ihm ungemeine Feldherrntalente sannen und fochten, müßte Bismarck auf dem von Stein und Scharnhorst bestellten Boden demBlick schrumpfen. Den aber dünkt zwischen Riesen und kräftigen Menschen (auch zwischen Luther und denHus, Zwingli, Calvin) der Größenunterschied beträchtlicher als zwischen den Cisgipseln einerBergkette. Die Dichter, aus deren Schatzkammer Shakespeare sich Schmiedestoff holte, ragen uns neben ihm kaum höher als neben MoliereCyrano. TrotzdemBrooke die Hauptge» stalten der veroneserTragoedieerdachtundgetauft hat, gehören sie mit Haut und Haar, mit denKlüften ihresWollens und denWar» zen ihres Gefühles Dem, der aus Buchschemen Menschen warb. Lebendige; von dem Fürsten (nicht :Prinzen; Eskalus ist Fürst von Verona, Prinz Heinz Fürst vonWales) bis herab zu dem Teller» Wechsler, der im Lärm und Praß eines Maskenfestes nicht vergißt, für Suse Mühlstein und Lene das Pförtchen öffnen zu lassen. Und über diesen Menschen, um sie istAtmosphäre. Andere als auf Lears nordischer Insel; sogar als inPorziens graziös verludertem Vene» dig. Dieses Verona ist das »Bern" der Heldensage und Theodo» richs; die schwüle Residenz der ghibellinischen Skaliger. Italische Kleinstadt, in die von den Alpen der Fön weht. Heiße Menschen von großartigerLebensallure, für die in derEnge kaum genügen» der Raum ist. Das kichert und fuchtelt, scherzt und flucht, tändelt und brüllt auf; stürzt sich aus derMummenschanzins gefährlichste Abenteuer und hat, bis zum letztenWank,ein übermüthiges.dem Tod trotzendes Wort auf der Lippe. Iust die Welt, der Schauplatz fürden Vorgang, dergezeigtwerdenfoll: die Liebe als Elementar» ereigniß. Liebe, die nicht wägt, wählt, bedenkt, Vernunft zuRath heranwinkt; die vom Himmelsstrahl erwirkt scheint, »so ungestüm, wieschnell entzündetPulver aus derKanone furchtbaremSchlunde blitzt", und, wie das Geschoß aus eiserner Rachenhöhle, Schicksal wird. Unvermeidliches, in das der vom Rauch Nmqualmte sich gleiten läßt. Wann drängt sie ihr Bild, als der Schicksalsmacht, mit der deutlichsten Eindringlichkeit durchs Gesicht ins Empfin» den? Wenn derZweig, auf dem sie erblühte,längst nur,in vielen Bommern, Haß gereift hat. Capuletti undMontecchi (Shakespeare schriebMontague, damit seineKundschaftMontecchi spreche.wie erdenalttestamentlichenSchelach»ScheilockfürBritenaugenShy-lock schrieb; muß es, auch bei uns, immer so bleiben?) liegen in 2.'

alterFehde. Herrschaft und Gesinde. Wo Eins das Andere sieht, stichelt die Zunge, sticht bald auch der Degen. Der Tag, der ein Glied der verhaßten Sippe inBlut badet, gilt der anderen als gesegnet.(BeidenUebersetzern,auchbeiGundolfnoch,sindesGrafengeschlechter; Shakespeare nennt Herrn Paris a young noblemzn und Iuliens Mutter Lady.) Romeo Montecchi hat sich in eine Capuletti, die schwarzäugig blasse Rosalinde, vergafft. Die dankt seinem Gruß nicht. Da sieht er, auf einem Maskenfest, in das er sich mitzweiVettern eingeschlichen hat, Iulia, Capulettis vierzehnjähriges Kind: und über Beider Häuptern leuchtet in gelbrothem Glanz der Schicksalsstern. Ein vernünftig frommer Mönch vermählt die hitzig in Einheit Strebenden heimlich einander. Noch am felben Tag flackert auf der Gasse der alte Zwist wieder auf. Romeo tötet den Vetter feines Weibes, der ihm den Better erschlagen hat; wird aus Verona verbannt (die liebe Schwiegermutter, die ihn freilich nicht als Eidam kennt, will ihn vergiften lassen)und flieht ausderHochzeitderjungenLeibernachMantua. Iulia soll die Hausfrau des edlen Paris werden, empfängt aber aus der Hand des Mönches einen Trank, der sie in Scheintod^ schläfern und das zornige Antlitz der Eltern, die ihr mit Flüchen und Schlägen drohen, in eine Stirn des Grames furchen muß. Aus der Gruft wird Romeo, den ein Brief des Mönches heimruft, sie befreien und mit ihr unter helleren Himmel fliehen. (Der Plan ist so unklug, wie Shakespeare ihn je klügelnde Vernunft ersinnen ließ. Warum floh Iulia nicht schon mit dem Verbannten: und stellte, wie manches minder gewitzte Kind, die Eltern vor die WahlzwischenVerzeihungundeinfamemAlter?WeileinScharfsinniger, wie in OberonsAthenerwelt, Natur meistern zu können glaubte.) Romeo erhält nicht LorenzosBrief, nur die Todesbotschaft; und tötet sich an der Gruft der Geliebten, die er tot wähnt. Was bleibt der Erwachenden? Den Dolch, her ihr die Zärtlichkeit eines zweiten Gemahles abwehren sollte, stößt sie sich ins Herz ^ und umschlingt sterbend die Leiche des liebsten Mannes. Nun erst weicht das Verhängniß; endet der alte Hader. Neber den kalten Leibern derKinder reichen dieVätereinanderdieHand.InSchmcrzesgemeinschaft werden sie Brüder. Ein aus reinem Gold gefügtes Denkmal soll dieBilder des unseligen Paares für ewig vereinen. Aus reinstem Gold, nicht unwerth des großen Verbannten,

der, als eines Skaligers Schützling, in Verona einst heimisch ward, schuf der nordischeDichter denLiebenden dasDenkmal. DenLie» denken und der Liebe. Die hat, von Dantes bis in Dostojewskijs und Kellers Zeit, in keiner Zone von holderem und Mächtigerem Laut getönt als auf der Lippe Juliens und ihres Romeo. Dieses Paar kann nicht sterben; noch einerIugend je altern. DieEkstasc «rster Begegnung, das Pilgerduo auf selbst geschaffenem Eiland im BaUgeschwirr, die Zwiesprache der Herzen, aus Leibern, die nach einander langen und einander doch nicht erlangen können, in der Mondnacht, Iuliens sehnsüchtig brünstiger Ruf, der die Sonnenpferde gen West peitschen möchte, das Kosen und Scheiden imFrühgrau.dasinWortegelösteSchluchzenhoffnunglostapfsrer Trauer: einSkythenursänkevorsolchenWundernnichtindieKnie.
<« Komm, sittige Nacht, Matrone, ernst gekleidet, ganz in Schwarz, und lehr mich ein Gewinnerspiel verlieren. Das scheueBlutschlägt meineWangen. Deck es mit schwarzemMantelzu, bis fremde Liebe dreist wird und in derLiebeWerken Anschuld sieht. Komm, milde Nacht, schwarzbrauige Nacht, komm, gieb mir meinen Liebsten! And stirbt er einst, nimm ihn und schneid ihn aus in kleine Sterne. Er wird des Himmels Antlitz so verschönen, daß Alles rings sich in dieNacht verliebt und nicht der eitlenSonneEhre erweist... Estagt, es tagt! Auf, eile, fort von hier! Es ist die Lerche, die so heiser singt undrauhenMißtondehntund widrigschrillt. Man sagt,dieLerche tauscht mit ekler Kröte die Augen. Tauschte sie doch auch die Stim» me! Die schreckt uns Arm aus Arm mit ihrem Schlag und treibt Dich weg, mitIagdruf indenTag." »IuliensSchönheitmacht zur lichten Feierhalle dies Gewölb. O mein Weib, mein Herz! Der Tod, der Deines Odems Balsam sog, hat über Deine Schönheit nichts vermocht. Noch bist Du nicht besiegt: der Schönheit Fahne wehtpurpurnnoch aufDeinerLipp'undWange; hierpflanzte nicht der Tod sein bleiches Banner.") Deshalb, Prologos, bitten Sie die Spielgefährten, alle, auf diesem Anger fortan kein Blüthchen, in kindischer oder allzu geschäftiger Eile, zu überhüpfen.Mit sol» chem Wortschatz zu wuchern. Wie köstlichste Essenz wollen wir, in Schlückchen, die Wonne dieser Wechselreden, Thalamoshymnen, Gruftklagen schlürfen. Nicht überall ist Schönheit erblüht. Aller- lei Unkraut müßte ausgejätet und dem Gedicht eine (für Men» schenermessen) endgiltige Fassung gefunden werden.Sprechen Sie

darüber mit Herrn Kahane, demDramaturgen.dereinfeinesTasr-
gefühl für poetischeWerthe hat (und viel nützlich anregenden, das
Laienverständniß fördernden Stoff in die Blätter des Deutschen
Theaters sammelt). Die Szenen, die uns, nach Julias Scheintod,
das zu Hochzeit gerüstete, jäh von Trauer Überfallene Haus der
Capuletti zeigen sollen, sind gestrichen worden. (Förster ließ sie,
mit stattlichem Gepräng, in L'Arronges Deutschem Theater spie»
len.)Meinetwegen.Schwererzu entbehren ist dieAussprache der
Mönche Lorenzo und Johannes: weil sie erklärt, warum Romeo
von der grausen Gruftkomoedie nichts erfuhr. Ohne Erbarmen
würde ich den schlimm gefoppten Paris aus dem Totengewölb ver-
bannen. Daß ihn Romeo findet und tötet, ist unnöthig. Die Lei»
chen schichten sich zu Hügeln; und boshaft regt sich leidige Erin»
nerunganNestroysSpottübersolcheKadaverhäufung.Nochwich»
tiger wäre mir, daß mindestens sechs Dutzend Metaphern, Wort»
witze,Zungenspiele,Concettiweggeschnittenwerden(nicht nur aus
diesem Drama; aus allen des Cyklus. Die Professoren Brandl,
Roethe, Kohler, die Eure Kunst ernsthaft lieben, werden gernhel»
fen). Diese fpanisch-lylische Spitzfindigkeit, der Preziösenstil, die
Treibjagd auf Anklänge und Witzbilder ärgert unser Ohr (und
macht noch den Kelten Shaw, der den Briten Shakespeare nie
empfinden lernte, manchmal unerträglich). Euphuismus ist hier
Hautausschlag. Dann mag derDramaturg noch erkunden, wo der
neue Uebersetzer, Herr Gundolf, den alten, Schlegel, verbessert
hat, und den Spielern ruhig zumuthen, diesen besseren oder un-
serer Ausdrucksart näheren Text in ihr Gedächtniß zu frachten.
Strafft sich Ihr Seidenwams? Ist das Pagenköpfchen des
Lobes gewiß? Nur Tröpfe und neidige Gaukler können es wei-
gern. Wer weiß, wie mühsam solchen Gedichtes, eines an Perso»
nen hohen, auch seelisch hohen Standes so reichen, mimische und
szenische Gestaltung ist, wer aus unbefangenem Auge das von an-
deren Bühnen, gar im Hofschauspielhaus.bei solchem Anlaß Ge»
botene sah, muß gestehen: Auch dieses Werk lobt den Meister
Reinhardt. DasAtmosphärische, das, so zu sagen,Klimatische ist
gut getroffen. Capulettis Park und Festhalle, noch mehr das Klo»
stergärtchen und der Kirchhof, auch alle Gewänder sind dem Ma-
ler, Herrn Stern, wohlgelungen. Daß er sich bescheidet, nicht in
den festlichen Rausch und Farbenglanz des Veronesers Paolo

hinstrebt, zeigt ihn dem Sinn der Dichtung gehorsam. Der Platz, die Stätte kurzweiligenGeredes und blutiger Händel, ist bunt und sonnig; doch ein Bischen eng. Die Menschen müssen sich an einander vorbeischieben; die Paläste der feindlichenFamilien scheinen nur durch einesFahnenschaftesLängegetrennt;und nochunglaublicher als im Buch dünkt uns, daß Iulia nie zuvor die Zierde der Montecchi, Romeo niemals Iulien sah. Stießen die Ritterschwärme nicht auf dem Forum, das jetzt Fruchtmarkt ist, auf ein» ander?HerrSternließ sich wohl vonderPiazza deiSignori stimmen, die noch immer aussieht, als müsse ein Eskalus sie beschreiten. Doch die Drehbühne brauchte für die Hauptszenen mit ihrem Raum nicht so geizig zu knickern. (Könnte, brummt Einer, »vom Teufel geholt werden. Alles unnöthig. Tand und Plunder. Ich will nicht in Iulias Bett und auf Lorenzos Kohlköpfe gucken,sondern ShakespearesVerse hören; den Taumel, die Wuth, den Iammer, das Schwärmerlied shakespearischer Menschen." Du irrst, Brummer. Auch Du weißt, genauer als Dein Ahn, wie das Verona des sechzehntenIahrhunderts sich kleidete, litt undschwelgte. Bist Determinist, glaubst an die Bedingtheit alles Lebendigen, willst aufdas air ambiant nicht verzichten und fühlstdieMenschen, die Du es athmen siehst, Dir näher. Verstehst, weil sie vor Dir leben, nicht nur reden, weil Du in ihren Stadtbezirk und ihr Heim blickst, ihrWerden,Wollen und Handeln. Und wo sind die ungeheuren Kerle, deren Zauberstab aus kahlem Brett den Quell der Dichtung weckte? Rossi war Sechzig, fett, mit dünnem Haar und dickem Schnurrbart, stand zwischen grell bepinselten Leinwänden und schief wippenden »Versatzstücken", die Gesträuch oder Steinkreuze vortäuschen sollten: und seiner Knabenraserei, dem Geheul seines hungernden Geschlechtssinnes antwortete ein Beifallsgewitter, das ihn zehnmal, öfter noch vor die Rampe zwang. Das war. Die von heute trachten, überall, Persönlichkeit durch Organisation zu ersetzen. Und wo wir das Stück nicht mehr in Stücken, hier genialisch gepackt, dort, rechts und links, verstümpert, wo wirs von einemWillen durchleuchtet, von Eines Architektonik gestaltet sehen, da wird uns wohler, als den Menschen der Sternzeit sein konnte. Eure Bilder, des Deutschen Theaters, freuen mit schlichter SchönheitdasAuge.Bis aufIuliens Schlafzimmer mit dem unverschämten, wie ein einsamer Hausaltar ragenden Doppelbett,

derAnimirampel und der messingenen Gardinenstange aus dem Waarenhaus, die nicht in der Oese bleiben will und dem armen Kind fast den Monolog verhunzt. Nur bedenket stets, daß diese Bilder Mittel zum Zweck, nicht, wie im Kino, Selbstzweck sind. Mittel zu dem Zweck: in Augenschein die Welt und die Menschen zu zeigen, in der und aus denen eine Tragoedie entstehen kann.) Als ich denVorgang des Stückes skizzirte, huschte umIhre braunen Augen, Herrchen, ein mitleidig spöttisches Lächeln. Das fragte: »So altbekannte Sachen erzählstDu?" Nicht, um mich zu vergnügen. Ein paar freundliche Phrasen für den Dichter, der manchmal was konnte, doch, natürlich, nicht überschätzt werden dürfe, ein paar Bonbons oder Maulschellen für die Spieler (Schüler, denenHerrBakulus, ohneAhnung vomihnenNöthigen, „Lobenswert!)" oder» Kaum ziemlich genügend«insZeugniß schreibt), eine halbe Portion Büchsenwitze in Schnoddertunke: Das ist bequemer; nennt sich, unter dem Wind von heute, »Kritik"; und ist, weil nur durch „Aufmachung" gewirkt werden soll, noch im Dämmerzustand tiefster Ermüdung zu leisten. Da wird nicht erzählt; wer seine Klassiker nicht am Schnürchen hat, als Rindvieh verachtet. Machen Sie aber mal dieProbe; fragen,auch imTheater, auch in denAbdeckereien der Presse, nach demVorgang, demAdergeäst der Stücke. Sie werden staunen. Diesmal aber war mir darum zu thun, ohne lehrhaftes Gerede die schwache Stelle des Dramas zu zeigen. Die fängt da an, wo der gute Pater sein Li stplänchen ausheckt. Das bringtWirrniß in des Betrachters Gefühl und verstimmt noch die Trauersymphonie des Endes. Beweis: daß Ihr Meister drei Szenen auslassen konnte. Dessen Künstlergewissen sollen Sie mit rüttelndem Wort jetzt warnen. Er darf nicht ein ins Detail verliebter Kunstgenießer werden, der sich begnügt, seine Genußfreude auf Andere zu übertragen; darfnicht der Pflicht ausbiegen (die er, wie kein Anderer, erfüllen kann), aus jedem Gedicht den Kern, unverniedlicht, unverzuckert, seinem Volk vor das Gesicht, das Gefühl zu stellen. Er istnoch jung, Landsmann Grillparzers (dessen Hebeln und Schrauben die hohe Sphäre derTra» gik sich niemals erschloß), Glück hat ihn, Weltruhm gekrönt, ringsum wird, nicht in Deutschland nur überall, seinem Anternehmen nachgeahmt: daßihm der Bezirk der Tragoedie noch nichtHeimath ward, ist leicht zu begreifen. Ich glaube nicht, daß dem Mimen,

Ziem Maler, den Verwaltern der Innenarchitektur, Gewandung, Beleuchtung, selbst Sängern und Tänzern je Einer aus Eigenem -so viel zu geben vermochte (die ihm Entlaufenen sind, auch starke Talente, bald danach kaum wiederzuerkennen), je Eines Phan« laste solche Gestalten, Bilder, Gruppen, Dialogblitze gebar noch die Möglichkeiten der Bühnenkunst, ihrer Neuvermählung mit dem Empfinden einer Nation (nicht: eines «Publikums") so in- brünstig erfühlt hat. Doch vor den Gletschern und vor dem Sturm Z>es Nordmeeres scheint sich in ihm Etwas zu scheuen, aus ihm, vor allzu rauher Gewalt, oft Etwas zu bäumen. Wo die Himmel leuchten, die Erde in Südenspracht blüht, wo von edlem Gefühl, loon feinem undfrechemWitz, von allen Lenzwundern der Jugend HieBeete duften.ist erzuHaus.AusgelasseneFröhlichkeitund müde Melancholie, Kleinbürgerlichkeit undSignoria, auch j<deMisch» ung solcher Seelenwelttheile gelingt ihm vollkommen. Hamlet und ^Lear, Othello und Romeo: Einzelnes zum Entzücken, das Ganze imFormat zuklein.nicht steilund nicht fromm genug. DasSchatten- spiel um einen seltsam trübsinnigen, doch in Herz und Hirn hell- hörigen Prinzen, dem Bewußtsein die Willensfarbe bleichte; eher Maeterlinck alsShakespeare. Ein greiserBritenkönig,der, auf dem Thron, vor dem Hofgesinde, einem puppenhaft zierlichenTöchter» chen die Wange tätschelt, der für Sekunden, auf demThron, ein- zuschlafen scheint: tief unter dem Gebirg alles Menschenmythos. Die in tintorettischen Prunk gekleidete Mär von dem alternden Neger, dem sein junges, weißes, vornehmes Weibchen verleumdet wird und ders, mit Niggergekreisch, drum schlachtet; ein wunder- lich trauriges Abenteuer. Die Freude an allem froh ins Leben, in kräftiges Handeln Drängenden, vom Leben lustigBerauschten darf Herrn Reinhardt nicht verkümmert, verbeizt werden; mit ihr dorrte die saftigste Wurzel seiner Kraft. NachjederseinerTheater- proben aber, um die ernster Künstlergeist webt und die den Be- frachtern zu schönem Erlebniß werden, müßte er, wenn das Mühen einer Tragoedie galt, sich, in seiner stillsten Stube, selbst fragen: »Zeige ich, in feines Wesens Farbe, das Werk? Sind die Men- schen, die vor mirwandeltenundsprachen, die Wirkerund Dulder des Geschehens, das der Dichter will? Konnte in dieser Mensch- heit sein Wille Wirklichkeit werden? Sind Diese von Schicksal anders gezeichnet, aus anderem Stoff geformt als Alltagsbrut?

Ist die Bremse, mit der Vernunft ihren Lauf hemmen möchte, so undicht, hitzt Leidenschaft ihnen dasBlut in solchen Feuerwirbel, daß sie Leben, Krone, Weib hinwürfen, mit dem Schwert durch Leiber ihre Bahn brächen,—daß ihrGcschickTragoedie würde?" Prologos wischt sich ein Fädchen vom Knisterwams; und winkt mir dann ab. »Unnöthiger Rath. Die Menge ist ja begeistert." Hat auch Ursache, Ihrem Meister dankbar zu sein. Ich freue mich der Thatsachen, daß beide Säle Ihres Kunsthauses an jedem Abend voll sind, daß die ernstesten Geister sie, immer wieder, gern aufsuchen, Menschen, die man sonst kaum in Schauspielhäusern sieht, und daß auch der dritte Raum, das Rund der Arena, die nicht nur Wohlhäbige, sondern das Gewimmel der hart Fronenden einladet, für den nächsten Winter nun gesichert ist. Dennoch, nein: gerade deshalb lud ich Ihren Seidenschultern Warnerpflicht auf. Ich habe im Saal umgeschaut, umgehorcht. Die Menschen sind von Euren Tragoedien nicht erschüttert. Angenehm interessirt, sinnlich und seelisch beschäftigt, auf Höhepunkte, manchmal, hingerissen; nicht im Tiefsten gepackt und bis in den Wipfel durchschaudert. Das merktIhr, oben, nicht. Die Technik derDreh» bühne täuscht Euch. Früher deckte der Vorhang mindestens fünfzehnmal, in eines Abends Dauer, Iuliens Verona. Hätte er sich auch nur zehnmal in lautloses Schweigen gesenkt . die Spieler wären matt, wären lahm geworden. Denn die Unmittelbarkeit der Wirkung, die keiner anderen Kunst so wie ihrer lohnt, flügelt ihr Wollen undVermögen und schwingt es ins Ungemeine. Und diese Wirkung spricht, nach alter Ueberlieferung (unerforschlichen Ursprunges?), aus dem Geräusch klatschender Hände und aus dem Stimmengeschwirr, das einen Namen, zwei, ins Rampenlicht schleudert. Vor einem stummenSaal wären Krastel und Deitmer, Mitterwurzer und Robert, Charlotte Wolter und Hedwig Niemann, auch Frau Sorma und Matkowsky noch bald mürrisch geworden. Ietzt? Nach dem letztenWort und Gestus hüllt schwarze Finsterniß die Bühne ein; man hört die Kurbel; und nach kurzem, dumpfen Holzgeschnarr entschleiert sich demAuge ein neues Bild. Keine Pause; kein die nachschleppende Vorstellung des Zuschauers abzwickender Vorhang. »Die Leute könnten ja gar nicht klatschen." Sie könnten. Sie würden. Wenn in ihnen das Bedürfnis wäre, sich aus gewaltigem Drang Luft zu schaffen und dem greif»

bar nahen Gewährer beglückender Erschütterung, seliger Furcht und wärmendenMitgefühles.aus brausendem Schwarm zu dan» ken. Den Lear der Haide würde ihre Bewunderung noch in der Hütte umjubeln. Solche Ekstasen sind vor Tragoedienfirnen sel- ten wie Krokus im Februar. Vorgänge, denen sonst ein Sturm nachheult, deren Echo die Beweger der Handlung schmetternd ans Proszenium ruft, schleichen kühlen Blicken vorüber. WeilIhr nicht IärmendePathetiker,nichtstolzirende,nachBeifallgierendeFetzen» reißer seid?DummesZeug;EuerMühen undWirken wäre dann ja kürzerer Rede nicht werth. Nein: weil Euch erlaubt wird, den Kuppen und Schroffen derTragoedie auszuweichen oder aufSki» ern, sacht, über sie hinzugleiten.Auch auf dieser Höhe müßte dem reichsten Befruchter der Bühnenkunst sonst noch üppigere Ernte reifen. Auch da müßte er erleben, was er im Thal und auf Hügeln, in Goethes Hellas,Tolstois Steppe.Porzias Villa so oft geschaut und vernommen hat: wie tausend Herzen vom Rhythmus eines un- bändig aufbrüllenden Urgefühles geschüttelt werden und die übel verdünstete Luft desGlühsaales von ihrem Schrei Wellen schlägt. Einem neckisch gescheiten Chorus-Girl fand ich Sie ähnlich, das Tölpeln denWeg durchs Dickicht eines Intriguenstückes er- leichtern soll. Doch nicht solches Stück war zu spielen. Nicht zu zeigen, welche Umstände Romeo in Blutschuld und Bann ver- strickten, denBriefLorenzos aufhielten und den Jüngling an den Tod feines Weibes, als an grosse Wirklichkeit, glauben ließen. Das istZufallswerk; ist ein flink, für denTheaterbedarf, aus Resten geschneidertes Kleid der Handlung, die in nackter Blöße, wie alles Menschliche, aus Menschenleib stammt. Vor EuremSpiel dürfte die Einfalt, die zum ersten Mal vor Shakespeares Majestät stünde, denken: «WennRomeo nicht über die Piazza gegangen und, träu- mend, inTybaltsSchwertbereichgeschlendertwäre,wenn die Be- hörde nicht denBriefboten, BruderIohannes, als derSeucheVer- dächtigen, eingesperrt hätte, wäre Alles anders gekommen; hätte RomeodieerwachteFraunachMantua geholt,froh dort.inSchlicht- heit, bis die Alten ihre Hände entklammerten, mit ihr gehaustund HerrnBenvolio bald zum Gevatterschmaus geladen. Wie schade!" Nicht so ärmliche Empfindung soll uns heimgeleiten; einesWelt- meeres Breite trennt sie von Tragoedienstimmung. Das Tragische, spricht der jungeHebbel,»muß als ein von vornherein mitNoth-

wendigkeitBedingtes, als ein, wie derTod, mit dem Leben selbst Gesetztes und gar nicht zu Umgehendes, auftreten; sobald man ^ich mit einem Hätte er'oder,Wäre sie'helfen kann, wird der Eindruck, der erschüttern soll, trivial. Die wahre Tragoedie hat es mit dem durchaus Unauflöslichen und nur durch ein unfruchtbares Hinwegdenken des von vorn herein zuzugebendenFaktums zu Beseitigenden zu thun." Nothwendig muß, wie dasSchwinden der HimmelslichterunddieFruchtdesBaumes, das Geschehen in der Tragoedie sein; darf nicht von blind waltendem Zufall bestimmt und verbogen werden. Was wäre es uns, den von grellbuntem Ereigniß Nmlärmten, wenn es sich nicht, als ein Nothwendiges, menschlichem Wesen entband? Nicht an der Seuchenfurcht der veroneser Polizei noch an dem Witz eines Franziskaners hängt Romeos und Iuliens Schicksal; dessen Gestirn brennt düster in ihrerBrust.lieber alten hausfluch und ehrwürdigeFamiliensitte wollten sie im Hochslug berauschter Sinne hinweg: und taumeln in Tod. Dieses Fluches und dieser Sitte Wucht laß uns, Spiel» gestalter, wie Gegenwärtiges empfinden.InallerDichtungist das HoheLied vonleidigerLiebe so einsam,so einzigwieinallerMusik Mozarts Figaro; sein Melos darf aber nicht so heiter tönen wie das der Oper (unter deren Gekos und Gewisper freilich auch Abgründe zu ahnen sein müssen). Schwer laste auf Veronas Geschlechter« der Himmel. Donner grolle über der Stätte, auf der Montecchi und Capuletti einander begegnen. Hinter dem Schalk laure stählernerWtlle zum Bluträcherwerk. Noch im Foppruf und Zank derDiener sei fühlbar, welche Blutlache zwischen diesen Häu» sern den Luftstrom verpestet. Schon um die Ballgeigen dränge sich, aus banger Beklemmung, des Hörers Frage, ob an dem Strauch aus so grausig gedüngterErdeGlück blühen,aus demDorngestrüpp so wildenHasses das trunkene PaarSegensfrucht pflücken könne. Bei Euch ist Alles zu zierlich; gar zu gemüthlich und nett. WennRomeo mit seinen Freunden den Plan besinnt, unterMaskenschirm sich in Capulettis Fest einzuschleichen, ists nicht.als ginge das Abenteuer an denRand der Lebensgefahr.sondern, als würde die Frage erörtert: Palais 6e cianse oder Admiralspalast? «Na, Kinder, 'ne halbe Stunde!" Nnd doch wagen die Drei viel mehr, als der Sohn des Grafen Harry Arnim gewagt hätte, wenn er in Domino und Larve in ein Haus der Bismarcks gedrungen wäre.

Theater.
(Kleinkram: nicht Romeos Selbstgespräch darf seine Stimme dem grimmen Tybalt verrathen; monologischer Iubel bleibt dem Ohr des Mitspielers unhörbar. Wie nicht wegzukratzender Schwamm haftet der Regiefehler, seit Iahrzehnten, am Gebälk dieses Ball» saales. Tybalt hört Romeo den Diener nach Iulia fragen, sucht den Hausherrn, findet ihn im Gewühl nicht sogleich und pfaucht: «Nach seiner Stimme iftDieser ein Montecchil") Das Nest, in demunserBlick die Vierzehnjährige findet, hat denRuch desKo-moedienidylls. HStschelluft und Verlobungwetter. Des Vögel-chens Gehäusscheint uns ganzmitWatteumwickeltundvonBrut-zärtlichkeit durchwärmt. So ists aber nicht. Mama eine eiskalte, jeden Vortheil berechnende Paradedame. Papa nicht ein gutmü» thiger Polterer aus den Provinzen der Lope, Diderot, Iffland, sondern ein vor Fremden munter bethulicher, in der Wohnstube böser Greis, dessen Iähzorn die reine Tochter eine Vettel, einLu» der schimpft, ihres Leibes Knospe mit Schlägen und Fußtritt be-droht. Unter dem Willen des vom Tod der Söhne, vom Unheil der Geschlechterfehde Verdüsterten soll das Mädel sich wie eine Birkengerte biegen; sonst bricht ers und läßt die Stücke verwehen, (Herr Diegelmann, in dem so viel urstämmige Natur, so strotzende Germanenkraft zum Ausdruck von Weh und Freude, männlichem Schmerz, Bürgerbehagen und Schlemmerwonne ist, hätte diesen Capuletti.den echten, noch fester gegriffen als den Knurrkopf, den er, spielend, auf Knickbeine stellte.) Die Amme ist nicht einPossen-mensch, das um die Wette mit Peter (dem vom Dichter doch an Iu-liens Scheintotenbett, zuwehmüthig von^ Schafsdarm undFiedel» bogen in Gräberstimmung überleitender Spaßmacherei, zugelasse-nenTropf)nachGründlingsgelächter birscht,sondern eine imyaus-dienst tüchtige, familiären Vertrauens nicht unwürdige Frau, die, weil ihre Brust fürs Palastkind gemiethet wurde, nicht ins Kupvel-gewerbezusinkenbrauchte,andemnichtmehr ganzsauberen Glanz derCapuletti klebenblieb und, weil der welke Körper auch in Putz nicht zu Buhlschaft begehrt wird, an geil schwelgender Vorstellung sich sättigt. Kann ihrZitzenfrüchtchennichtbeiRomeo liegen: auch Paris küßt nach der Kunst; und wo es männert, Kind, gehts immer quick zu. Liebe? Im Glauben der Mutter entsprießt sie der guten Partie, in desVaters nurgehorsamerHingabe; zwischenDaunen «nd Laken, plärrt die Amme, rieselt ihr Glück von jedem nicht

schläfrigen Partner uns armem, im Bett erst reichen Weibvolk in den Schoß. Das ist Iuliens Welt. Das heißt ihr Heimath. Deshalb sehnt sie sich hinaus; beplaudert, mit aufgeblätterten Sinnen, des fremden Ballgastes Küßkunst; spricht, wievonTrank und Speise, vonIungfernscham und willigem Gewähren; zwingt den rathlos Schmachtenden in die Wahl zwischen Verzicht und schnellem Eheschluß: schickt sich zu nützlichem Zweck behend in List und Trug. Geruhig dürfte Lorenzo sie mit dem Liebsten allein lassen: Die gäbe sich nicht, bis Priestersspruch die Einverleibung erlaubt hat. Haltet sie nicht etwa drum, trotzihrerklingendenLyrik, für nüchtern und schlau. Zwiefach waffnet in ihr sich Heldinmuth; zweimal wagt sie des Lebens Einsatz an ein Gefühl, stirbt zwei Tode sür ihre Liebe. Aber sie hat hinter dem Golddraht des Käfigs die Fährniß der Freiheit, als Mädchen die hemmunglose Gier des Mannes ahnen gelernt. War sie nicht immer verwaist und nur als ein Kleinod gehegt, dasderHüter, umzulänglichen Preis, heute lieber alsmorgenlosschlüge? Nicht eines Sommers Sonne hat das Mieder ihres Knöspleins gelockert: die Amme hat es mit dem nie verglimmenden Docht ihres Paarungschwatzes an» gehitzt und mit Fettfingern das Schnürband desBlatthemdchens aufgezupft. Julia fühltsich vondürstenden Blicken gefordert, schon bräutlich umfangen, ehe sie völlig der Kindheit entwuchs. Wer riethe ihr? Die Eltern sind Zuchtmeister und Ehrenwache, nicht Freunde. Ihnen sich anvertrauen, hieße: schroffer Willkür auf einem Sammetkissen den Schlüssel zurWesensfestung hinstrecken. Niemals. And der Jüngling, denderersteRubinblitzihrerSchön- heit entschüchtert? Ist es nicht, als habe ihr Feuer (derFranzis- kaner spricht so) im Kuß alles Pulver aus Romeos Hirn verzehrt? KcineLage genügt ihm noch, keiner noch er. Sein Arm sollSchild sein und wird Schlinge. Jetzt tötet er und willsichjetzttöten. Ohne Grund hat er verzweifelt und sputetsichnun in den Sumpf grund» loser Glückshoffnung. Noch Einen frißt sein Schwert, das nicht einmal, um dem nach Tod lüsternen Besitzer die Pulspforte zu öfsnen, aus der Scheide wollte. Dann wirft ers weg und trinkt Gift. HabtIhrAugen? DermitDegenundDolchbewehrteMann vergiftet sich. Aus seinem Gurtgehäng zieht die Frau den Stahl und stößt ihn sich ins Herz. Auf der Schwelle des Todes und in Erlebensdrang warNomeoschwächer alsseinjungesWeib. Das

hatte, weil kein straffer Wille sich ihm als Stutze und Heilsbürg» schaft bot, im eigenen Feuer das Schicksal zu schmieden getrachtet. Heben Sie, Prologos, vor Frau Kamilla Eibenschütz das Seidenkäppchen; und senken es tief dann vor dem Ernst ihres Fleißes. Für die Wortspielsucht der Euphueszeit wären ihreNa» men ein rechtes Fressen geworden. Wolltest die Sehne der großen Armbrust, der Eibe, spannen? Von Cupidos viel kleinerer traf Dich, Eibenschützchen, der Pfeil. Allzu kamillisch unschädlich, ein in Warmwasser gelöstes Hausmittel, schienst Du am Anfang, da Dein erster Blick doch den Zündhut wegsengen, das Pulver in Brand küssen sollte; und eine camilla Altroms, die dem Tempel» dienst verlobte Tochter eines Freigelassenen, konnte sich nicht de- inüthiger, einer Götterzofe ähnlicher regen als Du, im Gruftge- Wölb, nach dem Erwachen zu kurzer Rast zwischen zwei Toden. Schulmeister Holofernes („l.«ve'sl.äbour'sl^ost") stäche noch hur- tiger nach Silben. Einfalt war von dem füßen Gezwitscher und von dem Feuer dieser (im Ballkleid bildhübschen) Julia sicher ent- zückt. Der Kundigere, der Shakespeares schwerste, Kindesreiz und Heroinkraft fordernde Mädchenrolle gewogen hat, bewundert den Willensaufschwung, der Wedekinds unübertrefflicheWendla auf Capulettis Balkon, in Iuliens Brautnachtstimmung trug; die Durcharbeitung,DurchgrübelungderRede; die verständige,nicht furchtsam geduckteFügung in des Lehrers kluges Gebot; denwei» chen Klang der Viola d'amore, die denFittich derNacht, des Lieb- stenFlügelroß, herbeifleht; bewundert inniger noch das schamhaft glühende Beben derJungfrauenhände, die, immer wieder, von der Höhe ins Dunkel langen, den Körper der unten werbenden, be- schwörenden, hinablockenden Stimme zu fuchen, zu haschen, wie im Gebet das Bild Gottes in ihre Finger zu klammern und für alle Lebensfrist sich ihm zärtlich anzuschmiegen. (Vernunft, die aus Ammenmilch gerann, Ahnung der Weltbitterniß, auch die Angst, nicht züchtig genug zu scheinen, ruft, immer wieder, diese Hände zurück; wie aufgescheuchteNachtwandler zieht es sie dann in die vom Mondlicht noch nicht beglänzte Tiefe.) Aus dem Ge- schlecht desTantalos und derNiobe ist diese Julia nicht. Die hat amQuell der Lust und vor schmackhafter Frucht wohl nie die Qual langer Entsagung erduldet. Ward nicht für Tragoedie geboren. Da sie, für die Dauer dreier Abendstunden, eine erleben, miter-

wirken muß, dürfte sie nicht weinerlich tremoliren, nicht schelmisch. dcrMutter entgegentrippeln. Nach dem Willen des Meisters soll Iulia nicht Komtesse noch ausgewachsenes Heldenweib sein. Doch aus frühem Grauen kommt sie, nicht aus schäkerndem Neckfpiel einer von Sonne blankgespülten Kinderstube. Was ihr werden soll, hat sie, einsam, geträumt; und der Traum wird ihr Leben. Kein Blinzelfräulein und Bettschätzchen. Schwarz sei, noch vor dem Maskenfest, ihr Auge und purpurn die Seele verhängt. IhrRomeoistHerrMoissi.SchwarzbeinchenkreuztdieArme, rümpft trutzig dieUnterlippe; von der nun die Frage schmollt, ob auch, am Ende, gar anDiesen sich Zweifel klette. Sei gescheit, Girl (schon bastelt ein Holofern Dir an Deinem Zettelnamen, bis aus Lcnzvergnügen an den Binsensilben Ter und Win ein Winter des Mißvergnügens wird). Den Montecchi von heute fand ich, als den Golo Hebbels, einst im dunkelsten Ostend Berlins; empfahl den noch fast aller Lehre Bedürftigen Eurem am Schifferdamm reifenden Meister; und rieth, Iahre lang, ihn, gegen Kurzstcht und blödeOhren, zu halten. Bin also gewiß nicht unfreundlichen Sin» ncs verdächtig. Wie grob ward er, inRöllchen,denen «mindestens die Anmuth seiner Geste gab, von denVereideten gescholten! Fasel- nachtulk uzte die Zeitungleser mit dem Satz: »Herr Moissi wird nächstens bei Reinhardt den Hamlet spielen." Spielt er ihn jetzt, dann rausen sie umdiePlätze.Iubelnihm zu; oberOedipus oder Orpheus, Faust oder Mephisto, Scheilock oder Graziano, Lears und Oliviens Narren oder Shaws Schwindsüchtigen mimt; am Meisten dem jungen Helden, der auf fünfüßigen Iamben durch klingende Luft schwebt. So schnell, so völlig hat, meines Erinnerns, nieEiner sich durchgesetzt. EristLiebling; und weiß nurzu genau, daß ers ist. Manche Dreinrede ist freilich unbedacht. „Er ziert und spreizt sich:" nein; er ist Italiener, seine A llure romanisch und kokett scheint er nur dem Teutonen, der hinter jeder beschwingten, von Burgundermilch heißen, vom Oel der Provence duftenden, in Champagnerschaum perlenden Franzmannsrede den Friseur.Ko- moedianten, Croupier, Balletspringer wittert. »Weibisch": nein; durchaus jungmännlich muthig und sogar altmännlich nüchtern- klug ; nur eben nicht ein Iüngling der Dürer, Grünewald, Rubens, Iordaens, sondern derMasaccio, Lippi,Rafael,Botticelli, auch, manchmal, desGreco; demSternseherVermeers,demFaustund

einem Christus Rembrandts ähnlich. »Ein Säusler, Schmacht- und Trompetentenor": nein; ein Sprosser, der seiner schönen Stimme bewußt ist, doch weder Frau Nachtigal überflöten noch mit Schall die Sprache des Herzens und Kopfes überdröhnen will; ein Sänger, der Denken nie verlernen wird. Daß er den Prinzen und König Heinz, das Urbild angelsächsischen Leichtblutes und normannischer Ritterlichkeit, nicht so glaubhaft ins Scheinleben nachschaffen kann wieRichard den Zweiten, Golo, Ibsens Iulian und Mussets Lorenzaccio, ist offenbar; vom Weinstock hatKeiner Tannenäpfel geerntet. Aber auf der Palette dieses Künstlers sind viele Farben. Sein Protassow, in Tolstois Schauspiel »Der le» bende Leichnam" (dem Melodrama eines Weltdichters, einem Hintertreppenstück aus Genieland), war eine ins Kleinste vollen» deteMenschenschöpfung, unvertünchte und dennoch liebenswür- dige Krankendarstellung; keinGermane hätte es so gut, kaum ein Slave besser gemacht. Sein Oswald Alving steht nicht unter Ro- berts und Kainzens und thurmhoch über Zacconis. Längst noch hat er feines Wachsthums Gipfel nicht erreicht. Ihm (und allen in Nord Heimischen) wird er »äher sein, wenn der Schmächtige, früh Zerfurchte nicht mehr der schöne Illyrerjüngling scheinen, die Intellektualität wegschminken, die Flamme des Auges nicht mehr in kitzelnde Holdheit dämpfen muß. Franz Moor, Fiesko, Don Carlos (nicht: Posa), Demetrius, Weisungen, Fernando, Orest, Mephisto, Clavigos dialektisch genialer Freund, Fried- rich von Homburg, Varus, beide Richarde, Shylock, Brutus (nicht ganz so: Marc Anton), Philipp Faulconbridge, Käthchens Bändiger, Autolykus, Prospero (spät vielleicht Othello), Tartufe und Harpagon, Herodes und Kandaules, Hippolytos und Phi» loktet, Tolstois Dorfhähnchen, Rosmer, Solneß,Rubeck: da lie- gen seine Reiche. Für den Montecchi bringt er Allerlei mit: den Ephebenleib, die adelige Haltung und grazile Geberde Eines, der in Veronas Nobilekleid erwachsen scheint, den Schmelz südlicher Iünglingsstimme, die bunt gesprenkelte Seelenhaut, die Fleuret- tir- und Florettirkunst der Zunge und die Behendheitzum Sprung aus Iammersabgrund auf den Grat heiligenden Glückes. Den- noch: im Vollbesitz solcher Gaben enttäuscht er. Scheut auch er die zehrende Gluth derTragoedie?DIe umtändelt er,wie,mit anmu» thig gekrümmtem Buckel, der schmuckste Angorakaterprinz den ss

heißenBrei; wärmt sich, nach einerThränenbö, einWeilchen dar»
an, läßt, für eines Blickes Frist, den kleidsamen Strahl bis ans
Augenweiß zucken, kehrt rasch aber, mitgesenktem Lid, vielleicht mit
versengter Braue, ins Wohltemperirte zurück. Warum? Daß ihm
nur um den acte cie presence zu thun war, daß er „markiren", nicht
seine beste Kunst vergeuden wollte.glaube ich, der ihn vonAnfang
her kennt, nicht. Ist ihm Romeo gleichgiltig, ein Waschlappen,
wie dem Schwatzmaul der Amme, und meint er, solchen verlieb-
ten Fant lange schon, himmelan, höllenab,überwachsen zu haben?
Lessing citirt das Wort des Aristoteles, »man müsse keinen ganz gu-
ten Mann,ohne all seinVerschulden,inderTragoedie unglücklich
werden lassen; denn so was sei gräßlich." Malt es Herrn Moissi
Romeos Ungeschick? Dann würde er irren. Iuliens Liebster wird
schuldig: da er Merkutio in Tod straucheln läßt,Tybalt erschlägt,
wie Schilf unter jedem Windstoß schwankt, zwei Leben in einen
Ring schließen will und doch eins nicht, das eigene, von Sturz
aufrichten, meistern, in stolze Sicherheit rahmen kann. Hier ist
Menschheit: denn hier schuf Shakespeare. HabtRespekt, IhrBu-
ben! Romeo ist nicht Max Piccolomini, der auf garstiger Erde
das Los des Schönen leidet. Auch nicht Daphnis, Rudenz, Le-
ander. Ein saßbarer, vom Wesenskontur gegen alle Nmwelt ab-
gegrenzter Jüngling, der seinen allzu menschlichen Widerspruch
in sich trägt, aus sich speien möchte; nicht die errechnete Summe,
dieBilderfibel der Iünglingideale. Verliebt, edel geboren,in der
Stadt,von deren Mauern noch einNachklang dantischen Sanges
widerhallt: und doch ohne Musik in sich, unter dem lichten Glücks-
schleier düster wieder Erebos und drumwiderdenRufdesSchick-
sals getäubt. Trau keinem Solchen, Julia! Statt den Markt zu mei-
den, dem Anhauch des altenHasses die Stirn zu weigern, erschlägt
er.imGetümmel, vor gaffenderRachsucht, DeinenVetter.zerschlägt
den veilchenblauenAmethystdeckel Eures jungenGlückes, das un-
ter einer heißen Sonne nun welken muß, will sich selbst dann durch-
bohren, das Herz ausbrechen, das Dir vermählt ist. Trau keinem
Solchen!MitseinemHonigmund,allinseinem Liebreizist er Enkel,
nicht Ahn. Kann niemals Stamm und Wipfel, Stab und Haupt
einerMenschengemeinschaft, derkleinstennur,einerFamilie, wer-
den. In sich und in Anderen zerstört seine Iäheitund Raserei un-
fromm die weihende Illusion. Darob straft ihn Natur als der

strengste Tyrann. Nie gab er sich ihr in zutraulichen Gehorsam. Me drückt sie ihndeshalb alsihrKind,niemals,ansMutterherz. Hier ist einWirbel.Nicht in Eurem Romeo, Chorus! Der ist in derFürstenresidenzderfeinste und interessantesteJunker;doch, leider, auch der vernünftigste. (Der hitzigste ist Merkutio, dessen junger Darsteller, Herr Danegger,in den Minuten des Sterbens «ineverheißendeTalenlprobegiebt.Nichtdie erste. Schon alsJudiths Brackenburg, Gretchens Bruder, Hamlets Lieblingspieler, alsSängeraufFaustsThurmundSprecherinFaustsHimmelfiel er mir aus: als Edmund Gloster ist er, mit allzu böswilligem Gefuchtel derArme und desTons noch.aufrichtigemWeg.Sagen Sie ihm, daß er wie ein schnurrigerHeld starb und, zuvor.wie einLeopard, der schonSchießpulver roch, das vonHitze juckendeFell an der Zisterne kühlte. Daß er die gute Burgtheaterlehre unddasMctall feiner Kehle hüten,die Klangbildungund Konsonanz noch sauberer ausschleifen, sein Gerüst und sein Werkzeug,Nerven und Seele, vor Fettpolstern wahren und Preßtadel nicht an die Milz lassen lolle; wer lange mit schlechten Rollen bepackt war, hats,wenn er, noch kreditlos, sichtbar wird, vorNnkundigen immer schwer, kommt aber,wenn er alle Willensgewalt rafft.über dasHinderniß; auch lein Spielgenosse Arnold galt vorgestern für einen putzigen Knirps und ist heute als das findige Genie des Bürgerhumors anerkannt. Vach solcher Lob- undTrostrede nehmen Sie ihn, bitte, beim schon «twas schwammigen Ohrläppchen und sprechen: Auch Merkutio ist einGenie,nachFallstaffdas feinsteSäftlcin aus süß faulender Ritterblüthe; Edelmann muß er stets bleiben und darf nie lümmeln; sich nicht breitspreizig hinsetzen, um, auf dem Protagonistenplatz, spöttelnd von Frau Mab, seiner Traumkönigin, zu schwärmen; war, wie derWeltheiligeWolfgangAmadeus Mozart, von dessen Lanzen und Schwertern seine geräumige Herzkammer zu klirren scheint, nie ein seßhaft behäbiger Mann. Nun zupfen Sie derb; dann: Für die aus Mondstrahlfäden und Lauch gewebte Erzählung, die des Cervantes nicht unwürdig, einem Rabelais unerlangbar wäre, reicht eine Gedächtnißsynthese von Hartman« und Wegener nicht aus; diese nordische Inselromanze mußtDu, Herr Junge und Vetter, in die Musik Deiner Natur kleiden lernen. Geh; nicht nebenan in den Keller: nach Pergamon, zu Rubens, der Dich als jungen Silen malen würde, zu Ban Dyck, der

schlank bescheidene Vornehmheit lehrt, und, da Du schon am Kupfergraben bist, zuReinhardt, derDich so hoch zu führen vermag, daß Du Dich in Grünewalds lachenden Mohrenprinzen umfärben dürftest.) Zurück zu Romeo, von saumseligem Umweg zu dem feinsten, vernünftigsten Junker in Verona. Der küßt nicht nur nach derKunst; redet auch, seufzt,wirbt, klagt,zürnt,lechzt,verzweifelt, stirbt recht nach dem besten Kodex. In Dem war nie ein Wirbel; seit er das grüneWamsüberdas schwarze Beinkleid knöpfte, niemals.Müßte er nichtalseinGewandelter,völligNeuervor unser Auge treten, wenn das Lodern der Ballnacht die Erinnerung an Rosalindens Pechblickund bläßlicheTugend weggeschmolzen hat? Nicht bis in die tiefste Wurzelfaser erbeben, wie ein zu Tod Verwundeter wanken, da ihn auf offenem Markt der Vetter des soeben ihm heimlich vermählten Weibes einen Schurken schimpft und in die Zinken der Straßengabel klemmt, die links in Blutschuld und Doppeltod, rechts in Verruf des Feiglings weist? Müßten wir nicht um den in Lorenzos Zelle gegen sich selbst, mitStahlund Faust, Wüthenden zittern? Wir zittern nicht. Stimmung, ehrwürdiger Bruder! Dieser mordet sich nicht. Hat nie Einen gemordet. Wird, statt roth aufzugischten, sich bald auch in angelischeWürde fassen, wenn er hört, Julia sei eingeurnt. In Würde, die, da es sein muß, geruchloses Gift trinkt, nicht häßlich die elegante Hülle einer adeligen Seele schlitzt. Hätte dieser bedachtsam wägende Poetcnkopf, eines venetischenParnassiers, frei geschaltet, dannwurdeausMaskenschwankundkeckemLockrufin Mondglanz nicht grause Tragoedie. DieserMontecchiistsovernünftig... Und doch hat derPriester hellster Vernunft ihn wie den wirrsten Knabenkopf ausgescholten. „ So wilde Freude nimmt ein wildesEnde und stirbtimhöchstenSieg,wieFeuersKußdasPulver aufzehrt. Drum liebe maßvoll! Deine wilden Thaten zeugen von einesThicres unvernünftigerWuth. EinWachsgepräg ist Deine edle Bildung, wenn sie der Kraft des Mannes abtrünnig wird; Dein heiligstes Gelöbniß hohler Meineid. Dein Witz, die Zier der Bildung und der Liebe, doch zum Gebrauche Beider mißgeartet, fängt Feuer durch Dein eigenes Ungeschick, wie Pulver in nachlässiger KricgerFlaschen,und wasDich schirmen soll, zerstückt Dich selbst." Wo war dieserRomeo? Bei Euch nicht; ich weiß nicht, wo. Eurer hatte edle Bildung, Würde, Maß, sanften Witz; Pulver blitzte nicht, thierischeWuth brüllte nichtausihm. Diesen hätte der

Vernünftigste nicht unvernünftig genannt. Auch Bruder Lorenzo nicht, derBlumen,Gemüse,Arzeneikraut aufzieht, genau weiß.was Duft, was Nährkraft, was Heilung spendet, und infeinemGott gewiß ist, daß des treulosen Pfuschgärtners Unvernunft Tugend in Lasterwandeln.amSpalierrechtlinigerLehreLastersich ums Nutzholz würdiger Tugend ranken kann. Die Windeier solcher Vernunft hörtenwirplatzen.Und wurden, eindringlich, belehrt, wie der Dichter über solches Gedünkel denke. Kaum besser als über die im MärchenreichderVorstellungeinstvonElfenspukGenarrten.(Noch 'eine Rüge; ganz ungesalzen. Fra Lorenzo darf an Fra Angelico, mindestens im AufschwungderInbrunst, darf aber nichtan Grützners muntere Schleckermönchlein erinnern. Im Dunstkreis rationaler Beschränktheit ist er muthig und menschlich; nie einvergreister 'Schmunzle?. Und: jedes Wort aus seinem Mund müßte verständlich sein. Eurer athmet und murmelt und zwinkert,rühmlich, wie cin noch lebendiges Hutzelmännchen; doch man hörtihn nicht. 'Shakespeares tischt Greisenweisheit auf, die nicht nur Greisen schmeckt; tritt an der mächtigenOrgel die Bälge; und schreitet allen Raisonneurs der Romanen aufs Schaugerüst voran.) Vernunft regirt, im Bergland der Verliebten, Poeten und ihnen dienstbaren Deister, nicht immer den Willen. Der athenische Musterknabe, ders geglaubt hat, stolpert von Helenen zu Hermia zurück. Und ^Zruder Lorenzo, vom Orden des großen, reinen Dulders Franz, des keuschsten, hilft Romeo und Iulia ins selbe steinerne Bett. Auch in wärmeren Pfühl hat er ihnen geholfen. Ich habs nicht vergessen, mahnender Prologos. Könnte ichs? Im Braut» dett sahen wir sie ja gepaart. Noch im Erinnern überläufts mich. Wie konnte der Künstler Reinhardt sich so verwirren? Zwei junge Menschen, Mann und Weib, denen die Kirche Einverleibung er» Glaubt hat, neben einander im Bett, beschuht, vom Fuß bis unter die Brust wie für die Straße gekleidet... Kichernd erwachen Fra» gen. Schweiget! Am offenen Altan, der den Dämmerwind ein» läßt, hSltRomeo sein bebendesGlückimArm. Aus Taumeln trug «rs hierher. Unlöslich scheinen sie in einander verwurzelt; stumm: weil Eins des Anderen Athem trinkt. Da meldet die Lerche den Tag. Und mit dem Morgen schlurft grau das Gestern herauf. Aus Hauch formen sich nun wieder Worte. Abschied nach Hochzeit. Trennung der überNachtin einen Pulsschlag gewöhnten Herzen. Aus Scharlach dröhnt Phöbus heran. So wird Tragoedie.

Erkenntniskritik.

ie wirksamste Widerlegung jenes Idealismus, der das Dasei« der Außenwelt leugnet oder in Zweifel zieht, bleibt schon die Beule, die sich der Idealist an einer höchst realen Wand stößt, oder die Ohrfeige, die ihm in der Hitze des Disputs sein Widerpart giebt. Aber da wissenschaftliche Argumente wissenschaftlich widerlegt werden wollen, kann sich der Philosoph von Fach, der den Solipsismus ablehnt, der Verpflichtung dazu nicht entziehen; und l)r, Franz Iünemann, Oberlehrer am katholischen Gymnasium in Neiße, dessen „Kantiana" von der Fachkritik beifällig aufgenommen worden sind, besorgt nun in seiner neusten Schrift (Der philosophische Idealismus und das Grundproblem der Erkenntnistheorie; Bärs Verlag in Neiße) die Sache so gründlich, daß meiner unmaßgeblichen Meinung nach damit die Debatte für geschlossen erklärt werden könnte. Allen Sophismen der Alt- und der Neukantianer wird schonunglos die Phrasenhülle heruntergerissen, so daß sie in der Blöße ihrer Nichtigkeit vor den Augen des Beschauers dastehen, und verdientemSpott werden ihre Absurditäten preisgegeben: ein Monumentalbau, an dem sich ein Menschenhirn zu Brei stößt, der aber nur in eben diesem Hirnbrei existiren soll, Kants Kritik der reinen Vernunft, das körperliche Buch sammt Inhalt, Produkt Dessen, der es grade liest, und was dergleichen Späße mehr sind. Kant wird als der Hauptschuldige behandelt; Aussprüche von ihm, die sich gegen den Idealismus richten, sollen blos Inkonsequenzen sein. Da bis auf den heutigen Tag die angesehensten Philosophieprofessoren um den Sinn der Vernunftkritik und die eigentliche Meinung Kants streiten, darf ich mir nicht anmaßen, entscheiden zu wollen, ob Iünemann mit seiner Auffassung im Recht ist; ich beschränke mich auf die Bemerkung, daß er übers Ziel schießt, indem er auch die Subjektivität der sekundären Qualitäten anzweifelt. Diese Behauptung darf ich als Dilettant schon wagen, weil zu ihrer Begründung, wie man gleich sehen wird, gar keine philosophische Fachkenntniß, erfordert wird. Darüber, schreibt Iünemann selbst, sei ja kein Wort zu verlieren, „daß die Qualität-Empfindung lediglich dem Subjekt, dem Bewußtsein, inhärirt". Aber sind denn ohne einen Empfindenden diese Qualitäten denkbar? Was soll denn „süß" bedeuten, wenn Niemand da ist, der Süßes schmeckt? Der Zucker schmeckt sich doch nicht selbst. Die Qualität eristirt nur als empfunden und hat ohne einen Empfindenden oder Wahrnehmenden gar keinen Sinn» Iünemann glaubt. Schopenhauer mit Goethe widerlegen zu kSn-

nen. Schopenhauer sagt im Gespräch mit Goethe, die Sonne würde nicht existiren, wenn es kein sehendes Auge gäbe; worauf Goethe entgegnete: „Vielmehr wären Sie nicht, wenn die Sonne nicht wäre." Beide sind hier im Recht. Ohne Sonnenenergie kein Organismus, also auch kein Schopenhauer. Gzistirt aber die Sonne als Leuchtkörper für den Blinden? Sicherlich nicht; für ihn ist nur die Wärmespenderin vorhanden; Licht und leuchtende Körper giebt es nicht für ihn. Ist er blind geboren, dann weiß er nicht, was Licht, was Farbe ist; er kann sich keine Vorstellung davon machen. Woraus folgt, daß, ohne sehende Augen Licht mrd Farben undenkbare Dinge sind. Wenn wir, die Sehenden, uns ein farbiges Universum ohne Farben wahrnehmende Menschen und Thiere denken können, so vermögen wirs doch nur, weil wir die Farbenempfindung kennen; auch in dieser verrückten Vorstellung sind wir selbst es, die wir den vorgestellten Dingen die Farben auftragen. Nichts weiter war nöthig, als daß eines Tages ein Denker diese Ueberlegung anstellte und aussprach, um alle übrigen Menschen', die denkenden wenigstens, von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. Wenn dieser Thatbestand noch nicht allgemein be-
kannt und anerkannt ist, so liegt es wohl nur daran, daß er inj der philosophischen Fachsprache, statt in der schlichten Volkssprache, vorgetragen zu werden Pflegt.

Qualitätlose Dinge, meint Iünemann, würden ja reine Nichtse sein. Das meine ich auch; und ich gehe noch ein Stück weiter: Dinge, die weder wahrnehmen noch wahrgenommen werden, sind wirklich nichts, sind gar nicht vorhanden. Nnsere Mutter Erde war erst von dem Augenblick an, wo das erste ^Würmlein, das sie als Widerstand oder Stütze, als warmes oder kaltes Milieu empfand, ihr ein armsäliges Bischen Wirklichkeit verlieh. And diese Wahrheit ist von der größten Wichtigkeit, denn sie ist der Tod des Materialismus und des Atheismus. Zu meiner Freude erfahre ich aus Iünemanns Buch, dag. Dieses schon Berkeley gesagt hat, der dem Gedanken allerdings eine andere Fassung giebt und etwas andere Folgerungen daraus zieht. Ich lege mir die Sache auf meine Art zurecht. Die Subjektivität der Sinneswahrnehmungen verwickelt, in einen Widerspruch, der den denkenden Atheisten verrückt machen muß. Ohne uns sind die körperlichen Dinge nicht vorhanden^aber auch wir sind''ol)ne 8ie körperliche>i Dinge nia)t vorkanden. denn alle unsere Sittnczcinpfindungen werden von auß"en, durch körperliche Dinge'verursacht niid'ohne SinneswahrnetMMM' MIM' »ll MMMM^nrMens würde aM' nnfVr )M-mHr^M"rest." Zudem' kehrt die Wissenschaft,Mfs'nnser' c?M-

ball Millionen Jahre vor dem ersten Würmlein entstanden ist. Dem Theisten löst sich der Widerspruch dadurch, daß die Erde mit ihrer Existenz auf das Würmlein nicht zu warten brauchte, weil ja vom Urbeginn an Einer da war, der sie wahrnahm: ihr Schöpfer.

Daß das Erkennt nißproblem noch nicht gelöst ist, erkennt Iünemann an. Ich streiche das „noch" und sage: Es wird niemals gelöst werden; es kann nicht gelöst werden und braucht auch nicht gelöst zu werden. Der Mensch begreift nur, was er machen kann; er begreift die Maschine, die er baut, aber der Organismus, den er nicht schaffen kann, bleibt ihm Geheimniß, Am Wenigsten begreift er sich selbst, diese Einheit von Geist und leiblichem Organismus. Da die Welt ist und wir nicht die Aufgabe haben, sie zu schaffen, brauchen wir auch nicht zu wissen, wie es der Schöpfer anfängt, mit einer körperlichen Maschinerie in Menschenseelen Sinneswahrnehmungen, Vorstellungen und Gedanken zu erzeugen, so die Seelen zum Selbstbewußtsein zu wecken und sie mit einem Inhalt zu erfüllen, der jede zu einem Mikrokosmos macht.

Nach der trotz Energismus immer noch geltenden physikalischen Hypothese ist die Maschinerie ein System von punktuellen Kraftcentren (Atomen, Ionen, Elektronen), deren Gruppirungen und Bewegungen durch Erschütterung unserer Seh-, Hör-, Hautempfindungnerven, durch chemische Veränderung unserer Schleimhäute Gesichtsbilder, Töne, Wärme-, Lust- und Schmerzempfindungen, Gerüche und Geschmäcke in unserer Seele erzeugen. Sollte diese Hypothese (die höchst werthvoll ist, weil sie die physikalischen Vorgänge vorstellbar und berechenbar macht) den Bau und die Einrichtung des körperlichen Universums richtig abzeichnen, dannj würde Gott die Atome und ihren Reigentanz sehen. Ist dagegen die Struktur des Universums anders geartet, dann sieht er diese andere Struktur. In beiden Fällen aber sieht er zugleich auch das Selbe, was wir sehen, denn er hat ja die Maschinerie eben zu dem Zwecke gebaut, diese und keine anderen Gesichtsbilder und sonstigen Wahrnehmungen in unseren Seelen zu erzeugen. Darum ist auch für den Konstrukteur der Dinge und der Seelen ein Stück Zucker nicht nur ein Atomhäufchen Hzz0i>, sondern ein süßes Stück Zucker, der bunte Paradiesvogel ein bunter Paradiesvogel, der graue Sperling ein grauer Sperling, der Gasball ein Gasball und der auf dürrer Haide spekulirende Narr ein spekulirender Narr. Demnach ist der Ununterrichtete mit seinem naiven Realismus vollkommen im Recht; weder seine Sinne täuschen ihn noch (wie Philosophen mauthnerischer Richtung klagen) die nach logi»

schen Gesetzen geformten und geordneten Worte, in denen Einer dem Anderen seine Wahrnehmungen mittheUt. Nicht falsch ist das Weltbild des naiven Realisten, sondern nur unvollständig; er kennt nicht die physikalischen Vorgänge (Aether- und Luftschwingungen und Atomgruppierungen), durch welche die Maschinerie zur Erzeugung von Sinneswahrnehmungen in unseren Seelen den Anstoß giebt, und er weiß nicht, daß es ohne Geist keine Körperwelt geben könnte.

Das eine der beiden Verdienste, das meiner Ansicht nach Kant zugestanden werden muß„ besteht darin, daß durch ihn die Einsicht in die Subjektivität der sekundären Qualitäten wenigstens in den philosophisch gebildeten Kreisen allgemein verbreitet wor» den ist; beklagenswei th aber scheint mir, daß er auch dem Raume und der Zeit die objektive Existenz abgesprochen hat. Sein zweites Verdienst sehe ich darin, daß er mit seinem g. priori die Substantialität der Seele gegen alle Einwendungen, seine eigenen nicht ausgenommen, sicher gestellt hat. Denn was besagt dieses u priori? Ob seine Kategorientafel richtig und vollständig ist, darauf kommt nichts an. Das Wesentliche ist, daß es überhaupt in allen normalen Menschen gleichartige Wahrnehmungen und Kategorien giebt. Alle normalen Menschenseelen sind so.eingerichtet, daß sie von den selben körperlichen Dingen die selben 'Eindrücke empfangen und diese nach den selben logischen Gesetzen zu gleichartigen Begriffen, Artheilen und Schlüssen verknüpfen. Nur hierdurch ist Verständigung, ist Verkehr, ist Sozialleben möglich. Wenn Einer Grün sieht, wo die Normalen Roth sehen, kann er zwar vielleicht ein moderner Maler, aber weder Weichensteller noch Zugführer werden; verwechselt er die Kategorien Mein und Dein, so muß er ins Gefängniß; und sieht er den Gevatter Müller für den Gottseibeiuns oder sich selber für Gott Vater an, so steckt man ihn ins Narrenhaus, das heute höflicher Sanatorium genannt wird. Auf einer gleichartigen Einrichtung der Seelen also beruht dieses übereinstimmende Wahrnehmen, Vorstellen, Nrtheilen und Schließen. Soll aber die Seele irgendwie eingerichtet sein, dann muß sie vorhanden, muß sie eine Wesenheit, eine Substanz sein; bei einem Bündel oder Strome von Vorstellungen, einem Kreuzungpunkr Don Nervenbahnen, wozu die Psychologie ohne Seele die Seele herabsetzen will, kann von einer Einrichtung nicht die Rede sein; E»^intmngen, Vorstellungen, Denkoperationen können nicht in der Luft schweben, sondern müssen, wie auch Iünemann hervorhebt, einen Träger haben.

Neisse. Dr. Karl Ientsch.

Die Zukunft.

## Der einsame Nietzsche.

D^or mehreren Iahren erhob sich im Nietzsche-Archiv eine Diskussion: über das Schreiben und den Werth von Biographien. Der Eine forderte vor allen Dingen möglichst viele Einzelheiten und Dokumentarisches, damit man sich selbst ein Bild formen könne. Ein Anderer betonte die großen Linien. Ein Dritter widersprach; solche Vereinfachung zeige gewöhnlich nur, was Der oder Der über einen großen Mann gedacht habe. Einer behauptete, dag man bei manchen unserer Größten die Aufzählung vieler Einzelheiten überhaupt nicht aushalten könne, zum Beispiel: bei Hebbel und Richard Wagner. „Ia," zürnte Einer, „Das kommt nur daher, daß wir alles Menschlich, Allzumensch» liche mit verleumderischen Blicken betrachten. Wir sind heutzutage so ungerecht wie möglich in unseren Forderungen; wir sehnen uns nach Menschen der Renaissance, aber wir fordern zu gleicher Zeit, daß sie harmlos und in der Furcht des Herrn daher wandeln wie der fromme Knecht Fridolin." Der Streit ging hin und her; schließlich konnte ich nicht umhin, zu bemerken, daß es doch wahrhaft große Menschen gebe, von denen man alle Erlebnisse erzählen könne, weil sich selbst in den kleinsten Erlebnissen die Größe ihrer Natur zeige. „Das paßt auf Nietzsche, aber sonst auf Wenige", sagte der Forderer der großen Linie, „vor Allem nicht auf Menschen der That. Die müßte man vielleicht überhaupt unter anderen Gesichtspunkten ansehen als heroische Geisteshelden". „Aber Moltke und selbst Bismarck, diese wundervolle Verkörperung des Willens zur Macht", fragte ich, „was könnte man Ernstliches aus ihren persönlichen Erlebnissen gegen sie vorbringen?" Wieder brach der Streit los, ohne einen befriedigenden Abschluß zu erreichen. Von diesem Gespräch war 1908 bei Professor Holzers letztem Besuch in Weimar die Rede und ich fügte hinzu, wie glücklich ich im Vergleich zu anderen Biographen zu preisen sei, weil ich beim Schreiben der, großen Biographie (die 19R erschien) aus dem Leben meines Bruders nichts zu verschweigen hatte. „Aber warum haben Sie trotzdem Wichtiges verschwiegen?" fragte Holzer. „Sie haben mir heute eine Reihe der erschütterndsten Dokumente gezeigt, die mir so viel über Nietzsches innerste Empfindungen verrathcn, die Sie aber aus Rücksicht auf Andere (denn für Ihren Bruder sind sie in ihrer Empörung so ehrenvoll wie möglich) in der großen Biographie vollständig unterdrückt haben; war Das richtig? Auch haben Sie mir heute Einzelheiten erzählt, die mir Manches überhaupt erst erklärlich gemacht haben, zum Beispiel: Overbecks "Umwandlung seiner Gesinnung nnd Freundschaft zu Nietzsche." „Ich wollte mir mit diesen häßlichen Geschichten mein Buch nicht verderben," antwortete ich, „Ja," rief Holzer aus, „Das ist es eben; Jedermann will ‚ein schönes Buch' schreiben, alle möglichen Menschen sollen geschont und kein Anstoß soll erregt werden. Ihr Bruder nannte Das: ein .blaues' Buch schreiben, aber er setzt ausdrücklich hinzu, ‚eine andere Farbe sei hundertmal wichtiger as.? das Blau, näm-

lich das Grau'. Damit meinte er das Urkundliche, das wirklich Feststellbare, das wirklich Dagewesene." Wir einigten uns darüber, daß das Verschweigen dieser Widerwärtigkeiten ein groß« Fehler gewesen sei; erst jetzt erkenne man die ungeheure Kraft Nietzsches, mit der er sich über diese kleinlichen Erbärmlichkeiten erhob, und man staune, daß cr dabei nicht zum verbitterten Pessimisten wurde, sondern trotzdem den Menschen der höchsten Vervollkommnung für fähig hielt.

Später kam Holzer noch einmal darauf zurück. ' „Wie viele Un» wahrheiten über Nietzsche wären der Mitwelt erspart geblieben, wenn seine heimlichen Feinde geahnt hätten, welches dokumentarische Material dem Nietzsche-Archiv zur Verfügung stand! Erst durch das Verschweigen der erwähnten Dokumente ist der Irrthum entstanden, das Nietzsche-Archiv sei in einigen Punkten mangelhaft unterrichtet oder wolle den wahren Sachverhalt unterdrücken. Sie haben also aus Rücksicht auf Andere Ihrem Bruder geschadet." Nach dieser ernstlichen Ermahnung versprach ich, bei einer neuen Darstellung des Lebens meines Bruders die peinlichen Dokumente nicht zu vergessen und einen besonderen Accent auf die urkundliche Erzählung thatsächlicher Vorgänge zu legen, insofern sie als Hemmungen oder Förderungen bei der Entstehung seiner Werke gedient haben,

Ichlhabe im „Iungen Nietzsche" und jetzt im „Einsamen Nietzsche" dieses Versprechen zu halten versucht. Das erste Buch zu schreiben, war mir eine große Freude, denn noch einmal durchlebte ich die köstliche, sonnige Iugendzeit. Aber das zweite Buch, „Der einsame Nietzsche," ist mir unbeschreiblich schwer geworden; das Tiefste und Höchste mußte von Neuem dargestellt und das Schmerzlichste berührt werden. Dazwischen waren jene peinlichen Erlebnisse zu erzählen, wobei ich oft das Gefühl hatte, als müßte ich auf meinem streng vorgezeichneten Weg zur Wahrheit eine Dornenhecke durchdringen. Ich glaube, „Der einsame Nietzsche" ist das härteste Opfer, das ich der Wahrheit und der Liebe zu meinem Bruder gebracht habe.

Wie dankbar bin ich nun dafür, daß mir von vielen Seiten ein warmes, ernstes Verständniß entgegengebracht worden ist? Ich möchte hier meinen innigen Dank für all die feinsinnigen Kritiken in den großen führenden Zeitungen und für die vielen gütigen, anerkennende» Briefe aussprechen, die mich in meiner Wintereinsamkeit erreichten. Gerade, daß das Urkundliche der Darstellung und ihre innere Nothwendigkeit, selbst in jenen besonders „grauen" und peinlichen Kapiteln, so warm anerkannt worden ist, thut mir wohl. Ein ausgezeichneter Historiker schrieb mir über den „Einsamen Nietzsche": „Was mir darin als hervorstechendste und zugleich glücklichste Eigenschaft entgegentritt, ist die Zeugnißhaftigkeit dieses Buches. Es ist von der ersten bis zur letzten Seite Dokument. Später werden meine Berufsgenossen, die Geschichtforscher von Z963 o5:r "^3, Ihnen Dank wissen."

So darj ich mit zuversichtlichem Herzen sagen: Wer wirklich etwas Anthentisches über Nietzsche wissen will, Der findet es in der großen Biographie „Das Leben Friedrich Nietzsches und, mit vielen ergän-

zenden Einzelheiten, in den beiden Bänden „Der junge Nietzsche" und „Der einsame Nietzsche".

Nachschrift. Am einundzwanzigsten November 1913 brachte das Berliner Tageblatt eine würdige, warm empfundeneKritik meines Buchcs vom Professor Dr. S. Saenger; im Februar 1914 eine unwürdig:, witzelnde, verständnißlose Besprechung des selben Buches von Herrn Dr. Schlenther. Gegen dessen verwirrende Behauptungen (Herr Schleuther schiebt mir Urtheile und Aussprüche zu, die Friedrich Nietzsche selbst aufgezeichnet hat) führe ich die ernsten Schlußworte Saengers an: „In einer Affaire, die man als eine alltägliche »kkirs Ss ksmme umzutauschen beliebte, hatte sich Ree nicht eben heroisch benommen; unter dieser Entdeckung litt Nietzsche unsäglich und nur der Vorsorge seiner Schwester ist es zu danken, dag der goldreine und zart empfindliche Philosoph seinen ‚Freund' nicht vor die Pistole gestellt hat. Man wird diese Briefe lesen und die hohe, flecklose Moralität dieses Immoralisten bewundern. Anter den Selbstbekenntnissen des Denkers giebt es keins, das deutlicher machte, welche allerstrengsten Anforderungen der grausame Umwerther an die heroische Lebenserfüllung seiner Iünger stellte, mit wie heftiger Verachtung er freche und zuchtlose Genüßlinge aus seiner Gemeinschaft stieß. Es ist begreiflich, daß Frau Förster-Nietzsche sich entschlossen hat, diese Beweisstücke zu veröffentlichen. Diejenigen, die sich Entstellungen erlaubten, rechneten nicht damit, daß die Toten im weimarer Archiv auferstehen und reden könnten."

Breitbrunn am Ammersee.

Elisabeth F ö r st er - N i e tz sch«.

>.«?

Orientgeschäfte.

«n den 700 Millionen Francs, die Dschawid Bey, der geschickte Unterhändler, der jüngsten Türkei in Paris locker gemacht hatte, ist noch kein Centime ausgezahlt worden. Das gute Einvernehmen wurde durch neuen politischen Ehrgeiz und durch das Drängen des russischen Freundes nach einem Finanzboykott wieder gestört. So ist die große Anleihe, die nach dem Friedensschluß dem Osmanenreich versprochen worden war, unerledigt geblieben und die türkischen Finanzregenten mußten die Gefahren einer längeren Aushungerung in Riesenschrift plakatiren. Der Großwesir sollte dem Vorsitzenden der Wette Publique mitgetheilt haben, er könne für die richtige Ablieferung der dem Dienst der Anleihen bestimmten Einnahmen nicht mehr bürgen, wenn in seine Kassen nicht bald Geld komme. Ein Bluff natürlich; idenn ins Gehege der Dette dringt kein Feind mehr ein. Die Orientpolitik Rußlands schillert wieder in allen Faröcn, Die russische Regirung verlangt, daß ein von ihr entsandter Vertreter in den Verwaltungrath der Dette aufgenommen werde.DieserWunsch hat nur politische,nicht fina>,»

zielte Gründe; denn in Rußland ist kein Heim für türkische Anleihen. Deren größter Theil liegt in Frankreich und Deutschland; weit dahinrer kommt England. Die Dette kontrolirt ein Kapital von 116,5 Millionen Türkenpfund. Davon für Deutschland 49,9, für Frankreich 43,7, für England 5,3 Millionen. Da die Franzosen zwei Mitglieder in der Verwaltung hüben, Wnnen wir eben so viele verlangen; doch schon diese billige Forderung ist schwer durchzusetzen. Die Franzosen verlieren das seelische Gleichgewicht, wenn sie sich mit Deutschland im orientalischen Geschäftshaus treffen. Mit bewundernswerther Verstellungskunst ist in Paris der Abschluß des Eisenbahnenhandels in Kleinasien besprochen worden. Frankreich hat, gegen gutes Geld und runden Vortheil, auf sein „finanzielles Interesse" an der Bagdadbahn verzichtet, das in der Wirklichkeit nie bestand; es hat dafür Eisenbahnkonzessionsn in Syrien und Anatolien erworben, die vielleicht mehr werth sind als die ganze Bagdadbahn. Aber Marianne hat natürlich ein „schweres Opfer" gebracht. So ists auch mit der Dette. Zuerst wollten die Franzosen nicht, daß die Vertreter der drei Hauptnationen im Vorsitz abwechseln. Mit England: Ia; aber der Allemand sollte nicht an die Rampe. Das ging natürlich nicht. Die Türkei hoffte, von den Vereinigten Staaten, die seit dem Beginn der mexikanischen Liquidation ihre Finanzen in bester Ordnung haben, einen Vorschuß zu bekommen. Ob der Handel abgeschlossen ist, weiß, man noch nicht. Das deutsche Kapital hat sich durch die Geldnöthe des Türkenstaates und die drohenden Gesten gegen die Dette nicht schrecken lassen. Die Börsennotizen aller türkischen Staatspapiere sind besser als ihre niedrigsten Preise im Vorjahr. Bei den Unifizirten Türken beträgt die Differenz sogar 6 Prozent. Nicht so rasch wie Serbien ist die Türkei zu neuem Wirthschaftleben erwacht. Die Serben haben ihre 250 Millionen Francs nach Kaus gebracht und sind, seit das Moratorium aufgehoben ist, schnell im Kredit gestiegen. Der Streit um die Orientbahnen ist geschlichtet; nun fluthen die Waaren in solcher Menge ins Land, daß sich in den Grenzstationen ganze Wälle von Eisenbahnwagen gestaut haben. Die Orientbahnen helfen mit ihren Lokomotiven aus und zeigen so ihre friedliche Gesinnung. So lange Serbien in seinem alten engen Rock steckte, konnte es sich mit einer orientalischen Auffassung wirtschaftlicher Nothwen-. digkeiten behelfen. Man nahm die Dinge nicht zu genau und ertrug den Spott der Westeuropäer. Das geht jetzt nicht mehr. Der Drang nach westlicher Geschäftskultur verlangt neue Voraussetzungen; zu-, nächst: eine Reform der Währung. Die Serbische Nationalbank, die seit 1883 besteht, ist in eine unbequeme Verfassung gezwängt. Da die Notengrenze bei 50 Millionen Francs liegt, ist die Anpassung an einen weiteren Rahmen des Wirthschaftlebens nicht möglich. Und die Ausbreitung ihres Einflusses durch ein Netz von Filialen war der Bank untersagt. Erst jetzt soll sie die Peripherie ihres Kredits bis an die Landesgrenzen dehnen. Wird ihr die Erweiterung des Notenumlaufes genehmigt, so ergiebt sich von selbst der Zusammenhang mit der Währung. Nach dem Gesetz soll in Serbien Gold das Währungmetall sein; in der

Wirklichkeit ist es Silber, Das muß aufhören; je schlechter die Valuta, desto geringer der Nutzen der Ausfuhr: denn ein Theil des Gewinnes geht durch das Goldagio verloren. Der Handelsvertrag mit Oester» reich-Ungarn ist das wichtigste Geschäft von morgen. Die beiden serbi« schen Staatsanleihen, die in Berlin notirt werden, haben sich vom schlechtesten Kurs des Vorjahres um 4 bis 5 Prozent erholt.

Auch die sechsprozentigen Bulgaren haben 3 Prozent gewonnen, obwohl außer den beiden letzten Porschüssenjvon je 30 Millionen Francs (in Paris und Wien) noch kein neues Geld ins Land gekommen ist. Zur Deckung der im Krieg aufgenommenen Anleihen braucht Bulgarien rund 600 Millionen. Davon sind IM Millionen zur Einlösung von Schatzscheinen und zur Rückzahlung an die Nationalbank, 3<X> zur Tilgung der Requisitionbons bestimmt. Die zweiten 300 Millionen sollen durch eine innere Anleihe aufgebracht werden. Das bedeutet, dag der wohlhabende Theil der Bevölkerung, der die Anleihe zeichnen wird, die von der ganzen Nation gebrachten Opfer zurückzahlt. Die Schwebende Schuld des Landes hat sich durch den Krieg >um rund 310 Millionen vergrößert. DieserSchönheitfeUer kann natürlich nur mit Hilfe des ausländischen Kapitals beseitigt werden, da die Vorschüsse während des Krieges vom Ausland gewährt wurden. Griechenland, das einst für alle Zeiten vom europäischen Geldmarkt verbannt schien, hat einen Anleihevertrag über 500 Millionen Francs in der Tasche. 250 Millionen für dieses Iahr, die andere Hälfte fürs nächste. Unternehmer ist ein französisch-englisch-griechisches Finanzkonsortium. Frankreich hat den Löwenantheil übernommen: 350 Millionen. Hellas zahlt 5 Prozent Zinsen,für ein Papier, das zu 93>/i Prozent auf den Markt kommen soll. Das sind Bedingungen, an die früher kein athenischer Finanzminister denken durfte. Obendrein hat sich die Regirung das Recht vorbehalten, die Anleihe nach zehn Iahren zu koiwertiren Der Balkan ist jetzt umworben. Auf die Gründung der französischen Banque Franco-Serbc, die den ersten Pionierdienst im neu zu erobernden Wirthschaftbereich leisten soll, folgte die einer englisch-serbischen Bank. Das größte Bankenprojekt hat Rußland: die Russisch-Asiatische Bank will eine neue Balkanbank gründen, die in den neun wichtigsten Plätzen der Halbinsel Niederlassungen einrichten wird.

Die Franzosen sind sehr empfindlich, wenn ihre Gefühle gekränkt werden, setzen aber bei anderen Nationen eine natürliche Dickfelligkeit voraus. In China ist es so weit, daß die englische Presse schon gegen die Franzmänner mobil macht. Seit die Lsnyus InäustrisIIs äs OKine in Paris ihren chinesischen Feldzug eröffnet hat, folgen die Geschäfte einander sehr schnell. Im vorigen Iahr war eine Anleihe von 150 Millionen Francs abgeschlossen worden, der eine zweite, im selben Betrag, gefolgt ist. Außerdem wurde der Vorvertrag für den Bau einer 16L0 Kilometer langen Eisenbahn unterzeichnet, die von der selben Bank finanzirt wird. Das Fünfmächtesyndikat hat sich mit einer vornehmen Reserve umgeben und wird nur genannt, wenn es sich um Etikettefragen handelt. Den Kursen der in Berlin notirten Chinesen geht es

leidlich. Die Tientsin-Pukow-Bahn soll durch einen neuen Schienenstrang mit dem deutschen Pachtgebiet verbunden werden und damit in ein organisches Verhältniß zur deutschen Schantungbahn kommen. Die Eisenbahnpläne, in deren Mittelpunkt die Schantungbahn steht, haben ein Haussemotiv für die Aktie dieses Unternehmens geliefert. Der Kurs dieses im Altimoverkehr sich bewegenden Papiers ist von 128 (Ende des Iahres) auf 141 geklettert. Wichtiger noch als die Ausdehnung des Schienennetzes ist der beschlossene Bau eines deutschen Eisenwerkes in der Provinz Schantung. Die Verwerthung der Eisenerzlager ist möglich geworden, seit die beiden Schantung-Gesellschaften ^Eisenbahn und Bergbau) vereinigt worden sind. Dem deutschen Hochofenwerk wird es an Abnehmern in China nicht fehlen. Eine bittere Pille für die Iapaner und Engländer, aber auch für die deutschen Exporteure, die natürlich nicht so billig liefern können wie der Produzent im Lande selbst, der noch dazu über eigene Schienenstränge verfügen wird. Die Iaps haben sich vergebens um die großen chinesischen Eisenwerke und Kohlengruben bemüht. Nun kommt ein neuer Konkurrent, der ihnen aber die Möglichkeit bietet, sich selbst billig zu versorgen und eine von den Chancen, die der Besitz der chinesischen Werke bringen sollte, auf andere Weise zu erlangen. Kenner der Verhältnisse bedauern, daß die Summe der Arbeit, die von Deutschen in China geleistet wird, viel größer ist als der wirthschaftliche Einfluß des Deutschthums. Die Betheiligung des englischen Handels am chinesischen Welt-Verkehr ist doppelt so groß wie der deutsche Antheil, obwohl der Engländer in China selbst, als Kaufmann, nicht mehr leistet als der Deutsche.
Nur auf einem Gebiet hat der fremde Einfluß bisher versagt: in der Währungfrage. Die Kommission, die sich mit der Valutareform beschäftigte, hat als Ergebniß ihrer Arbeit einen Gesetzentwurf vorgelegt, der nun in Kraft getreten ist. Die Silberwährung bleibt geltende Valuta, bis es möglich sein wird, den Goldstandard einzuführen. Ob es je dazu kommt, ist eine andere Frage; denn das chinesische Geldwesen beruht auf ganz anderen Voraussetzungen als die europäischen Systeme, die auf Gold eingestellt sind. Der Chinese kennt die Fiktion des Geldwerthes nicht, die unterwerthigem Metall einen höheren Werthbegriff verleiht. Er behandelt das im Umlauf befindliche Silber nach dem Gewicht und erkennt nur den Werth an, den dieses Metallgewicht repräsentirt. Um diese alte Gewohnheit auszuroden, hat das neue Gesetz eine einheitliche Landesmünze eingeführt: den Puan, Dieserneue Silberdollar, der einen bestimmten Kurs hat, soll die alte Gewichtstradition untergraben und als Schrittmacher für die Goldwährung dienen.
Wenn Das so einfach wäre, wie es in den Motiven des Gesetzes dargestellt ist, wäre die Münzreform Ereigniß. Aber' der Chinese wird wohl den Vuan eben so nach dem Gewicht behandeln wie die alten Silbermünzen, die ja auch nur Gewichtsbezeichnungen (Tasl) tragen. Ladon.

Die Zukunft,
Der Fall Otto Groß.
M^?m neunten November 1913 wurde Herr Dr. Otto Groß, eiir HM Arzt, der sich besonders mit Psychiatrie und Soziologie beschäftigt, auch in der „Zukunft" schon einen Aufsatz, veröffentlicht' hat, von Polizeibeamten aus seiner wilmersdorfer Wohnung ab» geholt. Die Beamten sagten ihm, er sei, als lästiger Ausländer und Morphinist, aus Preußen ausgewiesen und müsse (obwohl er von solcher Absicht nicht benachrichtigt worden war) sofort das Land verlassen. Er wurde nicht an die sächsische, sondern bis an die österreichische Grenze geleitet, dort abgeholt und in die kleine Privatirrenanstalt Tulln bei Wien gebracht. Irgendein Strafverfahren war nicht gegen ihn eingeleitet worden. Seine Freunde, ernste Menschen, versichern, daß an dem ungewöhnlich begabten Manne niemals eine Spur psychischer Krankheit zu merken war.
Aus Tulln ist nun der folgende Brief von ihm gekommen:
„Ich habe Ihnen eine Lecture zu empfehlen. Das wiener Amtsblatt hat in den letzten Tagen veröffentlicht, daß mit Beschluß vom neunten Januar 191tz wegen Wahnsinns die Kuratel über mich verhängt und daß mein Vater zu meinem ‚Kurator ernannt worden ist.
Ich bitte, so innig, wie ein Mensch den Menschen bitten kann: Vor allem Anderen helfen Sie jetzt meiner Frau und ihren Kindern. Es ist mein absoluter Wille, daß Frida Groß in ihrem Recht als Mutter von Keinem angetastet werden soll; daß sie allein die Kinder und jedes Recht auf ihre Kinder haben soll. Mit der Entmündigung ist mir die Möglichkeit entzogen worden, ihr dieses Recht und ihre Freiheit weiterhin zu garantiren. Ich weiß, daß Frida immer Angst davor gehabt, es könnte die Möglichkeit entstehen, daß ihr mein Vater die Kinder wegnimmt) und diese' Möglichkeit ist jetzt gegeben. Helfen Sie ihr; vor allem Anderen: Helfen Sie ihr!
Denken Sie, wenn diese Kinder, die zur Freiheit geboren und in Freiheit aufgewachsen, die eine lebendige Hoffnung auf die Zukunft sind, wenn diese Kinder jetzt in die Hand meines Vaters kämen, — denken Sie sich das Schicksal dieser Kinder, denken Sie sich den Seelenzustand ihrer Mutter aus! Nnd mir ist jede Möglichkeit genommen, Solches abzuwehren.'
Ich will Ihnen sagen, wie es mir ergangen ist und wie die Dinge liegen. Man hat, nachdem man mich aus Berlin a!s lästigen Ausländer (wegen Morphinismus) ausgewiesen hat, mich hier vor die Wahl gestellt, mich entmündigen zu lassen oder meine Ideen unschädlich zu machen. Zwei Moment: liegen gegen mich

vor, die entweder als Anklagepunkte vor Gericht oder als Argumente der Gemeingefährlichkeit in Betracht gezogen werden können. Man thut dies Letzte; ich selbst aber will unbedingt erreichen. Dies zu hindern und vor Gericht zur Verantwortung zu kommen. Ich glaube, daß ich Das, was ich gethan habe und was' geschehen ist, verantworten kann. Und dann: auf jeden Fall will ich zu hindern suchen, daß alles Streben meiner Existenz, Alles, für das ich gelebt, als pathologisch entwerthet wird, daß die Motive, die mein Leben führen, nicht ernst genommen werden.
Ich habe im Anfang des Jahres 1906 dem Fräulein Lotte Chatemmer in Ascona auf ihr Verlangen das Gift gegeben, mit welchem sie Selbstmord begangen hat. Ich habe Das gethan, um ihr den jTod, zu dem sie absolut entschlossen, war, so leicht wie möglich zu machen. Ich habe Alles, was in meiner Macht war, gethan, um sie von ihrem Entschluß, zu sterben, abzubringen. Als sich das Gift bereits in ihrem Besitz befand (ich habe es ihr unmittelbar vor meiner Abreise von Ascona gegeben), bin ich zu ihr gegangen und habe sie noch einmal gebeten, sie solle lieber zu mir nach Graz kommen und mich versuchen lassen, !ob ich nicht doch noch ihr helfen könnte. Ich habe das Gift in ihren Händen zurückgelassen, weil ich die Ueberzeugung bekommen hatte, daß Lotte Chatemmer, wenn sie zu sterben entschlossen war, diesen Entschluß auf jeden Fall durchführen und gewiß nicht davor zurückschrecken wüsche, nöthigen Falls auf schreckliche und schmerzvolle Art zu sterben. Dies zu vermeiden, wollte ich ihr die Gelegenheit ilassen.
Ich habe nicht aus Fahrlässigkeit gehandelt; denn was ich that, war wissentlich gethan; und ich habe nicht die Absicht gehabt, daß sie sterben solle. Ich habe nur die Absicht gehabt, daß sie nicht auf schreckliche Art und unter Schmerzen sterben solle. Eis ist jetzt mehr als sieben Jahre her seit damals; ich habe nie bereuen können, was ich gethan.
Das andere Argument, das gegen mich verwendet wird, ist:
Daß ich den Tod von Sophie Benz verschuldet haben soll. Daß da nicht Absicht und Fahrlässigkeit in mir bestanden hat, davon sind Alle überzeugt, die wissen, daß es damals um mein eigenes Schicksal gegangen ist. Sophie Benz hat sich wegen der Psychose, von welcher sie befallen war, vergiftet; man wird mir zum Vorwurf machen, daß ich sie nicht in eine Psychiatrische Anstalt gebracht habe. Daß ich es nicht gethan habe, ist mir das einzige Bewußtsein, welches tröstet.
Ich wiederhole: ich will vor Gericht verantworten, was ich gethan habe und was geschehen ist, ich will aber nicht, daß es als

Moment der geistigen Störung und Gemeingefährlichkeit gelten soll. Deshalb bitte ich, öffentlich sagen, um was es sich handelt. Und Eins noch liegt gegen mich vor: daß ich mit der be» stehenden Gesellschaftordnung unzufrieden bin. Ob man Dies als Beweis einer geistigen Störung betrachten kann, richtet sich da» nach, wie man die Norm der geistigen Gesundheit ausstellt. Nimmt man die Anpassung an das Bestehende als das Normale an, dann wird man die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden als Zeichen geistiger Gestörtheit auffassen können. Nimmt man die höchste Entfaltung aller Möglichkeiten, die dem Menschen ange- boren sind, als Norm und weiß man intuitiv und aus Erfahrung, daß die bestehende Gesellschaftordnung die höchstmögliche Eni» wickelung des Einzelmenschen und des Menschenthums unmög» lich macht, dann wird man das Zufriedensein mK dem Bestehen» den als Unterwerthigkeit erkennen.

Im Uebrigen: wenn Einer, dem ein für die bestehende Ge» sellschaft verstehbares, also ein materielles Motiv zur Unzufrie- denheit gegeben ist, wenn sich ein Solcher auflehnt, dann zieht man seine geistige Gesundheit nicht in Zweifel. Wenn aber Einer, der aus den höheren Gesellschaftfchichten stammt, der eine für die Gesellschaft gute Laufbahn offen vor sich liegen gehabt hat, wenn ich mit der Gesellschaft gebrochen habe: darin werden sehr viele Menschen ein Wahnsinnszeichen sehen wollen. Ich weiß, warum: wenn Das nicht Wahnsinn ist, dann ist es ein einwandfreies Ueberzeugtsein, dann ist es eine Ueberzeugung, die beweist.

Otto Groß."

Der Vater des Internirten ist der grazer Professor Dr. Hans Groß, der bekannte Herausgeber des Archivs für Kriminalanthro» pologie und Kriminalistik. Bater und Sohn sind seit Iahren innerlich von einander getrennt. Die selben Menschen, die ver- sichern, daß an dem Sohn niemals eine Spur psychischer Krankheit zu merken war und daß ihm der Kokaingenuß (das Morphium hatte er sich fast oder ganz abgewöhnt) das Bewußtsein nicht trübte, berichten auch, daß der Vater den Sohn seit zwei Iahren nicht sah, aus eigener Wahrnehmung also nicht wissen kann, wie es um ihn steht. Soll ein häßlicher Lärm verhütet und die Achtung vor Oesterreichs Rechtszustand gewahrt werden, dann ist sofort eine nachprüfbare Untersuchung durch unbefangene Sach» verständige anzuordnen. Als grazer Dozent der Psychopathologie hat Dr. Otto Groß durch einen in der „Zukunft" veröffentlichten Aufsatz die Befreiung eines Mädchens aus einer Irrenanstalt erwirkt. Jetzt heischt sein Wunsch, gerichtet zu werden, Erfüllung.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Dcrl, c, der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb S. m. b, H, in Berlin.

Berlin, den 7. März 1914.

Russensteine.

enn einer der Petersburger Staatssekretäre, die fürs Ausland Minister heißen, von seinem Herrn, dem Gossudar aller Reußen, der Amtspflicht entbunden oder fortgeschickt worden ist, wird in der sichtbarsten Provinz Offentlicher Meinung jede Mauer, Anschlagtafel, Klosetpforte mit einem Papier beklebt, das demBürgerzuschreit:«NeuerSieg derReaktion!"VordemAuge des von Neigung oder Nothdurft an solche Stätte Getriebenen marschirt das ganze Gespensterheer auf, das der Vorstellung die Statisten zu liefern hat: der Kernrussenbund, die Popenschaft, eine aus Nebellagern herangetrommelte Großfürstenpartei, der Schwarm des nach Ritualmorden schnüffelnden, nach Pogroms geilen Spelunkenvolkes und der Heilige Synod(Sabler, der Prokurator, selbst nicht mehr so oft wie weiland Pobedonoszew). Nirgends noch wuchs ein Kraut, das gegen diesen Brauch hilft. Die gescheiten Oesterreicher, die schreiben, der Tetrarchenkampf wider die Türkei sei nur ein Zufallsprodukt gewesen, das im Gewimmel entstand, weil der eigentliche Plan derPetersburger,Nord- und Südslavenkrieg gegen Oesterreich-Ungarn, noch nicht auszuführen war, diese Klugen sind klug genug, nicht zu glauben, was sie sagen; möchten nur, daß Andere es glauben (und so dieverschmitzte Feinheit der wiener Politik, die das Slavenschwert südostwäxts wandte, preisen lernen). Vor so frevlem Spiel schützt die Stille Reserve gemüthvoller Biederkeit unsere Meinungmacher; sie ha»



file:///D|/0515/ocr%2080er/dz%20086_315.html[17.07.2014 17:09:48]

bcn sich in den Spukglauben eingelebt und sind inniglich überzeugt, daß im Reussenreich die »Reaktion" immerneue Siege erficht.Trotzdem England fürsErste keinInteresse mehr daran hat, nachzuhelfen, wird, Monat vorMonat, vonUnterströmung, Angnade, Zettelung, Personalwechsel berichtet; werden Nikolais Dip'omaten.aufHolzpapier.versctztoderin denRuhestandgesloßen. Wird nichts draus: die Lesekundschaft hat andereDinge im Kopf und vergißt schnell;kommt es endlichzu einemWechsel: »Wir haben ihn vorausgesagt." pwbatum est.Als HerrDe'casse mit allem Huldausgebot und dem höchsten, sonst Staatshäuptern vorbehaltenen Orden aus Petersburg verabschiedet wurde, dachten nur Wenige noch der langwierigen Mär, dieser Botschafter, der, natürlich, nur für eine kurz befristete Mission die Heimath ver'assen hatte, sei an der Newa «unmöglich" gewesen und habe deshalb von allem Erstrebten kein Bröckchen erlangt. Und als Herr Kokowzew aus dem Ministerpräsidium schied, war dem Gedächtniß die Thalsache entschwunden, daß man uns ein Jahr lang erzählt hatte, nie habe in Rußland der »reaktionäre Schrecken' schlimmer gewülhet. Thut nichts: neuerSieg derReaktion.Wladimir Nikolajewitsch Kokowzew war nicht lange imVollbcsitz der Macht(scit, im September 1911,Stolypin gemordet worden war, Ministerpräsident):fast zehnIahre langaberFinanzminister.In dem schwierigsten Jahrzehnt, das Rußland seit der Krimkriegszeit erlebt hat;und zuvor schon,seitKowalewskij insDunkel wich, Wittes Hauptgehilfe. In dcr Portraitgalerie des Finanzministeriums kann er sich sehen lassen; der Betrachter wird ihn einst vielleicht lauter loben als die Vorgänger Bunge, Wyshnegradsl,j, als Wiltc sogar. Kokorozcw hat Ordnung gemacht; unter der Last, die der mandschurische Krieg und die Pflicht zu neuer Rüstung ihm aufbürdete, ist er vorwärts geschritten; hat unermüdlich, Jahre langohneAnleihen.fürdicMchrungdesBarbestandesimSlaatsschatzgesorgl; undkonnle inseinerletztenDenkschrift(zumBudgetenlwurf fürs Jahr 1914; die deutsche Ausgabe ist in Böhnles Petersburger Druckerei erschienen) mit Fug sagen, Rußland sei kräftig genug.um den ungeheuren Mehraufwand der letzten zwei Jahre (je zweihundcrtncunzig Millionen Rubel) zu tragen. Er hat das Flottengesetz, dessen Umfang draußen Keiner geahnt hatle, durch die Klippen der Reichsduma gelotst, mit ernstlichem Eifer

sich derAgrarreform angenommen, für die StreckungundDichtung des Eisenbahnnetzes gewirkt und, als Erster, ein Aufsichtsystem eingeführt, das dieKontrole aller imRiesenreich desWeißenZaren Geld einnehmenden, Geld ausgebenden Behörden ermöglicht. Daß er nicht Studentenpolitik trieb, nicht mit der Verheißung schrankenloserFreiheit protzte noch demMushik,statt derzeitigen Mutter, dieVernunst als Gottheit empfahl, wäre nur vorNomi» nal freisinnigen und anderen Kindern zu erwähnen;zu tadeln höchstens, daß er den Wünschen derjüdischenIntelligenzseinOhrverstopfte und die Iudenjugend, der sich nur ein Spältchen der Hoch» schulthür aufthut, in Groll und Staatfeindschaft drängte. Auch dieses Problem ist aber ineinemLandmitsogroßem.soraschnachwachsendemGhettoproletariatnichtsoleichtzulösen.wieimWesten der Menschenfreund träumt. Mit den Aufgaben nationaler Politik, für die er nicht geboren noch vorgebildet war, fandHerrKo» kowzew sich ab, wie ein Kaufmann, ohne Vision und leidenschaft» IichenSchöpfermuth,esvermag(undthundarf,wennerim stärksten Concern derErde sitztund der Gegenspieler ein armsäliger Stümper ist). Er hielt sich an Nikolais Weisung, bis zum Abschluß der HeeresreorganisationjederKriegsgefahrauszubiegen.undanIs» wolskijs damit vereinbare Worte. Er stahl nicht, war fleißig, hatte in Dawidow den klügsten Agenten und förderte, wo ers konnte, die Industrialisirung und Bourgeoisirung des Zarenreiches.

Der Name des Nachfolgers erklärt nicht, warum Graf Kokowzew ging. Iwan Longinowitsch Goremykin schreitet, mit merk» baren Greisenmalen, ins sechsundsiebenzigste Lebensjahr. Sieg derReaktion? DieserAltadelige aus demGuberniumNowgorod war einst als Nrliberaler verschrien, den Anbetern russischer Pa» triarchie als Erzketzer verhaßt. Werkzeug Alexanders desZweiten, des Bauernbefreiers, Freund der Arenjew, Nekludow und andererFreiheitmänner und seit 1860 um dieBesserung bäuerlicher Lebensbedingungen bemüht. IuristundAgrarpolitiker; Förderer der landschaftlichen Selbstverwaltung und Vater der vorsichtig klugen Agrarreform von 1906, Als er, nach Wittes kurzer Mi» nistcrpräsidentschaft, im Mai 1906 vor die Erste Gossudarstwennaja Duma trat, wußten Alle, daß er nur als Nothhelfer erkürt worden war; daß der morschendeMann, dem jetzt nurnoch angekreidetwurde, daß er als Minister desInneren, im letzten Lustrum 2,.

des vorigenIahrhunderts, die Presse «geknebelt-habe, weder für die Wahngebilde der Konstiwtionell-Demokratischen Partei (Kadeten) noch für sozialistische Enteignungpläne zu haben sein und bald wieder vom Schauplatz abtreten werde. Er ist (wie in Oesterreich und Ungarn die Herren von Gautsch und von Khuen) der Mann für dieAthempausen; dem.weilernichtdauernwill, Keiner hart an den Leib rückt. Vor acht Iahren mußte er für Stolypin das Bett machen; jetzt? Vielleicht für Herrn Kriwoschein, derStolyvins Mitarbeiter an dem Werk über die Besiedlung Sibiriens war und den Staatswagen wohl sacht in die Bahn zurücklenken würde, die der robustePeterArkadiewitsch sich vorgezeichnet hatte. FürWitte? In Europa wirds behauptet; klingt aber den Kennern russischer Hofstimmung noch immer unwahrscheinlich. Sergej Iuliewitsch Witte ist nicht der Mann des Zaren. Als Dem, im Kriegswiuter 1904, zugemuthet wurde, denUnbequemen, ungnädig Entlassenen wieder zumMinisterzumachen, stöhnteNikolaiAlexandrowitsch: „Auch dieses Ioch werde ich, so schwer mirs wird, noch einmal auf mich nehmen, wennRußland es verlangt." Tröstete sich aber: Rußland verlangt solches Opfer nicht. Sergej Iulitfch hatte am Hof mächtigeFreunde. Die Kaiferinliebteihn nicht, weil erihrenMann «fast jeden Freitag beim Dallas (Vortrag) so furchtbar aufregte"; hatte von feinem Können aber eine hohe Meinung und hätte ihn am Liebsten als einen Premierminister, nach britischem Muster, gesehen, der ihren Nika zu entbürden, ihm das behagliche Leben des dicken Onkels Eduard zu sichern vermöchte. Die Kaiserin-Mutter, die als Frau Alexanders des Dritten nicht zu bewegen war, Frau Witte am Hof zu empfangen, und auch als Witwe die FortdauerdesBoykotts lange durchgesetzt hat, schätzte den Mann ungemein, der ihres Kaisers Finanzminister gewesen war, den ihr angebeteter Sascha gefunden und ohneZaudern aufdenersten Platz im Reich erhöht hatte. Der Versuch, Witte wieder in den Vordergrund zu schieben, zunächst mindestens zumHauptbevoll» mächtigten für die portsmoutherFriedensverhandlungernennen zu lassen, wäre auch diesen verbündeten Majestäten, denen ein Großfürst half, vielleicht nicht gelungen; denn Nika ist eigensinnig und, wie alle Schwächlichen, stets eifernd bestrebt, zu erweisen, daß fremder EinfluhihmdenWillennichtunterspülenkönne. Doch schlaue Höflinge tuschelten ihm ins Ohr: «Laß,Väterchen,Sergej

Iulitsch ruhig übersMeer fahren . Erstens sind wir ihn hier dannfür eine Weile los; er kann nicht imDunkeln munkeln, mit dem Preß- volk plaudern, unfer Handeln und Unterlassen bemäkeln; nicht als derReichsregent oder Diktator, derRobespierre oder Gam» betta von übermorgen empfohlen werden. Und zweitens liegen die Dinge für uns, leider, so schlecht, daß aus Portsmouth nicht viel zu holen sein wird. Der Mann, der dorther den Friedens- vertrag heimbringt, wird von der lüderlichen Vettel, die sich Oes» fentliche Meinung nennt, arg zerzaust und verwünscht werden. Laß ihn hinüber, Batjushka: mit schmalerem Nimbus kehrt er zu- rück und gilt fortan nicht mehr als der von der Vorsehung Aus» erwählte, der Dir jetzt noch, als ein herrschender Diener, aufge- drängt werden soll." Witte ging; mit Trümpfen, die kein An- derer mitnehmen konnte. Bis ins kleinste kannte er die Bedürf- nisse feines Vaterlandes, hatte mit allen Königen und Duodez- fürsten europäischer Finanz persönlich verkehrt, wußte, wie jeder einzelne zu behandeln, an welcher Stelle zu kitzeln ist, und hegte die unbeirrbare Zuversicht, daß Rußland so viel Geld bekommen werde, wie es haben wolle. Der alte Li-Hung- Tschang liebte ihn beinahe väterlich, der japanische GrafMatsukata nannte ihn seinen verehrten Freund und der Greisenrath des Tenno rechnete mit ihm wie mit einer Großmacht. Sein Haupttrumpf war aber, daß ihn der Erdkreis als fchroffen Gegnerdes Krieges kannte, den er nun enden sollte. In jedem Kronrath war sein erstes, sein letztes Wort gewesen: »Wir haben, vor Europa, feierlich gelobt, die Mandschurei zu räumen, und müssen halten, was wir versprа- chen." Da diese Lysis nicht zu erlangen war, hatte er gerathen, das ganze Bündel der in Ostasien streitigen Fragen den Diplo- maten zu überweisen, die auch das Heikelste still erledigen würden. Doch der in die Politik verschlagene Staatsanwalt Plehwe hatte ihn überschrien und dem Holstein-Gottorp, der ein Romanow scheinen möchte, mit dem heldisch klingenden Satz geschmeichelt: »Durch seine Bayonnettes, nicht durch Diplomatenlist, ist unser Rußland geworden.was es ward." Der fuhr dem Mann, den die Freunde den Colbert, die Feinde den Necker des Zarenreiches nannten,bei jeder erhaschbarenGelegenheitüberdenMund. Ein Segen, daß gegen die flinke Zunge des gefürchteten Dialektikers endlich Einer aufkam; der aus dem Alltagsgezänk mitAdvokaten

die Gewöhnung in rasche Replik mitbrachte. Dieser Witte hielt sich wohl gar schon für einen Bismarck und dünkelte sich in den Glauben, mehr zu sein als ein Commis des Kaisers? Lächerlich. Ein kleiner Südwestbahndirektor, den eine Schriftüber die G rundsätze der Eisenbahntarifpolitik bekannt gemacht und denWyfhnegradskij.um den ehrgeizigen Topfguckcrloszuwerden.vomPosten des Departementchefs im Finanzministerium an die Spitze des Verkehrsministeriums befördert hatte. Als Wyshnegradskijs Folger hat er sich dann ja manches Verdienst erworben. Saß längst aber auf zu hohem Pferd und wähnte sich unersetzbar. Ueberall war gewispert worden: »Er hat denjungenKaiserhypnotisirtund macht mit ihm, was er will." Die Zaritza selbst hatte über diese Hypn ose gescherzt und den Eheherrn als ein artig auf Wittes Schoß sitzendes Püppchen gezeichnet; und in stillenWinkeln zeigten Hofleute einander noch bösere Karikatur: Nikolai, denGossudar, als Pudel, der mit Schweif und Pfoten um die Gunst des allmächtigen Finanzministers wirbt. Unerträglich. Von Jahr zu Jahr war der Minister kecker geworden. Seine Vorträge waren dem Kaiser eine Pein, die er angstvoll nahen sah. In Peterhof sagten die Adjutanten: »Wenn Sergej Julitsch losschreit, hörts der ganze Palast." Und er fing fast jedesmal zu schreien, zu beschwören an. Müde, blaß, ganz verstört kam Nika aus solcher Quälerei insFamilienzimmer. Der Himmel hatte ihmWjatscheslawKonstantinowitsch Plehwe gesandt, den stämmigen Mann mit der früh verwitternden Fassade eines Riefen und dem Otternauge im Kopf eines schönen Jaguars. Der schlug denFinanzminister, demLamsdorf, Kurovatkin und Murawiew (Nikolai Walerianowitsch, der aus der Juristerei ins Diplomatische schielte und als Botschafter inRom gestorben ist) kaum zu widersprechenwagten, mitWorten tot; höhnte ihnvor demOhr derMajestätalsirrlichtelirendenDilettanten. EinSegen. Doch derHimmelbesannsich. VondemSitz, der Goremykins, dann Sipjagins Thrönchen gewesen war, riß eine Dynamitbombe den Dutzendprokurator Plehwe. Als Witte schon „imRuhestand"war.Obwohlerdann,aufdesZarenWunsch, sich bequemte, den Handelsvertrag mitDeutschland abzuschließen (in Norderney, wo Posaoowsky, Komme cle ckirkres, beinahe Bü» lows schlausten Zauber zerstört und den mühsam bereiteten Plan verplempert hätte), wurde er nicht gnädig behandelt. Vigilanten

schlichen ihm nach und Monaie lang wurde sogar sein brieflicher Verkehr, wie zehnIahre zuvorBismarcks.vonAmteswegcnkontrolirt. Seit er aus Portsmouth, wo er derWürde des Ostasiaten die Pfiffigkeit Rolhsteins, seines Lehrers inFinanzgeschäften, vereint hatte, heimkam, war er nicht mehr geächtet. Seine Leistung hatte demHochmuthzünftigerDiplomaten bewiesen, daßman nicht in Votschafterpalais gelungert und Mandarinenexamina durchfchmarutzt zu haben braucht, um in ernstenInteressenkämpfenmit Ehre zu bestehen. Damals sagte ich hier: «Nikolai mag seufzen und stöhnen: Rußlands Stimme wird ihn zwingen, das Joch, vor dem ihm bangt, noch einmal auf sichzunehmen." DasistEreigniß geworden. Doch im Amt des (ersten) russischen Ministerpräsidenten hielt Witte sich nur unter sechs Monden. Er hatte die Goldwährung, das Branntweinmonopol, den billigen Zonentarif, die Eingrenzung derArbeitzeit und eine gründlichereFabrikinspektion gebracht, Bahnenverstaatlicht, den EisenstrangdurchSibirienund die Mandschurei gelegt, mitTreibhauskünsten eineIndustrie gezüchtet. Galt just deshalb aber den höchstenHäupternals derOrganisator, der Begünstiger derRevolution. And Nikolai athmete auf, als der Lästige im Reichsrath beigesetzt war. Dort sprach Graf Witte gern; schrieb seitdem auch ein (nicht sehr beträchtliches) Buch über Fragen der Volkswirthschaftund Staatswissenschaft. Redete und schrieb, als sei er sein Leben lang der liberalste Mann, den Prötestanten,Römern,Juden freundlich, gegenjedenVersuchzur Russifizirung finischen und polnischen Landes gewesen; als habe er nie, neben Giers, unter Alezander Alexandrowitsch gedient. Soll er wirklich noch einmal den Machtgipfel erklettern? Er ist zehnIahre jünger alsGoremykin, kann dem vielfach geflickten Hünenleib aber nicht mehr die Leistung des Vollkräftigerk abfordern. Die Zaritza ist krank, ihre Schwiegermutter alt und dem Staatsgeschäft fastimmer fern; Nikolai selbst nicht mehr der schüchterne Zärtling, der sich hamletisch ins enge Glück einer Nußschale sehnt. Der fleißigste allerMonarchen; einer, derFeste meidet, nie zu bloßem Vergnügen reist, unnöthigen Glanz als Gräuel und Verschwendung empfindetund amLiebsten stillseinerPflicht,des Kaisers und Vaters, lebt. Der unausschöpfbar scheinende Born redlicher Herzensgute gewinnt ihm die Männer sogar, die seines Herrscherwesens Mängel klar erkannt haben. Er möchte, noch um

denPreis eigenenBehagens(das ihm niemals ja, nicht demZa-
rewitsch, nicht dem Papst-Kaiser, gegönnt war), seine russische
Menschheit beglücken; und weint bittere Thränen, wenn er sie dar«
ben sieht, ächzen hört. Den Mitleidigen hatWitte schon einmal in
scinesWillensSphäre gebannt.WeilderFinanzminister fürstolze
Kulturpläne mehr Geld brauchte, als der alljährlich wachsende
Anspruch der Wehrverwaltung ihm übrig ließ, hatte er seinen
jungen Herrn zu Blochs Buch wider den Krieg überredet, dessen
Lecture 1898 den Ruf zu Abrüstung und die Spazirgänge nach
dem Haag erwirkte. Was damals, von ungefähr, gelang: kanns
nicht noch einmal gelingen? Nikolai hat im vorigen Jahr vom
Volksleben mehr gesehen als in der Sturmzeit, die ihn in dengol^
denen Käfig abgesperrter Landhäuser zwang; von den Bildern
frommen Elends, geduldigen Hinkümmerns und hemmungloser
Trunksucht ward erimInnersten gepackt und seinem zärtlichen Her-
zen entstieg der Schrei: »Der russischeMensch brauchtSchutz vor
der Uebermacht seiner noch ungesittigtenTriebe!" Das hatWitte
früh gewußt. (Der kocht nicht nur auf einemFeuer; hält auf jeder
H ochwacht Vertrauen smänner; stand auch mit dem mächtigen Hof»
mönch und Hypnotiseur Gregorij Rasputin besser als Kokorozew,
derihn,vordesKaisersOhr,»eineGefahrfürdieDynastie"genannt
hat; und galt schon vor zwei Iahren wieder als min!strable.) Im
Reichsrath griff er den Ministerpräsidenten, dersein Schüler und
Adjunkt gewesen war, drum heftig an.Der denke nur an denReichs-
schatz, nicht an die sittliche Pflicht des Sozialpolitikers, verzau»
dere die Reformarbeit und trachte, insbefondere, aus dem Brannt-
weinmonopol größereSummen zu keltern, als der Volksgcsund-
heit förderlich sei. Der Ertrag dieses (vonWitte geschaffenen) Mo-
nopols, das für Transkaukasien, Turkestan, die Amur- und die
KüsteNprovinz, das Transkaspische und das Semiretje-Gebiet
nicht gilt, wurde im Haushaltsentwurf für das Jahr 1914 auf
933803000Rubel geschätzt;soll umfasthundertMllionenRubel
höher werden als im vorigen Staatswirthschaftjahr. Wer diese
Ziffern richtig illuminirte und hinzufügte, daß die Getränkesteuer
obendrein noch 34 660 000 Rubel, der ganze Bezirk direkter Steu-
ern aber nur 264 507 384 Rubel liefere, konnte den sanften Kaiser
ui zorniges Schaudern stimmen. EinAllerhöchsterErlaß.dernoch
die Schaumspur dieser Aufwallung trug, mahnte den Minister-

Präsidenten, über die fiskalische Pflicht die des Menschen und Volkshirtennichtzuvergefsen und derTrunksuchtzu wehren, trotz» dem ihre Stillung ihm die Staatskassen fülle. Solche Rede, mag Herr Kokowzew gedacht haben, klingt schön; schafft mir aber nicht die Milliarde Rubel, die Suchomlinow und Grigorowitsch für HeerundMarinevonmirheischen.ErbatunderhieltdenAbschied.
Witte, der zuvor vom Zaren empfangen worden war, kann auf Kokowzews Sturz als auf sein Werk weisen. Wenn er, wider alles Erwarten, den ohne Ressortbürde prästdirenden Herrn Goremykin ablöst, wird sein Ehrgeiz wohl insAuswärtige Amt langen.Doch auch diese dritte Herrlichkeit würde nicht dauern. Sergej Iulie» witsch hat starke Feinde. Und deren Köcher ist noch nicht leer. Der neueFinanzministerBark, der denRuf eines tüchtigen, auch des deutschen Bankgeschäftes kundigen Fachmannes hat, verspricht reichlichere Kreditgewährung, willige Hingabe großer Summen für Zwecke der Civilisirung, Kultur und Verkehrser» lcichterung, Verzicht auf den Trunksuchtzins und, dennoch,Wah» rung des Gleichgewichtes im Haushalt. In einem Reich, das nur für die Staatsschuld im Iahr 1914 vierhundert Millionen Rubel ausgeben muß, wird, trotz der Blüthe der Landwirthschaft und der Industrie, solches Versprechen nicht leicht einzulösen sein. Leichter, fürs Erste, Goremykins: den Frieden und die Bündnisse, die kaiserlichen und die konstitutionellen Rechte zu erhalten. Gelübde dieser Sorte kosten nichts und erfreuen das Herzchen der Kinder. Für die Handelsverträge hat Herr Kokowzew vorgearbeitet. Schon im vorigen Iahr erwähnte ich die von Petersburg aus verschickten Cirkulare, die Mittel zur Abwehr des deutschen Gewerbes und Handels erkunden sollten. Vielleicht wird Witte gestreichelt, damit er, derzweiVerträge mit Deutschland geschlossen hat, auch zum Gelingen des dritten mitwirke. Das wäre für uns kein Grund zu fröhlicher Hoffnung: denn er hat offen gesagt, daß er als Finanzminister seinen Namen nicht unter den in Norderney vereinbarten Pakt gesetzt hätte. Die Verhandlung wird schwieriger werden, als je eine war. Die russischen Landwirthe und Industriellen fordern günstigere Bedingungen und unser Bundesrath hat den ungeheuerlichen Schulfehler gemacht, den Mund des Staatssekietärs Delbrück (der auf eigene Faust nicht so täppisch zu sein Pflegt, also wohl im Auftrag des Herrn von Bethmann

sprach) künden zu lassen, daß wir mit dem Handelsvertrag höchst zufrieden sind und deshalb keine Aenderung wünschen. Unklügeres war nicht zu ersinnen. (Doch weiß jeder Wache, daß unter diesem Kanzler das Unzulängliche Ereigniß werden, das festeste Gefäß, wenn ers durch einen Raum mittlerer Größe tragen soll, seinenFingerncnlgleiten, zerbrechen oderzerbeulenmuß.) Selbst der schwächliche Herr Sasonow wurde gleich danach grob. Unsere Stärke ist: daß Rußland, auch wenn es in England, Belgien, Holland Kunden finge, seinen Roggen nur an Deutschland verkaufen könnte. Unsere Schwachheit: daß weite Bezirke unserer Exportindustrie ohne den Warenabsatz nach Rußland verdorren müßten und daß uns die Bereitschaft zugetraut wird, ein lange vermißtes Lächeln mit Barbareskentributzu erkaufen. Die petersburger Taktik hat sich den nicht völlig Blinden entnebelt. Wir sollen geärgert, mit heißenNadeln und spitzen Eiszapfen gekitzelt werden, bis diekampfscheueHändlerschaft zuGöttern,Helden und Hollwegemporwimmert: «Nurschnell, Majestäten, Hoheiten, Excellenzen,einenHandelsvertrag,undwärsderschlechteste,denOstpreußenundOberschlesieninböfemTraumsah;sonstgiebts,beidem gründlich üblen Verhältniß zu Rußland, am Ende noch Krieg."
Daß unser Verhältniß zu Rußland übel ist, wird nun, endlich, bekannt; nachdemIahre lang das Blau vom Himmel gelogen wurde. WundertIhrEuch? DerUrfehler stammt aus demHerbst 1911; wurde damals, als ein Riesenerfolg, unter das Rubrum „Potsdam" gebucht. Ich darf nicht stolz darauf fein, daß ich ihn sofort als argen Kunstfehler erkannte; FürstBülow, dessen internationale Politik auch sein unbeschreiblicher Erbe mich nicht bewundern lehrte, hätte ihn niemals gemacht; selbst der ungeleitete Kiderlen ihn in gesunden Tagen vermieden. Doch er war geistig nicht mehr intakt, wollte die Stirn des Kaisers entrunzeln, den Zweiflern zeigen, was er, auch ohne Holstein, unter einem ahnungslosen, von Schicksalstücke aufs Riff des Kanzleramtes geschleuderten preußischen Dutzendbeamten, vermöge: und taumelte in den unseligen Plan, den kränkelnden Neuling Sasonow, der seinenHerrnnachPotsdambegleitethatte, in Berlin zu überrumpeln, einzuwickeln und diese Errungenschaft dann aufden Hauptstraßen Europas zu plakatiren. Aehrenthal rang die Hände und rief:
«Alles imIahr derAnnexion mühsam Erreichte ist nunverthan!"

Rusfensteine.
3t?
Er fühlte, daß die übereifrige Werbung um Rußlands Huld die nützliche Nachwirkung des drohenden Gestus und des „avis ami. cal" von 1908 hemmen, Iswolskij und seine Genossen zu neuem Vorsprung ermuthigen müsse. Sah aber nicht die sch limmere Folge des Krankeneinfalles voraus. Zar und Minister hatten die im Neuen Palais und in derWilhelmstraße beliebte Redensart als einen Versuch hingenommen, die berliner Politik von Bülows bosnischer Sünde zu entschuldigen («Nur Oesterreichs Ehrgeiz und Deutschlands Gefälligkeit haben die Harmonie gestört und den Frieden gefährdet": stand in der Petersburger Politischen Korrespondenz); und, darüber hinaus, als das Gelübde, den Wienern die Gewißheit deutschen Beistandes zu nehmen und so denRussendiezurAbwickelungihres persischen Geschäftesnöthige Ruhe zu sichern. Zar und Minister waren verstimmt, seit sie merk- ten.daß sie mehrerhoffthatten,alsgewährtwurde,werdenkonnte. Aus Kiderlens unterirdischer Trinkstube steigt der Kantus: „Ein Bursch wie ich, was macht sich Der daraus?" Und der in alle Sättel,Marschalls, Bülows, des Schwaben, gerechte Hammann lügt sämmtliche Puppen tanzen. Potsdam: Das wird zum Be- griff; klingt wie Belle-Alliance oder Sedan. „Auf keinem Ge- biet eine Meinungverschiedenheit. Beide Regirungen sind ent- schlossen, sich in keinerleiKombination einzulassen,die eine agres- sive Spitze gegen den anderen Theil haben könnte." I'keobslclus ctixit. Und was entbindet sich, nach neun langen, bangen Mona- ten, den kreißenden Bergen? Zuerst ein putziges Mäuslein: der Perservertrag, der immerhin sein Papier werth ist; dann, unter dem Agadirmond, Sasonows Verkündung, jede Fährniß werde Rußland an Frankreichs Seite finden. Freuet Euch, Deutsche, dennoch des Lebens! In Baltijskij-Port wird der neue Bund noch fester als in Potsdam geknüpft (und in Petersburg dann dem dort- hin bugsirten Herrn Kanzler von Kokowzews Lippe das Lob ge- spendet, erseieinnetter.bescheidenerMannbestenWillens).Hoch- sommer 1912. Der Herbst bringt den Balkankrieg. Der erste helle Wintertag entschleiert die dünn überfroreneKluft zwischenRuß» land und den mitteleuropäischen Kaiserreichen. Kommt Krieg? Aus Wien eilt der Generalstabschef Schemuazur Berathung nach Berlin. Galizien und das GuberniumWilna gleichen Heerlagern vor der Schlacht. In Schlesien und Westpreußen werden die

Die Zukunft.
Brücken militärisch bewacht, Schlösser und Schulhäuser für die Verwundeten ausgesucht. Von den ostpreußischen Sperrforts sieht derWachthabendeidieScheinwerfer vorrückender Kosakensotnjen. Doch Rußland ist nicht fertig; dieMobilisirung des Heeres, dem Schwere Artillerie und strategisch wichtige Eisenbahnen fehlen, würde zu lange währen; und Frankreich hat noch kein zuverlässiges Pulver. Jedem Versuch,ihnvorwärts zu drängen.antwortetNiko- l aiAlezandrowitsch,immer wieder: »Nicht, ehe wir inBereitschaft sind; denFehler, den wir inOstasien,mit eingleisiger Verbindung- bahn, gemacht haben, dürfen wir in Europa, wo sichs um Ruß» lands Großmachtstellung handelt,nichtwiederholen."Alsoin drei Jahren, heißts in den Kasinos; und nicht mehr ganz nüchterne Diplomaten stammeln: „UmSebastopol zu rächen, sind wir nach Plewna marschirt.Daß einAmban oderChutuchtuderMongolei vor unserem Gossudar das Knie beugt, tröstet uns nicht über die Erinnerung an Mukden und Tsushima hinweg. Weil wir 1904 in der Mandschurei, 1908 in Bosnien geschlagen wurden.werden wir 1916 fechten. Zunächst gegen Oesterreich, dem wir Galizien entreißen müssen." Seit der Zar, als Vetter und Trauzeuge Ernst Augusts von Braunschweig, in Berlin war, wird geraunt, Wil- helm habe ihm, Mann zu Mann, die Enthaltung von jedemEin» griff in neue Balkanhändel zugefügt; noch bündiger als schon in Bciltisch-Port. Um so herber sei die Enttäuschung durch die Re- den des Kanzlers empfunden worden; auch dessen seltsamer, nach der überhasteten Berichtigung nicht schmackhafterer Speech über die Möglichkeit germano-slavischen Zusammenstoßes. Das stete KrebsenmitderGefahrdesZweifrontenkrieges.dieDeutschlandin einen Friedenspräsenzstand von fast neunhunderttausend Mann zwinge. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes (Gottlieb) sei jedesmal aufNrlaub, wenn einRusse, Sasonow oder Kokowzew, nach Berlin komme; und mit dem schwerhörigen Grafen Pourtales eine unter die Haut der Dinge dringende Verständigung nicht mehr möglich. (Diesen Zustand kann auch die Ernennung des Flügeladjutanten Von Chelius zum Militärbevollmächtigten am Zarenhof nicht ändern. Der hat sich selbst wohl nie für einen Di- plomaten gehalten; und die Zeit, da der»Pruski Fligeladjutant" am HofNikolais und Alexanders eine Hauptrolle spielte und die Lucadou und Werder, die den Zaren fast täglich sahen, wichtigere

Arbeit als dieMissionchcfs hatten, ist für immerVergangenheit.) Doch unleidlich wurde dasVerhältniß erst, als Oesterreich-Ungarn dieRuthenen zu versöhnen trachtete und der Kriegsherr des deutschen Heeres höheren Offizieren erlaubte, als Instruktoren und Reorganisatoren in den Dienst der Türkei zu treten. «Erlaubte? Ermuntert wurden sie, hingedrängt." So grollten die Russen. Nikolai nahms wie persönliche Kränkung. Und nun sind wir so weit,daß aus derKölnischenZeitungFanfaregeblasen,amRhein derLegende deutsch-russischer Erbfreundschaft die Totenglocke geläutet wird. (Nicht von Offiziösen? Draußen glaubt Niemand, daß ein Mann von dem Gewicht und der Erfahrung des Herrn Meven-Dumont ohne Wink von oben solchen Alarmartikel aufnähme. Dagegen kommt Euer hitzigster Leugnereifer nicht auf.) DieAnwerbung deutscher Offiziere fürs Iungtürkenheer war Herrn Kokowzew erst in Paris bekannt geworden. Er nahm die Kunde nicht schwer; lächelte kühl und sprach: „Hundertmal haben uns die Berliner gestanden, daß die ganze Marschalle! und der ganze Goltzismus, der Wahn, aus dem Islam eine Waffe zu schmieden, längst, am Hofund im Amt, alsIrrthum erkannt worden sei. Weil die pariser und Petersburger Presse die deutschen Drillmeister, Kanonen.Gewehre verschrien hat, soll gezeigt werden, daß die Türkei ihnen noch immer vertraut. Futter fürs Selbstgefühl. Kaum ernsterRede werth." Trotz dem Drängen derHerrenPoincare undDelcasse.PaleologueundTardieu blieb derGeldmcnsch bei dieser Meinung; forderte nicht Sasonows, nicht des General» stabesGutachtenein.sondernließsichZeitundbeplauderteinBerlin dann den Kasus gemächlich mit dem milden Beth- und dem forschen Zimmermann. Alles, hörte er, sei in schönster Ordnung. Potsdam! Baltisch-Port! Russisches wäre auch deutsches Leid. Doch Nikolai hatte mit anderem Ohr gelauscht; und verzieh seinem Minister niemals, daß er, ohne schnellen und scharfen Protest, die Botschaft indenReisekofscrgepackthabe. Das Erste Türkencorps, das in Konstantinopel steht, unter dem Kommando eines deutschen Generals, deutsche Offiziere als Unterführer: dann ist die Osmanenhauptstadt, der Meerengenschlüssel, also auch der Kha» lifat des Schaltensultans inWilhelms Hand; dann hat Deutschland, ohne Schwertstreich, das von Goldhorn und Marmara umfaßte Amphitheater südöstlicher Europäergeschichte erobert; dann

ist an die Weitung des armenischen Besitzes so wenig zu denken wie an festen Russenverschluß des Schwarzen Meeres. Das ist der Nachsatz zu der Londoner Reunion, der die Aufgabe gestellt war, dieNnabhängigkeitundUnantastbarkeit des Türkenreichsrestes zu wahren? Unabhängigkeit unter deutscher Heeresleitung: Rußland, dessen empfindlichste Stellen in Bessarabien und derUkraine sind, sänke in den Bereich des Kinderspottes. Nur ein ins Dickicht der Politik verirrtes Kind konnte (schon vor Monaten habe ichs gesagt) glauben, so Ungeheures sei ohne Kampf heimzuschleppen. Wer unseren Geschäftsführern die Durchschnittsleistung grauer Routiers zutraut, überschätzt sie um Meterslänge: sie sind von besonderer Geistesrasse und weder Mitlebendennoch im Gedächtnißfortlebenden vergleichbar. Kiderlenmeinte,Südmarokkound die Möglichkeit, der britischen Nahrungzufuhr den Hauptweg zu sperren, sei ohne anglo-deutschen Kampf um Leben und Tod zu haben. Seine Nachfolger wähnten, Ruhland, Britanien, Frankreich, die Gemeinden der Südslaven und Südromanen würden artig zusehen, während wir Konstantins Stadt und Omars Khalifat in dieTasche steckten; würden dieArbeitunddieOpferlanger Iahrhunderte pour le roi cle ?russe hinwerfen. Wenn hinter dem Plan, die Kerntruppe der Türken in unseres Willens Farbe zu kleiden, nicht der Entschluß zur Anwendung des letzten Gewaltmittels stand, war er absurd: weil dem kindischen Aberglauben eingekittet, die stärksten Erdmächte würden, wie friedsame Lohgerber, wehrlos heulend die Felle ihrerHoffnung fortschwimmen sehen. So sanftmüthig waren sie nicht; Igel, nicht Lämmchen. Rußland mußte vorangehen. »Die Iapaner haben Euch vom GelbenMeer weggestoßen.die Preußen die Herrschaft über die Ostsee, EuerBaltikum, entwunden; lafsetIhr Euch nunnoch den Schlüssel rauben, der das Schwarze Meer riegeln, Marmara und Mittelmeer öffnen kann, dann ist die für den Flottenbau aufgewandte Milliarde schmählich verthan, Ihr sitzet, wie der kleine Serbe, im Käfig oder müsset Euch durch das Lapland derSkandinaven mit dem Schwert einen Weg an dieAtlantisküste bahnen; und wäret auch dortnoch ohne denersehnteneisfreienHafen."(DerWiderhall diesesHetzrufes weckte den Schwedenschrecken, den dieWarnung dcrFabekundSvenHedinnichtzuerwirkcuvermochthatte;'brachte fünfundzwanzig MillionenKronen für ein Panzerschiff ausPri»

vatmitteln auf; trieb zweiunddreißigtausend Svenskarbauern nach Stockholm, vor das Schloß Gustavs des Fünften, der ihnen ver» sprechen mußte, ohneSäumniZ alles fürdieLandesvertheidigung Nöthige und Mögliche vorzubereiten; zwang den„HerreKonge« zur Trennung von dem Radikalenministerium Staaf, zur Berufung des nicht so röthlich leuchtendenFreiherrndeGeer, zurAuflösung des Reichstages, der nun, unter der Parole der Reichswehr, neu gewählt werden soll. Neun Zehntel der russischen „Gesellschaft" sind überzeugt,Deutschland habe, wie längst schon in Finland, nun auch in Schweden gewühlt und, nachWilhelms Indogermanenrede, von Gustav die Zusage bewaffneten Beistandes erhalten.)DietraurigeKomoedie,derenSchauplatzStam» bul war, ist noch in Aller Gedächtniß. Dem deutschen General wurde zuerst das Verfügungrecht über die Meerengen und nach erneutem russischen Rüffel das Corpskommando genommen. Lachend vernahm es Europa. »Nurals Corpskommandant, nichtals in den Wolken schwebender Generalinspecteur, hat unser Mann nutzbare Macht":Das war die ersteLosunggewesen; diezweite lautete: «Er ist im Rang ja erhöht worden, hat einen dem unserer Generalobersten, derKcssel, Plessen, Scholl und anderer Feldherren eiuslZem larinae, ähnlichen Titel und vermag,in breiterem Machtbeznk, noch viel mehr als zuvor." Thörichter Schwatz. Wahrheit ist, daß wir nicht den allergeringsten Grund haben, dem Türkenheer, das zunächst nur gegen Griechen, Rumänen, Serben und russische Helfer zu fechten hätte.Führer zustellen;daß unsereOffiziere zum Schutz des verhaßten Jungtürkenk,üngels und seines Haupte?, des Meuchelmörders Enver, herbeigewinkt wurden; daß dieserHaß auch gegen sie die Volksstimmung inscheeleFeindschaft färbt und wir froh sein müssen, wenn sie, die in Südost hohen Lohn, beflügeltes Avancement, buntes Erlebniß, doch keine Möglichkeitzu ernster, Nutzen stiftenderArbeitfinden,gesundheimkehren;und daß derRuf deutscher Wchrmannheit unter der Vorstellung rostet, ein General undStabsoffiziere unseresHeeres seien einem Abenteurer unterthan, der als Major seinen Kriegsherrn vomThron geschleift, als Oberst in einem dunklen Korridor seinen Kriegsminister, ohne Anruf und Warnung, niedergeschossen hat. Die Entmachtung des Generals (dessen Töchter jetzt von Soldaten überfallen worden sind) bot, noch einmal, günstige Gelegenheit zu begründetem, begreiflichem Rückzug. Sie wurde nicht be»

nutzt. Widriger Zank zeugt fort. Der am Ort Aelteste ging schon.
Und Deutschland liefert einer Banditenregirung die Ianitscharen.
Das war der (einstweilen) letzte Streich. Rußland? Rüstet
sich; so rasch und so gewaltig, wie es irgend vermag. Ahndet grau-
samjedeunbequemeMittlzeilungausdenDunkelkammernderMi-
litärpolitik; schiebt seine Truppen leise westwärts vor, läßt Schwer-
geschützgießen.woeszu haben ist,hat seinenPräsenz- und Cadre-
stand beträchtlich erhöht (um die Ziffer, die den Nachschub der
deutschen Jungmannschaft ausgleichen kann) und steht treuzu dem
von Delcasse erwirkten Versprechen, den Löwentheil der neuen
Anleihe für den Bau der strategisch wichtigstenBahnen zu brau-
chen.Die vonPotsdam,Ba!tijskij-Port, Berlin hernochinallerlei
PlaudergclöbnißverhäkeltenMinisterwerden barsch weggeschickt.
„NeuerSieg derReaktion". Kinder... Ein Reich, dessen Grenzen
ein Sechstel der Erdfläche umringen, das umsDoppelte größer als
Europa ist und hundertsiebenzig Millionen Menschen, verschie-
dener Rasse und Religion, herbergt, hat höhere Sorge als die
um eines Häufleins Wahlrecht und Schreibfreiheit. Rußland
will die Polen versöhnen, die Rumänen in ihre historische Pflicht
zur Vermittelung zwischen Slaven, Lateinern, Hellenen zurück-
schmcicheln, den Heros Ferdinand, wenn er nicht zu kirren oder,
via Creuzot, aus dem Land zu ekeln ist, aus nächtiger Finsterniß
in die Luft sprengen; und rechnet darauf, daß von Oesterreich-
Ungarn Italicner und Griechen, Serben und Walachen, Kroaten
und Dalmato-Slovenen, vonDeutschlandFranzosen undBriten
Allerlei zu begehren haben; daß nur ein in Bosnien und Nord-
albanien herrschendes Serbien den Bulgarendrang nachMake-
donienzulafsen, nuruntcrrussischemPatronat ein neues Allpolen
werden kann. Wir sind nicht furchtsam. Wissen, daß auch der
Reussenwelt die Bereicherungsucht der jungen Bourgeoisie nun
schon ein Hemmniß ist; haben (Die wach und erwachsen sind) nie-
mals geglaubt, daß die heute Europas Erde stampfendenRiesen-
heere lange nutzlos zu löhnen, inParade undManöver dem Spiel-
trieb, derPrunksucht hinzuspreiten sein werden; und fordern nur,
daß oieLügenpest endlich ausDeutschland weiche. Von demBo-
den, der»den fürDeutsche stolzestenNamen trägt".Denn, unve»
geßlicher, Unvergeßliches über die Lippe schwemmender Beth-
mann, auf diesem Boden leben noch Menschen, denen Deutsch-
land mehrist,millionenmal mehr als einImperator und die,weil
sie selbst sich den Werth schufen, aufrecht sagen dürfen, w/as ist.
SS

Germanische Lehren aus Amerika.

ie Wellen wichtiger Erfahrungen wandern heute, trotz Weltverkehr und Telegraph, nicht schneller über den Erdball als früher; vielleicht langsamer. Sender und Empfänger von hochgespannten, hochfrequenten, energiearmen Schwingungen (Das etwa wäre die leidenschaftlose, physikalische Definition unseres Zeitung-Wesens) sind schlechte Organe für die Zwiesprache der Völkerseelen. Und billigt man selbst der Presse das Eine zu, daß nämlich ihre Reporter nicht fahrlässiger und nutzsüchtiger berichten mögen als die Sklaven älterer Stimmung- und Meinungmacher, so bleibt, ein Anderes als Kennzeichen unserer heutigen Nachrichtenwirrniß: die Niedrigkeit und Verstocktheit der Tendenz. Wer aus „Prometheus und Epimetheus" Spittelers Bild vom „unsichtbaren Vogel" kennt, zu dem „ein Jeder ungefähr nach oben weise, aufwärts an der allgemeinen Stange folgend mit dem Zeigefinger, also dafz, wenn Alle feierlichen Ernstes danach deuten, Jeder feierlichen Ernstes nicht mehr lache", Der findet Leviathans Rath an Behemoth in den dreißig Iahren feit seiner Niederschrift schon überholt: den unsichtbaren Walfisch, den der Vogel „lustig krähend verkündige dem Menschenvolk", errichtet man längst nicht mehr aus allgemeinen Stangen, sondern fetzt ihn schamlos ohne die geringste Mühe in den allgemeinen Sumpf. Darin wimmelt es nun mit lauwarmer Behaglichkeit, Preußenaar und Christenlamm nebst hundert Molchen jeglicher Färbung. „Ihr seid mir Laue: aber kalt stjrömt jede tiefe Erkenntniß. Eiskalt sind die innersten Brunnen des Geistes: ein Labsal heißen Händen und Handelnden."

Wir brauchen anständige Nachrichten aus Amerika. Die Tröpfchen, die zu uns herüber sprühen, verzischen wie auf glühendem Ard. Wir ahnen, daß. man uns Eimer voll Erquickung herschöpfen könnte oder doch tausend Fläschchen mit Etiquette und Patentverschluß: denn lieber Statistik als die Impression der Seelenlosen. Aber es ist so weit, daß wir zwar Boten zu Ausstellungen, Kongressen und Rundfahrten senden, Jahr um Jahr (mit Vorliebe Gelehrte zu diesen Schülern unserer Gelehrsamkeit), aber daß, wir unserem Durst in den nüchternsten Fachzeitschriften Feuilletons einschütten lassen, die moussiren 5, lä Mosse: Hitze, Staub, Eiswasser statt Schultheitzbier, eintönige Fahrt mit preiswürdigem Diner, Weißes Haus, Inäian kile, Tafts Knöchelverstauchung, Kommers unter altbewährtem Präsidium, Kaisertelegramm, geschmackvolle Vereinsabzeichen, wohlgelunge-

k7 R

nes Bierspiel, donnernde Hochs, nach jeder Ansprache, stehend gesungen, die Nationalhymne des Redners, und so fort, Seiten lang. Und natürlich der Deutsche der Beste in der Welt; denn ein höflicher Gastgeber hats ja selber gesagt. Amerika? „Der überwältigende Eindruck, den die großartigen natürlichen wie wirthschaftlichen Verhältnisse auf jeden Besucher machen, kann doch die Einsicht nicht verhindern, daß auch hier neben Rosen viele Dornen stehen." Amerikaner? „Der Vortragende vergleicht den Bildungsgang in Deutschland und Amerika und bespricht die Aussichten, welche Deutsche haben, wenn sie hierher kommen, ihr Glück zu machen. Fernerhin werden deutsche und amerikanische industrielle Verhältnisse besprochen und die Anforderungen erörtert, welche in den Vereinigten Staaten gestellt werden. Zum Schluß giebt der Vortragende eine kurze Uebersicht über Verbesserungen im Lehrgang für Amerikaner, welche in den letzten Iahren in Vorschlag gebracht wurden." (Das Alles ist Citat.)

Solche Plattheit mögen wir nicht. Wo bleibt das Erlebniß, wo auch nur die Photographie? Ja, zirpt im Hintergrund das treudeutsche Heimchen: Das ists ja gerade, wir entäußern uns unserer Tiefe, wir platten zu Weltbürgern ab, wir amerikanisiren uns; aber wartet nur: balde! Drüben wählen sie im besten Fall Wilson; wir feiern nun schon fünfundzwanzig Jahre unseres Wil» helm. Sie haben ihre Sorte Edison und Taylor, wir unsere Haeckel und Ostwald: ein Trost in ThrSnen; schließlich kann uns Keiner. Aus Augenwinkeln und Mundfalten amerikanischer Besucher zuckt uns als erste Nachricht diese entgegen: Sie sind ja nicht einmal „echt amerikanisirt". Auf dem diesjährigen Vereinstag Deutscher Ingenieure kam Das in einer Bemerkung von Matschoß zum Ausdruck: „Der im praktischen Leben stehende Vorsitzende der American Society of Mechanical Engineers, Herr Dodge, Leiter der Link-Belt Company, hat so gesprochen, wie man im Ausland oft glaubt, daß ein deutscher Professor spricht, sehr Professora!, fast pastoral, mit einem starken theoretischen Einschlag, während der deutsche, Professor Schlesinger gesprochen hat, wie wir uns meist den Amerikaner vorstellen, nämlich: nüchterne Thatsachen, knappe, kurze Analysen vortragend." Ein Zeitungnebel reißt und eine Wesenheit erscheint, gesund, jugendlich, guten Muthes, beschaulichi mit Konvention wohl nur im Bann von uns Alten Herren belastet, mit fabelhaften Organen des Eigenschutzes ausgestattet, zu Exzessen der Mechanisirung befähigt, die den stärksten Europäer töten würden, immun gegen Superlativ, Quantität, Di» mension, Surrogat, Formel und Misch zwiespältig wie seiltan»

zende Puritaner, hannlos wie Riesenkinder mit dem Spielzeug aus einer anderen Welt. Da überkommt uns, wie Gulliver im Lande Brobdingnag, der erste Zweifel, ob wir gut thun, jedes Aresr hinter jedem KiA zu derneinen. Viele rutschen auf dieser Gedankenwippe ans andere Ende und geheimnissen nun schon wieder dem Gegenständlichen Werthe ein, die es nicht besitzt: eine architektonische Scheusäligkeit aus Kunstmarmor wird auch mit sieben« zehn Stockwerken kein Stilgebilde, das Taylorsystem ist keine Religion und eine Milliardenstiftung kein Evangelium. Was uns vor zehn Iahren das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" schien und dem zwinkernden Europäerauge fast schon die Ehrfurcht wie vor Unendlichem, Ewigem, Metaphysischem abrang, Das hat der Pankee als recht begrenzt erkannt, die wilde Ausschreitung hat ihn schneller als uns zahme Sünder an die Grenzen irdischer Möglichkeit geleitet; und er ward zum Propheten der Einkehr berufen. Das Selbe ergiebt sich, wenn man mit Herrn Dr. Rathenau („Zur Kritik der Zeit") die Wahrscheinlichkeit einer idealen Kultur aus dem Dasein unvermischter, durch ihre Rasse geschiedener, über einander gelagerter Volksschichten ableitet: Amerika, beherrscht von einer Minorität germanischer Herkunft, die, wenn auch in Verth eidigerstellung, eben dabei ist, sehr bewußt das aristokratische Verhältnih gegenüber dem Gewimmel niederer Rassen zu erobern, die mit dem heiteren Muth des Siegesgewissen sogar einmal dumm und brutal sein darf und zu deren Dienst sich dennoch die Beherrschten drängen, als sei Das zwischen Geldsack und Stimmrecht der selbstverständliche Wunsch aller Herzen. Deutschland, dem Scheine nach beherrscht von einer mühsälig konservirten, unfruchtbaren, durch keinen Volkstraum getragenen Kaste, plutokratisch und demokratisch in jeder Idealität zerrüttet, in seinen Rassekomponenten unkenntlich wie die Bestandtheile eines geschüttelten Reagenzglases und beinahe absichtlich ungermanisch in jeder Lebensäußerung. Woher blinkt hellere Hoffnung? Der Generaldirektor von Rieppel (Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg), der im Frühling dieses Jahres eine Rede über die Erziehung des Industriearbeiters hielt, erzählte nebenbei: „Ich habe in Amerika viele Verwandte, darunter eine mir sehr nah stehende Familie von zehn Köpfen. Die Familienmitglieder vertheilen sich auf drei oder vier Religionsekten. Bei einem Besuch war ich höchst überrascht durch die gegenseitige Duldsamkeit und dadurch^ daß Alle mit dem selben Gefühl der Andacht den Sonntag heiligten. Man sollte doch ernstlich bedenken, ob es richtig ist, für die (deutschen) Fortbildungschüler einen obligatorischen Religionunterricht ein»
2g»

zuführen." Aehnliches berichten auch Münsterberg und Andere, Man fühlt, daß Fichte und Lagarde mehr Freude an solcher Frommheit hätten als an unserem Gemengsel von Getaustsein, berliner Dom und Monistenandacht. Nun mag das unmittelbare Verhältnitz zu Gott uns Deutschen heute die lockerste Glaubensform geworden sein, und falls wir unseren Lebenskrersen die Zwischensphären der Kunst und Wissenschaft, der Treue und des Stolzes wirklich näher und bedeutsamer empfänden, so könnten wir uns ja zur Noth an ihnen genügen lassen. Aber eben da spukt die grausige Erkenntniß, daß wir in der Welt längst nicht mehr Diejenigen sind, die am Kräftigsten ihren Himmel zu projiziren vermögen. Selbst für Vaterlandliebe stehen nun schon die Idealisten ringsum auf der anderen Seite. Wir „schreiten fort", „klären auf' und „wenden an"; auf allen Gebieten. Niemand hat uns Das zugetraut. Viele rühmen schon unsere Führerschaft im Mechanistischen; und sicher belächelt der liebe Leser den Nothschrei als paradox: Nehmt Euch im Seelischen am Vankee ein Beispiel!
Die physiko-ethischen Ideale unserer Civilisation sind Amorphismus und Dispersität, Vertauschbarkeit der Maßsysteme, Entwertung aller Einheiten, Entpolung aller Kraftfelder, Glättung der Oberflächen, beliebige Knetbarkeit, kinetische statt potentieller Energien. Ob Etwas gut oder böse, rechts oder links, oben oder unten sei, vermag man nur am festen Ort, ob Etwas groß oder klein, diel oder wenig, stark oder schwach sei, vermag man nur im festen Abstand auszusagen. Mit dem Zuwachs an Geschwindigkeit, an Beweglichkeit Aller gegen Alle und jedes Einzelnen gegen sich selbst erstreben wir und in jeder Liquidation einer Starrheit feiern wir Gewinn jener Freiheit, die wir meinen. „Erfolg", den man „hat", man weiß selbst nicht, woher, heißt das Erreichen von Spielräumen, in denen man mit Hochfrequenz und großer Amplitude vibriren kann. Die Erfolgreichen naiven Gemüthes pflegen zu erzählen, daß sie dem Mangel an Geschmack, Wissen und Gesinnung ihre Betriebsamkeit dankten, mit der sie „die Situation beherrschten". Diese erkennen einander von Weitem und diagnostiziren „eine allererste Kraft: er sagt es selbst". Unser schönes deutsches Adjektivum „tüchtig", das von sparsamer Geste, stiller Zähigkeit und selbstgenügsamen Kräften zeugen möchte, haben sie zum Ruhm von Mundwerk, Ellbogen und Sitzfleisch umgedeutet. Wer wollte den Geschäftigen Dukatenstühlchen und Geltung unter Ihresgleichen mißgönnen, sofern sie nur der Macht verlustig gingen? Warum, die Ihr die ethischen Möglichkeiten der Wirtschaft kennt, ersehnt, gelegentlich (für die Waarenbeschaffenheit und Werth»

bildung) sogar erschließt, Ihr starken Unternehmer, warum ver» geudet Ihr Eure vornehmste Macht: die menschliche Gesellschaft neu zu ordnen, indem Ihr fatalistisch wie im Staat die Dinge lau» fen laßt und, wo der Eingriff unvermeidlich scheint, den Geschickten die Gelegenheit sammt der Verantwortung übertragt? In merkwürdiger Annäherung begegnen sich die sozialen Tendenzen Eurer Sendboten mit denen der Arbeiterführer. Diese fordern Mindestlöhne und unterdrücken die Elimination befähigter Menschen und voreilender Gruppen, um dem gemeinsamen Niveau gelinder Unzufriedenheit den gemeinsamen Auftrieb zu erhalten. Jene gewähren gern eine gemäßigte Lohnzone geringer Breite, die zwischen Auskömmlichkeit und Ansporn die rechte Mitte wahrt; denn darin erfüllen sich ihre konventionellen Vorstellungen von Lohnersparniß und sozialer Fürsorge. Geschwellten Herzens genießen sie den Segen der Charts, faulen Frieden. Wie schmerzlos gebiert das Geschick der Vertreter, beidenParteien zur stillenWuth, aus finstersten Konflikten den zahmen Kompromiß! Fahrlässiger Verzicht auf Wenschenauslese, stümperhafte Organisation der manuellen Arbeit, Rudimente der Handwerkszünfte, winzige Ansätze zu neuen Erziehungformen, statt Dessen Sport und Kientopp i/.it dem Resultat einer betrüblich sichtbaren Lümmeljugend: was kümmert all Das die heutigen Gesellschaftordner? Sie arrangiren wie im Tanzsaal: wenn es nur klappt.

Wenn der Germane Sagen vom Erlösen dichtet, so läßt er Drachen töten, mit der Faust auf den Tisch hauen oder Tintenfässer an die Teufelswand schleudern. Schon der gordische Knoten hat für ihn eine orientalische Pointe zu viel; denn das Problem ist witzig, er würde es übersehen. Listenreiche oder gar demuthvolle Hingabe an Ideen, Evolution der Gesinnung Pflegt unter Germanen zu verkümmern. Deren kirchliche, künstlerische und politische Geschichte gleicht nicht dem Seil, sondern der Kette: jedes Glied in sich geschlossen, jedes eine Schöpfung und jedes den selben Gesetzen unterthan. Spätere Darstellungen werden vom germanischen Antheil an der Wirthschaftgeschichte nichts Anderes verzeichnen. Heute sind die Schriften, die von „scientific man^e' mein" und „Taylorsystem" handeln, gelragen von der ängstlichen Bemühung, die Anwendbarkeit und Zweckmäßigkeit einer offensichtlichen Willensemanation zu erläutern. Freund und Feind überbieten einander in Rechnungen, Prioritätstreit, Anerkennung oder Ablehnung logischer Momente; sie können vom Getriebe automatisirter Denkart nicht lassen. Aber man erinnert sich an Bismarck und die Achtundvierziger, an Bismarck und seine KS-

nige, an Bismarck und Lagarde, Fontane, Harden: die heroische Leistung wird nicht im Urtheil der Zeitgenossen gebucht, irgend» wann bringen die Sagen die Wahrheit ans Licht.

Taylor ist Ingenieur. Er erfand den neuzeitigen Werkzeug» stahl, nach dem Rezept: „Ich will wirthschaftlicher bohren, drehen, fräsen, hobeln, meine heutigen Schneiden versagen, also suche ich eine anders geartete Schneide." Das ist im Materiellen dielleicht die erstaunlichste Wegkürzung, die ein Ingenieurproblem gewagt hat, und deutet schon auf eine eigentümliche Vorherrschaft desMl» lens über den Denkapparat. Alle Erfahrung widerrieth damals der Annahme grundsätzlich neuer Stahlarten; in unerhörtem Sprung, ohne „Entwickelung", wurde die Schneidleistung verzehn- facht. Mit einer anderen Erfindung näherte sich Taylor dem Ge- genstand seiner Lebensaufgabe; er baute ein Lohnsystem auf, nach dem er nicht mehr allein die Stückleistung des Arbeiters bezahlte, sondern ausdrücklich auch die Zeitersparnis;, gegenüber einem nor» malen Zeitaufwand. Bis dahin erscheint er, am Erfolg und an eige- ner Aussage, ja, am Motiv gemessen, ganz folgerichtig alsPrototyp des Zweckdieners. Plötzlich aber läßt er ab, die Aufgabe am Zweck zu orientiren, leitet nicht mehr auf konventionellen Bahnen den zulässigen Arbeitkostenaufwand aus dem gebotenen Leistungpreis» effekt her, sondern erfahr die Organisation menschlicher Thätigkeit in ihrer intensiven Bedeutung. Das beweisen folgende Analysen: Auf die Frage, ob sie Taylors Grundsätze, nämlich Auslese und Erziehung des Arbeiters, Ersatz des Antreibens durch verantwort» liche Anweisung des Arbeitganges, Löhnung nach dem Werth der Fähigkeiten und nach dem Maß der Angestrengtheit, gutheißen und in ihre Werkstätten übernehmen wollen, antworten alle Fabri» kanten, die Taylors praktische Erfolge nicht kennen, mit der Gegen» frage nach den Kosten, die ihnen zuerwachsendrohen. Hören sie dann, daß, zum Beispiel, mühsäliges und theures Arbeitzeitstuotum, Verdreifachung des Bureaupersonals (zur Disposition und Auf» ficht), Revision aller personellen Fähigkeiten gleich am Anfang geboten sei, so schwenken sie ab und lassen über Theorie und Praxis, Utopie und Wirklichkeit, Bortheil des Seienden und All» mählichen, Verantwortung und Risiko ein Uebriges hören. Nur Intuition, kein Bedenken der Wirtschaftlichkeit konnte in Taylor den Muth auslösen, inmitten einer heutigen Fabrik, als erfahre- ner und verantwortlicher Berufsmensch, jeder handgreiflichen Kai» kulation zum Trotz seine Grundsätze zu bethätigen. Und wenn er gar nur seine, des Intuitiven, Herrschaft über die Praktischen wollte, so wollte er zugleich den Willen des Germanen.

Zweitens. „Gegeben ist die Quantität der menschlichen Einzel»leistung": dieser Satz von Rathenau meint den heutigen Umfang der Leistung. Wer hätte seine Richtigkeit bestritten, ehe man die Expertmental»Dokumente der Taylor, Gilbreth, Münsterberg er» fuhr? Daß wir die abnormalen Leistungen der Akrobatik kannten, daß wir der Geübtheit einigen Einfluß auf unsere Funktionen bei» maßen, daß wir im Fingersatz der Virtuosen, in militärischen Handgriffen ultrasubjektive Fördermittel ahnten, daß wir das Handicap gewisser Thätigkeiten unter gewissen Umständen oft ge» nug empfanden, daß wir die Wirkungen von Rhythmus und Monotonie, Pausenlage und Pausendauer, die individuelle Abhängigkeit von Tageszeiten und Dergleichen sattsam spürten: das Alles hinderte uns nicht, zu glauben, ein williger, kräftiger, ge» schickte? und geübter Lastträger schleppe zu gegebener Zeit ein un» veränderliches, durch seine Angestrengtheit automatisch regulirtes Lastquantum; thatsächlich erwies sich Taylors älterer Versuch, durch Prämienversprechen die Leistung merklich und aus die Dauer zu erhöhen, als fruchtlos. Erst als die Arbeit mit dem funktionellen Eigenrhythmus der Muskulatur gleichsam in Resonanz gebracht war, zeigte sich, was Niemand vorausgesagt hätte: die selbe An» strengung des selben Menschen warf in der Zeiteinheit eine drei» bis vierfache Leistung ab. So danken die Ideen ihren Erweckern: wer die Ursachen betreut, braucht um die Wirkung nicht zu sorgen. Durchaus germanisch, mit dem Rücken gegen den Nutzen, hat Taylor Naturgesetze entdeckt.

Drittens. Man kann Taylors Entdeckung in quantitativer Hinsicht etwa als das Gesetz vom immanenten Leistungspeicher der Person bezeichnen. Die Rechner, einerlei, ob sie von positiver oder von negativer Interessirtheit gesteuert sind, mögen folgern, durch raffinirte Hilftnittel in ihrem Arbeiteffekt gesteigert, werde die menschliche Anstrengung, wenn nicht insgeheim durch Hexen» künste überspannt, so doch sicherlich verbilligt und das Tempo der mechanisirten Produktion noch einmal, zu Freude oder Leid der Betroffenen, um ungeahnte Beträge beschleunigt. So rechnet die Kurzsicht auch anderswo; aus ähnlichen Fiktionen entsteht das Zickzack der Tagespreise, das über den Werthen der Erdwirthschaft flattert, der Umsatzkrisen, die um die friedlichen Mittelkurven der Produktengeschichte auf und ab pendeln, der Waarenmoden und der Strikes; und ohne Zweifel wird auch Taylors Lehre nicht ohne Wellenschlag verkörpert werden. So lange nur Einzelne sie be» folgen, kann der Produktionantheil unter Konkurrenten sich stark verschieben; und füglich wird das aggressive Unternehmen mit er»

höhter Geschwindigkeit dem heutigen Tempo voranzurasen vermögen. (Daß auch dann die Angestrengtheit ihrer Mitarbeiter unberührt und auf die Dauer beträchtlich besser gelöhnt bleibe, dafür haben bisher in jedem realen Beispiel die Arbeitgeber sorgen müssen; sonst scheiterte ihr Unterfangen.) Im Ezempel der Praktiker offenbart sich uns ein falscher Ansatz, sobald man es verallgemeinert: sie verschweigen erstens das Doppelverhältniß der Person zur Wirthschaft und zweitens die Gebundenheit des Produktenzuwachses. Für den Eisenumlauf der Erde ergiebt sich aus langfristiger Statistik eine mittlere Iahreszunahme von vier, für den Kupferumlauf feit Eintritt der Elektrotechnik ein mittlerer Anstieg von sechs Prozent; solche Koeffizienten sind gar nicht, wie die Befangenheit wähnt, wtllkürgelenkig und in ständigem Auftrieb begriffen: sie gehorchen, jenseits von Tagesangebot und Tagesnachfrage, den wenigen fruchtbaren Ideen des Menschengeistes, die er aus Noth dem Zweck zu Diensten gab. Zu ihnen gehört die Metallurgie des Eisens, die Kraftmaschine, die Elektrotechnik; die acquisitorischen Barianten spielen keine Rolle. Am Anfang aller Mechanistik war der Hunger, am Ende werden Nerven» und Muskelmüdigkeit nebst Brechreiz sein. Denn langsamer als die Produktenmenge wächst die Menschenzahl; selbst Deutschlands fruchtbare Bevölkerung jährlich nur um IVs, ihre Sättigung mit Kupfer um acht Prozent: Umsatzfettsucht und Rentenschwund beschleichen schon heute den Fabrikenleib; kein Rezept der Geschäftigen kann es verhüten. An irgendeinem Tage (gesegnet fei er!) wird sich das Produziren in die Defensive der Produkten« beschränkung bequemen. So wahr diese Schlußfolgerung ist, sie wird von Taylors Erkenntnissen nicht berührt. Er dokumentirt nichts weiter als einen Wirkungsgrad der menschlichen Arbeit von ungeahnter Größenordnung (im folgenden Beispiel mag er als verdoppelt angenommen werden). In irgendwelchem Augenblick ist als Konstante gegeben der Gesammtbedarf an menschlicher Leistung; der Kostenantheil der anorganischen Betriebsmittel sinkt (gegenüber dem heutigen Zustand) notorisch mit der täglichen Arbeitsdauer: also hat ein die ganze Erdwirthschaft leitender Fabrikant mehr Vortheil von vierstündiger Arbeit der vorhandenen Industriemenschheit als von achstündiger Arbeit einer halben Anzahl von Gehilfen. Nicht in Menschenersparniß und erhöhter Leistung des Einzelnen, sondern in Zeitersparniß und verminderter Angestrengtheit des Menschen gipfelt Taylors Argumentation. Denn seine Gabe ist ein ungeheures Quantum Muße, Jedem verfügbar und im Sinn des Erdganzen keinem Mißbrauch zugänglich, eine Besserung des produktiven Wirkunggrades ohne Sin»

fluß auf das konfumptive Streben, eine Entspannung zweckdien» lich angestrengter Energien, eine Befreiung verriebener Impulse, eine Entgötterung der Energetik. Die Löhnungquote der mensch- lichen Leistung ändert sich nicht, nur ihr Anthetl an der mensch- lichen Beflissenheit. Wir können der Erde geben, was der Erde ist, und, sei es selbst aus Langeweile, unsere Seele finden. Ohne Zer» störung unserer Arbeitstätten. Das danken wirTaylor. KeinWun» der, daß der Demokratenhimmel sich bewölkt und Blitze wider den „Ausbeuter" zücken läßt.

Viertens. Kein Wunder, daß auch das andere Axiom, von der immanenten Energieform der Person, hurtig ins Gegentheil verkehrt und „Raub der Menschenwürde" gescholten wird. Jeder zu seinem Nutzen an seinem Platz in seiner Thätigkeit gefördert? „Das gerade heiße uns Gerechtigkeit, daß die Welt voll werde von den Unwettern der Rache. And Wille zur Gleichheit: Das selber soll fürderhin der Name für Tugend werden; und gegen Alles, was Macht hat, wollen wir unser Geschrei erheben!" Just so will Taylor die Arbeit vertheilen, wie Oppenheimer jüngst den Wunsch der Sozialisten (nicht der Demokraten) darstellte: „Den Proleta« rier schreckt die behördlich geregelte Arbeitpflicht nicht im Winde« sten. Ist es doch die Ordnung, in die er hineingeboren, in der er erwachsen ist: zu bestimmter Stunde zu bestimmter Arbeit anzu- treten. Ihm genügt die Hoffnung vollständig, kürzere Zeit unter angenehmeren sachlichen Bedingungen, unter liebenswürdigerer Aufsicht und für höheren Entgelt arbeiten zu können." Auch, daß man Lohn und Machtantheil je nach dem Energiewerth staffelt, geräth wenigstens mit dem liberalen Sozialismus Oppenheimers nicht in Kollision: „Die alte Einförmigkeit und Gleichförmigkeit der Lebenshaltung ist einer bunten Vielgestaltigkeit gewichen und die Borstellung wird immer mehr unerträglich, Alle mit gleichen Mengen gleicher Güter auszustatten. Für die Angehörigen der modernen Gesellschaft, die oft gerade in der persönlichen Note der Geschmacksrichtung und Bedarfsdeckung ihre beste Freiheit sehen, gemahnt die Borstellung des behördlich geregelten Verbrauchs an das Zuchthaus. Der proletarische städtische Sozialismus fordert nur noch das Gemeineigenthum an den Produktionmitteln, über» läßt aber die Konsumgüter dem Privateigenthum und die Richtung des Konsums dem Privatbelieben." Sobald der Sozialist den Polymorphismus des Menschenthums nicht mehr leugnet und eine Gliederung nach dem Dualismus aller Arbeitordnung, nämlich nach Herrschaft «nd Beherrschtsein, nicht mehr verwirft, kann er das „freie" Wursteln und Pfuschen nicht mehr verehren und die ge- bundene Thätigkeit nicht als Sklaverei verschreien. Dann wird er

sich, schneller, als er ahnt, mit jedem Unternehmer germanischer Ee-
sinnung einigen können. Das kollektivistische Medium schreckt kei»
nen Herrscher, das kapitalistische ekelt ihn längst. Wo ist der Ge-
neraldirektor, der die Aktie willig respektirt? Den Taylor mögt
Ihr diesem oder jenem Acker in die Furchen säen, er wird Euch den
Kapitalismus sozialisiren unddenSozialismus aristokratisch orien-
tiren. Was in Gestalt von Versprechungen als Privileg der Demo»
kraten galt, was in Folge der Unfähigkeit geschäftiger Plutokraten
dem Wesen heutiger Wirthschaftregenten zu widerstreben schien.
Ordnung, Pflichtgefühl, Gebundenheit, Gerechtigkeit, liegt höchst
natürlich dem industriellen Organisator näher als irgendwem. Be-
greifen wir Taylor erst einmal ganz, so werden wir von oben und
von unten her gemeinsam die Nebel unserer Gesellschaft erdrosseln:
die Unordnung der Unfähigen, die Zinsverantwortung der Ge-
schäftigen, die Willkür der Kurzsichtigen, die Vormacht der Erfolg-
reichen, das Mitleid der Furchtsamen. Wer eine starke Seele zu
vergeuden den Muth und die Besonnenheit besitzt, Dem wollen wir
gehorchen, auch fern von allem ökonomischen Getriebe.
Nicht so sehr die Nachahmung der Werkstätten Taylors als
dielmehr Gründung von Auskunfteien für Berufswahl, Belebung
des Schulwesens (mit deutlich humanistischem Einschlag), Erzie-
hung des vorhandenen und nachwachsenden Personals (jeder Be-
rufsart): solche und ähnliche Dinge sind die Kennzeichen der Be-
wegung, die unter dem Schlagwort „scientific märiäAemem" Ame-
rika durcheilt. Mit der ZwangläuftgZeit eines Naturgeschehens
hat sich an Taylor sein Amerika begeistert und eines Tages werden
wir dort die neue Wirthschast vollendet sehen, die beseelt sein darf
wie ein taciteisches Germanendorf. Jenseits vom Accidens, daß
dieser Einzelne ihrem Schoß entsprang, ist Taylors Heimat die
Erde der Vereinigten Staaten. Wahrscheinlich beweist uns noch
ein sächsischer Oberlehrer, daß Taylor Schneider heiße und sein
Landsmann sei. Aber die Völkerherzen erkennen ihre Söhne auch
ohne Heimathschein, Norddeutschland seinen Bismarck, Berlin sei-
nen Wilhelm, die Internationalen ihren Wagner, Wien seinen
Mozart. Für unsere Industrie verklingt germanischer Mahnruf
in fromme Wünsche. Salonbüroler brauen schon ihr Halbundhalb,
ihren Punsch aus alten und neuen Kniffen. Geht es so weiter,
dann wandern in zwanzig Iahren die Thyssen, Kirdorf, Rathenau,
Sttnnes, Mannesmann nach Amerika aus, weil es dann zu spät
geworden ist, zu helsen. Wer bahnt uns einen deutschen Weg?
Oberschöneweide.
Dipl.»Ina, Wichard von Moellendorsf.

Seila; türkische Familienszene von Izzet Melyh. Herausgegeben von Erich Oesterheld. Berlin, Priber K Lammers.
Was wissen wir vom Drama der Türken, was von der türkischen Literatur überhaupt? Unserer literarischen Wißbegierde hat hier deutscher Uebersetzereifer noch nicht die richtige Nahrung geboten. Izzet Melyh gehört zu den Iüngsten der jungtürkischen Literatur. Er kommt aus dem kleinen Kreis der Literaten, die Europa bereist haben und ihrem Vaterland, statt politischer Intriguen, europäische Kultur und Kunst im Geist nationaler Dichtung vermitteln wollen. Die dramatische Literatur der Türken ist kaum fünfzig Iahre alt. Und noch heute behaupten sichi Karragöz und Orta-Ojnu in der Vorherrschaft; Spektakel, die an unser Kasperle-Theater und Schattenspiel erinnern. Izzet Melyh gehört mit Dschenab-Schehabeddin zu den Wenigen, die dem modernen Leben Gestalt zu geben versuchten. In Leila ist die Seele der Haremsfrau verkörpert, die unter dem Zwang einer innerlich überwundenen Tradition sich von der Welt abschließen muß und sich ihr doch zugehörig fühlt. Erich Oe st erheld.
Im Titanenkamxs. Zweiter Theil des Schillerromans von Walter von Molo. Schuster 6 Loeffler in Berlin.
Was Molo im ersten Theil seines Schillerromanes versprach, hat er im zweiten gehalten. Sehen wir im ersten Theil den ganz jungen Schiller vor uns, der> noch unsicher im Weltgeschehen, sich erst finden muß, sich selbst als Mensch, so ist der Schiller, der den Titanenkampf auskämpft, reifer und darf nach den höchsten Zielen hinstreben. Wir empfinden Schiller; und neben ihm, um ihn leben Alle, die seine Welt erfüllten. Wir freuen uns des schönen Werkes und sind auf den dritten Theil begierig, der die Geschichte eines großen Menschenlebens abschließen soll (und im März 1914 erscheint).
Brünn. Karl Fritsch.
e'xöia. BonChristophSandrock. Beyers Verlag in Charlottenburg,
Dieser Roman langweilt den Leser nicht einen Augenblick; hält ihn immer in „Spannung". Lydia von Oberfli ist die Tochter eines polnischen Edelmannes, der das Opfer seiner politischen Ueberzeugung K>ird. Das Mädchen mit der großen, reinen Seele steht allein auf der Welt. Ein Kavalier gewinnt ihr Herz, trotzdem Lydias Vater in ihm den Todfeind sah. Sie vermählt sich dem Manne nicht, wird aber sein. Wie sie einander verlieren und wiederfinden, wie erst ihrer Tochter das reine Glück gewährt wird, das die Eltern vergebens suchten, zeigt uns der Roman, der mit besonderer Feinheit die Stimmungen der Schwangerschaft malt und das Leid ahnen läßt, das in solcher Zeit eine natürlicher Einfalt ferne Frauenseele durchwühlt.
München. Iakob Huber.

Stehe auf und wandle! Von Max Kretzer. Verlag B. Elischer Nachfolger in Leipzig.

Kretzers neuer Roman ist eine feinnervige Tragoedie des Herren» menschenthums. Zwei Weltanschauungen stehen einander schroff gegen» über: sinnenstarker Materialismus in derbster Lebensäußerung stöht in oft lachendem Zynismus auf fein organisirten Idealismus. Der Kampf zwischen den beiden Lebensanschauungen verläuft fast laut» los, in einem beängstigenden Schweigen; denn hier, wo der Dichter aus seinem tiefsten Innern spricht, ist er sparsamer als sonst in jeder dramatischen Geberde. Stille, lange Zwiegespräche, in denen eine Fülle von Reflexionen und Sentenzen liegt, ringen in verhaltener Gluth nlit einander, holen Subtilstes, tief Verborgenes an die Ober» fläche, während die ernste bayerische Alpenlandschaft die stille Wacht hält. Vor uns steht immer wieder leuchtend der Glaube ans Hohe und Lichte, ans Gute und Groß«. Und wie ein Ruf zur Versöhnung klingt es aus dem letzten Theil des Buches, wo uns der Dichter den kühnen, selbstischen Kraftmenschen in niedersteigender Bewegung bis zu seinem sittlich nothwendigen Untergang vors Auge führt. Obwohl wir erkennen, daß sich dieser Herrenmensch zu viele erdige Elemente assimilirt hat und ihm für immer die Stimmung des Aufschwunges, die helle, die erlösende Idee, fehlt, erscheint er uns als ein bedauerns» werthes Opfer des schmerzlichen Widerstreites von Geist und Welt. Und neben dem zuchtlosen Mammonisten steht ein Iesus-Mensch mit reich-stem Seelenleben. Er spricht die Worte: „Das ‚Stehe auf und wandle' des Nazareners bewahrheitet sich in der ganzen Natur. Wohin wir blicken, ist Bewegung, ist ein Losreißen von der Schwäche, vom Er» liegen und vom Tod, sieht man ein Wiederaufleben nach Auflösung und Fäulniß. Deshalb ist Alles, was Iesus Christus sagte, als ein Symbol aufzufassen, aus dem ewiges Leben wie ein Hymnus ohne Ende klingt." Kretzer zeigt in diesem Roman nicht nur ein gerechtes Verständniß für die in weiten Schichten gährenden religiösen Fragen, sondern sucht auch einen Ausgleich in dem immer neuen Kampf der selbstischen Herrenmoral gegen den modernen Idealismus.

IohannesSchönherr.

Bedenken zur Vorgeschichtforschung. Mit Abbildungen. Ver» lag von R. Piper K Co. in München.

Analog den allgemein anerkannten Feststellungen in meinem Werk „Burgeukunde", komme ich in dieser Schrift, im Gegensatz zu der überall herrschenden Lehre, zu dem Ergebniß, daß wir von den vorgeschichtlichen Dingen, besonders in Bezug auf die Zeitbestimmung der Funde, fast nichts wissen können; und ich versuche, nachzuweisen, daß die in wahrhaft verwirrender Menge in der gesammten Borge» schichtforschung unter dem Schein des Feststehenden schon vorgebrach-ten Einzelbehauptungen im Wesentlichen nur auf Vermuthungen be» ruhen, die unhaltbar, auch im günstigsten Fall aber unbeweislich sind, München. Dr. Mi. K. <:. Otto Piper.

Die Weltanschauung der Halbgebildeten. Verlag von Georg Müller in München. Preis 3 Mark.

Nicht die Unbildung, sondern die Halbbildung ist die Feindin der Bildung. Unbildung ist ein unbeschriebenes Blatt, bereit, tiefste Weisheit und seichteste Belehrung aufzunehmen, Halbbildung ist ein besudelter Fetzen; je weiter sie sich ausdehnt durch Vorträge, populär-wissenschaftliche Darstellungen usw., desto größer wird die Sudelei. In keinem Land giebt es so wenig Unbildung wie in Deutschland; die Fehler unseres Volkes sind vielmehr Verbildung und Ueberbildung.

Die Halbbildung ist eine Pest, die uns aus den angelsächsischen Ländern hereingeschleppt worden ist. Wer die Volksschule durchgemacht hat, ist nicht halbgebildet, er besitzt vielmehr eine kleine Bildung, die aber ganz. Auch der Quartaner einer höheren Schule ist nicht halbgebildet, sondern er besitzt die Anfänge einer wahren Bildung. Diese führt näm-lich nicht, wie die Angelsachsen glauben, durch die Halbbildung hin» durch, vielmehr geht sie sofort aufs Ganze.

Wer gut bauen will, stellt nicht zuerst eine windschiefe, wackelige kAusstellunghalle hin, sondern er legt eine feste Grundlage und errichtet ein haltbares Gerüst. Wo aber eine solche baufällige Halle steht, kann sich nicht eher etwas Festes erheben, als bis sie abgetragen ist. Bevor Einer seine Halbbildung ganz und gar vergessen hat (und Das ist sehr schwer, vielleicht unmöglich), ist keine Bildung möglich. Sie, nicht die Unbildung, ist daher das größte Hinderniß auf dem Weg zur wahren Wildung; der Unbildung kann jeden Tag abgeholfen werden, die Halb-bildung ist hoffnunglos.

Wer in Deutschland ein humanistisches Gymnasium durchgemacht hat, ist gebildet, obgleich er noch nichts Rechtes kann, aber er besitzt die Grundlagen und die Zugänge zu allem Geistigen, Bildung ist, im Gegensatz zum fachlichen Wissen und Können, nur eine Voraussetzung des Geistes, eine bestimmte Einstellung, unabhängig von Gedächtniß und Fähigkeiten. Für die Erwerbung des Reifezeugnisses auf einem deutschen humanistischen Gymnasium ist es nicht nothwendig, daß man französische Prosa ohne Wörterbuch lesen kann; auf den Boulevards «vird sich der Besitzer jenes Scheines oft in Verlegenheit befinden. Der Kellner dagegen kommt hier vortrefflich durch. Ist er darum der Ge-bildetere?

Wer Wissensgebiete so beherrscht wie der Kellner Französisch, ist das klarste Beispiel für Das, was unter Halbbildung zu verstehen ist. Nicht die Unvollkommenheit seiner französischen Ausdrucksweise wirft man dem Kellner vor (die eines Altphilologen, ist meist noch unvoll-kommener), sondern die unbeirrte Sicherheit, mit der er seine Mängel aufdeckt. Die fünfzig Worte, die sich ein gebildeter Italienreisender vielleicht aus dem kleinen Meyer während einiger Bahnfahrten an-geeignet hat, kann er anders und benutzt sie in anderer Weise als der Kellner seine dreihundert Worte, mit denen er auch in der Mutter-

sprache den engen Kreis seiner Begriffe auszudrücken im Stande ist. Unsere Zeit überschätzt das Kellnerfranzösisch: auf diesem Irrthum beruht die Beliebtheit der „Realbildung". Die Schule soll schnell praktisch Verwerthbares übermitteln. Gewiß: die Welt des Kellners und desGeschäftsmenschen öffnet sich dadurch leichter; aberwasistdiese Welt?

Nn meinem Buch ist von der Weltanschauung die Rede, auf die sich die Halbgebildeten mit Eifer gestürzt haben, dem Monismus und ihrem wirksamsten Verkünder, dem Geheimrath Professor Dr. Wilhelm Ostwald. Dabei soll die fachliche Bedeutung des Mannes unbeanstandet bleiben. Gegner haben mir nach der Veröffentlichung einiger Abschnitte dieses Buches in Zeitschriften höhnisch zugerufen, die wissenschaftlichen Verdienste Wilhelm Ostwalds seien mir offenbar recht unbequem. Umgekehrt! Gerade sie sind es, die es mir als der Mühe werth erscheinen lassen, gegen den Monismus zu sprechen. Für thörichte Anschauungen des erstbesten monistischen Volksschullehrers wäre die herrschende Naturwissenschaft nicht verantwortlich zu machen. Weil es ein bedeutender Naturforscher ist, der diese Verirrungen mit seinem Namen deckt, darf man nicht achtlos daran vorübergehen. Die Dinge liegen hier nicht wie in dem Fall Nietzsche. Niemand kann diesen Philosophen für die albernen Folgerungen verantwortlich machen, die unreife Geister aus seinen Schriften ziehen. Anders bei Ostwald. Seine Anhänger und Nachbeter, der deutsche Monistenbund, gehen mich nur Mittelbar an. Um ihn selbst, den Führer, handelt es sich, der für die Plattheit seiner Schüler höchstpersönlich die Verantwortung trägt.

Es gab viele und giebt immer noch einige Naturwissenschafter von höchster Bildung; die verrathen sie vor Allem durch die Art, wie sie die Ergebnisse ihrer Fachwissenschaft in den Rahmen der menschlichen Gesammterfahrung und -werthung einordnen. Aber diese Bildung haben sie anderswoher bezogen, die exakte Forschung allein übermittelt sie nicht: daß sie es nicht thut, beweist eine Erscheinung wie Ostwald, der, obwohl er ein anerkannter naturwissenschaftlicher Fachgelehrter und Forscher war, echter Bildung feindliche Richtungen begünstigt, zum Schaden der geistigen Höhe, die unser Volk bereits erreicht hatte. Ostwalds Fachbedeutung ist mir also nicht im Mindesten unbequem, vielmehr bietet gerade sie die bequemste Gelegenheit, Das zu beweisen, was ich mir vom Herzen reden will. Einem Laien würde schlecht anstehen, über die Gedanken eines Naturforschers abzuurtheilen, wenn sich dieser Gelehrte nicht an der Schwelle des Alters von den Gebieten seiner Thätigkeit weggewendet hätte, um von nun an seine wissenschaftlichen Ergebnisse zur Grundlage einer Beantwortung aller, wirklich aller Bildungfragen zu machen. Er besitzt zwar die seltene Offenheit gegen sich selbst! und die Mitwelt, einzugestehen, daß die wissenschaftliche Schaffenskraft seines Geistes erschöpft sei, aber dieser in einem arbeitreichen Leben verbrauchte Geist scheint ihm immer noch gut genug für einen Kulturphilosophen und Gesellschaftumwälzer. Auf diesen Ge>

bieten aber ist Iedem erlaubt, den Bildung- und allgemeine Fragen angelegentlich beschäftigen, jenem Mann, wie groß auch immer seine Bedeutung in der Fachwissenschaft gewesen sein mag, muthig entgegenzutreten. Ich habe nur einmal Ostwald einen naturwissenschaftlichen Vortrag halten hören. Der Gedanke, daß in der Naturwissenschaft nicht mehr ein mit Kraft ausgestatteter schwerer Stoff, sondern die gewichtlose Energie selber als der Grund des Lebens gilt, hat mich mit der Hoffnung erfüllt, daß nun, nachdem an die Stelle des Starren ein Bewegliches getreten war, eins vertieftere und lebendigere Auffassung der Vorgänge unseres äußeren und inneren Daseins Geltung gewinnen werde, daß jene platte, maschinenhafte Weltauffassung schwinden müsse, die bisher mit der materialistischen Naturwissenschaft verknüpft gewesen ist. Diese Hoffnung ist getäuscht worden, als Ostwald mit seinen verschiedenen Schriften über allgemeine Fragen hervorzutreten begann. Haeckels Weltanschauung war bereits im Begriff, unter den Viertel- und Achtelgebildeten zu versickern. Da gelang es Ostwald, feine Energetik, die thatsächlich reizvoller ist als der grobe Materialismus, zur Grundlage einer neuen Weltauffassung zu machen, auf die sich Alle, die vor den Thoren der Bildung ans Einlaß warten, mit einem wahren Heißhunger stürzen.

Die Masse der Bildunghungrigen, die von der höheren Arbeiterschicht bis zu den kleinen privat und staatlich Angestellten reicht, ist in unserem idealistischen Land erfreulich groß. Aus diesem Grund ist es weltfremder Hochmuth, über Ostwald und den Monismus die Achseln zu zucken und zu fragen: „Wer nimmt denn diese Dinge noch ernst?" Gewiß: die Kreise der Wissenschaft und der höheren Bildnng erkennen zwar die naturwissenschaftliche Arbeit dieses Mannes an, verlieren aber keine Worte mehr über seine Weltanschauung. Die unendliche Masse jener bildunghungrigen Idealisten, die den Kern unseres Volksthums bilden, verfallen jedoch heute immer mehr den monistischen Mißgedanken. Darum heißt es nicht offene Thören einrennen, wenn man gegen sie vorgeht, sondern eine sehr beachtenswerthe Festung mitten in Feindesland geduldig belagern und beschießen. Dies scheint mir besonders nothwendig zu sein, weil in Folge des wissenschaftlichen Namens und der, wie ich höre, freundlichen Persönlichkeit Ostwalds die gelegentlichen Angriffe gegen ihn aus den Schichten wahrer Bildung überraschend sanft ausgefallen sind. Selbst der tapfere Karl Ientsch hat ihn voriges Iahr in der „Zukunft" zwar widerlegt, aber in einer Art, die ihn als Persönlichkeit" doch gelten läßt.

Nach diesen Worten erwartet der Leser nun vielleicht von mir eine persönliche, gar boshafte Schmähschrift. Nichts liegt mir ferner. Meine Waffen sind sachliche Gegengründe und ich werde mich, so weit meine Gedanken dadurch nicht verwischt werden, immer befleißigen, die mildeste von mehreren möglichen Ausdrucksarten zu wählen.

Oskar A. H. Schmitz.

## Die Zukunft,

### Bankabschlüsse.

ie Bankabschlüsse dieses Vorfrühlings tragen di«‚Spur desschlech» ten Börsenjahres 1913. Wie ein Widerspruch gegen ererbte Anschauungen klingt es, daß ein schlechtes Effektenjahr Einfluß auf den Gesammtertrag hat. Entscheidend soll das legitime Geschäft sein; und doch würde eine Aenderung des Zinsfußes nicht so schlimm wirken wie intestinale Störungen im Börsenorganismus. Das ist am Ende natür« licher als die Vorstellung, die Bankenrente könne nicht sinken, wenn die Depositengelder nur in ganz sicheres Gehege angepflanzt werden. Karl Fürstenberg handelt klug, wenn er seine Dividende auf die Börsen» konjunkturen einstellt. Er kann viel und kann wenig bezahlen: man weih, daß er nie so viel giebt, wie er geben könnte. Bei ihm ist Alles Taktik. Er sagt seinem Aufsichtrath: „Wir wollen nicht mehr zahlen, weil man den Leuten nicht die ganze Herrlichkeit zeigen darf." Und da man seiner Einsicht vertraut, findet er kaum je ernsthaften Wider» spruch. Ist die Dividende „ausgeworfen", so werden die Gewinnsalden festgesetzt. Was sich hinter ihnen, als Stille Reserve, versteckt, kann der gewöhnliche Sterbliche nur ahnen. Wenn die Handelsgesellschaft einen Effektengewinn von 1,20 Million nennt, 2,40 weniger als im Vorjahr, so ist damit nicht bewiesen, das; aus einer ganzen Anzahl vortheilhafter Betheiligungen nicht ein viel höherer Ertrag gewonnen wurde. Die Bank hat im Iahr 1912, nach der Auseinandersetzung mit den Fürsten, ihre Dividende erhöht (von 9 auf 9Vs); als die einzige berliner Bank. Herr Fürstenberg konnte sichs leisten und seinen „Freunden" sä ooulos demonstriren, daß er die Trennung von Hohenlohe und Genossen ohne materielle Einbuße überlebt habe. Auch für 1912 gab ex 9Vs; und wird wohl bald wieder auf diese Höhe klettern. Man sieht ja, besonders «us der Gestaltung der Provisionen, daß die Handelsgesellschaft, ohne Filialen und Depositenkassen, im re» gulären Geschäft nicht weniger leistet als Banken, die an zwanzig Sammelstellen fremde Gelder und Kunden auffangen.

Auch die Nationalban? für Deutschland hat ihre Dividende um 1 Prozent gekürzt. Sie bezahlte in den drei Vorjahren je 7 Prozent. Bei ihr ist aus Effektengewinn diesmal Verlust geworden: 685000 Mark. Interessant ist, zu sehen, welchen Einfluß der Börsenverkehr aus den Gesammtumsatz hat. Der verringerte sich bei der National» dank um 4270 Millionen (auf einer Seite des Hauptbuches), haupt» sächlich durch den Rückgang des Effektengeschäfts. Eine auffallende Aenderung hat dieser Einfluß auch bei den Anlagen in Reports und Lombardvorschüssen bewirkt. Diese Engagements sind, ihrer guten Zinsen wegen, sehr beliebt; ihr Umfang hängt natürlich von dem des Werthpapierhandels ab. 1911 hatten die Reports und Lombards noch 120 Millionen betragen, fast eben so viele Prozente des eigenen Kapitals! (Aktien und Reserven); 1913 sind es keine fünfzig Prozent mehr. Man muß tief in die Vergangenheit der Nationalbank zurück»

gehen, um eine niedrigere Ziffer auf diesem Konto zu finden. So haben Konjunktur und Reichsbankpolitik zusammen gewirkt. Der Druck, den die oberste Instanz auf die umliegende Bankwelt übte, um dem Publikum das Börsengeschäft zu verekeln, hat blaue Flecke hinterlassen.
Am Schlimmsten ging es dem Schaaffhausenschen Bankverein. Schon die vorletzte Dividende war von 7Vs auf 5 Prozent herabgesetzt worden, weil Verluste von mehr als 3 Millionen abzuschreiben waren; und für 1913 werden gar nur 3 Prozent gezahlt. Der Bankverein ist durch die Gemeinschaft mit der Dresdener Bank in den Depositenkassentaumel gerathen. Er wollte sich der Konkurrenz gewachsen zeigen und das Format dejr Weltbank ausfüllen. In Berlin wurden die Reize des Grundstückmarktes ausgekostet; auch in Köln gabs Engagements mit Terraineinschuß. Das Ende vom Lied waren endlose Abschreibungen. Die Spezialreserve von 9,30 Millionen ist aufgezehrt worden. Dazu mußte der Reingewinn noch 3 Millionen für zweifelhafte Außenstände hergeben. Die Minderung der Dividende um, 2 Prozent bedeutet, bei 145 Millionen Aktienkapital, 2,90 Millionen und der Wegfall der Tantiemen für Aufsichtrath und Direktion kostet auch 500 000 Mark. So verschlingt die jüngste Bilanz ein Kapital von fast 16 Millionen. In zwei Iahren 19 Millionen oder eine Iahresdividende von je 6V2 Prozent. In der Direktion fitzen neue Männer, denen man den Schmerz über alte Sünden, für die sie nicht verantwortlich sind, nachfühlen kann. Sie versprechen, bessere Wege zu gehen. Hat über die zweite Operation alles Kranke entfernt? Behauptet wurde es auch 1912; jetzt sieht man die Bescherung. Vielleicht wird der Bankverein doch, wie oft vorausgesagt wurde, noch getheilt und verspeist. Man flüstert von Absichten der Diskontogesellschaft auf die berliner, der Rheinisch-Westfälsichen Diskontogesellschaft auf die kölner Hälfte. Die Mitteldeutsche Kreditbank giebt wieder 6Vs Prozent und verkündet, das; ein Theil des Effektenertrages zur Verdichtung der inneren Reserven verwendet wurde. Die Mitteldeutsche hat die Annehmlichkeit, mit einem relativ kleinen Eigenkapital (69,15 Millionen) einen sehr großen Umsatz zu erzielen. Die Rheinisch-Westfälische Diskontogeseüschaft, die größte selbständige Provinzbank, hat mit 113 Millionen Aktienkapital und Reserven nur 6434 Millionen umgesetzt, während bei der Mitteldeutschen der Umsatz 12405 Millionen betrug. Die Rheinisch-Wchjsülische besitzt alle Antheile (15 Millionen) der berliner Banksirma Hardt, S Co., ist mit etwa 2 Millionen bei Delbrück, Schickler « Co. betheiligt und hat im vorigen Iahr 2 Millionen in das kölner Bankhaus Deichmann S Co. gegeben. Auch sie zahlt diesmal ^Prozent weniger (6Vs). Die Mitteldeutsche Privatbank in Magdeburg bleibt, wie seit sieben Iahren, bei 7 Prozent.
Die Börse nimmt den Dividendenrückgang, nach Kursverlusten und Wehrbeitrag, als dritte Gabe des Iubeljahres hin und hofft auf 1914. Minder hoffnungvoll blicken die Privatbankiers in die Zukunft, Sie fühlen sich durch die Konkurrenz der Aktienbanken in die Enge

gedrückt. Wie sehr, ist aus dem Uebergang mancher Bankgeschäfte in den Bereich der Großbanken ersichtlich geworden. Dieser Prozeß hört nicht auf; und es sind gewiß nicht die schlechtesten und schwächsten Firmen, die von den Banken übernommen werden. Der Schwarm der kleinen und mittleren Bankiers bleibt seinem Schicksal überlassen. Durch das Konditionenkartell sind die Banken mehr gefördert worden als die Bankiers. Wer Geschäfte machen will, sucht den Konkurrenten durch niedrige Gebühren zu schlagen. Dieses Unterbieten kann erst aufhören, wenn die Bankiers selbst dagegen Front machen. Die berliner Privatfirmen haben sich nun entschlossen, bestimmte Mindestsätze für Provisionen zu vereinbaren. Das soll der Anfang einer eigenen Politik sein. Energische Männer verlangen, daß man sich von der Krippe der Großbanken losmache und ein eigenes Institut zur Beschaffung von Reportgeld und Lombardvorschüssen gründe. Da diese Bank auch nur mit fremden Geldern arbeiten könnte, wäre die wichtigste Voraussetzung eines erfolgreichen Bestehens, daß ihr das Publikum genug Depositengeld zur Verfügung stellte. Ob darauf zu rechnen ist? Daß die Abhängigkeit von den Banken nach einem Iahr wie 1913 besonders schwer empfunden wiird, läßt sich denken. Man braucht dazu nur die Veränderung auf den Report- und Lombardkonten zu scheu.

Die Reichsbank ist, wie ich schon sagte, an der GestaltungderDinge nicht, unschuldig. Mancher hatte geglaubt, die Banken würden sich in ihrer Geschäftstaktik nicht stjören lassen. Am Ende mußten sie sich aber hohem Wunsch fügen. Wie wird es im neuen Iahr werden? Die Reichsbank hatte am dreiundzwanzigsten Februar ein historisches Datum zu verzeichnen: ihr Notenumlauf war, durch Metall und Reichskassenscheine, über seinen Betrag hinaus gedeckt. Solcher ‚ues tssti giebts wenige in der Geschichte der Bank; man erwartet nun, daß auch die werths, Kundschaft ihren Antheil an dem Freudentag haben werde. Der Goldvorrath allein betrug 1337 Millionen. Wenn der Exporthandel hält, was er 1913 versprochen hat, und Amerika wirklich so viel Gold nach Europa legt, wie seine Bankautoritäten prophezeien, kann Präsident Havenstein vielleicht noch in diesem Iahr sein Panier auf einen Goldwall von 1500 Millionen (diese Summe nannte er, als die Ausgabe kleiner Noten beschleunigt wurde, als Ziel seiner Wünsche) pflanzen. Hat die Reichsbank ihre Rüstung durch einen so starken Metallpanzer gesichert, dann kann sie auch den Ansprüche,, der Wirtschaft ein freundlicheres Gesicht zeigen; nnd so ist möglich, doch die Banken wieder mehr Ellbogenfreiheit bekommen, ohne fürchten zu müssen, irgendwo anzustoßen. An die Dauer der diesjährigen Geldmarktverfassung wird nicht mehr so fest geglaubt wie unter dem ersteu Eindruck der billigen Zinsensätze. Die Stadt Mannheim hat eine 4Vsprozentige Anleihe begeben. Das ist gewiß kein Beweis für den erwarteten Umschwung im Kapitalbezirk; und noch weiß Niemand, ob der Ertrag aus Zinsen und Wechseln die Kunden in den nächsten Iahresabschlüssen der Banken enttäuschen wird. Ladon.

Serausgeber und verantwortlicher Redakteur: Marimiltan garden tn Berlin. - Verlag der Zukunft in Berlin. - Druck von Pak « Sarleb Smb.S. in «nlin.

Berlin, den lt. März 1S14.
Oculi.

?ms Haar sich auszuraufen und an den Wänden hinaufzu»
laufen! Bis an denHals (leidernicht bis über die Ohrknorpel)
umraschelt uns nun wieder das Holzpapier, auf dem erörtert wird,
wie schlimm die argeWelt ringsum Germaniam, das blonde Iüng-
ferchen, behandelt. Daß die liebe Unschuld von allen Seiten be»
schimpftund bespien wird undMaulschellenempfängt,wosieHand-
küsse von artig gebeugten Häuptern erwarten durfte. Undank, Miß-
trauen, Haß erntet, wo sie aus voller Hand den Samen derFreund-
schaft gestreut hat. Daß mit dem Russen kaum noch in Frieden zu
Hausen und derFranzmann frecher geworden sei, als selbst unter
dem Herrn Publius Öuinctilius Barus der Römer je war. Daß
der Deutsche sich also fragen müsse, ob ein Krieg noch länger zu ver»
meiden sein werde. Ein Krieg? Nein: der Krieg; der berühmte,
mit den drei Fronten, in dem Frankreich uns, mit seinen neuen
Festungwerken undseinerHauptmacht solange an der Westgrenze
beschäftigt, bis Rußland mobil, Oesterreichs Stoßkraft durch Süd-
slavenaufstände und Balkanheere gestumpft, den Briten die zur
Besetzungunserer Kolonien und zur Sperrung unserer Häfennoth-
wendige Zeit gesichert ist. Wieder einmal. Diesen Schwatz scheinen
wir nicht mehr loszuwerden. Das ganze Iubeljahr 13 war damit
bepackt; und derWerth derBörsenpapiere schrumpfte wie Ochsen»
fleisch im Bouillontopf. Solls anno 14 so weiter gehen? Muß;
denn, sagt derTräger des Kanzlertitels, wir leben meiner ernsten

Di«, Zukunft.
Zeit.SolchesSprüchleinwärefrüherausgelachtunddemSprecher die Doppelfrage vorgelegt worden, ob es für Erwachsene je eine unernste Zeit gab und obeineRegirung.diegesterneineMilliarde für den Reichsschutz erhielt, nicht verpflichtet fei, diesem Reich fürs Erste wenigstens Ruhe zu schaffen. Heute unkt man der sinn» losen.saftlosenRednereinach.StImmungdesdrittenFastensonn» tags: „MeineAugen heben sich zu dem Herrn und hoffen, daß er meinenFuß aus demNetz löse." Theobaidur? Darauf könntIhr lange warten. Laufchet, in Sakko oder Cutaway, lieber der am selben Sonntag von den Kanzeln verkündeten Bolschaft: « Wenn ein Starker in starker Rüstung sein Haus bewachet, so bleibt ihm das Seine in Frieden; wenn er sich aber von einem Stärkeren schlagen lasset, so nimmt ihm derlleberwinder den Harnisch, dem ervertraute, und rafft das errungene Gut als Beute an sich." Schä» men wir uns nicht ein Bischen? Wer läuft denn vor die Thür und flennt, die Anderen feien so schlechten Herzens und ihre Nie- dertracht weigere ihm die gebührende Hochachtung? Läppisches Geplärr; das weder Liebe noch Respekt einhandelnkann. Diever» folgte Unschuld: keine dankbare Rolle für eine Großmacht; keine würdige für eine, die fast neunhunderttausend junge Männer unter derFahne hält und für ihre Wehr in jedem Iahr fast zweitausend Millionen Mark ausgiebt. Wird diese Großmacht gescholten, ge» ärgert, in denWinkel geknufft, dann liegt nur auf ihr die Schuld; dann duldet sie Wächter, Geschäftsführer.Prokuristen, die unfähig si nd, die Volksleistung für den internationalen Verkehr zu münzen. (AufdieseFähigkeit aber,Schranzen,kommts an; nichtdarauf, ob Einer, der excelliren sollte und wollte, immer fromm im Ehebett gelegen oder draußen auch mal ein Tanzmädchen umschlungen und lecker genährt hat. Die Schurkerei, die mit der Enthüllung solcher Sünde einen Tüchtigen von der Ehrenleiter stoßen möchte, darf, wo männliche Vernunft, nicht Damenpruderie, herrscht, nie» mals an ihrZiel gelangen. Womit ich den gottselig Wandelnden, der dieses Petzerversuches schuldig ist, einstweilen salutire; aber nochnichtpardonnire.)DasMiserere wirktwie einBrechmittel auf den Magen.Nnd oben fehlt die Stimmgewalt, die den Klagechor übertönenkönnte.WennderBethmannsich morgen bei einemZu» verlässigen imReichstag eine Kleine Anfrage bestellte und ihr mit der Betheuerung antwortete, daß in Europa Alles in schönster,

'ruhigster Ordnung sei, kehrte sich kaum Iemand dem Redner zu, um aufzuhorchen, würden auch im HohenHaus nurWitzeüber so unnützliche Lufterschütterung gedrechselt. Kanns anders sein?Un» geheurer Aufwand hat uns, aus günstigster Konjunktur, nicht nur keinen Gewinn beschert: unsere Einfalt bescheinigt sich selbst auch auf hundert Blättern und Blättchen, daß ihr ziemliche Ehrerbietung überall versagt wird. Wozu? Erzwinget anständige Behandlung oder lasset keinen Seufzer durch das Gitter der Zähne. Seit Ihr stöhnt und Rache dräut, rennen die Ausländer umher und fragen: »Was wird da? Weshalb wird, ohne kräftigen Widerspruch der Regirung, gethan, als planten wir Ueberrumvelung und Vernichtung des Deutschen Reiches? Kein Nüchterner denkt daran. Soll der Lärm die Einigung überNebenpunkte des Bag» dadvertrages beschleunigen? Den Zaren für eine Begegnung mit Wilhelm stimmen? Oder wird der Himmel mit pechschwarzen Fetzen verhängt, damit das Verdienst der Staatsmenschen, die in solcher Finsterniß von England, Frankreich, Portugal Verträge erlangten.um sohellerleuchte?WirdüberdemLandeder wupg äe tkeatre der Kuppelhorizontwiederwolkenlos blau, wenn der Kaiser will, daß Alles fertig sei? Wozu sonst der Lärm? Wir, von der Triplc'Entcnte.sindjetztjasanfter als jeseit demAgadirsommer." Das kann nur der Befangene leugnen; nur, wer heute als Lüge bckennt.was er gestern als heiligeUeberzeugungins Schaufensterlcgte.HabendemhöchstenReichsbeamtennichtzwölfDutzend öffentlich Meinender nachgcjauchzt, wahrend der Balkankriege und in den Monaten der Fricdensstiftung sei das Betragen der Westmächte und, insbesondere, Rußlands friedlich und freund» lich nicht nur, sondern höchsten Lobes werth gewesen? Im April lagt Herr vonBcthmann imReichstag: „Unsere Beziehungen zu Rußland sind offen, vertrauensvoll, freundschaftlichst" (lichst); keinIntcrcssenzwist,keincGef<ihr,daßausdemRassenzwiespaltdie Kricgsf'amme auflodere. Freilich: »Durch die Ereignisse,die sich auf dem BalkaN abspielen, sind die europäischen Machtverhältnisse verschobenworden."DcshalbschnelleErhöhungderPräsenzziffer; theure Panzerung von Graudenzund Königsberg;Alles, was des Generalstabes Begehr ist. Aber die große Militärvorlage holt ja nur allzu lange Versäumtes nach und der Balkan dient ihr als Vorwand. Mit denimSuperlativfreundschafilichenBeziehungen

wird so selig geprotzt, daß hier im Juni den Gläubigen der An» trag empfohlen werden kann: »Der Reichstag wolle beschließen, den Herrn Reichskanzler aufzufordern, er möge, da täglich von ihm nachgeordneten Instanzen behauptet wird, des Deutschen Reiches Beziehungen zu Britanien und Rußland seien so herz» lich wie seit Jahrzehnten niemals, den Gesetzentwurf betreffend die Friedensprasenzstarke des Heeres, weil er diese Beziehungen stören könne, zurückziehen und durch einen den so erfreulich ge- änderten Verhältnissen angepaßten Entwurf ersetzen." In den Humor solchen Antrages langen die feierlich fürs Volk Früh» stückenden nicht; ihr gläubiges Herz bewilligt das Geld Derer, die nirgends der Wahl eines Tribunen gefährlich werden können. (Und seitdem wird der Reichstag «opferwillig" genannt.) Daß, dieNachbarn mit neuerRüstung folgen werden, weiß Jeder. Die Französische Republik wäre nicht mehr bündnißfähig, sänkeinden zweiten Machtrang, wenn sie sich in ein Verhältniß schickte, das unsere Präsenzziffer um dreihuuderttausend Köpfe über ihre er» höht. Deshalb nimmt sie die Last dreijährigen Waffendienstes auf sich; eine Last, die den Kopf schwerer als denRumpf bebürdet. Enttäuscht sie deutsche Träumer durch Dauer und Nachhall ihres Wuthgeheules? Nein. Die Rede, in der General Pau dem Senat die Dehnung der Dienstzeit empfiehlt, bringt die Sätze: «Das deutsche Heer hat eine Offensivkraft, wie sie seitdenTagenunseres Ersten Kaiserreiches in Europa nicht mehrgeschen ward. Und was wir vom Handeln Deutschlands erblicken, zeigt uns die Wesens» zöge kräftiger Vaterlandliebe und männlichen Willens. Darauf darf Deutschland stolz sein. Unsere Pflicht aber ist, auf diese Re» gungen ernsthaft zu achten. Alle Redner haben den friedlichen Geist Frankreichs betont und damit das Empfinden des Landes wahrhaftig gedeutet. DieFranzösischeRepublikwilldenFrieden, hat diesen Willen oft bewiesen und denkt nicht daran, irgendeine Macht herauszufordern oder anzugreifen. Sie will frei bleiben und unabhängig weiterleben. Um dieser Zukunft sicher zu sein, muß sie das durch Deutschlands Anstrengung gestörte Gleich» gewicht wiederherstellen. Da wir den Frieden wollen und dem Gegner mit der Möglichkeit auch die Verantwortung des An» griffes lassen, befiehlt Pflicht uns, oafür vorzusorgen, daß unser Heer immer und überall zurAbwehr bereit sei. DerFriede ist nur

zu wahren, wenn wir stark sind, wenn der Gegner uns stark weiß und unsere Kraft achten gelernt hat." Nicht ein unhöfliches noch auch nur ein der Rachsucht winkendes Wort. Der tapfere Soldat rechnet nicht mit dem von Rußland der Nation alliee et amie zugesagten Beistand noch mit dem Helfercorps, das England über den Kanal werfen könnte; er will, was er wollen muß: daß seines Vaterlandes Heer an Zahl so groß, an Schlagkraft so stark werde, wie es irgend vermag. Und dieser schlichten, würdig ernsten Rede folgt ein Beifallssturm: trotzdem sie andeutet, daß von dem französischen Heer, auch nach dessen Stärkung, dem deutschen eine Aenderung des territorialen Besitzstandes nach der Voraussicht menschlicher Vernunft nicht abzuringen sein werde. Eine unkluge Magistermahnung des Herrn vou Bethmann hat das fast schon vonAsche erstickteFeuer der Werbung für dreijährige Dienstzeit geschürt. InLuneville ist ein Zeppelinschiff, das sich auf der Probefahrt verirrt hat, gelandet. In Nancy hat eine NachtbummlerhordeDeutschegeschimpft und gepufft; und obwohl der Vorgang drüben als ein Fleck aufFrankreichs Ehre empfunden ward und die unzulänglichen Polizeiorgane strenge Strafe traf, wurde im Bereich großer deutscher Blätter den Franzosen dasAnstandsgesühl abgesprochenund höhnisch dasRechtaufden Namen einer ritterlichen Nation geweigert. Daß danach und den» noch die Rede des Generals Pau im Greisensaal des Luzembourg und aus allenWegen der Republik Beifall weckte, war alsein erfreuliches Symptom gesundender Vernunft zu verzeichnen.

«Da die Mehrheit des deutschen Volkes einen Krieg gegen Frankreich nicht wünscht und auch dieMinderheit ihn(deransich keinen von dem nöthigen Kraftaufwand entschädigenden Ertrag verheißt)nur als das unvermeidbareMittelgegen unerträglichen Drang hinnähme, sollte Jeder, der öffentlich spricht, Jeder, der öffentlichemUrtheilRaum gewährt, sich sorgsamer als bishervor ungerechtem, das Selbstachtungbedürfniß der Franzosen verletzendem Meinensausdruck hüten. Auch das Gezeter gegen die römischem Muster nachgebildete Fremdenlegion sich in minder hartkantige Form sänftige«; für zuchtloseAbenteurer undLüdriane brauchtAlldeutschlandnichtzukämpfen. Ist diese Legion deutschen Jünglingen eine Gefahr, fo wird Frankreich höflich festem Antrag den Wandel des Rekrutirungsystems nicht weigern. Das Ge»

schimpf schadet nur. Rüth kluge Selbstsucht nicht beiden Völkern, das Vergangene vergangen seinzulassen? Die Republik kann die verlorenen Provinzen aus eigener Kraft nicht zurückerobern und wäre noch im (unwahrscheinlichen) Fall ausreichender fremder Hilfe der ersten Ausbrunst deutschen Zornes allzu nah. Sie kann aberruhiglebenund alle Kraft an die CivilisirungundAusnützung ihres ungeheuren (jetztnochoftvomRaubbau derAuslönderver» herten) Kolonialbesitzes wenden, wenn sie neben der toten Hoff» nung dieFreude an einem Gestus, dernichtmehrschreckt,nurnoch ärgert, ins Grab bettet. Dann brauchte sie kein Bündniß (gegen deutschenAngriff.den.i'ebussicstantibus.nurWahnsinnbeschliefzcn könnte, hülfe ihr, auch ohne Vertrag, das Lcbensinteresse dergröß-ten Erdreiche)und würdewirklich so frei.vonRußlands Gunstund EnglandsKram so unabhängig, wie ihrs derbesteSohnwünscht. DasBewußtseinsolcherMöglichkeit.ihrerVortheileundderFrist, diefürihreSicherungnochbleibt,mußsicheinwurzeln,wennwirihm Ruhe gönnen; und aus ihm muß im Lenz dieErkenntniß keimen, daß Frankreichs Glück an dem Verzicht auf eine Grimasse hängt/ Das ist im vorigen Iahr hier gesagt worden. War seitdem Grund zur Trennung von solchem Glauben? Nicht einer. Ein paar grobe Artikel zählen nicht; und ob dieseWaare aus dem Laden des Mon» sieur Durand öfter als aus dem unserer Schmidts geliefert wird, wäre noch, vor dem Urtheil, reiflich zu prüfen. Unter manchem Wipfel murmelts, wenn zu anderen Liedern der Stoff fehlt, immer wieder: „Die Franzosen hausen in Fäulniß; ihre Republik ist durchaus verseucht und kaum noch haltbar; die Engländer foppen, dieRussen plündern sie und weder aus London noch aus Peters» bürg kommt ihnen je wirksame Hilfe.« War zu erwarten, daß Ma-rianne, die wie eine schöneFrau aus vornehmemHaus, nicht wie ein Hürchen behandelt sein will, für solche Rede mit einem Knicks danken werde? Wer den Splitter im Auge des Nächsten sieht, müßte im eigenen Auge den dickeren fühlen. Sonst? Frankreich hat die Gelegenheit einer Anleihe zur Unterstreichung des allen Wunsches benutzt.RußlandmögedurchTruppenverschiebungund denBau strategisch wichtiger Eisenbahnen für raschen Aufmaisch vorsorgen, damit die Republik nicht überrannt werde, ehe ihres Freundes Heer den gemeinsamen Gegner wuchtig bedrängen könne. In der selben Lage sprächeIcder den selben Wunsch aus;.

der also nicht Groll wecken kann. Zum ersten Mal hat ein Präsi»
dent der Dritten Republik deutschen Boden betreten; HerrPoin»
cm6, der Lothringer, der von den Nationalisten, wider Clemen»
«aus Tigergepfauch, Erwählte, hat am Tisch des Kaiserlichen
Botschafters Freiherrn von Schoen gespeist: und durch diese Ab»
kehr von vierzigjährigem Brauch bewiesen, daß er den offiziellen
VerkehrmitdemVertreterdesDeutschenReichesgenausowünscht
wie mit den anderen Häuptern der Diplomatie. Der elsassische Ha»
der wurde in Paris, auch von Aufgeregten, mit spürbarerBehut»
samkeit erörtert. Von Derouledes Bahre trugen die Freunde ein
Bündel rother Nelken auf den Sockel des der Stadt Straßburg
geweihten Steinbildes; die Trauermusik verstummte, hundert»
tausend Häupter blößten sich: doch aus dem Zug kam kein schrilles
Wort, von der Gruft des Patrioten nicht ein Hetzruf. Die pariser
Regimenter zogen nicht mehr allabendlich,wieunterdemKriegs»
minister Millerand, mit klingendem Spiel in die Kasernen heim.
Ein Vertrag soll den in Kleinasien streitigen Fragen friedliche,
Frieden verbürgende Antwort finden. And das Wichtigste: Herr
Caillauz, dessen Wiederkehr unsere Diplomaten fast zu laut er»
sehnten, regirt in Frankreich und derMinisterpräsidentDoumer»
gue ist nur seines Willens Werkzeug. Jetzt; vor der Neuwahl der
ins Bourbonenhaus Abzuordnenden und nach einer Rede des
Radikalen Sembat, der, als ein ernst genommener Mann, rieth,
an die Rache für Sedan nicht mehr zu denken und ein Bündniß
mit Deutschland vorzubereiten. Mehr konnte, nach Agadir, dem
Kongovertrag, Nancy, Zabern, nur trunkene Hoffnung erträu»
men. Die hellsten Köpfe der Republik hatten die Nothwendigkeit
muthiger, nicht entehrender Resignation erkannt. Ansere Auf-
gabe war nur, ihnen und ihren Landsleuten Ruhe zu lassen.
Hätten wirs gethan, dann wäre in der Rede, die Herr Dou»
mergue über Internationales halten mußte, Frankreichs Pflicht
zur Wahrung seiner Würde wohl nicht so laut betont, wäre ein
freundlichesWort über die Verhandlung mitDeutschland einge»
flochten worden. Wir mußten wünschen, daß Herr Caillauz, mit
denRadikalen und Sozialisten, denGcgnerndreijährigerDienst»
zeit, dieBriand,Barthou undPoincare, die zwar nicht den Krieg,
doch die Bereitschaft zum Krieg wollen, in derWahlschlacht nicht
nur besiege, sondern für Jahre in Ohnmacht zurückwerfe. Nach

solchem Sieg hätte der Aerger über die Einkommensteuer, ohne die der Aufwand von fünf Viertelmilliarden fürs Heer und von beinahe eben so großen Summen für die Marine nicht zu leisten wäre,unddieSehnsuchtnachsozialpolitischenGesetzeninderStille sürvöllige Verständigung gewirkt. Ihr seht ja, hätten die Rothenzu denRöthlichen gesagt, „daßdieDeutschenVernunftangenommen haben und in Eintracht mit uns leben wollen; wozu also nochdrei Dienstjahre, unter deren Last der Student, Techniker, Kaufmann knirscht und die dem wichtigsten Volkstheil die Republik verlei» den?" Daß unsere Heeresstärkung den Weg in diese Erkenntniß bahnen werde, war des Politikers Hoffnung. Frankreich, dachte er, wird bald merken, daß es die Kluft zwischen seiner und unserer Bevölkerungziffer nicht überbrücken, die verhaßten tr«is ans ge» gen ein höflich mit ihm verkehrendes Deutschland nicht halten kann, und sich eines Tages auch fragen, wie lange es das für zwei Heere, zwei Flotten nöthige Geld aufzubringen und dennoch der Ban» kierSüdosteuropas zu bleiben vermöge. (Das GeldfürRußlands Heer undFlotteistjanicht,wieThoren ausbrüllen, ins Wasser ge- worfen, ist gut angelegt; wird schonjetzt aber nichtmehrsoleichtaus den Rentnerbeuteln geholt wie vor zehnIahren.)Auf dieseHoff» nung istReif gefallen.SeitScheltrede undDrohung über denRhein klingt, kann Herr Caillaux nicht, wie erwollte; sinddrüben die Na» onalistenwiederrecht munter.IhnenhilftFortuna ausjederNoth; wenn die Republikaner sich naher Sorge ledig glauben und die Riemen der Rüstung lockern möchten, rüttelt Michel sie aus träger Ruhe. Sechsmal that ersseitlW^t;undhat erreicht, daßdieRepu» blik heute zu Land und zu See stärker bewehrtist, als vor Tanger der hitzigste pstriotarcl zu hoffen wagte.« Hört Ihrnicht die deutsche Dro- hung, der morgen Ueberrumpelung folgen kann? Nur ein Ber» räther darf in dieserStunde die Kürzung derDienstzeit fordern." Nicht ganz so übel ist die Wirkung in Rußland; doch übel genug. »Weil da oder dort ein Zeitungschreiber patzig war, läßtDeutsch- land uns als undankbareRuhestörer anprangern? Daß wir uns rüsten, sollVerbrechen sein?Hat uns derNachbar nicht an seiner Ostgrenze das Beispiel gegeben? Sehet, rechtgläubige Russen und alle der Slavensache Verlobte, welcher Abgrund das Handeln dieses Nachbars von seinem Reden scheidet!" Die im Februar vom Gezänk Müden nehmen es im März mit frischer Kraft auf.

Oculi. 3W
Das Gerede über die Fortsetzung der Agrarreform, über bessere ^Arbeitbedingungen und die Möglichkeit, die von Nikolai gefor» derte Verringerung des Branntweinkonsums durch günstigeren ^Absatz des denaturirten Spiritus zum Theil wenigstens auszu» gleichen, versickert; am Zerrbild desDeutschentobtsichderVolks» zorn aus und Herrn Sasonow wird zugeschrien, daß er sich in grimmige Haltung und rauhen Ton gewöhnen oder vom Platz wei-chen müsse. Sogar aus England kommt häßlicher Widerhall des Getöses. DieBriten waren ganz insReichsgeschäst vertieft.Wie machen wirs, daß Irland von Dublin aus regirt, Edward Carson beruhigt und John Redmond nicht geärgert wird? Wie meiden wir den Aufstand der Protestanten von Ulster und sichern den ka-tholischen Iren doch dieVolkssouverainetät, ohne deren Gewäh-rung sie nicht länger dteLiberalen amSteuer ließen? Wieködern Vir die ungeduldige Arbeiterpartei und knickern doch nicht ander Flotte? Wie lotsen wir uns durch die zwischen den Vereinigten Staaten und Japan vom Stillen Ozean umspülten Klippen und streicheln den guten ProfessorWilsonindieEinsicht.daß inMexiko die Verwüstung nicht länger währen dürfe? Noch manche andere Sorge Meierte das Inselreich in muffige Nebel. Die Freude an derTriple-Entente schien abzumagern. Nun wird sie gefüttert wie «inst in Eduards Mai. Deutschland, raunt es, kann nicht ruhig bleiben; will durch Bluff einschüchtern; mitRußland undFrank-reich Händel suchen; da gehts auch um unsere Weltelle. An den Ausguck! Sonst sitzen wir morgen einsam in der Kälte.
Ums Haar sich auszuraufen und an den Wänden hinaufzu-laufen! Mit ehrsamem Eifer wird uns bewiesen werden, daß, <rstens, die Ankläger französischer und russischer Verkehrssitte im lautersten Recht waren, daß, zweitens, aber die Regirenden, sämmtlich, von der Absicht auf solche Anklage nicht das Allerge-ringste ahnen konnten. Nehmt es schon jetzt für bewiesen. Recht «der Unrecht: der Ertrag bestimmt das Urtheil über die Hand-lung des Politikers. Wenn wir internationale Unverschämtheit nur mit dem Gekreisch mißhandelterUnschuld abwehren können, sind wir, hinter Panzerschiffen,Haubitzen,Bayonnettes,bettelarm. Wenn ohne, gar wider den Willen der Regirung solcher Lärm ent-stehen kann, ist ihre Untauglichkeit dem Auge eines Quintaners er-kennbar. Noch am Abend des ersten Tages konnte sie den Qualm

aus dcrSchwarzküche wegblasen; konnte sagen: „Wir haben keinen Grund zuBcschwerde und wissen, daß die Nachbarn mituns über das Lamento Unkundiger lächeln." Dann wars abgethan. Jetzt heißts inWest undOst:«Nach mißglücktem Vorstoß derRückzug; wieimmer.Weilwirunsstrammhieltenunddie Bereitschaftzu jeder den Berlinern beliebenden Auseinandersetzung zeigten,blickensie wieder freundlich und schwören, daß ihnen dasFedergemetzcl die widrigste Ueberraschung war. Wer glaubts? DerDeutsche ist der lenksamste Bürger auf dem Erdrund; er ehrt in dem Schalter-beamtenundSchaffnergottähnlicheObrigkeitundbekleidet,wenns gewünscht wird, die Wände von Landhäusern und Bibliothekpa» lasten, Aquarien und Bahnhöfen, Kneipen und Synagogen mitca-diner Kacheln. Und diesen Wind soll er gegen den Willen seiner Hirtenausdem aiolischenZauberschlauch gepreßt haben? "Die Ar-grundsätze der Politik sind vergessen, dem Bewußtsein entglitten. Wer die stärksten Geschütze vor sein Haus stellt und es vom Keller bis ans Dach mit bewaffneten, im Waffendienst geübten Männern füllt, wird verdächtigt, daß er einen Ausfall, jähen Einbruch in fremdenMachtbezirk plane. Will ers nicht, dann muß er stillsein, um Stichelrede sich nicht mehr bekümmern als ein stämmiger Kul-scher um den Mückentanz über seinem Bocksitz und erst sprechen, wenn aus seinem Wort deutlicherWillezurThatklingen soll. Wer sich Gefährten wünscht, muß erweisen, daß seine Kameradschaft Gewinn bringt; sonst hakt seinem Arm sich niemals ein Kluger und Kräftiger ein. Das sind Fibelsätze, die Mündigen in Fleisch und B!ut wohnen müßten. Im deutschen Land scheinen sie verbröckelt. Wir begehren nichts, wollen mit Allen in Frieden wandeln und handeln, haben ein an Wucht und Zucht unübertroffenes Heer, eine junge, mächtige Kriegsflotte: und straucheln aus einemAcr-gerniß in das andere. Da Wirklichkeit geworden ist, was ein Jahr» hundertlangunglaublichschien.dieEinigungBritaniensmitRuß-land, da die größten Erdmächte, denen wir nichts geraubt noch abgelistet haben,mitFrankreichgegenuns verbündet sind.müssen wir uns ein Heer schaffen, das denMangel an Staatsmannskunst ersetzen und jedeKoalition vonAngriffslustabschreckenkann.Em Minister mittleren Wuchses könnte mit solcher Waffe, die nichts erfechten, die nur vertheidigen soll, seinen Landsleuten das b» haglichste Leben sichern; einem nur behend, ohne Schöpferhirn, die Gelegenheit nützenden fiele auf der Zinne solcherWehrmacht

das Hegemonenamtzu. Darauf haben wir nicht gehofft. Wer aber hat gefürchtet, daß wir, ehe noch EinerunseremVorsprung-nachgc-humpelt, in die neue Rüstung geschient ist, wieder in Drang und Zank sein würden? Als ruchlofen Frevels Schuldigen hatte der Massenspruch ihn gestäupt. Nach dem Jubeljahr schwanden zwei Monde: und einGeheul über schlechteBehandlung gellt himmelan. Denketihm nurfünfMinuten nach, Krieger und Künstler,Beamte undBankiers.Erzeugerund Verbreiter brauchbarer Lebensgüter! Ihr versteht Eure Sache, seid fleißig und sauber, über Nöthe und Anfangshemmung längst hinweg. Kann Euch geschehen, daß Ihr schlecht behandelt werdet, mit derKlage darüber dasOhr des Nachbars füllen müsset? Eurem Vaterland geschiehts; das stärker ist als jeder Einzelne unter Euch, stärker noch als Ihr, Alle, zusam» men: weil es Abermillionen tüchtigerSöhne undTöchter hat,die als Individuen, in ihrer dürftigen Enge, nicht viel, als geballte Volkheit Nngeheures vermöchten. Dieses Vaterland könnte dem Fremden, der mit ihm ist, in umfriedetes Glück helfen; Weltim» perien noch gewähren, was keinAnderer ihnen zu geben hat.Die» ses Vaterland könnte jeden Feind, dem es nicht nach Leben und Habe trachtet, ohne Schwertstreich in höfliche Bescheidenheit zwingen. Lehrt der Vergleich fühlen, was dem DeutschenReich fehlt? Nicht: Wehrmannschaft und Panzergeschwader. Das gewaltigste Heer ist nutzlos, wenn es nicht von wachsamem Staatswil» len gelenkt und, wo es wirken kann, eingesetzt wird. Die Möglichkeit deutscher Einung, des Reiches.seines Bestandes, seiner heimischen Wirthschaft und fernen Siedelungen wurde vor fünfzig Iahren, im Kampf um die Elbherzogthümer, errungen; von der kleinenArmee eines schmalen und armen Staates. Aus den vorbedachten Folgen dieses Kampfes und der Staatsmannskunst, deren Werk er vollendete, deren Ertragssumme er mit eisernem Rechen einharkte, quillt noch heute dem Deutschen derReichthum. Aiso wird es nur besser, wenn wieder ein Genius das Schicksal des Reiches besinnt? Nein: wenn aus demUnmuth, der jetzt die Geister in Dumpfheit knebelt, aus der Empfindung eines unwürdigen Zustandes derWille wird, ihn zu enden. In aufrechter, treuer Gemeinschaft mit den fürstlichen Häuptern des Bundes, der, nach demWortlaut seinerUrkunde, ewig sein soll. VierundvierzigIahre hat er durchlebt. Nur Freude röthet ihn wieder in stolze Jugend.
5«

Die Zukunft,

## Schwarze Seelen.

MWor einigen Iahren hat Leo Frobenius seinen „SchwarzenDekameron" herausgebracht, ein Buch, das nicht nur den Ver» anügungen müßiger Stunden dient, sondern das auch dem Soziologen sehr viel giebt: Tiesblicke in die Psychologie des Afrikaners und des Naturmenschen überhaupt, Ahnungen vom Zusammen» hang alles Geisteslebens auf diesem kleinen Planeten; und daraus wachsen dann von selbst, als die schönstenFrüchte der Menschlichkeit, die Liebe und Achtung der fremden Eigenart, die bis dahin uns als ganz und gar fremdartig abstieß und die uns jetzt, iudem sie uns ihre nahe Verwandtschaft mit unserem eigenen Wesen er» schließt, vertraut und lieb wird. „Wo Du auch immer den Menschen triffst, da vergiß mir nicht, daß es um ihn und nm sein Wesen eine sehr ernste und heilige Sache ist": dieser Satz, mit dem Frobenius sein neues Buch, „Schwarze Seelen", einleitet, dürfte, auch über dem Dekameron stehen. Gegenüber dem verstiegenen Rassenchauvinismus der Gegenwart, der mit allen Kräften danach strebt, zwischen den Angehörigen sogar der weiß,en Rasse alle möglichen phantastischen Schranken der Fremdheit auszurichten, ist dieses Bekenntniß, eines der besten Afrikakenner eine werthvolle Waffe; es lehrt, daß selbst zwischen weißen und schwarzen Seelen die Unterschiede nicht gar so groß, daß,die Grundsätze des Charakters und Trieblebens, vielleicht der geistigen, aber jedenfalls der sittlichen Anlagen im Wesentlichen die selben sind. Das Buch ist mir in verschließbarem Kasten zugegangen, also mit der stillen Empfehlung, es womöglich im „Giftschrank" der Bibliothek zu verwahren, als ein speoimen, das untramirten Seelen gefährlich werden könnte. Und dieser Kasten trug die bekannte Aufschrift, durch die die Verleger und Herausgeber mancher Werke sich vor dem Zugreifen von Polizeibeamten und Staatsanwälten zu sichern versuchen: „Dieses Buch darf nur an Bibliophile, Gelehrte und so weiter abgegeben werden." Wirklich: es enthält Ka» pitel, die an grotesker Derbheit, ja, an Unanständigkeit selbst den Schwarzen Dekameron noch übertreffen; in den Giftschrank gehört es trotzdem nicht. Es ist derb, unanständig, grotesk, wie Rabelais oder Aristophanes derb, unanständig und grotesk sind, aber es ist niemals im Mindesten lüstern. Diese Leute empfinden noch mit aller ungebrochenen NaivetZt die unendliche Komik der Si» tuationen, in die gerade das Geschlechtsleben den Menschen so leicht bringt: kann doch nirgends der Widerspruch zwischen dem Streben nach Kultur und Würde auf der einen und dem animali»

schen Trieb auf der anderen Seite so weit klaffen! Wer sie em»
pfinden nur die Komik. Ihnen ist nicht darum zu thun, schlaffe.
Nerven emporzukitzeln, wie mir denn überhaupt scheint, als sei
Lüsternheit gar nicht anders zu verstehen denn als die Begleit-
erscheinung einer gewissen Schwäche, die bei Naturvölkern von,
so ungebrochener Kraft kaum jemals zu finden fein kann. Fro-
benius sagt denn auch:
„Ich frage hier Alle, die mit innerafrikanischen Verhältnissen
vertraut sind, ob sie jemals in von europäischer und arabischer Miß-
bildung noch unberührten Ländern so gemeine Blicke gesehen haben,
wie sie in allen Großstädten Europas üblich sind. Ich muß sagen,
daß ich niemals dieses unverschämte und gemeine Umsichsehen wahr-
genommen habe, das bei uns direkt ein Vorrecht der Männerwelt zu
sein scheint. Der Afrikaner sieht nie lüstern in die Welt. Der Afri-
kaner trägt mit seinen Blicken nicht die Geheimnisse des Nackt- und
Sinnenlebens.auf den breiten Markt der Oeffentlichkeit. Er steht in
dieser Hinsicht unendlich viel höher als wir. Ein Mann, der mit der
Gemeinheit des Lebegecken und nach dem Modus der Boulevards und
der Friedrichstraße sich in einem afrikanischen Dorf als Eingeborener
^umsehen würde, wäre direkt ein Unding. Darum liegt in dieser Er-
fahrung, wie mir alle Kenner des Inlandes bestätigen, allein schon
der Beweis einer tiefgründigen Sittlichkeit, wenn sie auch nicht in den
Gewohnheiten mit unserer Auffassung von Sittlichkeit übereinstimmt."
Diesen Naturkindern ist nun auch die Lust und die Fähigkeit
eigen, zu sinniren und zu Philosophiren, lind zwar sind es im
Wesentlichen die alten Männer, die in der „Muße mit Würde"
ihres arbeitfreien Lebensabends die Zeit finden, um über sich
und die Welt nachzudenken. Ich citire weiter:
„Die Unterhaltung mit diesen Greisen ist, angenommen, daß sie
nicht schon stumpfsinnig sind und daß sie von der Natur genügend
Mit Intelligenz versehen wurden, stets ein Genuß. Diese Alten sind
die eigentlichen Philosophen. Sie grübeln im Stillen eigentlich über
alle Probleme des Lebens. Bei ihnen wird der wundervolle Humor,
der den Neger auszeichnet und der in kleinen Scherzen des Tages-
lebens eigentlich in a,llen Theilen der Rasse zu beobachten ist, zur
tieferen Schöpfungskraft. Von ihnen hören wir die Auffassungen, die
'nichts mehr zu thun haben mit den Oberflächlichkeiten der Tagesnoth.
Sie, die durch die Arbeit der jüngeren Generationen über alle Sorgen
des praktischen Lebens sich hinweggesetzt haben, sie, die sich dem Ende
des Lebens nähern, s«, die in ihrer Muße die Erfahrungen eines
'ganzen Menschenlebens zusammenfassen können, sie erzählen jene
eigenartigen Stücke, von denen ich hier einige mir besonders beachtens-
tverth erscheinende wiedergegeben habe. Von ihnen stammen Auffassun-
gen, die in Humor, und zwar im tiefen Sinn des Wortes, wie in Kri-
tik nicht weit entfernt sind von den analogen Schöpfungen europäischer'

Völker. Bei ihnen zeigt sich der afrikanische Geist in seiner höchsten. Entwickelnna."
Bon diesen Greisen hat Frobenius Märchen, Sagen und Er» Zählungen empfangen, die auch dem europäischen Leser Genuß bereiten werden. Im Interesse der Wissenschaft mag man bedauern, daß es unerkennbar bleibt, wie viel die Stoffe ihrem Bearbeiter und Nebersetzer verdanken, aber vom Standpunkt literarischen Genusses aus giebt es kaum hier und da einen Einwand. All die Motive unserer Volkspoesie und unserer Volksmärchen finden wir da in origineller Form und Fassung. Man fragt sich immer wieder, ob autochthone Entstehung vorliegt, Schöpfung der überall in ihren Grundzügen gleichen Menschenseele, oder Ucbcrtragung von Volk zu Bolk. Vielleicht haben berberische See« lcute oder befreite Galeerensklaven alle diese Erzählungen und Schnurren, diese Märchen und Sagen in den Hafenstädten des Mittelmeeres oder an Deck ihrer Schiffe von Weißen gehört, die ihr Garn spannen, und haben sie dann ihren Landsleuten mitgebracht. Davon wissen wir nichts und werden wir kaum jemals Etwas wissen. Jedenfalls ist die Verwandtschaft dieser afrikanischen Erzählungen mit dem Grundstock unserer eigenen Volkspoesie erstaunlich. Das Märchen von der bösen Stiefmutter erscheint in charakteristischer Variante: hier ist es die erste Frau des Königs, die die jüngere Favoritin verfolgt und dafür den Tod erleiden muß. Wir finden in der Erzählung vom Blutschänder die Oedipus-Sage mit der Tannhäusersage verbunden. Auch hier ist es ein Stab, der durch sein Aufblühen des Himmels .Verzeihung ankündet, aber, noch wuchtiger und folgerichtiger: es ist die Holzkeule selbst, mit der der zur Verzweiflung getriebene, seiner Verdammniß sichere Blutschänder als Räuber Anzählige getötet hat. Wichtige Geheimnisse werden, wie im Froschkönig, von den Vögeln erlauscht; in der Erzählung vom Auta haben wir eine köstliche Variante der Episode in unserem deutschen Märchen vom tapferen Schneiderlein, in der er den Bären durch seine List überwindet. Noch andere Motive des europäischen Märchens klingen an: das „Girdamädchen" (Affenmädchen) ist dem französischen Märchen vom Allerleirauh sehr ähnlich. Und eben so klingen vorderasiatische Motive ein und mischen sich in reizvoller Weise mit occidentalischen. In der Erzählung des Schicksals der Geschwister Wudandahasch Haben wir eine Kombination des uns aus Musäus bekannten Märchens: „Die Chronika der drei Schwestern" mit dem wunderbaren Märchen aus Tausend unöEine Nacht von Bahman, Pervis und ihrer schönen und muthigenl Schwester. Auch die Fabel von Simson und Dalila taucht auf.

Daneben aber werden wir an viele der feinsten Kunstdichtungen unserer europäischen Kultur erinnert. Die Erzählung vom Kürbismädchen klingt wie eine Uebertragung von Goethes Neuer Melusine ins Afrikanische. Die kostbare Geschichte von den beiden Dieben erinnert lebhaft an Hebbels köstliche Schnurre von Zunoel» frieder und dessen eben so stehlgewaltigem Spießgesellen und Kon« kurrenten. Und schließlich sind allerlei Dinge darin, die unmittel» bar an den Gargantua des Rabelais und an Swifts Gulliver er» innern. Wenn der afrikanische Gulliver die beiden jungen Söhne des Riescnweibes nach Haus kommen sieht, jeden mit zwei erlegten Elephanten über der Schulter, so sinkt selbst diesem furchtlosesten aller Helden das Herz.

Man müßte fast Kapitel für Kapitel anführen, um den ganzen Reichthum dieses prächtigen Buches zu erschöpfen. Das ist unmög» lich. So will ich denn nur noch auf einige Dinge aufmerksam machen, weil sie von wirklich tiefer Weisheit und jenem echten Hu» mor zeugen, den nur eine völlig beherrschte Lebenserfahrung zu verleihen vermag: „Das Maß der Antilope" und „Der Kriegs» zug der Blinden" und, vielleicht die tiefste aller Weisheit, „Daß Sterben gut ist". Hier klingt die selbe Weisheit durch wie in der Gestalt des Knop^gießers in Ibsens „Peer Gynt".

Ueber dieses hohe Niveau ragen zwei Dinge noch wie steile Gipfel empor: „Die Hexe": ein altes Weib und der Teufel wetten mit einander, wer binnen vierundzwanzig Stunden mehr Unheil anstiften könne. Der Teufel erregt einen Auflauf mit ein paar Totschlägen; das alte Weib aber läßt in Haß, Mord, Krieg und Brand einen ganzen Staat zu Grunde gehen. Zweitens „Musas Dankbarkeit", eine Sage der Baggara-Araber. Ein Motiv, das. so weit ich sehen kann, in der europäischen und vorderasiatischen Literatur nicht zu finden ist, das aber wohl würdig wäre, einem Hebbel oder einem seiner Nacheiferer in der Kunst tiefschürfender, Psychologischer Analyse als Stoff für ein Drama zu dienen: die Erzählung von einem heldenhaften Mann, den ein Freund mit Wohlthaten über Wohlthaten so überhäuft, daß er sich schließlich verzweifelt sagt: „Niemals kann ich dem Manne heimzahlen, was er an mir gethan hat; ich muß ihn töten." Und er tötet ihn, ob» gleich oder weil er weiß, daß des Wohlthäters Tod auch sein eige» ner Untergang sein wird.

Nehmt Alles nur in Allem: ein prächtiges Buch voll tiefer Menschheitgehalte, dem viele nachdenkliche Leser beschceden seien.

Or. Franz Oppenheime^

## Der Leibpage.

^AFarald von Reinerstadt war soeben Dom Weihnachturlaub in die kahlen Räume der Hauptkadettenanstalt in Großlichterfelde zurückgekehrt. Er war Selektaner, trug die Tressen und das Porteepee und hatte gerade am vierundzwanzigsten Dezember seinen zwanzigsten Geburtstag gefeiert. Die Stubengenossen, über die er streng, aber gerecht herrschte, wie ein kleiner König in seinem Reich, kamen erst mit späteren Zügen aus den Urlaubsorten zurück; so war er einstweilen allein, Ein unangenehmer Duft von Lack und Firniß lag über den Zimmern und Korridoren, ein Geruch, der sich in früheren Iahren, wo er noch jünger war, oft direkt beklemmend auf seine Seele gelegt hatte, wenn er zu der Erkenntniß kam, ^daß die Ferienzeit wieder einmal vorüber war und rauhe Pflicht an die Arbeit rief. Heute erhöhte dieser Duft nur das ungemüthliche Gefühl, aus dem trauten Daheim sich wieder in die nüchterne Umgebung der Anstalt versetzt zu sehen, der er seit vier Iahren angehörte und die er in wenigen Monaten verlassen sollte; dann wurde er, endlich, Offizier.

In seinen hübschen braunen Augen lag noch der Glanz des Christ? festes. Im lieblichen Weimar stand das schlicht vornehme Besitzthum seiner verwitweten Mutter, die mit abgöttischer Liebe an ihrem Ein» zigen hing. Während er nun seine Sachen langsam auspackte, die noch nach Tannen und Lebkuchen rochen und die eine treue Mutterhand selbst kunstgerecht in das Köfferchen verstaut hatte, war ihm plötzlich, als ob in diesen Weihnachtferien zwischen ihn und seine Mutter Etwas getreten sei, das früher nicht da war und das sie zu trennen drohte. Zu trennen? Der große Iunge, dem schon der Schnurrbart stattlich sproßte, lachte laut auf. Welche Macht der Erde sollte ihn wohl von der Mutter zu scheiden vermögen! Uno doch; Etwas hatte sich geändert. Schon im vorigen Sommer, während des langen Urlaubs, war plötzlich durch die prächtigen, ein Bischen altmodischen Räume der Villa Reinerftadt ein Lichtstrahl gehuscht, der, lockend und lieblich, Schimmer und Freude verbreitete. Regina von Saldern, die siebenzehnjährige Tochter des Garnisonarztes, hatte in der alten einsamen Frau eine mütterliche Freundin gefunden, und wenn Haralds Herz nicht mit der ganzen Gluth seiner zwanzig Iahre Feuer gefangen hätte, wäre er wohl gar eifersüchtig auf die blond» lockige Regina geworden, an die Frau von Reinerstadt fast eben so viel Liebe hingab wie an den langaufgeschossenen Sohn. Und um Neujahr, wenige Tage vor der Abreise, hatte sich sein Schicksal erfüllt. Er war mit Regina, dem lieblichen Mädchen, mit den fast allzu zarten Wangen, allein im Zimmer geblieben, während die Mutter nebenan den Kaffeetisch vorbereitete. Draußen fiel Schnee und der feine Klang eines fernen Orgelkastens schlug wie aus Träumen an das Ohr der beiden jungen Menschen, die auf dem Diwan neben einander saßen. Sonst tiefe Stille. Da hatten sie plötzlich, mit leisem Händedruck und

wenigen Worten, den Anschluß gefunden, der den zündenden Fun»
ken weckt: und ehe sich die kleine Regina noch Dessen versah, hatte
Harald von Reinerstadt, der sonst so ernst und würdig that, das zarte
Püppchen in seine Arme geschlossen und herzlich geküßt. Das schwer»
müthige Lied des Straßenbarden klang noch einmal herein, als sich
Lippe auf Lippe fand und er nun flüsterte: „In jeder Stunde werde
ich Dein gedenken!" Und dann war die Mutter gekommen und man
hatte mit brennenden Backen, das Glück einer ganzen Welt im Herzen,
schön artig neben einander gesessen. Aber die Augen der Beiden redeten
eine Sprache, die nicht von dieser nüchternen Erde war.
Nun saß er hier, zwischen den kahlen Wänden, fern seinem
Iugendtraum. Aus der Nähe drohte das Offiziersexamen. Was wohl
jetzt die kleine Regina macht? Ist sie auf dem Eis und lenkt alle
bewundernden Blicke auf sich? Aber gestern hieß es ja in dem Brief
von Hause, daß sie immer noch erkältet sei und im Bett bleiben müsse.
Auch er hatte sie nicht mehr gesehen; mußte ohne Abschied fort.
Mitte Ianuar. Ein kalter, klarer Frosttag. Das Pagencorps
der Hauptkadettenanstalt ist vollzählig versammelt, Leibpagen und Hof-
Pagen,' um die letzten Weisungen aus dem Munde des Pagengouver»
neurs zu hören. Harald von Reinerstadt blickt noch einmal in den Spie»
gel. Er trägt die mit Tressen besetzte kleidsame Tracht der Leibpagen.
Ein großes Fest bei Hof. Empfang ausländischer Gäste. Alle ver»
fügbaren Pagen sind zum Dienst in das Schloß befohlen. Wer von den
jungen Leuten, denen die Ehre winkt, denkt heute an Unterricht oder
Prüfung? Hofkutschen bringen die jungen Herren ins Schloß,
vor dem schon die Menge der Auffahrt der Fürsten harrt. Drinnen
eine Erregtheit, die sich nur im Flüsterton Luft machen darf. Der
Pagengouverneur weiß nicht aus noch ein. Auf den Schultern dieses
Aermsten lastet die ganze Verantwortung und er athmet auf, als alle
Zöglinge mit der Hilfe von Hofbeamten schließlich an ihren Platz
gestellt sind. Besonders schwer ist die Aufgabe der Leibpagen, di-
einer bestimmten hohen Person zugetheilt wurden; manche Hofpagen
brauchen ja nur dekorativ zu wirken. Die Bevorzugten müssen stets auf
dem Posten und auf dem glatten Hofboden heimisch sein.
Der große Einzug des Hofes und der Gäste ist vorüber. In den
Sälen gehen die Geladenen an die Tafeln, wo gespeist werden soll.
Mancher Blick fliegt voll Bewunderung zu dem hübschen Pagen, der
wie ein Bild aus dem Mittelalter hinter dem Stuhl der Prinzessin
Mathilde steht. Harald. Er ist jedes Winkes gewärtig, ganz erfüllt
von der ehrenden Pflicht, die er übernommen hat. Die schöne Prin-
zessin plaudert in jugendlicher Unbefangenheit und Fröhlichkeit mit
ihren Nachbarn und scheint der heißen Blicke nicht zu achten, mit
denen der Page sie anbetend betrachtet. Unter dem Diamantdiadem
schmiegt sich das lockige Haar kunstvoll geschlungen um den feinen
Rassekopf und aus einer Wolke köstlicher Spitzen leuchtet ein schnee-
weißer Nacken. Harald ist, als ob im Traum ein Märchen seiner


file:///D|/0515/ocr%2080er/dz%20086_365.html[17.07.2014 17:10:07]

Sie Zukunft.
Kinderzeit an ihm vorüberziehe und als ob eine gütige Fee ihm erlaube, für kurze Zeit darin mitzuwirken. An der großen Tafel sitzt das Kaiservaar mit seinen Gästen. Der Eindruck des höfischen Festes wird noch vertieft durch die schmetternden Fanfaren, den berauschen» den Duft der Blumen und den Glanz, der aus tausend-Lichtquellen sprüht. Und in diesem farbenprächtigen Bilde darf Harald mitwirken, als Diener der schönsten Prinzessin, die er je geschaut hat.
Für einen Augenblick taucht ein Bild aus der kleinen Residenz auf, wo seiner Mutter Haus steht; aber es verschwimmt schnell in die sinnverwirrende Pracht, die ihn umgiebt. Als Harald von Reiner» stadt die folgende Schüssel aus der Hand des Lakaien nimmt und sie der Holden reicht, meint er, auf die Knie sinken zu müssen. Zu seinem Glück beherrscht er sich und Niemand von all den Fröhlichen, auf den Höhen der Menschheit Wandelnden ahnt, welche Gefühle den jungen Leibpagen erfüllen, der so sicher und weltmännisch sein Amt versieht. Da, wie er sich mit der Schüssel vorwärts neigt, trifft ihn ein Blick der hellen, freundlichen Augen. Zuerst flüchtig, dann aufmerksamer. Ein aufmunterndes Wort schlägt, wie aus der Ferne, an sein Ohr. Er versteht es nicht, er begreift nur: sie hat soeben zu Dir gesprochen; und eine nie geahnte Seligkeit durchrieselt ihn.
Und dann ist rascher, als er geahnt, die Tafel vorüber. Die Fürsten stehen auf, um in die Nebengemächer zur Cour zu schreiten. Harald hat den mit der Krone geschmückten Sessel weggeschoben. Du wendet sich die Prinzessin Mathilde an eine der Hohen Hofchargen, die gleich danach den ehrfurchtvoll wartenden Pagen nach seinem Namen fragt. Und schon geschieht das Unglaubliche: die Prinzessin, die kaum älter als Harald ist, reicht ihrem Leibpagen die feine weiße Hand, an der zwei Rubine wie Blutstropfen leuchten, und eine freund» liche Stimme spricht: „Wie ich höre, war Ihr Herr Vater der Kom» mandeur, der an der Spitze meines Regimentes bei Saint-Privat fiel?" „Zu Befehl, Königliche Hoheit!" kommt es fest und stolz von den blassen Lippen des Angeredeten. Und lieblich neigt die Prin- zessin grüßend ihr Haupt: „Das Andenken Ihres trefflichen Vaters wird bei uns nie erlöschen. Ich danke Ihnen für den Dienst, den Sie mir heute geleistet, und hoffe, Sie bei uns wiederzusehen, wenn Sie Der junge Page ist von der Freude feuerroth. Er hatte kaum zu hoffen gewagt, daß er wirklich zu dem Truppentheil kommen werde, in den er sich so lange schon sehnte. Bei dem großen Andrang muß mancher Kadett auf die Verwirklichung seiner Träume verzichten und in eine Grenzgarnison gehen. Und nun wird ihm die Erfüllung seines Lieblingwunsches aus dem Munde dieser holden Prinzessin ange» kündet. Eine Minute lang stand er im Mittelpunkt der Aufmerksam» keit. Ietzt ist er allein. Der Zug der Gäste zieht hinaus und ein Lakaienschwarm tritt behend in Thätigkeit. Da sieht Harald auf dem Platz der Prinzessin ein Fächerband liegen, mit dem sie während dort als Offizier in Garnison stehen."

des MahleS gespielt hat. Er blickt sich um. In dem Durcheinander, das für einen Augenblick herrscht, beachtet ihn Niemand. Er nimmt hastig das rosa Band und verbirgt es in seiner Uniform.
Das Fest ist vorübergerauscht; ein unvergeßlicher Abend für die jungen Kadetten, die nun wieder dem nüchternen Alltag entgegen» fahren, zurück in die strenge Anstalt, die sie für einige Stunden in die lockende Lebenspracht hinausließ. Zurück in das harte, mit Seegras gefüllte Feldbett, in die Zucht, die Iünglinge zu ehrenfesten, abge» härteten Männern erzieht. Nur flüsternd wird auf der Rückfahrt ge-sprochen. In einer Ecke lehnt Harald von Reinerstadt. Noch vorhin hat der Pagengouverneur zu ihm gesagt: „Sie haben famos aus-gesehen, Reinerstadt, und Ihre Sache vortrefflich gemacht." Er blickt aus weitgeöffneten, fiebrigen Augen in die dunkle Wagenecke; die Bil-der, die er geschaut, ziehen noch einmal an ihm vorüber. Seine Hand umklammert die Schleife, die er heimlich schon oft an die Lippen drückte. Ihm ist selig und doch zum Sterben traurig zu Muth. Liebende Jugend kennt ja fast nur Extreme. Harald ist ein kluger Iüngling und weiß, daß sein Herz unerreichbaren Zielen nachjagt; doch um so eigensinniger vergräbt er sich in den Schmerz des Verzichtes.
Endlich ist er wieder allein; in seiner Stube. Der Degen und die Silberuniform sind auf der Pagenkammer abgegeben, der Märchen-traum ist vorüber. Der Drillichrock mit den Unteroffizierschnüren, auf die er sonst so stolz war, kommt ihm fast wie eine Zwangsjacke vor. Mit unsicherer Hand zündet er die Stehlampe auf seinem Tisch an. Aus der Kammer nebenan hört er die ruhigen Athemzüge der Stuben» genossen, die schon lange schlafen. Nur noch einen Augenblick will er sitzen und sinnen. Da liegt auf der Offizierschreibmappe, die er zu Weihnachten bekam, ein Brief, der.die vertrauten Züge der Mutter trägt. Mechanisch öffnet er ihn und lieft: „Mein lieber, lieber Iunge! Nicht länger darf ich Dich über die traurige Wahrheit hinwegtäuschen, nachdem nun doch das unerbittliche Schicksal all unser Hoffen zu Schanden gemacht hat. Heute nachmittags hat es Gott in seinem unerforschlichen Rathschluß gefallen, unsere liebe Regiua nach einer schweren Krankheit zu sich zu rufen. Ich schrieb Dir nur von einer stärkeren Erkältung, weil dem scharfen Mutterauge nicht entgangen war, daß mein einziger Iunge sein Herz an die jugendliche Freundin meiner alten Tage verloren hatte. Ich wollte Dir Unruhe und Schmerz ersparen und muß Dich nun sdoppelt schwer treffen. Mein lieber Harald, noch in ihrer letzten Stunde, bei voller Besinnung, sprach sie liebe-voll von Dir und hat mir auch Alles gesagt, was Euch betraf. Du weißt..Weiter kommt er nicht; wie durch Nebel sieht er die Schrift. TInd die Worte der Prinzessin Mathilde schlagen an sein Ohr: „Das Andenken Ihres trefflichen Vaters wird bei uns nie erlöschen!" Und was hatte er selbst gesagt an jenem Winternachmittag vor einigen Wochen? „Ich werde nur an Dich, nur an Dich denken!" Und was war heute geschehen? Heute hatte er das Andenken Reginas in seinem

3g0
Die Zukunft.
Herzen verleugnet! Schluchzend sinkt der junge Soldat auf den harten Stuhl am Tisch und begräbt sein Antlitz in beide Hände.
Die erste düstere Wolke zog über den bisher blauen Himmel seiner sorglosen Iugend. Auf dem Boden lag die Rosaschleife. Und er spürte nicht, das ; sein Fuß sie zertrat.
Felix Neumann.

Der Anfang.
m zwölften Heft des vorigen Iahrgangs hat der verantwortliche Z?W.' lRedakteur der Iugendzeitschrift „Der Anfang" eine Lanze für sein Blatt gebrosten. Er wirft den Erwachsenen „eine gewisse Brutalität" gegen die Iugend vor und fordert für diese Iugend das Recht, sich eine eigene Kultur zu schaffen, die in einem Musterbild die „Freie Schulgemeinde" Wickersdorf zeige. Die Iugend wagt nun den Schritt „zur Eroberung und Umformung der Schule; wenigstens in ihrer Erkenntniß." Das lehrt „Der Anfang." Er soll nur von Iugendlichen geschrieben werden und in ihm „sollen die Interessen, Bedürfnisse, Nöthe und Ideale unserer Schuljugend einen reinen, unverkürzten Ausdruck finden." Wyneken selbst erklärt: „Die Zeitschrift ist nicht von mir begründet worden." Gegen diesen Satz muß ich protestiren. Schon einmal gab es einen „Anfang", eine hektographirte Jugendzeitschrift, von dem selben Barbizon, der auch jetzt einer der Herausgeber ist, begründet. Dieser sandte Herrn Dr. Wyneken ein Exemplar zu 'und Wyneken wies öffentlich auf den „Anfang" hin, tadelte aber an ihm die rein ästhetischen Interessen und sagte, daß eine Iugendzeitschrift „die Erziehung der Nation durch eine sich erziehende Iugend" übernehmen, daß sie „dem Handeln und Denken des gesammten Volkes einen beständigen Spiegel" vorhalten müsse, „der jede öffentliche Dummheit, jede konventionelle Lüge, jede niedrige und schmutzige Handlungweise beschämt und vernichtet." Dieser schmeichelhaften Aufgabe wollte sich Barbizon unterziehen, als die Zeitschrift unterdrückt wurde. Nach zwei Iahren lebte sie unter der Redaktion Wynekens wieder auf. Wenn er jetzt erklärt, er habe sie nicht „begründet", so hat doch er erst aus einer augenscheinlich harmlosen Schülerzeitschrift ein Blatt nach seinem Herzen gemacht.
Aber die Zeitschrift zeigt durchaus nicht die Anschauungen „der" Iugend, sondern nur die einer von bestimmter Prägung. Daß es so ist, crgiebt sich aus dem zweiten Heft. Hier nimmt nämlich bereits ein Student das Wort, um gegen die „Richtung" zu protestiren. Ihm gefällt nicht, daß den Gymnasiasten gesagt wird: „Die Professoren sind Entartungen der Menschheit, Ihr aber seid reife, vollwerthige Menschen."

Wyneken selbst zog nun gegen diesen unberufenen Kritiker, der doch auch einen Teil der Iugend verkörpert, ins Feld. Er kanzelte ihn ganz gehörig ab und tadelte seine Entrüstung „als schon ganz oberlehrerhaft eingestellt." Aber auch später begegnete der Radikalismus Wynekens vielfacher Anfeindung; besonders beschwerten sich seine Leser darüber, daß seine Leute vom „Anfang" über die Oberlehrer „schimpften" und sie in geschmackloser Weise im „Klassenspiegel" lächerlich machten. Abermals vertheidigte Wyneken (und diesmal auch der zweite, Herausgeber Bernfeld) die „Richtung". Ich möchte aus diesen Apologien nur> zwei Stellen herausheben. „Sie (die Erzählungen des Klassenspiegels) sollen zeigen, welche Art von Intellekten jahraus, jahrein Hunderten von jungen Menschen die geistige Nahrung bereitet. Noch giebt es Schulen genug, wo kaum ein einziger Lehrer eine Oase inmitten der pädagogischen Wüste bildet. "Und dann Bernfeld: „Man zeige mir eine Stelle im .Anfang', wo auf Lehrer .geschimpft' wird." Wie er auch über diese Stellen urtheilen mag: wohl "Niemand wird behaupten, daß im „Anfang" „die Ideale unserer Schuljugend einen reinen und unverkürzten Ausdruck finden."
Aber die Iugend soll ihre Lehrer kritisiren, denn „das Verantwortlichkeitgefühl lehrt den Kritiker nur die Oeffentlichkeit." Zu diesen Worten Wynekens paßt schön die redaktionelle Versicherung am Schluß der Hefte des „Anfang": „Für alle Zuschriften und Beiträge ist absolute Diskretion selbstverständlich." DieAnonymitätwird also verbürgt.
Ich habe den Kampf gegen die Lehrer in den Bordergrund gestellt, weil auch Wyneken Das an dieser Stelle gethan hat. Aber dieses „höchst werthvolle, vielleicht unersetzliche Zeitdokument" führt einen zweiten Kampf; gegen die Eltern. Und dieser Kampf ist, wie die letzten Hefte zeigen, für die jungen Leute sogar die Hauptsache. Den Eltern lgeht es noch viel schlechter als den Lehrern. Sie nämlich machen der Iugend offenbar überhaupt nichts mehr recht. In einem!Aufsatz,dessenLecture ich angelegentlich empfehle (Heft 8) heißt es wörtlich: „Wir müssen bei jeder Gelegenheit Szenen heraufbeschwören; die Alten werden es schon müde werden. Sie müssen vor Allem empfinden, daß es sich nicht um ein Privatvergnügen, sondern um eine Idee handelt. Und der Gram und Kummer, von dem Sie sprechen, — wir können nichts dagegen thun. Es ist nicht unsere Schuld, sondern unser Verdienst, wenn wir dem Bild, das sich unsere Eltern von uns machen, nicht entsprechen und Sie glauben gar nicht, wie leicht man Eltern mit ein Wenig Energie erziehen kann." Ich möchte ausdrücklich dabei bemerken, daß es sich nicht etwa um ein spaßhaftes Dictum, sondern um blutigen Ernst handelt. Wyneken hat Recht, wenn er solche Mitarbeiter „Mitstreiter um eine neue, schöne, adelige Iugendkultur" nennt und die Zeitschrift als „ein Zeichen dafür hinstellt, daß die Iugend sich ernst nimmt." Gewiß; nur muß er uns Aelteren erlauben, heiter auf das Zeichen zu blicken.
Professor Dr. Hildebrandt.

3S2 Die Zukunft.
Worte vor dem Leben.
Worte vor dem Leben von A le x a n d e r M e r c e r ea u. Deutsch von Paul Friedrich. Mit einer Vorrede von Stefan Zweig. Leipzig, im Insel-Verlag.

Ich kann heute einen neuen Autor anzeigen, der obzwar noch jung, doch in Frankreich bereits einen guten Ruf hat. Mercereau zeichnet sich Vortheilhaft durch seine innere Unabhängigkeit vor den Schulen und Cliquen aus, die auch am Seinestrande üppig blühen. Er ist kein „Ist-", sondern ein „Ich". Visuelles und Phantastisches, logisch Klares und mystisch Dunkles sind in ihm durch eine sehr sonderbare Personalunion verbunden. Er ist Großstädter und Weltkind und doch Einsiedler und Grübler. Er hat gezeigt, daß er die Außenwelt bis ins Kleinste scharf und liebevoll zu beobachten versteht und daß ihm die einfachsten Provinzlerseelen vertraut sind wie ein altes Kinderbuch. Aber ihn reizen schwerere Dinge: er hat die Unruhe des Philosophen im Blut, der hinter die Masken der Welt zu sehen sucht, um zu wissen, wozu denn Alles ist. In seinen fabelhaften Oontss äss Isusbrss, die jüngst aujch ins Deutsche übertragen wurden, ist er mitten im Chaos, wie es kein Strindberg und kein anderer „Ritter zwischen Tod und Teufel" mehr gewesen ist. Das Faszinirendste an diesen Seelenbildern voll entsetzlicher Qual ist die Angst, die man um den Autor selbst empfindet. Doch sicher wie ein Nachtwandler balancirt er am Abgrund dahin. In den „Worten vori dem Leben" hat sich Mercereaus Kunst in ihrer Doppelart bisher am Reinsten offenbart. Aus dem Schwimmer im Meer ist ein Schauer von Gipfeln geworden. Unter sich sieht er das Leben breit und geglättet liegen wie eine Landschaft. Er kennt das Brodeln und Branden in den Tiefen, aber er weiß auch, daß sich im Kampfe die Einheit des Daseins siegreich bewahrt wie im Flutsturz der Himmelwasser der Bogen der Iris. Und er zeigt mit großen und tröstenden Gesten auf die „Mütter", die „ewigen ehernen Gefetze treu in der Brust." Ein Wegweiser zu heroischer Ruhe und Gestilltheit in dem Aufruhr der Zeit. Paul F r iedrich.

Ein paar Bruchstücke aus dem Werk Mercereaus; Abschnitzel aus dem Theil, den er „Worte vor dem Dichter" nennt.

Wir dürfen annehmen, daß zwischen der Natur und dem Dichter ein Büudniß geschlossen worden ist. Wo sie uns nur ein Antlitz beschauen läßt, das zwar zweifellos großartig, aber mißtrauisch und ver». schlossen bleibt, da erweckt sie in ihm das strahlende Herz. Das macht, daß er das magische Geschenk der Sehergabe besitzt und den untrüglichen Sesam des Lyrismus. Es wäre vergeblich gewesen, ihm das Licht verbergen zu wollen, da sein Herz die Heimstatt ewiger Klarheit ist und sein Körper der auserkorene Sitz der erhabenen Flamme. Hatte nicht sein erster Urahn, der sich über die noch glühende Welt erhob, schon ihr Geheimniß entschleiert und hatte er es nicht schon in die Brust seiner unsterblichen Nachkommenschaft gesenkt?

363
Als die Rede noch nicht aus dem Munde der Menschen sprang, war der heroische Diebstahl noch nicht kund gemacht, und als sie aus ihrem Innern auf ihre Lippen quoll, da konnte das Feuer nie mehr verlöschen. Ia, es leuchtete mit solch elementarer Gewalt auf, das; Einige, davon geblendet, es für ein inneres Feuer hielten. Und unter ihren Stammesgenossen waren Diejenigen, denen sich schon der Weg eines von der Materie eingeengten Lebens Schritt vor Schritt erhellte. Später, im Ablauf von Iahrhunderten und Völkerschicksalen, schien es öfters, als ob angesichts der eisigen Nacktheit eines nur zur Stillung des animalischen Hungers gelebten Lebens das Licht, in der Verzweiflung darüber, daß es nie die Augen Blinder öffnen werde, sich für immer in dem trostreichen Schatten verbergen wolle, in dem es kein Leid giebt. Aber plötzlich, an einem Tage, der allen glich, oder, richtiger, in einer Nacht nach solchem Tag, flammte für eine unauslöschliche Sekunde das Himmelsfeuer auf und glänzte: ein neuer Dichter war geboren.
Dieses Ereignis; wiederholte sich. Nur das Schicksal wußte, warum; eine unbekannte Laune herrschte bei diesen Erweckungen. Sie ereigneten sich bald im Morgenroth einer Rasse oder einer Stadt, bald bei ihrem Verlöschen, bald unter barbarischen Nomaden, bald unter im Mutterboden wurzelnden Völkern. Das Licht erschien mitten in wilden Fehden oder im Frieden eines Tempels, auf dem Gipfel des Gebirges oder in der armsäligen Hütte eines Dorfes in der Ebene; es brannte als teuflische Seele einer schwarzen Grube oder es entzückte eine Stadt aus Stahl und Stein, beschattete den einzigen Bewohner eines geheimnißvoll dunklen Waldes, wirbelte zwischen den regelmäßigen Furchen, die ein Erdarbeiter zog, oder in den phantastischen des Meeres; in der Behausung des Reichen oder in der baufälligen Kate des Armen, in einem Nebel- oder Sonnenland, einerlei, wo, ereignete sich Dieses: irgendetwas quälte den Körper eines kränklichen Kindes, schwellte die breite Brust eines Riesen, unterjochte einen König, befreite einen Sklaven, — und nun sangen sie, Alle, gleich einer Leier: da entzündete ein helles Feuer die Städte und die Felder, irisirte das Herz eines Sterns oder den Augapfel eines Rosenbuschs, brach sich in verschiedenartigen Facetten in der Seele von Menschen aller Arten, Ein Dichter ward geboren; also ein Zauberer. Es hätte genügt, daß er redete, damit alle Dinge eine Sprache erhielten, die Iedem verständlich war.
Ein Göhren entstand in der Rinde der Bäume; die reglosen Kiele bekamen für den vom Boden aufsteigenden Gesang Gefühl; nichts konnte die Worte der Brise überhören, das seidenweiche Aufstreifen der Wolkenballen, die kristallreine, zarte Stimme der Gestirne leugnen. Umschlossen vom dichtesten Grab hätten wir noch die Seufzer eines weit entfernten Ozeans, das ächzende Eulenklagen der Felsen des Gebirges, den Rhythmus des Getreides, das heftige Ausprasseln der Sonnenstrahlen vernommen. Noch mehr: die Iahreszeiten verstrichen

und im Gegensatz zu Alledem, was man bis dahin geglaubt, waren sie etwas Anderes als klimatische Veränderungen. Im Frühling war der Saft im GeSder der Bäume nicht wahrnehmbar; aber der Erdarbeite? fühlte ihn unter seiner Faust in den Handgriffen seines Pflugschars kreisen, der Holzfäller im Stiel seiner Axt. Ein Fluidum strömte von dem großen Erdleib in seine Kinder, die Menschen, wie eine geschmeidige Wurzel einen Strauch festgräbt. Ueberall, wo es Wald gab, machte ein Knarren und Krachen die neue Aera kund. Beim Bäcker der Backtrog, beim Fleischer die Schlachtbank, beim Obsthändler die langen Tafeln, alle gaben der Nahrung eine berauschende Schmackhaftigkeii. Im Winkel der Häuser murmelten die Möbel von früheren Zeiten in dem von Kräutern und Veilchen durchdufteten Wald. Die Tische und Stühle hatten schwere, unsichtbare Zweige, die uns mit tausend Schauern durchdrangen, die von allen Seiten des Raumes trafen und uns träumerisch und träge machten. Und selbst die Fischerkähne, die von der großen Amme durch hunderttausend Fuß getrennt waren, verjüngten sich allgemach und tanzten wie toll auf den Wellen unter ihrer Segelhaube. Vom Himmel herab drang in die Menschheit Trunkenheit des Lebens und Liebens.
Fetzten fühlten wir auch das Blut in unseren Adern; es floß feurig und leicht. Wenn wir einen Gegenstand berührten, und war es auch nur der nützlichste, so klopften aus ihm dem unseren gleiche Pulse und belebten ihn. Es gab nichts Totes, nichts Stummes mehr. Alles sprach vertrauliche Sprache mit uns. Ein Liebkosen war in allen Dingen. Ein gemeinsamer Geist funkte durch die Natur und machte Alles verwandt. Wir waren jetzt eng vom All umschlungen; nichts hätte sich mehr den Einwirkungen des Unendlichen entziehen können; wir wurden ein Ganzes mit den Iahrhunderten und dem Raum.
Wir hatten eine unserer Schutzhäute um uns versteinert als unsere Behausung und wir empfingen nun ihre Eindrücke. Ia, mehr: eine unserer planetaren Zellen, die seit ein paar Iahrhunderten abgestorben war, vermittelte dem sensiblen, aber vergänglichen Theil unseres Ichs eine zarte Klarheit. Ietzt konnten wir vor keinem Geschehen gleichgiltig bleiben, war es auch noch so bedeutunglos. Uns kam das Bewußtsein vom Auffeimen der Sprossen unserer Pflanzen und von dem kräftigen Safttrieb in Millionen von Blättern an den Spitzen unserer Wälder, von Zweigen unserer Bäume. In die kaum aufgeschlossenen Blüthen sickerte schon unser Fleiß, um sich als saftige Frucht zu entfalten; den sammelnden Bienen boten wir in vielfarbigen Kelchen das goldene Mark des Honigs dar und die Bienen, die uns wehrlos die Götterspeise bereiten sollten, wußten es wohl.
Konnten wir im Sommer leugnen, daß die Sonne aus unserer Haut heraussprühte, wie ein kräftiger und warmer Flaum? Empfanden wir nicht im Reifen der Ernte unsere Bestimmung? Und wenn wir hier und da verdrossen waren, ließen wir unsere Fluren lange auf den wohlthätigen Regen warten?

Wenn wir der Reihe nach sowohl das schmerzliche Gefühl der Natur unter der Wuth der Hitze als auch ihre melancholische Trauer unter dem Platzregen des Himmels in uns sogen, wenn wir mit der Hallt unserer Bäche schauerten, wenn wir uns in der Melodie der Vögel vernahmen, wenn wir uns am Zag in ein Netz fließenden Lichts und nachts in das dehnbare Gewand des Schattens hüllten, so geschah es, weil wir Eins und das Selbe in unendlichen Spiegelungen waren. Im Herbst mußten auch die Skeptischsten von uns vor den purpurnen Wünden des Weinspaliers gestchen, daß unser Blut wirklich im lebendigen Schoß der Erde kreiste. Wir waren wie die Natur zur Dämmerzeit. Wir trugen eine so schwere Mühelast, daß die mindeste Anstrengung uns ermattete. Wir warfen das doch so leichte Blätterbündel ab und ließen unsere Zweige fahl werden. Wir mäheten das lange Haar unserer Wiesen und unserer Fluren.

Unser Gedächtniß bewahrte nicht ohne Schmerz die Erinnerung an die glorreiche Vergangenheit, die wir hinter uns ließen, ohne die Kraft zu haben, uns nicht zurückzuwenden; aber ein sanftes Behagen keimte in uns bei der Gewißheit künftiger Ruhe, in der wir uns einen neuen Leib für ein neues Spiel der Iahreszeiten schaffen würden. Sicher, im nächsten Frühling eine jungfräuliche und starke Erde wiederzufinden, ließen wir eine Lawine Samen niedergehen. Die kostbarsten Sämereien hatten wir sorgsam in Kornböden vor Wind und Wetter geschützt, wo wir sie die härtesten Tage überdauern ließen. Und dann schütteten wir langsam ohne Stoß oder manchmal mit Gewalt unseren Winter über einen großen Theil unseres irdischen Leibes aus. Bis zunl Dach der Behausungen in Schnee vergraben, schliefen fast alle Theile unserer ganzen Natur «in. Eingezogen in unseren steinernen Rückenschild, lösten wir uns von unserem Weltleib los, um uns nur allein in der Wärme der Stube zu betrachten. Wir waren doch noch in Verbindung mit dem Lärm der Stadt, wo hunderttausend Höllenmaschinen brüllten, aber unsere äußeren Empfindungen waren wie von Watte umschlossen. Der Herd, Bücher, einige kleine Gegenstände genügten zu unserer Existenz. Indessen wurde unser inneres Leben so konzentrirt, daß wir in einigen Minuten vor unserem Auge alle toten Iahreszeiten wieder aufleben lassen konnten.

Nichts war an diesem Pantheismus Zauber. Die Natur hat mit dem Dichter einen Pakt geschlossen, aber der Dichter schloß ein Bündniß mit deu Menschen. Die Natur bringt sich ihm dar, daß er sie uns übermittele. Der durch irgendeinen Weltgeist, den er selbst nicht erkennt, Eingeweihte übernahm die Aufgabe, uns einzuweihen. Er soll als Mittler zwischen der unendlichen Weltseele und unserer dienen, die, von ihr getrennt lebend, ohne ihn sie niemals verstanden hätte.

Wir gingen unseren Weg, deutlich verschieden von Allem, was uns umgab. Ueberall waren Symbole, die wir nicht zu entziffern vermochten: Gestirne, Elemente, Formen, Töne, Farben. Wir hatten für Alles Namen, aber wir hatten keine, um ihre Bedeutung auszu-

drücken. „Warum?" fragten ängstlich unter uns die Besten. Weise er»
sannen Hypothesen; und die Weisen waren Wahnsinnige, weil wir die
Wahrheit verlangten. Gelehrte entdeckten „Wahrheiten", aber Das ver»
tausendfachte nur das Räthsel, denn wir verlangten nach Wahrheit.
Doch wiederum mußte man so viele Umwege machen, sich in so viele
Berechnungen stürzen, eine so große Menge von Bauten niederreißen,
um zu diesen vagen und untergeordneten Wahrheiten zu gelangen,
daß der größte Theil von uns schon nach den ersten Schritten aller
Hoffnung auf eine Lösung entsagen mußte. „Warum?" fragten wir
uns. Die Gelehrten erklärten uns, „weshalb"; und Das war uns
wenig nütz.
Doch da erschien der Poet,
Mit einem Blick hatte er das Geheimniß durchschaut und zwang
es zuckend unter das einzigartige Ioch seines Wortes. Nichts war
für ihn einfacher, als es uns berühren zu lassen, für ihn, der durch
ein Bild ihm den ihm gemäßen Platz eines Planeten anzuweisen wußte,
der im Stande war, eine unwahrnehmbare Schwingung zu fixiren, eine
Beziehung des Todes, der Form, der Farbe herzustellen, ein Gesetz
zu entwirren, ohne sich je zu täuschen. Wie könnte er auch irren, er,
der im Mittelpunkte aller Harmonien wohnt? Er schafft die Welt,
weil er die Welt unserem höchsten Ideal am Aehnlichsten wiederschafft.
Er reinigt sie, belebt sie, reißt sie los von ihrem tauben Muttergestein,
das sie unseren Blicken verbarg, und schenkt sie uns zitternd, ohne Falsch.
Und uns selbst befreit er vom Thier in uns und macht uns rein.
Unter seiner befreienden Herrschaft endet in uns der Mensch; und
der Gott beginnt. Unser Fleisch scheint zu zerschmelzen, flüssig zu wer»
den und wir jauchzen, unmittelbar der symphonischen Saite der Unend»
lichkeit verknüpft. Und jetzt sind wir plötzlich von nichts mehr ge-
getrennt. Wir sind Alles, was sich regt, was fühlt, was denkt und
handelt, zwischen dem stolzen Schmuck des Himmels und dem reichen
Mantel der Erde. Wir sind Zeitgenossen aller Dinge, wir find alle
Zeiten und wir sind der ganze Raum.
Sklaven der Natur waren wir: da nahm uns der Dichter unter
seinen Zauberfittich und hat uns für alle Ewigkeit zu freien Menschen
gemacht gleich ihm. Wir horchten nicht in unsere Gedanken und er
ließ uns in sie hineinhören. Uns fehlten Worte und Wortwerthe, um
zu unseren Ideen zu dringen; aber er, der die Verbindung mit dem
Geheimniß unmittelbar empfing, besaß sie, alle, und hatte das Vor»
recht der Macht, sie uns hörbar zu machen. O Wunder! Unsere eige-
nen und die ältesten Worte empfingen einen unseren Ohren noch un,
bekannten Sinn, bemächtigten sich einer übernatürlichen Welt: und
jedes einzelne besaß seither im Keim den erhabenen Inhalt des AllA
Gewiß, alle Welt bedient sich der Worte; aber sie sind nur ärmliche,
menschliche Nothzeichen, einfach, ohne starken Nachhall. Einzig de?
Wichter kennt die göttlichen Laute, an deren Licht die unseren sich von
allen Hindernissen aufschwingen. Alle Welt bedient sich einer Sprache;

aber diese Sprache kommt von den Sinnen und den Muskeln, geht vom Mund, um wieder zu den Sinnen und den Muskeln zu gelangen. Nur der Poet weiß die seines Herzens und seines Geistes zu treffen und sie der unseren wie eine süße und erhabene Melodie einzuflößen. Auch wendet er sich nur an den Theil Gott in uns, den Ieder schlafend in sich trägt und der in uns erwacht, je nach dem Maß, in dem wir den mystischen Sinn des Wortes erfassen, und er allein vermag ihn uns zu lehren. Wundersame Belehrung, unter der sich alle Töne verwandeln und sich durchdringen wie ein Orchester, das auf alle unsere Fähigkeiten zugleich wirkt!

Es könnte scheinen, als ob Alle tot gewesen wären, bevor er sich ihrer bediente, und als ob er ihnen ein neues Leben einblies, ein starkes, phantastisches, hingerissenes, magnetisches Leben, das alle vier Enden des Horizontes in Brand setzt, oder ein ruhiges, religiöses, nachdenkliches, episches, lyrisches oder ein heiteres und friedliches. Kaum sind diese zauberischen Töne in einen Satz gefügt, so lodert er auf und windet sich in Wirbel allverzehrenden Feuers, rinnt dahin wie ein schöner, durchsichtig klarer Strom oder dehnt sich aus wie eine beblümte Wiese. i

Ienseits von den Lippen empfangen ist die Rede des Dichters. Das Wort: es giebt keine höhere Macht als die, es zu besitzen; weder die des Magiers noch die des Propheten kommt ihr gleich, weil sie uns nicht durch all Das entzündet, was das Leben uns aufdrängt. Die lStimme des Dichters, ganz Entladung, ganz Auftrieb, sie flimmert in tausend verschiedenen Lichtern, entlehnt der Natur ihre unendliche Mannichsaltigkeit. Ieder seiner Klänge entspricht einer Seite unserer Seele und öffnet uns eine leuchtende Pforte zur Wahrheit des AllEinen. Durch seine Kraft besitzen wir endlich eine sinnvolle Bedeutung der Dinge und ihrer Auswirkung, Wir kennen des Werdens Wesen und seinen Sinn, Eine innerliche, so tiefe und ernste Erkenntniß, daß wir sie niemals vergessen können. Wir werden von nun an nur noch mit ihr wandeln. Sie wird uns auf unseren Wanderfahrten und in unseren Entwickelungen begleiten oder uns vielmehr vorangehen, um überallhin ihr Licht zu tragen. Unsere Augen werden die Kraft bewahren, auf dem Grund ihres verborgenen Spiegels die geheimsten inneren Einklänge zu sammeln, die die materiellen Erscheinungen schassen. In dem tiefsten Dunkel der schwärzesten Nacht, mit sestgeschlossenen Lidern, sind wir doch von einer so zarten, fließenden, lebenden Klarheit erfüllt, daß unsere Seele davon geblendet ist.

Der Irrthum der Sucher hatte darin bestanden, daß sie die Welt zerstören wollten, um deren Urgrund zu finden. Der Poet vermählte sich dem All, um aus ihm das Dunkel zu scheuchen. So drang er in die Geheimnisse, so löste er sie, aber nicht wie ein Gelehrter, der sezirt und auflöst, sondern wie ein Held, der ein Heer zum Siegestriumph führt, wie ein König, dessen Prunk einen Widerschein auf sein Reich wirft, wie ein Heiliger, der segnet, wie ein Gatte, der zeugt,

wie ein Prometheus, der den Menschen belebt und ihm schenkt, was ihm zur Welterkenntniß fehlte.
Ist es nicht eigentlich das majestätische All, das er zwingt, zu uns herabzusteigen und vor unserem Stolze niederzuknien? Wird er je fragen, was und wie groß die Erde sei, was ihre Stellung und ihr Sinn im Weltraum ist, er, der Militta an den Ufern des Euphrat, Diana zu Ephesus, die Astarte Phoeniziens, die Kybele Phrygiens, die Demeter Griechenlands kannte? Sollte Der nicht die Sonne kennen, der Phra im Tempel zu Karnak betrachtete und die geflügelte Scheibe von Denderah? Hat er nöthig, Iahre in einer nüchternen und kalten Sternwarte zuzubringen, er, der die vierhändige Suria farbenreiche Rosen auf den Goldsaum des Sonnenauf- und Untergangs streuen sah? Wird es uns nicht genügen, einmal ein Basrelief auf der Toten» lage des Kypsilus gesehen zu haben, um das Geheimniß der Nacht, der Mutter des Schlafes und des Todes zu verstehen? Und Saturn mit dem Affen», Iupiter mit dem dreifachen Geier-, Hahn» und Drachen- kopf, Merkur mit dem eines Kaisers, Luna und ihre weiße Kuh, Venus mit der siebenzackigen Krone, Mars und seine Eisenpeitsche, Kastor und Pollux, Aurora den Kepherlus verfolgend, der wolkensammelnde Zeus, die Nymphen und Sirenen: geben sie uns nicht eine genaue Vor» stellung von der Natur und all den Schauspielen, die sie aufführt, die sie uns aufführt?
Wir wissen, welche gestürzten Götter sich in Thierleibern bergen, warum sich die Quellen beweinen und die Steine empfindunglos sind. Die Fabel hat den Olymp bevölkert mit tausend Geschehnissen des Alls: und der Dichter entschleiert sie unseren erstaunten Blicken.
... Nicht Alle sind würdig, den Dichter zu vernehmen, und nicht Alle, die ihn hören, verstehen ihn. Die große Menge hat nicht einmal die leiseste Ahnungg Dessen, was er bedeutet. Darum hat die sparsame Natur nicht fünfhundert unter all den tausend Usurpatoren, die sich mit den erhabenen Titeln schmücken, hervorgebracht. Die unwissende Masse hält sich lange von ihren wahren Aposteln fern, um Seil» tänzern nachzulaufen, und das Bild der Genies tritt aus dem Buch der Unsterblichkeit wie aus den Blättern einer Märtyrerchronik hervor.
Was thuts dem Schöpfer? Er singt, erleuchtet, um zu singen.
Und wenn sein Gesang wie der des Schwans von seinem ersten Klin» gen an seinen Tod verkündet, so verheißt er auch seine Unsterblichkeit. Seine höheren, bis zur Tyrannei strengen Gesetzen gehorchende Stimme sammelt auf seinen Ruf die Auserwählten, die, bei den freien und unendlichen Tönen des Aethers vibrirend, sie verstehen dürfen, und die himmlische Wohlthat kreist in ihnen und wird sich wie eine Seg» nung über die Erde breiten.
Der Dichter giebt dem All Das, was ihm nach unserer Meinung fehlte: das Menschliche; und er erwirbt uns Das, was uns nach seiner Meinung fehlte: das Göttliche. In dem Maß, in dem er uns vergört»

licht, vermenschlicht sich durch ihn Gott, saugt uns in sich: und so haben wir einen neuen Glauben. Wir tasteten im Dunkel und wir seufzten. Nun aber ist in uns der Sinn des Lebens mächtig und wir ^wandeln in Klarheit. Unser Leben war traumhaft; seit wir gelernt haben, es wiederzuschaffen, ist es thätig und' erhebt uns. Der Dichter ist das Herz der Herzen und wir empfinden in unserer Brust jeden seiner Pulse. Unter den Schwingungen seiner Zauberflügel bewegt sich Alles und lebt. Er spricht, seine Worte münzen sich in lebende Weisheit, in lebende Schönheit um und das Zeitliche wird dauernd und das Ephemere wird unsterblich. Er geht vorüber und jede Sekunde gewinnt die Kraft der Ewigkeit.

... Der Dichter befreit uns, mit ein paar noch lebend vom Busen des Verborgenen und des Unbekannten entrissenen Zeichen, so gut von der uns umgebenden Materie, so gut von despotischen Gesetzen, daß der Geist zum Herrn wird. Und Geist ist Bewußtsein. Zeit und Raum bieten uns unter seiner Herrschaft kein Hinderniß mehr. Rascher als der Goldpfeil des Abaris, unsichtbarer als der Stein Ophthalmos, fruchtreicher als das Horn der Ziege Amalthea ziehen unsere Gedanken zur Eroberung der Welt aus. Durch sie dringen wir ohne Uebergang in alle möglichen Wesensarten des Unendlichen ein.

In ihrem Gefolge sehen wir die Rassen der Männer mit ihren Frauen, ihren Kindern, ihren Priestern, ihren Greisen, ihren Bauern und ihren Patriziern, ihren Soldaten und ihren Tyrannen, ihren Krankeil und ihren Toten vorüberziehen. Wir hören das Vorbei» trappeln aller Thierrassen mit ihren Milliarden Arten. Große Kämpfe leben wieder auf, Orkane entfesseln sich, Vulkane brechen aus; die Hölle taucht vor uns auf mit all ihren Martern; die Götter auf dem Olymp stürzen in Donnergetöse zusammen, Städte und Generationen verschlingend; Feuer verbrennen die Erde, zahlreiche Religionen tau» chen auf und verschwinden, der Himmel öffnet sich und breitet glänzende Sterne aus; Helle und Dunkel umwogen uns abwechselnd; wir dringen in hundert Behausungen, in tausend Gehirne zugleich ein. Wir taumeln in das Chaos des ersten Tags und sterben in dem morschen Palast der Menschheit an Altersschwäche. Wir sehen mit Schrecken dem furchtbaren Kampf der Stirn gegen Stirn sausenden Planeten zu und fühlen das Athmen der Liebenden, der Vögel, der Blätter und das Murmeln der Atome mit.

Der Dichter enträthselt im großen Buch der Chemie ein Wort: und wir lösen mühelos alle Probleme. Denn der Dichter ist ein Verklärer. Statt sich dem Willen der Natur zu beugen, biegt er die Natur nach seinem Willen und führt sie dahin, wohin er will. Alles, was er sich einbildet, ist wahr, weil der Traum hienieden Gott ist und der Dichter sein Prophet. Alexandre Mercereau.

erhält die erste Vierhundertmillionenbank. Um die Ä^«> Iahrhundertwende gabs zum ersten Mal ein Gesammtkapital von 200 Millionen: und schon wird diese Summe verdoppelt. Der Oe6it I^-oimsis ist geschlagen; nur die Loeists Qsnsrsls ragt mit ihren 620 Millionen Francs (Aktienkapital und Reserven) noch über die Deutsche Bank empor. Die erhöht ihr Aktienkapital um 50 Millionen und hat nun ein eigenes Kapital von «0Millionen (250Aktien, 180 Reserven). Die Deutsche Bank arbeitet mit 1580 Millionen Mark fremder Gelder; als sie ihr Grundkapital von 180 auf 200 Millionen erhöhte (1905), waren es erst 1064 Millionen. Der Gesammtumsatz, wuchs in dieser Zeit von 77 auf 129 Milliarden. Die Nothwendigkeit, das Verhältnis zwischen Eigenkapital und fremden Guthaben auszugleichen, läßt sich also nicht leugnen. Obendrein gliedert die Deutsche sich die Bergisch-°ZNärkische Bank in Elberfeld an, die sie zur Hälfte schon lange beherrscht. Durch diese Verbindung wurde wieder die Erinnerung an die Erlebnisse mit Boswau S Knauer und der Berliner Terrain« und Baugesellschaft geweckt und die Frage entstand, ob das Geld etwa gebraucht werde, um noch schadhafte Stellen zu verdecken. 13 bis 14 Millionen hatte das Vergnügen schon gekostet. Noch mehr? Aber die Deutsche Bank erklärte, daß aller Gewinn aus der Fusion den offenen Reserven Ausließen, also kenntlich sein werde. Wenn sie ihn zu inneren Abschreibungen brauchte, bliebe er, ganz oder zum Theil, unsichtbar. Die Bergbank hat in Rheinland-Westfalen ein dichtes Netz von Niederlassungen, Diese Hebestellen gewinnt die Deutsche Bank, die stets lieber mit Relais als mit eigenen Pferden gefahren ist. Sie hat nicht sehr viele Filialen im Deutschen Reich, ist aber an vielen Provinzbanken betheiligt. Daß durch die Dehnung der Weltbanken partikularistische Gefühle verletzt werden, ist begreiflich. Wo altes Patriziat die Wirthschaft führt, wird die junge Herrlichkeit Berlins als psrvsnus angesehen. Aber die Aktionäre der Bergbank machen keinen schlechten Tausch. Für 9600 Mark Bergbank werden je 6000 Mark Deutsche Bank gegeben; nach den letzten Kursen und mit den Dividendenscheinen für 1913 sind jene 14976, diese 1Z430 Mark werth. Das bedeutet einen Ueberschuß von M Mark zum Besten der Bergbankaktionäre. Das Angebot der Deutschen Bank zeigt, daß sie den Vermögensstand der Bergisch-Wärkischen Bank für gesichert hält. Und die alten Aktien der Vergbank stehen in der Bilanz der Deutschen so niedrig, daß auf ihnen eine ziemlich dicke Fettschicht liegt. Der Grundsatz, daß, die Verdrängung der Provinzbanken durch die berliner Hauts Lantus notwendig sei, wird noch immer bestritten; aber man ficht nur noch mit Galanteriedegen. Kenner behaupten: Ie größer der Apparat, desto einfacher der Betrieb i und das Gefühl der Verantwortung wächst mit dem Machtbereich. Das mag richtig sein. Freilich bleiben auch Bedenken. Die Beziehungen der Banken zur Industrie verbreitern sich mehr und mehr; und

schließlich ists nicht schwer, große Vermögen zu verwalten und zugleich aus den Zinsen, die der Abnehmer der Bankgelder zahlt, gute Früchte Zu ziehen. So war es im Iahr 1913. Die Reichsbank hatte gewarnt; und wie diese Warnung wirkte, sah man aus der Einschränkung der Anlagen in Reports und Lombardvorschüssen (also in Darlehen, die zum Zweck der Effektenspekulation gegen Hinterlegung von Werth« papieren gegeben werden) und aus der Begrenzung der Debitoren. Bei keiner Bank hat sich der gewährte Effektenkredit auch nur auf der Höhe des Iahres 1912 gehalten; und das Debitorenkonto ist nur in einzelnen Fällen größer geworden. So bei der Diskontogesellschaft, die 391 Millionen (gegen 386) ausweist. Ihre Liquidität ist nicht überwältigend, aber anständig (70 Prozent); und die Summe der fremden Gelder erweist nicht die Unzulänglichkeit des eigenen Kapitals. 620 Millionen bei 281 Millionen Aktienkapital und Reserven; 1910 war das Verhältnis; schlechter: 609 gegen 230 Millionen. 1910 wurde das Kapital um 20 Millionen erhöht und seitdem sind Kreditoren und Depositen nicht über Erwarten angeschwollen. Nun wird das Kapital erhöht und die Norddeutsche Bank in Hamburg giebt neue Aktien aus. Deren Kapital (50 Millionen) ist ganz im Besitz der Diskontogesellschaft; es wird auf 60 Millionen gebracht. Die Transaktion bleibt im häuslichen Kreis und hindert nicht, daß von den neuen Kommanditantheilen 20 Millionen zum Erwerb angeboten werden. Das Kommanditkapital erhöht sich auf 225, die offene Reserve auf 95 Millionen, Die Diskontogesellschaft war mit ihren Konsortialgeschäften vom Glück mehr begünstigt als andere Banken. Rumänen, Oesterreicher, Ungarn, Russische AEG, Werschen-Weißenfelser Braunkohlen, Goldschmidt: lohnende Geschäfte. Trotzdem blisb der Effektengewinn hinter dem Vorjahr zurück und die Dividende, wie seit drei Iahren, auf 10 Prozent, Deutsche 430, Diskonto 320, Dresdener 261 Millionen. Ist denkbar, daß es dabei bleibt? Nein. Wo bliebe die Schaufensterkultur? Man darf die Bedeutung des Schaufensters für die Entwickelung der Großbank nicht unterschätzen. Die goldnen Buchstaben, die Aktienkapital und Reserven verkünden, sind so wichtig wie der Goldstandard bei der Reichsbank. Die Dresdener Bank, Depositenkasse V, kann dem Geehrten Publikum nicht mittheilen: „200 Millionen Aktienkapital; 61 Millionen Reserven", während das Schaufenster der Depositenkasse Z der Deutschen Bank strahlend verkündet: „250 Millionen Aktienkapital; 180 Millionen Reserven." Die Dresdener Bank muß auch erhöhen; und kann den Entschluß mit der Ausdehnung ihres Geschäftes begründen. Die Debitoren sind, mit 625 Millionen, sast so umfangreich wie die der Deutschen Bank (638). Depositen und Kreditoren ergeben 958 Millionen, während die Diskontogesellschaft nur 674 ausweist. Die Acceptverbindlichkeiten haben, dank den regen internationalen Beziehungen der Filialen London, Hamburg, Bremen, die höhe von 287 Millionen (26 mehr, als Aktienkapital und Reserven ausmachen) erreicht. Der Gesammtumsatz (auf einer Seite des Haupt-

buches) betrug 92 Milliarden; gegen 85 der Diskontogesellschaft pluS Norddeutsche Bank. (Die Diskontogesellschaft ist das einzige Institut, bei dem die Umsätze größer wurden. Bei der Deutschen Bank gingen sie von 132 auf 129, bei der Dresdener von 97 auf 92 Milliarden zurück.) Die Liquidität stieg von 60,7 auf 62,9 Prozent. Als im April 1910 die letzte Ausgabe junger Dresdener (20 Millionen) kam, handelte es sich in der Hauptsache um die Uebernahme von zwei Pro» vinzbanken, der Breslauer Wechslerbank und der Württembergischen Landesbank. Die Dresdenerin (die nun ganz zur Berlinerin wird, da, nach dem Rücktritt des Generalkonsuls Gustav von Klemperer aus der dresdener Direktion in den Aufsichtrath, dis ursprüngliche Hauptnieder» lassung Dresden zur Filiale gemacht werden soll) hat auch in der neuen Abrechnung auf den Ausweis der Effektengewinne verzichtet. Man kann ihr diesen Modus nicht verübeln, da sie nicht Verluste, sondern nur Gewinne verbirgt. Sie erklärte 1912 und 1913, daß sie „ansehnliche Gewinne" aus der Abwickelung von Konsortialgeschäften erzielt habe und zu Abschreibungen und inneren Rücklagen verwende. Der Reingewinn, den sie ausweist, stammt ganz aus dem regulären Geschäft; er war, mit 26 Millionen, um 1 Million größer als 1912.

Die Darmstädter Bank hat durch die seit Iahren vorbereitete Uebernahme der Breslauer Diskontobank neuen Machtzuwachs bekommen. Außer den beiden Hauptsitzen in Berlin und Darmstadt hat sie 13 Filialen, 25 Niederlassungen, 67 Depositenkassen und 6 Agen» turen. In solchem Netz kann man viel fangen; vielleicht gelingts bald auch, die Dividende über 6Vs Prozent zu steigern. Daß die Bank sich mehr als früher dem Seewind ausgesetzt hat, ist aus der Entwickelung ihrer Acceptschuldeu zu sehen. Die haben, mit 166 Millionen, die Grenze des Aktienkapitals überschritten; noch 1909 wars nicht viel mehr als die Hälfte des Grundkapitals. Durch stattlichen Umsatz bei kleinem Aktienkapital fällt die Kommerz» und Diskontobank auf: 32 Milliarden auf 85 Millionen Aktien und 14 Millionen Reserven. Sie hat ein engmaschiges Netz von Depositenkassen (42 in Großberlin) und pumpt aus vielen Kanälen Geld in ihre Sammelbecken. Die Unkosten des Apparates sind nicht klein. Bei 14,96 Millionen Bruttogewinn be» trugen sie 6,47 Millionen oder 43 Prozent. In der Dividende ist die Bank seit fünf Iahren stabil geblieben: sie giebt 6 Prozent.

Die einzige Bank, die ihre Dividende erhöht hat, ist die Reichs» bank. Von den 8,43 Prozent (seit 1907 ist keine so hohe Quote erzielt worden) erhält das Reich den Löwenantheil; und dazu kommt für den Fiskus noch die Notensteuer, die einen hübschen Extraposten, 3,S7 Millionen, ausmachte. In der Gewinn» und Verlustrechnung spukt noch immex der Schatten des seligen Grünenthal: wieder mußten 117000 Mark als „Verlust durch nachträglich vorgekommene Banknoten Zweiter Emission" abgebucht werden. Die Gesammtumsätze dehnten sich von 414 auf 422 Milliarden. Aber der Haupterfolg war, daß der Durchschnittsvorrath an Gold sich von 880 auf 1068 Millionen erhöhte.

Ladon.

Serausgeb« und verantwortlicher Redakteur: Mazimilian ßarden in Berlt». — Verlag der Zukunft t> Verlin. — Druck »,n Bab « Sarleb S. m, b. S. i» Vttli».

Verlin, den 21. März 1914.
Weltbrand.
Märzidus des Jahres 1814 lehrt den letzten Caesar die Möglichkeit nahen Sturzes fürchten. Noch vierWochenzu» vor hat er sich an dem Hochgefühl wiederkehrenden Glückes gewärmt. Blüchers Schlappen an derMarneschwellenindemüber» reiztenHirn des Kaisers zu entscheidendenNiederlagen des Preu» Henheeres. Die Anderen? Kleinzeug; nicht von dem Kaliber, das einen Napoleon Bonaparte auch nur in schlafloser Nachtstunde ängsten könnte. Seine Bulletins schleudern, gerade in dieserZeit, den Genießer Gcntz aus kühler Betrachtung in die Gluth des ver» zückt Aufhorchenden. Nie, schreibt er an Metternich, las ein in unseren Tagen Lebender solche psychologische und zugleich welt» geschichtliche Dokumente. »Läßt sich Merkwürdigeres denken als die Stimmung eines Mannes, der noch imAugenblick der höchsten Gefahrnichtaufhörenkann.denKriegalseinenGegenstandwissen- Ichaftlicher Kritik zu behandeln, und der vier Meilen vor Paris, in dem selben Ton wie vier Meilen vor Moskau oder bei einem Manöver, seinen Offizieren ihre Fehler vorhält oder ihre Ge» schicklichkeit rühmt, als sei diese Feststellung allein der Zweck des Kampfes gewesen? Dieser Mensch hat sein ganzes Leben lang ein großes militärisches Spiel mit den Franzosen, mit Europa, mit sich selbst und seinem Schicksal getrieben. Auf dem Gipfel des Glückes und am Rande des Abgrundes bleibt er sich gleich. Seine Sprache ist nicht die eines Nero, auch nicht die eines Caesar; jene



file:///D|/0515/ocr%2080er/dz%20086_381.html[17.07.2014 17:10:14]

Die Zukunft,
seltsame Welterscheinung, die wir Bonaparte nennen, kann nur-
mit ihrem eigenen Maßstab gemessen werden." Schon wähnt er,
einen neuen Glücksgipfel leuchten zu sehen. Da er bei Guignes
einpaar Corpsspitzen des Verbündetenheeres geschlagen hat, tönt
sein Brief an Caulaincourt wie der Triumphsang des nach einer
Hauptschlacht aufrechten Siegers. Friede? Den will er ja, stets;
doch nur unterBedingungen, die das Reich und den Kaiser nicht
demüthigen.DessenWaffensegnet der Himmel selbst; Schwarzen-
bergs Armee ist schon angebrochen und wird vernichtet, wenn der
Feind den Franzosen nich t ihre»natürlichen" Landesgrenzen läßt.
Der Zweifel, der den bei La Rothiere Geschlagenen beschlichen
hat, ist weggeweht. Schwarzenberg hat, auf Metternichs Rath,
vor der Seine Halt gemacht und dadurch Blüchers Anfälle an
der Marne mitverschuldet. Er wollte den Friedensschluß nicht
verzögern. Aber sein Adjutant, Oberst Graf Paar, wird in Bo-
napartes Hauptquartier nicht vorgelassen. Jetzt, schreibt Napo-
leon an seinen BruderIoseph, »möchten diese Jämmerlichen den
Waffenstillstand, den sie mir immer geweigert haben. Kann man
feiger sein? Nach der ersten Niederlage sinkt die elende Sippe
in die Knie. Mir aber lächelt wieder das Glück und vonWaffen-
stillstand werde ich erst reden, wenn der Feind mein Land geräumt
hat." Ueber das Angebot der Waffenruhe soll nichts in die Zei-
tung kommen; doch die Thatsache überall, im Heer und im Volk,
bekannt werden und den gesunkenen Muth heben. Weiß der in
Nogent Lauernde, daß auch England, durch Castlereagh, schnellen
Friedensschluß empfiehlt? In einem langen Brief wendet er sich
persönlich an den Kaiser Franz, den er als »geliebten Schwiege»
vater" anspricht. Wieder wird die Rückkehr der Glücksgunst
betont; Russen und Preußen seien geschlagen, die Oesterreicher
schwächer als die Franzosen. Rußland lechzt nach Rache; Eng.
land will die Wiederherstellung französischer Seemacht hindern.
An solchem Trachten ist Habsburg-Lothringen nicht interessirt.
Fließt nicht auch in Deinen Adern französisches Blut? Können
wir, die vor Kurzem noch verbündet waren, nicht zu einem ehr»
lichen, Beider Ehre wahrendenFrieden gelangen? Bald danach
führt BerthierdenNnterhändler,FlügeladjutantenFürstenWen-
zel Liechtenstein, zum Kaiser. Der waidet ihn aus; entlistet dem
allzu Arglosen die wichtigsten Geheimnisse der Stimmung, Ver»

stimmung in Schwarzenbergs Hauptquartier, wo eben die zweite TrennungderSchlesischenArmee beschlossen wordenist: undprahlt dann, ihm sei derKrieg nichtLast, sondernVergnügung,wie in stiller Zeit eine Parforcejagd. General Flahault mag über denWaffen-stillstand verhandeln; darf aber erst den Mund aufthun, wenn die Verbündeten den Rückzug nach Elsaß, Lothringen, in die Franche» Comte versprochen und für den Friedensschluß die Anerkennung der natürlichen Grenzen Frankreichs zugesagt haben. Da drückt Blücher den Befehl zum Vormarsch durch. An seinen König und an den ZarenAlexander schreibt er: »Wenn wir jetzt rückwärts mar-schiren,tritt das ganze französischeVolkin den Kampf ein, derTheil, der sich für die gute Sache ausgesprochen hat, wird unglücklich, der Kaiser erholt sich und gewinnt das Vertrauen der Nation zurück; unser flegreiches Heer wird muthlos und kommt in Gegenden, wo es Mangel leiden muß und wo die Einwohner durch Hingabeihrer letztenHabein Verzweiflung getrieben werden. Ich darf mir alles Gute versprechen, wenn Eure Majestät die bestimmten Befehle geben, daß dieGenerale vonWintzingerode und vonBülowmei» ner Anforderung genügen müssen. In dieser Verbindung werde ich auf Paris vordringen und scheue so wenig den Kaiser Napo-leon wie seine Marschälle, wenn sie mir entgegenträten." InFried-rich Wilhelm hat das Zollernblut endlich die Zaudersucht über» wunden. «Habe immer gesagt, daß es nicht gut wäre, nach Frank» reich zu gehen. Waren aber Alle so hitzig! Nun gleich muthlos werden und wieder herauslaufenlHübsche Folgen habenlNein: nun wir mal hier sind, auch bleiben." (Marwitz.) Alezanders Auge blitzte zornig, wenn von Rückzug geredet wurde. Der Kriegsrath in Bar-sur-Aube billigtBlüchersPlan, »in IhrerHand",schreibt ihm sein König, » liegt von nun an zunächst der Ausgang des Feld» zuges; von derSicherheitIhrerErfolge ist dasWohl allerStaa-ten abhängig." Noch im Februar werden die Corps Oudinot und Macdonald bei Bar von den Russen geschlagen. Schwar-zenberg ist mit der Hauptmacht, deren Flanke und Rücken er be» droht glaubt, hinter dieAube gewichen;wird aber von dem Zaren und dem Preußenkönig zum Eingriff gedrängt. Neben demVater reitet, zum ersten Mal, der siebenzehnjährige Prinz Wilhelm von Preußen in die Schlacht. Der berichtet der Schwester Lotte: »Wir ergriffen die Offensive und klopften den Feind recht ordentlich. St»

Vit Zukunft,
Wir sind ganz ordentlich ins kleine Gewehrfeucr gewesen; Thile bewogdenKönig,zurückzureiten.DasRegimcnt Kaluga focht mit ungeheurer Bravour und glücklich." Mit diesem Regiment ist er den Hügel von Malepin hinausgestürmt. („Nnehrerbietige stellten Verglcichungcn an zwischen diesem frischen Heldensinn und der ästhetischen, ganz unsoldatischen Natur des geistreichen Kronprin« zen":Treitschke.) Zehn Tage danach sührt der Jüngling ostpreu- ßischeBataillons im Sturmschritt durch das DorfAthis, dem Sieg von Laon entgegen. Fortuna lächelt dem Korsen nicht mehr. Der rechte Flügel seines Heeres ist zerrissen und nur eine Rückzug» straßc öffnet sich noch dem von dreifacher Nebermacht Bedräuten. Der Märzidus lehrt ihn die Möglichkeit nahen Sturzes fürchten. »Ich bin kein Opernheld und habe nie um den Beifall der Pariser gebuhlt. Wollen sie durchaus Kosaken sehen: sie werden es bereuen. Aber man darf ihnen die Wahrheit nicht verbergen." Zwei Tage nach dem Fall aus dem Felsennest Laon schreibt ers an Bruder Joseph, der einst König von Spanien hieß. Dann, in der vierten Nacht nach diesemTag, ausRheims: „InkeinemFall darf die Kaiserin und der König von Rom in dieHände desFein- des fallen. Drängt ermitsolcherMachtgegen Parisvor.daßjeder Widerstand unwirksam wird, dann muß dieRegentinmitmeinem Sohn.demStaatsschatzunddenGroßwürdenträgernaufdenWeg an die Loire geleitet werden. Verlaß meinen Sohn nicht! Lieber als in Feindeshand wüßte ich ihnim Strom der Seine. Das schreck- li chste Schicksal schien mir immer das des von den Griechen gefan« genenAstyanaz" (des Skamandrios, denAndromache ihrem Hek- tar geboren hatte und den nachTrojas Fall derHellenenzorn von derMauer stürzte). Noch weiß er nicht, daß Rußland, Oesterreich, Preußen ihr Bündniß auf zwanzig Jahre erneut, Niederländern und Schweizern, Italern und Spaniern die Anabhängigkeit ver- bürgt und eine «foederative Verbindung" der souverainen deut- schenFürstenbeschlossenhaben.Weißaberauchnicht.daßimHaupt» quartier der Verbündeten neuer Hader die Entschlußkraft zur Ver» folgung lähmt, daß Blücher krank, Vorck verärgert ist und Gnei- scnaudieVerantwortungdesletztenHauptschlagesscheut,derallcs bisher Geleistete krönen oder vernichten kann. Wüßte ers: er h ischtenach derHand, die der Schwiegervater ihm hinstreckt, und könnte aus der Wirrniß einander widerstreitender Meinungen

vielleicht noch die Krone retten. Er thuts nicht. Bis in den fünf»
zehnten Märztag, sagt Talleyrand in seinen -Klemoires-, „woll»
ten die Verbündeten mit Napoleon verhandeln und einen Frie»
den schließen, der ihm die Herrschaft erhielt. Er selbst hat, durch
seinen Starrsinn, durch seine Verkennung des wirklichen Macht»
Verhältnisses, sich den Untergang bereitet." Er will den Rhein
bund lösen, das Rheinland räumen, aber die Throne von Ita-
lien seinem Stiefsohn Eugen und seiner Schwester Elisa sichern.
Unmöglich. Solche Nachgiebigkeit in diesem Oesterreich wichtig»
sten Gelände durfte Metternich dem Vater Marie Luisens nicht
rathen. Da Napoleon sich nichtindieGrenzenvon1789 bescheiden
will, empfängt der österreichifcheStaatskanzler den Sendboten der
pariser Nebenregirung, Herrn de Vitrolles, und sagt ihm: «Mit
demKaiser können wirnicht mehr verhandeln. Nach jeder Nieder»
läge will er Alles gewähren; nach dem winzigsten Waffenerfolg
aber stellterwieder die alten, ausschweifenden Forderungen. Wir
müssen den Franzosen also ein anderes Haupt geben. An die Bour»
bons ist, weil sie als Personen untauglich sind, nicht zu denken. Im
Itebrigcn muß vorgesorgt werden, daß Oesterreich, Rußland und
Frankreich gleich stark werden und Preußen in Grenzen bleibt, in
denen es nur halb so stark sein kann wie jede einzelne dieserMächte."
Vitrolles ist der Vertrauensmann der Bourbons; kann aber für
sie auch vom Zaren nicht mehr erwirken als die Zusage, auf die
Stimme des Volkswunsches zu hören (dem man sogar eine neue
Republik bewilligen werde). Alles nochungewiß. Auchdienächste
Wendung des Verbündetenheeres. Gingen diePreußenzu heftig
vor und verloren wieder Tausende, dann kam ihr König ohne be»
trächtlicheArmeeaufdenFriedenskongreßundMetternichsPlan,
den Staat Fritzens, den Eroberer Schlesiens, in Ohnmacht zu
ducken, konnte leicht gelingen. Diese Sorge halte ja Gneisenaus
Feuer in Troyes gedämpft. Was wird? Noch am Neunzehnten
schreibt Prinz Wilhelm an Charlotte: »Blüchers Sieg hat sich
völlig bestätigt. Napoleon foll mit seinerHauptmachtgegen Arcis
vorgerückt sein; daher bricht das Hauptquartier heute (vonTroyes)
nach Pont-sur-Seine auf. Ob der König schon weggeht, weiß ich
noch nicht; er will es abwarten. Wenn es nicht wieder eine Affaire
wie bei Ba» für» Aube gicbt, werden wir wohl sächteken torücke krie-
chen!!! Was wird dasAlles noch einmal für ein Ende nehmen!"

KaiserFranz kann dem Eidam nicht längermehr einen Noth»
ausgang offen halten. Auch die wiener Losung weist jetzt stracks
nach Paris. Von Gneisenaus starker Seele löst sich der Alb und
derAufathmende spricht: .Napoleon hat uns bessere Dienste ge»
leistet als das ganze Heer derDivlomatiker." Der Große schlüpft
schon in kleine Ränke. General Maison soll dem Marschall Ber»
nadotte, Kronprinzen von Schweden, als Entgelt für den Ueber»
tritt zu Bonaparte die Krone der Niederlande anbieten. Die Zu»
muthung eines Verrathes, dem die Strafe sicherer scheint als der
Loh n,wird in Lüttich abgelehnt. Und Bonaparte bleibt auf den e i ge-
nenKrastrest angewiesen. MitfünfundzwanzigtausendMannsoll
erbeiArcisgegenachtzigtaufendfechten;erbiegtderEnlscheidung
aus,marschirt,auf dem rechten Ufer derAube.nachSaint-Dizier,
schreibt unterwegs aber an seineFrau.er habeArcis genommen,
den Feind geschlagen,ihm viertau sendMann getötetund werde ihn
nun von Paris weglocken. Kosaken von Blüchers Corps fangen
den Boten; und der Brief (den Blücher mit einem ehrerbietigen
Begleitschreiben und derwarnendenAngabe: »Ich stehe imRücken
der französischenArmee", an Marie Luise schickt) enthüllt denVer»
Kündeten den Plan Bonapartes. Er will ihre Rückzugslinie ge»
fährden; drum: Vorwärts! Allzu lange schien derUebermächtige
zaghaft; fortan hemmt kein Bedenken seines Armes Wucht. In der
zweiundzwanzigsten Märznachtlesen SchwarzenbergundNessel»
rode (der dann Nikolais Staatskanzler wurde) die aufgefangenen
Briefe, in denen Marie Luise, Savary und andere Minister dem
Kaiser die Noth der Stunde schildern. Die Offentliche Meinung
sei gegen ihn und die Hauptstadt,wenn derFeindsieumfaßthabe,
Höchstens für kurze Zeit zu halten. Nesselrode eilt mit der guten
Botschaft zu Alexander. Auf dem Hügel von Vitry-le-Fran?ais
festigt ein Gespräch des Zaren mit Friedrich Wilhelm den Ent»
schluß, Schwarzenbergs Heer demBlüchers zu vereinen und diese'
geballte Macht auf Paris zu werfen; sechstaufend Reiter follen
nach Saint-Dizier abschwenken und dem Imperator dieBewegung
der Hauptarmes maskiren.Der läßt sich täuschen, glaubt sich,nach
Macdonalds Bericht, von einer Armee verfolgt, hört erst in Dou»
levent, daß die Verbündeten auf dem Weg nach Paris sind, und
hetzt seine müdeSchaar nun hastig nachFontainebleau.Inzwischen
sind die Marschälle Marmont und Mortier geschlagen, ist die

Division des Generals Pacthod fast völlig aufgerieben worden. Am fünfundzwanzigsten März; bei La Fere Champenoise. Die vom Preußenkönig angebotene Kapitulation wurde schroff ver» weigert und ein scheusäliges Gemetzel begrub ganze Haufen der VonTollkühnheitverleitetenDivision.NocheinmalversuchenMar» ?nont und Mortier, die Hauptstadt (aus der die Kaiserin mit ihrem Sohn an die Loire geflohen ist) zu schützen. Vergebens; dreiund» dreißigtausend können hunderttausend Mann nicht aufhalten. Preußen, Russen, Oesterreicher: von allen Seiten stürmt Unge- duld ans heiß ersehnte Ziel. Blücher ist krank, soll die entzündeten Augen im Zimmer schonen, ist aber nicht im Dunkel zu halten: er stülpt einen Weiberhut auf, knotet einen Schleier um die Augen, klettert so auf seinenGaul und sieht blinzelnd den Sturm auf den Montmartre; sieht französische Offiziere mit weißen Tüchern win» ken. Auf dem Martyrberg empfängt sie Gneisenau. Paris kapi» tulirt. Welche Lagernacht auf dem Berg der Verheißung! Der Andacht entbinden sich bald derbe Triebe. Pariser Nationalgar- disten holen den OffizierenAlezanders, Friedrich Wilhelms und Schwarzenbergs Austern und Champagnerwein aus der Stadt ins Bivouac.Neithardt von Gneisenau schaut vom Windmühlen- hügel in den Lichtschimmer des »großen Sündenpfuhles" hinab. Vom Pferd aus diktirt er den Brief, der seiner Frau die Glücks- Post bringt: «Paris ist unser. Wir werfen nun denTyrannen vom Thron. Was Patrioten träumten und Egoisten belächelten, ist ge- schehen." Nicht so schlicht redet, in der selben Stunde, Preußens Kronprinz zu seiner Schwester. »O! Paris-Lutetia, der große Sündenpsuhl! (Zwanzig Ausrufszeichen.) Welche Begebenheit! <Acht Ausrufszeichen.) Das Treffen ist ungeheuer gewesen, und was von uns heran war, hat fürchterlich gelitten; unsere göttliche Garde hat enorm verloren. Bei derNachricht vom Tode so vieler Huter,theurer Menschen mußte ich helle Thränen weinen. Ich muß zum Souper." Auch ausPantin, demHauptquartier, schreibtPrinz Wilhelm: «Morgen ziehen wir in Parade ein. Es kommt uns Allen wie einTraum vor.DieAffaire vonFere Champenoise war außerordentlich brillant, wurde aber verleidet durch das unge- heure Exponiren der beiden Souverains. Es war keine Schlacht, sondern ein Schlachten zu nennen; und wir mitten drin! Die Ansrigen haben mit entsetzlicher Bravour gefochten. Napoleon wird toben. Mit Dem haben wir noch eine Nuß zu knacken."

Tobt er? Dem Freiherrn vom Stein wird berichtet, Bona«
parte stöhne und weine von früh bis spät. Doch Geberdenspäher
melden gern, was, nach ihrer Meinung, der Mächtige zu hören
wünscht. DieStimmung derGerminaltagevonFontainebleauist,
noch heute, im Dämmergrau nicht deutlich erkennbar.
Seit derRückkehr ausRußlandistderKaisernichtmehr.was
er zuvor gewesen war. Seine Laune hatte stets jäh gewechselt und
nach den KonsulatstagenschienbarscherHochmuthihm einZeichen
allmächtiger Majestät. Er läßt achthundertMenschen an den Hof
laden: und zeigt sich ihnen nicht. Er ruft eine kleine Schaar Aus»
erwählter an seinen Tisch: und steht auf, ehe die Suppe ausge»
löffelt ist. Er pfeift in Damengesellschaft; fragt Fräulein laut, ob
sie schon Kinder haben; speit einerFrau, die ihm vorgestellt wor»
den ist, den Schimpfruf insGesicht: «HerrGott! Und mir war er»
zählt worden, Sie seien hübsch!" ErzerschnitzeltseinePrunkstühle,
zerbröckelt die schönsten Porzellanstücke aus Sevres, beschmicit
alles Papier mit Tinte, zerrauft im Treibhaus von Malmaison
die seltensten Pflanzen, schießt auf Singvögelchen, kneift Kinder,
die er zärtlich auszeichnen will, bis sie kreischen, betrügt am Spiel»
tisch, giebt das ertragene Geld aber lachend dem Eigner zurück.
Geist und Körper sind immer frisch. Fünf Tage, fünf Nächte in
denStiefeln; vierzehn Stunden zu Pferd; danach präftdirt er dem
Staatsrath. Seine Mahlzeit dauert kaum je länger als zehn Mi-
nuten. Ein Bad, Kaffee: dannisterwiederleistungfähig. Anstillen
Abenden wirft er sich umAcht ins Bett. Hat inRußland derroth»
nasige Eiskobold, von dem Nekrassow singt, ihn gebrochen? Nun
überwältigt ihn Schlafsucht oft; der Fette hälts auf dem Pferd
nicht mehr lange aus; und wer mit ihmzuthunhat, fragtsich bald,
ob dieses ungeheure Hirn nicht schon von Krankheit angefressen
sei. Noch beherrscht es den Riesenkreis des Heerwesens völlig.
Noch diktirt der Kaiser, an guten Tagen, drei Stunden lang, so
rasch, daß der Stift dem Laut kaum zu folgen vermag, und zaubert
aus dieserZeitspanne eine Organisation hervor, die ein Menschen»
alter überdauert. Jeder Glückswandel aber, jede heftigeGemüths»
bewegung reißt ihn inWirbel, die ihmunverbesserlichenSchaden
stiften. Dann ists, als wolle er beweisen, daß keinBandihnandie
Menschheit knüpfe. »Familie? Quark. Nicht die kleinste Neben»
bedingung würde ich ändern, um meine ganze Familie vor Kano-

nenkugelnzuretten.Menschenliebe?Narrheit.Werherrschcnwill^
muß sein Herz im Kopf haben. Ich kann in jedem Monat fünfund»
zwanzigtausend Menschen ausgeben."Neunundzwanzigtausend
sah er tot auf dem Feld von Eylau; schritt ruhig durch die Reihen
der Leichen und sprach: »Kleine Kerle!" Auf die Meldung, dem
General de Latour-Maubourg sei der Schenkel zerschmettert wor-
den, kommt nur dieFrage:»Wer ist Ersatzmann?" Gin Archivar
ist erkrankt. »Was kümmert mich solcher Dreck? Kranke Commis
schickt man ins Spital und nimmt andere." Nach dem russischen
Winter kann er sich auch da nicht mehr beherrschen, wo ers möchte.
Schon im Sommer 1813 pfaucht er, im dresdener Schloß, wie
ein Irrer den behutsam korrekten Metternich an. »Was zahlt
Ihnen England für Ihre Wendung gegen mich? Einerlei! Krieg
wollen Sie? Können Sie haben. Ich habe diePreußen beiLützen
zermalmt, die Russen bei Bautzen geschlagen. Jetzt kommt Ihr
dran. In Wien sehen wir uns wieder. Dreimal habe ich Ihren
Kaiser auf den Thron gesetzt. Sogar seine Tochter geheirathet. Ich
wußte, daßicheineDummheitmachte. Eine Erzherzogin! Gotische
Vorurtheile mit den Einrichtungen unseres Jahrhunderts ver»
schmelzen zu wollen: thörichter Irrthum! Heute bereue ichs. Ihr
meint, weil die Elemente mich besiegt haben, müsse ich mich in ent-
ehrende Friedensbedingungen schicken? Das dürfen Eure Herr-
scher; die legitimen. Aus zwanzig verlorenen Schlachten können
sie auf den Thron heimkehren. Ich bin der Sohn des Glücks;
meine Herrschaft währt nur so lange, wie ich stark und deshalb
gefürchtet bin. Ich bins wieder. Sieger in zwei großen Schlachten
und Herr einer Armee, an der Ihr zerschellt. Glauben Sie etwa,
mich schrecke Eure Koalition? Fünf, sechs, zwanzig Mächte: je
mehr, desto besser! Menschen kanns kosten. Was liegt daran?
Wer, wie ich, im Feld erwachsen ist, zaudert nicht vor dem Ent-
schluß, der einer Million Menschen das Lebenslicht ausbläst."
Die höflichste Einrede reizt ihn in Tollwuth; er verliert die Hal»
tung,zerdrücktseinenHutundwirftihndannindenWmkel. Talma
wäre mit seinem Zögling nicht zufrieden. Am leipziger Wacht-
fever schläft er, als er Berthier, dem Fürsten von Wagram, den
Befehl zumRückzug diktirthat, auf einem Holzschemelein. Gleicht
noch am nächsten Morgen einem psychisch Erkrankten und »weiß
nicht mehr, was er thut" (Augereau). Die verbündeten Herrscher

sind undankbare Tröpfe. »Ich habe die Revolution erstickt und die Monarchie eingewurzelt. Wenn ich fort bin, werden diese Iämmerlinge schnell merken, daß sie zu schwach sind, um den Strom aufzuhalten; in zehn Iahren wird er sie, alle, weggeschwemmt ha» den. " Nun stehen ihre Hcere auf seinem Boden, vor, in seiner Hauptstadt: und er fühlt, daß Frankreich sie als Retter begrüßt. Vom Stoß dieser Erkenntniß wankt die Grundmauer seines We- sens. Er hätte geschworen, daß Frankreich nie aufhören könne, ihn zu lieben; und hätte, einmal, feinem Schwur selbst getraut. Wie lange? »Es ziehen die Dämonen, schwanger mit Blut und Schmach ..." Einer von ihnen foppt den Imperator in fin» steres Sumpfland. Nach Leipzig will der Besiegte sich nicht zwi» schenPyrenäen,Alpen undRhein, in den «natürlichen Grenzen* Frankreichs, einrichten. Die Verbündeten lassen ihm Zeit zum Entschluß; ihnen fehlt, nach Barclays Wort, ein Strick, um die SchlesischeArmee festzuhalten, und einePeitsche, um das Haupt» hcer anzutreiben. Da sie aber in Frankreich sind, können sie nicht mehr gewähren, was sie von Frankfurt aus anboten. Immerhin: Bonaparte kann Kaiser bleiben, wenn er auf Holland, Italien, das Rheinland verzichtet. Er schwankt; hofft nach jedem Scharmützel» erfolg auf neuen Sonnenaufgang. Blind ist er nicht. Schon im Ianuar, als er merkt, wie langsam und widerwillig sein Befehl zur Volksbewaffnung ausgeführt wird.fagterzudemHerrn deLa Besnardiere: „Wenn die Verbündeten bis nach Paris kommen, bringen sie Euch die Bourbons zurück und die Geschichte ist aus. Ich hoffe freilich, sie zurückzudrängen." (Womit? Von den sechs» hunderttausend Mann, die der Senat, noch einmal, im Herbst be- willigt hat, ist nicht viel Brauchbares übrig.).Abereinen entwür» digenden Frieden kann nur ein Bourbon annehmen. Ich nicht. Lieber entsage ich derKrone und werde Privatmann. Das würde mir nicht schwer. Meine Bedürfnisse sind gering und mit dem Tagesaufwand von hundert Sous bequem zu stillen. Wenn ich nicht meinen Lebenswunsch erfüllt sehen, aus den Franzosen das machtigste Volk der Erde machen kann, gilt mir Alles gleich viel und gleich wenig. Allein kann ich nicht Krieg führen. Will Nie» mand mehr fechten und begnügt die Nation sich mit ihren alten Grenzen, dann mag sie einen neuen Herrscher suchen; ich bin zu groß für sie." DreiMonate lang hat er mit henResten eines (wie

Macdonald selbst bezeugt hat) kampfmüden, durch hastig ausgebildete milchbärtige Schlingel ergänzten Heeres den Feind ver» wirrt, belästigt,an derMarne noch ernstlich geschwächt. So lange ich lebe,schreibt er anBruderIoseph,denGeneralstatthalter,nach Paris, »wird meine Hauptstadt nicht von Fremden besetzt. Falle ich, dann muß die Kaiserin noch mit dem letzten Soldaten das letzte FranzosendorfzZh vcrthcidigcn;gicbt sie den Widerstand auf, so ist Jeder, der weiterkämpft, ein Rebell. And die Meldung, mein Sohn sei erdrosselt worden, wäre mir nicht so furchtbar wie die Vorstellung, daß ihn die Wiener als Erzherzog von Oesterreich erziehen. Auf einem Bild, das die Kaiserin mir schickte, betet er. Champagny soll dafür sorgen, daß binnen achtundvierzig Stunden zwei Massenausgaben diesesBildchcns inUmlauf sind; eine hat den König von Rom im Rock der Nationalgarde, die zweite in Polentracht zu zeigen; Unterschrift: ‚Ich bete zu Gott für meinen Vater und für Frankreich'. Das wird sehr gut wirken. Bei Laon hat Marmont Alles verdorben; wenn dieser Herzog von Ragusa nicht wie der albernste Unterlieutenant getölpelt hätte, wäre der Feind, aus Furcht vor meinem Angriff, zurückgewichen." Er will sich selbst täuben; indieHoffnungüberreden,daßernoch,erallein, Alles retten kann. Doch als erFontainebleau erreicht,haben,auf Josephs Befehl, die Herzoge von Treviso und Ragusa schon die vom Grafen Nesselrode vorgeschriebene Kapitulation unterzeich» net; und alle Franzosen den Aufruf gelesen, den der Graf von Artois, als Bruder und Vertreter Ludwigs des Achtzehnten, von Nancy aus (wo Stein ihn berieth) ins Land geschickt hat. Gelesen? Wie ein Verschmachtender den Labetrank geschlürft. Diese Sehnsucht nach Frieden riße der gewaltigste Wille nicht aus den Seelen. Das empfindet Bonaparte. Die Grundmauer wankt. Frankreich selbst stößt ihn, nicht der Fremdling, vom Thron. Durch das dem Heiligen Martin geweihte Thor reiten, an der SpitzeihrerTruppen,diedreiOberfeldhcrren,Alexander,Friedrich Wilhelm, Schwarzenberg, am letzten Märztag in die Hauptstadt ein. »Unser Empfang hier! Nein!! Unser Empfang!!! Derberliner Jubel bei unserer Rückkunft ans Preußen war Phlegma gegen diesen lutetischen. Statt als gefürchtet? Sieger einen gekniffenen, aber höflichen Empfang zu genießen, wurden wir als Engel aufgenommen. Napoleon wurde gräßlich verflucht und Anstalt ge«

troffen, seine Bildsäule von der ungeheuren Siegessäule hinab» zuschleudern! Mir steht der Verstand still bei allen diesen Begeben» heitenül!" (KronprinzFritzWilhelm.) »Beim Einmarsch rief ict> dem Volk zu: X das le t/ran! Und der selbe Ruf hallte aus dem Volk wider. Zwei Stunden hatten genügt, um diepolitischenAn» sichten zu ändern." (Gneisenau.) »So ist, seit Reiche stehen und. fallen, wohl kein Feind, kein Sieger empfangen worden. Ganz Paris war auf den Beinen. Wonnige Trunkenheit schien Alle zu benebeln. In denJubel mischten sich Flüche aufNapoleon. Man sah Nationalgardisten, die ihren Pferden den Orden der Ehren« legion an den Schweif gebunden hatten." (Graf Schwerin.) Auf demElysi schenFeld mustern dieKriegsherrenihreTruppen.Fried- r chWilhelm findet, daß dieGardeinfanterie nicht stramm genug marschire, und hört, auch hier noch einmal, aus Vorcks Mund ein scharfes Wort. Abends aber, im Theater, aus hundert Kehlen das Lied: «Vi ve (Zuillaumeet ses ZuerrierZ vaillanw! De ce ro^aume il sauve Ies enkants!«Das empire ist versunken. Alexander wohnt bei Talley- rand(dcrdenQuartiermacherNesselrodemorgensimFrisiimantel empfangen und in eine Puderwolke gehüllt hat) und fragtsofort, wie er erfahren könne, ob Frankreich die Rückkehr der Bourbonen» herrschaft wünsche. Antwort: Durch den Spruch desSenates.Der verkündet amzweiten AprilmittagdieAbsetzung desImperators; und noch am selbenAbend legtTalleyrand seinem Gast dasSchrift» stück vor, das, mit demRecht desSenates,die Bourbons zurückruft. Staunend liest Alexander darunter die Namen von Senatoren, die für die Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten gestimmt haben. Frankreich hat wieder einen König, eine neue, liberal schillernde Verfassung: und Benjamin Constant nennt in einem Huldigung» brief den Senatspräsidenten Talleyrand den Erlöser des Vater- landes und den liebenswürdigsten allerFranzosen. Caulaincourt, Ney und der Herzog von Tarent verhandeln, in Bonapartes Auf» trag, mit den Siegern. Das Ergebniß spricht aus dem Satz der Schlußurkunde:»Da der Pflicht, Europas Ruhe zu sichern, genügt ist, wollen die verbündetenMächK dem KaiserNapoleon beweisen, daß sie, ohne irgendwelchen Haß, den in der Geschichte des Jahr» hunderts ihm gebührenden Platz anerkennen und deshalb ihm und seiner Familie dieInselElba als Eigenthum, sammt einerIah- resrente von sechsMillionenFrancF,gewähren.° NurdiePreu»

tzcn haben widersprochen und die Insel Sankt Helena als Ver»
vannungort vorgeschlagen; und Fouche,Herzog von Otranto, hatin
einem rührsamenPrief denHerrn von gestern(den er.vor dcmHerrn
von heute, nun »Bonaparte" nennt) ermahnt, nicht, als Nachbar
Frankreichs und Italiens, schon durch den Gedanken an das in sol»
«cherNähe wachende Genie,dieRuhestiftung zu hindern, sondern,
«m jederVerdächt igung entrückt zu sein, nach Amerika zu gehen und
in der Heimath der Franklin, Washington, Iepherson als freier
'Bürger zu leben. »Dort wird Ihr Genie nur Bewunderung, nir»
gendsFurcht erwirken und Sie werden dieses Volk erkennen leh»
ren, daß Sie, als durch Geburt ihmAngehöriger, seine Freiheit und
Bürgertugend jeder Weltherrschaft vorgezogen hätten." Schade,
öaß über den Eindruck dieses Briefes nichts berichtet ward. Ein
Vom Löwen geduldetes, gehätscheltes Aeffchen predigt ihm die
^Pflicht einer artigen Hauskatze. Aus allen Wolken hagelts nun
Flüche auf dasHaupt des machtlos überlebendenMannes.» Kann
ein solcherMensch wohl infamer endigen? Dreißigmal schösse ich
mich tot, ehe ichDies thäte."(PrinzWilhelmvonPreußen.)»Der
Tyrann hat geendet wie ein Feigling. So lange cs nur darauf
cinkam, das Blut der Anderen zu vergießen, war er damit ver»
schwenderisch. Aber er wagt nicht, zu sterben, um wenigstens
inuthig zu enden. Er nimmt ein Gnadengehalt an, kehrt in die
Nichtigkeit zurück, unterhandelt, um die Fortdauer eines schimpf-
lichen Daseins zu sichern. Seine Gemeinheit zeigte sich schon in
der Flucht von der Armee in Rußland, in der Behandlung De-
rer, so er verfolgt und niedergedrückt hatte, in seinemUmgang, in
seinen Reden, nun in seinem Unglück; sie geht bis zur Nieder»
trächtigkeit, zur Furcht für sein Leben, zur Feigheit." (Stein.)
„Ich wünschte, wir könnten ihn mitEdelmuth und Delikatesse be»
handeln. Da man aber die Welt in Gefahr glauben wird, so lange
er lebt, so werde er denn hingerichtet, damit wir endlich einmal
wiederLuftschöpfenkönnen und fürandereGeschäftcZeitfinden."
(Gentz.) »Wodurch haben wir verschuldet, daß unser kleines, vom
Mcer umspültes Asyl nun als Käfig das gefräßigste Ungeheuer,
das sich jemals dem Schoß der Natur entband, einsperren soll?
Seinesgleichen sind Tiger und Leoparden. Lebte Ehre, nur ein
Fünkchen, in ihm, er hätte sich in den Tartaros geflüchtet. Doch er
hat, freilich, Grund,dieGerechtigkeitderHöllezuscheuen. Warum

aber zerstampfet Ihr, Allerhöchste und Allermächtigste, nicht den Räuber, der so viele Völker geplündert hat? Muß dieser Minotauros in eine Höhle gepfercht werden, so wählet dazu Korsika, die Insel, die ihn gebar, doch nicht das Sandhäuflein, das unsere Heimath ist." (Die von Elba Abgeordneten.) Durch alle Bezirke Frankreichs gellt der Schrei: »Fluch demRäuber, dem Mörders Heil den Kaisern, dem König von Preußen, unseren Rettern! Noch sitzt der Geächtete in Fontainebleau. Hier hauste die Montespan, die Dubarry, ließ die Schwedenkönigin Christine ihren prahlsüchtigen Günstling Monaldeschi morden. Hier hat der Imperator mit dem siebenten Papst Pius das Konkordat ab^ geschlossen. Hier hatte der Erste Konsul die Militärakademie geschaffen, deren Statut er, fünfhundertsiebcnzehn Artikel, ohne Pause dem Grafen Chaptal in die Feder diktirte; mit so sicherem Blick für dasNothwendigeundNützliche,daß derklugeGraf,dem sein Kaifer doch ein prächtiges Scheusal war, nach Iahren noch schrieb: »In sich kräftiger Vollendetes ist gewiß nie aus einem Menschenhirn gekommen." Oü sont les neiges cZ'anwn? Fortuna hat sich von ihrem Sohn abgewandt und die Hunderte, die er mit Würden und Titeln behängte, denen der für sich Sparsame aus vollerHand gab, huldigen draußen dem neuen Gebieter. Er muß fürchten, die Frau, die er, auf feine Weise, geliebt hat (»vor ihren Verdiensten würde Frankreich, wenn es sie ahnte, sich ehrfürchtig neigen"), niemals wieder zu sehen.und jede Dämmerung fragen,, ob sein Knabe schon Habsburgs Uniform trage. Der Erdkreis horchte auf, wenn er sprach, und die Häupter der ältesten Fürstengeschlechter trachteten, seine Stimmung zu erkunden, ehe sie vor ihn traten. Das war. Am vierten April hat er für sich, am elftem auch für seine Erben auf die Kronen von Frankreich und Italien verzichtet. DieclieancecZe I'empereurl^apolLonet ciesa famillewird durch alle Gassen geheult; das Lilienbanner entstaubt und aufgerollt; die ganze Armee auf denNamenLudwigs dcsAchtzehntcn vereidet.MarmontundNcysindvomKaiscrabgcfallen.Monsieur, der Graf vonArtois, ist schon inParis («einen munterenHcrrn" nennt ihn Prinz Wilhelm); Gcneralstatthaltcr Seiner Majestät dcsKönigs. Caulaincourt imdMacdonaldfahrcn, amZwölften, nach Fontainebleau, um dem Kaiser die fertigen Urkunden zur Unterfchrift vorzulegen. Er ist ruhig, will mit den Gästen speisen, fröstelt dann aberund geht, als das erste Gericht aufgetragen wird,

insBett. Wie imtzochsommer majestätischer Launensprünge.Doch ists diesmal nicht Gaukelspiel; der Körper weigert den Dienst. Am nächsten Morgen melden die beiden Marschälle sich wieder; auchMaret, Herzog von Bassano, der Gefährte aus Bonapartes Lieutenantzeit, ist schon um Neun des Winkes gewärtig. Nur an den Tagen großer Empfänge, feierlicherAudienzen haben sie den Herrn in glitzerndem Kleid gesehen; dann trug er an denFingertt» am Degen, auf der Brust und am Hut Diamanten. Sonst: Obersten» rock, Dreispitz ohne Federn, auf dem Pferd grauen Ueberrock. In Gala fühlte er sich nie wohl; als der Schlichteste wollte er sich aus dem Gefunkel des Hoftrofses abheben. Ietzt? Vor dem Kamin kauert er; von den nacktenFüßen wippenPantoffeln; derRumpf ist in einen altenSchlafrock gewickelt; der Kopf ruht zwischen den Händen; die Ellbogen stützensich auf die Knie. Ist dieses Lebennoch desAn- undAusziehens werth ? Halbnackt starrt er inverglimmen-deFunken.DieStimmederGetreuenruftihninsschmerzlichsteGe-schäft. Grünlichgelb ist die Gesichts haut, das Auge wie Eines, der lange nicht mehr in helles Leben sah. Er unterschreibt; schenkt dem IrensprossenMacdonald,HerzogvonTarent,zuLohnundErinne-rung,denSöbelMurads,dener selbst inPalaeflina getragenhat; umarmt und küßt ihn, wie zu letztem Abschied. Ein gebrochener Mann?AchtTage danachsteht er aufrecht vorseineralten Garde. EinUeberwundener;doch ein Held. «Beklaget mein Schicksal nicht! Nur der Wille, auch fortan Eurem Ruhm zu dienen, giebt mir den Muth, mich selbst zu überleben. Von all den großen Dingen, die wir, Kameraden, gemeinsam erwirkt haben,will ich berichten. Gott mit Euch, Kinder! Iedes Einzelnen Mund möchte ich küssen. Lasset mich wenigstens auf Eure Fahne die Lippe drücken! Und hoffen, daß dieser Kuß zu Euren Herzen spreche." Seine Sliefel» spitze hat auf dem Schlachtfeld, wenn sie ihm denWeg verengten, die Leichen weggestoßen. Dreihunderttausend sind hinter ihm in Rußland gefault. Im Orient, hat er oft gesagt, „lernt man Men-schenleben verachten. Dort weiß der Herrscher, daß ihm das Blut seiner Mannschaft gehört, und die Mannschaft, daß sie auf des Herrschers Wink sterben muß. ^ Dennoch: dteGrauköpfe schluchzen. Ein Zwieback galt ihm mehr als ihr Gerippe. Sie haben für seinen Ehrgeiz gehungert, geblutet, geröchelt. Das war. Er hat sie wieder. Noch nicht das Volk. Die Fahrt, durch die Provence an die Küste, ist schlimm. Hat er denRock des Oesterreichers angezogen,

dcnMantel desRussen umgehängt, dieMütze des Preußen auf» gesetzt, um unkenntlich zu werden? Boulevardklatsch. Aber Verwünschung, Schimpf, Koth und Steine umprasseln den Wagen; und die fünfBeg!eiter müssen froh sein, als sie ihren Gefangenen heil in Frejus haben. Wieder eine wehe Erinnerung: hier, im ffornm^Iii, landete der aus Egypten heimkehrende Sieger.Drei Lnstrcn ists her. Seitdem hat er ungeheure Reiche erobert. Wo sind sie nun? In Tilsit hieß er der Herr Europas; schrie aber den Minister, der ihn so nannte, an: «Sie schwatzen wie das dumme Volk aus der Straße. Aus Konstantinope' muß ich das Recht zur Weltherrschaft holen: und der Ouarkvertrag, den ich hier unter« schrieb, kostet mich auf dem Weg an dieses Endziel ein ganzes Jahr!" Jetzt? Königaufeinem Sandhaufen. Nur die Verachtung allerMassenempfindung ist ihm geblieben. «War meinEkelnicht durchaus berechtigt? So gemeinen Andank hätte selbst ich nicht erwartet. Das ist Euer Volk! Böte man mir morgen die Krone von Europa: ich nähme sie nicht. Mich widert das Menschenge« triebe. Nur der Wissenschaft will ich noch leben! Paß auf, Bert» rand: erst auf Elba werde ich wahrhaft glücklich sein." Bis in den Hafen des Augustus verfolgt den letzten Caesar die Wuth und der Hohn des Volkes. «Schurke! Dieb! Tyrann! Massenschlächter! Feiger Wicht Nicklas! tltviveleroi!"

Paris prangt im Lenzschmuck. Großes Dankfest auf dem Kon» kordicnplatz, wo 1793 das Haupt Ludwigs des Sechzehnten ge» fallen war. Parade; russischer Gottesdienst; kniend lauscht die Menge demBöllcrgedröhn; derZar umarmt die Marschälle von Frankreich; l'e cieum Iauciamus. Einholung des Kaisers Franz; wiederParade. »Abends erschienAllcs, die zwei Kaiser, derKönig,GrafArtois,inderOper;ein rasenderSpektakel.Ganz himm» lisch wurde getanzt. Alles ist grün und in Blüthen. Die Damen tragen kleine Lilien im Ohr, dieHerren tragen sie am weißenBand mit Schleife un Knopfloch. Das russische Osterfest und unseres fiel auf einen Tag, was alle Jahrhunderte nur geschieht. Gerade vor einem Jahr wurde in Berlin zum ersten Mal die Proklamation (‚An mein Volk') von der Kanzel abgelesen und die erste Predigt auf den nun ausbrechenden Krieg gehalten: und nun danken wir, in Paris, Golt für die völlig vollbrachte Sache. Alles Dies fiel auf einen Tag? Wie merkwürdig? Dies mitgemacht zu haben, geht mir über Alles!... Leider habe ich seit vorgestern zur Ver»

Änderung wiederFieber, welches mich entsetzlich ermattet. Dicscr-
halb habe ich vorgestern den tke clansant beimMarschallNeynicht
mitmachen können, heute nicht das Diner bei Monsieur, morgen
bin ich nicht bei derParforcejagd und abends wahrscheinlich nicht
beim tke ciansantder Kurland. VielSchönes auf einmal versäumt!
Dieser Tage kommet der König tres cnretien. Großes Fest." (Prinz
Wilhelm.) Am vierten Mai landet Bonaparte auf Elba, zieht der
Lilienkönig in Paris ein. „Er wurde mit rasendem Geschrei em»
pfangen. Der König kann fast gar nicht gehen und muß immerge-
führt werden. Er hat sehr viel Aehnliches von Kutusow und dem
Erbstatthalter von Oranien. Wer uns Alle und wohl auch das Volk
am Meisten interessirt und gerührt hat, war die cluckesse g'^nMu.
Ieme.Sie hat alle die Schreckensszenen und die Hinrichtung ihrer
Eltern, des Königs und der Königin, hier noch erlebt und kommt
so zurück!Als derKönig auf dem PontNeuf bei der Statue Hein»
richs des Vierten vorbeikam, stieg Madame Blanchard sehr
schön in einemBallon auf.AbendswarIllumination undFeuer-
werk. Kaiser Alexander giebt sich viel mit der Marschallin Ney
ab; er tanzt auf allen Bällen mit ihr, spricht beständig mit ihr,
dejeunirt sehr oft bei ihr. Die hiesigen Damen ziehen sich sehr
hübsch an; ich finde aber keinen sehr großen Unterschiedmit Berlin,
außer, daß das Piedestal sehr soignirt wird." (Prinz Wilhelm.)
»Man nimmtFeste von Denen an, die sich durchRaub und ErPress»
ung beschimpft haben, und schämt sich nicht, auf vertrautem Fuß mit
Denen zu leben.andenen nochdasBlut ihresKönigs und derRevo-
lution klebt. Kurz: wirzeigen uns des Glückes, das uns geworden,
wenig würdig." (Gneisenau.) «Wir liegen den lieben langen Tag
auf denen Straßen, in denen Kuri osas, auch zuweilen in denenFel-
dern... Des Königs Einzug war süperbe. Denke Dir alle Straßen,
in der ungeheuren Länge, die er durchzog, mitTapeten und Tep»
pichen behangen, davon zwarscht die meisten Bettlaken oder bett»
lakenartigwaren, worunter abersehrschöneinSammetundGold.
MorgenistfeierlichesSeelenamt für Ludwig denSechzehnten, den
Dauphin, dieKöniginund Madame Elisabeth! Vorgestern waren
wir mitPapa und dem Selbstherrscher in Versailles, wo alleFon»
tönen gingen. Ich war ganz hin. Göttlich!!!! Gestern großes Kon»
zert, dem die zwei Herrscher abermals beiwohnten. Niemals habe
ich etwas Dem Aehnliches gehört." (Kronprinz Fritz Wilhelm.)
Napoleon Bonaparte, den der Witz preußischer Prinzen
SS

sso Die Zukunft.
»Nöppel" getauft hat, scheint vergessen. Sein Erbe hatihremAuge «ein recht königliches Ansehen". Ist aber dick und gichtisch; kann, im blauen Frack mit rothem Kragen und baumelnden Goldepau» lettes über schwarzen Sammetstiefeln, nicht gehen; wirkt wie eine Mottenmajestät aus der Rumpelkammer. I.e Oesire? Frankreich hat sich ein anderes Haupt ersehnt. Von Gottes Gnade? Bon Talleyrands, brummt derPariser. Schnell zerf.'attert der Rausch. Und Noth zerstöbert die Lust an alltäglichem Gaffervergnügen. Kein Geld und keine Gelegenheit zu anständig gelöhnter Arbeit. Wars zuvor nicht immerhin besser? Schon am elften Maiabend rottet sichs vor den Tuilerien; arbeitlose Maurer und Strolche brüllen: »Brot oderNapoleon!" Fouche hat als Herzog und Mi» nister die alte Polizistenkunstnicht verlernt; läßt die Rädelsführer insLoch stecken und seine Spür» und Hetzhunde ausbellen,in den Taschen der Verhafteten sei so viel Geld gefunden worden, daß mans, sicher, mit einem Putsch gedungener Bonapartisten zuthun habe. Vergebens.Das Stichwortist gesprochen: »Brot oderNapo-leon!" MarieLuisegehtmikdemAdlerjungen nach Wien; da wird derblonde.blauäugigeKnabebaldzumOesterreicher werden. Und würde ers nicht: ehe er in Mannbarkeit reift, ist Alles entschieden. Noch aber athmet der Vater; und wenn mans recht bedenkt...
Am letzten Maimorgen schreibt Prinz Wilhelm an Lotte:»In dieser Nacht ist der Friede unterzeichnet worden. Nun sind wir also am Ziel. "Ahnt nicht, daß er noch zweimal, als Jüngling und als Greis, an dieses Ziel muß. Der Maifriede giebt den Preußen nicht einen Pfennig, den Deutschen nicht den Schlüssel zurReichs« pforte noch die Einheit. »Deutschlands Feinden die Früchte der deutschen Siege. Unser altes, großes Haus ist geschleift und aus denTrümmernsindkleineHäuschen aufgebaut worden, worin Je» der selbständig seine Wirtschaft führt. Jämmerlich, unförmig, vielköpfigwieeinindischesGötzenbildistDeutschlandsVerfassung; ohne Zusammenhang und Einheit, ohne Kraft." (Görres.) Allzu üppig war in Paris die Lenzlust, die Festsucht gewesen. Wenn Hardenberg seinen König bestürmte, von den Kaifern Alexander und Franz, vor endgiltigem Friedensschluß, feste Bürgschaft für Preußens Entschädigung und Belohnung zu fordern, hatte min» destens Einer derDrei dazu keineMuße; und der Staatskanzlek hörte: „Morgen; bcim Konzert; auf dem Ball; in der Oper.'
5«

Ist Deutschland reich?
L»1
Ist Deutschland reich?*)
reisend mit viel schönen Reden ihrer Länder Macht und Zahl, sitzen die Statistiker in ihren Aemtern. Sie fügen Tabelle an Tabelle und weisen nach, daß wir von Tag zu Tag reicher wer» den. Eigentlich müßte also schon jeder Deutsche an jedem Sonn- tag sein Huhn im Topf haben. Die Durchschnittszahlen sagen es ja. Vor denen aber nehme man sich in Acht! Eine kleine AtteZdote lehrt, wie nöthig Das ist: Zwei Männer kehrten in ein Gasthaus ein. Der Eine bestellte und verzehrte zwei Beefsteaks und trank eine Flasche Wein. Der Andere sah zu und blieb hungrig, „Durch- schnittlich" hatte Jeder ein Beefsteak gegessen und eine halbe Flasche Wein getrunken. Wenns nach der Statistik ginge, wären Beide gesättigt.

Nichts von unfruchtbarer Kritik. Daß es wichtig ist, zu wissen, wie reich Deutschland ist, kann Niemand bestreiten. Aber man durfte nicht versuchen, statistische Berechnungen gewaltsam der Grundstimmung des Jubiläumsjahres (Wie herrlich weit wirs gebracht haben!) anzupassen. Und die Darstellung, die Geheim- rath Dr. Karl Helfferich, Direktor der Deutschen Bank, von der Entwickelung des deutschen Volkswohlstandes während des letzten Vierteljahrhunderts in dem Iubiläumswerk: „Soziale Kultur und Volkswohlfahrt" giebt, ist, nach meiner Neberzeugung, eine „rich- tige" Iubiläumsbilanz; deshalb eignet sie sich schlecht für den alltäglichen Gebrauch. Solche Berechnungen sollen uns helfen,

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes, Herr Dr.Zeitlin, hat ansEnde des guten Buches, das er bald nach dem Abschluß seiner nationalökonomi- schen Studien schrieb und unterdemTitel„Bismarckssoz!al-,wirthschast» und steuerpolitische Anschauungen" veröffentlichte, das Wort des ersten deutschen Kanzlers gesetzt: „Es ist möglich, daß unsere Politik einmal Schiffbruch leidet, wenn ich tot bin; aber der Staatssozialismus paukt sich durch/ Schon in diesem Buch wurde ein Weg gesucht, auf dem durch das Gedräng sozialistischer Wünsche die Nothwendigkeiten indi- vidualistischer Wirthschaft gerettet werden könnten. Seitdem ist aus dem Theoretiker ein Praktiker geworden. Der junge Nationalökonom blieb nicht über Büchern und Papier sitzen, sondern schritt muthig ins Dickicht deutschen Arbeitgetriebes. Als Organisator und Leite? ansehn- licher Mirthschastverbände hat er sich, auf verschiedenen Gebieten, be- währt und manchen unlösbaren Zusammenhang, manches Lehrsatzes Haltbarkeit wohl anders sehen gelernt, als gedruckte Weisheit sie ihm gezeigt hatte. Ein Mann der Praxis also spricht hier über das jetzt jo oft von Eifernden erörterte Problem,,

wirtschaftlich, technisch, politisch und kulturell vorwärts zu kommen. Wir müssen deshalb unsere Vermögensverhältnisse richtig beurtheilen lernen und dürfen uns nicht einbilden, reicher zu sein, als wir sind, Helfferich geht zwar von haltbaren Voraussetzungen> aus und gegen seine Darstellung der für den Wohlstand eines Volkes wesentlichen Grundthatsachen läßt sich nichts einwenden. Seine Folgerungen aber vermag ich mir nicht anzueignen. Zunächst Zmüssen die Gegenüberstellungen beanstandet werden, welche die Steigerung des Konsums in den wichtigsten Nahrung» Mitteln zeigen sollen. Helfferich vergleicht, zum Beispiel, bei Roggen, Weizen und Spelz und Kartoffeln den Durchschnittsver» brauch des Einzelnen für die. Jahrfünfts 1886/90 und 1907/11 und findet, daß einem damaligen Verbrauch von durchschnittlich 114,5 Roggen, 63,6 KZ Weizen und Spelz und 383,2 Kar» toffeln ein solcher von 143,1 Roggen, 88,6 Weizen und Spelz und 577,2 Kartoffeln im letzten Jahrfünft gegenübersteht. Also eine außerordentliche Steigerung des Konsums. Freilich weiß, auch Helfferich daß die Erntestatistiken vor 1893 sehr ungenau waren; trotzdem glaubt er nicht, daß die Zunahme des Konsums zum größten Theil den genaueren statistischen Ermittelungen zu danken ist. Er brauchte sich aber nur die Durchschnittszahlen für den Zeitraum 1893/1912 anzusehen, um zu erkennen, daß die Kon» sumsteigerung nicht allzu beträchtlich gewesen sein kann. Diese Durchschnittszahlen sehen nämlich so aus: 147,5 KZ Roggen, 90,5 KZ Weizen und Spelz und 590,7 Kg Kartoffeln. Sie sind im Durchschnitt der letzten zwanzig Jahre also höher als in dem des letzten Jahrfünfts. Von einer auffälligen Steigerung des Kon» sums darf man unter solchen Umständen doch nicht reden.

Diese Schönheitfehler verschwinden aber neben den Irr» thümern, die bei Helfferichs Berechnungen und Erklärungen des deutschen Volkseinkommens und Volksvermögens auftauchen. Von vorn herein sei zugegeben, daß unser statistisches Wissen und Kön» nen auf diesem Gebiet mehr noch als auf anderen Stückwerk ist. Immerhin läßt sich für Preußen und Deutschland mit der Hilfe der Einkommens- undVermögenssteuerstatiflik eine ziemlich sichere Grundlage für solche Berechnungen schaffen. Die Ergebnisse dieser Statistik müssen aber durch Schätzungen ergänzt werden; und diese Schätzungen benutzt Helfferich, um einen Milliardensegen auf das deutsche Volk niederströmen zu lassen. Von den einkommensteue» freien physischen Personen, also von denen, die weniger als 900 Mark Einkommen haben, weiß die Statistik natürlich nichts zu sagen; eben so wenig von den „Freigestellten" aus den Steuer»

Nassen von 900 bis 3000 Mark Einkommen. Er nimmt nun als das durchschnittliche Mindesteinkommen der diesen Kategorien An» gehörigen 750 und 1500 Mark an, während die amtlichen Schätz« ungen nur von 450 und 900 Mark sprechen. Wie Alsserich zu sei- nen Zahlen kommt, sagt er uns nicht. Doch die amtlichen Schätzungen dürften kaum zu niedrig sein; im Jahrgang 39 der Zeitschrift des Königlich Preußischen Statistischen Bureau wird ja bei einer Be- rechnung des Gesammteinkommens der einkommensteuerfrei?« Personen jeder einzelnen Person der Satz von 185 Mark als Ein» kommenstheil zugeschrieben und das Einkommen jedes freigestell- ten Censiten mit 975 Mark angenommen. Wir dürfen also Helffe- richs Schätzungen getrost durch die amtlichen ersetzen; und haben statt 7 dann etwa 4,5 Milliarden. Daraus ergiebt sich auch für das <Zesammteinkommen der physischen Personen in Preußen nicht, wie Helfferich rechnet, ein Betrag von 24, sondern höchstens einer von 21 Milliarden; für Deutschland sind es 34, nicht 40 Milliarden. Freilich darf man einwenden, daß dieses Minus von 6 Milliarden die Thatsache der Einkommenssteigerung nicht zu erschüttern vermag; denn da Helfferich das von Schmoller für das Jahr 1895 auf 25 Milliarden berechnete deutsche Volkseinkommen, nach seiner Methode, auf 2IV2 Milliarden schätzt, so würde eine Berichtigung des hier erwähnten Fehlers nur zu einer tieferen Herabminderung der für 1895 gefundenen Summe drängen. Wich- tig ist die Aufdeckung des Fehlers besonders deshalb, weil nach Abzug der 6 Milliarden ein Vergleich mit Frankreich nicht mehr beweist, daß im Deutschen Reich das Durchschnittseinkommen größer ist als in der Französischen Republik.

Hätten wir trotzdem nicht Anlaß, uns des Erreichten zu freuen? Eigentlich sollte man nicht immer wieder zu der eides- stattlichen Betheuerung gezwungen sein, daß eine Kritik nicht aus Nörglerabsicht zu kommen braucht. Doch 's ist mal bei uns so Sitte; und deshalb muß ich betonen, daß fich Respekt vor der gewaltigen wirthschaftlichen Gesammtleistung des deutschen Volkes in den letzten Jahrzehnten durchaus mit dem Wunsch vereinen läßt, von den Segnungen unserer materiellen Kultur künftig der Gesammtheit einen noch größeren Theil zu sichern. Helfferich nimmt Schein für Wirklichkeit, wenn er aus Gegenüberstellungen, nach denen für das Jahr 1896 das Durchschnittseinkommen auf den Kopf etwa 410 und für 1912 etwa 555 Mark betrug und die Koh- lenarbeiterlöhne in den Oberbergamtsbezirken Dortmund und Oberschlesien von 863 und 51« Mark (im Jahr 1888) auf 1586 und 1053 Mark (1912) gestiegen sind, auf eine der absoluten enr-

sprechende relative Einkommenssteigerung schließt. Statistische Angaben über Löhne dürfen nicht gar so diürftig sein. Daß die Löhne im Oberbergamtsbezirk Dortmund in diesem Vierteljahr» hundert sehr verschieden waren (sie stiegen im Oberbergamtsbezir? Dortmund von 863 Mark im Jahr 1888 auf 1086 im Jahr 1891, fielen auf 946 im Jahr 1893, stiegen auf 1332 im Jahr 1900, fielen wieder auf 1131 im Jahr 1902 und hatten 1907 mit 1562 fast ihren jetzigen Stand erreicht) und daß sie deshalb keinen Beweis für eine stetige Wohlstandssteigerung b'ieten, sei nur nebenbei er» wähnt. Wer war die Steigerung der gewerblichen Löhne im letzten Vierteljahrhundert überhaupt so ungeheuer? Die von Dr. R, Ku-czynski, dem Direktor des schöneberger Statistischen Amtes, 1909 veröffentlichte Arbeit über die „Entwickelung der gewerblichen. Löhne seit der Begründung des Deutschen Reiches" reicht zwar in den meisten Angaben nur bis 1906; aber selbst wenn wir zu Stichproben die Löhne solcher Arbeiter benutzen, bei denen beson» ders günstige Verhältnisse vorausgesetzt werden können (Krupp; Buchdruckereigehilfen), dürfen wir nur annehmen, daß die gewerb» lichen Löhne seit 1888 um fünfundzwanzig Prozent gestiegen sind. Muß man Sachverständiger sein, um zu begreifen, daß aus dem Steigen der Löhne auf eine verbesserte Lebenshaltung der großen Masse noch nicht geschlossen werden darf? Kommt in der Steigerung am Ende nicht nur die Thatsache zum Ausdruck, daß das Leben beträchtlich theurer geworden ist? Für Helfferich giebt es diese Frage nicht. Das ganze, höchst wichtige Moment der Theuerung, die Frage, wie sich das durchschnittliche Auskommen zum durchschnittlichen Einkommen verhält, wird von ihm nicht beachtet. Und doch giebt es zu deren Prüfung jetzt Grundlagen, die vor Kurzem noch fehlten. Das Kaiserlich Statistische Amt (Abtheilung für Arbeiterstatistik) ließ die Wirthschaftrechnungen ärmerer Familien im Deutschen Reich durcharbeiten und hat das Ergebnis; im Jahr 1909 veröffentlicht; 852 Haushaltungbücher von Arbeitern, Lehrern, Beamten und Privatangestellten aus dem Jahr 1907 waren geprüft worden. Das Einkommen der Familien betrug zwischen 1200 und 5000 Mark; im Durchschnitt 2192,08 Mark. Da handelte sichs also um eine Schicht, deren Einkommen nach Helfferich besonders stark zugenommen hat. Von den Aus» gaben entfallen durchschnittlich auf Nahrung» und Genußmittel 45,5, auf Kleidung, Wäsche, Reinigung 12,6, auf Wohnung und Haushalt 18, auf Heizung und Beleuchtung 4,1 und auf „Son» stiges" 19,8 Prozent. Das sind Zahlen, deren Sprache nicht miß» zuverstehen ist. Zur Erläuterung mag noch gesagt werden, daß

der relative Antheil, den Nahrung- und Genußmittel, Heizung und Beleuchtung im Budget des kleinen Mannes haben, um so größer wird, je geringer das Einkommen ist, daß aber der relative Antheil für Kleidung, Wäsche, Reinigung und „Sonstiges" mit steigendem Einkommen auch steigt, während Aufwendungen für Wohnung und Haushalt innerhalb der beobachteten Privatwirrhschaften ungefähr überall den selben Bruchtheil des Gesammtein» kommens fordern. Auch hier braucht man nicht besonderen Sachverstand, um einzusehen, daß erst die Borfrage beantwortet werden muß: Sind die Preise der wichtigsten Mittel des täglichen Bedarfes gestiegen, gefallen oder unverändert geblieben? Erst dann könnten wir endgiltig feststellen, ob von einer verbesserten Lebenshaltung, mit der sich Staat machen läßt, geredet werden darf. Diese Preise sind beträchtlich gestiegen. Das wissen wir auch ohne Statistik. Bei den verschiedenen Fleischsorten beträgt die Preissteigerung in den letzten fünfzehn Jahren 40 bis 70, bei Weizen L5, Roggen 40, bei Kartoffeln 70 Prozent. Und Butter? lind Schmalz? Bei den Ausgaben für Wohnung und Haushalt, für die uns ausreichende Ziffern fehlen, dürfte es kaum anders sein. Eben so bei den Ausgaben für Heizung und Beleuchtung, für die man sich, wenigstens zum Theil, wieder auf die Preisstatistik berufen kann. Billiger sind nur ganz wenige Nahrung» «nd Genußmittel geworden; und daß die große Masse der Bevölkerung sich heute wohlfeiler als ehedem kleidet, soll nicht bestritten werden.

Da in den zuvor genannten Hauptbedürfnissen, zu deren Befriedigung das Einkommen dient, Kleidung, Wäsche, Reinigung nur 12,6 Prozent ausmachen und da wir keinen Anlaß zu dem Glauben haben, das „Sonstige" sei billiger geworden, so ergiebt sich, daß die gestiegenen Preise den Löwenantheil des Mehreinkmnmens aufzehren. Damit stimmt das Ergebniß aus richtig gedeuteten Verbrauchsberechnungen überein. Die verbesserte Lebenshaltung müßte sich zunächst doch in der Zunahme des Verbrauches v«n Luxusartikeln des kleinen Mannes zeigen. Davon ist aber während der letzten zwanzig Jahre bei Tabak, Bier und Branntwein nichts zu merken. (Daß die Abnahme des Branntweinkonsums erfreulich ist, hat hiermit nichts zu thun.) Da nun aber auch kaum mehr Thee und Kaffee verbraucht worden ist und von der Steigerung des Kakaokonsums nicht allzu viel auf die Minderbemittelten entfallen wird, so bleibt als Aktivposten eigentlich nur die Zunahme des Verbrauches von Zucker und Südfrüchten; der Konsum von Reis nimmt leise, der von Heringen beträchtlich ab.

Die Zukunft.

Man braucht also kein Mißvergnügter zu sein, um Jedem zu rathen, er solle sich von dem Iubiläumsfeuerwerk nicht blenden lassen. Da es hier hauptsächlich auf die praktischen Nutzanwendungen ankommt, die sich aus solchen Berechnungen ergeben, ist es nicht nöthig, sich bei der Nachprüfung der Volksvermögensbilanz eben so lange aufzuhalten. Der Werth der dabei zu erlangenden Ergebnisse wird stets zweifelhaft sein. Mögen noch so viele Milliarden herauskommen: zum Leben der Volksmasse, zu deren wirthschaftlichen Nöthen und Hoffnungen lassen sie sich nur schwer in Beziehung bringen. Wird Das nicht vergessen, dann darf zugegeben werden, daß die 300 Milliarden, auf die Helfferich bei seinen Schätzungen kommt, vermuthlich nur einen Bruchtheil des deutschen Volksvermögens bilden. Der für den, Wehrbeitrag angelegte Vermögenskataster kann allerlei Neberraschungen bringen. Noch aber wissen wir nicht, ob eine der wichtigsten Positionen des Volksvermögens in der Höhe, auf die sie geschätzt wird, als AMvum zu gelten hat. Die Werthsteigerung des Bodens hat ja das Meiste zur Vermehrung des Volksvermögens beigetragen; man schätzt den Werth, des städtischen Bodens heute auf 30 bis SO Milliarden. Aber dem kapitalisirten Ertrag, in dem sich das Vermögen der Hauseigenthümer offenbart, steht die Belastung des Einkommens der Hausbewohner durch Miethe gegenüber. And wenn daher auch der Besitzer städtischen Bodens privatwirthschaftlichjeden Werthzuwachs angenehm empfindet, so bleibt doch die Frage (die natürlich bei einer nur durch den Monopolcharakter des Bodens bedingten Werthsteigerung des ländlichen Besitzes eben so angebracht ist), ob auch das Volksvermögen davon vrofitirt.

Die Bestandtheile des deutschen Volksvermögens lassen sich mit denen Englands, das in der ganzen Welt erntet, der Vereinigten Staaten und Rußlands, die weiträumige, vielfach noch unentwickelte Gebiete besitzen, kaum ohne Weiteres vergleichen; nicht einmal mit denen Frankreichs, das in feinen Ersparnissen einen Reichthum von gestern, in seinen Kolonien einen von morgen hat. Deutschland gleicht einem blühenden, aussichtreichsn Unternehmen, dessen Geschäftsinhaber durch Fleiß, Energie und Intelligenz vorwärts gekommen sind, dessen Betriebskapital und Reserven aber noch auf lange hinaus der Kräftigung bedürfen, weilman Mit den allerbescheidensten Mitteln angefangen und später zu wenig zurückgelegt hat. Damit soll nicht gesagt sein, daß man in Deutschland zu flott lebt. Wir geben zu viel aus, weil die Gesammtunkosten des volkswirthschaftlichen Betriebes zu groß. find. Deutschlands Reichthum steigt und sinkt mit der Arbeitleistung des

deutschen Volkes. Diese Leistung ist im Verlauf der Entwickelung im Werth gestiegen; aber die Lebenshaltung ist auch um fast eben so viel theurer geworden. Deutschland wird zu wirklichem Reichthum erst gelangen, wenn die Leiter unserer Wirthschaftvolitik einsehen, daß Zunahme des Volkseinkommens und Verteuerung der Lebenshaltung zu einander nicht im Verhältniß unabänderlicher und gottgewollter Abhängigkeiten stehen.

Nach der Niederschrift dieser Gedanken war in der Seffentlichkeit mehrfach von Deutschlands Reichthum di: Rede und auch an neuem Thatsachenmaterial, das für diesen RciHthum zeugen soll, fehlt es nicht. All Das vermag jedoch meine Grundüberzeugung nicht zu ändern. Die Aussprach: im Reichstag und die Erörterungen, die sich daran knüpften, treffen den Kern der Sache nicht; denn es handelt sich nicht um den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands, den Niemand bestreitet und der sich, nebenbei bemerkt, während einer Zeitspanne vollzogen hat, die sowohl die bewährte wie auch die nicht bewährte Wirrhschaflpolitik umfaßt. Steinmann-Buchers „Wehrbeitrag" („Das reiche Deulschland", bei L.Simion erschienen) aber stiftet zwar zu den ‚M Milliarden, aus die Helfferich das deutsche Volksrennögen bewerthet, noch 76 bis 97 Milliarden; doch ich fürchte, daß auch hier nur mit Zahlen gespielt wird. Freilich ist die Grundlage der Zahlen und Berechnungen bei Steinmann-Bucher solider als bei Helfferich, Aber ein paar Milliarden mehr oder weniger: der Aktivposten „Grund und Boden" macht jede Bilanz des Vollsverml'gens undurchsichtig; und die Vergleiche mit England, Frankreich und den Vereinigten Staaten beweisen nichts, weil man Unvergleichbares neben einander stellt. Bei Steinmann-Bucher ist übrigens die, Kritik der Zahlen noch nicht so wichtig wie der Blick aus die Tendenz der Veröffentlichung. Mit einigem Staunen wird man bemerken, daß Sreinmann-Bucher sich des reichen Deutschlands nicht so ganz von Herzen zu freuen vermag. Die Beziehungen, die seiner Meinung nach zwischen der Zunahme des Vo kZwoh'stanZxs und dem Wachsen der „demokratischen Gesahr" bestehen, sind mir nicht klar; ich verstehe aber, daß sein Ideal ein reiches Deut'ch'and ist, in d:m es so ärmlich zuginge wie anno dazumal. Das ist Geschmacksache. Ich würde von dem berechtigten Streben eines tüchtigen Volkes nach Verbesserung seiner Lebenshaltung nicht als von , zügelloser Begehrlichkeit der Massen" reden.

Dr. Leon Zeitlin.

Sie Zukunft.
Zinsgarantie.
ie Wege, die vom wirtschaftlichen Projekt zur Geldquelle führen, sind nur selten asphaltirt. Aber noch vor wenigen Moniten galt als sicher, daß die Ausgabe neuer Industriepopiere auf d.m Geldmarkt kein Hindernis; finden werde. Resultat: Vorzugsaktien mit fester nnd Obligationen mit hoher Verzinsung, Der offizielle Zinsfuß hat gewechselt; sonst blieb Alles beim Alten. Nur will die Industrie weder die Ablösung ihrer Bankschuld noch die Auffüllung ihrer Kassen lange hinausschieben. Der Kreditgeber denkt auch lieber an Konsortia'gewinne als an die Kürzung der Zinsen. Aber es sieht nicht so aus.als solle ein neues Zeitalter anbrechen. Im Hochofen- und Zechenreoier werden die Kapitalien gestreckt, so lange es geht; doch man sucht auch neues Geld zu fördern. Aumetz-Friede ist mit seiner Anleihe im Reinen (20 Millionen Francs zu 5 Prozent). Nun wartet man auf Deutsch-Lux und Hsesch. Die Rombacher Hüttenwerke, die in Lothringen (Rombach, Maizisres, Sainte Marie-aux-Chsnes, Montois) ansässig sind, haben große Erzfelder, aus denen ihre Hochöfen gespeist werden. Aber ihre Kohlenbergwerke sind noch unerschlossen. Sie fruchtbar zu machen, würde Zeit und Geld kosten. Ohne die Nothwendigkeit sofortigen Kapitalaufwandes eigene, der Kontrole und der Preispolitik des Syndikates entzogene Kohle zu bekommen, war nur auf einem Weg möglich. Rombach pachtet die bekannte Zeche Con» cordia in Oberhausen auf dreißig Iahre, mit dem Recht, sie nach dem Ablauf des zehnten, mit der Verpflichtung, sie nach dem Ablauf des dreißigsten Iahres ganz zu übernehmen. Die Concordia scheidet also endlich aus dem Bereich der Fusiongerüchte. Sie produzirt mehr als I>/s Millionen Tonnen Kohle und rund 550 00Z Tonnen Koks. Das ist für Rombach ein beträchtlicher Zuwachs; freilich ist die Zeche durch einige Hundert Kilometer von der Hütte getrennt.
Die Reinen Zechen, deren Situation durch die Politik der großen Universalwerke nicht besser wird, sehen eine Genossin nach der anderen aus ihren Reihen scheiden. Concordia ist im Kohlensyndikat mit einer Quote von IVs Millionen Tonnen für Kohle und von 471000 Tonnen für Kots betheiligt. Ihre Produkte, die früher auf den Markt kamen, gehören nun den Rombachern. Der Kampf um das Schicksal dcs Syndikates wird durch die Vermehrung der abhängigen Zechen immer schwieriger. Am zwanzigsten Februar trat Emil Kirdzrf vom Vorfitz im Erneuerung-Ausschuß zurück, nachdem die Versammlung der Zechenbesitzer den neuen Vertragsentwurf abgelehnt hatte. Das war ein Todesurtheil mit bedingter Vollstreckung, Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat endet aber nach dem Vertrag erst mit dem Kalenderjahr 1915. An Zeit zur Vorbereitung des neuen Vertrages fehlts also nicht. Und der Parteien Gunst ist dem Syndikat ausdrücklich be» stätigt worden. Das preußische Abgeordnetenhaus hat ihm sein Vertrauen votirt i nur die Sozialdemokraten möchten es durch ein Staats-Monopol ersetzen. Der preußische Hzndelsminister deutete nicht an. dab

auch er das Kohlensyndikat als roeksr äs bron^? betr,ich!e; er „hält die Erneuerung im Allgemeinen für wünschenswert, jedoch nur für den Fall, daß die Konsumenten gegen eine zu starke Ausnutzung geschützt werden. Die Entscheidung über den Beitritt des Fiskus hängt nicht nur von angemessenen Bedingungen, sondern auch von der Bürgschaft für genügende Wahrung der allgemeinen Interessen ab". Daraus kann selbst der Optimist kein Versprechen machen; die Betheiligten aber wissen, daß, sie erst den Strauß unter einander auszufechten haben, ehe der Staat zum Palaver kommt. Mit blankem Schwert wird er nicht erscheinen. Die Kalispuren schrecken; und im Kohlengcb'e! wäre der Kampf gegen die Mächte der Produzenten noch viel gefährlicher.

Der Vertrag mit Rombach bringt den Aktionären der Concordia eine Aktie mit garantirter Dividende. Die wird sonst nur bei Vorzugsaktien verbürgt; und da geht sie über 6 Prozent nicht hinaus. Man wählt diese Form niedrig verzinslicher Aktien manchmal aus taktischen Gründen. Ein Beispiel aus jüngster Zeit liefert die Bergbaugesellschaft Ilse, deren Aktie zu den höchstnotirten Papieren d s berliner Kurszettels gehört. Das Stammkapital betrug zehn Millionen. Nun sollen fünf Millionen sechsprozentiger Vorzugsaktien ausgegeben werden; mit dem selben Stimmenverhältniß, das die zehn Millionen haben. Eine Aktie zu 500 wird einer zu 1000 Mark gleichgestellt. Aktien mit 6 Prozent haben an sich keinen beson^er^n Reiz; und hier wird der BesitzwechZel noch dadurch erschwert, taß Stücke unter 1000 Mark Namensaktien, also nicht ganz bequem übertragbar sind. Die neuen Aktien sollen eben im Besitz der herrschenden Gruppe bleiben, die sich dadurch, ohne großen Geldauswand, die unbedingte und unbezwingbare Majorität sichert. Die Stammak.ien sind im allgemeinen Verkehr. Um eine Mehrheit zu bekommen, muß, man viel ausgeben; denn jede Aktie kostet 5070 Mark und die einfache Mehrheit der Stammaktien 2Z Millionen; die Vorzugsaktien schaffen für 5 Millionen jedes notwendige Stimmenübergewicht. Zu dieser Gattung festverzinslicher Aktien gehören die Concordiawerth: nicht. Sie bleiben Stammaktien, behalten ihren hohen Kurs (360) und die Gewähr fetter Dividende (in den letzten fünfzehn Iahren gabs im Durchschnitt 17 Prozent). Rombach wird für die ersten fünf Iahre des Pachtvertrages je 21, im nächsten Vierteljahrhundert dann je 22 Prozent Dividende an die Concordia-Mtionäre zahlen; mindestens hVz Prozent mehr, als im Durchschnitt seit 1900 gezahlt wurde. Außerdem nimmt Rombach allein die Gefahr der Konjunkturschwankungen auf sich; der Concordia ist in jedem Fall ihre hohe Dividende gewiß. Wer die Aktie zu 360 Prozent gekauft hat, erwirbt die Anwartschaft auf einen sicheren Kapitalgewinn von 15 Prozent, der entweder nach zehn oder nach dreißig Iahren fällig wird. Für die Rombacher Hütte, deren Dividende im Durchschnitt der letzten zehn Iahre nur 9,9 Prozent betrug, muß sich der neue Aufwand als Ertrag aus der Verbilligung des Kohlenbezuges ergeben. Sonst hätte das Geschäft keinen Zweck. Rombach muß an Ausgaben mindestens so viel sparen, wie es für die Eon-

cordiadividende aufzubringen hat; un5 d'e eigene Dividend: l^nn erst steigen, wenn ein Ueberschuß von Kohlen und Koks aus dem Con> cordiabesitz gewonnen und verkaust worden ist. Darauf wird zuversichtlich gehofft. Rombach arbeitet mit 5Z Millionen Mark Ak i:nkapital und 22 Millionen Anleihen. Seine Unkosten sind hoch, da allein die Armee zu entlohnender Arbeiter 7000 Mann umfaßt. Aber der Segen der Unabhängigkeit scheint nicht zu thener erkauft.
Welche Möglichkeiten sich daraus ergeben, lehrt die Entwickelung von Gelsenkirchen. Dieses Riesenwerk überraschte seine Aktionäre mit einer Dividendenerhöhung von 10 auf 11 Prozent. Um sich dazu, mit 180 Millionen Mark Aktienkapital, in einer Zeit verschlechterter Konjunktur, zu entschließen, muß man seiner Sache sicher sein. Gelsen» kirchen verzeichnet einen Bruttogewinn von 66,6 Millionen (58 07). Nicht viel weniger, als der Rohgewinn der Deutschen Bank beträgt, Nur die Firma Krupp hat einen noch größeren Gewinn ausgewiesen. An öffentlichen Lasten hat Gelsenkirchen fast 11 Millionen zu tragen. Seine beste Chance ist die bis zur feinsten Verastelung durchgeführte Anlage des Betriebes. Ein klassisches Beispiel für den Nutzen des ,,ge» mischten Systems". Da aber endet der Geldbedarf nie. Ieder technische Fortschritt fordert neue Mittel. Stimmt die Rechnung, so muß mit der Breite des Fundaments auch die des Ertrages wachsen.
Fast noch hungriger als die Montanindustrie ist die Elektrotechnik; und sie hat sich in der Fülle ihrer Geldgeschäfte an den Aus» nahmetyp schon gewöhnt. Die einfache Aktie wird nur da genommen, wo die Hauptgesellschaft von einem Mitglied Kes Eoncerns gespeist wer» den soll; sonst: Obligation. Einen neuen Weg wählte die AEG, im vorigen Iahr erhöhte sie ihr Aktienkapital (um 25) auf 155 Millionen und gab 30 Millionen fünfprozentiger Obligationen aus, die den ersten Bedarf für die neue Schnellbahn Gesundbrunnen-Neukölln decken sollten. Im Auftrag der ,,AEG-Schnellbahn»Aktien»<Sesellfchaft", die den Betrieb leiten wird, baut ßtte A EG idie Bahn, Die neue Gesellschaft hat ein Aktienkapital von 22>/s Millionen ^/sprozentiger Vorzugs, aktien und 20 Millionen Stammaktien und ist berechtigt, 42Vs Mil» lionen vierprozentiger Obligationen auszugeben, für deren Verzinsung und Amortisation die Stadt Berlin bürgt. Das besondere Merkmal dieser Effektcnproduktion besteht darin, daß die AEG die Aktien der Schnellbahngesellschaft finanziren läßt, ehe ein betriebsfähiges Objekt sichtbar ist. Da die AEG hinter den neuen Papieren steht, ist der Mangel der Rentabilität bei den Stammaktien ausgeglichen; und die Vorzugsaktien haben ihre feste Verzinsung, für welch« die AEG auf zehn Führe einen Zuschlag von V? Prozent gewährt. Dadurch erhöht sich bei den 22>,2 Millionen der Zinscoupon auf 5 Prozent. Diese Aufbesserung, die den Absatz beschleunigen soll, kostet die AEG mehr als eine Million. Die berliner Zulassungstelle hat den neuen Aktien den Weg in den Kurszettel geöffnet und die 22V? Millionen fünfpro» zentiger Vorzugsaktien waren blitzschnell untergebracht. Die Aus» gaben für das erste Baujahr werden auf 13 bis 20 Millionen ge»

Ein Brief.
schätzt, aus dem Aktienverkauf aber mehr als 42 Millionen erlöst, so daß schon ein reichlicher Ueberschuh bleibt. Man sieht, das; die Finanztattik der A EG nicht auf große Athempausen eingestellt ist. Das Wachsthum des Geldbedarfes bei steigendem Umsatz ist eine bekannte Größe; die unbekannte ist: die Bereitwilligkeit des Geldmarktes. Um ihrer sicher zu sein, hat der Kluge neue Lockmittel erfunden. Lado

Ein Brief.
ZMoer bahnt uns einen deutschen Weg? So fragt in den „German!» schen Lehren aus Amerika" (im ersten Märzheft der „Zukunft") der Diplom»Ingenieur Wichard von Moellendorff. Die Antwort finden wir, wenn wir uns klar machen, wie die Grundlagen waren, die Taylor ermöglichten, seinen Gedanken zu erfassen und durchzuführen. Die Hauptgrundlage war die in Nordamerika durchgeführte Ar« beitstheilung, und zwar die Teilung der Arbeitprozesse selbst, die früher als Arbeiteinheit angesehen wurden, verbunden mit der Schaffung von Normalien und der Einführung von Hilfmitteln aus dem Arbeitbureau. Vor der genügenden Auftrennung der Arbeitprozesse stand der Techniker einer, so zu sagen, formlosen Arbeitmasse gegenüber; je weiter diese Auftrennung fortschritt, desto mehr ergab sie Bausteine, die auf der Grundlage von Normalien zu einem neuen Arbeitprozesse zu» sammengesügt wurden. Das waren die Vorbedingungen für die Durch» führung von Taylors Gedanken der Auftrennung der anscheinend un» auftrennbaren Einheit der Arbeit des einzelnen Menschen.
Wer soll nun einen deutschen Weg bahnen? Alle, die die in Deutschland üblichen Arbeitprozesse in die einzelnen Phasen zerlegen, die Normalien ausarbeiten aind mit den erhaltenen Ergebnissen neue Arbeitmethoden erfinden und zusammenstellen. Wer beschäftigt s'ch in Deutschland mit dieser Arbeit? Beinahe Ieder, der in Fabrik oder Bureau den Zwang fühlt. Und Deren giebt es Tausende; denn jeder Betrieb kommt früher oder später auf den Punkt, wo die Uebersicht verloren geht, wo die Arbeitkraft nicht mehr ausreicht, um Alles zu kontroliren, und wo die Konkurrenz zwingt, auf bessere und wohlfeilere Methoden zu sinnen. Die Haupthindernisse liegen in der menschlichen Natur und in der Entwickelung der deutschen Arbeit in den letzten Iahrzehnten. Wer in seinen besten, von der Arbeit ausgefüllten Iahren seine Fabrik, sein Geschäft hochgebracht hat, glaubt oft, nicht die Zeit zu haben, oder hat nicht mehr die Spannkraft, diese Gedanken zu verwirklichen, auch wenn er sie erkannt hat. Kommt ein Betrieb an den Scheideweg der Ueberlastung der Dirigirenden, so sucht der Eine den Geschäftszweck durch die Anstellung eines größeren Personals zu erreichen; er sucht Spezialisten und macht die Sache nur noch schlimmer.

Die Zukunft.

Der Andere sucht Normalien und sindet sie; zerlegt die A.beilprozesse und baut die zu leistende Arbeit nach neuen Grundsätzen auf. Oft werden beide Methoden gemischt. Abgesehen von den Erfahrungen, die« der Einzelne, durch die Noch getrieben, macht, giebt es aber eine An» zahl tüchtiger, arbeitfroher Männer, die die Erfahrungsgrundsätze kennen, die bei dieser Auftrennung, Erfindung von Normalien, beim Neuausbau des Arbeitprozesses zu Grunde gelegt werden müssen; Erfahrungsgrundsätze, die durch die meisten Wirrnisse solcher Neuorganisation, in der Technik wie in der Verwaltung, hindurchführen. In der Verwaltung ist Nordamerika schon überholt, und zwar in der Buchhaltung, Ieder Kaufmann kennt die Erleichterung, welche die Einführung der sogenannten amerikanischen Buchhaltung gebracht hat; sie ist aber weit überholt durch die Einführung der modernen, sich selbst kontrolirenden (Moment») Buchhaltung.

Da jeder Kaufmann, jeder Techniker, der mit seiner Arbeit verwachsen ist, wie nur der Deutsche mit ihr verwachsen sein kann, die Nothwendigkeit einer Organisation (Ordnung auf Grundlage von Normalien) fühlt, so steigen die Aussichten für Ieden, der die ElfahruncF-grundsätze kennt, die einer Organisation zu Grunde zu legen sird; jeder nach den neu erkannten Grundsätzen neu aufgebaute Betrieb schafft Leute, die sich diese Prinzipien zu eigen machen, sich darauf einschulen und für weitere Organisationen verfügbar werden.

Ieder auf diese Weise neu organisirte Betrieb zwingt d!e Konkurrenz, sich deren Vortheile anzueignen. Iede Neuorganis rung eines Betriebes bringt den (meist nicht beabsichtigten) Erfolg, tauglichere Kräfte an den richtigen P'atz zu ftel'en, die dann nicht mehr durch den Ballast dumpfer, mechanischer, immer wiederkehrender Arbeit behindert sind, und die untauglichen und halbtauglichen aus Posten zu verdrängen, denen sie nicht gewachsen sind. Auf dieser Grundlage ist zu erreichen: Ordnung, die in allen regelmäßig wiederkehrenden Fällen genau vorgezeichnet ist und die nachkontrolirt werden kann; Erweckung des Pflichtgefühls der maschinenmäßig Arbeitenden durch die vorgezeichnete Ordnung, der Kontrole ohne persönlichen Druck von oben herab: der Intelligenten, weil sie ihre Fähigkeiten anwenden kennen, als tauglich erkannt werden und aus dem Zwang d:rNoth heraus auf die ihnen zukommenden Posten gestellt werden. In einem größeren Betrieb wird es keine gescheiten und keine dummen Angestellten mehr geben, sondern Leute, die von der Direktion aus den Posten gestellt werden, der für sie paßt. Ferner ist zu erreichen: Gebundenheit durch die eingeführte Ordnung; Freiheit in den Entschließungen für de Dirigirenden durch die Entlastung von überflüssigem Ballast, Uebersicht» lichkcit und Durchsichtigkeit des Betriebes; Gerechtigkeit, weil Keiner so thun kann, als ob ek Etwas thue, sondern Iedes Leistungen erkannt und nach richtigem Maßstab gewürdigt werden können.

Antwerpen. Emil Zeller.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Perlag der Zukunft i» ««clin. — Druck von Pag « Sarleb S. m. b. H. in «erlin.

21. März IS14.
— DI« Znlinnst. —
klr. 2«.

^xpoi't naok ällsn ^slttsilsn.

RleineZ bester.

Lsut« 3 Udr:
Kleiropo!-bester.
vi« Ikeis« un» «Ii« ili'il«
I^oter «len I^iotlea 4L
«Sit« UN«I «»rm« «ii«K».
kl««ill von ^»»» l»lld»n-
« SM LsKnKok ^risckrlvksti'asz»
IlllNlW- "nogfsnot"
»Kl» »d««K»I»I>Z«,
3^ ^Ä»«^
SäeK». Lisen», k>o«r» u»ck klinersIdsS mit
derükmter LI»ude»»lT«ue!Ie. klel>iK«»m«eK. I»»»itut, Li»rleKtu«<e» sSr
Üxckr« Kerspie Lr«»»e» I.«std»ö mit SeKvimmteied«».
S(X> in i,, g,^s^en Ving« gssvuiit/t, inmitten susgeilenntei' «»Iilungsn u«<t ?»i'k
Ssisoii: I, bis 30. Septsvabsr, Äsiin Winterbetrieb, 18 Geräts, 2 ^«r^Uvlleii,
Linter Kst Ksrvsrrsgeneßs Lrkolg«
dsi ssr»u»nlir»nl>neiten, s,lig?ivsiiiso Son«!t<:>>e!>i5tiinilgn, Siut»rn>ut, SIeiensueKt.
tter^ieiilen (LerrsinKurei!), r,rKrsi>Kiiiigsn gerV«i'cksu>ii'^°«rgl>ne I Vsrswpkll,,^), Si>r
pro?,'»Kt« uv^ ^VoKmivssvsrzejediiis, postlr« SurüK Sis Xgl, S»IIeiIII'»I>ti«n.
»run»»nv«««nck ckurek sie kl»Kr,n»p«tK«It, In 0rD»ck«».

Berlin, den 28. März 1U14.
1864.

AAarum wird von der feinen und groben Arbelt, warum von MW dem gewaltigen Ertrag desIahres 1864 '.uf derHochwacht preußischen Lebens keinWörtchen gesprochen? Weil dieWächter des Iubilirens müde sind und dem übersatten Magen der Nation nicht eine Halbjahrhundertfeier zumuthen möchten? Keiner glaubts; denn unversiechbar ist,wie der aus demVenusberg ans Licht sprudelnde, auch dieser Bronnen und nie erlischt das Verlangen nach widerhallendem Fcstlärm. Den aber halten wir uns gar nicht erwünscht; nur, von der Höhe her, eindringlicheMahnung zu ernstem Gedenken an die Zeit starken, lenzlich fruchtbaren Volbringens. Warum hörten wir sie nicht? Weil die Empfindung derDänen,insbesondere der preußisch gcwordenen,nicht ge» kränkt werden soll? Ohne triftigen Grund wird sie, allzu oft, durch kleinlichen Zwang geärgert. Weil der 1864 überwundene, um seine Erbhoffnung geprellte Mann der Vater der Frau ist, die neben dem Deutschen Kaiser thront? Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg war der Sohn Christians, der wider Dänemark, da es den Elbherzogthümern die weibliche Erbfolge aufzwingen wollte, das Schwert zog, nach mißglückten Versuchen aber seinen Besitz an den Dänenkönig abtrat und sich verpflichtete, mit seinerFamilie fern vonDänemark zu leben und gegen dessen Erbordnung nichts zu unternehmen. Friedrich hat mit dem Vater gefochten, gelitten; nach dem Tod Friedrichs des Siebenten von Dänemark sich aber von dem Verzicht losgesagt, die Herzogthümer als sein Eigcnthum gefordert und sich Herzog



file:///D|/0515/ocr%2080er/dz%20086_413.html[17.07.2014 17:10:26]

Friedrich den Achten von Schleswig-Holstein genannt. Daß er, den in Elmshorn dieVolksversammlung als Landesherr« aner» kannte, niemals die Herrschermacht an sich zu reißeu^vermochte und sein Widerspruch gegen dieAnnexion der Herzogthümer ins Leere verhallte, war, gewiß, Bismarcks Schuld. Doch Friedrich selbst, der als bayerischer General a la suite den deutschen Krieg gegen Frankreich mitmachte, hat sich mit den harten Nothwendig» keiten deutschen Einheitwerdens noch abgefunden. Und die Erin- nerung an dieTage, die denGlanz desElternhauses bleichen sahen, kann die deutscheFrau nicht verletzen, die nun Kaiserin heißt und längst gelernt hat, daß dieserTitel niemalswieder aufgelebt wäre, wenn die Scheu vor der Enttäuschung kleiner Dynastenwünsche die KraftzukühnemHandelngelähmt hätte.Oder soll nicht lautgesagt werden, daß der Mann, der zu kühnem Handeln damals denMuth hatte, nichtZollern hieß, sondern Bismarck? Ganz einsam war er, ohr.e zuverlässige Stütze. Ganz heimlich hat er den Plan ersonnen, bebrütet: Verkennung, Schmähung, Mißverstand nicht für eines Augenblickes Dauer gefürchtet und die Ausführung, gegen den Willen seines Königs, des Kronprinzen, der Bundestagsmehr» heit, gegen eine Welt von Feinden vorbereitet. England wollte den Dänen helfen,Frankreich,zu früh noch fürBismarcks Kalkül, Oesterreich und Preußen in Feindschaft verhetzen; undRußland stand aufdemErbanspruchdesHausesHolstcin-Gottorpundwollte mit den Herzogthümern das ganze Königreich Dänemark (dessen Nnantastbarkeit im Londoner Vertrag von allen ttaui« Parties contracwntes vcrbürgt war) seinem Reichsleib eingliedern. Die Vorstellung, im kleinen Preußen könne ein Minister hoffen, dieses Gck,muelgroßmächtigenTrachtensauseigenerKraftzu zerreißen, dünkte dieZünftigen nur mitleidigen Lächelns werth. Das wußte Bismarck; und er hat die ungeheure Schwierigkeit des Weges, der ansZiel führen konnte (nicht: mußte), niemals verkannt. Keiner erfuhr, auch sein König nicht, wohin er wollte. Alle glaubten, zu» erst, daß ihm die Sache der Herzogthümer gleichgittig sei, dann, daß er dem Augustenburger das Bett bereite. Im Sachsenwald hat er mir gesagt: »Wenn ich Talent zur Selbstgefälligkeit hätte, würde ich mir auf die Arbeit von 1863 und 64 Einiges einbilden. Das war, wirklich, nicht leicht. Während ich mich mit den Fort» schrtt.sleuten über Armee» und Verfassungfragen herumschlagen

mußte, hatte ich die beträchtlich höhere Pflicht, den liebenFreun»
den und getreuen Nachbarn ein reaktionärer Träumer und, nach
außen, friedlicher Dutzendminister zu scheinen und zu überlegen,
quäncio, quomoci«, quibus auxiliis der erste Schritt auf den Weg zu
deutscher Einung unter preußischer Spitze gethanwerden könne.*
Heute noch erkennt der Rückblick in dieserZeit die größte Leistung
des Sta atsmannes. Die, an derAlles hing, die Alles ermöglichen,
Alles vereiteln konnte; ohne deren Gelingen nicht Königgraetz
und nicht Sedan Ereigniß wurde. Warum, noch einmal, wird
darüber keinWörtchen gesprochen? Steht auch unser Gedächtniß
unter Kommando? Schaut, auch wenns nicht befohlen, vielleicht
gar nicht gewünscht wird, in die Bücher preußisch»deutscher Ge»
schichte; und schöpfet in armer Zeit aus Heldenerlebniß Trost.
Gegen den Strom.
Herr von Bismarck vertrat das Bestreben, den Deutschen
Bund zuGrunde zu richten, um Raum für Preußens Herrschaft zu
schaffen.ich dasBestreben.denBund zu halten. Die Kräfte waren
ungleich. Mit ihm ging die ganze neue Zeit und gingen die Staaten,
die von Preußen Etwas fürchteten oder wollten, fo Holland für
Luxemburg, soDänemark fürHolstein; zu mir hielten sich nur Han-
nover, Sachsen und die Freien Städte. FürHerrn von Bismarck,
der durch und durch nur Preuße ist, existirte kein anderer Stand»
Punkt als der des preußischen Interesses. Was daraufkeinen Be-
zug hatte, nahm er allenfalls freundlich und, in seiner Weife, höf-
lich hin; aber erwürde, wenn einEngel vom Himmel herabgestiegen
wäre, ihn ohne preußische Kokarde nicht eingelassen haben und
würde dagegen dem Satan selbst (zwar mit Verachtung.aberdoch)
die Hand gereicht haben, wenn dieser Satan dem preußischen Staat
ein deutsches Dorf zugefchanzt hätte. Klar wie Macchiavell, war
er zu gewandt und zu glatt, um irgendein Mittel zu verschmähen,
und man muß ihm zugestehen, daß ihm Halbheit nach jeder Rich-
tung fern lag und daß er jedesmal die ganze und wohlgeordnete
Phalanx seiner Mittel ins Feld zu führen verstand. So betrieb
er mit unermüdlichem Eiferdie Lahmlegungund Herabwürdigung
desBundes; mitgroherGewandtheitundausgiebigcrBenützvng
der ihm zur Verfügung stehenden Presse wußte er die Schuldd^ ran
Oesterreich, das ihm imWege stand.in die Schuhe zuschiclx > und
37'

Preußen als den Hort der zeitgemäßen Ideen hinzustellen. Der BerufPreußens überwältigte ihn so,daß er selbst mit mirdieUnerläßlichkeit der Einheit Deutschlands unter Preußen mehrmals besprach. Mir ist überhaupt kein Mann vorgekommen, so abgeschlossen in seinenUeberzeugungen.so bewußt seines Sollens und undWollens. Bismarck war derMann für den UmgußDeutsch» lands in die neue Form... GrafRechbergwurdemeinNachfolger (als Oesterreichs Bevollmächtigter am frankfurter Bundestag); ihm gelang es eben so wenig wie früher dem Grafen Thun, sich mit Herrn von Bismarck wenigstens gesellschaftlich auf erträglichem Fuß zu erhalten, was mir, nicht ohne Mühe und größle Selbst» Verleugnung, doch einigermaßen gelungen war. Herrn von Bis» marck fehlte eben gänzlich die Eigenschaft, die Person von der Sache trennen zu können. (Anton Graf Prokesch von Osten, Botschafter und Feldzeugmeister: Notizen aus dem Jahr 1872.)

In der schleswig'holsteinischenFrage stand ich auf dem Boden derVerträge und wirkte für die staatsrechtlicheUnabhängig» keitderHerzogthümcr. AusvielenGründen,schonautz solchen der inneren österreichischen Politik, konnte ich nicht einwilligen, daß nur das Nationalitätenprinzip entscheidend sei. Richtig ist, daß wir vor dem Feldzug nicht bestimmt genug mit Preußen verab» redeten, was nach der Eroberung mitdenHerzogthümernwerden solle. Das kam daher, daß sich die Verhältnisse rascher entwickelten, als ich wünschte. Beim Friedensschluß nahmen wir Dänemark nach Kriegsrecht die beiden Provinzen ab. Ich wirkte dafür, daß Schleswig an Preußen, Holstein an Oesterreich abgetreten werde. So sollte es bis zu einergroßeneuropäischenBerwickelung b eiben, inwelchervermuthlichOesterreich undPreußenFrankreich gegen» Über stehen'müßten. Dann ergab sich die Möglichkeit eines Aus» tausches und ich rechnete darauf,daß wir fürHolstein wenigstens die Garantie unserer italienischen Provinzen erhalten würden, so daß Venedig dadurch für uns gerettet worden wäre. WennHerr von Bismarck eine vollständige diplomatische Erziehung hätte, wäre er einer der ersten Staatsmänner Deutschlands, vielleicht der erste; er ist muthig,fest,hochstrebend,vollFeuer,aberunfähig, eine vorgefaßte Idee, ein Vorurtheil, eine Parteianschauung ir» gendeinem Grundsatz höherer Ordnung zu opfern; er besitzt keinen praktisch politischen Sinn, er ist ein Parteimann im stärksten Sinn

des Wortes und Oesterreich feindsälig gesinnt. Der schreckliche Bismarck ist im Stande, denRock auszuziehen und selbst auf die Barrikade zu treten.(GrafIohann Bernhard von Rechberg, Präsidialgesandter am Bundestag: vom Mai 1859 bis Ende Oktober 1864 Oesterreichs Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.) InFrankfurt kam Rechberg einmal zu Bismarck, um ihmeine wiener Depesche zu zeigen, nach der er indernächsten Sitzung eben so wie Preußen stimmen sollte. Bismarck überflog das Schreiben und gab es mit den Worten zurück: »Hier ist wohl ein Irrthum geschehen." Rechberg sah in das Blatt hinein, erschrak, wurde blaß: es war ein vertraulicherBegleitbrief,mitderWeisung,zwar selbst für Preußen zu stimmen, aber Alles zu thun, um das ge» meinsame Votum durch die übrigenGesandten verwerfen zu lassen. Rechberg hatte die beiden Schreiben verwechselt. «Beruhigen Sie sich", sagte Bismarck;«Sie haben mir den Brief nichtHeben wollen, also habenSie ihn mir nicht gegeben, alfo ist sein Inhalt mir völlig unbekannt." InderThathaterihnnienachBerlinberichtet. (Heinrich von Sybel: »Die Begründung des Deutschen Reiches.") Die Thorheit der bisher leitend gewesenen Bundesglieder zeigt sich meines Erachtens am Deutlichsten darin, daß ihnen die Einigkeit zwischen Wien und Berlin unwillkommen ist, daß sie diese Einig» keit zu lösen hofften. Gelänge ihnen Das, so wäre überhaupt von Deutschland als politischer Einheit und vom Bund nur so lange dieRede, wie Friede ist; mit dem ersten Krieg, bei dem ein deutscher Staat betheiligt wäre, würde dann das Gebäude einstürzen und die Schwächeren jedenfalls sicherer als die Stärkeren unter seinen Trümmern begraben. Schonen wir daherunsere Beziehungen um jeden Preis; durch ihre Pflege und Stärke dienen wir Deutschland, indem wir es gemeinsam beherrschen, nicht gewaltthätig, wie der Protektor den Rheinbund, sondern bundesfreundlich, wie die Ersten unterUnseresgleichen. (Bismarck an Rechberg im Oktober 1864; noch immer in dem Streben, Oesterreich «warm zu halten".) Ich gebe Ihnen die Betrachtung vollständig zurück, daß eine „an sich höchst einfacheFrage preußischer Politik" durch den Staub, den die dänische Sache aufrührt, durch die Nebelbilder, welche sich an diese Sache knüpfen, verdunkelt wird. Die Frage ist, ob wir eine Großmacht sind oder ein deutscher Bundesstaat und ob wir, der ersten Eigenschaft entsprechend, monarchisch oder, wie es in der

zweitenEtgenschaftallerdtngszulässigist,durchProfessoren,Kreis-
richter und kleinstädtische Schwätzcrzu regiren sind. Die Jagd hin»
ter dem Phantom der Popularität »in Deutschland', die wir seit
den vierziger Ja hren betrieben,!)at uns unsere Stellung inDeütsch-
land und in Europa gekostet und wir werden sie dadurch nichtwie»
der gewinnen, daß wir uns vom Strom treiben lassen, in der Mein»
ung, ihn zu lenken, sondern nur dadurch, daß wir fest auf eigenen
Füßen stehen und zuerstGroßmacht.dannBundesstaatsind.Das
hat Oesterreich zu unserem Schaden stets als richtig für sich aner»
kannt und es wird sich von der Komoedie, die es mit deutschen
Sympathien spielt, nicht aus seinen europäischenAlliancen, wenn
es überhaupt solche hat, herausreißen lassen. Gehen wir ihm zu
weit, so wird es scheinbar noch eine Weile mitgehen, namentlich
mitschreiben, aber die zwanzig Prozent Deutsche, die es in seiner
Bevölkerung"hat, sind kein in letzter Instanz zwingendes Element,
sich von uns wider eigenes Interesse fortreißen zu lassen. Es wird
im geeignetenMoment hinter uns zurückbleiben undseineRicht»
ung in die europäische Stellung zu finden wissen, sobald wir diese
Stellung aufgeben.SchmerlingsPolitik.deren SeitenstückIhnen
als Ideal für Preußen vorschwebt, hat ihr Fiasko gemacht. An»
sere vonIhnen imFrühjahr sehr lebhaft bekämpfte Politikhatsich
in der polnischen Sache bewährt, die Schmerlings bittere Früchte
für Oesterreich getragen. Es ist noch nicht dagewesen, daß die wie»
ner Politik in diesem Maße en gros und en ctewil von Berlin aus
geleitet wurde. Dabei sind wir vonFrankreich gesucht, Fleury bietet
mehr.als der König mag; unsere Stimme hat inLondon undPe»
tersburg das Gewicht, das ihr seit zwanzig Iahren verloren war;
und Das achtMonate, nachdem Siemirdie gefährlichste Isolirung
wegen unsererpolnischen Politikprophezeiten. Wenn wirjetzt den
Gr oßm ächten denRücken drehen, um uns der in dem Netz der Ver»
einsdemokratie gefangenen PolitikderKleinstaatenindieArmezu
werfen.so wäre Das die elendeste Lage, in die man die Monarchie
nach innen und nach außen bringen könnte. Wir würden geschoben,
stattzu schieben ;wir würden uns aufElemente stützen, die wir nicht
beherrschen und dieunsnothwendig feindlich sind, denen wir uns
aber auf Gnade und Ungnade zu ergeben hätten. Sie glauben, daß
in der »deutschen Offentlichen Meinung",Kammern,Zeitungen
und so weiter irgend Etwas steckt, das uns in einer Union» oder

Hegemonie-Politik stützen oder helfen könnte. Ich halte Das für einen radikalen Irrthum, für ein Phantasiegebilde. Unsere Stärkung kann nicht aus Kammern» und Preßpolitik, sonoernnur aus waffenmaßiger Großmachtpolitik hervorgehen und wir haben nicht nachhaltiger Kraft genug, um sie in falscherFrontundfürPhrasen und Augustenburg zu verpuffen. Sie überschätzen die ganze dänische Frage und lassen sich dadurch blenden, daß diese Frage das allgemeine Feldgeschrei der Demokratie geworden ist, die über das Sprachrohr von Presse und Vereinen disponirt und diese an sich mittelmäßige Frage zum Moussiren bringt. Vor zwölf Mo« naten hieß es zweijährige Dienstzeit, vor acht Monaten Polen, jetzt Schleswig-Hol stein. Wie sahen Sie selbst die europäischeLage im Sommer an? Sie fürchteten Gefahren jeder Art für uns und haben in Kissingen kein Hehl gemacht über die Unfähigkeit unserer Politik; sind denn nun diese Gefahren durch den Tod des Königs von Dänemark plötzlich geschwunden und sollen wir jetzt an der Seite von Pfordten, Koburg und Augustenburg, gestützt auf alle Schwätzer und Schwindler der Bewegungpartei, plötzlich stark genug sein, alle vier Großmächte zu brüskiren, und sind diese Mächte plötzlich so gutmüthig oder so machtlos geworden, daß wir uns dreist in jede Vertegenheit stürzen können, ohne Etwas von ihnen zu besorgen zu haben?... Sie sprechen von dem Staatenkomplex von siebenzig Millionen mit einer Million Soldaten, der in kompakter Weise Europa trotzen soll, muthenalsoOesterreicheinAushalten auf Tod und Leben bei einer Politik zu, die Preußen zur Hegemonie führen foll, und trauen doch dem Staate, der fünfunddreißig dieser siebenzig Millionen hat, nicht über den Weg. Ich auch nicht; aber ich finde es für jetzt richtig, Oesterreich bei uns zu haben; ob derAugenblick derTrennung kommt, und von wem, Das werden wir sehen. Sie fragen: Wann in aller Welt sollen wir denn Krieg führen, wozu die Armeereorganifation? Und Ihre eigenen Berichte schildern uns dasBedürfniß Frankreichs, im Frühjahr Krieg zu haben, dieAussicht auf eineRevolution in Galizien daneben. Rußland hat zweihunderttausend Mann über denpolnischenBedarf auf denBeinen und kein Geld zu Phantasie« Rüstungen, muß also muthmaßlich doch aufKrieg gefaßt sein; ich bin es auf Krieg und mitRevolution kombinirt. Sie sagen dann, daß wir uns demKriege gar nicht aussetzen; Das vermag ich mit

Ihren eigenen Berichten aus den letzten drei Monaten nicht in Einklang zu bringen. Ich bin dabei in keinerWeise kriegscheu, im Gegenteil, bin auch gleichgiltig gegen Revolutionär oderKonfer» vativ, wie gegen allePhrasen; Sie werden sich vielleicht sehr bald überzeugen, daß der Krieg auch in meinem Programm liegt; ich halte nurIhrenWeg, dazu zu gelangen, für einen staatsmännisch unrichtigen. Daß Sie dabei im Einverständniß mit Pfordten, Beust,Dalwigk, und wie unsere Gegner alle heißen, sich befinden, macht für mich die Seite, die Sie vertreten, weder zur revolutionären noch zur konservativen, abernichtzurrichtigenfürPreußen. Wenn der Bierhaus«Enthusiasmus in London und Paris im» ponirt, so freut mich Das; es paßt ganz in unseren Kram; des» halb imponirt er mir aber noch nicht und liefert uns im Kampf keinen Schuß und wenig Groschen. (Bismarck, in der Weihnacht 1863, an den Grafen Robert von der Goltz, Preußens Botschafter am pariser Hof; auch ihm entschleiert er das Antlitz noch nicht.) Ich meine, die preußische Politik hätte einen etwas weiter gehenden Gedanken haben sollen: die Herstellung der Skandinavischen Union. Das ist deutsches Interesse. Das wäre die Politik, die eine wirklich starke Macht am Sund schafft, aber eine Macht, deren Interessen niemals mit den unseren kollidiren können und die immer mit uns sein würde. Der kleine Staat Dänemark kann ohne dieHerzogthümer nicht bestehen. Aber mankannnichtsagen, daß Dänemark für seine Existenz Schleswig noch braucht, wenn es in die SkandinavifcheUnion eintritt. Die Politik des Minister» präsidenten (HerrnvonBismarck) schädigtingewaltthätiger.inverderblicher Weife die heiligsten Interessen Preußens und Deutsch» lands. Als der Herr Ministerpräsident in sein Amt eintrat, hatte ernoch gewisse Vorstellungenvonpersönlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit; da wollte er noch eine gewisse Politik, die aus seinerUeberzeugungkam,machen; da hatte ernoch die Erinnerung an Frankfurt und Petersburg, wo er gefehen hatte, daß Preußen und Oesterreich nicht unmittelbar zusammengehen können. Aber mit jedem Tag, den er länger auf feinem Ministerstuhl sitzt, verfällt er mehr in den Bann der Konservativen Partei. Was An» deres hat er denn noch hinter sich als derenLeute? Erhatstchalso allmählich selbst verleugnet. Er ist nicht mehr der Mann, wie er hier eingetreten ist, mit dem Gefühl, er werde durch eine energische

äußerePolitik Etwas ausrichten. Er ist jetzt dem Bösen verfallen und wird von ihm nicht wieder loskommen. Sie (der Ministerpräsident und die Konservative Partei) sprechen immer von der Großmacht Preußens. Nun, meine Herren, was machen Sie denn mit dieser Großmachtstellung? Sagt man Ihnen: Macht doch einmal große Politik, geht doch einmal energisch vor, dann antworten Sie: Das könnte europäische Verwickelungen geben, da müssen wir zu Haus bleiben. Als der Kaiser Napoleon den Kongreß ausgeschrieben hatte, war Preußen sofort bereit, hinzugehen und sich majoristren zu lassen. Auch jetzt hat der Ministerpräsident uns besonders darauf hingewiesen, daß Schleswig eine europäische Frage sei, die sich nur international ordnen lasse, und ich denke, er hat uns schon in der Ferne den Kongreß angedeutet. Nach einer Schlacht, in der so und so viel preußisches Blut geflossen ist, wird Herr von Bismarck fragen: »Nun, Großmächte, was werdet Ihr über Schleswig anordnen?" Er hat eigentlich keine Politik; er stürmt ohne Kompaß in das Meer der äußeren Verwickelungen hinaus, ihm fehlt jedes leitende Prinzip und er hat auch garkeine' Ahnung von einer nationalen Politik. Das istjaeben die Schwäche seiner Position, daß er seiner ganzen Entwickelung nach kein Verständniß für ein nationales Wesen hat, für Das, was aus dem Herzen desVolkes hervorgeht, was aus dem deutschen Volke wer» den muß, welcheWiderstände sich ihm auch entgegenstellen. (Abgeordneter Rudolf Virchow im Preußischen Landtag.)

In Berlin wird der König auf der Straße von den Leuten nicht mehr gegrüßt. Er übernachtet während der Manöver nicht in Frankfurt an der Oder, weil die Stadt abgelehnt hat, zweitausend Thaler für Empfangsfeierlichkeiten zu verwenden. Er fährt jeden Morgen hin und kehrt jedenAbend nach Berlin zurück. Vor dem Schloß sammeln sich immer Leute, um ihn ankommen oder abreisen zu sehen, meist Fremde aus der Provinz, die bei ihrem Besuch in Berlin auch den König sehen wollen. Die sind versucht, den Hut abzunehmen. In der Nähe des Palais treiben sich aber verdächtige, stark nach Branntwein duftende Subjekte herum: Die leiden Das nicht! Sie drohen, Jedem, der sich unterstehen wollte, zu grüßen, den Filz anzutreiben. (September 1863.) Napoleons Thronrede ist höchst bedenklich. Der Kongreß, den er in Paris versammeln will, um als Präsident, als höchste Autorität in Eu-

ropa die Gründung eines neuen europäischen Staatsrechtes einzuleiten! Das ist ein sehr kühner und doch kluger Schachzug, um sich aus der verfahrenen Lage herauszuziehen. Die Krisis, die herannaht, ist gewaltig und wir sind gar nicht vorbereitet, ihr zu widerstehen. Napoleons persönliche Bedürfnisse müssen in einen Krieg führen. Oesterreich wird verlangen, daß auf dem Kongreß überBenetien nicht verhandelt werde; und wir müßten uns aus» bedingen, daß derStreit über diedeutsch»dänischen Herzogthümer, als eine rein deutsche Angelegenheit, von denVerhandlungen ausgeschlossen bleibe. Geffcken sagt: »Daran denkt Bismarck nicht. Wissen Sie, was er mit derAngelegenheit der Herzogthümer gemacht hat? Er soll die ganze Sache dem kleinenAbeken übergeben und ihm dabei gesagthaben: .Machen Sie damit, was Sie wollen; nur sorgen Sie dafür, daß kein Krieg daraus wird/« Das wäre freilich traurig. Der Vertreter Englands hat gesagt, Schleswig müsse stets Dänemarks Besitz bleiben. DerTod des Dänenkönigs konnte nicht ungelegener kommen. Ich fürchte, die Sache der Her» zogthümer wird nun, zumletzten Mal, verdorben, irgendeinneues unseliges Protokol zusammengekleistert und Schleswig»Holstein endgiltig für Deutschland verloren. Der Herzog von Koburg hat den Prinzen Friedrich von Holstein»Augustenburg schon als regnenden Herzog von Schleswig» Holstein anerkannt. Das ist keineswegs nur ein czcentrischer Streich von ihm. Baden und die sämmtlichen sächsischenHerzogthümerwerdendasselbethun, wahrscheinlich auch Bayern und Oldenburg: also ist Aussicht, daß der Augustenburger vom Bundestag anerkannt wird. Droy» sen meint, wenn man die Bevölkerung der Herzogthümer, die noch gut deutsch gesinnt ist, auch diesmal im Stich läßt, so giebt sie die Sache verloren und geht mit Sack und Pack in das dä» nischeLager über; und ist erst das »norddeutscheElsaß«verloren, dann folgt auch das «norddeutsche Straßburg-, nämlich Hamburg, das sich, ganz von Dänemark umfaßt, dänischer Herrschaft auf die Länge nicht entziehen kann... Roon (derKriegsminister) vertraut mir an, daß die Mobilmachung unserer Armee ganz in derStille eingeleitet,auch unsere gesammteSeemacht bei Danzig vereinigt wird; er sagt: »Ich darf mich nicht durch die Ereignisse überraschen lassen. Die ganze Frage ist eine der Macht, nicht des Rechtes. And haben wir die Macht? Die süddeutschen Freunde

sind unzuverlässig, die an der Donau so perfid, daß ihnen nicht über den Weg zu trauen ist." (November 1863.) MaxDuncker schreibt, es sei zu bedauern, daß keiner der Fürsten, die wir gebeten hatten (Kronprinz Fritz Wilhelm, Fürst vonHohenzollern, Herzog von Koburg), nach Berlin kommen wollte; es hätte entscheidend werden können: dennBismarckstandzweimal»auf dem Wipp", so daß es nur noch eines geringenDruckes bedurft hätte, um ihn zu beseitigen. In Berlin meinen viele Leute, die Mobilmachung gelte der gefährlichen Begeisterung in Preußen und im ganzen Deutschland für die schleswig.holsteinischeSache. Solches Vertrauen hat man zu unserem Ministerium! Herzog Ernst von Koburg trägt sich unverkennbar mit dem abenteuerlichenGedanken, er könne, vielleicht schon bei dieser Gelegenheit, Kaiser von Deutschland werden. Ihm ist weder das Schicksal der Herzogthümer noch das Recht Deutschlands an sich die Hauptsache: ihm kommt es vor allenDingen daraufan, daß er eine glänzende Rolle dabei spielt. Bismarcks Stellung ist wankend geworden. Bernstorff in London und Robert Goltz in Paris sind wüthend über seine Politik, schreiben in diesem Sinn und zeigen die Gefahren dieser Wege. In Berlin geht das Gerücht, Arnim-Boitzenburg werde Premierminister; dann würde Goltz das Auswärtige erhalten. InLondon tadeltBernstorff(Preußens Botschafter) Bismarcks ganzes Verfahren; er habePreußen von dem Bundestag abhängig gemachtundmediatisirt.(Dezember.) Aus Kiel wird mir geschrieben: «Bismarck läßt in London erklären, Preußen und Oesterreich würden in Schleswig einrücken, um durch Schleswig auch Holstein wieder für Dänemark zu gewinnen. Dagegen stellt er dem König, der vom Londoner Protokol los will, vor, der erste Kanonenschuß werde dieses Protokol zerreißen und deshalb müsse man, um diesen Kanonenschuß abzufeuern, in Schleswig einrücken. Er spielt also ein doppeltes Spiel. Aber gegen wen ist er falsch?" Anendlich viel werth sind die Nachrichten von unseren glücklichen Gefechten am Danewerk und bei Missunde. Unschätzbar für unsere Armee, daß sie die Feuertaufe erhalten und gut bestanden hat; daß ihr erstes Gefecht nach einem langen Frieden flegreich war. Jetzt fühlt sie sich, weiß sich jedem Feind gewachsen und man kannAlles dreist mit ihr unternehmen. LordPalmerston bemüht sich jetzt, Oesterreich von uns zu trennen und Preußen zu

isoliren. In Berlin erfahreich: Der König will in ganz loyaler Weise den Augustenburger als Herzog einsetzen; Bismarck da» gegen möchte die Herzogthümer annektiren,weiß aber, daß ers für den Augenblick nicht kann, und wird nun die Sache in die Länge ziehen, in der Erwartung, daß die Leute, wenn unsere Truppen im Lande bleiben, sich mehr und mehr an. die preußische Herrschaft gewöhnen, und in der Hoffnung, daß die Zeit günstige Konjunk» turen bringen wird. Im Ministerrath hat derKönig sich ganz ent» schieden gegen die Annexion ausgesprochen... Seit dem Sieg bei Düppel ist ein Umschwung der Stimmung zu Gunsten Bis» marcks bemerkbar. Er hat auch wirklich bedeutende Eigenschaften und sein keckes, ja, freches Auftreten den fremden Mächten gegenüber hat sein Gutes. Droysen erzählt, das Seegefecht bei Rügen, wo sich die preußischen Fahrzeuge den Dänen so kühn in den Weg warfen, habe einen sehr guten Eindruck gemacht. »Die Leute haben nun den Durst nach der See bekommen." Auch der König schwärmt sür die Marine; die Seemacht wird jetzt einen raschen Aufschwung nehmen. Napoleon und Beust hatten einen Plan verabredet, der wohl darauf hinauslief, daß Beust die An» erkennung des Augustenburgers vorschlagen und Frankreich ihn dabei sofort unterstützen solle. Fürst Metternich telegraphirte aus Paris, alarmirend und warnend; Bismarck sah in der elften Stunde ein, daß er keinem anderen Staat die Initiative über» lassen, daß Preußen dabei nicht die Rolle eines nur zustimmen» den Staates spielen dürfe. Deshalb erklärte er (am vierundzwan-zigsten Mai) im Ministerrath, nun sei die Zeit gekommen, den Schritt zu thun, der von Anfang an das Ziel seiner Politik gewesen sei, und den Augustenburger als Herzog vonSchleswig-Holstein anzuerkennen. Was für Gesichter mögen seine Kollegen bei dieser Erklärung gemacht haben! (Genau einen Monat danach meldet die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, der Herzog habe zu Bis» marck gesagt: «Ich habe die Preußen nicht gerufen. Fürmich wäre es besser gewesen, wenn sie sich in die Sache der Herzogthümer gar nicht eingemischt hätten.") Duncker schreibtmir, Bismarcks Ab-sicht scheine zu sein, die Sache in die Länge zu ziehen und die Leute mürb zu machen, so daß sie sich zuletzt in die Annexion fügen. Preu-ßen könne doch nicht den Krieg geführt haben, um einen Feind in Schleswig-Holstein einzusetzen, oder auch nur, um einen neuen

Kleinstaat zu gründen. Selbst der OberbürgermeisterSeydel, ein Fortschrittsmann, habe inseinerRede andie in Berlin einziehen-denTruppen auf dieAnnezion hingedeutet (Theodor vonBern-hardi: Tagebuchblätter; der Streit um die Elbherzogthümer.)

Bersteckspiel.

Ort der Handlung: die Paulskirche in Frankfurt am Main.

Bier Monate vor der Eröffnung des Deutschen Parlamentes ist Dänemarks achter Christian gestorben. Bon dem neuen König, Friedrich dem Siebenten, fordern, an dem achtzehnten Märztag, der in Berlin denSturm heulen hört, die inRendsburg versam-melten Führer der Deutschen Partei das Recht, sich zu waffnen, zu versammeln, in Wort und Schrift ihre Meinung frei auszu-drücken; fordern Schleswigs Eintritt in denDeutschen Bund (dem Holstein, nach der Bundesakte vom achten Juni 1813, ange-hört). Friedrichs Antwort ist der Entschluß, Schleswig in eine dänischeProvinz umzuwan dein. DasVolk steht auf. DerAugusten-burger erbittet preußischeH lieausNoth.AlsdieDänenbeiFlens-bürg das Aufgebot der Herzogthümer überrumpelt und Schlcs-wig besetzt haben, gehen diePreußen über die Eider; an ihrer Spitze stürmt GeneralWrangel das Daneweik, ist Herr in Nordschles« wig und pflanzt PreußensFahne auf denWall derFcstungFri» dericia. Trotzdem der DcutscheBund die Provisorische Regirung (Beseler, Reventlow, Noer) der Herzogthümer anerkannt hat, ist Friedrich Wilhelm der Vierte ängstlich. Sein Schwager, der russische Nikolai, der die Erbrechte der Holstein-Goltorpcr wah-ren will, mahnt den eingeschüchterten, kranken Preußenkönig wieder einmal rauh an die Solidarität der konservativen Inter-essen und tadelt, daß er im Bund mit Rebellen einen König von Gottes Gnaden bekämpfe. In der Paulskirche hebt Jakob Grimm die Stimme. „Schleswig war uns schon zugefallen, als wirnochinSchmach lagen; schon damals wollten die Schleswiger lieber mit dem geringen Deutschland verbunden sein als ohne Dculschland fortleben.Das zeigt recht das deutsche Herz.Die Iü-ten sind ein ursprünglich germanischer Bolksstamm (insofern wir befugt sind, germanische den skandinavischen Stämmen entgegen-zustellen). Von dort sind, vor dem Beginn unserer Zeitrechnung, die beiden Völker ausgegangen, welche den mächtigen Römern

Die Zukunft,
unüberwindlichen Schrecken einflößten: die Cimbern und Ten»
tonen, die mit uns gleichen Namen führen. Wahrhaftig: andere
Völker würden nicht dulden, daß von dem Wohnsitz ihrer rühm»
vollen Vorfahren auch nur eine Scholle jemals abgetreten wer»
den dürfe. Schleswig hat erklärt, bei Deutschland immer sein und
bleiben zu wollen.Die Nationalversammlung muß laut erklären,
daß sie sich niemals die Einmischung eines fremden Volkes gefallen
lassen werde." Friedrich Dahlmann, derWismarer. der« dieTreue
eines Menschenalters derSache Schleswig-Holsteins gewidmet
hat", schürt das Feuer. «Wenn unser Deutschland aus einem
schwachen, versunkenen Gemeinwesen, aus einer im Ausland ge-
ring geschätzten Genossenschaft zur Würde, Ehre und Größe hin»
aufsteigt, so wird allerdings das bisherige Gleichgewicht von Eu»
ropa verrückt. Auf dieser Verrückung des Gleichgewichtes von
Europa wollen wir aber bestehen, bis der letzte Tropfen Blutes
uns entströmt ist. Wenn Sie in der schleswig-holsteinischen
Sache versäumen,was gut und recht ist, wirddamitauchderdeut»
schen Sache das Haupt abgeschlagen." Auf den Antrag von Ge»
org Maitz, dem (in Flensburg geborenen) kieler Historiker, be-
schließt die Nationalversammlung: «daß die schleswigische Sache,
als cineAngelegenheit der deutschen Nation, in denBereich ihrer
Wirksamkeit gehört, und verlangt, daß energische Maßregeln ge»
troffe n werden, um den Krieg zu Ende zu führen, daß aberbei dem
Abschluß des Friedens mit der Krone Dänemark das Recht der
Herzogtümer Schleswig und Holstein und die Ehre Deutschlands
gewahrt werde." Doch Friedrich Wilhelm, der in der Einsamkeit
friert, giebt den Drohungen der Westmächte, dem Tadel Rußlands
nach; verhandelt (durch Pourtales) mit Oskar von Schweden, den
Nikolai Pawlowitsch gegen Preußen aufgehetzt hat, und läßt, noch
im August, in Malmö den Waffenstillstand unterzeichnen. Wird
die EhreDeutschlands gewahrt? DerVertrcterdesReichsministe»
riums.Max vonGagern.istnichtindenBerathungsaal zugelassen
worden. In der Paulskirche ruft der wilde Rheinländer Ludwig
Simon: «Der Große Kurfürst und Friedrich der Große würden
sich im Grab umdrehen, wenn sie vernehmen könnten, wie ihrAn»
denken mißbraucht wird, um Deutschland vor Dänemark in den
Staub zu treten!" Auf der frankfurter Pfingstweide wurde die
Mehrheit der Nationalversammlung, weil sie den Vollzug des

Waffenstillstandsvertrages vonMalmö nichtgehinderthatte.des Verrathes an Deutschlands Volk, Freiheit und Ehre schuldig ge» sprechen. Friedrich Wilhelms GeneraladjutantLeopold von Ger» lach aberfrohlockte:„ZumerstenMal tratderHerrwiederalsKönig auf! Die Paulskirche muß sich ihm fügen." Sie hat sich ihm gefügt. Aber der Königwagt nicht, an eine kühne Politik zu denken, die dem Staat Fritzens in Deutschland die Vormacht sichern könnte. Zu Prokefch, der noch in Berlin Oesterreich vertritt, sagt er: »Ich will ein Deutschland, das in den europäischen Angelegenheiten ein Wort mitsprechen kann. Aber Preußen will im Bunde nur Das, was Oesterreich nicht auf sich nehmen mag. Daß ich die Schwein» krone (des Deutschen Kaisers) nicht annehme, versteht sich. Ich kann nur einen Kaiser mir denken: den Römischen, das natürliche Haupt derFürstenundderChristenheit; dieRömischeKaiserkrone aber gebührtOesterreich. Diesem Kaiser unterwürfen sich alleFür» sten, ich zuerst: und wir hätten ein Reich." (Prokeschs Bericht an den Minister Fürsten Felix Schwarzenberg.)

Der traurige Verlauf des so freudig begonnenen Krieges (gegen Dänemark) war durch die folgenden Hauptmomente be» stimmt. Erstens durch den schweren, für Dänemark und gegen Deutschland wirkendenDruckRußlands, Frankreichs und Oester» reichs, unter dem Preußens Thatkraft für den Kampf erlahmte; durch den Waffenstillstand, in dem Preußen die Zulässigkeit der Trennung Schleswigs von Holstein anerkannte; durch denFrie» den mit Dänemark (vom zweiten Iuli 1830), worin, unter Vor» behalt aller Rechte, Preußen im Namen des Deutschen Bundes die Feindseligkeiten einstellteund demKönigvonDänemarküber» ließ,unterMittheilungseinerVerfassungp!äne dieHilfe des Bun-

des zur Herstellung seiner landesherrlichen Autorität in Holstein anzurufen; durch die Anerkennung der Integrität des dänischen Gesammtstaates im ersten Londoner Protokol; endlich, nach den Bestimmungen der Olmützer Punktation, durch das Ausrücken österreichischerTruppen, um im Namen desBundes die legitime OrdnunginHolstein herzustellen.Dic deutscheNiederlage war nicht wenigerbcschimpsend, weil sie durch die innere Zwietracht herbei» geführtworden war. Die Nation hatteNrsache, in tiefer Trauer ihr Haupt zu beugen. Ebensogroßwieauf dieserSitederknirschende Schmerz, war auf der dänischen die eitleund hochmüthigeNeber»

hebung. Die preußischenHunde bellen, abersiebeißen nicht, sagte man inKopenhagen; oder: Wenn vierPreußen gegen einen Dä-> nenstehen, ist die Nebermacht auf dänischer Seite. Als derAugustenburger die Abfindungsumme von Dänemark angenommen hatte, war in Schleswig-Holstein die allgemeine Ansicht, er habe sein und des Landes Recht für gutes Geld unwiderruflich verkauft. Der Herzog schwieg und wartete seiner Zeit. Er war durch eine Art von Aushungerung zur Annahme des Vertrages genöthigt worden: der Gedanke lag nah, daß ein durch solchenZwang erpreßtes Versprechen jeder bindenden Kraft entbehre. Im Allgemeinen hatte das europäische Publikum der dänischen Seite größere Gunst als der deutschen zugewandt. Zunächst wirkte der Eindruck der für Deutschland so kläglichen Katastrophe von nach: ohne nähere Kenntniß oder Unterscheidung derDinge war im Gedächtniß der Welt die Vorstellung zurückgeblieben, das große Deutschland sei bei einem heimtückischen Ueberfall an dem standhaften Heldenmut!) des kleinenDänemarkfchmählich gescheitert. Die Presse in Schleswig-Holstein war völlig geknebelt, selbst die hamburger Zeitungen wagten nicht, von der Mißhandlung des Landes zu reden; die dänischen Blätter aber führten Tag vor Tag ihre Rechtsdeduktionen der ganzen gebildeten Welt zu und die Regirung war unermüdlich, in Englands und Frankreichs Blättern eiderdänischenArtikelnAufnahmezuverschaffen.(Eiderdänen nannte man die Liberale Partei, die das eigentliche Königreich Dänemark nur bis zur Eider dehnen, also Schleswig einverleiben, Holstein ausschließen wollte.) Das Einzige, was im Ausland noch erkennbar schien, war die angebliche Thatsache, daß Dänemark dem deutschenBundesland Holstein alle Freiheit gönne.Deutschland aber der souverainen dänischenMonarchieihre innere Verfassung vorschreiben wolle. Am dreißigsten März 1363 erschien das Königliche Patent, das die neue Epoche der eiderdänischen Herrschaft eröffnete. Die Gesetzgebung im Herzogthum Holstein sollte fortan, sowohl für seine besonderenProvinzialsachen als für die gemeinsamen Angelegenheiten der Monarchie, durch den König und die Stände ausgeübt werden. Wenn bei einer gemeinsamen Angelegenheit die holsteiner Stände und der dänische Reichsrath entgegengesetzten Beschluß faßten, so sollte der Gegenstand aus den gemeinsamen Angelegenheiten ausscheiden

«Ist
<womit dann Schleswig vollends der dänischen Mehrheit über»
liefert wäre). Holstein trat nach dieserUrkunde definitiv aus dem
Reichsrathund überließ dort Schleswigfeinem Schicksal,emvfing
beschließende Stände für seine Gesetzgebung und fuhr, zum Dank
dafür, fort, an Dänemark zu Zinsen und zu steuern. Daß in den
Herzogthümern die Entrüstung allgemein war,wußte man in Ko»
penhagen; konnte aber auf Polizei, Geistlichkeit und Armee ver.
trauen und fand in der tzerzenshärtigkeit der deutschen Unter»
thanen nur einen Grund mehr, ihnen jedeAusficht aufLockerung
oder Sprengung des Druckes abzuschneiden. Die schönste Hoff-
nung aber fanden die Eiderdänen in dem Gedanken an einen
demnächst ausbrechenden europäischen Krieg, in dem Oesterreich
auf Preußen, die Westmächte auf Rußland schlagen und Däne»
mark durch ein aktives Bün dniß mit Paris und London ans Ziel
aller Wünsche gelangen würde. (Sybels Reichsgründung.)
Schon im Dezember 1862 hatBismarck, der nach derMein»
ung der Fortschrittspartei weder ein hohes Ziel noch den Muth
zu kräftigem Handeln hat, an einen Vertrauten geschrieben:«So
lange die deutschen Bundesverhältnisse annähernd die selbenblei-
ben wie bisher, kann ich es »ichtfür ein preußisches Interesse hal»
ten, einen Krieg zu führen, um im günstigstenFall in Schleswig»
Holstein einen neuen Großherzog einzusetzen, der aus Furcht vor
preußischen Annexiongelüsten im Bund gegen uns stimmt und
dessen Regirung ein bei eitwilliges Objekt österreichischer Umtriebe
sein würde, ungeachtet aller Dankbarkeit, die er Preußen für feine
Erhebung schulden möchte. Gewiß ist aber, daß die ganze dänische
Angelegenheit nur durch den Krieg in einer für uns erwünschten
Weise gelöst werden kann. Der Anlaß zu diesem Krieg läßt sich in
jedem Augenblick finden, welchen man für einen günstigen zur
Kriegführung hält. Dannkommt esviel mehr auf die Stellung der
außerdeutschen Großmächte zur Sache als auf dieIntriguen der
Würzburger Regirungen und deren Einfluß auf die Stimmung
inDeutschland an.*Am vierten November 1863schlägt Napoleon
denMachten einen neuenKongreßvor.dessenStättewieder Paris
- sein soll. »Das Gebäude europäischer Politik, dessen Grundmauer
1815 in Wien entstand, bröckelt auf allen Seiten. Der Kongreß soll
für die Gegenwart Ordnung, für die Zukunft Sicherheit schaffen."
Elf Tage danach stirbt Friedrich der Siebente und Christian der

Neunte ist Dänenkönig. Wo reift das Geschwür von Europa ?,
Lord Clarendon, der auch als Privatmann alles Wichtige erfährt^
spricht dasWarnwort: »Nicht von der polnischen Fackel,, sondern,
von dem holsteinischen Streichholz droht die Gefahr der Brand»
stiftung." Zu dem General GrafenFleury, der auf dem Rückweg
vonKopenhagennachBerlinkommt.sagtBismarck: «Der Kongreß.
darfnurdieAngelegenheitderHerzogthümerbehandeln.Allgemei-
nere Fragen, auch in fester Abgrenzung: unmöglich. Preußen und»
Rußland kämen eben so wenig wie England und Oesterreich. Lieber
die Rheinprovinz abtreten, lieber sterben als eine Erörterung unse-
res posener Besitzes zulassen. Handelt stchs aber nur um die Herz og-
thümer, dann bringe ich Ihnen alle Signatarmächte desLondoner
Protokols nach Paris, um Ihres Kaisers Wunsch zu erfüllen." Zu
dem Baron Talleyrand, Frankreichs Botschafter, am Tag nach der
Weihnacht: »Wenn bis zum erstenIanuar die dänischeVerfassung
nicht für Schleswig abgeschafft ist, Müssen wir entweder dasLon»
doner Protokoi für hinfällig erklären oder ohne folche Erklärung
in Schleswig einrücken. Ich bin für den Einmarsch." Louis Na»
poleon aber (den, nebenbei bemerlt, erst das neue Buch von Lo»
liäe, »Keve ä'empereur«, ganz kennen lehrt) bläst auf der Hirten»
flöte; in der Antwort auf die Adresse des Senates sagt er: »Aus
aller Kraft meiner Wünsche sehne ich die Stunde herbei, die ge»
stattet, durch einen Schiedspruch Europas den großen Fragen, die
zwischen den Regirungen und den Völkern schweben, friedliche
Antwort zu finden. DenfelbenWunsch hegte d^GHnMMM
Hauses, als er ausKaMSelena schrieb: Jeder Kampf Zwischen
europäischen Mächten ist ein Bürgerkrieg. Kann nicht morgen
Wirklichkeit werden, was einsMtopie schien? Werdie Vorürthei'le
einer vergangenen Zeit auszuroden strebt, erwirbt sich in jedem
Fall Ehre. " Schöne Worte. Ungefähr in der felben Stunde schreibt
BMmgrcknach Paris (an Goltz):»Wennmanan curopäischeVer»
träge den Maßstab der Moral und Gerechtigkeit legen wollte^ so
müßten sie ziemlich alle abgeschafft werden. "Am erstenIanuar mel-.
det Talleyrand dem Minister Drouyn de Lhuys, Bismarck habe
ihm gesagt:«Sie drängen mich, die dänische SachevoröenKongretz,
zu bringen. Sie scheint mir aber für diplomatischeBehandlung n icht
reif und ich habe denKongreß nurempfohlen, um dem Kaiser .Na»
poleon gefällig zu sein. England kann sich in ein kühles VerhMniß,

zu Frankreich, von dem das Meer es trennt, leichter finden als wir, die Grenznachbarn sind. Diese Erwägung hat mich geleitet. Eine der Hauptschwierigkeiten des Kongresses hat Ihr Minister richtig erkannt, als er fragte, wer, der Oesterreicher, der Preuße oder der Bundestagsvertreter, denn nun eigentlich als das Or» gan des Bundes zu gelten haben werde. Deutschland hat acht» hunderttausend Bayonnettes; davon habenPreußen undOester» reich je dreihunderttausend. Bleiben noch zwei; soll in deren Na- men Herr von Pfordten, als Mandatar des Bundestages, uns mit seinem Gewicht erdrücken? Das wäre unsinnig und lächerlich. Der Augustenburger ist nur eine Fahne in der Hand der Demo- kraten und die Begeisterung, die ihn in Kiel, Altona, Glückstadt empfängt, ist durch die in allen Ländern den Agitatoren erreich» baren^Künste bewirkt worden. Die Mittelstaaten nähren dieses Feuer, das sie wärmen soll; sie irren aber, wenn sie sich einbilden, mit ihrer Stimmenmehrheit die Herrschaft in Deutschland erlangt zu haben. Das mag dem Buchstaben der Bundesakte entsprechen, doch sicher nichtihrem Geist. So lange ich mitzuwirken habe, werden dieBeustundPfordtennichtüberPreußenverfügen.Ichweißnicht, was morgen geschehen und welchen Entschluß derKönig,den Frau, Sohn und andere Prinzen bedrängen und der lange zu zögern pflegt, fassen wird. Meine Pflicht ist, meinem Land jede Möglich» keit vorzubehalten und aus jeder den höchstenNutzen zu ziehen." Talleyrand schließt denBericht mit derFrage: „WeißHerrvonBis- marck, wohin er geht? Mir scheint, daßer, der die Bewegung liebt und des StiUsitzens überdrüssig ist, kein klar erkennbares Ziel vor sich sieht und daß sein abenteuernder Geist sich dieses Marsches ins Dunkle freut." DieTäuschung ist vollkommen gelungen. Und am sechsten Ianuar kann derBotschafter vergnügt melden: «Im letzten Augenblick hat der König, wie'immer, gezögert und sich nicht entschlossen, Bismarcks Politik bis ans Ende mitzumachen. Im Schloß balgen sich so verschiedene und so betriebsame Perso» nen um den Einfluß, daß wir stets auf schnellen Szenenwechsel gefaßt sein müssen. Die Vertreter der Bundesstaaten zweiten und drittenRanges schöpfen schon wieder Muth; vor drei Tagenhatts Bismarcks drohende Haltung sie ganz verschüchtert. Im Gewirr all dieses Haders wird mir von Tag zu Tag gewisser, daß Kaiser Napoleon der Lenker des europäischen Schicksals und der höchste

Gebieter über Frieden und Krieg ist." Zehn Tage danach wird das austro-preußische Ultimatum in Kopenhagen überreicht. Am selben sechzehnten Januar schlagen die Abgeordneten Schulze» Delitzsch undCorlowicz imLandtag vor.derRegirung denschärf» stenTadel auszusprechen, weil sie erklärt habe,Preußen «werde, trotz dem Bundesbeschluß vomVierzehnten, als europäischeGroß» nmcht die Besetzung Schleswigs ausführen"; dadurch fordere sie die Einmischung des Auslandes und den berechtigten Wider» stand der übrigen deutschen Staaten heraus und deshalb müsse «das Haus der Abgeordneten diesem Vorgehen mit allen ihm zuGebot stehenden Mitteln entgegentreten". Aus SchulzesRede: „Deutsche Interessen kennen diese Herren nicht. Alles Vertrauen indie Macht, in denWillenPreußens, jemals selbständige Politik zu treiben, wird erschüttert. Vergebens suche ich nach einem ähn» lichen Vorgang in der Geschichte., Nach der Niederlage in den Eaudinischen Engpässen lieferte Rom die Männer, die den de» müthigenden Vertrag abgefchlossen hatten, aus, um ihn nicht zu halten; wie aber irgendeine Macht, wenn der Gegner selbst die» sen Vertrag bricht, mit all ihrenKräftenKrieg führen kann, damit diesesAbkommenaufrechterhaltenwerde: Das ist ein Fall, derin der Geschichte wirklich ohne jedes Beispiel dasteht!" Bismarck sagt zu Talleyrand: »Die deutschenFürsten müssen in jedem Iqhrhun» dert einmalKrieg gegen einander führen. Das scheint, von helfen und Waiblingern bis in den Siebenjährigen Krieg, eine historische Nothwendigkeit. Deutschland muß in jedem Jahrhundert einmal die Uhr seiner Geschicke stellen." Am Zwanzigsten übernimmt Wrangel das Kommando der austro-preußischen Truppen und rückt in Holstein ein. Am Sechsundzwanzigsten fragt Talleyrand: „Schleswig und Holftein^wäre ein hübscher Bissen, den Sie doch wohlnichtfürdenAugustenburgeraufsparen?"Antwort:«Nein".

Noch aber glaubt der Franzose, Bismarck irrlichtelire, habe kein festes Ziel; und verzeichnet das Gerücht, der Verhaßte werde bald stürzenundeinemvonstärkeremNationalempfindenerfülltenMi» nisterPlatz machen. Trotzdem die Preußen schon ander Eiderstnd und Talleyrand das Gespräch kennt, das Bismarck auf dem Hof» ball mit dem Grafen Launay, dem Vertreter Italiens, führte. Der Kürassier lockert die Degenklinge des Diplomaten, stößt sie in die

Scheidezurück und sagt: »DasSchwertItaliens!" Launay: »Sie scheinen keine Lust zum Gebrauch dieses Schwertes zu spüren; be» greiflich, da Sie einen anderen Waffenbruder(Oesterreich)gewahlt haben." Bismarck: »O! Den haben wir uns gemiethet." »Wird erdcnnbezahlt." Bismarck: »Ilträvaillepaurlel^oi cZe?russe.«Der Preuße bestätigt dem Franzosen jedes Wort dieses Gespräches und sagt ihm: »Die Angabe, Preußen verbürge den Oesterreichern Venetien, ist erfunden." Am fünften Februar räumen dieDänen das Danewerk. Am achten spricht Bismarck zu Talleyrand: »Für einen Iammermann vom Schlag dieses Augustenburgers giebt Preußen nicht sein Geld und das Blut seiner Soldaten hin.

Die Einverleibung zweier so schönen Provinzen wäre des Aufwandes werth. Aber mein Herr ist vielleicht der uneigennützigste aller Monarchen; und obendrein weiß er, daß uns die anderen Mächte diesen Zuwachs nicht ohne Kompensation gönnen wür» den. Deshalb bin ich für eine Verständigung mit Dänemark, das, wenns nach mir geht, unangetastet bleiben soll. Ueber den Ertrag meiner Politik habe ich keine Illusion: scheitert sie, so ver» schreit man mich als einen Dummkopf, und gelingt sie, so beschul» digt man mich des Landesverrathes."Noch entlarvt er sich nicht. Zusatz Talleyrands: «Nie schien er mir von allerlei Intriguen, von der Feindseligkeit der Königin, des Herrn von Schleinitz so beunruhigt; nie betonte er die Andankbarkeit seiner Aufgabe so stark und sprach so lange von seinem Ruhebedürfniß." Am acht» zehnte:. April stürmt Prinz Friedrich Karl von Preußen dieDüp» peler Schanzen. Napoleon schickt dem König eine Glückwunschde» pesche. Wilhelm reist nach Schleswig, Bismarck folgt ihm;auf der Rückreise feierlicher Empfang in Hamburg. Während in London über das Schicksal der Herzogthümer verhandelt wird, erfährt DrouyndeLhuysausdemBerichtdes kieler Konsuls: »Der König und Bismarck haben den Eindruck mitgebracht, daß die Personal« union derHerzogthümer mit Dänemark unmöglich geworden ist."

Schwert und Feder.

»EurerMajestätArmee muß in diesemFeldzug irgendeinen erheblichen Erfolg gewinnen, um den erlangten Respekt im Ausland und Inland nicht nur nicht zu verlieren, sondern in einem

solchen Grade zu erhöhen, daß wir dadurch über viele Schwierig»
leiten hinweggehoben werden. Eurer Majestät Armee brennt dar»
auf. Sie fühlt, daß die Opfer, welche sie bringt, für des Thrones
und des Landes Größe gebracht werden und daß aus dem unver-
meidlich vergossenen Blut reicher Segen für Preußen aufsprießen
wird." (Kriegsminister Albrecht von Roon an den König.) «In
«nsererLage giebt es kein wichtigeresKriegsobjektalsdenRuhm
Her preußischen Armee. Ich gehe zu ihr, um bei meinen grauen
Haaren doch'auch im Feuer gewesen zu sein." (Edwin Manteuffel
anRoon.) »DieArmee ist von einemunübertreffbarenGeist,nach
Ruhm und Auszeichnung dürstendem Streben beseelt. Gewiß
würde, auch heute unternommen, der Sturm gelingen. Könnte ich
an diesem Ehrentag, mit denWaffen in den Händen, meinen Tod
finden, dann wäre ich der Glücklichste vonAllen!"(Derachtzigjäh»
rigeFeldmarschallWrangel anRoon.)»Von einem großenFeld-
herrn ist ausgesprochen worden, daß im Krieg die moralische Kraft
drei Viertel, die physische ein Viertel zum Erfolg beiträgt. Ein
Fundamentalsatz der Kriegführung, der für den General wie für
den Soldaten gilt, ist der, daß man versuchen muß, dem Feind
durch etwas Außerordentliches und Ungewöhnliches zu impo-
niren, und sich hüten muß, sich von ihm einschüchternzu lassen. Der
moralische Halt, die Einbildungskraft, und was hierhin gehört,
sind soentscheidendwichtig.daß man sagenkann: Ein Gefechtwird
nur verloren, wenn die Offziere glauben, es verloren zu haben,
und deshalb das Ringen um den Sieg nicht länger fortsetzen. Die
preußische Waffenehre besteht darin, zu siegen, aber dem Besiegten
wie einem Bruder zu verzeihen. Im Gefecht bei Missunde war ich
krank und konnte mich, bei der naßkaltenWitterung, trotz Paletot,
Baschlik und Mantel gar nicht erwärmen. Ferner fühlte ich zum
ersten Mal in derWirklichkeit, bei diesemrafenden Feuervon hun»
dert Kanonen auf beiden Seiten, die ganze Wucht der Verantwort-
ung meiner Stellung, meiner Handlung, der Thatfache, daß auf
meincVeranlassungBlut floß. Ich glaubte, mirwürde leicht sein,
Verantwortung zu tragen. Hier, beim Debüt, brach ich unter der
Last beinahe zusammen. Als ich Arnis überrumpeln wollte, konnte
meine schwankePontonbrücke hinter mir durch die Strömung, das
Eis und die feindlichen Kanonenboote vernichtet werden. Ich

spielte um meinen Kopf und ging in dem Augenblick, wo nicht mehr zu erwägen, sondern nur zu handeln war, tete perciue in mein Verhängniß." <Prinz Friedrich Karl von Preußen.) Arnis war ein ganzer Erfolg, Missunde kaum ein halber. Wirklich? Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen hörte Friedrich Karl über das Oefecht sprechen. »Ich war ganz erstaunt, denn ich vermuthete nach Wrangels Bericht, der Prinz werde das Bewußtsein einer erlittenen Schlappe haben. Aber ich sah, daß er klug that; denn jeder Offizier und Soldat sprach bereits mit Stolz vom gestrigen Tag. Ich erkannte praktisch, daß nur die Truppe geschlagen ist, die sich selbst für geschlagen hält. Wenn man es den Leuten nur geschickt vorredet, glauben sie bald selbst, gesiegt zu haben, und gehen mit ungeschwächtem Muth in ein neues Gefecht. Redetman ihnen aber von Nnglück, etwa gar von Feigheit oder Dergleichen, dann verlieren sie Selbstzuversicht und Lust zu neuem Kampf." Trotzdem der erste Theil des Krieges keinen entscheidenden Erfolg gebracht hatte, sagte der Prinz in seinem Corpsbefehl: „Der wichtigste Theil dieses Feldzuges liegt bereits hinteruns! Das Danewerk, das feste Bollwerk des Nordens, hinter dem sich derFeind unbesiegbar glaubte, ist durch unserenUebergang bei Arnis gefallen, das Herzogthum Schleswig demDänen entrissen und ernachIütland und auf feine Inseln entwichen. Soldaten! Danken wir Gott, daß er mit uns war und uns mit geringen Opfern so staunenswerthe Erfolge in sechs Tagen erringen half." Den Kritikern dieses Befehles hat der Prinz geantwortet: »In den Kreisen, auf die er berechnet war, schlug er mächtig ein. Daß man ihn draußen anders betrachtete, ihn anmaßend und napoleonisch fand, ist gleichgiltig, aber wohl erklärlich. Ich fand Worte nöthig, weil ich noch nicht mitThaten, mit Siegen aufwarten konnte." Andere Zeit als unsere betreßter Lakaien. Manteuffel schreibt dem Prinzen, wie viel an der Kriegführung getadelt werde und auf welche Gründe derTadel sich stütze. Der Oberpräsident von Pommern, Freiherr Senfft vonPilsach, rügt freimüthig, daß derCorpsbefehlkeinwortüber die Leistung der Oesterreicher sage, und setzt in den selben Brief die Mahnung, Seine Königliche Hoheit möge nicht ferner die brandenburgischen den westfälischen Soldaten Vorziehen. Maniteusfel: »Die Augen derWelt sind aus Eure Königliche Hoheit ge»

richtet und Ihr Lorber liegt in Düppel. Die Augen aller Militärs sind um so strenger aufmerksam, als der Corpsbefehl über Mis» sunde verletzt hat. Man will denBeweis.daß Sie berechtigt sind, napoleonische Sprache zu führen. Sie müssen Düppel bald neh-> men. Haben Eure Königliche Hoheit das SchwereGeschütz.so lassen Sie die Einleitung nicht langsam, pedantisch, sondern unter dem Kommandowort treffen und entfernen Sie lange Gesichter und Schwierigkeiten durch das Zauberwort: Ich will!" DerPrinzwilk über Alfen nach Düppel, muß aber den Plan aufgeben und seine nächste Aufgabe in der Belagerung der Düppeler Schanzen er» kennen. Roon und Manteuffel drängen. Mollke aber schreibt: «Jeder verständige Militär muß einsehen, daß die Entscheidung vor Düppel Zeit braucht. Sanguinischen Hoffnungen kann man nichtcntsprechenundeinguterReitermuthetauch dembestenPserd keinen Sprung zu, bei dem es den Hals brechen muß. Die Dänen müssen einsehen.daß es sich bei Düppel um Heerund Staat handelt; ich glaube nicht, daß sie die Stellung leichten Kaufs aufgeben." Als sie genommen ist, schreibt König Wilhelm: «Ich habe dem undämpfbaren Drang der Armee vor Düppel meinen Dank selbst zu sagen. Ich könnte noch heute abends oder morgen mit Extrazug hindampfen und am dritten Tag zurück fein." Am drei» undzwanzigstenApril ist ermitRoon inFlensburg. Derwird Chef des Füsilierregimentes, dessen Kommandeur er einst war; Moltke Stabschef beim Oberkommando. Londoner Konferenz. Waffen» ruhe. Roon an Moritz von Blanckenburg: «Ob ich zur Reguli» rung meiner alten Nerven in diesem Sommer Etwas thun kann, hängt von Lord Palmerston, Louis Napoleon und einigen an» deren hochgestellten Schelmen ab. Wenn wir wieder losschla» gen, kann ich schwerlich fort.Aebrigens stehen unsere Aktien nicht schlecht. Die Möglichkeit der Annexion wird nicht in London ent» schieden werden, sondern in Wien; es kommt nur darauf an, ob man da uns die Herzogthümer lieber gönnt als dem Augustenbur» ger: denn die Trennung vonDänemark ist nicht mehr zweifelhaft Sonderbar, daß der größte Widerstand gegen Preußens Ver» größerung bei uns selbst, in einem gewissen Lager, anzutreffen ist. Amsonst können wir aber nicht gefochten haben!" Wilhelm und Bismarck bleiben, nach den Konserenzen mit Franz Joseph und

Rechberg, in Karlsbad. Bismarck schreibt anIohanna: »Dem Kö-
nig geht es sehr gut; der Schluck aus dem Siegesbecher bekommt
ihm noch besser als der Sprudel. Wir sind mit Oesterreich, Frank»
reich und Rußland ein Herz und eine Seele und werden mitGlück-
wünschen getränkt, bei denen das Lächeln mitunter etwas ‚gelb»
lich' ist, wie der Franzose sagt. Prinz Friedrich Karl wieder un»
ausstehlich mit unvollkommenen Nachrichten, die uns über Wien
und Kopenhagen vollständiger zugehen als von ihm. Auf des
Königs telegraphisches Verlangen nach Details antwortet er mit
Ordensvorschlägen für seine Favoriten. Der König dankte mir
sehr bewegt, mir alles Verdienst zuweisend an Dem, was Gottes
Beistand Preußen wohlgethan hat. In diesem Gewerbe lernt
man so recht, daß man so klug sein kann wie die Klugen dieser
Welt und doch immer indie nächsteMinute gehtwie einKind ins
Dunkle. Vielleicht haben wir in acht Tagen Frieden mit den Dä«
nen, vielleicht im Winter noch Krieg. In Wien wurde ich von den
Leuten betrachtet, wie ein neues Nilpferd für den Zoologischen
Garten, wofür ich Trost in sehr gutem Bier suchte. AuchimVolks«
garten wurde ich von aller Welt angestiert. Musik eines ungari»
schenRegimentes spielte mir zu Ehren das Preußenlied und der
Kapellmeister ezplizirte mir in gebrochenem Deutsch ungarische
Sympathien. Beim Fortgehen wieder Preußenlied. Sehr nett
von den Schnurrbärten mit ihren engen blauen Hosen gemeint;
aber dieseEzistenzaufderSchaubühneistrechtunbehaglich, wenn
man in Ruhe ein Bier trinken will." An Roon, noch aus Karls«
bad: «Lauer (der Leibarzt) ist dagegen, daß Wrangel hier den
König besuche. Er sagt, die Kur verlaufe, trotzdem S. M. nicht
unter drei bis vier Glas Sekt bei drei Bechern Sprudel trinken,
so unerwartet gut, daß er sich vorjederAenderungindertäglichen
LebensgewohnheitundAmgebungdesKönigs fürchte. DerFeld»
Marschall werde ihn geniren und aus dem Behagen bringen. Ich
kann dem alten Herrn nicht schreiben, er solle fortbleiben, nur mel-
den, wasLauer sagt, und Ihnenüberlassen, ob Sie esutilisirenkön-
nen. Sehr in Eile, trotz dem Bummlerleben, aber stets imTrain."
Wrangel war schon im Mai vom Kriegsschauplatz abberufen
und in »den Grafeilstand erhoben", dem Prinzen Friedrich Karl
der Oberbefehl über die verbündeten Heere übertragen und ihm

Moltke als Generalstabschef an die Seite gestellt worden. Nach demAblaufdes erstenWaffenstillstandeswirdAlsenerobert, das ganze Iütland besetzt; und der Prinz will in Seeland die Eni» scheidung erzwingen. Schon am zwanzigsten Iuli aber wird ein neuer Waffenstillstand vereinbart und am erstenAugüstderPrä» liminarfriede geschlossen. Friedrich Karl hat nicht nur Preußens, sondern auch OesterreichsArmee kennen gelernt. Er lobt ihre Ar» tillerie, Kavallerie, Train und Sanitätwesen; sogar das Haupt» quartier. Aber der Sechsunddreißigjährige merkt auch die Mängel (und hatsie1866auszunützen gewußt). »DieSprachverschiedenheit der Regimenter und in den Regimentern ist die größte Gefahr; die O ffiziercorps, aus allen Nationalitäten gemischt, erlernen die Re» gimentssprache selten gründlicher, als zur nothdürftigsten Instruk» ti on der Leute nöthig ist, sind daher oft ohne eigentlichen Einfluß auf den Geist. Generale a w Reischach. Das heißt: Hutschwenken, ‚Mir nach und vorwärts!' Bis sie zusammengeschossen werden. Lgbreurs; viele aus guter Familie und von guter Tournure; der Truppe gegenüber viel Bestechendes: militärische Rücksichtlosig» kcit gegenLandundFeind." SolchenHutschwenkernwollteernicht zugezählt werden. Beim Einzug in Berlin sprach er: „MeinStre- ben war, so vielenMenschen wie möglich dieGesundheitundihre Knochen zu erhalten, also die Erfolge mit den geringstmöglichen Verlusten zu erringen. " Nach1870hatergeschrieben: »DerFeld- zug von 1864, jetzt beinahe vergessen und übersehen im Vergleich mit den größeren Kriegen, war von höchster Bedeutung für die Armee und das Vaterland. Die Armee, vom König reorganisirt, hatte sich bewährt. Sie wußte nun, daß der lange Friede ihr nicht geschadet hatte und daß sie leisten würde, was von ihr verlangt werden könne. Solche Probe und Zuversicht war ihr nöthig vor den größeren Kriegen, die sich dem von 64 bald anschlossen."

Examen conscientise.

«DieAbstufungen, welche in der dänischen Frage erreichbar schienen, gipfelten meines Erachtens in der Erwerbung derHerzog- thümer für Preußen, wie ich sofort nach dem Tod Friedrichs des Siebenten in einem Confeil ausgesprochen habe. ZM^innerte den König daran. dqAcdcr seiner nächsten Vorfahre«, selbst seinen

Bruder nicht ausgenommen, für den Staat einen Zuwachs gewonnen habe, und ermunterte ihn, ein Gleiches zu thun. In dem Drotokol fehlte diese Aeußerüng. DerGeheime Rath Costenoble, derdieProtokole zu führen hatte, sagte, von mir zurRede gestellt, der König habe gemeint, es würde mir lieber sein, wennmeineAus» lassungen nicht protokolarisch festgelegt würden; Seine Majestät schien geglaubt zu haben.daß ich unter bacchischenEindrücken eines Frühstückes gesprochen hätte und froh sein würde, nichts weiter davon zu hören. Ich bestand aber auf der Einschaltung, die auch erfolgte. Der Kronprinz hatte, während ich sprach, die Hände zum Himmel erhoben, als wenn er an meinen gesunden Sinnen zweifelte; meineKollegen verhielten sich schweigend.Ich habe vonAn» fangandieAnnexionunverrücktimAugebehalten.ohnedteanderen Abstufungen aus dem Gesichtsfeld zu verlieren. Als dieSituation, welche ich absolut glaubte vermeiden zu müssen, betrachtetet«) diejenige, welche in der Oeffentlichen Meinung von unseren Gegnern als Programm aufgestellt war: den Kampf und Krieg Preußens für die Errichtung eines neuenGroßherzogthumes, durchzufechten an der Spitze der Zeitungen, der Bereine, der Freischaaren und der Bundesstaaten außer Oesterreich und ohne die Sicherheit, daß die Bundesregirungen die Sache auf jede Gefahr hin durchführen würden. Ich hätte den Minister als Schwindler und Landesverräther betrachtet, der in die falsche Politik von1848, 49,50 zurückgefallen wäre, dieuns einneues Olmütz bereitenmußte. Sobald Oesterreich mituns war, schwand dieWahrscheinlichkeitemer Koalition der anderen Mächte gegen uns. Auf das dynastische Gefühl des Königs war der Gedanke, die von zwei Meeren umspülten Provinzen zu erwerben, und meine gefchichtliche Erinnerung in der Conseilsitzung vom Dezember 1863 nicht ohne Wirkung; auf der anderen Seite war aber die Bergegenwärtigung der Mißbilligungwirksam, diederKönig, wenn erdenAugustenburger aufgab, bei seiner Gemahlin, bei dem kronprinzlichen Paar, bei verschiedenen Dynastien und bei Denen zu erwarten hatte, welche damals in seiner Auffassung die Oeffentliche Meinung Deutschlands bildeten. Die Erwerbung der Herzogthümer für Preußen wurde als eine Ruchlosigkeit von allen Denen betrachtet, welche seit 1848 sich als die Vertreter der nationalen Gedanken aufge»

spielt hatten. Und die Anschauungweise des Königs war bis dahin, durch den Einfluß derGemahlin und derBethmann-Holl» wegschen Streberfraktion, von dem landläufigen Liberalismus stark imvrägnirt." (Gedanken und Erinnerungen.)

DaAhat^Bismarck (erjtder entamtete) gesagt. Und weil ers so sagen, so sehen mutzte, war er, den Preußens Beruf überwäl» tigte, genöthigt, nicht nur, wie der Kieler an Bernhardt geschrie» ben hatte, ein doppeltes Spiel, nein: mit Jedem, gegen Jeden ein anderes zu spielen; war er, der in Frankfurt ausgerufen hatte, nuzSekretäre, die lügen können, seien ihm brauchbaMeMliMej. ^MrelangsemWöllenins Gewand der Lüge zu kleide solcherTrug die demVaterland reifende Frucht bis in dieStunde gesicherter Lese vor fremder Gier und Nachbarsneid schützen konnte. Diesem schien er ein Wirrkopf und Jenem ein fuchtelsüch» tiger Hans Lüderlich: seinem König selbst, für eine Weile, ein ge» horsamer Diener, der die wüste Schrulle des Dehnungsehnens mit Stiel und Stumpf aus dem Hirn gejätet habe und säuberlich nur noch für den Augustenburger sich plage. Den in Caudiums Engpaß verirrten Konsuln ward er verglichen: und wagte doch nicht Geringeres als der große Lucius Iunius Brutus, der lallend, eines Irren Bild, durch die Straßen Roms taumelte und, da er ungefährlich schien, die Heimath aus der Tyrannis zu lösen ver» mochte. Wärs denn nicht bequemer gewesen, bieder die Hand Biederer zu drücken, von Freiheit zu schwärmen, das ewig hehre Streben nach deutscher Einheit, vor dem feuchten Blick der Mit» bürger, aus dem Brustschrein zu heben und in himmelblau um» schnürten Päckchen zur Schau auszustellen? Im Schlendern war ein Kranz zu erraffen. Diefer wollte ihn nicht. Wollte stets Wir» kung, niemals Beifall. Erst fünfzig Jahre ists her: und klingt uns wie aus Mythenserne. Ein kleiner, armer Staat, dessen König gestern abdanken wollte, dessen MeinungBezirks schreierund Ver- einsmeier machen, recktsich in denMuthzu ungemeinemWagniß: und siegt; und bezahlt die Deckadresse des Eintagsgefährten nicht einmal mit einer Bürgschaft, die morgen lästig werden könnte. 1864. Preußen war stets unüberwindlich, wenn fein Hirn, was es wollen mußte, im Gewühl der Feindschaft zu wollen wagte.